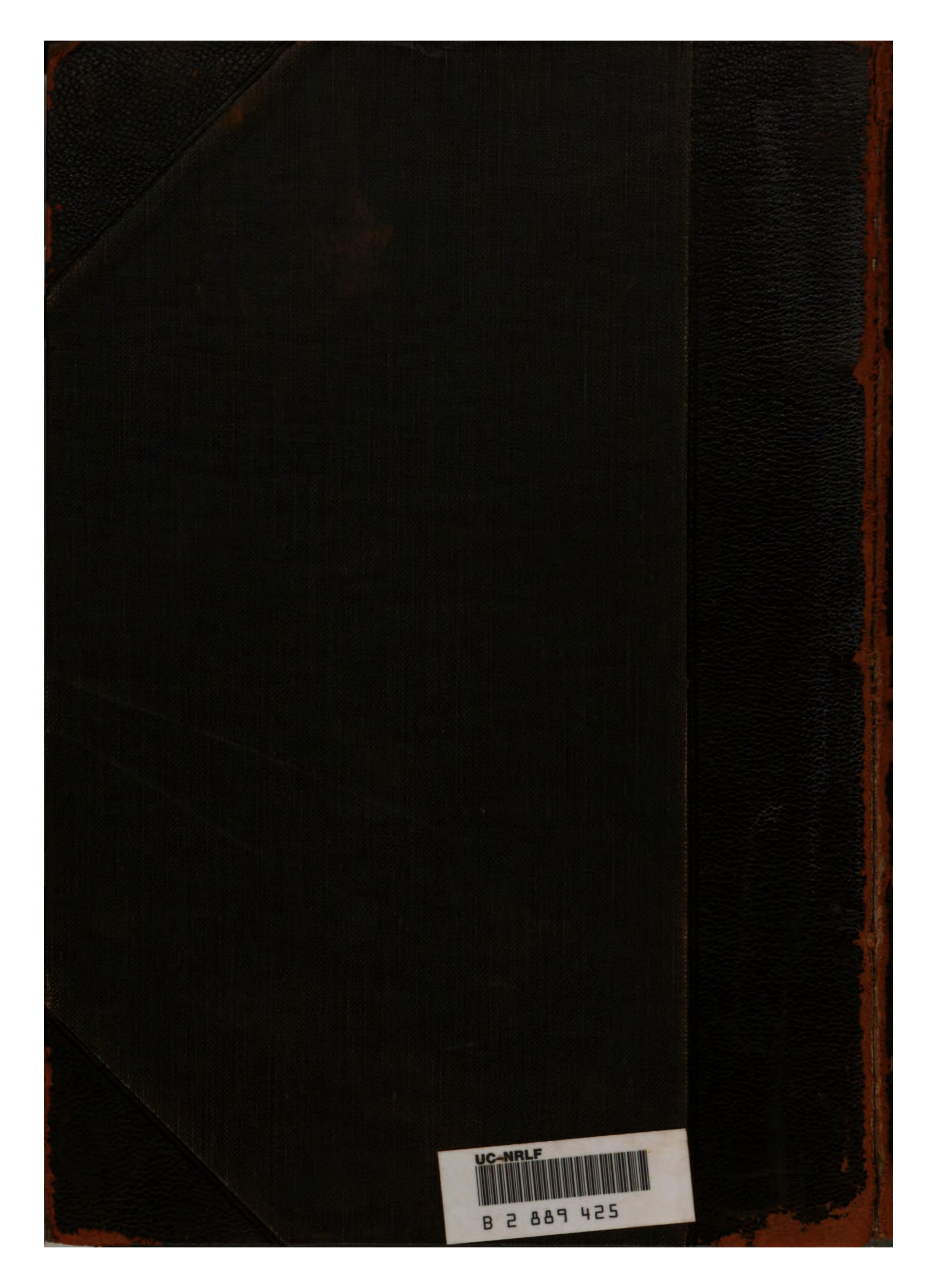
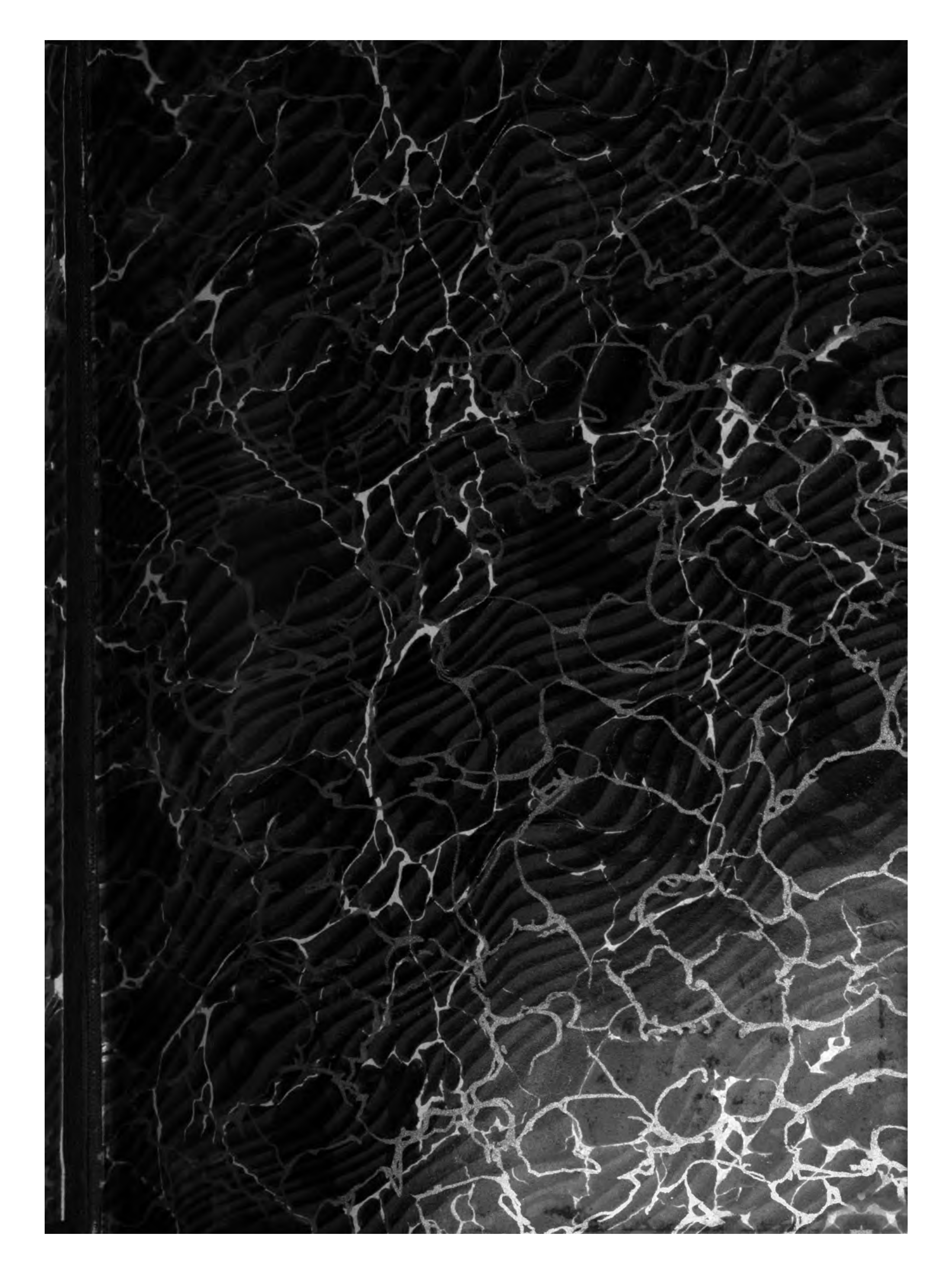

UC-NRLF
B 2 889 425


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Arena

Oktav-Ausgabe

von

Über Land und Meer

Jahrgang 1912|13

Erster Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1912–1913. Heft 1–5

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Zeichnungen und Radierungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Kunstgewerbe

Künstlerische Aufnahmen

Gesundheitspflege, Heilwissenschaft

Technik, Industrie, Handel und Verkehr, Landwirtschaft

Militär und Marine

Sport und Jagd, Mode

Poesie

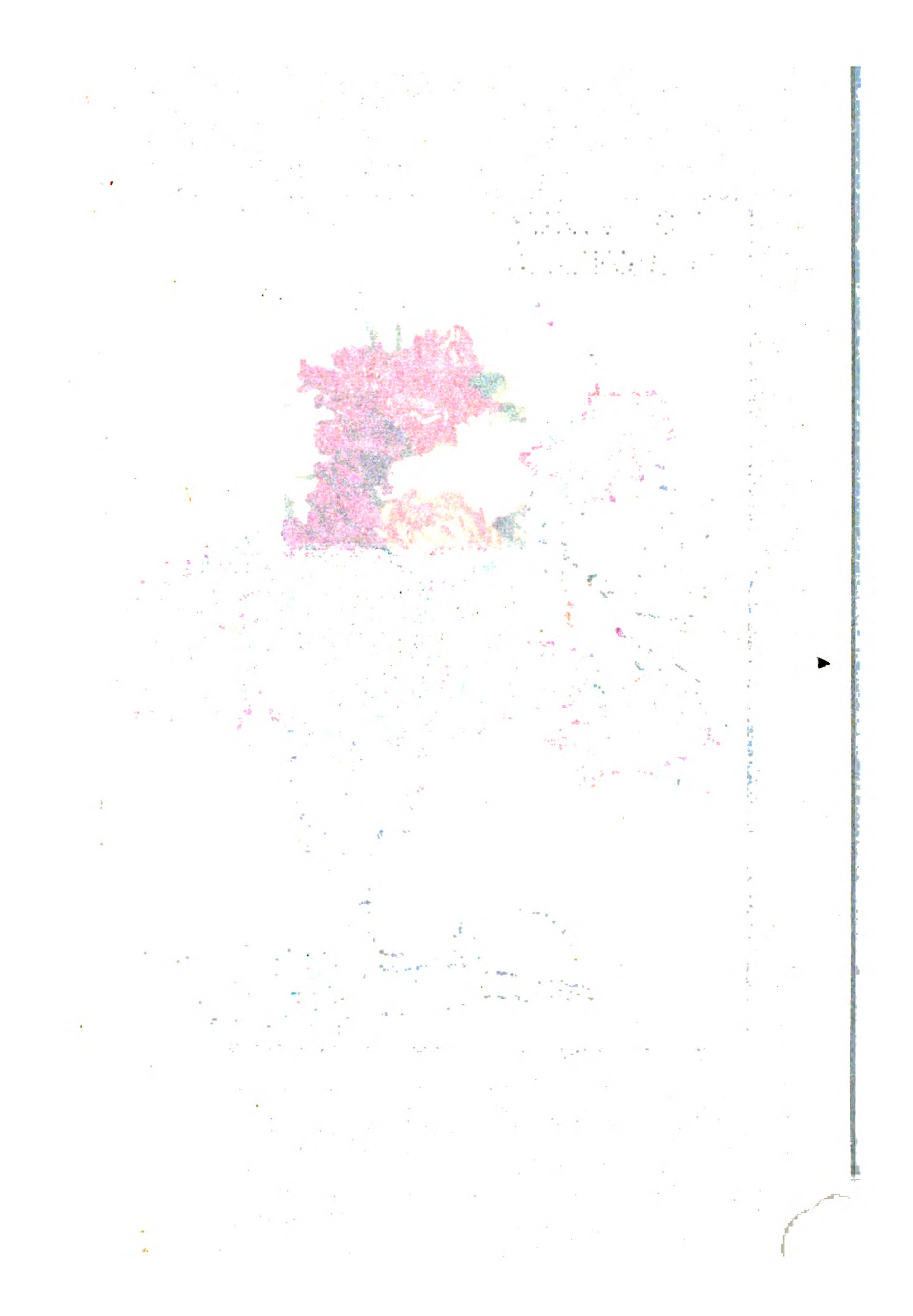
Theater

Musik

Literatur

Erziehung und Schule

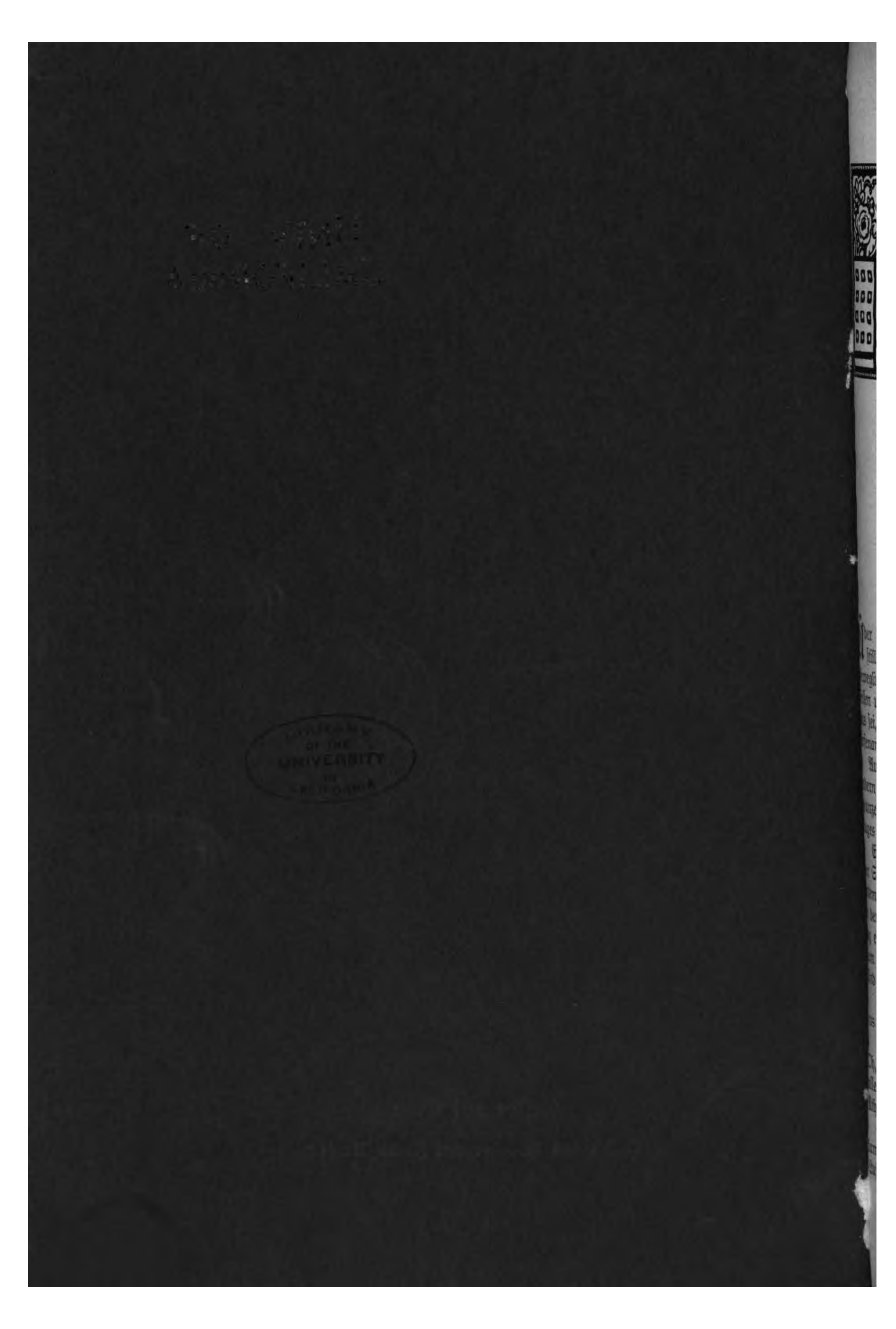
Verschiedenes

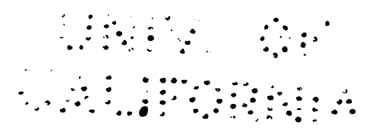




Nelken auf Grau

Nach einem Gemälde von Hans Unger







Im Scheine des Nordlichts

Eine Geschichte aus Lappland

von

Sophus Bonde

Über dem Fjord lag heller, warmer Sonnenschein. Das Wasser war still und glatt, und wenn nicht ein leises Zittern an der Oberfläche seine Beweglichkeit verraten hätte, hätte man glauben können, daß die weite, von Felsen und bewaldeten Hügeln umrahmte Fläche ein blankpoliertes Spiegelglas sei, in welchem sich die Felsen, die Bäume und das Städtchen mit seinen Hafenanlagen und den am Bollwerk liegenden Schiffen spiegelten.

Auf einem der Schiffe, einer deutschen Schonerbrigg, die zwischen andern am Bollwerk vertaut lag, stand ein junger Mann — er mochte neunzehn Jahre alt sein — an die Reling gelehnt und genoß leuchtenden Auges das schöne, herrliche Fjordbild.

Er sah drüben am jenseitigen Ufer auf steilem Hang die hellen, in der Sonne leuchtenden Birken; darunter ein kleines weißes Häuschen mit rotem Ziegeldach und eine aus dem weißgestrichenen Schornstein senkrecht in der klaren, stillen Luft stillstehende blaue Rauchsäule. Weiter nach rechts lag eine von Sonnenstrahlen hell erleuchtete grüne Matte in sanfter Neigung zum Wasser, die von einem dunklen, niedrigen Tannenwald begrenzt war. Und auf der Matte, wie große rote Farbenkleckse, einige schlafende Kühe.

Hinter dem Wald, in blaue, sonnendurchleuchtete Schleier gehüllt, jäh aus dem Wasser emporsteigende Felsen.

Walter, der junge Mann, hob die Brust in sehnsüchtiger Beklemmung. Oh, wie schön, wie schön ist doch die Welt! jubelte es in ihm — wer das alles im Fluge genießen könnte wie der Vogel, der jetzt hoch oben im blauen Äther auf weit ausgebreiteten Schwingen ruhig dahingleitet!

Von fernher tönte der tiefe Klang einer Kirchenglocke. Voll und rein kamen die Tonwellen über das ruhige Wasser geflogen und erfüllten die Luft mit ehernen Tönen.

Als die Glocke schwieg, klang ferner Chorgesang zu ihm herüber.

Hinter einer im Fjord hinausragenden, mit niedrigem Buschwerk bewachsenen Landzunge kamen drei große Boote hervor, alle dicht mit Leuten, Männern und Frauen, besetzt. Sie sangen eine schöne, schwermütige Melodie, die dem jungen Mann zum Herzen drang und seine Sinne gefangennahm.

Langsam, von den Männern gerudert, glitten die weißgestrichenen Boote mit den roten und blauen Strichen am Bordrand vorbei. Ihre Steven waren hochgebaut, und am Heck hatte jedes Boot eine Flagge, die norwegische, rot mit blauem Kreuze.

Bunt und farbenfreudig wie die Fahrzeuge waren die Leute gekleidet, die darin saßen; die Frauen mit roten Miedern, weißen Hemdärmeln und roten, mit bunten Bändern geschmückten Mützen auf den Köpfen, die Männer in roten und blauen, mit schweren, in der Sonne blinkenden Silberknöpfen besetzten Westen, weißen Hemdärmeln und buntgestrickten Mützen.

Der ganze Zug bot ein in der Sonne farbenprächtiges, auf dem ruhigen Wasser dahingleitendes Bild von leuchtender Kraft und Schönheit.

Walter sprang empor. Es wurde ihm auf dem Schiffe zu eng! Er mußte hinaus! Hinaus aus dem Teergeruch, in die Berge, in Gottes freie herrliche Natur, wo er seine Lunge vollsaugen konnte mit würziger, reiner Luft.

Schnell entschlossen lief er ins Logis, wo seine Kollegen in den dumpfen Kojen ihren Sonntagnachmittagschlaf hielten, nahm geräuschlos seine Jacke vom Nagel, zog sie an und verließ still und von niemand bemerkt das Schiff.

Leicht und elastisch eilte er durch die Straßen des kleinen verschlafenen norwegischen Städtchens und lief wie ein junges übermütiges Füllen über Stock und Stein, übersprang Gräben und Hecken und stürmte schließlich auf einem durch niedrige Eichen- und Birkenstände sich windenden Pfad den Berg empor.

So oft die Bäume und Büsche auf nacktem Felsgestein eine Lücke freiließen, breitete sich das herrliche Bild des Fjords mit seinen malerischen Ufern, je höher er kam, je schöner und gewaltiger, vor seinen freudetrunkenen Augen aus.

Auf einer solchen Stelle ließ er sich ins weiche Moos gleiten. Er war nicht müde, o nein, aber er war von dieser übermächtigen Schönheit und Pracht der Natur überwältigt und befangen; er mußte sich sammeln, ruhen und genießen, ehe er weiterging.

Der Fjord breitete sich wie ein gewaltiges Panorama zu seinen Füßen aus. Weit, weit konnte er sehen, über sonnenblinkende Wasser, über bewaldete Höhen und kahle, in Sonnenflimmer gehüllte Felsen.

Er mußte an daheim denken und die Heimat mit diesem hier vergleichen. O ja, sein Holstein mit seinen Förden, Seen und Wäldern war schön. Er wußte es wohl, er hatte die Schönheit der Allmutter Natur von der, die ihn gebar und ihn seine ersten Worte stammeln lehrte, kennen gelernt; geöffnet hatte sie ihm die Augen, so daß er sah, was zu sehen vielen nicht vergönnt war. Er wußte, daß die Heimat schön sei, aber die Schönheit der holsteinischen Förde war mit der schlichten lieblichen Schönheit der besten Stube seiner Mutter zu vergleichen, während die Fjordlandschaft hier mit

der beklemmend stolzen Schönheit eines mit sinnverwirrender Pracht geschmückten Domes zu vergleichen war. Sie nahm ihn gefangen und zwang ihn zur Andacht.

Er sprang auf. Jubeln mußte er aus voller Brust. Und über Baumkronen und Felsen und über die Dächer der kleinen norwegischen Stadt klang in jugendfrischen Tonwellen das schöne deutsche Lied:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Er stieg höher. Über ihm lockten grüne Matten, umsäumt von niedrigen Wäldern verkrüppelter Eichen und Lärchen.

Bald hatte er das mit Heidekraut bewachsene und mit Steinen besäte Hochplateau des Berges erreicht und eilte nun in langen federnden Sprüngen darüber hin nach einer einsamen, aus dem Plateau emporragenden Felskuppe. Von deren Spitze genoß er das gewaltige Panorama, welches sich hier rings um ihn ausbreitete.

Links unten am Fjord lag das Städtchen, welches er verlassen hatte, schlafend und träumend. Geradeaus, nach Nordnordwest, Heide und Felskuppen und weit, weit dahinter das tiefe blauende Meer. Rechts unten ein Fjord mit klarem, spiegelndem Wasser, umsäumt von grünen Wiesen, jäh emporsteigenden Felsen und sanft geneigten, mit Wald besetzten Hängen. Aber unten auf einer der Wiesen, dicht am Saume eines Birkenwäldchens — er traute seinen Augen kaum — war ein Zeltlager aufgeschlagen; er zählte nicht weniger denn elf Zelte. Rauch stieg auf aus den Spitzen der Zelte, und Leute sah er im Lager beschäftigt, gekleidet in blaue, grüne und rote Gewänder. Im Wasser, in unmittelbarer Nähe des Lagers, schaukelten zwei jugendliche Personen in einem Boote; es mußten Mädchen sein, wie er an ihren jauchzenden Schreien trotz der weiten Entfernung hören konnte.

Indianergeschichten, die er früher viel gelesen und noch gerne las, tauchten in seinem Gedächtnis auf. War es der Wigwam Painted Horses oder Bear-Foots oder war es gar Sitting Bull, der Sioux, mit seinen Stammesgenossen, die sich auf dem Kriegspfade befanden!

Ein Schauer von Abenteuerlust durchrieselte ihn.

Ach nein, er befand sich ja im nördlichsten Norwegen; es war nicht anzunehmen, daß der Kriegspfad der Sioux durch Alaska über die Beringstraße und Sibirien bis hierher reichte, es mußten also andre Leute sein, die dort unten ihr Lager aufgeschlagen hatten! Lappländer?! Ja, ein Lappenlager war es.

Er beschloß, ihnen einen Besuch abzustatten. Nun lief er wieder durchs Heidekraut über das Plateau den Berg hinunter, tauchte in einen Birkenwald hinein und befand sich plötzlich mitten in einer — Renntierherde.

Zwei Hunde begannen unter rasendem Bellen einen wahren Indianertanz um ihn aufzuführen. Da sie ihm dabei immer näher kamen, riß er einen starken Zweig von einem Baume herunter, um sich der Bestien zu erwehren. Da ertönte in seiner allernächsten Nähe ein scharfer Pfiff, die

Hunde verschwanden, als wenn sie von der Erde verschlungen wären. Statt ihrer erschien ein Mensch, ein Mann von seltsamem Äußern. Er war etwas unter Mittelgröße, sein Gesicht trug unverkennbar die typischen Merkmale der mongolischen Rasse: schrägstehende schwarze Augen, hervorstehende Backenknochen, schmales, spitzes, zurücktretendes Kinn, platte Nase, kohlschwarzes struppiges Haar und einen ebensolchen dünnen, mit den Enden melancholisch herabhängenden Schnurrbart. Bekleidet war er mit einem blauen, rot eingefaßten, bis zur Mitte der Schenkel herabreichenden Hemde, welches über den Hüften mit einem breiten Lederriemen zusammengehalten wurde, enganliegenden Hosen. An den Füßen trug er Fellstiefel mit Holzsohlen, deren Spitzen nach oben gerichtet waren, und auf dem Kopfe eine schmierige vierkantige Mütze von unbestimmter Farbe, in seinem Gürtel ein großes, starkes Scheidemesser und einen aus dünnen Lederriemen geflochtenen Lasso, in dessen Schleuderende eine Bleikugel eingeflochten war. Zwischen seinen schmalen Lippen hatte er eine kurze schwarze Pfeife.

Er stellte sich breit vor Walter auf, nahm die Pfeife aus dem Munde, spuckte verächtlich vor seine Füße und fragte, indem er ihn mit einem heimtückischen Blick ansah, auf norwegisch: „Was suchst du hier?"

Walter, dem die Sprache nicht fremd war, über das Betragen des Lappen empört, antwortete scharf: „Dasselbe kann ich dich fragen: was suchst du hier?"

„Ich bin hier auf unserm Weideplatz und bewache die Renntiere," antwortete er, „du bist hier aber fremd."

„Ich bin hier in Norwegen ebenso fremd wie du, denn du willst doch nicht behaupten, daß du ein Norweger bist! Jedenfalls gehe ich, wohin ich will, daran sollst du mich nicht hindern." Damit schritt er, ohne ihn weiter zu beachten, an ihm vorbei.

Er war aber kaum fünfzig Schritte gegangen, als er wieder von den Hunden auf das heftigste angegriffen wurde. Nun ertönte abermals ein schriller Pfiff und gleich darauf eine schimpfende Stimme. Ein kleines, altes Männchen mit grauem Haar und bis auf die Brust herabreichendem Bart kam schimpfend und fluchend durch die Büsche. Mit einem dicken Knotenstock, den er in seiner Rechten trug, drosch er auf die Hunde los, die sich nun heulend wieder drückten. Dabei vergaß das Männchen nicht, seine Stummelpfeife zu rauchen, die ihm im Munde stak.

Bekleidet war er genau wie der erste, nur waren seine Gesichtszüge nicht so ausgeprägt mongolisch, und anstatt des heimtückischen Blickes, womit der andre ihn angesehen hatte, guckte dieser Alte ihn mit freundlich blickenden Augen an. „Willst du zu uns?" fragte er freundlich und ohne weitere Umstände.

„Ich hatte die Absicht," antwortete Walter, „aber man scheint nicht willkommen zu sein. Ein junger Mann von den Euren, dem ich vorhin begegnete, war sehr unfreundlich zu mir; er ist es gewesen, der die Hunde auf mich hetzte."

„Das ist Mathis, er ist kein Guter und hat Lust zum Streit. Aber kümmere dich nicht darum. Homek, mein Brudersohn, dem die Herde hier gehört, wird sich freuen, wenn du ihn besuchst. Komme nur, ich gehe mit, dann werden dir die Hunde nichts tun."

So schritten sie nun selbander, freundlich plaudernd, den Berg hinunter. Der Alte, der Zakarias hieß, erzählte redselig von seiner Sippe, die hier mit einer Herde von über fünfzehnhundert Tieren lag. Er selbst besäße davon allein dreihundert, Homek aber, sein Brudersohn, besäße über neunhundert; er wäre der reichste ihrer Sippe und in allem, was das Lager und Herde beträfe, der Befehlshaber. An Leuten wären sie alle miteinander im Lager wohl an vierzig Personen: Altvater (Olderfar), der Vater von Homek, und die Kinder eingerechnet. Vier Familienzelte seien im Lager, die übrigen gehörten den Unverheirateten, wovon einige durch Verwandtschaft zu der Sippe gehörten — während die andern Dienstleute seien.

Homek habe zwei Töchter, wovon die älteste schon zwanzig Jahre alt sei. „Sie ist das schönste Finnenmädchen in ganz Finnmarken," sagte der Alte mit schelmischen Augen, „und du wirst sie bald sehen. Sie ist fast ebenso schön wie ihre Mutter, als sie noch jung war — und sie war schön, kannst du glauben; sie ist eine aus Süden mit blonden Haaren und blauen Augen. Jetzt ist sie grau und frühzeitig gealtert; ich glaube, sie hat doch wohl Sehnsucht nach ihrer südlichen Heimat gehabt, und das ist für eine Frau nicht gut." Dann erzählte er, daß sie bald die Berge hier abgeweidet hätten und wohl in zehn, vierzehn Tagen ihr Lager abbrechen würden und langsam durch Finnland in südöstlicher Richtung nach Schweden ziehen, wo sie den Winter über verblieben. Schließlich fragte der redselige Mann, wo Walter her sei und was er hier täte. Er befriedigte seine Neugier, erzählte von seiner schönen idyllischen Heimat mit ihren Förden und herrlichen Laubwäldern. „Wenn das wahr ist, was du da erzählst," sagte darauf der Alte, „dann müßte es dort herrliche Weideplätze für die Renntiere geben."

Sie waren mittlerweile aus dem Walde herausgekommen und befanden sich am Rande der Wiese, etwa fünfhundert Schritte von dem Lappenlager entfernt, als furchtbare Angstschreie an ihre Ohren schlugen. Erstaunt blieben sie stehen. Sie sahen die Leute unten am Wasser rufend und heftig gestikulierend hin und her laufen. Draußen aber auf dem glatten, spiegelnden Wasser schwamm das Boot mit den beiden jungen Mädchen langsam mit dem ausgehenden Strome den Fjord hinab; sie waren es, die die entsetzlichen Angstschreie ausstießen.

„Herre Jesus Christus, Gott und Allvater, sie sind verloren!" rief der alte Mann mit bebender Stimme und setzte sich in einem Anfall von Schwäche auf den Boden. „Wir haben kein andres Boot, und in meilenweitem Umkreis ist auch kein andres; ehe wir eins zur Hilfe herbeiholen können, sind sie längst draußen auf dem Meere." Er faltete seine Hände und begann in einer Walter unbekannten Sprache mit bleichem Gesichte, stieren Augen und am ganzen Körper zitternd, ein Gebet zu sprechen.

Walter hatte bis jetzt den Ernst der Situation für die beiden Mädchen nicht begriffen. Sie waren ja in einem Boote und konnten ans Land rudern, so viel rudern würden sie doch wohl können. Doch beim Anblick des auf der Erde sitzenden, entsetzten alten Mannes kroch ihm die Angst langsam über den Rücken. — Wenn sie nun keinen Riemen im Boote hatten? — Kein andres Boot war da! — Was dann?!

Kaum war er zu diesem Schluß gekommen, als er mit einer heftigen

Bewegung seine Jacke herunterriß und sie mit seinem Hute neben den Alten warf. Dann sprang er in gewaltigen Sätzen den Rest des Berges hinunter, überquerte die Wiese und lief auf eine kleine Landzunge hinaus, die ein Stück in den Fjord hinausreichte. Hier auf der äußersten Spitze angekommen, zog er seine Stiefel aus. Das Boot befand sich ihm jetzt gegenüber, in ziemlich starker Strömung und in etwa dreihundert Meter Entfernung.

In langen Sätzen sprang er in das hier ziemlich seichte Wasser. — Ach, das war aber kühl! — So, nun zeige, was du im Schwimmen leisten kannst, sprach er zu sich selbst, jetzt gilt es.

Mächtig holte er aus. Mit langen Griffen riß er sich durchs Wasser, sich bald auf die linke, bald auf die rechte Seite werfend. Er sah wohl, wie der Abstand zwischen ihm und dem Boote geringer wurde; doch lag es noch ein gutes Stück von ihm entfernt, als er merkte, wie seine Kräfte zu schwinden begannen. Es schwamm sich mit der schweren, an den Beinen klebenden Hose sehr schlecht, sie war es, die ihn an schnellem Vorwärtskommen hinderte und seine Kräfte nahm. Er legte sich auf den Rücken, löste die Knöpfe und streifte die Hose mit einiger Mühe ab.

Das gab eine Erleichterung! Nun legte er nochmals los. Er befand sich jetzt in der Strömung direkt hinter dem Boote, schwamm mit ruhigen, aber weit ausgreifenden Zügen und verminderte den Abstand zusehends mit jedem Zuge; doch mußte er fast noch eine halbe Stunde kämpfen, ehe er die Reling des Bootes ergreifen konnte. Mühsam kletterte er hinein, die dreiviertelstündige Tour in dem kalten Wasser hatte ihn doch sehr ermüdet. Er mußte sich erst auf den Boden setzen, um das heftig pochende Herz zu beruhigen.

Die beiden Lappenmädchen, in blauen, mit Stickereien schön verzierten Röcken, zierlichen Fellstiefeln an den Füßen und roten, mit gelben Stickereien verzierten spitzen Mützen auf den Köpfen, saßen im Heck des Bootes dicht aneinandergedrängt und sahen den hosenlosen Fremdling mit angsterfüllten Augen an.

Der Alte hatte recht, wenn er sagte, die älteste Tochter Homeks sei das schönste Mädchen in ganz Finnmarken. Ja, sie war schön, Walter stellte diese Tatsache beim ersten Blick fest. Unter ihrer roten Mütze quoll eine Fülle herrlicher blonder Locken hervor, die ein schönes ovales, jetzt blasses Gesicht mit schön geformter Nase und feingeschwungenen roten Lippen umrahmten. Dazu hatte sie dunkelbraune große Augen, die ihn mit einem Ausdruck von Angst und Neugierde ansahen. Ihre jüngere Schwester, die sie mit ihrem Arm umschlungen hielt, hatte auch blondes Haar, doch war ihr Gesicht mehr eckig und dem Typus der Lappländer näher als das der Schwester. Sie hatte geweint, die Spuren der Tränen lagen noch auf ihrem kindlichen Gesichte.

Walter, der sich bald erholt hatte, mußte über die Ungewöhnlichkeit der Situation lachen: er als junger Mann, ohne Hosen, in einem engen Boote neben zwei jungen Mädchen, die er im Leben nie vorher gesehen hatte. Dieses halb unterdrückte Lachen wirkte aber wohltuend und beruhigend auf die verängstigten Gemüter der jungen Mädchen; sie begriffen: der junge

Mann war offenbar gekommen, um sie zu retten; nun lachte er, also mußte die vermeintliche Gefahr nicht allzu groß sein.

Und doch war die Gefahr, ins Meer hinausgetrieben zu werden, sehr groß.

Walter hatte sich mit einem schnellen Blick überzeugt, daß kein Riemen im Boote war; nicht einmal ein Bootshaken oder eine Stange, womit man nötigenfalls dem Boote eine andre Richtung als die jetzige hätte geben können, war vorhanden. Ein zweiter Blick um sich zeigte ihm, daß sie schon weit in den Fjord hinausgetrieben waren; die Zelte der Lappländer lagen schon verschwommen in weiter Ferne, und sie trieben mit immer zunehmender Geschwindigkeit dem Meere zu.

Etwa drei Kilometer vor ihnen ragte eine kleine einsame Felseninsel aus dem Wasser empor. Wenn es ihm nicht glückte, das Boot dahin zu lenken und sie zu erreichen, waren sie verloren. Aber wie? Womit?

Er überlegte einen Augenblick, dann sprang er auf. „Die Ruderbank müssen wir loshaben!“ rief er und begann an dem dicken Sitzbrett zu reißen, um es aus seiner Lage zu bekommen. Das älteste Mädchen kam ihm zu Hilfe; doch alle ihre Anstrengungen nutzten sie nichts: das Brett saß fest und rührte sich nicht. Da kroch Walter unter das Brett, stemmte den Rücken unter Anwendung seiner ganzen Kraft dagegen, während das Mädchen von oben riß. Das half. Ein Krachen und ein plötzlicher Ruck, das Brett war an einem Ende los. Schnell riß er es gänzlich los und begann, das Brett als Paddel gebrauchend, das Boot aus der Strömung nach der kleinen Insel zu lenken.

Es war nicht leicht. Das Brett war zu schwer und unhandlich; zudem herrschte hier etwas Wellengang, der ihm die Sache bedeutend erschwerte. Es hatte sich ein Seewind erhoben, der konträr zur Strömung das Wasser in Bewegung brachte.

Walter arbeitete verzweifelt, um die Insel zu erreichen. Vorn an der Spitze des Bootes stehend, paddelte er mit dem schweren Brett bald rechts bald links, scheuerte sich von Händen und Knien die Haut los und würde wohl kaum sein Ziel erreicht haben, wenn nicht der immer stärker werdende Wind, der ihm kalt und schneidend bis ins Mark drang, seine Bestrebung unterstützt hätte. Sie näherten sich der Insel immer mehr. Es war ein kleines Felseneiland, ohne Baum, ohne Strauch: eine Steinmasse, die plump und schwer einige Meter aus dem Wasser ragte.

Ein paar Seehunde plumpsten ins Wasser, als das Boot aufstieß und Walter mit der Fangleine an Land sprang, und einige Eidergänse, die irgendwo in den Spalten ihre Nester haben mochten, flogen schreiend auf und zogen in schnellem Fluge von dannen.

An Land waren sie nun. Der Gefahr, ins Meer getrieben zu werden, waren sie entronnen. Aber was nun? — Die Abenddämmerung senkte schon ihre Schleier über den Fjord. Die Konturen der Küste wurden immer undeutlicher. Vom Meere her tönte ein dumpfes Brausen. Der Wind nahm an Stärke zu. Soweit Walter die Zeichen in der Luft zu deuten verstand, hatten sie zur Nacht einen steifen Sturm aus Nordwest.

Und sie, er mit den beiden Mädchen, auf der kahlen Felseninsel ohne Schutz, ohne ein schützendes Obdach. Er fast ohne Kleidung, nur im nassen

Hemd und Weste und die beiden Mädchen in dünnen lappländischen Sommerkleidungen. An Rettung war nicht zu denken. In dem alten, gebrechlichen Boot ohne Riemen, ohne Segel und ohne Steuer konnten sie sich nicht auf das jetzt stark bewegte Wasser hinauswagen; sie mußten auf dem kahlen Felsen ausharren, bis Rettung vom Lande käme.

Sie versuchten mit vereinten Kräften das Boot aufs Land zu ziehen, um in dessen Schutz die Nacht zu verbringen. Aber es war ihnen zu schwer und das Ufer zu hoch; nach einigen vergeblichen Versuchen gaben sie es auf.

Dann setzten sie sich hinter einen hervorragenden Felsen, der einigermaßen Schutz gegen den scharfen, kalten Wind gewährte. Dicht aneinandergedrängt saßen sie, Walter zwischen den beiden Mädchen, die ihn, so gut sie konnten, mit ihren Röcken deckten.

Der Wind nahm an Stärke zu, die Nacht senkte sich herab und umhüllte die Schiffbrüchigen mit dichten, dunklen Schleiern.

Fünfzig Schritte hinter ihnen, an der Luvseite der Insel, donnerte die Brandung, und der Wind wehte seinen kalten, feuchten Hauch zu den dreien, die vor Kälte zitterten und bebten.

Das kleine Mädchen — Orrid nannte sie sich und mochte elf bis zwölf Jahre alt sein — begann zu weinen. Da nahm Walter sie auf seinen Schoß; hielt sie fest umschlungen gegen seine Brust gedrückt und flüsterte ihr leise Mut zu. An seiner linken Seite saß ihre ältere Schwester Elle. Sie hatte, dicht an ihn geschmiegt, ihren Arm durch den seinen geschoben und hielt seine linke Hand mit ihren beiden Händen fest umschlossen. Sie kannten sich nicht, hatten sich nie vorher im Leben gesehen, aber ihre gemeinsame Not zog ein festes Band um sie und zwang sie in Demut, eng aneinandergeschmiegt, ihrer Rettung oder — ihrem Tode entgegenzuharren. — — — — — — —

Die Nacht war noch nicht halb vorüber, da begann Walter zu fiebern. Er kämpfte mit dem letzten Rest seiner schwindenden Energie dagegen an, aber es nutzte ihm nichts, nach einer Stunde lag er phantasierend mit dem Kopfe in Elles Schoß gebettet, während sie ihm mit ihrer weichen Hand sanft und beruhigend über seine Stirne strich. Aber auch ihre kleine Schwester Orrid konnte der Kälte nicht standhalten; bald lag sie bewußtlos neben Walter. Und als der Morgen graute, saß das tapfere Mädchen halb erstarrt mit blassem Gesichte neben ihren zwei bewußtlosen Unglücksgefährten und starrte mit irrenden Augen nach einem Segelboot, das, gegen Wind und Wellen ankämpfend, sich der Insel näherte.

*

Martin Homek war einer der reichsten der Finnlappen. Seine Herde zählte, wie sein Onkel Walter richtig erzählt hatte, über neunhundert Renntiere. Aber er repräsentierte eine weit größere Macht, denn er war der jetzige Repräsentant der Familie Homek, die zusammen fast zweitausend Renntiere, auf vier Familien verteilt, besaß. Und wenn in Finnmarken von den Herden gesprochen wurde, so wurde nicht die Renntierherde der Homekschen Sippe genannt, sondern die Herde Homeks, und die zählte, wie gesagt, fast zweitausend Tiere.

Um diese ungeheure Menge zusammenzuhalten und zu regieren, bedarf

es natürlich einer großen Anzahl Leute; denn die Tiere sollen auf bestimmten Weideplätzen gehalten werden, gewisse Tage in der Woche gemolken und die nötige Anzahl für die Lebensunterhaltung der Leute geschlachtet und zubereitet werden. Die Homeksche Sippe zählte mit ihren Dienstleuten an vierzig Personen und etwa zehn bis zwölf Hunde, die ebensogut wie die Leute ihre Schichtwechsel hatten und mit im warmen Zelt schliefen. Und wenn die Renntierwache abgelöst werden sollte und zu diesem Zwecke in ein altes vorsintflutliches Instrument getutet wurde, sprangen die Hunde, die Freiwache hatten, noch flinker als ihre Menschengenossen aus ihrem warmen Lager, um ihre vierbeinigen Genossen oben auf den Weideplätzen abzulösen. Ohne diese klugen Tiere wäre der Lappe nicht imstande, die großen Herden zusammenzuhalten und im geordneten Zuge von Weideplatz zu Weideplatz zu bringen. Nur eines leisen Zurufs bedarf es, um Björn, Sjörris oder Murri auf irgendein von der Herde wechselndes Renn aufmerksam zu machen, und sofort stürmt der Gerufene davon, um den Ausreißer wieder zurückzubringen.

Homeks Zelt, aus einer Anzahl schlanker, dünner Tannenstämme gebaut und mit Renntierfellen bedeckt, war groß und geräumig. Schon die Größe des Zeltes kennzeichnete es von den übrigen als das Zelt des Herrn.

Es beherbergte außer ihm, seiner Frau und seinen beiden Töchtern seinen alten Vater und seinen Onkel Zakarias. Sein Vater war ein sehr alter Mann; sie schätzten sein Alter auf über neunzig Jahre — so genau wußten sie es nicht. In damaligen Zeiten wurden die Geburten nicht registriert, man verband das Jahr der Geburt mit irgendeinem bedeutenden Ereignis und wußte so, nach Jahren, ungefähr wie alt man war. Homeks Vater war in demselben Jahre geboren, als Jakob Makos halbe Renntierherde in dem Enaresee ertrank, und dies geschah zwei Jahre vor dem großen Renntiersterben und fünf Jahre, nachdem König Gustav ermordet wurde. Da dies ums Jahr 1792 geschah, mußte er ja nun neunzig Jahre alt sein, das war eine sehr einfache Rechnung. Er gehörte noch zu den ungetauften Lappen. Er verachtete den neuen Glauben nicht, nein, aber er wollte doch lieber bei seinem alten Glauben bleiben, und wenn er stürbe, wollte er oben beim Allvaterstein begraben sein, und man sollte ihn mit Birkenrinde und Steinen zudecken.

In der Mitte des Zeltes befand sich, aus rohen Feldsteinen aufgebaut, die Feuerstelle und darüber ein Galgen aus starken Eichenästen, in deren Gabeln die Kochtöpfe in Ketten herabhingen. Hinter diesem primitiven Herd standen einige Kisten aufgestapelt zu einer Art Anrichte, woran die Zeltmutter ihre Küchenarbeiten verrichtete. Das Innere der Kisten beherbergte die notwendigen Spezereien und Kolonialwaren. Neben dieser Anrichte, dem Eingang gegenüber, befand sich ein zweiter Aufbau, eine Art Geschirrahmen, aus Eichenzweigen kunstvoll aufgebaut, an deren Ästen die verschiedensten Gebrauchsgegenstände hingen: Töpfe und Pfannen, die nicht gerade im Gebrauch waren, neben Tassen und Krügen; Gewehre und Beile, kunstvoll ausgeschnittene und mit schönen Zieraten versehene Holzlöffel, Becher und Krüge. Rings an den Wänden waren die Lagerstätten: Reisigbündel mit darübergebreiteten schönen Fellen. Tagsüber benutzte man sie als Sitzgelegen-

heit, des Nachts als Schlafstätte. In die warmen, weichen Pelze eingewickelt, schlief man dort so schön wie im weichsten Daunenbett. Das Zelt machte mit seiner ganzen Einrichtung einen behaglichen Eindruck und zeugte in allen Teilen von dem Wohlstand des Besitzers.

Homek, der Urtypus eines Finnlappen, etwas unter Mittelgröße, mit breiten Schultern, breiter, niedriger Stirn und schwarzen, unheimlichen Augen, hielt auf strenge Zucht und Ordnung in seinem Lager. Niemand hatte in seine Anordnungen dreinzureden, niemals würde jemand wagen, sich seinem Befehl zu widersetzen; niemals fragte er um Rat, und es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, über Aufbruch oder Veränderung des Lagers mit jemand zu reden. So beiläufig, wenn die Horde beisammen war beim Abendessen, nahm er seine schwarze Stummelpfeife, ohne die man ihn niemals sah, aus dem Mund und sagte laut: „Hört!" Die meist recht lebhafte Unterhaltung verstummte sofort, und alle Blicke hingen gespannt an seinen Lippen. „Übermorgen früh brechen wir das Lager ab! Tragtiere herunter! Herde in vier Abteilungen nach Rödkull!" Dann steckte er wieder seine Pfeife in den Mund und lehnte sich schweigend auf sein Lager zurück, mit seinen schwarzen Augen die Wirkung seiner Worte beobachtend. Niemals würde es jemand einfallen, auch nur ein Wort gegen diesen kurzen Befehl einzuwenden: der Beschluß des Herrn stand fest und unabänderlich wie das Schicksal.

Seine Frau Karine war nicht seiner Art und nicht vom Stamme ihres Mannes. Sie mußte in ihrer Jugend ein schönes Weib gewesen sein; noch trug sie Spuren einstiger Schönheit in ihrem jetzt alternden Gesicht. Sie verrichtete ihre Arbeit im Zelte mit ruhiger, stiller Würde, war fast ebenso wortkarg wie ihr Mann; nur lag in ihrem Gesicht ein scheuer, furchtsamer Ausdruck, der sich in Gegenwart ihres Mannes oft ihrem ganzen Wesen mitteilte und es beeinflußte. War sie aber mit Elle, ihrer ältesten Tochter, allein, dann fiel dies von ihr ab; ein stilles Lächeln verschönerte ihre Züge, und ihre noch schönen Augen leuchteten in klarem, ruhigem Glanze. Von den beiden Töchtern sah die älteste ihrer Mutter am ähnlichsten, während die jüngste mehr in die Art des Mannes geschlagen war. Sie war wohl auch deshalb sein Liebling und die einzige im ganzen Lager, die es wagte — natürlich in ihrer kindlichen Art — gegen ihn Widerspruch zu erheben; sie war sein Augapfel.

Obwohl die Mutter ihre beiden Töchter sehr lieb hatte, stand die älteste ihr doch näher. Sie war mit ihren zwanzig Jahren ein voll erblühtes Weib; hatte im Lager keine Freundin, mit der sie sich abgeben mochte, sie hatte dazu wohl zu viel Blut vom Stamme ihrer Mutter in ihren Adern. Sie war in ihrem Sinn der Mutter gleich; dachte und handelte wie sie, und darum war es erklärlich, daß die beiden Frauen sich enger aneinandergeschlossen hatten, als es sonst wohl der Fall sein dürfte. Und eigentümlicherweise hatte Elle eine ebensolche Scheu vor Homek, ihrem Vater, wie ihre Mutter.

Anders die kleine Orrid. Befahl ihr der Vater irgend etwas, sprang sie wohl gleich einer Katze ihm an den Hals, zupfte ihn am Haar und Bart, kniff ihn in die Ohren und sang: „Das tu' ich nicht! Das tu' ich nicht!" Mitunter nahm er einen Anlauf, ihr böse zu werden, aber es gelang ihm nie; gegen seinen kleinen Wildfang war er machtlos.

In den andern Zelten, die sich in nichts von Homeks Zelt unterschieden, hausten die übrigen zu der Horde Homeks gehörenden Menschen. Die Verheirateten hatten mit ihren nächsten Angehörigen ihre Zelte für sich.

Die Mahlzeiten wurden bei gutem Wetter vor den Zelten eingenommen. Die Männer aßen zuerst; wenn sie gesättigt waren, aßen die Frauen, meist um die Feuerstätte herumhockend.

An dem Sonntag, an welchem Walter zu Anfang unsrer Erzählung sein Schiff verließ, hatten die Leute, die nicht auf Renntierwache waren, im schönen warmen Sonnenschein vor den Zelten gesessen, plaudernd und mit leichten Handarbeiten beschäftigt. Die Frauen stichelten, schmückten Pelzjacken und Mützen mit schönen bunten Verzierungen oder strickten Strümpfe.

Die Männer hatten schöne Stücke entrindete Birkenhölzer und schnitzten mit ihren Messern aus dem weichen, zähen Holz allerlei Gebrauchsgegenstände. Dabei wurde geplaudert, Märchen erzählt und wohl auch oft eines der schönen, schwermütigen Lieder gesungen, die im hohen Norden zu Hause sind.

Homeks Töchter Elle und Orrid waren, jede mit einer Angelschnur bewaffnet, nach dem Wasser gegangen und wollten den Fischen in dem Fjord damit zu Leibe gehen. Sie bestiegen zu diesem Zweck das am Strand liegende Boot, welches Homek während seines Aufenthalts am Fjord von einem befreundeten Fischlappen, hier Kwäne genannt, geliehen hatte, und zwar auf Veranlassung seines kleinen Lieblings, der absolut im Boot fischen wollte.

Elle nahm den langen Bootshaken und stieß damit das Boot in tieferes Wasser. Als es ihr weit genug hinaus war, stieß sie den Haken in den Grund, schlang die Fangleine um das aus dem Wasser emporragende Ende und machte sich über ihren Angelhaken.

Bald waren sie beide in ihre Beschäftigung vertieft. Fische waren genug vorhanden, anbeißen taten sie auch, und mit hellen Jubelrufen begrüßte Orrid jeden aus dem Wasser kommenden Fisch. „Du bist für Vater, denn du bist schön, und du für Mutter!“ und wenn sie einen nach ihrer Meinung noch größeren und schöneren Fisch herausholte: „O nein, du bist ja noch viel schöner, Vater soll dich haben.“

So hatten sie, in ihre Beschäftigung vertieft, nicht bemerkt, daß die Fangleine sich gelöst hatte und das Boot mit der stark einsetzenden Ebbe abtrieb.

Elle war die erste, die es gewahr wurde.

Sie sah unwillkürlich nach dem Lager hinauf und wurde erblassend gewahr, daß sie schon ein ziemliches Stück abgetrieben waren.

Sie sprang mit einem Satz im Boote auf, welches dadurch bedenklich ins Schaukeln kam. Die Kleine, welche gerade einen „Biß“ hatte, wandte sich, unwillig über die Störung, ihrer älteren Schwester zu und sah nun deren blasses, angstvolles Gesicht. Nun sah sie nach der andern Seite und wurde gewahr, was geschehen war.

Während Elle sich still resigniert auf ihrem Platze niederließ, sprang Orrid auf und schrie angstvoll, gellend: „Vater! — Vater! — Hilfe!“

Ihre angstvollen Schreie gellten über den stillen Fjord und echoten an den steilen Felswänden des gegenüberliegenden Ufers.

Die Leute vor den Zelten wurden in ihrer friedlichen Beschäftigung jäh aufgestört.

Im ersten Augenblick war es ihnen wohl nicht klar, was geschehen war. Da rief einer: „Gott hilf, sie haben keine Riemen mit im Boote, sie liegen hier!“ Und nun erkannten sie alle klar, in welcher Gefahr die Mädchen sich befanden; es war ja kein andres Boot da, womit man ihnen hätte zu Hilfe kommen können, und in meilenweitem Umkreis auch nicht. Der nächste, der ein Boot hatte, war der Eigentümer des mit den beiden Mädchen treibenden Bootes, der Kwäne, der aber etwa zwei Wegstunden weiter fjordeinwärts wohnte.

Homek sprang mit einem Verzweiflungsruf auf, lief nach dem Strand und rief verzweifelt ein ums andre Mal den Namen seines Lieblings: „Orrid! — Orrid!“ Aber als Antwort klang zurück vom jenseitigen Felsen das Echo: „—rid! —rid!“ und die immer schwächer werdenden Rufe des Mädchens: „Vater! Vater!“

Die Frau stand, zitternd am ganzen Leibe, vor dem Zelte. Ein Schmerzenslaut entrang sich ihren Lippen und formte sich zu einem Worte: „Elle!“

Ihr ward zumute, als wüchse der Fjord auf ins Ungeheure und müßte sie alle verschlingen; jahrelang zurückgedrängtes Weh stieg in ihrer Brust auf und wollte den Schlag ihres Herzens hemmen. Sollte sie das Liebste, das Einzige, was sie noch besaß, jetzt auch noch verlieren? Nein, das konnte und durfte nicht sein, sie mußte dagegen ankämpfen.

Sie raffte sich auf, rief zwei von den jungen Männern und schickte den einen nach dem Kwänen hinten im Fjord und den andern über den Berg nach der Hafenstadt. Dorthin war es natürlich viel weiter als zu dem Kwänen, mindestens vier Stunden, aber der Kwäne konnte zufällig nicht zu Hause sein, wahrscheinlich war es nicht der Fall; aber man konnte es nicht wissen, und man durfte nichts versäumen, was zur Wiedereinbringung des treibenden Bootes getan werden konnte. Sie schärfte den beiden Boten noch ein, so schnell als nur möglich zu eilen, es solle nachher ihr Schaden nicht sein.

Kaum waren sie fort, als die Aufmerksamkeit der Zurückbleibenden in andre Richtung gelenkt wurde. Vom Berg herunter lief ein Mann in weißen Hemdärmeln; also keiner der Ihren. In langen Sprüngen lief er den Berg hinunter nach der Landzunge, die dahinten in den Fjord hinausragte, dort stand er, auf der äußersten Spitze angelangt, einen Augenblick still, sprang dann ins Wasser und schwamm mit langen, kräftigen Stößen hinter dem Boot her. Die Leute liefen den Berg hinauf und verfolgten von dort das treibende Boot und den Schwimmer mit ihren Augen, solange sie es vermochten. Sie sahen schließlich auch, wie der Fremde das Boot erreichte und hineinkletterte. Nachher entschwand es ihren Blicken, sie sahen es nur noch als einen kleinen dunklen Punkt auf dem Wasser.

Nach etwa drei Stunden sahen sie ein Boot, scharf gegen den immer stärker werdenden Wind aufkreuzend, sich nähern. Es war das des Kwänen Lars Olden. Nach einer weiteren halben Stunde lief es auf den Strand unterhalb Homeks Zelt. Der ausgesandte Knecht sprang ans Land, während sein Herr, Homek, das Boot bestieg. Dann brachten die Frauen warme

Pelze, Eßwaren und eine Flasche Branntwein. Das Boot wurde wieder hinausgeschoben, das braunrote Segel gesetzt, und nun strich es in dem scharfen Wind, immer kurz vorm Kentern, über den Fjord. Fast eine Viertelstunde währte es, ehe es über Stag* ging und sich über den andern Bug legte, und nach einer halben Stunde war es in den sinkenden Schleiern der Nacht verschwunden.

Als die Sonne kurz nach ihrem Aufgang scharfe, stechende Strahlen durch schweres, zerrissenes Gewölk über das stark bewegte Wasser des Fjords sandte, traf ein Strahlenbündel die einsame Felseninsel, worauf die drei Schiffbrüchigen lagerten. Elle, die aufgestanden war, um besser das herankommende Boot beobachten zu können, mußte, geblendet von den unruhigen, scharfen Lichtreflexen auf dem Wasser, die Augen schließen; auch wurde ihr schwindlig, sie mußte sich wieder setzen.

Die Wolken schlossen sich nach einem kurzen Moment wieder zu einer dunklen, undurchdringlichen Decke und hüllten den Felsen und das schäumende Wasser in ein trauriges, fahles Licht. Doch der kurze Augenblick, in dem die Sonne in die trübe Szenerie hineingeleuchtet hatte, hatte genügt, um den scharf auslugenden Männern im Boote zu zeigen, wo sie hinsteuern sollten.

Homek war ein Christ, das heißt er hatte die christliche Taufe empfangen, aber tief im Grunde seiner Seele lebte noch der Glaube seiner Urväter. Für gewöhnlich betete er zu dem Gott der Christen, aber in höchster Not, in tiefster Bedrängnis rief er die Hilfe Allvaters, der zum Zeichen, daß er noch da war, hoch oben in den Bergen sein Bildnis in Stein gesetzt hatte, damit die Lappen ihn nicht ganz vergäßen. Und zu dem hatte er gerufen, als er in dem schwankenden Boote saß und nach seinen Kindern spähte und der Kwäne wegen des hier stärker werdenden Seegangs zurückkehren wollte. „Allvater hilf!" rief er in seiner Verzweiflung, und sieh, im selben Augenblick zerriß die schwere Wolkendecke, ein Strahlenbündel wie von einem gewaltigen elektrischen Scheinwerfer schoß hindurch, beleuchtete für einen Augenblick den Felsen und zeigte dem verzweifelnden Vater seine Tochter, die aufrecht stand und nach der nahenden Hilfe ausspähte.

„Hilf, Allvater," murmelte der Kwäne erblassend, „hätte ich es nicht selbst gesehen, würde ich es nicht geglaubt haben."

Zehn Minuten später lag das Boot an der Insel. Homek sprang ans Land, lief auf seine kleine Tochter zu und hob das leise wimmernde Mädchen in seine Arme.

Der Kwäne hatte, nachdem er das Boot fest verankert, die Branntweinflasche ergriffen und war damit zu Elle hingetreten. Ohne lange zu fragen, hielt er ihr die Flasche an den Mund. Mechanisch schluckte sie und fühlte, wie das Getränk wie ein glühender Feuerstrom durch ihren Körper lief. Dann aß sie etwas von dem mitgebrachten Proviant, und als sie nachher, in einen warmen Pelz gehüllt, im Boote saß, fühlte sie sich ganz wohl.

Walter war kaum aus seiner Bewußtlosigkeit herauszureißen. Die Männer schüttelten ihn, flößten ihm Branntwein ein, schlugen mit ihren flachen Händen auf seinen entblößten starren Körper, aber erst nach langen

* Über Stag gehen = wenden.

vergeblichen Bemühungen begann er regelmäßig zu atmen, das Blut begann wieder zu pulsieren. Wohl sah er verwirrt aus seinen Augen, aber er lebte doch. Nun trugen sie ihn ins Boot, betteten ihn in warmen Pelzen neben die Kleine, setzten das Segel, und heimwärts ging es mit dem fegenden Backstagwind* in fliegender Fahrt.

Walter lag in Homeks Zelt auf dem Lager von Birkenreisern und Fellen. Das Fieber raste durch seinen jungen Körper und nahm ihm seine Sinne. In wilden Fieberphantasien redete er von fernen Ländern, dem brausenden Meer, von der Heimat und der verstorbenen Mutter in einer Sprache, die die Zeltbewohner nicht verstanden. Nur das Wort Mutter verstanden die Frauen, die an seinem Lager wachten. Sie taten alles, was sie wußten und was in ihren Kräften stand, um sein junges Leben zu retten.

Karine und ihre Tochter Elle wichen nicht von seinem Lager. Immerfort erneuerten sie die feuchten, kühlen Umschläge, die sie auf Anordnung des Greises, Homeks Vater, dem Kranken umlegten. Sie besprengten ihn auch mit dem Saft einer Art wilden Lattichs, den sie eigens zu diesem Zweck um die Mitternachtsstunde bei zunehmendem Monde gepflückt hatten; sie holten von weit, weit her, über zwei Tagereisen, eine alte Frau, die die Rose, entzündete Finger und das kalte Fieber besprechen konnte. Sie verbrannte im Zelt allerlei Kräuter, deren Rauch den Kranken beinahe erstickt hätte; sprach, um die Feuerstelle rückwärts gehend, geheimnisvolle Formeln und schritt, immer nach rückwärts, an dem Kranken vorbei zum Zelte hinaus. Aber es half alles nichts, das Fieber stieg und stieg und drohte ihn zu vernichten.

Elle warf sich verzweifelt auf ihre Knie neben das Lager und bat und flehte zu Gott in inbrünstigem Gebet, ihr das Leben Walters zu lassen ...

Der Kranke phantasierte, wollte aufspringen und hinaus; man hatte Mühe, ihn zu halten. Da schickte Homek die Frauensleute hinaus; die drei Männer, Homek, sein Vater und Zakarias, blieben im Zelte bei dem Kranken.

„Vater, sprich du ein Gebet für den Kranken, er hat meine Kinder vom Tode gerettet," sagte Homek ernst.

„Hole mir einen jungen Baumsproß," antwortete der.

Homek ging, das Verlangte zu holen. Walter kämpfte in diesem Augenblick mit dem Tode: die Krisis war da. Brust und Lunge arbeiteten wie rasend, das Herz hämmerte wie wahnsinnig und jagte das Blut wie einen siedenden Strom durch seine Adern; er hatte sich halb aufgerichtet, sein Atem ging in kurzen, röchelnden Stößen, seine weit aufgerissenen Augen starrten angstvoll ins unbekannte Land, dessen Grenze er im Begriff war zu überschreiten.

Homek kam wieder ins Zelt, in der Hand ein junges kleines Bäumchen, das er seinem Vater reichte.

Der Greis erhob sich. Die Männer entblößten ihre Köpfe und falteten die Hände zum Gebet. Einen Augenblick war es ruhig. Der Kranke war erschöpft auf sein Lager zurückgesunken, sein Atem ging schnell und kurz. Da öffnete der Greis seinen zahnlosen Mund und sprach mit leiser, zitternder Stimme:

---

* Backstagwind = Wind im Rücken.

Wenn im Herbst die Blätter fallen
Und stürzen ab;
Wenn im Alter müde Menschen wallen
Nach ihrem Grab:
Dann ist es recht.
Doch junge Schößze, junges Werden
Laß sie am Baume, laß es auf Erden.
Der Sproß wird Baum, das Kind wird Mann,
Oh, laß sie beide hier im Land!
Schau auf die beiden Sprossen nieder,
Gib beiden ihre Kräfte wieder!
Allvater hilf, Allvater gib, Allvater nimm!

Homek und Zakarias sprachen die letzten Worte mit. Dann nahm Homek den Schößling, berührte Walters Stirne damit, während die Männer die letzten Worte wiederholten. Hierauf verließen sie alle drei das Zelt, pflanzten das Bäumchen im Schutz eines Strauches und setzten aus Zweigen einen schützenden Zaun darum.

Als sie das Zelt wieder betraten, lag Walter im Schlaf, und das war der Schlaf der Genesung; sein junger, starker Körper hatte gesiegt.

Einige Tage später saß er vor dem Zelte, in warme, schützende Pelze gehüllt, und atmete mit Wohlbehagen die reine sonnendurchleuchtete Luft. Die Leute taten alles, um die Kräfte ihres Gastes wieder zu wecken. Jeden Morgen und Abend wurden eigens einige Renntiere ins Lager getrieben, um für ihn gemolken zu werden. Wenn er dann mit sichtlichem Wohlbehagen die fette, schöne Milch, die wie Sahne schmeckte, trank, leuchteten die Augen Elles in Freude; sie wußte ja, das war die wiedererwachende Lebenskraft.

Walter ließ nach seinem Schiff Erkundigung einziehen. Es war längst fort. Man hatte jedenfalls angenommen, er sei desertiert. Was sollte er nun nachher beginnen? Er befand sich hier in einem fremden Land, bei fremden Leuten, ohne Mittel, ohne Aussicht, sich welche zu erwerben und fortzukommen.

Eines Abends fragte Walter, um aus seinen Zweifeln erlöst zu werden, Homek. Der stopfte erst seine Pfeife und zündete sie an, ehe er antwortete.

„Hm, ja, ich habe auch schon darüber nachgedacht. Es bleiben nur zwei Möglichkeiten: entweder bringt der Kwäne, Peter Tollessön, dich in seinem Großboot nach den Lofoten hinunter, wo du wohl leicht Schiffsgelegenheit nach Deutschland finden wirst, oder — du machst uns eine Freude und ziehst den Winter über mit uns nach Karasuando. Von dort findest du leicht Reisegelegenheit nach Norrbotten und Haparanda, wenn es dir nicht bei uns gefallen sollte; andernfalls gehst du im nächsten Sommer wieder mit uns zurück nach der Küste. Im nächsten Jahre gehen wir nach Talwik, und von dort kannst du leicht nach Tromsö kommen — wenn du es nicht vorziehen solltest, ganz bei uns zu bleiben — Hm — es würde uns gewiß alle freuen, wenn du es tätest."

Eine so lange Rede hatte Homek nicht gehalten, soweit die Leute zurückzudenken vermochten. Nun saß er unbeweglich auf seinem Lager und paffte aufgeregt aus seiner Pfeife.

Walter überlegte. Das Angebot war verlockend. Eine abenteuerliche Wanderung durch Finnmarken im Winter, mit Schlitten und auf Ski! —

Elle erwartete aufgeregt seine Antwort. Ihre Augen hingen mit angstvollem Ausdruck an seinen Lippen: würde ihr Lebensretter, ihr lieber, lieber Gast sie jetzt schon verlassen?

Der alte Zakarias war ebenso gespannt auf Walters Antwort wie Elle. Er hatte Walter liebgewonnen und hätte ihn gern behalten. Da löste der mit seiner Antwort die Spannung: „Ich nehme dein freundliches Angebot mit Dank an, Homek, aber nur unter einer Bedingung. Du mußt mir Arbeit anweisen, als wäre ich einer von den Euern; ohne Tätigkeit kann ich nicht bei euch bleiben."

Homek stand auf, gab Walter seine Hand und sagte: „Willkommen denn!", worauf die andern im Chor sagten: „Gott gebe!"

Die Anwesenden gaben ihm alle die Hand und boten ihm Willkommen. Klein-Orrid aber schlang ihre Arme um seinen Hals, biß ihn ins Ohr und sagte leise: „Du, das freut mich aber. Ich werde dich schön ärgern, nachher kannst du mein Mann werden."

Als Elle ihre kleine braune Hand in die seine legte, zitterte sie leicht, und in ihren blauen Augen funkelten Tränen.

Walters Gesundheit nahm in der warmen sonnigen Herbstluft von Tag zu Tag sichtlich zu. Er machte schon mit dem alten Zakarias weite Spaziergänge, auf denen sie meistens von einem der Mädchen und mitunter auch von beiden begleitet wurden. Auf diesen Spaziergängen lernte er die Eigentümlichkeit der Renntierherde und ihre Bewachung kennen.

Er fühlte sich bald heimisch zwischen den Lappländern, wohnte mit im Zelte Homeks, wurde von den Frauensleuten verzogen und war gut Freund mit den Männern. Namentlich hatte er sich mit Zakarias befreundet, der ihm viele alte Sagen und Geschichten zu erzählen wußte. Er kannte die Lage eines jeden Berggipfels, jeden Tals, jeden Bachs und jeden Flüßchens durch ganz Finnmarken und wußte über jedes besondere Merkmal des Landes Geschichten und Sagen zu erzählen.

Wenn an milden Abenden die Leute sich alle vor Homeks Zelt versammelten, war er, wenn nicht gesungen oder andre Kurzweil getrieben wurde, der Märchenerzähler. Dann kramte er aus aus seinem schier unerschöpflichen Vorrat. Und er erzählte gut und wußte seine Zuhörer zu fesseln. Mit den übrigen Leuten, namentlich mit den jungen Männern, schien Walter sich nicht so gut zu stellen. Sie waren sehr reserviert und behandelten ihn, wenn er mit ihnen allein war, etwas von oben herab. War aber Zakarias oder Homek dabei, verhielten sie sich höflich.

Zweimal in der Woche wurden die Renntiere ins Lager getrieben, um gemolken zu werden.

In den ersten Nachmittagsstunden kamen sie, das älteste Tier als Leittier an der Spitze, mit der Glocke am Halse, den Berg herunter.

Es gewährt einen außerordentlich imposanten Anblick, diese gewaltige Masse mit starken Geweihen bewaffneter Tiere wie eine starke Heersäule herankommen zu sehen. Sind die Tiere in die Einfriedigung, ein aus Baumstämmen und Stangen hergestelltes großes Viereck, getrieben, ist die Szene von schier unglaublichem malerischem Reize. Die Luft ist erfüllt von den Rufen und Schreien der Männer und dem Bellen der Hunde, die hin und



Holländische Fischerjungen

Nach einer Radierung von Georg Jahn

her laufend fortwährend bestrebt sind, die Herde zusammenzuhalten. Hier und dort haben sich einige Tiere friedlich zusammen gelagert. Andre wieder stoßen sich in übermütigem Spiele mit ihren mächtigen Geweihen. Zwei kampflustige Böcke, die oben in den Bergen sich aus dem Wege gehen, treffen sich hier in dem eng begrenzten Raume. Sofort greifen sie sich gegenseitig an; unter heiserem Blöken und aufgeregtem Schnauben rennen sie mit wütend funkelnden Augen gegeneinander an, während die übrigen Tiere ihnen für ihren Kampf bereitwilligst Platz machen. Hochauf spritzt die von den stampfenden Füßen aufgeworfene Erde und hüllt die Kämpfenden in eine Staubwolke. Bald aber, ehe der Kampf ernstliche Folgen haben kann, eilen die Männer hinzu und bringen die Rasenden auseinander.

Die Männer, in ihren mit kräftigen Farben eingesäumten, vorn auf der Brust offenen, blauen Frieshemden und mit den vierkantigen Mützen auf dem Kopfe bilden einen malerischen, kräftigen Gegensatz zu den braunen Leibern der Tiere. Mit fast nie fehlgehendem Wurf werfen sie ihren Lasso über die Köpfe widerspenstiger Tiere und halten sie fest, während sie von den Frauensleuten gemolken werden.

Diese Tage sind trotz der damit verbundenen Arbeit Festtage fürs Lager. Der Kampf mit den Tieren, um sie zu bändigen, das Einfangen der weiblichen Tiere mit dem Lasso, das alles erfordert Gewandtheit und Kraft, rötet die Wangen und läßt die Herzen höher schlagen. Scherzworte und fröhliche Rufe fliegen hin und her. Man trinkt sich an der fetten Milch satt, schäkert mit den Frauen und jagt im fröhlichen Spiele mit den Kindern.

Zwei bis drei Stunden gehen so hin, dann ziehen die Tiere, das Leittier an der Spitze, dessen Glocke melodisch durch den stillen Abend klingt, unter Rufen und Hundegebell ihren Weideplätzen wieder zu. Ist das Wetter gut, versammeln sich die im Lager Zurückbleibenden vor dem Zelte des Herrn zum fröhlichen Geplauder oder zum Gesang. Schöne Lieder, meist schwermütig von Inhalt und Melodie, werden dann, begleitet von den Tönen einer Harmonika, gesungen. Aber auch aus dem Stegreif wird gesungen, meist um einen der Anwesenden in harmloser Weise zu hänseln, worauf dieser, so gut er es vermag, sich auf dieselbe Weise wieder zu verteidigen sucht. Dieses Gesangsduell geht meist etwa so vor sich: Einer der Anwesenden, ein noch junger Mann, hat das Malheur gehabt, beim Eintreiben der Tiere von einem jungen störrischen Bock in einen Bach gestoßen worden zu sein. Natürlich hat er diesen für ihn etwas peinlichen Vorfall verschwiegen und die Kleider am Leibe trocknen lassen, und er glaubt auch sicher, daß es niemand gesehen hat.

Letzteres ist jedoch nicht der Fall, denn nun steht einer dort und beginnt in singendem Tone zu erzählen:

„Gestern morgen, als wir nach dem Jöckul trieben und wir jagten hinter den jungen, den wilden Böcken geschwind, da wurde der dreijährige Bock mit den schöngezackten Schaufeln am Geweih und mit dem hellen Stern an der Stirn störrisch, als er in schlanker Flucht das Bächlein im Birkengrund mit gestreckten Läufen überfliegen sollte. Doch da kam der Wärter, der Hirt, sein Herr, und wollte ihn zwingen. Doch der Starke, der Stolze, mit dem hellen Stern auf der Stirn, ließ sich nicht von dem Schwachen bezwingen:

ein Ruck, ein Stoß und ein Hupfer — und der Hirt, sein Herr, sein Wärter liegt auf dem Rücken im Bächlein! Hohohohoho, hahahahaha, er hat gespuckt, er hat gezappelt und gekrabbelt und geflucht, hahahahaha, hohohohoho, und der Stolze, der Starke, der Flücht'ge mit dem hellen Stern auf der Stirn war schon längst hinüber und fort."

Die Versammelten, die meistens wissen, wem es gelten soll, belachen herzlich das Gehörte und erwarten gespannt die Antwort. Die läßt nicht lange auf sich warten.

Der Angegriffene springt auf und beginnt:

„Ich war ungeschickt und fiel ins Wasser, doch das Wasser ist rein, und mein Hemd blieb rein; also ist es nicht so schlimm, als was sich kürzlich zugetragen mit unserm Freunde hier, ich will's euch sagen: Als er oben auf dem Berg zum Renntierhüten war, glitt er aus auf einem Schneck und setzte sich in einen Haufen Dreck. Hahahahaha, er mußte laufen, hehehehehe, als wollte er sich versaufen, nach dem Bächlein klein, in das ich fiel hinein, um sich mit dem reinen Wasser wieder reinzuwaschen."

Die Antwort wird natürlich reichlich belacht und der Junge ob seiner Schlagfertigkeit gelobt.

*

An einem solchen Abend war es, als Zakarias von den Frauen aufgefordert wurde, die Geschichte von Jöns Torkelby zu erzählen. Er sträubte sich. „Diese Geschichte habe ich mindestens fünfmal erzählt, ihr kennt sie ja schon auswendig."

„Schadet nichts, erzähle sie nochmals, sie ist so lustig."

„Ich hab' aber vergessen, wie der Schluß war."

„Macht nichts, wir helfen deinem Gedächtnis nach."

Zakarias schmunzelt. Er läßt sich von Orrid seine Pfeife stopfen und in Brand setzen. Und als er die blauen Rauchringeln in die stille, weiche Abendluft pafft, beginnt er zu erzählen.

Jöns Torkelby
(spr. . . . bü)

Vor einigen Jahren wohnte im Norden von Norrbotten ein kleiner schwedischer Bauer, der Sommeby hieß. Weil er aber ein starker Branntweintrinker war und infolgedessen häufig schwankend durch die Welt torkelte, nannten ihn die Leute Torkelby.

Er bewohnte mit seiner Frau ein altes, von seinen Vätern geerbtes windschiefes Gehöft, welches am Rande eines Waldes lag. Seine Frau hieß Ane (spr. Ahne) und war das böseste Weib in ganz Norrbotten, und das will was sagen, denn viele böse Weiber soll es dort geben. Sie keifte und schalt den ganzen Tag und des Abends auch, und es ist nicht gut zu sagen, ob Jöns Torkelby nicht seines bösen Weibes wegen angefangen hatte, Branntwein in Übermaß zu trinken. Nun war absolut nichts mehr mit dem Manne anzufangen, er war jetzt radikal versumpft und verkommen, so sagte wenigstens Ane, seine Frau. Schickte sie ihn zur Stadt, um Kaffee und Tabak zu holen, kam er betrunken nach Haus und hatte Kaffee und Tabak im

Beutel durcheinander gequetscht, so daß der Kaffee nach Tabak und der Tabak nach Kaffee schmeckte.

Ja, das war ein Kreuz mit diesem Mann.

Aber ihr meint wohl, die Frau konnte selbst zur Stadt gehen, um Kaffee und Tabak zu holen, wenn der Mann sich dort doch immer betrank? — Nein, das konnte sie nicht gut, denn dann mußte sie doch ein reines Hemd haben,* denn sie konnte, weiß Gott, doch nicht mit einem schmutzigen Hemde zur Stadt gehen. Und wenn sie ein reines Hemd haben mußte, mußte sie erst eins waschen, und das konnte sie nicht, denn das Schwein, welches sich immer in der Stube herumtrieb, weil es dort gemütlicher war als draußen im Koben, hatte den Seifennapf umgestoßen und die Seife aufgefressen. — Und außerdem guckten ihr die Fersen und die Zehen aus ihren Strümpfen, und mit solchen Strümpfen konnte sie, weiß Gott, doch auch nicht zur Stadt gehen, und stopfen konnte sie sie auch nicht, denn sie hatte nur eine Stopfnadel und an der fehlte das Auge. Sie hatte es kürzlich ausgebrochen, als sie mit der Nadel einen Knochen, der sich zwischen ihren Zähnen festgeklemmt hatte, herausgraben wollte. Aber selbst wenn sie eine Stopfnadel gehabt hätte, hätte sie doch nicht ihre Strümpfe stopfen können, denn dazu gehörte Stopfwolle, und die hatte sie nicht. Ihr letztes Wollknäuel, das immer oben auf dem Bort neben dem Herd lag, hatte die Katze, als sie dort oben nach einer Maus jagte, herunter und in einen Eimer mit Wasser gestoßen, und als sie es dann überm Herd zum Trocknen hinlegte, ist es, als sie sich auf einen Augenblick zum Schlafen legte, ins Feuer gefallen und verbrannt. Und somit konnte sie nicht ihre Strümpfe stopfen und zur Stadt gehen, sondern mußte ihren Mann schicken. Und was es für eine Plage mit dem sei, das wußte, Gott sei es geklagt, ein jeder.

Als er nun letzt in der Stadt war, hatte er sich wieder wie ein Igel vollgesoffen und in seiner Dunität einen Geheimrat — denke bloß, einen wirklichen Geheimrat, also ein sehr hohes Tier — und eine feine Madam umgestoßen und eine Leiter umgerissen. Und der Geheimrat, der eine helle Hose anhatte, denn es war mitten im Sommer und warmes Wetter, setzte sich oder vielmehr fiel mit dem Hinterteil der hellen Hose in einen Korb mit Tütterbeeren,** und im Fallen schlug er mit beiden Händen aus und stieß mit der rechten Hand den Tisch eines Töpfers um, so daß sämtliche Töpfe in Scherben gingen, und mit der linken Hand schlug er der Frau, in deren Korb er fiel, eine Backpfeife, daß sie vor Schreck sich mit ihrem breiten Achtersteven in einen Korb mit frischen Eiern setzte, die einer andern Frau gehörten, welche neben ihr stand.

Die feine Madam aber fiel rücklings über und setzte sich gerade auf einen dicken, fetten Mops, der einer alten Jungfer gehörte. Hierüber fiel die Jungfer in Ohnmacht, und als sie merkte, daß sie fallen mußte, griff sie nach einem Halt und erwischte den Arm eines Malerlehrlings, der gerade vorbeikam und eine Tragkiste voll Farbentöpfe und Pinsel auf dem Kopfe

* In Norrbotten tragen die Frauen ärmellose, bunte Westen. Die Hemdärmel sind lang und werden ums Handgelenk geschlossen.

** Preiselbeeren.

hatte.* Der ließ vor Schreck die Kiste fallen und die Farben, blaue, rote und grüne, ergossen sich über die beiden Frauensleute, so daß sie aussahen wie Truthähne im Frühjahr.

Die Leiter aber fiel in das Fenster des Krämers und schlug drei große Flaschen mit Tinte von einem Bort herunter, die dem Krämer gerade auf den Schädel fielen und zersprangen, als er nachsehen wollte, was für ein Skandal auf der Straße sei. Er sah natürlich aus wie ein schwarzer afrikanischer Schornsteinfeger, der soeben durch eine Esse gekrochen ist, und schrie nach der Polizei. Aber er konnte lange schreien, der Stadtpolizist hatte keine Zeit. Seine Frau hatte heute Waschtag, und während sie wusch, mußte er die kleinen Kinder wahren — wer hätte es sonst tun sollen? — und so kam es, daß Jöns Torkelby nicht ins Loch geschmissen wurde, wie er es nach diesen Missetaten verdient hätte, sondern nach Haus zu seinem bösen Weibe torkeln konnte. Aber sie bereitete ihm einen solchen Empfang, daß er lieber im Stadtloche hätte sitzen mögen. Sie hatte sich nämlich, mit der Absicht, ihrem Eheliebsten einen warmen Empfang zu bereiten, wenn er wieder betrunken nach Hause kam, draußen im Walde einen schlanken, zähen Weidenstock geschnitten und handlich bereitgestellt. Und Jöns Torkelby hatte sich, wie wir ja wissen, betrunken, er war knüppelhageldick besoffen, voll wie eine Regentonne nach einem starken Regen. Gefallen war er auch wieder, und Kaffee und Tabak, die schönen Gottesgaben, lagen in dem Beutel, worin er sie trug, durcheinandergemischt wie Schweinefutter in der Tranktonne. „Nei, was is das doch bloß und bloß für 'n Kreuz mit so 'n Schwein!" rief Ane, seine Frau. „Und so was is mein Mann! O Gottegott, ich armes, unglückliches Weib! Einen Stadtschreiber hätte ich haben können, ja vielleicht gar einen Bürgermeister und wäre vielleicht noch höher gekommen, und ich muß das Unglück haben und mich an so 'n Schwein hängen, o Gottegottegott, Herre Jesus Christus. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es dir nicht austreibe, du vörbannades** Kartoffelspeckschwein." Und nun ergriff Ane, seine Frau, den Weidenstock und verdrosch den armen Jöns Torkelby, daß die Fetzen vom Stock flogen und die ganze Stube in eine Staubwolke gehüllt wurde, denn er hatte sich auf der staubigen Landstraße gewälzt. Als ihr Arm erlahmte und sie nicht mehr dreschen konnte, schickte sie ihn nach dem Wald, um Brennholz zu fällen. Ja, das war ein schreckliches Kreuz mit diesem Mann.

Jöns aber torkelte nach dem Wald, um den Befehl seiner Frau auszuführen. Au, au, au, wie hatte das himmelvörbannade Weib wieder auf ihn losgedroschen! Rrrrr, tusan vörbannade Jäwla!*** Jöns hieb in rasender Wut mit seinem Beile gegen die Bäume, daß sie ächzten und stöhnten — man sagt, daß die Bäume auch Leben und Empfindung haben. Und was hatten die armen Bäume ihm getan? Sie konnten doch nichts dafür, daß er von Ane Dresche bekommen hatte, aber er war nun einmal rasend geworden, das konnte er nämlich auch werden — wenn seine Frau es nicht

* Im Norden tragen vielfach die Malerlehrlinge ihre Farbenkasten auf dem Kopfe.

** verdammtes.

*** Tausend verdammte Teufel.

sah. Als er nun aber so in seiner Wut um sich hieb, kam plötzlich aus dem Dickicht ein großer Bär und lief schnurstracks auf Jöns Torkelby zu, um ihn zu zerreißen. Aber da kam er schön an. Jöns war in Wut und hieb mit seinem schweren Beile nach dem Bären, daß er mit gespaltenem Schädel tot umfiel.

Als Jöns sah, was er angerichtet hatte, fing er vor Reue an zu weinen. „Ach Herre Gott, süßer Jesus und der heilige Geist, was hab' ich nun wieder angerichtet? Ein unschuldiges Tier totgeschlagen? Und das hat mir nichts getan! Wenn ich das doch mit meinem alten bösen Weibe machen könnte, aber sie drescht gleich auf mich los und läßt mich nicht so weit kommen ... hu!" Er schüttelte sich ordentlich vor Entsetzen, wenn er an die Dresche dachte, die er vor einer halben Stunde gekriegt hatte, und begann wieder über den unschuldigen Bären zu weinen.

Da kam ihm aber ein leuchtender Gedanke. Höhöhöhöhö, hähähähä, er mußte nun wirklich lachen, je mehr er darüber nachdachte. Seinem Weibe wollte er die Dresche schon wieder heimzahlen; vor ihm hatte sie keine Bange, aber es konnte doch sein, daß sie vor einem Bären Respekt hatte und davor ins Mauseloch kriechen möchte. Er zog also dem toten Bären das Fell über die Ohren und stieg selbst hinein. Dann schlich er sich so verkleidet durch den Wald nach seinem alten, windschiefen Haus. Dort saß sein böses Weib auf der Bank im Garten vor dem Hause und trank eine Schale Kaffee. Er schmeckte zwar etwas nach Tabak, aber sie tat fette Ziegenmilch und Zucker dazu, dann merkte man kaum mehr davon. „Aha," denkt Jöns Torkelby in seinem Bärenpelz, „dir werde ich aber den Kaffee versalzen," und galoppierte durch die alte, morsche Gartentür, welche seit drei Jahren nur in einer Angel hing, auf sein böses Weib zu, indem er versuchte, wie ein Bär zu brummen: „Hrumm, hrrrrummm." — Herre Jesus, hat sie sich erschrocken! Beinahe wäre ihr die Schale mit dem schönen Kaffee aus der Hand gefallen. Aber als der vermeintliche Bär ganz nahe bei ihr war, roch sie den Branntweindunst, der immer Jöns Torkelby umgab, und das wurde ihm zum Verderben. — „Warte," sagte sie und langte nach ihrem Stock, der neben ihr an der Bank stand, „mit einem Bären, der nach Branntwein duftet, werde ich auch fertig." Dann spuckte sie in ihre Hand, um den Stock besser halten zu können, und drosch auf den Bären los, daß die Läuse und Flöhe nur so aus seinem Pelz flogen und er heulend und jammernd die Flucht ergriff. So hatte Jöns Torkelby wieder eine gewaltige Tracht Prügel aufgeladen bekommen. Gott bewahre, mit diesem Weibe war auch rein nichts anzufangen.

Sie aber lachte, goß sich eine frische Schale voll Kaffee mit Ziegenmilch und Zucker ein und setzte sich seufzend über die böse Welt, die sie ihr bißchen Kaffee nicht einmal in Ruhe trinken ließ, wieder auf die Bank vor der Tür.

Jöns Torkelby war wieder nach dem Wald gelaufen, dort streifte er das Fell wieder ab und brachte es nach der nahen Stadt zum Kaufmann, wo er drei Taler und einen Pott* Branntwein dafür bekam. Auf dem Heimwege

* Pott, altes Maß = ein Liter.

soff er noch die Pottflasche halb leer und wurde dadurch immer betrunkener. Gott bewahre, wie war er besoffen, als er heimkam! Hinein ging er aber nicht zu seinem bösen Weibe, dort hätte er ja wieder furchtbar Dresche bekommen, nein, ganz vorsichtig schlich er sich ums Haus und ging nach dem Wald, wo er seinen Rausch ausschlafen wollte. Oben im Walde kam ihm aber sein ganzes Elend zum Bewußtsein. Er malte sich aus, wie schön er es haben könnte, wenn er sein böses Weib nicht hätte, und dachte an Trollen und Elfen, die ihm vielleicht helfen könnten: der böse Troll, indem er sein Weib holte, und die schöne Elfe, indem sie ihn wieder heiratete. Denn das mochte er doch noch. Ei, ei, er war doch noch immer ein forscher Kerl und tanzen konnte er noch immer wie ein junger Bursche: eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, hopsassa, hopsassa ... und Jöns Torkelby tanzte, als wenn er es den Bäumen beweisen wollte, was für ein forscher Kerl er sei. Mit seinen klobigen Holzschuhen sprang er und hopste und sang — eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, humdada, hopsassa über den holperigen Waldboden und humdada, hoplala lag er auf der Nase. „Na," sagte Jöns, „das war ein Malheur, aber Tusan glötröte Jäwla* sollen mich holen, wenn ich nicht tanzen kann wie der jüngste Bursche im Dorfe." Und nun sprang und tanzte er wieder mit seinen Holzschuhen, daß die welken Blätter ihm um die Ohren rauschten und sang:

„Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei,
Humdada, humdada,
Her mit der schönen jungen Dirn,
Mit den roten Locken in der Stirn,
Sie wird die Liebste mein;
Spielmann, nun stimm ein,
Rumteritera, rumteritera,
Tralalalalalala,
Rumteritera, rumteritera,
Tralalala."

Ja, ja, Jöns Torkelby war nun über seinen Kummer hinweg. Er hatte sein böses altes Weib vergessen und dachte nun bloß an schöne junge rotlockige Dirnen, mit denen er tanzen wollte. Hinten in der Tasche seines langschößigen Rocks, den er von dem Herrn Pfarrer geschenkt bekommen hatte und der ihm viel zu groß war, stak die halbvolle Pottflasche. Sie schlenkerte im Rockschoße im Takt zu seinen Bewegungen hin und her und schlug ihm bei jedem Sprunge in die Kniekehlen. Dabei mußte er wieder an seine Flasche denken und holte sie hervor. Nachdem er mit ihr geliebäugelt hatte wie ein junger Bursche auf dem Tanzboden mit seinem Mädel, trank er einen tüchtigen Schluck und sprang und tanzte und sang wieder und war voll eitler Seligkeit. Und vor lauter Lust und Seligkeit merkte er gar nicht, daß er nicht mehr allein auf dem Platze war. Ein riesiger Bär war aus dem Dickicht getreten und sah verwundert dem herumtanzenden Jöns Torkelby zu.

Meister Petz war nach gehaltener Mittagsruhe, in der er ein vorher gefangenes Rehkitz verdaut hatte, in höchst guter Laune ein bißchen spazierengegangen, als er mit einem Male einen Menschen auf der Lichtung dort

* Tausend glutrote Teufel.

herumspringen sah. Er war von Natur sehr neugierig, er möchte doch wissen, was das zu bedeuten hatte; vorsichtig schlich er sich näher heran. — Es war ein Mensch, der da herumsprang, und da mußte man schon vorsichtig sein. Dieser Art Tiere, die immer auf zwei anstatt wie andre vernünftige Tiere auf vier Beinen in der Welt umherliefen, war immer nicht zu trauen. Kürzlich hatte so ein zweibeiniges Tier, dem er zufällig begegnete, einen langen Stock genommen und mit fürchterlichem Krachen einen Feuerstrahl daraus gepustet; gleichzeitig hatte er einen solchen Schlag vor den Schädel bekommen, daß ihm ganz schwindlig zumute wurde und er mehrere Tage danach Kopfschmerzen hatte. Vor Schreck hatte er damals schleunigst Reißaus genommen. Aber dieser hier hatte keinen Stock, womit er Feuer pusten könnte, es schien überhaupt ein ganz gemütliches Tier zu sein, wenn es auch nur auf zwei Beinen ging. Ob er wohl ein Spielchen mit ihm wagen durfte? Lust dazu hatte er, er war gerade zum Spielen aufgelegt. Er wollte es mal versuchen! Aber dann mußte er wohl auch auf zwei Beinen gehen wie der andre! — Er ging näher, richtete sich auf und näherte sich nun auf den Hinterbeinen tänzelnd Jöns Torkelby.

Der hatte in seinem Rausche den Bären noch nicht bemerkt. Seine Gedanken waren bei der schönen jungen Dirn mit den roten Locken in der Stirn, und er tanzte und sang, daß es im Walde echote. Plötzlich sah er ihn oder vielmehr er sah in dem Bären eine schöne junge Dirn, die extra gekommen war, um mit ihm zu tanzen.

„Juchhu! Bist du da?" schrie er. „Heisassa, rumtata. Eins, zwei, drei, rumteritera, rumteritera, trallala.

Jöns Torkelby hatte den Bären umfaßt und walzte mit ihm auf der Lichtung herum, daß die Rockschöße ihnen um die Ohren flogen und die Vögel in den Bäumen vor Verwunderung stillschwiegen.

Dem guten Meister Petz gefiel es. Oha, das war mal ein lustiger Kerl und wie duftete er fein! Emm! Diesem wunderbaren Duft konnte er nicht widerstehen, er mußte seinen Spielkameraden lecken. Und so leckte er Jöns Torkelbys branntweinduftendes Maul und schnalzte mit der Zunge vor Vergnügen. Jöns hielt ganz still und fing vor Rührung an zu weinen.

„Zu Hause hab' ich ein böses Weib, die mich drescht und nicht küßt. Du mußt meine Frau werden," sagte er; aber das letzte sprach er ganz leise, denn er fürchtete doch, seine Frau könnte in der Nähe sein und seine Worte hören. Derweil leckte ihm der Bär das ganze Gesicht ab.

„Du, dafür sollst du einen Schnaps haben," sagte er und holte die Pottflasche hervor, „aber erst komm ich." Er trank einen ordentlichen Schluck und reichte dem Bären die Flasche, der sie zwischen seine Pranken nahm, an den Mund setzte und den ganzen Inhalt der Flasche in einem einzigen langen Zuge durch die Kehle gleiten ließ. — „Ahrumm," sagte er, das schmeckte ihm. Jöns aber schrie und griff nach der Flasche. „Nicht alles! Nicht alles, ich will auch noch was haben!" rief er, aber als er die Flasche erwischt hatte und noch einen Schluck trinken wollte, war sie leer.

Nun wurde Jöns Torkelby aber wütend. „Du hast alles getrunken, du Schwein," schrie er, „Tusan Jäwla, Mord und Spektakel, glaubst du, du kannst mich foppen?!"

Und wie es immer mit Saufbrüdern geht, solange sie was zu saufen haben, singen und tanzen sie miteinander; ist die Flasche aber leer, beginnen sie zu raufen.

So auch hier. Jöns Torkelby fuhr wütend auf den Bären los und schlug die Flasche auf seinem Schädel entzwei; darauf begann er einen regelrechten Faustkampf mit kunstgerechten Nasenstübern und Schädelknacksern.

Dem Bären kam dies überaus lustig vor, er hatte einen mordsdicken Schädel und hielt die Nasenstüber und die Schädelknacksер seines Spielkameraden für ein neues, lustiges Spiel. Ganz närrisch vor Freude, daß er solch einen lustigen Kameraden gefunden hatte, wälzte er sich auf der Erde, kugelte sich rundum, rollte gegen Jöns Torkelbys Beine, und der, sowieso wackelig auf den Beinen, fiel um und direkt auf den Rücken des Bären.

Dem begann der Branntwein auch schon in seinem Schädel zu wirken, er wurde ganz ausgelassen, und als er seinen Spielkameraden auf dem Rücken fühlte, sprang er auf, und hui, lief er mit ihm durch den Wald, daß der Wind ihnen um die Ohren pfiff. Jöns Torkelby klammerte sich an den langen Haaren des Bären fest. Seine langen Rockschöße flogen und flatterten hinter ihm her wie die Flaggen eines schnellsegelnden Schiffes. Loszulassen wagte er nicht, denn durch sein alkoholbenebeltes Gehirn dämmerte ihm das Gefühl, daß die Baumstämme härter seien als sein Schädel; eine plötzliche Begegnung mit einer harten Eiche konnte unliebsame Folgen haben. Und so ritt er denn in sausender Fahrt immer weiter, bis der Wald plötzlich aufhörte und sie sich auf der Wiese vor seinem alten, windschiefen Gehöft befanden.

Quer durch diese Wiese floß eine schmale Aue, und auf diese Aue zu lief der Bär mit unverminderter Geschwindigkeit. Er wußte gewiß, daß Jöns Torkelby hier wohnte, und wollte ihn nach Hause bringen. Als er aber mit einem gewaltigen Satze über die Aue sprang, konnte Jöns sich nicht mehr halten, und platsch, lag er in dem kalten Wasser.

Der Bär kümmerte sich aber nun nicht mehr um seinen Spielkameraden, sondern lief weiter.

Er hatte nämlich die Ziege im Garten vor dem Hause gesehen, und da er seit Mittag nichts gegessen hatte und er von dem vielen Schnaps Appetit bekommen, gedachte er an der Ziege sich gütlich zu tun und ein anständiges Vesperbrot zu verzehren. Er lief also schnurstracks darauf zu, drehte ihr das Genick um und riß ihr den Bauch auf, denn das ist nun einmal Bärensitte. Aber die Ziege hatte noch so viel Zeit gehabt, daß sie kläglich meckern konnte, nicht laut, ein letzter Todesschrei, aber laut genug, daß es Ane hören konnte. Sie hatte sich eben zum Schlafen hingelegt, um sich von ihrer vielen, vielen Arbeit und dem Ärger über den Saufaus von Mann auszuruhen. Ja, sie war eine bös geplagte Frau; weinen mußte sie, wenn sie darüber nachdachte. Nun hatte sie erst eben zwei Stunden gelegen, da meckerte ihre Ziege so kläglich — ach, du lieber Gott, wie sich das anhörte! Ob ihr was fehlte? Sie wollte doch einmal nachsehen. Jetzt fiel ihr ein, daß sie ganz gut eine Tasse Kaffee mit Ziegenmilch vertragen konnte, sie stand darum auf, gähnte dreimal ganz laut „Ohaah!" und riß dabei ihr Maul so weit auf, daß man ihr bis in den Magen hineinsehen konnte. Dann nahm sie einen

Topf vom Bort und ging hinaus, um die Ziege zu melken. Da sah sie die Bescherung.

„Herre Jesus Christus,“ rief sie, „hat das elende Vieh denn noch nicht Prügel genug bekommen? Nun reißt er mir meine Ziege entzwei! Aber warte, ich will dir den Spaß versalzen!“

Schnell lief sie hinein, holte ihren Haselstock und begann auf den Bären loszudreschen, daß ihm die Läuse aus dem Pelz flogen.

„Hrumm!“ sagte er, er ließ sich nicht gern bei der Mahlzeit stören.

„Ja, brumm,“ sagte sie und drosch weiter, „ich will dir zeigen, was es heißt, andrer Leute Ziegen zu zerreißen, du verdammter Saufaus, du Schwein, du! Hinaus mit dir, sage ich!“

„Hrumm!“ schrie Petz, nun ernstlich böse werdend. Aber da sie nicht aufhörte, drehte er sich um und gab ihr eine Backpfeife, daß sie kopfüber in den Brunnen flog, wo sie elendiglich ertrank. Er war eben kein Jöns Torkelby und ließ sich von keinem Weib verdreschen, und wenn sie noch so böse war.

Jöns Torkelby war indessen, von dem unerwarteten kalten Bade etwas ernüchtert, wieder ans Land gekrochen. Er kam gerade zurecht, um zu sehen, wie sein Weib auf den Bären losdrosch. Vorsichtig drückte er sich hinter den Zaun und schlich, bebend vor Angst, daß sie ihn auch erwischen und verdreschen könnte, nach dem Heuboden. Hier zog er die Leiter zu sich hinauf und legte sich schlafen.

Als er am andern Morgen sah, was geschehen war, ging er zum Kaufmann, kaufte ein ganzes Faß Branntwein und begann vor Freude zu saufen. Und wenn er nicht längst verstorben ist, säuft er noch.

* * *

Die Tage wurden merklich kürzer, der Herbst nahte sich mit starken Schritten, und vom Meere her fuhren kalte Winde brausend in den Fjord.

Im Zelte wurde es abends um die Feuerstelle gemütlich. Es wurde erzählt und viel gesungen.

Eines Abends sagte Homek plötzlich und unvermittelt: „Morgen muß die Herde gesammelt werden. Es wird Zeit, in die Berge zu ziehen. Die Weide ist leer. Übermorgen brechen wir auf. — Du, Mathis, bringst die Tragtiere, und du, Rando, gehst mit der Spitze der Herde langsam nach Birkefjeld.“

Über diesen Beschluß herrschte im Lager große Freude. Man konnte wieder wandern, frei und ungebunden, durch Gottes weite Welt. Ein langer Aufenthalt auf einer Stelle behagt dem nomadisierenden Finnlappen nicht, er muß wandern, um gesund zu bleiben, nicht wissend, was morgen wird, wo er am Abend sein Zelt aufschlagen kann. Nahrung und Kleidung gibt ihm sein Renntier, und es trägt ihm sein Zelt und seine Kinder.

Am Abend versammelten sich die Leute vor Homeks Zelt. Die Tiere waren im Pferch zusammengetrieben und wurden von den Hunden bewacht. Es war trockenes, klares Wetter. Gegen den kalten, von der See kommenden Wind wurde vom Zelteingang aus ein langes Segeltuch aufgespannt, in dessen Schutze die Männer es sich bequem machten. Die Frauensleute brauten am Herd einen stark gewürzten Punsch, der unter alle Anwesenden verteilt wurde.

Dann wurde gesungen. Wanderlieder. Wie in Deutschland die schönsten Volkslieder sich aufs Wandern beziehen, so auch dort: das Wandern ist des Lappen höchste Freude, und seine Wanderlieder die schönsten. Die Lieder wurden einstimmig zu den begleitenden Tönen einer Harmonika gesungen. Hier eine Probe:

Wohl hinauf in die Berge wir ziehen
Mit den Zelten und Tausenden Ren;
Denn die Tage nun immer mehr fliehen,
Und die Stürme, sie brausen und wehn.
Refrain:
Die Tage, sie schwinden,
Stunden zerrinnen,
Glück, deinen Faden wir spinnen.

Willst du Wetter und Stürme ertragen,
Schneide Runen in Allvaters Stab! *
Oh, da kannst du die Wanderung wagen,
Spät im Leben du findest dein Grab.
Refrain.

Noch ist's Zeit, laßt uns lieben und leben,
Küßt die Frauen auf zuckenden Mund;
Dann hinaus in des Wintersturms Weben
Mit den Ren und mit jagendem Hund.
Refrain.

Soll ich niemals das Meer wiedersehen,
Muß ich müde zum Allfaar hinab;
Will hinauf in die Berge ich ziehen,
Deckt mit Steinen mein einsames Grab.
Refrain.

Am andern Morgen in der Frühdämmerung herrschte reges Treiben im Lager. Die Gebrauchsgegenstände wurden in die Tragkörbe verstaut, gedörrtes Fleisch und Branntwein unter die Leute verteilt, die Zelte abgebrochen und zusammengelegt und dann alles auf den Rücken der starken männlichen Renntiere gepackt, die hintereinander in langer Reihe aneinander gebunden wurden. Die Frau Homeks, Karine, führte das Leittier, und in langgestreckter Karawane verließen sie ihren bisherigen Standort.

Die Herde war schon seit Stunden voraus, sie zog langsam, die Bergabhänge abgrasend, ihrem nächsten Lagerplatze zu.

Walter hatte beim Abbruch des Lagers geholfen. Homek hatte ihn angewiesen, mit beim Zeltabbruch und Wiederaufbau behilflich zu sein. Ebenso wurde ihm das Wohlergehen der alten Leute ans Herz gelegt. Er wäre zwar lieber mit der Herde gezogen, aber Homek hatte dies entschieden verweigert. Walter wäre ihm in der Bewachung der Renntiere noch nicht gewandt und sicher genug; nachher kamen die Winterstürme mit Schnee und Eis, er würde vom Stamme abkommen, sich verirren, den weißen Tod finden und dergleichen. Homek mußte in dieser Hinsicht wohl auch tatsächlich Besorgnisse hegen; jedoch der Hauptgrund seiner Weigerung war der, daß Walter unter den Mitgliedern des Stammes Feinde besaß, wie er aus den

* Zweig einer Eiche

halb versteckten Redensarten der Leute vernommen hatte. Auch der Zakarias hatte im Vertrauen mit ihm darüber gesprochen, er hatte zu seinem Erschrecken auch die feindliche Stimmung bemerkt, die hauptsächlich unter den jüngeren Männern der Sippe gegen Walter vorhanden war. Da waren Eifersüchteleien mit im Spiele. Sie sahen in ihm einen nicht zu verachtenden Rivalen bei den Weibern, einen Eindringling, den auf irgendeine Weise zu beseitigen sie sich nicht scheuen würden. Auf ihrer weiten Wanderung durch Finnmarken, durchs Gebirge, gab es tiefe, jäh abfallende Klüfte und Schluchten; wenn dort ein Mensch vielleicht mit Hilfe eines kleinen, freundlichen Stoßes seitens eines guten Freundes hineinpurzelte, würden seine Gebeine bleichen und vermodern, ehe ihn jemand fände.

Homek wußte dies, vielleicht aus Erfahrung, und fand es darum am besten, wenn Walter vorläufig bei den Zelten und den Weibern blieb: er war dort am sichersten aufgehoben. Und er war ihm zu großem Dank verpflichtet und mußte ihn, so gebot ihm seine Religion und die Tradition seines Volkes, nach besten Kräften schützen und um sein Leben besorgt sein.

Der junge Mann hatte, ohne sich auch nur einen einzigen Augenblick zu besinnen, sein Leben für seine Töchter in die Schanze geschlagen. Das wäre keinem von seinen Stammesgenossen eingefallen, sie hätten es auch nicht können. Er aber fühlte sich darum verpflichtet, mit seiner Familie und seinem ganzen Vermögen für ihn einzustehen; und würde der junge Mann, der nichts sein Eigen nannte, eine von seinen Töchtern zur Frau begehren, konnte er sie ihm nicht verweigern, denn er hatte, nach Homeks Begriffen, durch seine mutige Tat ein Recht dazu erworben: sie gehörten von Rechts wegen alle beide ihm.

*

Die Wanderung ging durch Gebirgstäler und wild zerklüftete Gebirge nach dem Hochplateau der skandinavischen Halbinsel.

Die Zelte wurden jeden Nachmittag aufgestellt und am andern Morgen wieder abgebrochen und auf die Tragtiere geladen.

Walter hatte auf dieser Wanderung oft Gelegenheit, mit Elle allein zu sein. Ihr stilles, sanftes Wesen gefiel ihm ungemein. Sie bildeten oft zusammen den Schluß der Karawane und gingen dann in fröhlichem Geplauder hinter den letzten Tieren her.

In Walters empfindsamem Herzen begann sich eine innige Liebe zu dem fremden, stillen Mädchen mit den dunkelbraunen, funkelnden Augen zu regen.

Es war seine erste Liebe. Mit fast scheuer Verehrung sah er zu ihr auf, wie zu einem fremden, köstlichen Kleinod, das man nicht besitzt und dessen Anblick man, einmal an ihn gewöhnt, nicht mehr entbehren kann.

Doch hütete er sein Gefühl wie ein tiefes Geheimnis. Sie war, wenn auch nur eine nomadisierende Finnlappin, ein reiches und unter ihrem Volke hochangesehenes Mädchen, und ihr Vater würde für sie, der Sitte der Lappen gemäß, eine reiche Brautgabe fordern können.

Er, der Schiffsjungmann, der nichts besaß als das, was er gerade auf dem Leibe hatte, konnte hier nicht als Freier in Betracht kommen. — Wollte er überhaupt freien? — Wie es in der Bibel steht: Der Mann soll Vater

und Mutter verlassen und seinem Weibe folgen, war es hier Gebrauch: der Schwiegersohn tritt bei der Verehelichung in die Familie der Braut. — Konnte er das? Würde ihm auf die Dauer das Leben hier gefallen?

Solche und ähnliche Gedanken gingen ihm während der Wanderung durch den Kopf.

Schließlich warf er sie alle über Bord. Ach was, nur nicht so viel Gedanken machen, er war ja jung und ging auf Abenteuer aus und nicht auf Brautschau. Lustig stimmte er ein Lied aus der Heimat an:

> Das Wandern ist des Müllers Lust,
> Das Wandern.
> Das muß ein schlechter Müller sein,
> Dem niemals fiel das Wandern ein,
> Das Wandern.

Als Elle, die mit ihrer Mutter vorn am Leittier ging, seinen Gesang hörte, blieb sie stehen, ließ die Karawane vorbeipassieren und ging nun mit leuchtenden Augen, andächtig dem schönen, fremden Gesang lauschend, der rein und klar aus der jugendlichen Kehle quoll, neben Walter her.

Als er schwieg, gab sie ihm ihre Hand.

„Das war ein schönes Lied, und singen kannst du, wie wir es hier in Finnmarken noch nicht gehört haben," sagte sie mit ihrer wohlklingenden Stimme.

„So, findest du das?"

„Ja, — so können die Männer hier nicht singen. Aber wissen möchte ich, was du gesungen hast."

„Ich sang von einem Müller, der gern wandert. Weißt du, was ein Müller ist?"

„Nein."

Er erklärte ihr die Bedeutung des Wortes. Sie kannte wohl das Brotkorn und dessen Zubereitung zu Mehl auf der Handmühle, jedoch vom Mühlenbetrieb wußte sie nichts.

Sie lauschte gern seinen Schilderungen von seiner fernen, schönen Heimat, konnte aber nicht begreifen, daß dort keine Felsen und Gebirge seien und keine Renntiere. — „Wovon leben die Leute denn?" fragte sie ganz erstaunt.

Sie verkehrte ganz ungeniert mit ihm, als wäre er ihr Bruder, für den sie sorgen müßte. Beim Einnehmen der warmen Abendmahlzeit im Zelt sorgte sie dafür, daß er die besten und saftigsten Fleischstücke erhielt. Sie nähte ihm, mit kunstvollen Stickereien verziert, eine Pelzmütze und Handschuhe und wußte es so einzurichten, daß er auf seinem Lager die weichsten und wärmsten Pelze erhielt. Und wenn sie abends beim flackernden Feuer des Herdes saßen und die Wanderung und die Ereignisse des Tages besprachen, konnte Elle lange sitzen, ihren Kopf zwischen die Hände gestützt, und ihn mit ihren funkelnden Augen betrachten. Oft kam an solchen Abenden Klein-Orrid zu ihm auf sein Lager, sie schmiegte sich an ihn und schnurrte wie eine Katze vor Wohlbehagen; dann konnte Elle sich auch nicht halten, leise setzte sie sich an seine freie Seite, nahm seine Hand und hielt sie still zwischen die ihren geschlossen. Sie war eben zu sehr Naturkind und nicht gewohnt, ihre Gefühle zu verbergen.

*

Eines Abends hatten sie das Lager im Schutze eines Felsens aufgeschlagen. Ein starker Wind war aufgekommen und jagte schwere, niedrige Wolken über das Gebirge. Es war anzunehmen, daß es über Nacht Schnee geben würde.

Die Herde war zusammengetrieben und lag unfern des Lagers im Schutze desselben Felsens. Man hatte die Abendmahlzeit eingenommen und saß nun auf den Lagerstätten ums Feuer, plaudernd und rauchend. Im Zelte war es warm und gemütlich, das Feuer glomm leise im letzten Verglühen. Das Gespräch wurde leise geführt und stockte oft; man horchte auf das Brausen des Wetters.

Der Großvater und Jokil, ein Brudersohn von Homek, der während der Wanderung mit im Zelte schlief, schliefen schon. Homek plauderte leis mit Zakarias und seiner Frau. Walter saß wieder zwischen den beiden Mädchen, die sich eng an ihn geschmiegt hatten, und erzählte von fernen Ländern und Städten, von den großen Handelsstädten im fernen Süden mit ihren großen Häfen und schönen Gebäuden. Sie waren beide unermüdlich im Fragen und andächtige Zuhörerinnen.

Allmählich verstummte das Gespräch.

Draußen fuhr der Wind heulend und klagend über die zerklüfteten Zinnen des Felsens und warf im wilden Vorüberstürmen leichte Steine und Eisstücke prasselnd gegen das Zelt.

Orrid erhob sich, huschte an der Feuerstelle vorbei nach dem Lager ihres Vaters, wo sie sich an seiner Seite in die Pelze kuschelte.

Walter saß nun mit Elle allein in der Tiefe des Zeltes. Das Feuer glomm nur schwach durch die Asche und erhöhte den heimlichen Reiz, der sich im Zelt ausbreitete. Elle schmiegte sich mit einem leisen Schaudern dicht an ihn. Er legte schützend seinen Arm um sie und merkte, wie ein Zittern durch ihren jungen Körper lief. Ihr Atem ging schwer und kurz, und sich selbst vergessend legte sie sich in seinen Arm zurück. Da vergaß er alles um sich, beugte sich über sie und küßte in seliger Vergessenheit ihre leicht geöffneten, glühenden Lippen. Sie erwiderte seine Küsse, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn immer und immer wieder in glühender, alles vergessender Leidenschaft. — — —

Karines Stimme klang gedämpft durch das Dunkel und störte die beiden jungen Leute aus ihrem seligen Kosen: „Elle, komm, lege dich jetzt, es ist spät; Walter muß auch seine Ruhe haben."

Elle antwortete mit einem leisen Ja, noch einige letzte glühende Küsse, dann huschte sie nach ihrem Lager neben der Mutter.

Walter legte sich auch hin; aber konnte er schlafen?

Der Sturm, der jetzt draußen brauste und an dem Zelt rüttelte, war nichts gegen den Sturm, der jetzt in seinem Innern tobte, dünkte ihn. Sein ganzes Innere befand sich in einem wilden, brausenden Aufruhr, hervorgerufen durch die glühenden, leidenschaftlichen Küsse des Mädchens. Nie hatte ihn eine Frau so geküßt! — Was war das? — Jede Fiber seines Körpers zuckte und bebte, und er hatte ein Gefühl, als müsse ihm seine Brust zerspringen.

Noch brannten ihre Küsse ihm auf den Lippen, und er glaubte noch ihre glühende Wange gegen die seine zu spüren.

Allmählich wurde er ruhiger. Er horchte gespannt durch das Dunkel auf das Atmen der Schlafenden und hörte deutlich das kurze, aufgeregte Atmen Elles, die, keine zwei Meter von ihm entfernt, auf der andern Seite des Herdes lag. Eine ihm unerklärliche Angst überkam ihn, leise zitternd verkroch er sich unter seinen Pelz.

Das tobende Unwetter draußen schien an Stärke zuzunehmen. Unheimlich klang sein Heulen und Brausen durch die Nacht. Walter wurde unheimlich zumute, er warf den ihn bedrückenden Pelz beiseite und richtete sich auf. Da sah er, wie das Schutzfell am Eingang zurückgeschlagen wurde. Eine merkwürdige fahle Helle drang durch die dreieckige Öffnung. Er sprang auf die Füße, um zu sehen, wer den Eingang öffnete. Es war Homek, der dort stand, um das Wetter zu beobachten.

Walter trat zu ihm.

„Ein fürchterliches Wetter," sagte er leise.

„Das ist es, es legt tüchtig los; aber laß es nur tüchtig schneien, es ist für uns so am besten."

So weit man sehen konnte — es war freilich nicht weit —, lag der Schnee fußhoch, und dabei fiel er in immer dichteren Massen hernieder. In wirbelndem Tanze rasten die Flocken vorbei, mitunter sah es aus, als wenn ganze Wolken herunterstürzten. Und dazu sang der Sturm mit gewaltiger Stimme seine brausende Urmelodie.

„Und die Renntiere?" fragte Walter, einen Gedanken laut weiterspinnend.

„Die Tiere mögen dieses Wetter auch, es ist ihr Element. Sie haben sich alle hier nebenan am Felsen zusammengedrängt und lassen sich ruhig einschneien. Morgen, wenn der Tag graut und sie Nahrung suchen wollen, erheben sie sich alle wie auf Kommando aus ihrem warmen Schneebett. Aber nun wollen wir uns wieder legen, Gefahr ist nicht vorhanden."

In diesem Augenblick trat Elle hinzu und stellte sich zwischen ihren Vater und Walter.

„Müssen wir abbrechen?" fragte sie.

„Nein," antwortete Homek, „noch ist dies nicht nötig. Ich denke, das Wetter wird sich gegen Morgen legen, wir haben dann eine schöne Schlittenbahn."

Er schloß den Eingang wieder und ging nach seinem Lager.

Elle schlang ihre Arme um Walters Hals, preßte ihren Körper gegen ihn und erstickte ihn fast mit wilden, leidenschaftlichen Küssen, dann ließ sie ihn los und lief zu ihrer Mutter.

*

Am andern Morgen, als sie aufgestanden waren und ihre warme Morgensuppe gegessen hatten — Homek, Zakarias und Jokil waren schon draußen —, strich Karine mit einer liebkosenden Bewegung über Walters lange, weiche Locken. Sie sagte nichts, aber an dem mütterlich-zärtlichen Blick, womit sie ihn ansah, sah er, daß Elle ihre Mutter in ihr süßes Geheimnis eingeweiht hatte und sie ihn schon als ihren künftigen Sohn ansah.

Impulsiv, wie er war, sprang er auf, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, küßte sie in heißer Dankbarkeit auf den Mund und wollte das Zelt

verlassen. Doch da sprang ihm Klein-Orrid wie eine Wildkatze an den Hals. „Mich auch," bat sie. Er drückte das liebe kleine Mädel an sich und stürmte aus dem Zelt.

Draußen herrschte reges Leben. Die Zelte waren zum Teil ganz eingeschneit und mußten, ehe der Schnee zu hart wurde, freigeschaufelt werden.

Walter half eifrig mit. Er fühlte an diesem Morgen eine Kraft in sich und eine Lust, sie zu betätigen, wie er nie Ähnliches gespürt. Eine jauchzende, niegekannte Freude beherrschte sein Gemüt, er glaubte sich eins mit dem fremden Volk und fühlte sich wohl in seiner Mitte.

Die Warenschlitten, die bis jetzt zerteilt von den Tieren getragen werden mußten, wurden zusammengesetzt und zum Gebrauch fertiggestellt. Die kleinen Leuteschlitten (Pulks), kleine, wie Boote geformte Schlitten für eine Person, mit einem handbreiten Gleitkiel unter dem Boden, wurden nachgesehen und ihre Lederdecken mit Renntierfett eingerieben. Ebenso wurden die Ski nach langer Ruhe wieder hervorgeholt, eingefettet und die Bindeperiemen nachgesehen. Die Herde wurde in eine nahe am Lager belegene Talmulde getrieben, an deren Hängen reichlich Äsung vorhanden war. Den das Moos bedeckenden Schnee werfen die Tiere mit ihren schaufelförmigen, mächtigen Geweihen beiseite, um so ans Futter zu gelangen.

An diesem Tage sollte nicht weitergewandert werden. Der Lagerplatz war gut und an den Berghängen für die Herde Weide und Nahrung genug.

Nachdem die notwendigen Arbeiten für eine Schneewanderung und einen sofortigen eventuellen Aufbruch des Lagers erledigt waren, vertrieben sich die jüngeren Leute die Zeit mit dem Ausprobieren ihrer Schneeschuhe. Der Abhang am Lager war hierzu wie geschaffen. Hier sah Walter zum ersten Male dieses Beförderungsmittel der Nordländer in Tätigkeit. Er mußte staunen über die außerordentliche Geschicklichkeit, womit sie ihre Ski auszunutzen verstanden. Das ging scheinbar ohne die geringste Mühe den Abhang empor und auf der Ebene über Wächten und Löcher in fliegender Fahrt. Nur ein leichtes Wiegen in den Knien deutete an, daß sie Körperkraft gebrauchten, um vorwärtszukommen.

Es war für Walter ein aufregendes und schönes Schauspiel.

Er hatte das Gefühl, als wenn die Leute besonders waghalsig würden, sich ungewöhnlich anstrengten, um ihm, dem Fremden, zu zeigen, was für Kerle sie seien und was für ein Stümper er dagegen. Und er kam sich auch stümperhaft vor. Homek hatte ihm ein Paar Ski gegeben und ihm gezeigt, wie er sie sich unterschnallen sollte.

Er übte sich auch fleißig, aber seine Anstrengungen und sein in ihren Augen gewiß tolpatschiges und unbeholfenes Gebaren erweckte wahre Lachsalven.

Er war vernünftig genug, selbst mitzulachen und suchte angestrengt über die an seine Füße geschnallten, entsetzlich langen Hölzer Herr zu werden.

Er sagte es ihnen, als sie nach dem Mittagsmahle wieder liefen, daß er ihre Kunst bewundern müsse und viel darum geben würde, wenn er ebensogut laufen könne wie sie.

Sie fühlten sich sichtlich geschmeichelt.

Homeks Brudersohn, Jokil, meinte, das würde er bald lernen und ebenso flink laufen können wie sie.

Da nahm Mathis, der unter ihnen war, seine schwarze Stummelpfeife aus dem Mund und sagte, während er sein eckiges Mongolengesicht zu einem höhnischen Grinsen verzog: „Haha, das Skilaufen wird dir wohl nicht so leicht werden wie den Frauensleuten die Köpfe verdrehen.“

Walter wurde zumute, als wenn er einen Peitschenschlag ins Gesicht erhalten hätte. Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Er wollte dem Beleidiger an die Kehle springen, doch der machte eine Bewegung und glitt unter Hohnlachen geschwind einige Meter fort, während Walter, der vergessen hatte, daß seine Füße an die Skis gefesselt waren, hinfiel. Ehe er sich wieder aufrichten konnte, kam Elle heran; mit rotem Kopfe und blitzenden Augen trat sie an Mathis heran und sagte heftig: „Ehe du gelernt hast, drei Viertelstunden im eiskalten Wasser hinter einem Boote herzuschwimmen, wird Walter hundertmal besser Ski laufen können als du. Und was ich, was wir „Frauensleute“ mit ihm haben, geht dich nichts an; das merke dir, du Bösewicht, du.“

„Das hast du gut gesagt, Elle,“ sagte Jokil. „Wir haben uns über seine Schwimmkunst gewundert; das Skilaufen wird er schnell genug lernen. Und du hältst künftig dein Maul, sonst bekommst du es mit mir zu tun,“ wendete er sich zu Mathis.

„Laßt nur,“ sagte Walter, „wenn er was von mir wünschen sollte, bin ich gern bereit, ihm Rede und Antwort zu stehen.“

„Walter, komm, bitte,“ suchte Elle zu schlichten; „komm, laß uns zusammen laufen.“

In Walter kochte es, aber er sagte sich schließlich, es sei besser, es nicht auf offenen Streit ankommen zu lassen; er war doch immer der Fremde unter ihnen und ihr Gast.

Elle nahm ihn unter einen Arm und Jokil unter den andern, und so liefen sie mit ihm über die blendende, glitzernde Fläche, um ihn das Laufen zu lehren. Bald hatte er im fröhlichen Spiel den für ihn so unangenehmen Zwischenfall vergessen.

Er war ein williger und leicht lernender Schüler. Sein Lehrer und seine Lehrerin konnten ihn bald sich selbst überlassen, er hatte bald das Parallelhalten der Ski gelernt.

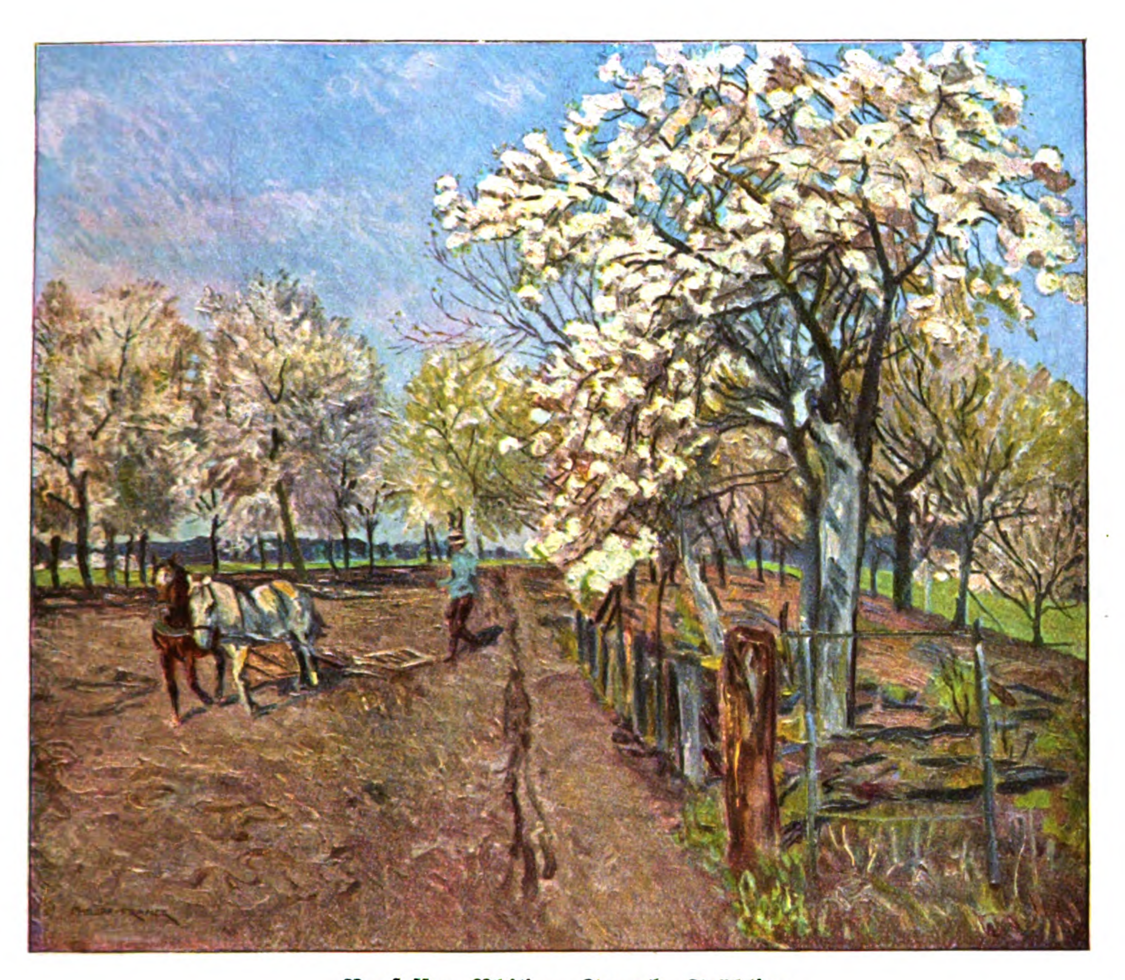
(Fortsetzung folgt)





A. von Brandis: Dame am Fenster

(Zu dem Artikel: „Das Hohelied der Sonne“)



Professor Philipp Franck: Frühling

Das Hohelied der Sonne

Von

Wilhelm Mießner

Und es ist gar kein Zweifel, daß Blätter in der Sonne diamantweiß sind und nicht grün."

„Zugegeben," antwortete ich meinem Freunde, „was folgt daraus für die Malerei? Doch nicht etwa, daß alle Blätter in der Sonne wie silberne Platten glänzen müssen bei euch Malern."

„Gewiß," rief er mit fuchtelnden Armen. Dies geschah zumeist, wenn er Zeit gewinnen wollte, über die Gründe seiner Behauptungen nachzudenken. „Die Holländer setzten einen Palmbaum in den Hintergrund, um den Ort der heiligen Handlung anzugeben. Das war ihre Religion, und unsre Religion ist, daß man Buchenblätter nicht grün malen darf, wenn die Sonne darauf prallt."

„Wenn ich nun aber weiß, daß Buchenblätter grün sind, werde ich sie eben nicht diamantweiß sehen."

„Das ist ja die Gefahr bei euch Laien, ihr wollt eben alles schon wissen. Der Maler weiß gar nichts, er sieht nur."

Ich schüttelte nachdenklich den Kopf, was ihn nur in seiner Rage noch mehr

erhitzte, und er fuhr mit einigen durcheinander gewürfelten Bibelzitaten mir in die Parade von den Ärmsten, denen das Himmelreich gehört, und den Kindern, die getröstet werden sollen.

Es ist nicht leicht, sich mit Malern über irgend etwas zu einigen, wenn sie sich einmal auf eine neue Entdeckung eingeschworen haben. Und deshalb habe ich mich dann auf eigne Faust an das Problem gemacht. Ob man die Schatten braun oder blau malt, ist am Ende kein so großer Unterschied, wie einige glauben, dennoch wäre es Unsinn und Selbstmord, wenn heute sich einer auf die Entdeckung Rembrandts versteifte, während doch unsre Schatten im Freien nun einmal blau oder violett oder rot sind. Und wer wie Martin Brandenburg es unternimmt, die Sonne selbst zu malen, muß dabei ebensoviel Zwischenberechnungen anstellen vom naiven Sehen bis zur künstlerischen Wiedergabe wie Rembrandt, als er die malerischen Geheimnisse des Kerzenlichtes erprobte. Naturwissenschaftliche Kenntnisse, unser Wissen von der Farbenskala des Sonnenspektrums, sie spielen in der modernen Malerei eine ebenso große Rolle wie die Entdeckung der Perspektive um 1400.

Goethe hat einmal seine Farbenlehre in eine Reihe von Zweizeilern zusammengedrängt. An ihnen sollten, wie vielleicht an der Farbenlehre Goethes überhaupt, die Maler nicht vorübergehen. Sie ergeben jedenfalls eine überraschende Tatsache: daß unsre Malerei, die die Farbenwerte ungebrochen nebeneinander setzt, zu den gleichen Resultaten kommt.

Goethe ist der Ansicht, daß die Farbe der Gegenstände nicht in ihnen selbst ist und von dem verschiedenen Durchsichtigkeitsgrad der Gegenstände herrührt:

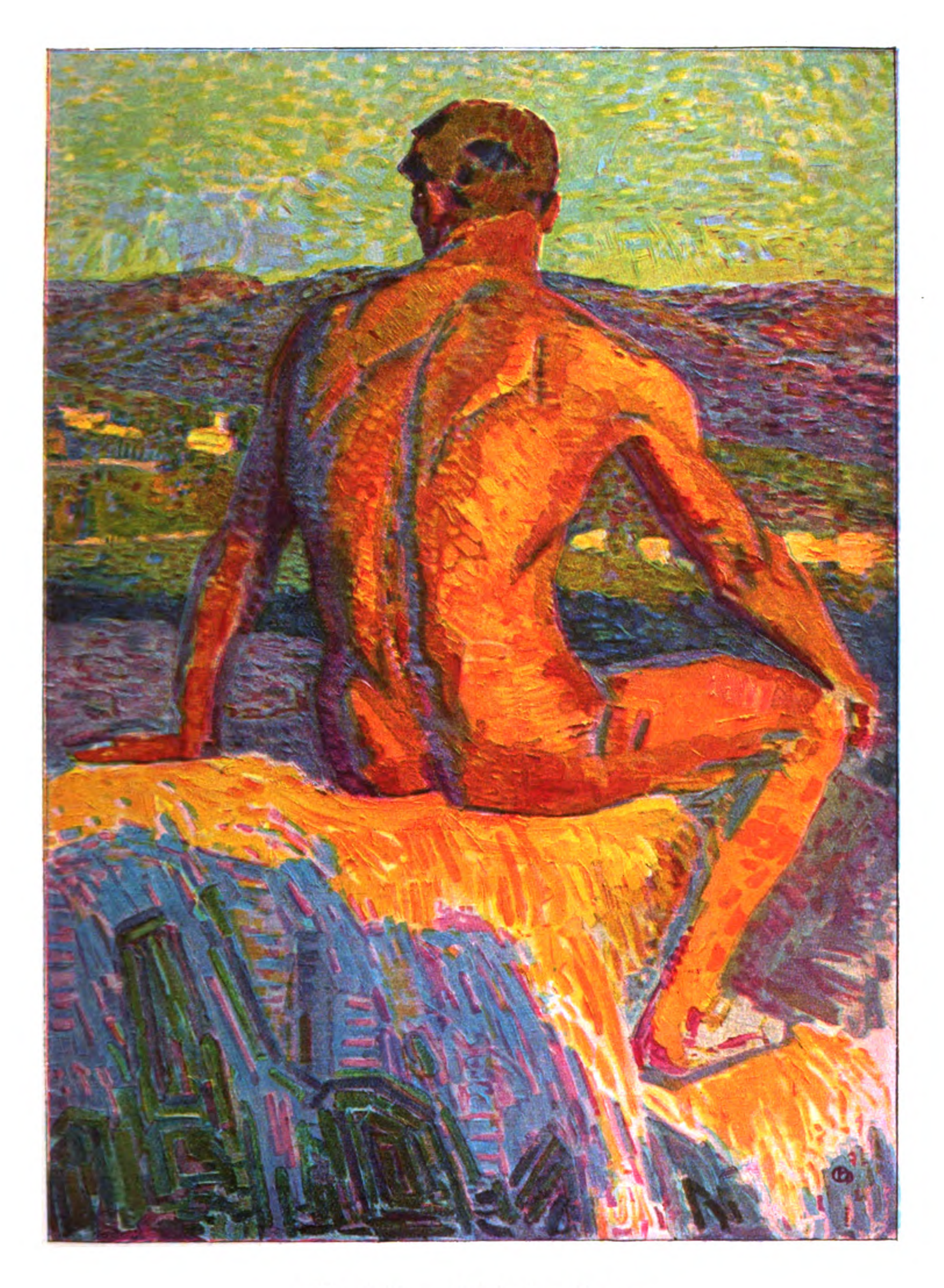
„Denn steht das Trübste vor der Sonne,
Du siehst die herrlichste Purpurwonne.
Und will das Licht sich dem Trübsten entwinden,
So wird es glühend Rot entzünden.
Und wie das Trübste verdunstet und weicht,
Das Rote zum hellsten Gelb erbleicht."

Erst im reinsten Äther wird es weiß, was es von Anfang war. „Ihr aber haltet euch ans Trübe." Die Maler kennen auch das Weiß nicht, ebensowenig wie das Schwarz, und sie stimmen die Helligkeitsgrade bewußt oder unbewußt nach der Durchsichtigkeit.

„Will sich die Sonne ganz vermählen,
Muß sie das ganz Durchsichtige wählen".

Aber mehr noch, man kann sagen, Goethe hat impressionistisch gesehen, wenn er die Körper nach der Durchsichtigkeit einteilt und eine Veränderung ihrer Farbe je nach der Bestrahlung und ihrer ihnen eigentümlichen Durchsichtigkeit von Purpur bis zu Gelb aufstellt. Andres behaupten ja auch die Maler nicht, wenn sie uns in den Schatten und Körpern die Abstufung dieser Durchsichtigkeit wie die der Atmosphäre und ihre Reflexe andeuten. Man wird bei den Beispielen der Goetheschen Farbenlehre noch auf eine Reihe andrer verblüffender Zusammenhänge stoßen, die beweisen, daß Goethes Augen weit empfindlicher waren als die seiner Zeitgenossen.

Wir werden uns schwer dazu verstehen, mit Goethe das Spektrum und die Strahlenbrechung zu leugnen. Aber der Umstand, daß die Sonne unleugbar auch die Farben der Dinge mit der Durchsichtigkeit des Himmels ändert, das heißt seiner Bewölkung, daß sie je nach ihrer eignen Kraft, mit der sie bis zu uns herniedersteigt, auch die Farben der Schatten wandelt, läßt uns den Wert der Helligkeit für die Farben der Natur erkennen. Und so konnte Goethe, der in allem empirisch vorging, für die Einteilung der Farben nach dem Grade der Helligkeit tausend Beweise mit Recht anführen. Wenn die Maler, die sich gern die Frische der Farbeneindrücke erhalten möchten, nach Italien gehen, so hat das wohl dieselbe Bedeutung. Sie möchten wie Kinder die Sonnenstrahlen erhaschen und ihre Wunderwirkung auf die Leinwand zaubern. Und immer wieder hört man von ihnen, niemand würde es uns glauben, auch wenn die Palette so viel Licht hergäbe, was wir dort im Süden gesehen haben. Seit Manet mit seinen Frauen in der Sonne die ganze blendende Gewalt der Sonnenstrahlen auf die Leinwand zu bannen unternahm, seit immer wieder jede junge Generation mit neuer Kühnheit der Sonne auf den Leib gerückt ist, kann man erst recht eigentlich von „Sonne" reden bei der Betrachtung der Bilder. Die Zeugerin aller Fruchtbarkeit verschwendet an die Natur auch jene Blüten und Farbenteppiche, die mit jeder Tages- und Jahreszeit wechseln und die Erde, den königlichen Palast der Sonne, mit



Otto Hettner: Akt in der Sonne

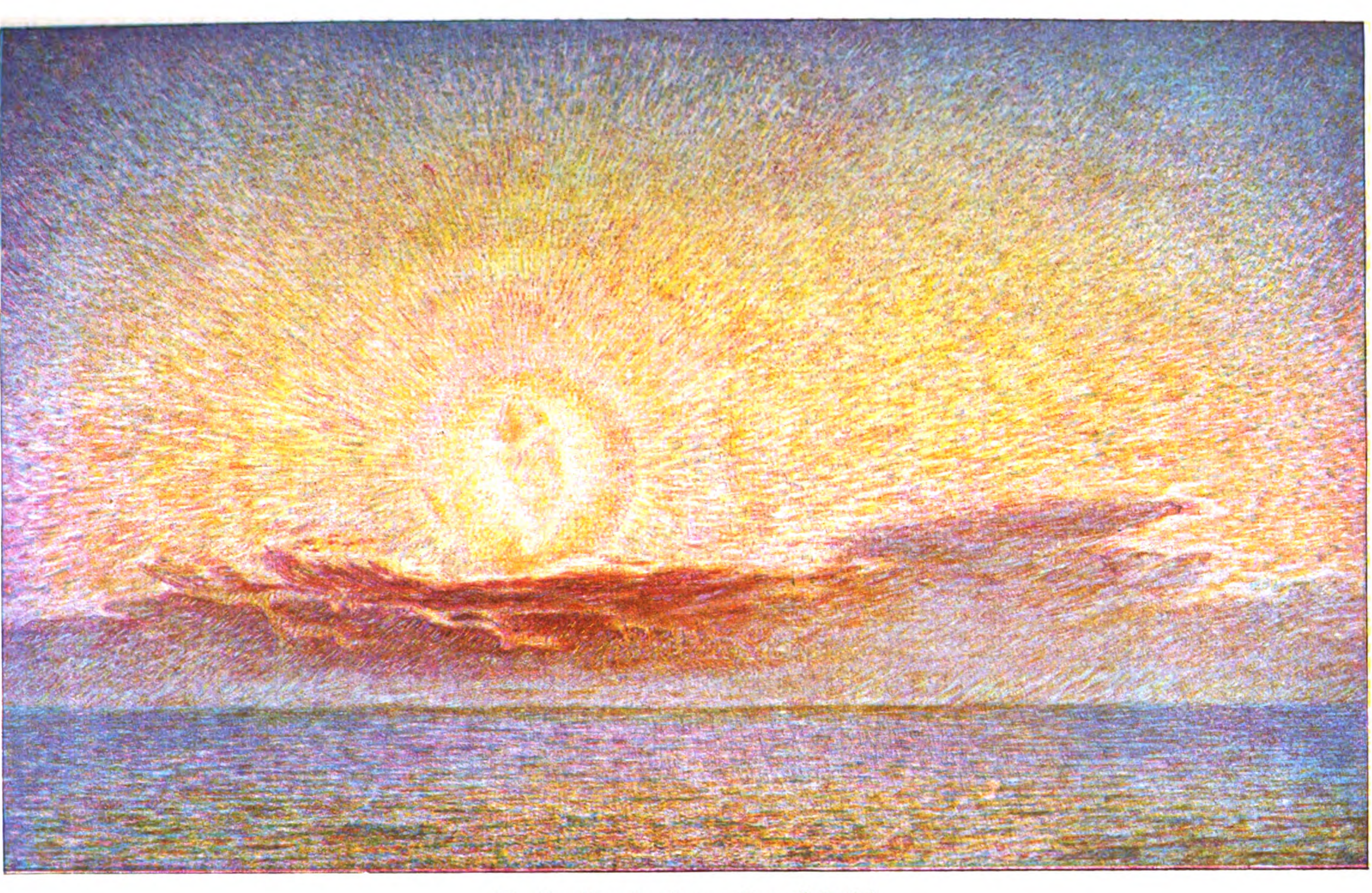
den gleißenden Gewändern ihrer Geschöpfe schmücken.

Es ist kein Zufall, daß Probleme wie das Sonnenlicht also von der Freilichtmalerei und dem Impressionismus mit der Begeisterung des Künstlers aufgegriffen wurden, die in jeder neuen Form eine neue Weltanschauung, ja, wenn man will, eine neue Religion zu sehen glaubt. Schon die englische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hat das Licht als Quelle und Ursache alles Lebens angesetzt. Wenn Martin Brandenburg in den Kreis der Sonnenscheibe die Madonna mit dem Kinde malt, so will er damit eine naturwissenschaftliche Möglichkeit andeuten, wie der Mann im Monde auf Formationen der Mondgestalt hinweist. Aber auch jene mystische, Leben zeugende Kraft des über den Wassern schwebenden Sonnenballs, der zugleich die Geburt aller Farben ist. Gerade in



Artur Gratz: Sonne im Park
(Im Besitze des Herrn George Kleinow, Berlin)

dieser Vereinigung des Gedanklichen mit dem rein Malerischen liegt die Kraft der zum Mystizismus neigenden Malerei Brandenburgs. Und es ist interessant zu verfolgen, wie dieses Bild weiter die Farbenskala einer Reihe andrer Bilder bestimmt. A. von Brandis zeigt uns diesen bunten Farbenreigen im Zimmer, Otto Hettner auf einem nackten Jünglingskörper. Überall, wo die Sonne hin-



Martin Brandenburg: Das Hohelied

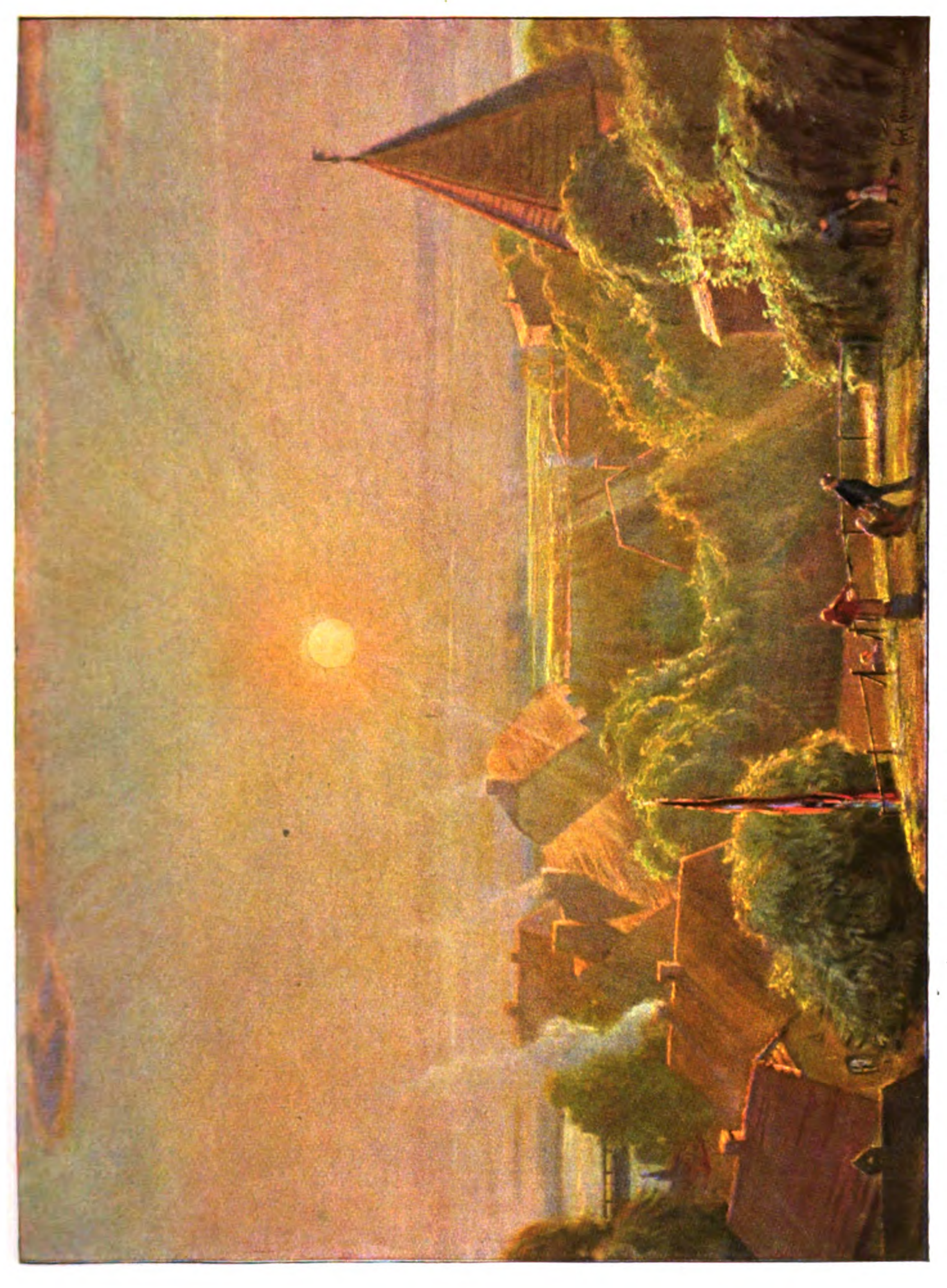
kommt, führen die sommerlichen Farben des Spektrums einen Tanz auf, bald von orgiastischer Wildheit, bald mit der stillen Grazie eines versonnenen Kindes, lieblich und aufreizend zugleich. Sie ist dionysisch in ihrem Wesen, und wehe dem Ungläubigen, der ihr nicht alle Wunder zutraut, Dinge und Menschen nach Belieben zu wandeln. Denn von ihr ist alles Gesehene abhängig, und sie birgt alle Möglichkeiten in ihren ewigen Feuerstrahlen. Wo frühere Maler nichts als ein Grau in Grau sahen, das man Dämmerstunde nannte, läßt A. von Brandis in klugem Gegensatz zu dem dunkeln Schatten, der das Zimmer erfüllt, die Sonne sich wie ein Kätzchen am Herd in einem Winkel des Zimmers behaglich ausbreiten. Und hier fängt nun alles an zu leuchten und zu glimmen. Sie überzieht die Gegenstände mit einem brokatenen Glanz und malt spukhaft die dunkeln Stäbe des Fensterkreuzes noch einmal auf die erleuchtete Wand. Es ist alles ins Farbige gesteigert. Das rein Malerische fängt an zu erzählen, und die Palette gibt all ihre leise gedämpften Akkorde diesem träumerischen Abend, dessen gelbes Licht durch das Zimmer huscht.

Den ganzen Farbenrausch einer glühenden Mittagssonne läßt Otto Hettner wie rotes Feuer über die Haut seines Rückenaktes fließen. Es ist vielleicht eine der schwierigsten Aufgaben unsrer Sonnenmalerei. Mit fast mathematischer Berechnung der Lichtbrechungen und des sonderbaren Phänomens eines lebensprühenden und dreifaches Leben empfangenden Körpers ist hier „Sonne" in die Sprache der Palette übersetzt. Wir erhalten von diesem farbenglühenden Menschenleib den Begriff eines zu höchster Aufnahmefähigkeit gesteigerten Lichtträgers. Der Akt von verblüffender Einfachheit und Sicherheit wird mit seinen dunkelroten Schatten ein einziger Feuerwerkskörper für die Sonnenstrahlen. Die Kontraste der Farben sind aufs äußerste getrieben, die einzelnen Farben zerlegt und wie hingesetzt. Die Sonne hat ihren Purpur verschwendet, sie der Natur und dem Menschen ohne Wahl über die Schultern zu werfen.

Der Malerei der Problemstellung wird allezeit der einfache Realismus gegenüberstehen. Nicht daß hier das Neue und das Frage- und Antwortspiel der Kunst ausgeschaltet bliebe. Aber alle Fragen, ob ich die Farben zerlegt oder in ihren komplexen Werten darstelle, wie weit ich die Zeichnung erkennen lasse, wird immer insgesamt die eine nach der Wirklichkeit entgegenstehen. Auch das künstlerisch verfeinerte Auge, sagt sich Philipp Franck, sieht an einem Frühlingstage den Reif, der alle Dinge zu überziehen scheint, diese kalte, verheißungsvolle Atmosphäre mit dem leisen Erklingen des Lichtes in ihren Sphären bleibt ihm der poetische Moment seiner Darstellung. Und wie die Welt im kleinsten Winkelchen das große Auf und Ab schildert, so ist dieser märkische Acker ihm so gut wie jedes Tal der Alpen ein Sinnbild der jungen weißen Blütenpracht der Erde, und alle Feuerzauber der Sonne werden ihm durch die leichte blaue Atmosphäre eines Frühlingstages aufgewogen, die die Menschen fröhlicher macht, ohne daß sie etwas dazu tun. Er bleibt mit seiner Palette innerhalb der hellen, aufgelichteten Töne, ohne dadurch eintönig zu werden. Auch in solcher Bescheidenheit kann sich der Meister zeigen. „Sonne im Grünen" möchte man das Bild von Artur Gratz nennen. Die starken Kontrastwirkungen von Licht und Schatten und ein subtiles Gefühl für die farbigen Möglichkeiten zeichnet die kräftige Parkstimmung aus. Jedes Sonnenfleckchen noch hat hier seine Bedeutung als farbe- und formengebende Kraft. Das Bildchen ist mit einer ins kleinste gehenden Liebe zur Natur gefühlt, als das Reich der Bäume, in die die Sonne scheint. Jeder Baum, Licht und Schatten, haben ihre Stelle im Bilde, die sie ganz ausfüllen wie ein Naturgesetz. Man könnte keines verrücken, ohne der Gesamtwirkung zu schaden.

Das Aquarell wird nie den Farbenglanz der Ölbilder erreichen, auch stehen die Töne nicht so sicher im Bilde. Es gehört ein fein durchgebildeter Geschmack dazu, mit dieser Technik allzu grelle oder zu verwaschene Töne zu vermeiden. Das sonnige Tal von G. Kampmann will durch Stilisierung das erreichen, was Georg Greve durch eine feierliche Stimmung seinem Bilde erzwingt, ein freundliches, mildes Sonnenlicht. Man begnügt sich vor diesen Bildern nicht damit, sie anzuschauen. Man empfindet etwas wie eine Sehnsucht, sich in diesen Landschaften

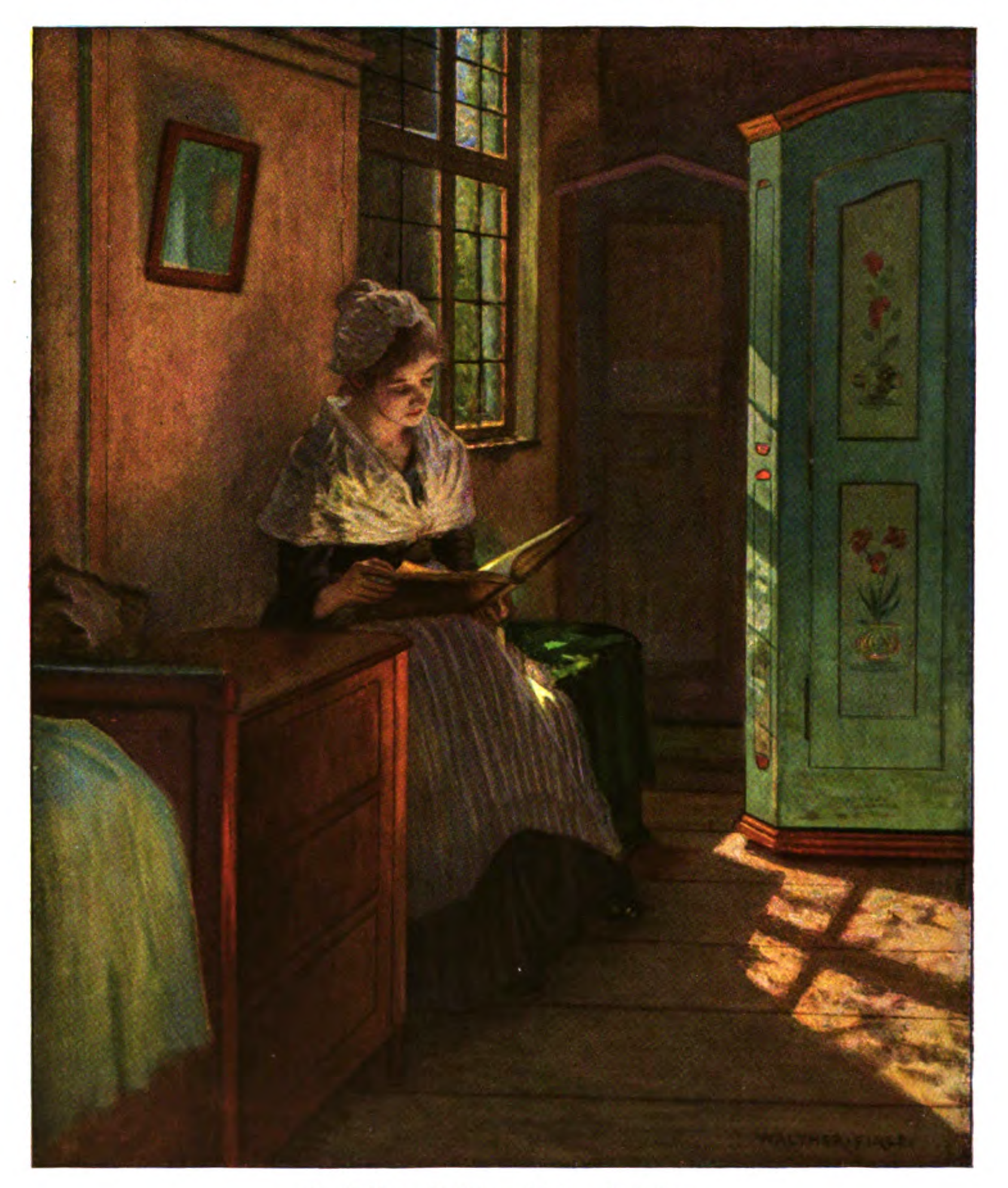
zu ergehen, um selbst ihren Reiz auszukosten. Ich will damit sagen, und das ist ohne sie auszuführen. Dies gilt auch von dem Greveschen Aquarell, das doch wieder



Professor Carl Langhammer: Städtchen am Rhein

wieder von der Technik des Aquarells bedingt, es ist nicht so zwingend wie das gute Ölbild. Es schlägt eine Stimmung an, beweist, wie die Wasserfarbe sich noch zu ganz andern Effekten eignet, als sie die Engländer lieben. Die deutsche Land=

schaft erfordert ein intimes Mitgehen, sie läßt sich nicht mit schönen, noch so geschmackvollen Mätzchen beikommen. G. Kampmann zwingt ihm sogar die Farben seiner Ölgemälde auf und die helle deutsche Stimmung mit der lichten Sonne über krausen Bächlein, Hügeln und Häuschen, hinter Büschen und am Waldrand. Ein Thomasches Wiesenidyll, das die Zufälligkeiten, aber auch die Frische seiner Technik hat.

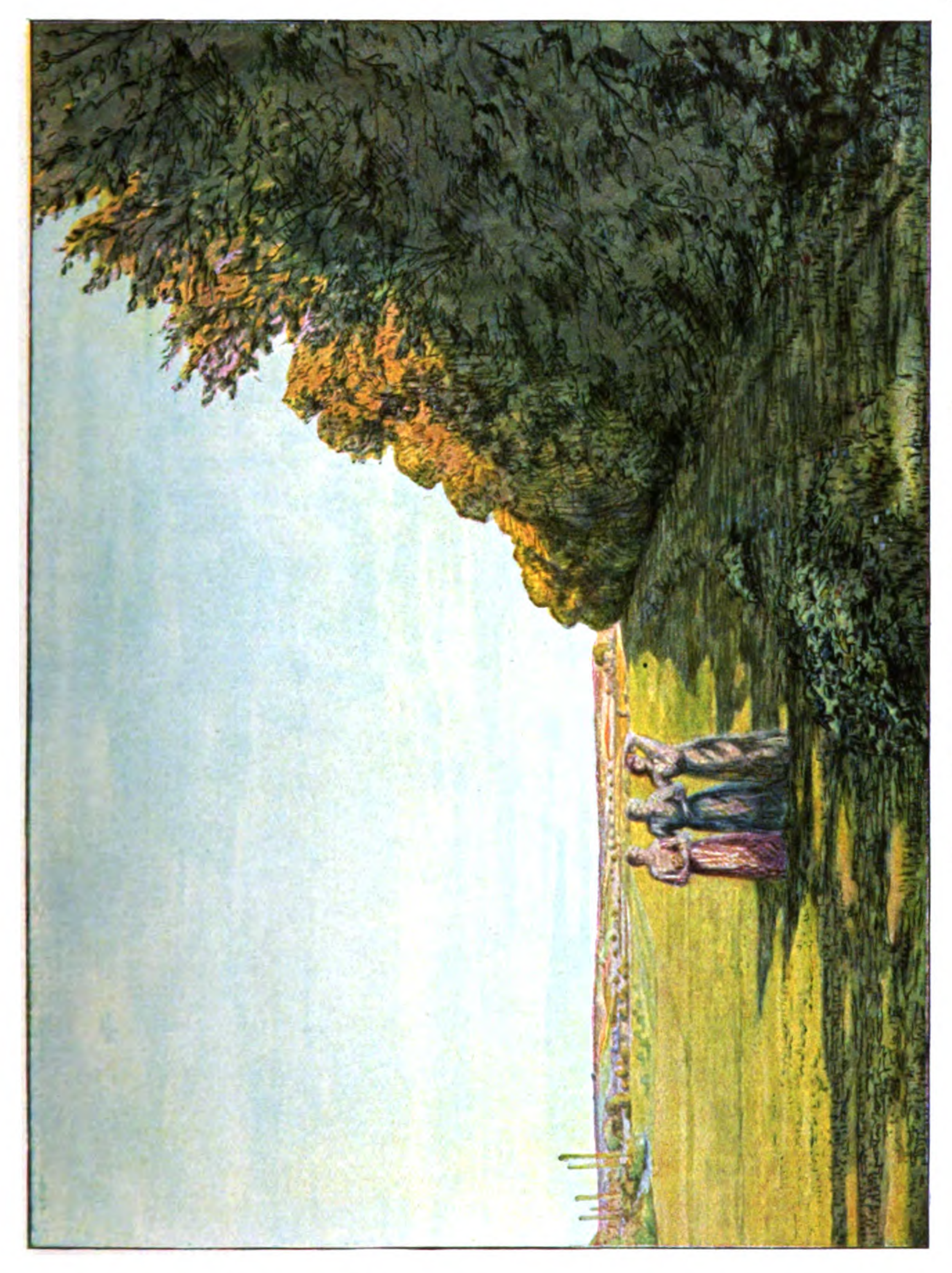


Professor Walther Firle: Interieur
(Im Besitze des Herrn Dir. Jul. Schülein, München)

Walther Firle gibt der Moderne etwas von der großmütterlichen Versonnenheit Schwindscher Kunst. Nur wo auf Schwindschen Bildern insgeheim in irgendeinem

Eckchen der Kobold lacht, bleibt er feierlich und ernst in der Absicht auf das Malerische. Er ist vielleicht, wie jene Problemsteller Rechenkünstler in der Zerlegung der Sonnenstrahlen sind, ein Rechenkünstler der Stimmung. Eine tief innerlich heitere Seele schmeichelt uns mit vornehmer Zurückhaltung das Märchen von der Sonnigkeit des Lebens ein.

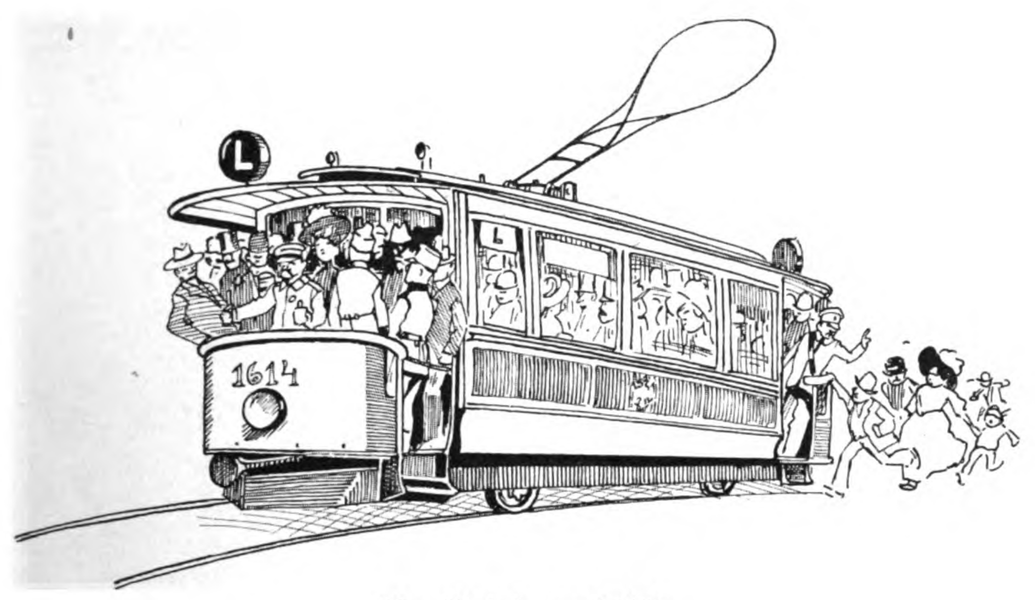
Ist bei Brandenburg die Sonne der Mittelpunkt seiner Darstellung selbst, so erzählt uns Carl Langhammer nun wieder von ihren letzten Taten. Die Sonne hat die Rheinnebel hinter dem kleinen Städtchen aufgescheucht, hat sie in die Straßen geworfen. Es liegt wie ein goldener, etwas schmutziger Dampf über der Stadt, und spukhaft ducken sich darunter die Häuschen.



Georg Greve: Sommertag (Aquarell)



Professor G. Kampmann: Sonniges Tälchen (Aquarell)



„Ein Platz is no frei!"

Wie Wien fährt. Von Ernst Klein

(Mit fünf Originalzeichnungen von Fritz Schönpflug)

Wenn man vom Wiener Fuhrwerk spricht, denkt man immer nur an den Fiaker. Nicht mit Recht. Er ist der Kaiserstadt schönstes und elegantestes, er ist ihr ureigenstes Fuhrwerk, aber er ist nicht ihr einziges. Kann nicht jeder Wiener im Fiaker fahren. Tut's ja jeder für sein Leben gern, aber was für den hohen Kavalier, den reichen Industriellen und die elegante Lebedame etwas Alltägliches ist, wird für den simpeln Pflastertreter zu einem Feiertagsvergnügen. Denn ein kostspieliger Spaß ist der Fiaker noch immer, trotz der Konkurrenz der Automobile. Wer nicht so viel Geld in seiner Tasche hat oder nicht wie die edle Gilde der Hochstapler aus der Tasche fremder Leute lebt, der wird den Fiaker meistens nur von außen bewundern kömmen. Der muß auf die Poesie des „feschen Zeugls" verzichten und mit der Prosa der „Elektrischen" vorliebnehmen.

Die ist ja schließlich auch ein ganz annehmbares Fuhrwerk. Wenn nicht irgendwo der Teufel seine Hand in die Schienen steckt und den Strom stört, so daß fünfzig, sechzig Wagen hintereinander aufmarschieren, so kann man mit der Elektrischen ganz schnell vorwärtskommen. Wer mit Sinn für Humor begabt ist, kann sie auch als schier unerschöpfliche Quelle ungetrübter Heiterkeit betrachten. Besonders an regnerischen Tagen, wenn bei einer Haltestelle zwanzig Leute warten und ein Stehplatz „vorn, bitt' schön" frei ist. Oder an schönen Sonntagen, wenn die Ausflügler von Nußdorf, Dombach, Hütteldorf und wie diese lieblichen Wiener-Wald-Nester alle heißen, heim wollen mit Frau und Kind und Kegel. Wenn der Wiener nicht ein so gemütlicher Kerl wäre, käme es da bei der Abfahrt eines jeden Wagens zu blutigen Schlachten. So aber entwickelt sich so ein Kampf um einen Platz in der „Elektrischen" immer nach der humoristischen Seite hin, und jeder ist froh, wenn er nur irgendwie und irgendwo stehen kann. Das Mitkommen ist die Hauptsache. „'s geht scho!" sagt der Wiener und läßt sich gutwillig zusammendrücken.

Die Elektrische wird von der Kommune betrieben, die damit ein glänzendes Geschäft macht. Dafür zahlt sie bei der andern Fuhrwerksunternehmung, die sie betreibt, ausgiebig drauf. Das ist der Stellwagen, anderswo der „Omnibus" benannt. Der Wiener hat nämlich eine



Ein Wagen, den jeder Wiener kennt: der Kaiser in seiner Leibequipage

merkwürdige Idiosynkrasie gegen dieses Fahrzeug. Es ist ihm zu plebejisch, zu gewöhnlich.

Wenn er nur irgend kann, benutzt er es nicht, zumal sich so ein Wiener Stellwagen nicht durch sonderliche Schnelligkeit auszeichnet. Irgendein Statistiker hat herausgerechnet, daß die Kommune eigentlich bei jedem Fahrgast im Omnibus zwei Heller draufzahlt; es ist also ein Gebot des Lokalpatriotismus, die löbliche Gemeindeverwaltung vor Schaden zu bewahren und den Omnibus nur im dringendsten Falle der Not zu benutzen, so zum Beispiel zum Nachhausefahren nach einer ausgiebigen Drahrerei, wenn die letzte Elektrische, „die blaue“, schon längst in der Remise von ihrem Tagewerk ausruht. Um diese Zeit kann es sogar vorkommen, daß ein Omnibus voll besetzt ist. Am Tage dagegen sind selten, außer Kutscher und Kondukteur, mehr als zwei Personen drin. Dabei repräsentiert sich so ein städtischer Omnibus ganz nobel. Ist schön rot lackiert, hat Samtpolster und rumpelt nicht mehr als andre Omnibusse auch. Aber der Wiener kann ihn nun einmal nicht leiden.

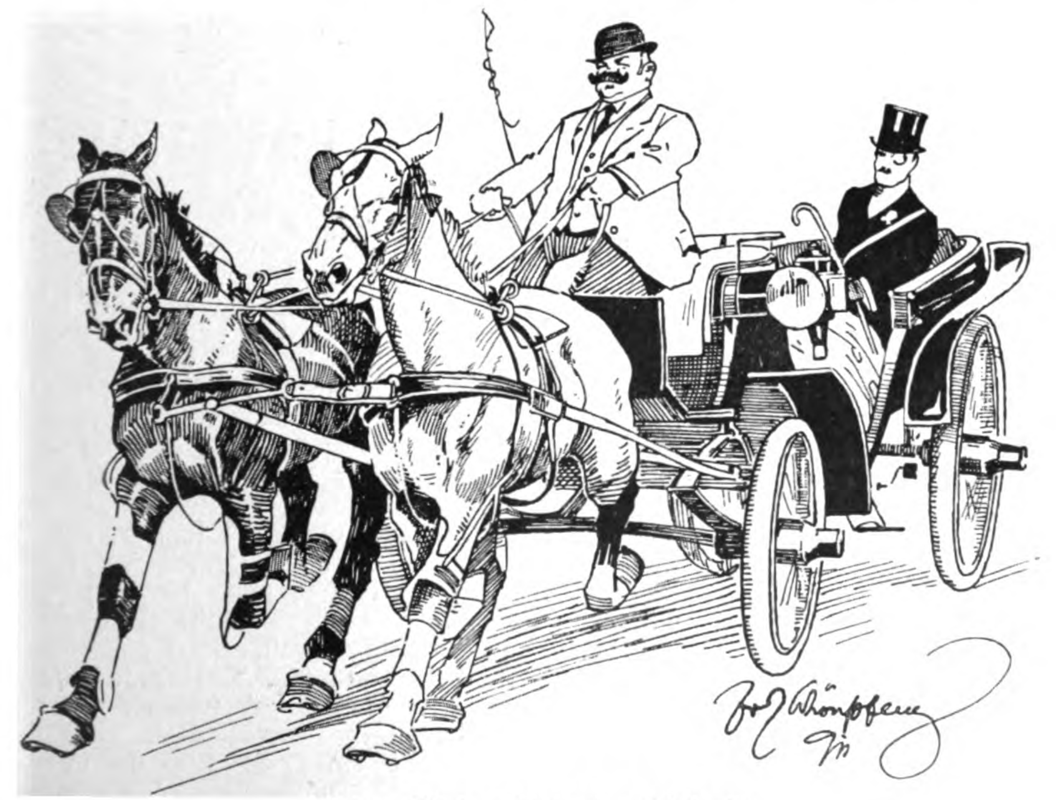
Auch der Einspänner ist ihm nicht nobel genug. Immerhin, wer in der inneren Stadt, wo es keine Elektrische gibt, zu tun hat und sich den Fiaker nicht spendieren kann, nimmt sich einen Einspänner. Und in der Nacht, wenn man's nicht zu eilig hat, klettert man wohl auch in so einen alten Kasten. Aber einen Einspänner zum Spazierenfahren zu benutzen, fällt keinem Wiener ein, der etwas auf sich hält. Immerhin ist der Einspänner noch ein besseres Geschäft als die Stellwagenunternehmung der Kommune. Sind manche alte Wiener Bürgerfamilien da, die reich geworden sind beim „Einspannerg'schäft“, die Kreipls, die Kuplingers zum Beispiel. Da sind sogar aktive Sportsmen, die sich gute Traberpferde halten. Da ist der alte Engel mit dem Spitznamen „der Waldteufel“, der als Kutscher angefangen und heute zweihundert Pferde im Stall stehen hat.

In letzter Zeit kommt das Automobil in Wien riesig auf. Es ist ein schnelles Fahren, und da der Wiener alles, was er macht, elegant macht, auch ein elegantes Fahren. Da sieht man manche Autotaxi in den Straßen Wiens, die

nobler dahersausen als ein Privatwagen. Und hinter dem Steuerrade sitzt kein uniformierter Chauffeur, sondern ein Mann, tiptop in richtigem Sportdreß. Die Preise sind auch dementsprechend gesalzen und zeichnen sich noch dadurch aus, daß sie fast für jedes Auto verschieden sind. Es kann einem passieren, daß man, wenn man eine Strecke mit vier verschiedenen Wagen fährt, vier verschiedene Taxen bezahlt. Warum das so ist, weiß kein Mensch in Wien, nicht einmal die hochwohllöbliche Statthalterei, die diese Tarife herausgerechnet hat. Aber der Wiener ist gutmütig, er läßt sich so vieles gefallen, und das Auto gewinnt immer mehr und mehr sein Herz.

Allerdings, den Fiaker kann es nicht daraus verdrängen, nie und nimmer. Denn der Fiaker ist des Wieners Stolz, ist so was wie sein Lokalheiligtum. Der Kaiser, der „alte Steffel" und der Fiaker, das sind die drei heiligen Wahrzeichen, die er verehrt, bewundert und liebt. Die Volkspoesie hat sie sich zu eigen gemacht, und wenn man so ein echtes Wiener Volkslied hört, kommt in der einen Strophe gewiß der Kaiser, in der zweiten der Steffel und in der dritten der Fiaker vor. Wiens wienerischster Schauspieler, der Girardi, hat den Fiaker auf die Bühne gestellt, so wie man ihn in seiner höchsten Blütezeit kannte, in den karierten Glockenhosen und den Stößer, den gradkrempigen Zylinder, auf dem Kopfe. Und das Fiakerlied, das er als erster gesungen, ist so eine Art Wiener Nationalhymne geworden.

Der Fiaker weiß ganz gut, was er dem Wiener ist. Und er weiß auch, was er zum internationalen Ruhme seiner Stadt beigetragen hat. Ein Londoner Kaufherr kann darum nicht stolzer sein als ein Wiener Fiaker. Der hat seine Tradition, seine Helden und Berühmtheiten wie nur irgendein andrer Stand. Er ist kein bezahlter Kutscher, der des Verdienens halber einen xbeliebigen Fahrgast führt. Er ist ein Gentleman, der einen andern Gentleman führt. Ihm ist das Sport, nicht Beruf. Wer das nicht glaubt, der stelle sich an einem Derby- oder Austriapreistage an den



Wiens Stolz: „A harber Fiaker!"



Die gute alte Zeit: Der alte Hernalser Stellwagen: „Kumm i net hüt, so kumm i morgen!“

Seiten der Hauptallee, der sogenannten Nobelallee, auf und schaue sich den Korso an, der sich nach dem Rennen entwickelt. In Reihen zu vieren rasen sie daher, so nahe oft aneinander, daß sich fast die Räder berühren, und in einem Tempo, daß dem Zuschauer die Haare zu Berge stehen. Jetzt und jetzt, meint er, muß ein Unglück geschehen. Aber die Angst ist immer umsonst. Solange die Hauptallee besteht, hat noch kein Fiaker auf ihr ein Malheur angerichtet. Die ganze Gilde würde den Unseligen verachten, sie würde ihn ausstoßen, sein eigner Vater, der in Ehren auf dem Bock und in Polizeistrafen wegen Schnellfahrens ergraut ist, ihn verleugnen, und er selbst würde nie wieder einen Zügel in die Hand nehmen.

Denn stolz ist der Wiener Fiaker auf sich und sein „Zeugl“. Charakteristisch für diesen Stolz ist die folgende Geschichte. Da war vor einigen Jahren ein Kutscher, kein „Herr“, Mayer hieß er, und führte fünfzehn Jahre lang einen der reichsten Industriellen Wiens, den Kapselmacher Roth. Er war der schnellste „Pflasterfahrer“, das heißt, auf dem Pflaster der Stadt konnte keiner so schnell und geschickt fahren wie er. In einem Zweiminutentempo über Granit zu fahren, das machte ihm keiner seiner Kollegen nach. Eines Tages passiert ihm das Malheur, daß ihm ein Pferd stürzt. „Sie können ja nicht fahren!“ schreit sein Fahrgast. Der Mayer wird krebsrot im Gesicht, bleibt aber als echter Wiener Fiaker der „Gawlier“, der sich seiner Kundschaft gegenüber nie vergißt. „Euer Gnaden,“ sagt er, „das is traurig, daß i no immer net fahr'n kann, wo i Ihna schon fünfzehn Jahr' führ'! Aber telephonier'n S' nur glei an den Herrn, daß er mi ablöst — i führ' Ihna nimmer.“ Und so geschah es, der Mayer hat nie wieder den Kapselmacher Roth geführt, nicht ihn und nicht einen andern. Er ist nie wieder auf den Bock gestiegen und verdient sich heute sein Brot als Portier.

Aber die Kollegen haben ihn nicht vergessen, und wenn sie von ihm erzählen, dann sagen sie:

„A harber Fiaker war er, der Mayer."

Dieses unübersetzbare Wort „harb" ist das höchste Lob, das einem Fiaker zuteil werden kann. Es bedeutet so eine Mischung von kühn, fesch, elegant und stolz, und wer sich als harber Fiaker kennt, setzt den Stößer noch einmal so schief aufs Ohr. Der harbsten einer war der Bratfisch, der Leibfiaker des verstorbenen Kronprinzen Rudolf. Er führte seinen hohen Fahrgast hinaus zum Heurigen nach Nußdorf, nach Grinzing und sang ihm dann, von den Schrammeln begleitet, seinen lustigen „Bratfisch-Tanz" vor. Nicht minder berühmt als Fahrer und Volkssänger war der Mayhofer mit dem Spitznamen „Hungerl", der den reichen Steinbruchbesitzer Hollitzer führte. Im Winter saß der „Hungerl" auf dem Bock im Pelz, und wenn sie dann „drahn" gingen, warf er den Pelz ab und stand im Frack da, so wie sein Herr selber. Pfeifen und singen konnte er wie keiner, und mit seinen zwei Pferden, „Jenny" und „Vindobona", hat er über dreißig Preise beim Fiakerfahren gewonnen. Da war der „Baron Schan", der Meister des Zweistimmigpfeifens. Wenn er im Stahlehner Stübl seinen Doppelpfiff erschallen ließ, war das ein Kunstgenuß, zu dem die gesamte Wiener Lebewelt sich drängte.

Überhaupt — Lebewelt und Fiaker gehören in Wien zusammen. Für den Wiener Elegant und Sportsmann ist der Fiaker einfach unerläßlich, und wie der Kutscher selbst, setzt auch jeder Kavalier seinen Ehrgeiz darein, im harbsten Zeugl zu sitzen. Der bekannte Multimillionär, Rennstallbesitzer und Bierbrauer Anton Dreher nahm sich seinen Fiaker, den „Virginia-Hansl", mit zur Pariser Ausstellung. Da sich der Hansl aber in Paris nicht auskannte, mietete Dreher einen Radfahrer, der ihm den Weg durch die Straßen des Seine-Babels zeigen mußte. Und so konnte der Wiener Fiaker über die Boulevards sausen, daß den Parisern die Augen übergingen. Julius Löwy, der vor



Einspänneridyll

einigen Jahren verstorbene Chefredakteur des „Illustrirten Wiener Extrablatts“, fuhr mit seinem Wiener Fiaker Edelmann sogar von Wien nach Paris, eine Heldentat, von der heute in der Fiakergilde der Vater dem Sohn erzählt.

Kavalier und Fiaker! Wenn man den einen nennt, drängt sich der Name des andern sofort dazu. In andern Städten rühmt man dem Lebemann die Frauen nach, die er verehrt, die Summen, die er verspielt, in Wien aber den Fiaker, der ihn geführt. Unsterblich ist der Ruhm so manchen Drahrers und der seines Fiakers mit ihm. Da ist der verstorbene Baron Springer, der Bruder des populären Sportsmanns Gustav Springer, der im Fiakermund wegen seines gerundeten Bäuchleins der „blade Springer“ heißt, zum Unterschied von dem ersteren, dem sie den schönen Namen „der narrische Springer“ zugelegt haben. Der fuhr immer in einem herrlichen Viererzug zum Rennen in die Freudenau, und oben auf dem Bock saß „der Affenfanger“. Wie der Fiaker mit seinem bürgerlichen Namen hieß, wußte er selber kaum. Den König Milan fuhr der Hernalser Seidl, den leider so früh dahingegangenen Erzherzog Otto „der klane Mayer“, während sein ältester Bruder, der künftige Kaiser Österreichs, Erzherzog Franz Ferdinand, den „Wollner“ und der jüngste der drei Brüder, Ferdinand Karl, den Hittinger zum Leibfiaker erhoben hatten. Den regierenden Fürsten zu Liechtenstein führte „der alte Lehnerbua“, den Grafen Pejacevich der Ripstein-Karl, den Herzog Philipp von Koburg der Berger-Franzl, den Erzherzog Eugen, der unter den österreichischen Prinzen der populärsten einer ist, der Kreuzer-Pepi mit dem poetischen Spitznamen „der Krumpe“. Einer der harbsten Fiaker Wiens ist auch der Seiberl, der jahrelang den ehemaligen Feldzeugmeister Grafen Grünne, den Korpsgewaltigen von Prag und intimen Freund des Kaisers, führte. Der alte Exzellenzherr, den ganz Wien wegen seiner schwarzen Augenbinde kannte, war der Schrecken aller Schutzleute. Um Absperrungen, Polizeiverbote kümmerte er sich prinzipiell nicht. Wollte mal ein Wachmann den daherrasenden Wagen aufhalten, fuhr prompt der alte Haudegen mit dem Kopf zum Wagenfenster hinaus und brüllte, daß man es bis auf den Kahlenberg hören konnte: „Führ' 'n nieder, den Hund!“

Mit allen denen, die hier aufgezählt, ist die Reihe der Kutschbockgrößen, die zum Ruhme ihrer Gilde beigetragen, noch lange nicht erschöpft, aber diese Liste genügt, um zu zeigen, was der Fiaker für Wien bedeutet. Und darum wird man es auch begreifen, warum die Fiaker sich so sträuben, die Taxameteruhr auf ihrem Bock anzubringen. Sie wollen sich nicht zu bezahlten Lohnknechten herabwürdigen lassen, sie, der Stolz Wiens!

Und Wien gibt ihnen recht.

Sport

Aphorismen von Moritz Goldschmidt

Der Sport ist vielleicht nur dann wertvoll und zweckdienlich, wenn er nicht — zum Sport wird.

*

Sonntagsjäger und -reiter sind die Dilettanten des Sports — Bergfexe seine Emporkömmlinge.

*

Flirt ist der Sport, der aus der Herzlosigkeit gemacht wird.

Vielfach pflegt man im Alter den Sport nicht so sehr, um jünger zu werden, als — um jünger zu scheinen.

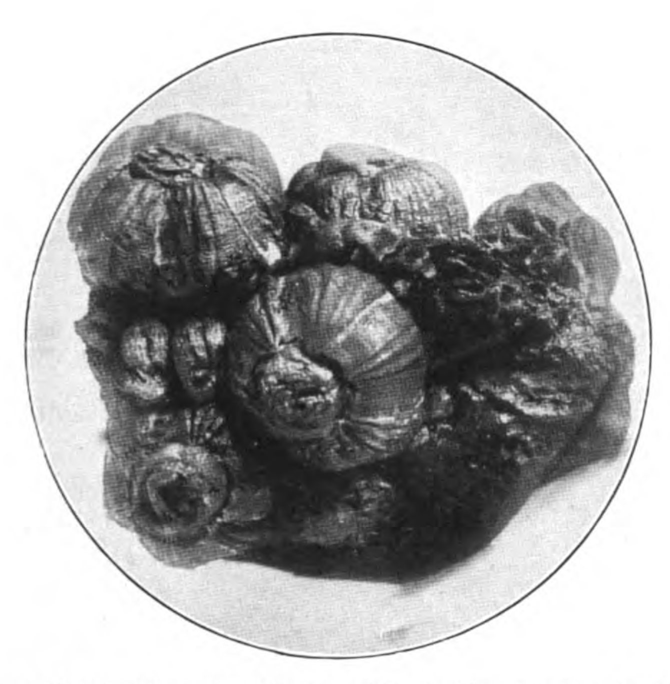
*

Die Aviatik ist das beste Beispiel dafür, wieviel auch beim Sport aus der Luft gegriffen wird.

*



Mittagsstunde. Nach einem Gemälde von Carl Becker



Seepocken (Kalkgehäuse des Rankenfüßlerkrebses [Coronula diadema]), auf der Haut eines Walfisches sitzend

Tiere als Baumeister, Hausbesitzer und Mieter

Naturwissenschaftliche Plauderei

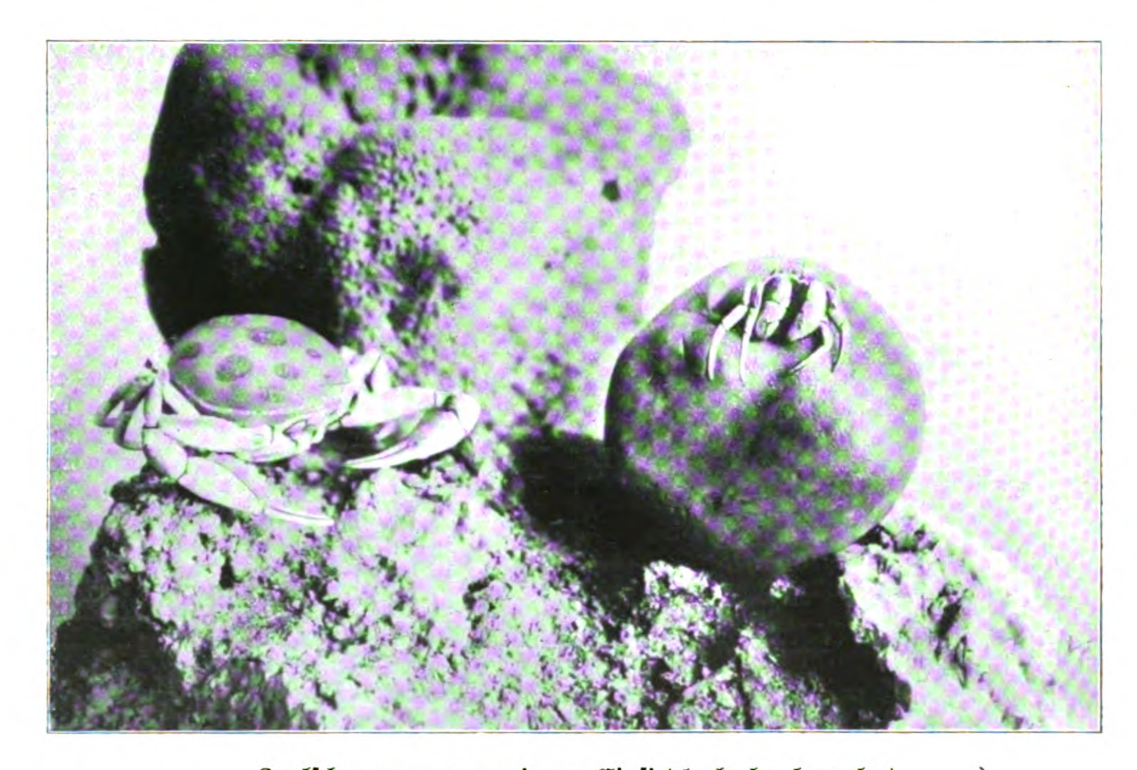
von

Wilhelm Bölsche

Im indisch-australischen Tropenmeer wohnt ein merkwürdiges Geschöpf. Der Nautilus heißt es; seine abgeschliffen-perlmutterhaft glänzende Schale ziert manchen Kamin, manches Schmuckbrett bei uns. In Wahrheit wohnt in dieser Schale ein häßliches Tier aus der Gesellschaft der Tintenfische, ein einsam heute überlebendes Wesen, dessen Brüder alle schon in Urweltstagen ausgestorben sind. Wie dieses Tier aber sein Gehäuse baut, das ist eines der großartigsten Baukunststücke der erfindungsreichen Mutter Natur. Bricht man die Schale des erwachsenen Nautilus auf, so erweist sich ihre Schneckenspirale als durchsetzt von einer langen Reihe nach innen zu immer kleiner werdender Einzelkammern. Nur die vorderste, größte bewohnt das Tier selbst. Die andern sind bis auf einen feinen Lebensstrang leer und dienen im Wasser als verschiedenartig einstellbarer Schwimmapparat. Solchen großen Apparat besaß das betreffende Einzeltier aber nicht immer. Als ganz junges und winziges Nautiluslein steckte es noch in einer weichen Hülle. Dann sonderte es Kalkmasse ab und schuf sich ein erstes solides Wohnkämmerchen, heute die innerste, kleinste, zentralste Leerkammer. Mit einem ersten weiteren Wachstumsruck seines Leibes schob es

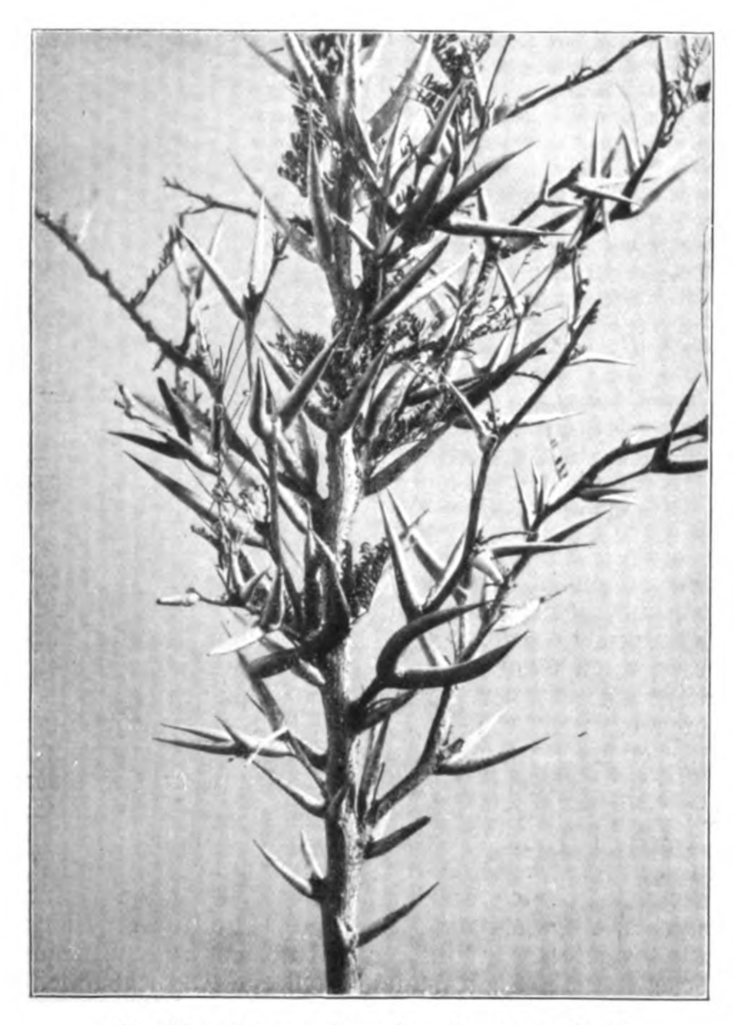
sich aber daraus wieder vor, schloß hinter sich den Schalengrund mit einer Scheidewand ab, so daß er fortan erste leere Luftzelle wurde, und baute gleichzeitig eine neue größere Wohnzelle aus Kalkstoff für sich davor. Von Wachstums- zu Wachstumsperiode ging das jetzt so weiter. Immer wurde die alte Wohnzelle zur abgekapselten Leerzelle, bis endlich die ganze gewaltige Spirale mit ihren vielen Hohlräumen fertig war, während der erwachsene Nautilus in der größten und letzten Wohnkammer als seinem End- und Zielasyl dauernd verharrte.

Gewiß ist das eine Prachtleistung tierischer Bauart, und mancher wird vielleicht daraufhin die hübsche Schale auf seinem Kaminsims noch mit etwas mehr Achtung beschauen. Vergessen wir indessen nicht, daß das Wort „Bau" hier nur einen indirekten Sinn hat. Das Nautilustier baut nicht aus fremdem Material etwas auf, in dem es fortan wohnen kann, sondern sein Leib bildet die Schale (obwohl in Pausen und während langer Lebensjahre) genau in der gleichen Weise, wie etwa bei uns das Kind im Mutterleibe seine ebenfalls kalkhaltigen Knochen oder das kleine Kind seine ersten Milchzähnchen und später das reifende seine bleibenden Zähne formt. Als Wohnstätte wie als Schwimmapparat bleibt der Nautilusbau stets eine Art ureignen Organs des Tieres selbst, und durchaus fehlt das Moment der Aneignung von etwas Fremdem zum Bauzweck zweiten Grades. Der Tierbau auf unserm ersten Bild bleibt nun im Prinzip ebenfalls noch auf dieser Stufe. Jedes der pocken- oder pilzartigen Gebilde dort stellt das ebenso körperlich, organhaft abgesonderte Kalkhäuslein eines Krebses aus der Ordnung der sogenannten Rankenfüßler dar. Man kann sich solche „Seepocken" täglich am Meeresstrande selber suchen, wo sie besonders als weiße Krönchen den blauen Miesmuschelschalen aufzusitzen pflegen. Nur der junge Krebs führte in diesem Fall ein freies Leben. Der erwachsene hat sich köpflings irgendwo auf einer Unterlage angekittet und in der selbstgeschaffenen Schale, eben der Pocke oder Krone, dauernd geborgen. Wichtig aber ist diesmal doch schon das „Irgendwo" der



Korkschwamm, von einem Einsiedlerkrebs bewohnt

Unterlage. Die vom Krebs gebildeten „Pocken" sitzen nämlich hier nicht auf einer Miesmuschel, sondern auf der dicken Haut eines riesigen Walfischs. Zu Lebzeiten des Wals sitzen sie lebend darauf — an sich eine absolut verschwindende Belastung des Kolosses, obwohl gerade die abgebildete Seepockenart mehrere Zentimeter mißt, also unter ihresgleichen auch ein kleiner Riese ist. Man könnte denken, der Ort sei Zufall. Aber man beobachtet, daß immer wieder bestimmte Sorten solcher bauenden Krebse nur auf den Walfischen gefunden werden, und so muß es wohl so sein, daß die jungen Tiere in ihrem Schwärmstadium allemal schon die Walfischschwarte direkt bevorzugen, wenn sie Baugrund suchen. Und man versteht auch den praktischen Grund, wenn man bedenkt, daß der Walfisch frei den Ozean durchschwimmt und dabei den Krebs auch in seinem häuslich gewordenen Stadium mancherlei Futtergründen wechselnd zuführt.



Ameisenpflanze (Acacia sphaerocephala)

Also für den Baugrund wenigstens ist hier ein fremdes Ding, ein fremdes Leben sinnreich schon verwertet.

Indessen schon im Bereich des Krebsvolkes selber sehen wir auch diese Methode erweitert. Statt ihre Körperburg auf fremden Lebensgrund zu bauen, entwickeln viele Krebse überhaupt keine eigne Schutzburg im Sinne eines besonderen schalenhaften Kalkbaues, dafür aber



Hamster vor dem Eingang zu ihrem Bau

ziehen sie sich Bestandteile fremden Lebens hausartig über den Leib. Die Wollkrabben schleppen so gewohnheitsmäßig einen orangeroten Schwamm auf dem Rücken mit sich herum, der für den darunter verborgenen Träger ungefähr die Nutzwirkung einer Tarnkappe hat. Wenig Kunst liegt in diesem „Dach“, aber das Charakteristische ist doch bereits, daß zu dem Überbau selber hier ein fremdes Leben benutzt ist. Und eng schließt sich der allbekannte Bernhardiner- oder Einsiedlerkrebs jetzt an, den jedes Aquarium zeigt: als munterer Geselle läuft er mit einer Schale huckepack, die als hübsch gewundenes Kalkgehäuse ganz wohl wieder mit dem Nautilus äußerlich konkurrieren könnte. In der Schale steckt sein weicher Hinterleib, als könne auch hier der Organismus gar nicht ohne dieses „Schutzorgan“ leben. Aber der Witz ist, daß diesmal der organische Bildner im Nautilussinne nicht der Krebs war, sondern eine Schnecke, die ursprünglich diese Schale für sich ausgeschieden und bewohnt hat. Leer geworden und im eigentlichen Sinne bloß noch toter Rest des alten Schneckenwesens, ist das Schneckenhaus dann erst durch den bedürftigen Krebs okkupiert und zu seinem Schutzhaus zweiten Grades gemacht worden. Umgebaut hat er es ja nicht mehr; aber wie er es jetzt besitzt, ist es auf jeden Fall bei ihm nicht mehr ein eigenorganisches, sondern ein schon fremdstoffliches Haus. Oft kommt es dabei vor, daß sich auch über die erborgte Schutzhütte noch wieder die hüllende Maske jenes gelben Schwammes zieht, so daß ein und derselbe Krebs beide Formen dieser Leibdächer zeitweise auf sich vereinigt. Man hat aber nun schon bei solchen lebendigen Krebsdächern beobachtet, daß das Geschöpf, das als Dach dient, selber Nutzen hat von seinem Unterwohner. Wie der Walfisch als bewegter Boden die Seepocke ihrer Nahrung zuführte, so läuft der Krebs hier umgekehrt mit dem lebenden Dach davon und erweitert ihm die Nährgründe. Daraus ergeben sich verwickelte Verhältnisse. So hausen Seerosen auf den Schalen der Einsiedlerkrebse: der Krebs gibt ihnen, selber laufend, sozusagen Beine, während sie ihn nicht bloß verbergen helfen, sondern aktiv auch noch mit ihren gefürchteten Brennesselapparaten gegen die bösen

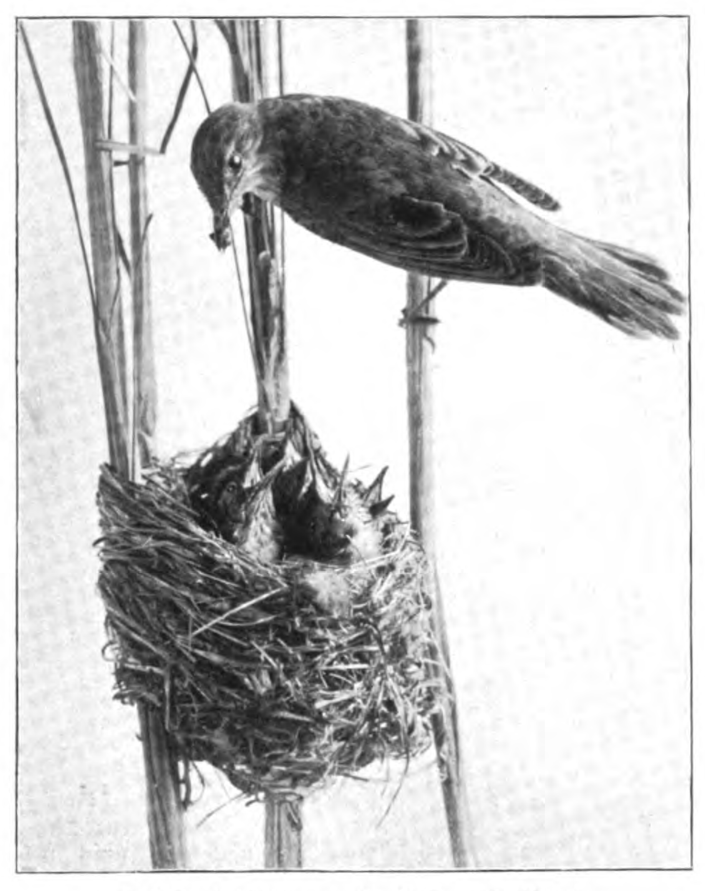
Polypen verteidigen. Der gegenseitige Nutzen ist so groß, daß die Tiere in ein wirkliches Genossenschaftsverhältnis (Symbiose nennt es der Forscher) eingetreten sind. Die Seerose wohnt sozusagen als willkommener, gut zahlender Oberstockmieter beim Hausbesitzer Krebs.

Die Linie, die hier anhebt, hat dann wieder zu den erstaunlichsten Naturwundern geführt. In Mittelamerika wächst eine Akazie, die Acacia sphaerocephala. Sie entwickelt eigentümliche harte Dornen, die innen hohl und leicht zugänglich sind. In diesen Höhlungen leben stets gewisse kleine Ameisen, die sehr bissig sind und die Pflanze äußerst wirksam gegen andre Ameisen des Landes, die durch Abbeißen der Blätter beständig Pflanzen bedrohen, verteidigen. Die Akazie bietet ihren Schützern nicht bloß bereite Herbergen, sondern sie produziert auch eine besondere, ihnen als Nahrung wie als Genußstoff erwünschte und altgewohnte Speise für sie. Die Ameise ist in Kost und Logis und beißt dafür jeden fort, der der braven Hauswirtin übel will. Hier ist also die amüsante Sachlage, daß die Pflanze ein Haus organisch durch eignes Wachstum baut, gleich dem Nautilus oder der Schnecke, aber sie baut es von vornherein nicht für sich, sondern zweiter Hand schon für die Ameise, die es ihrerseits fertig bezieht, ohne daß ihr Körper bei dem Bau beteiligt gewesen wäre. Oder doch: man gewahrt bei solchen Ameisenpflanzen gelegentlich, daß die kleinen lebhaften Einwohner auch selber Türen zu ihrem reservierten Zimmerchen brechen. Bedeutsamer neuer Weg: das fremde Haus wird also selbsttätig vom Mieter umgearbeitet!



Termitenbau in Kamerun

Schon der Krebs hält seinen Schwamm mit den Klauen fest. Wie nahe liegt es, daß solche Klauen oder Kiefern oder was sonst, angewachsene Naturzangen, Naturäxte, Naturschaufeln der Tiere, wie sie sind, nötigenfalls auch dazu verwertet werden, das fremdstoffliche Haus nicht nur festzuhalten oder zu öffnen, sondern es direkt zweckmäßig noch zu erweitern, durch Handanlegen zu vergrößern und zu vervollkommnen. Wohlverstanden! Es nicht wieder innerlich organisch, also etwa durch erneute eigne Kalkausschwitzung



Teichrohrsänger mit Nest und Brut

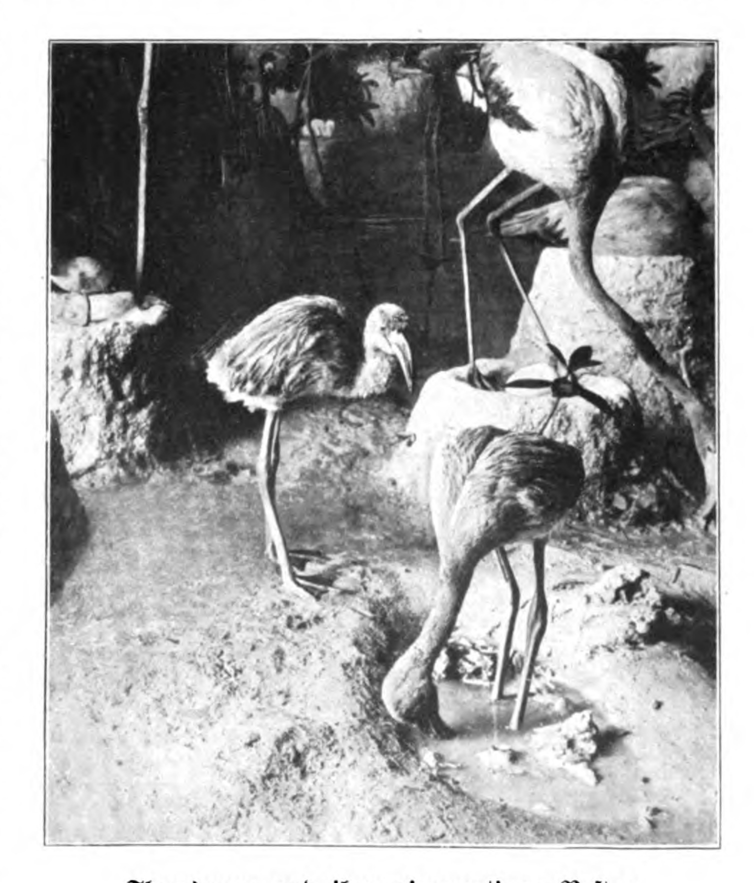
So sehen wir unsern Hamster sich als wahren Bergmann etablieren, der tiefe Schachte unter dem Ackergrund schlägt und sein Schutzhaus in Gestalt großer Kammern daruntersetzt, während sich oben am Stollenloch die ausgeschachtete Erde zu hohem Hügel türmt. Da in solchem Kunstbau eigner Tatkraft keine hilfreiche Wirtspflanze den Tisch deckt, muß der Selbstbauer auch selber die Herberge füllen und reichen Vorrat einfahren, den er in den Backentaschen mangels äußerer Säcke angeschleppt hat. Wenn man aber auf den Schuttkegel solcher Hamsterhalde schaut, so liegt der Gedanke nahe genug, daß dieser künstliche Berg selber ein Wohnbau, diesmal ein oberflächlicher, werden konnte. Vom Eskimokessel zum freien Haus an der Sonne! Schon in der Insektenwelt ist dieses Problem glänzend gelöst worden. Tiere dort, die unsern Küchenschwaben nahestehen, die Termiten (irrtümlich auch als „weiße Ameisen" bezeichnet), türmen in den Tropengegenden entsprechende „Wohnberge" von mehreren Metern Höhe auf. Und man bekommt den genügenden Respekt vor der Leistung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß für ein so winziges Geschöpfchen wie eine solche bauende Termite selber dieser ihr eigner Bau in den größten Prachtexemplaren im Verhältnis die Höhe unsrer Kölner Domtürme besitzt. Dabei ist mit dem geglückten Experiment des Hausbaues hier zugleich auch noch das des Städtebaues gelungen.

im Nautilussinne oder ähnliches, fortzuführen, sondern es mit jenen Greiforganen äußerlich so anzupacken und umzuordnen, wie ein Mensch Steine greift und zu einer Mauer aufeinander schichtet. Wiederum aber dann wie nahe liegt auch weiter, daß aus solchem Umbau ein wirklicher Neubau wird, indem gegebenenfalls das ganze Wohnhaus aus noch roherem Stoff erst zum Gebrauch zusammengesetzt wird. Jetzt erst wird der Mieter zum Baumeister im eigentlichen Sinne. Das erste menschliche Haus ist die natürliche Höhle gewesen. Eine solche Höhle war in gewissem Betracht auch die leere Schneckenschale für den Krebs. Der nächste Schritt zum menschlichen Hausbau ist dann gewesen, daß die Höhle künstlich vertieft oder gar wie eine Eskimohütte eigens neu hergestellt wurde. Und so ging auch früh das Tier schon daran, die Höhle zu schaffen, wo sie sich ihm nicht natürlich bot. Ein Hacker und Graber wurde es.

In der Geschichte der menschlichen Baukunst spielt bekanntlich der Pfahlbau eine Rolle. Häuser und ganze Dörfer wurden und werden auf künstlichen Plattformen errichtet, die über eingerammten Pfählen im Wasser schwebten. Diese eigenartige Pfahlbautechnik hat lange vor dem Menschen das Volk der Biber für

seine Wohnstätten durchgeführt. Ein noch niedlicheres Beispiel zeigt unsre Abbildung. Unsre Schilfrohrsänger, jene lustigen kleinen Vögelchen mit ihrem Kirrekirre-kitt-kitt-kitt, das um alle schilfigen deutschen Seeränder schallt, wohnen hergebracht in dem natürlichen Pfahlwerk der Schilfstengel, die, im Seegrunde wurzelnd, oben frei über die Wasserfläche emporragen. In dem dichten grünen Blättergeflecht dort braucht der Vogel selbst für gewöhnlich keine besondere Burg. Für seine Eier und Jungen bedarf er im Naturpfahlbau einer stützenden Plattform. Und so schafft er sie jetzt künstlich im frei zwischen die Naturpfähle der Rohrstengel eingebauten Nest. Strenggenommen handelt es sich hier um keinen Hausbau, sondern einen Möbelbau. Haus des Rohrsängers ist das naturgewachsene Schilf, zu dem keine Nachhilfe nötig ist. Erst indem in dieses Haus ein Möbel, nämlich die Kinderwiege, eingebaut wird, beginnt die Bautätigkeit. Solcher Möbelbau in der Spezialbranche Kinderwiegen ist aber seit alters das Hauptgebiet aller Baukunst auch bei den andern Vögeln. So fertigt der schöne Flamingo eine besonders interessante Wiege, über die lange viel Streit war. Er baut die „Topfwiege", indem er nämlich auf flachen, der Überschwemmung ausgesetzten Inselchen oder auch gleich im Seichtwasser selbst den weichen Schlamm zu richtigen, oben gehöhlten Töpfchen formt, die, an der Luft rasch verhärtend, bequeme Eierbecher und Brutsitze bieten.

Die Not war die Urmutter aller Erfindungen. Das trifft zu und trifft doch nicht ganz. Im australischen Busch baut der „Laubenvogel" Chlamydodera Kinderwiegen an möglichst verstecktem Fleck wie jeder andre Vogel mit altvererbten Mutterpflichten. Aber daneben stellt er besondere „Hochzeitslauben" her, die keinerlei Schutzzwecken, sondern rein der Sonnenseite des Lebens dienen. Aus Reisig und Grashalmen bauen die Liebenden sich eine Art kunstvollen Zeltes, in dem sie sich haschen und einen. Mit blauen Federn und roten Beeren werden die Wände geschmückt, mit netten weißen Flußkieseln wird der Boden gepflastert, allerlei lustiger glänzender Tand vor den Eingängen gehäuft. Keine wunderbarere Blüte tierischer Baukunst ist bekannt als diese Liebestempelchen, mit denen die Baukunst sich schon auf einem geheimnisvollen Wege der wirklichen Kunst zu nähern scheint, zum Nutzen die Zier stellt und in den Dienst des Spiels tritt, das hinter der verrammelten Schutz- und Trutzburg des Daseinskampfes das bunte Gärtchen pflanzt mit seinen Rosen und Sonnenblumen. Wirklich erfüllen sollte auch das erst in seinem höheren Lichte der Mensch. Aber es ist bedeutsam, wie doch auch er auf seiner Höhe immer wieder ähnliche



Flamingos und ihre eigenartigen Nester



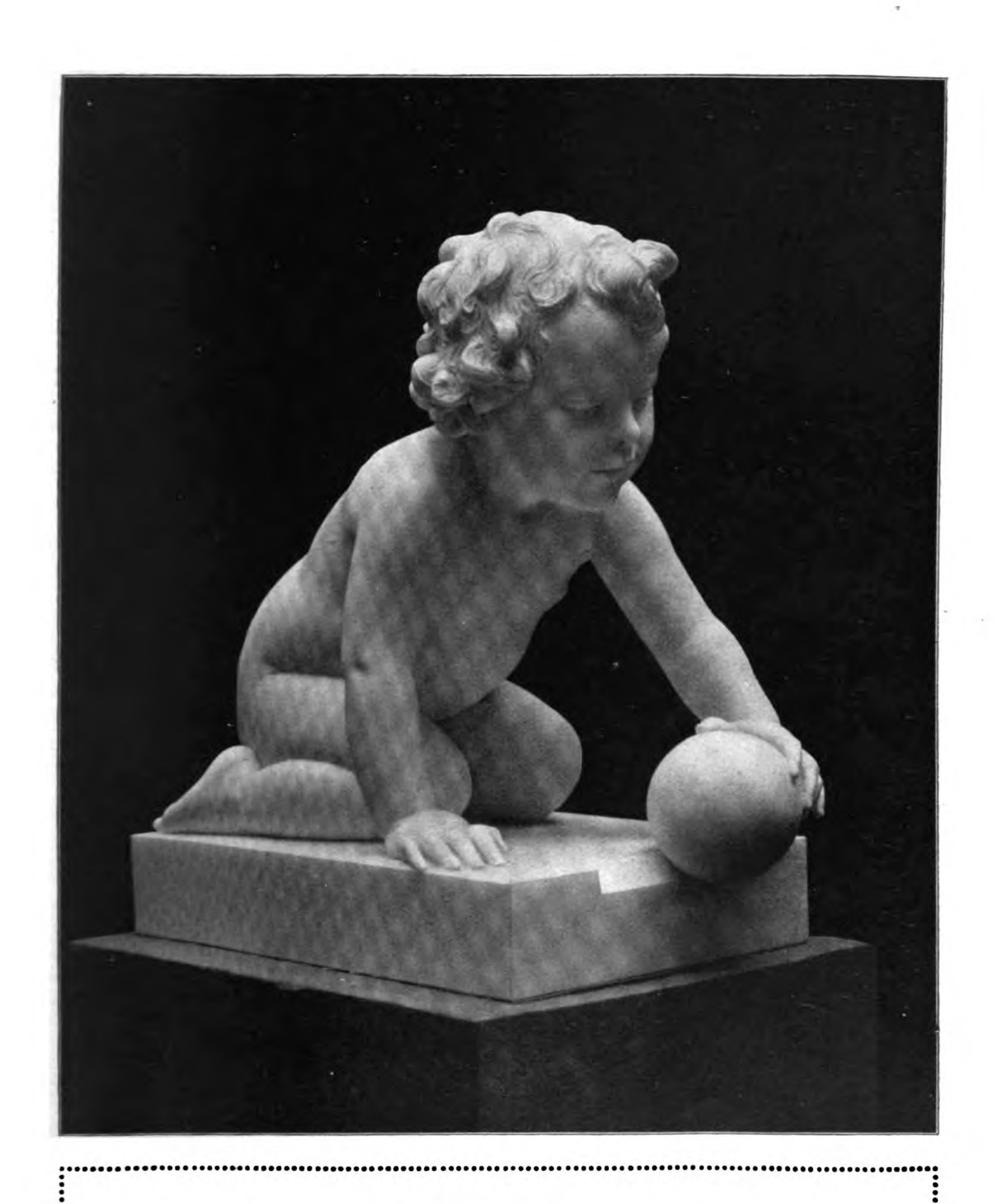
Originelle Bienenhäuser

irdische Pfade bis dahin neu hat durchwandeln müssen. Gleich jener Akazienpflanze, die ihrer Ameise Häuschen baute, ist auch er dem Tier, wo immer er es noch gebrauchen konnte, auch in seiner Kultur als Wirt entgegengekommen, hat es zum Mieter genommen und ihm Häuser gestellt.

So sehen wir die Honigbiene heute noch bei ihm wohnen, und es ist fast mehr als bloß ein niedlicher Scherz in diesem Sinne, wenn der Imker auf unsrer Abbildung seinen Bienenhäuschen geradezu die originelle Gestalt moderner menschlicher Wohnhäuser gegeben hat. Der Biene, die heute starr dahinlebt wie vor Jahrtausenden, wird diese Form ja nichts sagen. Aber wir denken an die noch urältere Art, wie der Einsiedlerkrebs in der fremden erborgten Hausform der Schnecke lebte. So eben wandelt die Natur empor: indem sie immer und immer wieder das Alte auf höherer Stufe anklingen läßt, aber selber erhöht und mehr vergeistigt.

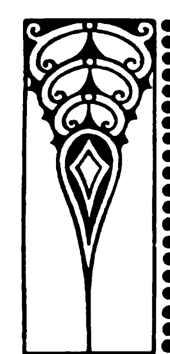


Hochzeitslaube des australischen Laubenvogels



Der Kugelspieler

Nach einem Bildwerk von G. Barth



Die Glückszahlen

Novellette von El=Correï



Almetta war ein Mädchen von Castello di Sopra, und sie unterschied sich wenig von andern Mädchen ringsum. Sie war auch weitaus nicht die Schönste, auch nicht die Klügste, vielleicht aber war sie die Sorgloseste all der Sorglosen, die — ein Strickzeug in den Händen — singend in der Campagna die Ziegen hüteten.

Solch eine Sorglose war Almetta. Sie hatte eine hohe, durchdringende Kinderstimme, die man schon von weitem hörte, wenn man durch das Geflimmer der Maulbeerbäume und der Oliven den steinigen Weg nach Castello di Sopra emporkletterte.

Ging sie Sonntags zur Kirche, so guckte sie gleich den andern Mädchen neugierig unter ihrem schwarzen Schleier hervor nach den Burschen, die, im Schmucke reinlicher Hemdärmel leuchtend, die Joppe auf der Schulter trugen. — Klapperte Almetta aber alltags in ihren alten Pantoffeln zum Ave=Maria, da versäumte sie sich nicht viel mit Umherblicken. Denn der eine, für den sie sich lebhaft interessierte, der war nicht zu dieser Stunde zu erwarten. Almetta hatte nämlich bereits ihre Herzenswahl getroffen, und viele ihrer gellenden, sinnlosen Gesänge galten dem Erkorenen. Wenn dann unten am Steinbruch schroff über dem See eine Mine losging und der Krach von den Bergen widerhallte, da nahm Almetta dieses als Gegengruß, als Antwort auf ihren schrillen Singsang. Ja, manchmal bildete sie sich ein, daß diese Mine nur ihr zu Ehren explodiert sei. Sie sprang bis ans vorderste Ende des Ölhains, bog sich über die Mauer der hochgelegenen Campagna und spähte aus nach dem Pulverdampf, der mit dem Staub des berstenden toten Gesteins durch den Sonnenglanz emporquirlte. Fröhlich beobachtete sie diesen steigenden Rauch und schrie ihm irgendeine der Strophen zu, die ihr gerade singreif in der Kehle saßen, und war's auch nur der Refrain ihres Lieblingsliedes:

> Amor', amor', amor',
> garofano è un bell' fior' —

Niemals grübelte sie darüber nach, ob jener Rauch und eine Nelke irgendwie in einem logischen Zusammenhang stehen könnten. Sie grübelte auch nicht darüber nach, in welchem Verhältnis ihre Hoffnungen zu den Aussichten ihrer Herzenswahl standen. Ihr genügte, daß sie großes Gefallen an Mario fand, obwohl er sehr sonnengebräunt war, denn er arbeitete immer in der brennenden Glut des schattenlosen Steinbruchs, schroff über dem blaustrahlenden See in praller Sonne.

Hoch und schlank war Mario und sehr spottlustig. Er lachte alle Mädchen aus, die ihn anguckten und ihm zuriefen. Das gefiel Almetta. Auch sie lachte er aus — aber er neckte sie, ohne daß sie ihn herausforderte. Und dieses verlieh Almetta ihm gegenüber jene Sonderstellung, die ihren Ausdruck im Lobe der schönen Nelke oder in sonst einer Gesangsäußerung fand.

Im Grunde ihres sechzehnjährigen Herzens war Almetta fest davon überzeugt, daß Mario sie einmal heiraten werde. Sie glaubte nicht, daß er die wohlhabende Witwe des tauben Luigi gern habe und heiraten wolle. Die war doch schon so alt, fünfunddreißig Jahre alt, und hatte drei Kinder. Wenn Mario das gesagt hatte, so hatte er Spaß gemacht. Er war doch erst zwanzig ...

Eins war freilich gewiß: er würde keine Arme nehmen. Denn er war selbst sehr arm und hatte Lust, reich zu werden ... Almetta war nun auch arm, ganz arm! Und nun wartete sie mit ihrem Strickzeug, bei ihren Ziegen, unter den Maulbeer- und Olivenbäumen darauf, daß sie reich werde.

Das konnte doch geschehen, nicht wahr?

Sie hatte Verwandte in Amerika. Die waren freilich nur Erdarbeiter, aber irgendwie konnten die doch ihr Glück machen. Das kam doch vor. Und dann kehrten sie nach Castello di Sopra zurück und statteten sie — Almetta — mit einer großen Mitgift aus, mit neuem Kupfergeschirr, Bettlaken mit breiten gehäkelten oder geklöppelten Spitzen, einer Handnähmaschine und sechs buntgeblümten Suppennäpfen. Und dann zögerte Mario nicht, ihr seine schwarze, harte Hand zu reichen ... Aber auch auf andre Weise vermochte man Reichtum zu gewinnen. Der König zog durchs Land und fragte sie — Almetta — nach ihren Wünschen. Sie würde dann um die Campagnen der Witwe vom tauben Luigi bitten ... Oder man träumte die Glückszahlen und gewann im Lotto ... Und sie trug anstatt Futter für die Ziegen eine ganze Schürze voll Goldstücke heim und schüttete sie alle vor Mario aus.

Ihrer ganz unbewußt träumte Almetta so, während sie singend ihre groben Strumpfsohlen strickte. Oft geriet sie so tief in ihre Märchenwelt hinein, daß sie ihr heimgetragenes Grünfutter mitten in die Küche schüttete, anstatt in den Stall. Und ein gehöriger Puff der erzieherischen Mutterhand war nötig, um das Mädchen zur Wirklichkeit zurückzuführen. Sie sah sich dann ein wenig blöde um, erstaunt, daß niemand ihren Reichtum bemerkte, den sie doch soeben gesehen, gefühlt, getragen hatte.

Und eines Tages bekam sie im Schlafe die Glückszahlen! Sie war über ihrer Strickerei eingenickt. Ein Feigenbaum beschattete sie mit seinen hellgrauen Ästen voll breiter, dunkelgrüner und rauher Blätter. Kleine blaue Falter in zahlloser Menge durchwirbelten wie fliegende Blumen die sonnenheiße, duftende Luft. Die schwarze Ziege mit den großen Hörnern zermalmte hörbar ein paar süße Blätter. Eine große grünblaue Eidechse schwänzelte durch blühende Kamillen und Mohn. Ein dicker Goldkäfer torkelte brummend auf eine volle rötliche Kleedolde nieder. Eine Zikade sägte irgendwo; weiße Blütenblättchen rieselten lautlos von den Ölbaumzweigen — da hörte Almetta die Nummern: 5 — 67 — 2 —.

Im Nu war sie wach. Ganz genau hörte sie noch die Zahlen. „Madre santa —" stammelte sie, „welcher Heilige hat mir die gegeben —?"

Sie strich die krausen braunen Haare aus der Stirn — noch einen Moment war sie wie gebannt — dann sprang sie auf und rannte in weiten Sätzen, daß die Pantoffeln von ihren nackten Füßen flogen, den steinigen Abstieg hinunter, die Dorfgasse entlang und ins Haus ihrer Familie. Die Mutter saß nähend auf der kühlen Treppe. „Mama, ich habe die Glückszahlen geträumt ... Ich will sie aufschreiben, damit ich sie nicht vergesse."

Sie fand kein Schreibzeug in der kühlen, verräucherten Küche. Die Mutter aber gab schnell ein Stück Holzkohle und eine Krämertüte. Und darauf schrieb Almetta ihre Glücksnummern ... Die Mutter aber blickte mit einer Art ehrfürchtiger Scheu auf das Mädchen, das vielleicht unter dem Schutze höherer Helfer stand. Jetzt hieß es nur noch fleißig zur heiligen Mutter Gottes beten und den Lotterieeinsatz wagen — dann geschah vielleicht das Wunder eines Gewinnes.

Fünf Lire setzte Almetta: ihr ganzes Vermögen. So fest glaubte sie an den Gewinn. Heimlich trug sie ihr Geld zur Post — aber schon nach kurzer Zeit wußte ganz Castello di Sopra, daß Almetta die Glückszahlen geträumt und im Lotto gesetzt habe. Das gab ein Geklatsch! Auch sagte man, daß Almetta, sobald sie gewonnen habe, Mario heiraten werde.

Als Mario das hörte, lachte er so laut, daß es von den Mauern der Dorfgasse widerhallte. Er schlenderte, die kleine Pfeife im Munde, bis zu Almettas Haus, wartete, bis sie kam, und fragte, die Hände im bunten Hosengurt: „Wir heiraten, wenn deine Glücksnummern herauskommen, è vero, piccina?“

Sie hatte nur einen vorwurfsvollen Blick ihrer hübschen Kinderaugen für ihn. Wie man nur mit so etwas Heiligem so scherzen konnte! Ganz betrübt stieg sie barfuß die Steintreppe zur Küche empor und warf die soeben eingekauften Bigoli, diese billigste graue Nudelart, ins kochende Wasser. Der Vater und die Brüder würden gleich zum Abendessen kommen. —

Endlich war der Ziehungstag vorbei, und die Mutter holte die Zeitung leihweise vom Doktor. Almetta, unfähig, sich auf den Füßen zu halten, hockte wartend auf der Treppe. Auch die Brüder Carlo und Peppo hatten sich eingefunden. Auch sie warteten, blaß vor Aufregung. Es war sehr heiß, und die Ziegen, die nach ihrer Weide verlangten, meckerten kläglich im engen Stall.

Da kam die Mutter, von Frauen und Kindern umringt, schreckensbleich, atemlos. „Almetta!“ rief sie ganz heiser und hob die Zeitung hoch. „Madre santissima — wir haben ein Terno!“

Carlo und Peppo waren schon unten und rissen die Zeitung an sich. Almetta dagegen war so erschrocken, daß sie die Schürze vors Gesicht schlug und laut zu weinen begann. —

Ein Terno aber ist das 4250fache des Einsatzes; und somit hatte Almetta einen Gewinn gemacht von 22500 Lire ... Alle Einwohner von Castello di Sopra und Castello sul Lago, von San Onorato und Campo di Monte, alle kamen und umstanden das beglückte Haus. Carlo sprach davon, Maultier und Wagen zu kaufen, Peppo wollte eine Gaststube aufmachen; der Vater, der auf Tagelohn wie die Söhne gearbeitet hatte, wußte schon, welche Campi zu erwerben waren ...

Mario lachte nicht mehr. Sehr ernsthaften Gesichts kam er Almettas Wohnhaus näher und näher. Seine kohlschwarzen Augen funkelten begierig aus dem dunklen Gesicht. Auch er wußte bereits, welche Campi er mit Almettas Geld kaufen wollte. Er hatte eine kranke Mutter und eine kranke kleine Schwester zu versorgen. Die sollten es nun gut bekommen.

Mit Herzklopfen wartete er auf Almetta. Und als sie endlich erschien, um Wasser zu holen, in jeder Hand einen Kupfereimer, ging Mario neben ihr her und spuckte vor Aufregung zahllos oft aus.

Als sie am Brunnen eines ihrer Gefäße gefüllt hatte, fragte er endlich: „Ist's wahr, daß Peppo eine Osteria aufmachen will?“

„Ich weiß nicht.“ Sie hing den zweiten klappernden Eimer unter das sprudelnde Wasserrohr.

„Das Geld ist doch dein!“ mahnte er und sah zu, wie sie die vollen Eimer an den Tragschwengel hing und diesen auf die Schulter nahm, um heimwärts zu gehen. Sie schritt ein wenig schaukelnd mit ihrer schweren Last. Die Pantoffeln schlappten. Die krausen Haare flatterten im blasenden Gewitterwind. Ihr Gesicht war sehr blaß und zuckte weinerlich, als sie erwiderte: „Die Mama nimmt mir nichts.“ Indirekt gestand sie damit, daß alle andern sie quälten, daß sie forderten und stritten ...

Mario hätte nun gern gesagt, daß — nun ja — daß auch er sein Teil hoffe ... Als sie aber mit einem Male hatte er Angst vor einer abschlägigen Antwort.

noch arm war, hatte er sich gar groß vor ihr gefühlt. Sie hatte ihm auch am besten von allen Mädchen gefallen mit ihren staunenden Augen und ihrer sorglosen Heiterkeit. Wenn er ihren gellenden Gesang bis zum Steinbruch hinunter gehört hatte, sauste sein Hammer um so unermüdlicher nieder auf die Brechstange. Jetzt, wo sie so reich war, hatte sie vielleicht die großartigsten Pläne.

Stumm ging er mit bis an ihr Haus. Als sie aber dort die steilen Stufen emporstieg, sah er, daß ihr Tränen an den Wimpern hingen.

Und da hielt er sie am Schürzenzipfel zurück und fragte: „Nun wirst du wohl auch nur einen Reichen heiraten wollen ... Warum hast du mich nicht deine Glückszahlen mitsetzen lassen? Dann ständen wir uns wieder gleich!"

„Hab' ich nicht genug für zwei?" fragte sie und blickte ihn demütig an. Freilich — trotz des demütigen Blickes saß ihr ein kleines Teufelchen im Nacken, denn sie gedachte mit Schadenfreude der reichen Witwe und des Neides der andern Mädchen von Castello di Sopra. Denn er war doch der schönste Bursche weit und breit, dieser schwarzbraune Junge, dem die Bravheit aus den dunkeln Augen leuchtete.

Ihre Worte gefielen ihm indessen so gut, daß er plötzlich sein Lachen wiederfand. „Wenn du glaubst," antwortete er froh. „Mir ist's recht."

Ein Stündchen später gaben sie sich hinter dem Ziegenstall den ersten Kuß. —

Andern Tages reiste Almetta mit der Mutter per Schiff nach der nächsten Lottoagentur. Gar stattlich trat die Frau Mama auf, ein schwarzes Spitzentuch über dem Kopf, krampfhaft eine Basttasche in der braunen Hand. Und in der Basttasche war ein buntgemustertes reines Schnupftuch bereit, die Bankanweisung aufzunehmen. Schüchtern hielt sich Almetta hinter der Mutter. Sie trug ihr knallrotes Sonntagskleid und sah ungeschickt und hilflos aus.

Ein feiner Herr stand hinter dem Schalter, aber die Mutter genierte sich nicht. „Wir haben ein Terno, Signore!" sagte sie würdevoll. „Hier ist unsre Quittung."

Der Mann nahm die Quittung, verglich sie mit Nummern auf einer Liste, sah wieder die Quittung an, kratzte sich hinterm Ohr, lachte ein wenig und sagte dann: „Ja, cara, habt Ihr denn nicht in der heutigen Zeitung gelesen, daß die letzte Ziehungsliste einen Druckfehler hatte? Er ist berichtigt worden ... Nicht 67, sondern 84 ist herausgekommen!"

Den Frauen aus Castello di Sopra wurde es schwarz vor den Augen. Ein gähnendes Dunkel tat sich vor ihnen auf, und darin versanken die Campagnen, Peppos Osteria, Maultier und Mario ... Almetta sah eigentlich nur Mario versinken ... und dann wußte sie ein Weilchen nichts mehr von sich ...

Endlich hörte sie wieder die Mutter schelten. Almetta fand sich auf der Bank vor dem Lottoschalter. Eine Tasse mit Wasser stieß gegen ihren Mund. Der feine Herr sprach davon, daß es heute sehr heiß sei. —

Das wurde eine Heimfahrt! Almetta dachte einen Moment daran, über Bord in den tiefen, strahlend blauen See zu springen, um den hämischen Gesichtern auszuweichen, zu denen sie nun zurückkehren mußte. Die Mutter erzählte allen Leuten auf dem Dampfer ihr Malheur. Alle Passagiere der zweiten Klasse, die Matrosen und Kellner standen umher, sogar der Heizer kam herauf, um die lustige Geschichte eines vorbeigewonnenen Ternos zu hören. Die Mutter wischte sich mit dem buntgeblümten Schnupftuch den Schweiß und die Tränen vom Gesicht. In Pausen schalt sie auch von neuem auf die Tochter, diese stupida, die vor Schreck ohnmächtig geworden sei, als könne man nicht auch ohne dieses Lumpengeld leben, als bekäme sie nicht auch so einen ordentlichen Mann. An ein reiches Mädchen machten sich ja doch nur faule Habenichtse heran, die mit dem Gelde der Frau den Herrn spielen wollten ...

Almetta achtete weder auf die spitzen Reden der Mutter noch auf die Trostworte, die man ihr von allen Seiten zurief. Sie hielt auch still unter dem Sturm,

der die beiden Frauen in Castello di Sopra empfing, denn das ganze Dorf war erwartungsvoll versammelt. Und als sich die Überraschung verbreitete, hallte das Dorf wider von Gelächter und Spott und Beileidsscherzen ... Auch Mario lachte ... Und dieses Lachen vernahm Almetta aus all dem andern Lärm heraus ... Er stand bei den andern Männern, die Hände im bunten Hosengurt, die Pfeife im Munde, und lachte — —

Ganz vernichtet schlich Almetta hinter ihrer unerschöpflich redenden, das Schicksal, den Staat, die Zeitung und die Tochter anklagenden Mutter drein. Peppo spektakelte; Carlo weinte beinahe. Der Vater zuckte die Achseln und brummte, daß solche Dummheiten nur die Weiber fertigbrächten.

Jäh verflüchtigte sich der Goldgeruch, der kurze Zeit das Häuschen erfüllt hatte und seinen Bewohnern doch ein wenig zu Kopf gestiegen war. Gleichwohl fanden sie sich sehr schnell wieder zu ihrer dürftigen Bescheidenheit und sorglosen Genügsamkeit zurück, und auch Almetta saß nach ein paar Tagen wieder mit ihrer Strickerei und den Ziegen unter dem Feigenbaum.

Aber sie sang nicht mehr. Ihre schrille Kinderstimme lobte nicht mehr die Schönheit der Nelke, und wer durch das Geflimmer der Maulbeerbäume und Oliven den steinigen Weg nach Castello di Sopra emporkletterte, vernahm nicht mehr ihren fröhlichen Singsang.

Nach wie vor krachten die Minen im Steinbruch, oder der Hammer klirrte auf dem Brecheisen. Die Sonne brannte, und die Oliven füllten ihre wehenden Zweige mit hellgrünen Fruchtknötchen ... Kam der Abend, kochte die Mutter Polenta oder Bigoli; Almetta holte Wasser in den zwei schaukelnden Kupfereimern, die viel zu schwer waren für ihre jungen Schultern. —

Eines Abends aber stand Mario vorm Haus und begleitete sie, schweigend an seiner Pfeife kauend, zum Brunnen. Als sie den einen Eimer bereits gefüllt hatte, sagte er: „Ich gehe im Herbst nach Amerika ... In zwei Jahren komme ich zurück ... Oder ist's zu lange?"

Erschrocken hob Almetta ihr blasses Gesicht mit den wehenden Kraushaaren. Mario aber fuhr lachend fort: „Die ganze Zeit habe ich mit meiner Mutter gestritten, endlich ist sie einverstanden. — Wenn ich wiederkomme und etwas erspart habe, dann — dann pachte ich die Campagna, die ich gern gekauft hätte, weißt du ... Nun muß es auch so gehen, sage ich mir! Ein hübsches Haus ist dabei ... Zu essen werden wir schon haben, und das ist ja genug ... è vero, piccina —?"

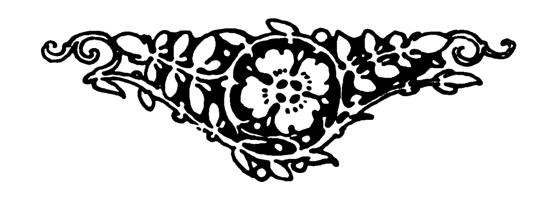
Almetta stand wie im Traum. Sie starrte in die gefüllten Wassereimer, in deren Kupferrand es funkelte und gleißte. Sie wurde ganz geblendet davon und stammelte endlich, hilflos aufblickend:

„Madre santa, spottest du auch nicht, Mario?"

Nein — er spottete nicht.

Ein Stündchen später gaben sie sich hinter dem Ziegenstall den zweiten Kuß.

Und da dieser nicht der letzte war, summierten sich wohl nach und nach neue und *richtige* Glückszahlen ...



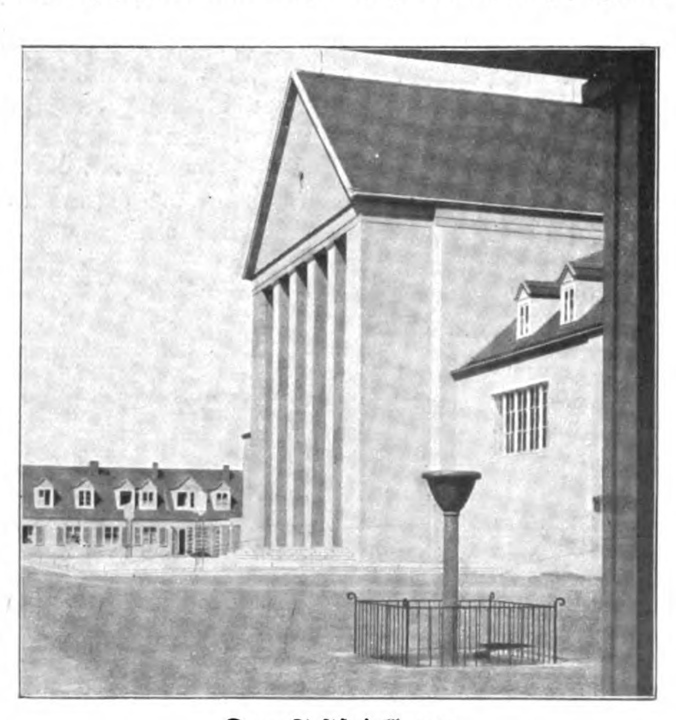


Reigentanz von Dalcroze-Schülerinnen

Das Bayreuth der Tanzkunst

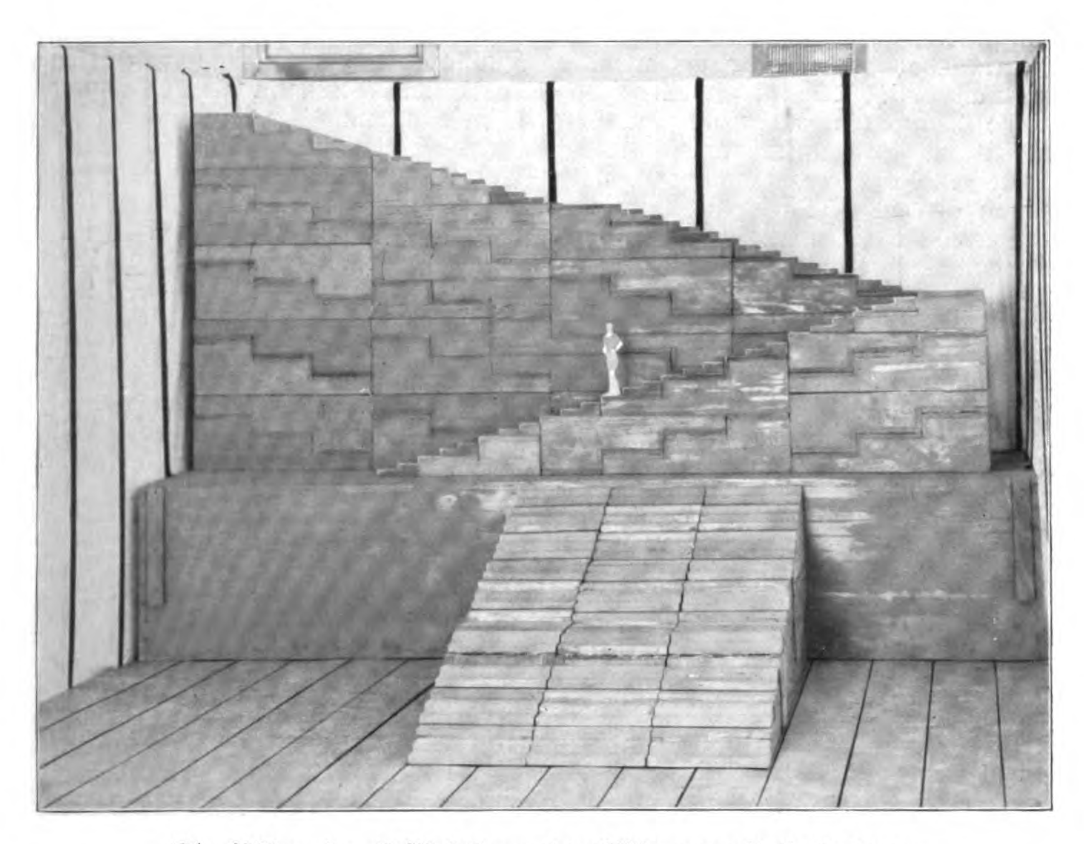
(Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Dr. Denso, Hellerau)

Oberhalb der Gartenstadt Hellerau auf freier Höhe erhebt sich der Tessenowbau, das Festspielhaus der Bildungsanstalt Dalcroze, in dem in diesen Tagen zum ersten Male die Schulfeste der Dalcrozeschüler mit Aufführungen von Bach, Gluck, alten Volksweisen und einer Pantomime von Dalcroze gefeiert wurden. Es ist vielleicht voreilig, hier von einem Bayreuth der Tanzkunst zu sprechen, aber es ist schon jetzt kein Zweifel, daß in Hellerau der Gedanke Wagners vom „Kunstwerk der Zukunft" zu einer neuen überraschenden Verwirklichung hingeleitet wird. „Der singende und sprechende Mensch muß notwendig leiblicher Mensch sein; durch seine äußere Gestalt, durch das Gebaren seiner Glieder gelangt der innere, singende und sprechende Mensch zur Anschauung," schreibt Wagner. Wie sehr hier Dalcroze anknüpft, um weiterzubauen, zeigt sein erster Leitsatz: „Meine Absicht war zunächst, die Bewegungsgewohnheiten zu regulieren, daß sie einen Einfluß auf das Gehirn hätten und auf diese Weise die geistige Kraft der Schüler



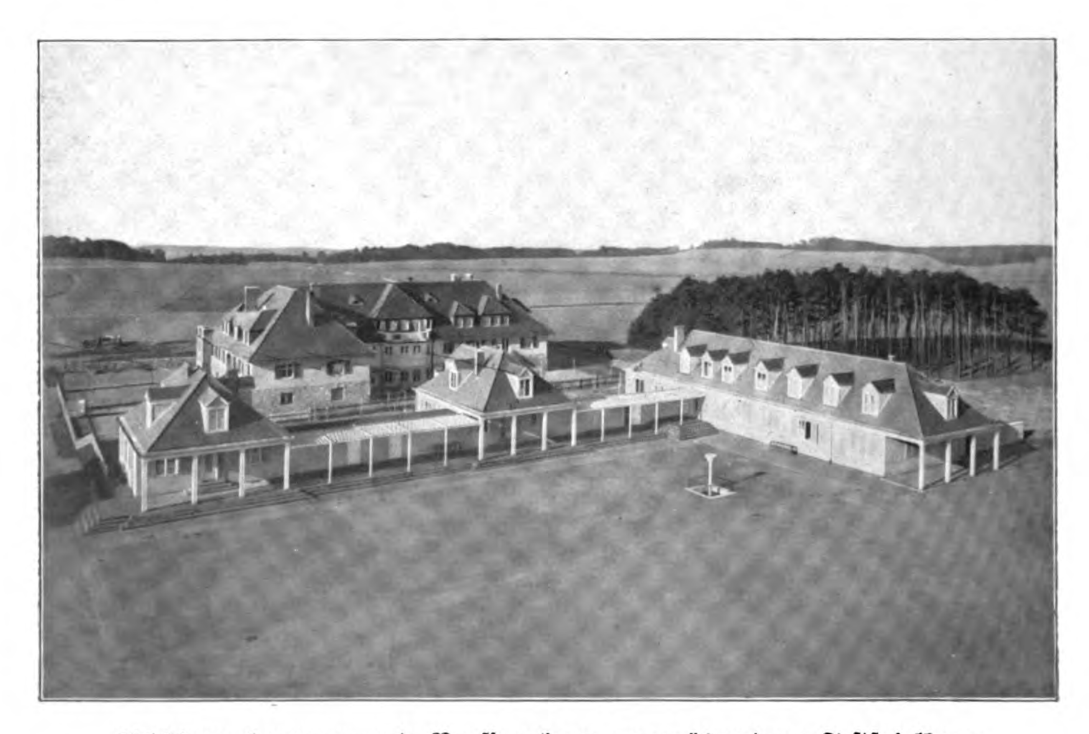
Das Festspielhaus

stärken und ihren Sinn für Rhythmus und Musik entwickeln ... Was zeitlich war, wird körperlich, was Klang und Folge war, wird Bild und Bewegung." Ging Wagner nur vom Musikdrama aus, für das er den gleichen Rhythmus des Tones und der Bewegung forderte, so wird hier der vom Körper dargestellte Rhythmus oder, wie Dalcroze sagt, die realisierte Musik als Grunderkenntnisform aller Künste und ihrer Verwirklichung im Tanzenden zu einer Schulmethode gemacht, welche die Menschen nicht nur froher, selbstbewußter, sondern auch empfindlicher für den Rhythmus machen soll, der die Arbeit und die Feste der Menschen und ihre Darstellung in der Kunst erst eigentlich ermöglicht. „Rhythmisch geregelte Bewegung (ob in der Arbeit des Schmieds, beim Rudern oder im Kunstwerk) ist an sich ein Element der Freude," sagt Dalcroze. Solche Leitsätze können wohl von einzelnen erdacht, von vielen nachempfunden werden; sie für die Ausbildung der Jugend wie für die Kunst und das Theater fruchtbar zu machen, dazu gehört eine Organisation, ein Zusammenwirken vieler gleichartiger Energien. Daß sich in Hellerau der Baumeister fand, der diesem Gedanken rhythmischer Feste einen so reinen Ausdruck schuf wie das Festspielhaus mit seinem Gebäudekomplex von Übungsräumen und Schülerwohnungen, ist sicher kein Zufall, ebenso der Anschluß vieler andrer wirtschaftlicher wie künstlerischer Kräfte an die Idee. Denn hier in Hellerau war vom Kunstgewerbe her die Idee der modernen Großstadt in Gartenanlagen mit Ausschluß aller Bodenspekulation durch ein Arbeiterdorf der Deutschen Werkstätten mit anschließendem Villenviertel bereits in die Wirklichkeit umgesetzt, als man Dalcroze den Vorschlag machte, nach Hellerau überzusiedeln. — Gute Architektur ist versteinerter Rhythmus. Dr. Wolf Dohrn,



Die Bühne im Festspielhaus der Bildungsanstalt Dalcroze

Karl Schmidt und nicht zuletzt alle die verschiedenen Künstler unsrer Zeit, die in der Methode Dalcroze die erste Formulierung der modernen künstlerischen Sehnsucht erkannten, haben an dem Werk mitgearbeitet, von dem sie jetzt immer mehr das Bayreuth der Tanzkunst erhoffen. Wie die Methode Dalcroze insofern eine Belebung der Antike ist, als sie den Rhythmus des Körpers aus einer Art Selbsterkenntnis auf halb sportlicher, halb musikalischer Grundlage zu einem Tanzsystem erhebt, so ist die Architektur Heinrich Tessenows mehr als modern, mehr als die Zweckform für eine rhythmische Tanzschule, mehr auch als ein architektonischer Naturalismus, wie ihn die letzten Jahre gezeitigt haben, mehr endlich als ein Eklektizismus. Vielleicht weil er von alledem nur so viel hat, als eine rein künstlerische Natur und ein gesund naiver Schöpfergeist davon aufnimmt, um es ganz selbständig zu benutzen. Die Proportionen dieses Hauses und die Gesamtanlage sind fast Musik geworden, und die klassische Klarheit dieser Proportionen wird in ihrem schönen Rhythmus noch zu Menschen reden, die einen ganz andern Geschmack haben als wir. Die Bildungsanstalt Dalcroze will vorerst in diesem Hause nichts als ihre Schulfeste, das vorläufige Resultat ihres Unterrichts, zeigen. Wie weit das Theater, die Plastik, die Musik, ja vielleicht die Wortkunst davon profitiert, kann sich erst zeigen, wenn die Spannkraft des Wollens, die in Hellerau tätig ist, sich weithin befruchtend ausgereckt hat. Die eigenartige Lichtanlage, die Zuschauerraum und Bühne nicht mehr trennt, die Bühne, die, wie unser Bild zeigt, ohne Rampe, ohne Kulisse unter den Zuschauern, nur einen deutlichen Spielraum für den gymnastischen Rhythmus der Tanzenden schaffen will, werden wohl dem Theater der Arena zuallererst von Nutzen sein und es vom Zirkus freimachen. Vielleicht auch, daß schon in nächster Zeit ein schöpferischer Geist auf dem Gebiet des Theaters wie Reinhardt hinter diesem Festspielhaus als Versuchsbühne ein zweites Theater aufbaut, in dem die Kunst der Massen, das Musikdrama, die Pantomime in einer m o d e r n e n Arena zu großen, wirklich volkstümlichen Spielen, zu einem neuen Bayreuth führen. W. M.

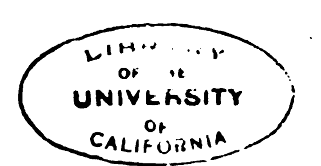


Schülerwohnungen und Pensionshaus gegenüber dem Festspielhaus



Disput

Nach einem Gemälde von A. J. Franke

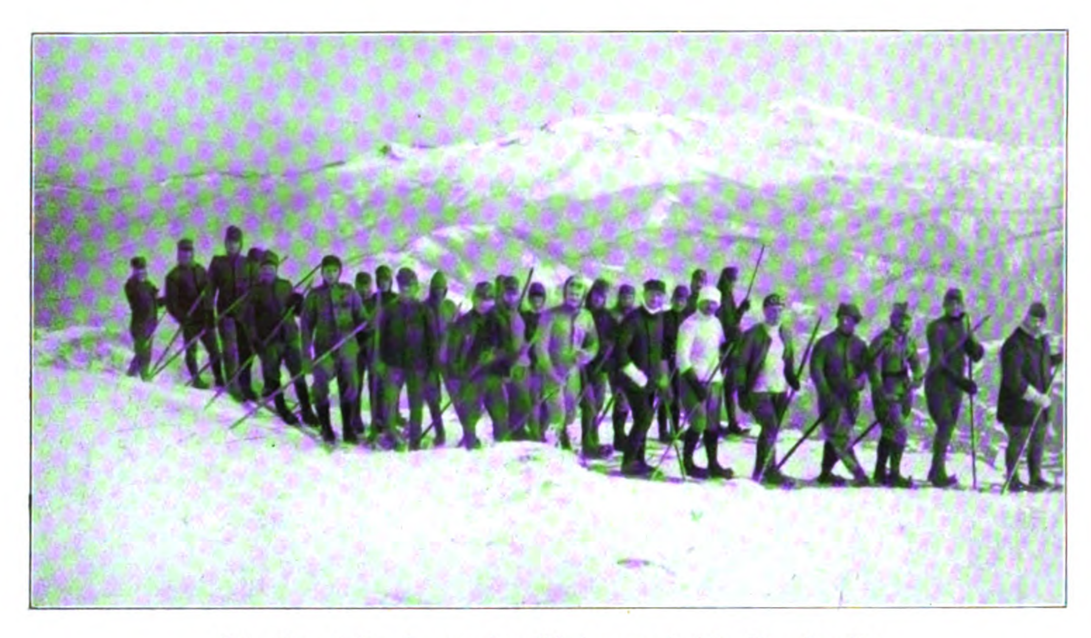




Offiziersmittagstisch im Gebirge

Österreichische Gebirgstruppen

Mächtige, zum Teil unwirtliche Gebirge nehmen innerhalb der Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie einen viel größeren Raum ein, als dies in den übrigen großen Reichen Europas der Fall ist. Darum hat man in Österreich-Ungarn stets auch ein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, daß die Truppen dazu ausgebildet werden, auch in schwierigem Gelände rasch und sicher zu operieren. Besonders in den letzten Jahren ist in dieser Richtung sehr viel gearbeitet worden, und die Arbeit wurde von den schönsten Erfolgen begleitet. Fünf Regimenter der österreichischen Landwehr, die sich aus den Alpen Tirols, Kärntens und Krains ergänzen, sind jetzt offiziell als Gebirgsregimenter bezeichnet und demgemäß auch besonders ausgerüstet. Aber auch in den andern Gebirgsländern der Monarchie werden die Truppen mit großem Eifer für den Krieg im Hochgebirge ausgebildet. Schon seit langem bestehen in Bosnien und der Herzegowina besondere Gebirgsformationen, die mit Gebirgsartillerie und Gebirgstrain dotiert sind. Überall wird darauf gesehen, daß die Truppe lerne, kein Hindernis als unüberwindlich anzusehen. Es ist bezeichnend, daß sich unter den häufig wechselnden Besatzungstruppen Bosniens und der Herzegowina auch die Söhne der ungarischen Ebene für den Felddienst im Gebirge als vollkommen brauchbar erwiesen haben. Zu allen Jahreszeiten wird die Ausbildung betrieben, und mit Tragtieren und Geschützen werden die Gletscher Tirols wie die im Winter schneeverwehten, im



Die Kursteilnehmer; im Hintergrund die Treskawitza

Sommer glühend heißen, wasserarmen Felsen des herzegowinischen Karstes erklommen.

Im Winter werden in allen Gebirgsländern Übungen im Skilauf vorgenommen, an denen Offiziere und Soldaten aller Waffen teilnehmen.

So fand auch im verflossenen Winter im Bereiche des 15. Korps (Serajewo) in Bosnien ein Skikurs statt, der vom 22. Februar bis zum 3. März laufenden Jahres dauerte, wobei hauptsächlich auf dem Hochplateau der Bjelaschnitza, eines mächtigen Gebirgsstockes südwestlich von Serajewo, geübt wurde. An dem Kurs nahmen 9 Offiziere, 1 Arzt und 20 Soldaten der verschiedenen Truppen des 15. Korps teil. Kommandant und Lehrer dieses ersten Skikurses in Bosnien war Oberleutnant Karl John des 48. Infanterieregiments.

Hoch oben auf dem Gipfel der Bjelaschnitza, 1530 Meter über Serajewo und 2067 Meter über dem Spiegel der Adria,



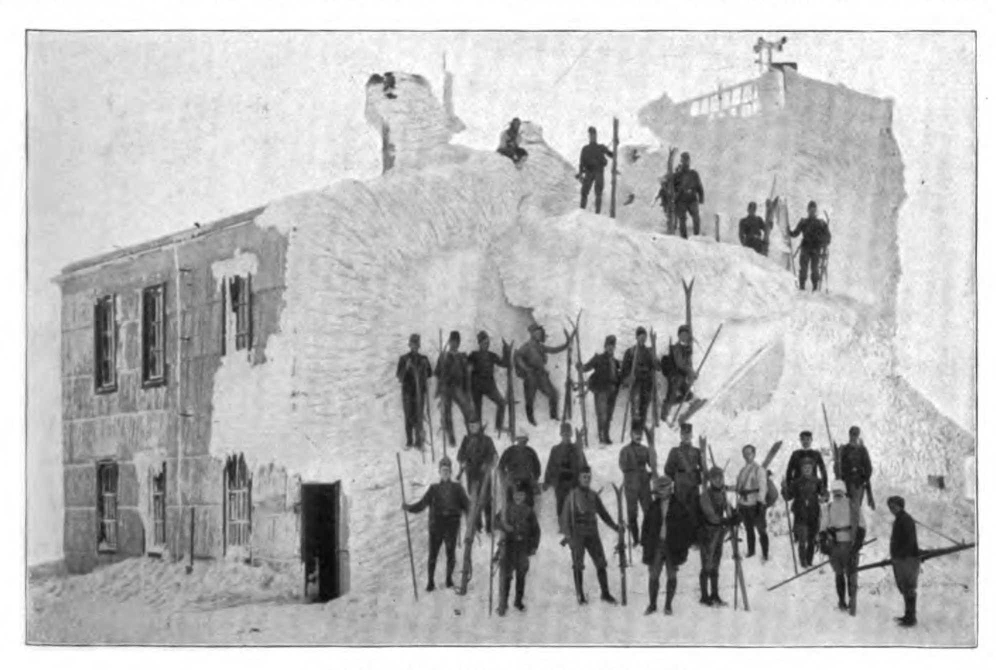
Ibro und Alija, die Boten des Observatoriums



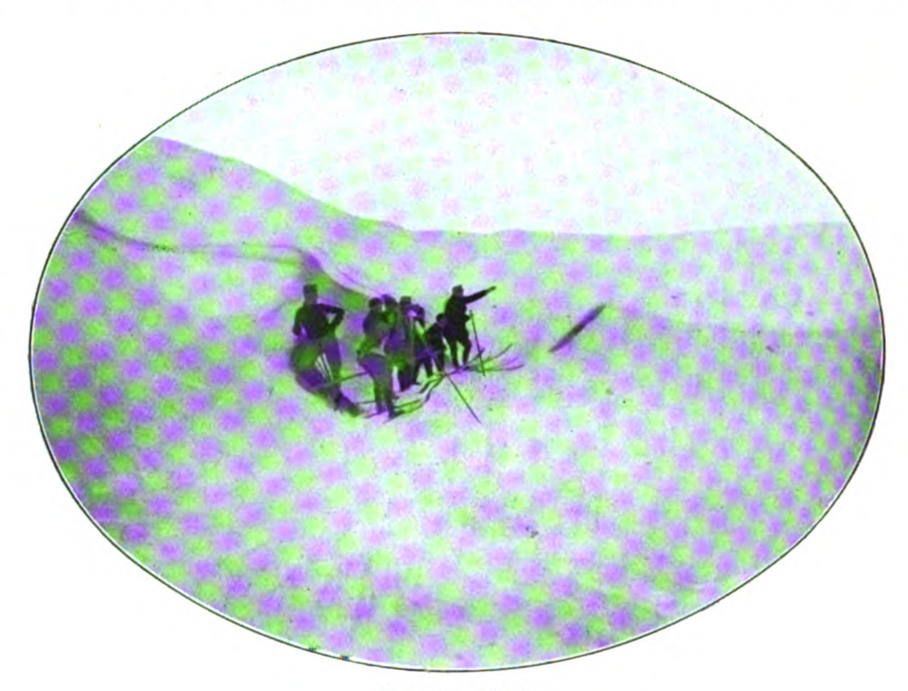
Kurze Rast während des Aufstieges

befindet sich ein meteorologisches Observatorium, wo im Sommer und im Winter ein einsamer Assistent haust. In diesem Observatorium waren die Skiläufer während der Übungen untergebracht.

Es läßt sich für den Skilauf kaum ein geeigneteres Gelände denken, als es das Hochplateau dieses Gebirges ist. Weite Flächen und sanfte Hänge wechseln mit schroffen Abstürzen. Eine Eigentümlichkeit dieses Karsgebirges sind die sogenannten Dolinen, die sich ganz unvermittelt vor den Augen des Wanderers senken und häufig Hänge von außer-



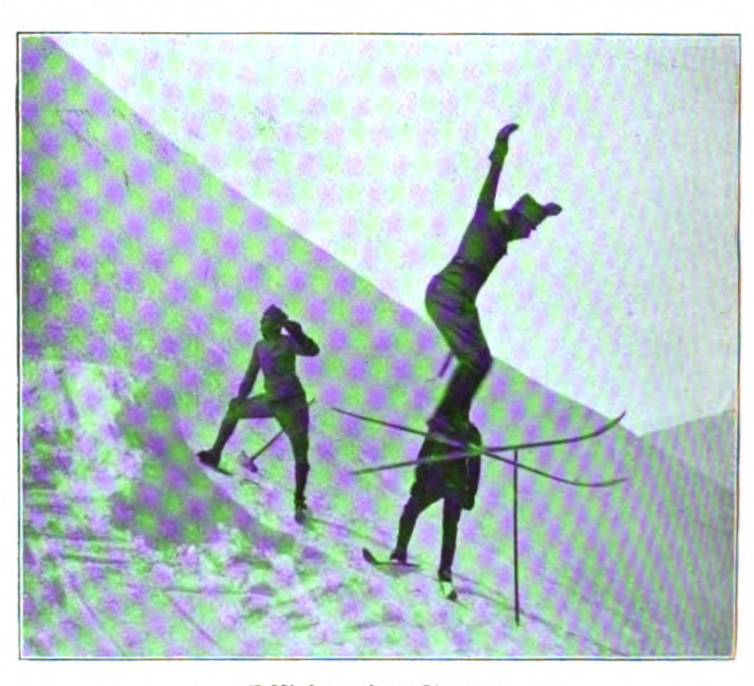
Ankunft beim Observatorium



Schneewächte

ordentlicher Steilheit aufweisen, so daß es notwendig ist, mindergeübte Läufer anzuseilen, um sie hinab- und heraufzubefördern. Dazu gibt es in den Wintermonaten Schnee in Hülle und Fülle. Stimmungsvoll wirkt das einfache Kreuz, das einsam aus dem Schnee emporragt; darunter befindet sich das Grab des verstorbenen früheren Assistenten, der hier, an der Stätte seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, zur letzten Ruhe gebettet wurde.

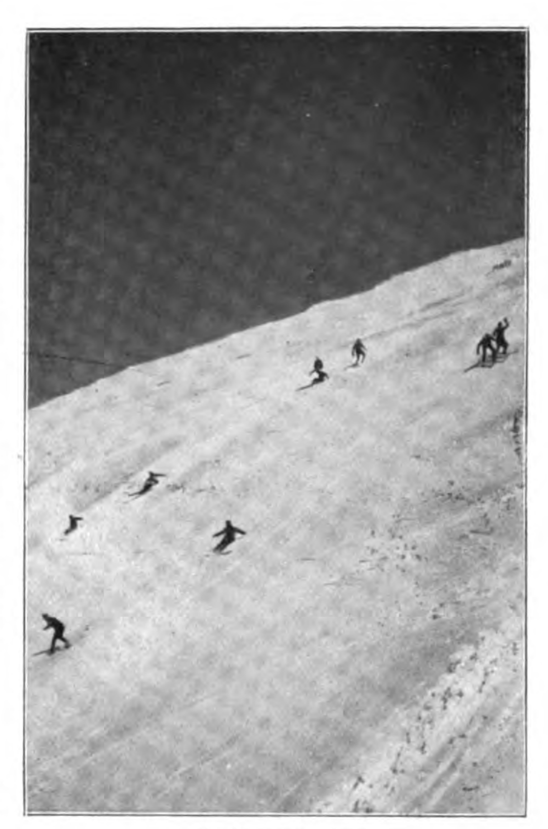
Der größte Teil des Tages ist dem Unterricht gewidmet; mit dem größten Eifer wird geklettert, gelaufen und gesprungen, und die kleinen Unfälle, die ja unvermeidlich sind, können auch bei dem davon Betroffenen die gute Laune nicht trüben. Die frische Höhenluft und der imposante Anblick der schneebedeckten Landschaft, die gesunde Anstrengung des Körpers und der gegenseitige Wetteifer lassen eine gedrückte Stimmung nicht aufkommen. Und abgehärtet gegen jede Unbill der Witterung sind ja alle Teilnehmer schon von ihrem soldatischen Beruf her. Läßt manchmal ein scharfer Wind auch die Gesichtszüge fast ganz erstarren, so



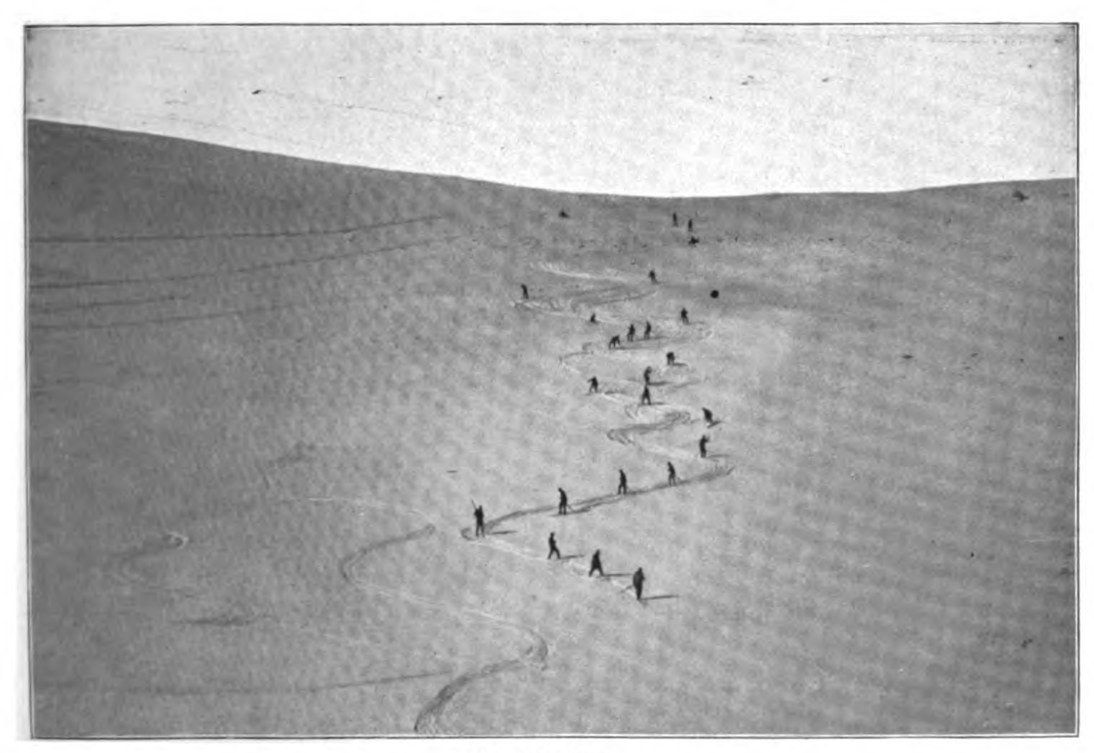
Offiziere im Sprung



Doline und Schule über Anseilen



Schulfahren

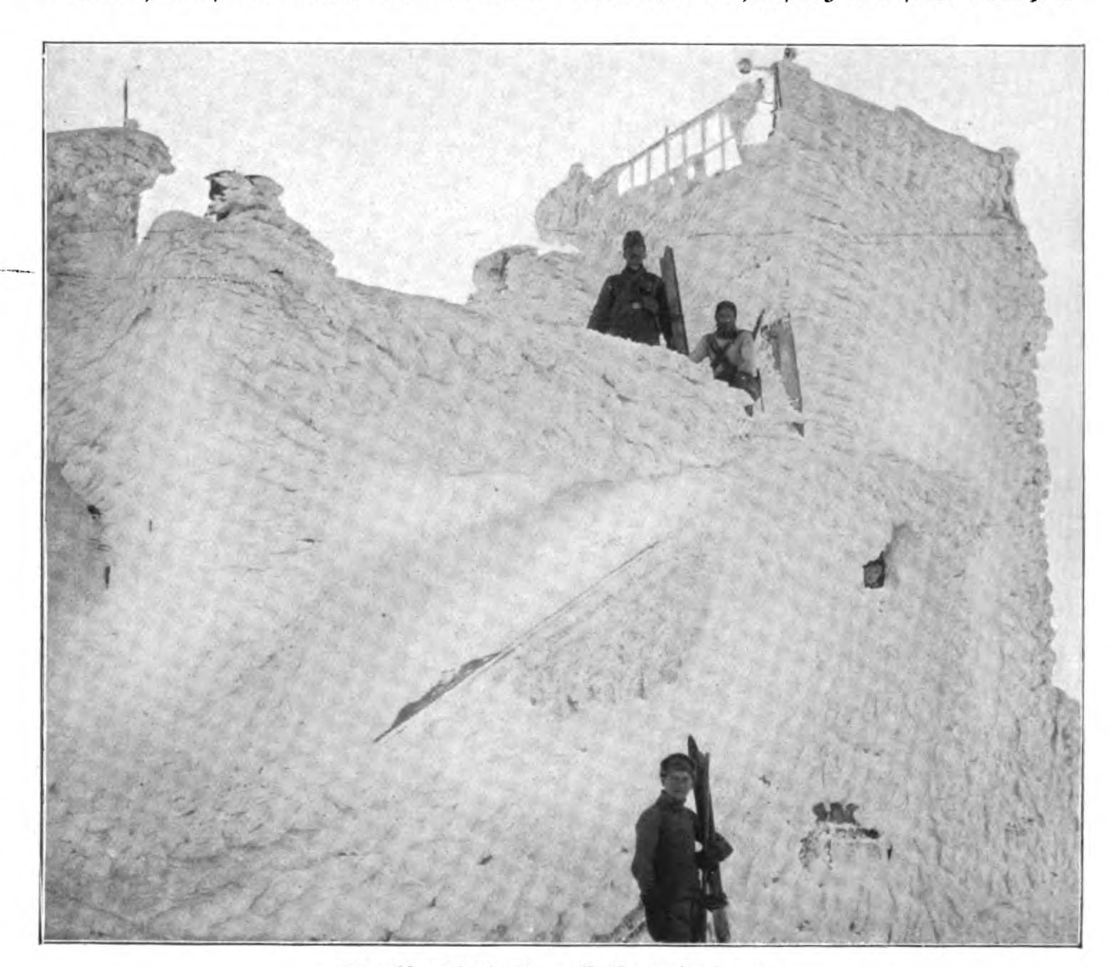


Stemmbögen

macht dies ebensowenig, wie wenn die Sonne auch hier, in der imposanten Winterlandschaft, daran erinnert, daß nun bald wieder die Zeit ihrer in Bosnien häufig fast unbarmherzigen Herrschaft kommt. Erschöpft sehen wir die Skiläufer auf dem sonnenbeschienenen Schnee hingelagert, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, als sei es mitten im Sommer.

der Kurs zu Ende war und da oben wieder Stille einzog, da war die Erinnerung an die dort verbrachten Tage beiden Teilen — dem bleibenden wie dem fortziehenden — lieb geworden.

Bei dieser Gelegenheit sei noch einer Übung Erwähnung getan, die kurze Zeit nach Beendigung des Kurses stattfand und deren Schauplatz ebenfalls die Bjela-



Die Nordseite des Observatoriums

Der Mittagstisch und das Abendbrot vereinigen dann nach den Mühen und Freuden des Sports die Offiziere in den gastlichen Räumen des Observatoriums, dessen liebenswürdiger Hauswirt, Assistent Cyrill Setvik, keine Mühe gescheut hat, um den Gästen das Heim so behaglich als möglich zu machen. Ihm, der jahraus, jahrein die Einsamkeit nur mit seinen zwei wackeren türkischen Boten, Ibro und Alija, teilt, ist die flotte Gesellschaft im höchsten Grade willkommen. Und als dann

schnitza war. Es handelte sich darum, festzustellen, ob es möglich sei, auch im Winter Gebirgsgeschütze bis zum Gipfel hinaufzuschaffen. Eine Abteilung des 4. Gebirgsartillerieregiments, bestehend aus dem Oberleutnant Fritsch, einem Fähnrich, 20 Mann, 7 Pferden und einem Gebirgsgeschütz, wurde mit dieser Aufgabe betraut. Die Abteilung hat sie auch glänzend gelöst. Allerdings mußten die Pferde tief unter dem Gipfel zurückgelassen werden, da für sie die bis zu

45 Grad steilen Hänge unpassierbar waren.

Aber das Geschütz wurde zerlegt und auf Schlitten verpackt, die man in der Eile aus Skien improvisiert hatte. So wurde es stückweise von den Leuten hinaufgeschafft, und zum ersten Male erdröhnte vom Gipfel des Berges ein Kanonenschuß hinaus in die winterliche Stille. Eine leichte Aufgabe war es nicht, die diese Abteilung damit gelöst hatte, aber der Beweis war erbracht und die Freude über das Gelingen groß bei allen Beteiligten.



Rast bei 6 Grad Wärme

Schutzhütte „Stinidol“ am Fuße des Bjelaschnitza (etwa 1500 Meter hoch)

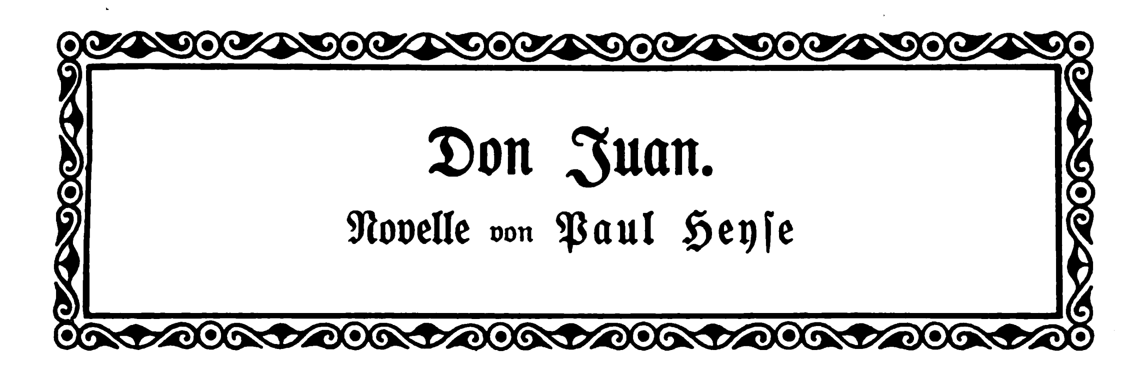
Auch in den übrigen Kronländern, wo immer es nur ein recht widerspenstiges Gelände gibt, trachten die **Truppen des Reiches der Habsburger zu beweisen, daß es ihnen im Winter wie im Sommer nicht widerstehen kann. Dieser Beweis gelingt ihnen meist auf eine glänzende Weise.**



Das Ganze „Halt!“



Carl Hartmann: Ein Sommertag



Don Juan.

Novelle von Paul Heyse

„Sie waren ja gestern im Don Juan, liebe Freundin," sagte der Medizinalrat. „Nun, wie war's? Ist der Gast hinter den Erwartungen, die die Zeitungsreklame erregte, nicht zu weit zurückgeblieben?"

„Er hat sie sogar übertroffen," versetzte die Professorin. „Ich wenigstens glaube nun erst all das gesehen und gehört zu haben, was Textdichter und Komponist in die Figur hineintragen wollten. Kein Wunder! Er ist ja ein Italiener und außer einem großen Sänger ein Schauspieler ersten Ranges. Dazu die göttliche Musik! Und doch hatte ich auch gestern von diesem unsterblichen Meisterwerk keinen ganz reinen Genuß."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht darüber hinwegkomme, daß es für diesen großen Sünder keine größere Strafe geben soll, als daß sich der brutale Höllenrachen unter ihm auftut. Ich bitte Sie: ist er nicht selbst ein Teufel und findet sich in der Hölle nun wieder in seiner Heimat, der er doch entstammt? Wenigstens sollte er vorher, wie Orpheus von den Mänaden, von den tausendunddrei Spanierinnen, die er verführt hat, zerrissen werden, das wäre zugleich ein hübsches Schauspiel, natürlich als Ballett, und eine witzigere Art von poetischer Gerechtigkeit als der eisige Händedruck des Gouverneurs zu Pferde."

Der alte Herr lachte.

„Diesen Vorschlag sollten Sie einmal der Intendanz machen, verehrte Freundin. Er würde gewiß akzeptiert werden und das Finale noch wirksamer gestalten."

„Nein, im Ernst," fuhr die kleine Frau eifrig fort, „das Drama leidet für mich an einem Mangel an Handlung, den die schönsten Arien nicht verschleiern können. Eine Verführungsszene nach der andern, nur immer unter etwas andern Umständen und in andrer Tonart — das ist am Ende langweilig. Man erwartet einen Gegenspieler — so nennt man das ja wohl — einen Mann, der ihn von Macht zu Macht behandelt, nicht bloß ein Gespenst, das es rein äußerlich mit ihm aufnimmt und ihm ein Ende mit Schrecken bereitet, oder besser noch ein Weib, das ihm die Stirn bietet."

„Ein Weib? Was soll das für eins sein, das sich zur ebenbürtigen Gegenspielerin dieses dämonischen, allgewaltigen Herzenbrechers qualifizierte? Oder denken Sie an ein ebenso siegreiches Überweib, wie er ein Übermann ist? Die das Ewigweibliche ebenso großartig darstellte wie er das Ewigmännliche?"

„Auch das wäre vielleicht ein dankbarer Stoff für einen bedeutenden Dichter. Doch daran habe ich nicht gedacht, nur an etwas viel Bescheideneres und doch in seiner Art ebenso Wirksames: an ein weibliches Wesen von so starker innerer Reinheit, daß der Dämon keine Macht über sie gewinnen könnte und mit all seinen Künsten schmählich zuschanden würde. Da er nur zur Hälfte aus Sinnlichkeit, zur größeren aus Hochmut und Eitelkeit besteht, müßte eine solche Niederlage ihn tödlicher verwunden als das bißchen Höllenstrafe, die wir nicht einmal mitansehen können."

Der Medizinalrat lächelte.

„An Ihnen ist wirklich ein Poet verdorben, liebste Freundin," sagte er. „Nur hat Ihr Vorschlag einen Haken. Ihre Siegerin wäre eben kein richtiges Weib, sondern eine Heilige, die sich eher zu allem andern als zu einer dramatischen Figur eignete. Es gibt aber in der Natur kein Eis, das nicht durch Feuer zum Schmelzen käme, und nur ein Weib ohne alle Sinnlichkeit würde einem Don Juan auf die Länge widerstehen, da selbst die edle Donna Anna ihm erlag."

Die Professorin schwieg ein wenig, dann sagte sie mit einem sehr ernsten Gesicht:

„Ich hab' ein solches seltenes Wesen gekannt, das ein so richtiges warmblütiges Weib war wie Eine und doch nicht erlag, da sie vor der kalten Seele des Verführers zurückschauderte. Und dieses Wesen war meine eigne einzige Schwester."

„Ihre Schwester? Aber von der haben Sie mir ja nie ein Wort gesagt!"

„Weil die Erinnerung an sie mir noch heute, nach vierzig Jahren, den ganz gleichen tiefen Schmerz aufregt, wie da ich sie verlor. Es gibt eben Wunden, die sich nie schließen. Und freilich, wenn ich Ihnen sage, daß mir nie ein andrer Mensch näher gestanden hat als diese Schwester, daß sie das Liebenswürdigste war, was mir je begegnet ist. —

Das heißt: nicht liebenswürdig in dem landläufigen Sinne, wie die Welt es versteht, eine allgemeine holdselige Betulichkeit, ohne jede Schärfe im Verkehr mit den Menschen, wie sie von einer redlichen, charaktervollen Natur unzertrennlich ist. Und doch wurde sie von allen, die ihr nahekamen, geliebt und verehrt, da jeder fühlte, hinter dieser klaren Stirn wohne ein hochgesinnter Geist, aus diesen Augen blicke eine heitere, warme Seele ohne Falsch. Dazu ihre gesellige Munterkeit und ein trockener Humor, der niemand weh tat und sie bei Männern und Weibern beliebt machte.

Sie war durchaus keine Schönheit. Niemand, der ihr auf der Straße begegnete, blieb stehen, um ihr nachzublicken. Wer aber nur zehn Minuten mit ihr gesprochen hatte, vergaß ihr Gesicht nicht wieder. Es lag ein so eigner Reiz in diesen an sich unscheinbaren Zügen, wenn sie sich im Gespräch belebten, besonders wenn sie etwas Schalkhaftes sagte oder sich für einen großen Gedanken begeisterte, wo die Willenskraft, die in ihr lebte, an ihrem energischen Mund zutage trat. All diese Eigenschaften erschienen so unbefangen in ihrem Wesen, so frei von jeder Gefallsucht, daß sie um so mehr gefiel und es ihr auch an eifrigen Courmachern nicht fehlte, so wenig wie an Bewerberinnen um ihre Freundschaft.

Doch über eine gewisse Grenze ließ sie niemand sich nahekommen, da sie ihr Freundschaftsbedürfnis vollauf in ihrem Verhältnis zu mir befriedigte, die ich nur drei Jahre älter war und ihre Liebe schwärmerisch erwiderte. Von den Männern aber, die sich um sie bewarben, konnte ihrem scharfen Blick keiner standhalten, da sie einem jeden nach kurzer Bekanntschaft seine Schwäche abgesehen hatte und mich oft nach einem Ball oder einer Abendgesellschaft mit dem humoristischen Signalement der verschiedenen Bewerber amüsierte. Der Wunsch aber, sich selbst eine Illusion zu machen, nur um einmal zu erleben, was es mit der berühmten verliebten Liebe auf sich habe, blieb ihr fern. Dazu war sie noch zu jung und das Blut in ihren Adern noch von keinem Mannsbild in Wallung gebracht.

Ich hatte mich inzwischen verlobt.

Sie haben meinen seligen Mann gekannt und wissen, daß er nicht dazu angetan war, bei einem jungen Mädchen eine himmelhohe Leidenschaft zu entfachen, daß er aber alle Eigenschaften besaß, ein Weib, dem er sein Herz geschenkt, und das den Wert dieses goldenen Herzens erkannt hatte, sehr glücklich zu machen. So hatte er mich rasch gewonnen. Nicht wenig aber war ich froh darüber, daß meine Minette mir zu diesem Herzensbund ihren Segen gab. „Du," sagte sie, „halte mir deinen Fritz gut, sonst mach' ich ihn dir noch abspenstig. Er hat so gar nichts von all dem, worauf die Herren der Schöpfung sich was einzubilden pflegen. Dafür ist er mehr als alle, die ich kennen gelernt, ein richtiger Mann und Mensch."

Sie nahm es übrigens bei aller Heiterkeit sehr ernst mit ihrem Leben. Sie wollte sich zur Lehrerin ausbilden, da ihr nichts mehr Freude machte, als mit Kindern umzugehen. Ich kann mir keinen erquicklicheren und höheren Beruf denken als den, Mädchen dazu heranzubilden, daß sie sich selbst kennen und achten lernen und statt auf die Männerjagd zu gehen, ein bißchen Persönlichkeit in sich auszureifen. Zugleich macht es ja mich selbst äußerlich unabhängig und schützt mich vor der Erbärmlichkeit, am Ende auch auf eine sogenannte Versorgung denken zu müssen.

Ihr Lehrerinnenexamen wollte sie auch im Zeichnen machen, wozu sie viel Talent hatte, ohne sich einzubilden, es stecke eine Künstlerin in ihr. Nur daß sie für alles Schöne eine leidenschaftliche Bewunderung hatte, dagegen aber eine Abneigung gegen das, was man einen schönen Mann zu nennen pflegt. An einem solchen übte sie unter vier Augen mit mir eine um so unbarmherzigere Kritik, je mehr er auf andre ihrer Bekanntschaft Eindruck machte.

Nun tauchte aber auf einmal in unsern Kreisen ein Fremder auf, der sogleich alle Zungen in Bewegung setzte: ein Herr von Waltersheim, der aus Königsberg an unser Amtsgericht als Assessor versetzt worden war, weil er sich, wie es hieß, dort im Osten unmöglich gemacht hatte.

Er kam nicht direkt von jenem Gericht, an dem er zuerst gearbeitet hatte, sondern — von der Festung. Auf der hatte er eine Strafe von drei Monaten abbüßen müssen für ein Duell mit dem Manne einer schönen Frau, den er nur leicht verwundet hatte, gleichsam nur um ihn darauf aufmerksam zu machen, in Zukunft in der Wahl seiner Hausfreunde vorsichtiger zu sein. Die Geschichte aber hatte das Maß der Beschwerden gegen ihn überfließen

lassen. Er galt längst für den gefährlichsten Roué in der Stadt, doch war es bisher zu keinem öffentlichen Skandal gekommen, den auch die Regierung nicht ruhig hinnehmen konnte.

Bei uns nun führte er sich zunächst so unauffällig ein, daß harmlose Seelen erst nicht glauben wollten, dieser ernsthafte, bescheidene Mensch sei der berühmte Frauenjäger und Tugendmörder, als den die Legende ihn brandmarkte. Auch sein Äußeres wollte nicht recht dazu stimmen. Er war durchaus nicht schön im gewöhnlichen Sinne, aber groß und wohlproportioniert, der Kopf mit krausem braunem Haar saß auf breiten Schultern, die Züge des Gesichts aber waren unregelmäßig und die Farbe der glattrasierten Wangen von einer fahlen Blässe. Dazu lag um den energischen Mund stets ein Zug von kalter, fast höhnischer Gleichgültigkeit, selten durch ein Lächeln gemildert, auch dann mehr herablassend als wahrhaft menschenfreundlich.

Junge Mädchen hatten Furcht vor ihm, bei den Frauen bewährte sich wieder einmal das Goethesche Wort:

> Geh den Weibern zart entgegen,
> Du gewinnst sie, auf mein Wort,
> Und wer rasch ist und verwegen,
> Kommt vielleicht noch besser fort.
> Doch wem wenig dran gelegen
> Scheinet, ob er reizt und rührt,
> Der beleidigt, der verführt.

Ich nun freilich, obwohl ich kein Backfisch mehr war, fühlte mich gegen jede solche Verführung gefeit als glückliche Braut. Auch war ich keine so feine Männerkennerin wie meine Schwester. Die sagte, als wir einmal diesem berüchtigten Herrn auf der Straße begegnet waren — ein gemeinsamer Bekannter, der mit ihm ging, hatte ihn uns vorgestellt und ich hernach gefunden, er scheine doch besser zu sein als sein Ruf: „Laß dich nicht täuschen, Julie. Ich wette, wenn er nach seinem Tode seziert wird, findet man an der Stelle, wo gewöhnliche Menschen ihr Herz haben, eine goldene Kapsel mit dem Miniaturporträt des Verstorbenen.“

Ich lachte und schalt sie eine Pessimistin. Wenn dieser leichtsinnige Herr einmal die Rechte fände, würde er vielleicht der bravste Familienvater und treueste Gatte werden.

Sie zuckte die Achseln und erwiderte nichts.

*

Es schien allerdings, als ob ich mit meiner guten Meinung recht behalten sollte.

Trotz seines üblen Leumunds fand Jarno — diesen Spitznamen, der sehr wenig auf ihn paßte, hatte eine für geistreich geltende Dame ihm aufgebracht — in den besten Häusern Zutritt, machte aber wenig Gebrauch davon. Es war wohl mehr, um das Terrain zu sondieren, zu erforschen, ob sich irgendwas fände, was seinen unternehmenden Geist reizen könnte. Daß er nichts derart zu finden schien, wurde ihm sehr übelgenommen. Man hatte herausgebracht, daß er ein hinlängliches Vermögen hatte, um nicht

nach einem Goldfisch sein Netz auswerfen zu müssen. Es gab auch bei uns einige solche, die noch dazu für hübsch und liebenswürdig galten. An allen ging er mit seinem kalten Gesicht vorüber. Wenn er von seinen Don-Juan-Allüren nicht lassen konnte, mußte er es wenigstens so geheim treiben, daß er den Spähern und Nachrednern das Vergnügen verdarb, mit seinen Abenteuern die tugendhafte Gesellschaft in Empörung zu bringen.

So war die Hälfte des Winters vergangen und Fastnacht herangekommen, wo es auch bei uns mit Bällen und allerlei lustigen Veranstaltungen lebhafter zuzugehen pflegt, wenn auch nicht in dem Maße wie in den katholischen Ländern. Unter anderm fand auch in dem Mittwochkränzchen, dem die beste, gebildetste Gesellschaft der Stadt, darunter auch wir, angehörten, eine Theateraufführung statt, bei der Minette mitwirken mußte. Sie hatte das größte Talent zum Komödiespielen, und einige Sachkundige von unserm Theater hatten ihr ernstlich zugeredet, die Lehrerin gegen die Schauspielerin aufzugeben. „Es wird ohnehin viel zu viel Komödie gespielt," sagte sie, „im Leben mehr als hinter den Lampen, man braucht nicht noch eigens einen Beruf daraus zu machen."

An jenem Abend hatte sie zwei Rollen zu spielen, in zwei Einaktern, einem deutschen und einem französischen, der auch in der Sprache, in der er geschrieben war, aufgeführt wurde. In dem deutschen Stück machte sie eine der landläufigen schnippischen Kammerjungfern, nach dem berühmten Muster der Franziska in Minna von Barnhelm. In dem französischen eine junge Weltdame, die unter der Maske einer sentimentalen Tugend einen Hang zu verliebten Abenteuern verbarg und noch kurz vor ihrer Entlarvung von ihrem guten Manne aus einer beschämenden Lage gerettet und dadurch — freilich, Gott weiß, auf wie lange — gebessert wurde.

Beide Rollen spielte sie mit so glänzender Anmut und Lebendigkeit, daß sie alle Zuschauer entzückte, darunter auch Jarno, der sich vor kurzem um die Aufnahme in die Mittwochsgesellschaft beworben hatte und nicht zurückgewiesen worden war. Er hatte sich als Claqueur ausgezeichnet, und sobald der Vorhang gefallen und die gefeierte junge Gräfin unter den Gästen erschienen war, ließ er sich ihr vorstellen und sagte ihr die schmeichelhaftesten Sachen, die sie unbefangen, ohne sonderlichen Eindruck, an sich abgleiten ließ.

Man ging dann zu Tische. Jarno bemühte sich umsonst, in Minettes Nähe zu kommen, da sie von älteren Bekannten umringt war. Ich sah aber, wie seine Augen vom Ende der Tafel aus beständig zu ihr herübergingen und er auf das Geplauder seiner Nachbarin nur zerstreut zu antworten schien.

Als das Souper vorüber war und in dem größeren Saal, wo vorher die Komödie stattgefunden hatte, das Tanzen beginnen sollte, kam er eilig herbei und wollte meine Schwester zu allen möglichen Tänzen engagieren. Alles mit einer sehr beflissenen, liebenswürdigen Manier und sehr unglücklich, als sie ihm nur den siebenten Tanz zusagen konnte, da sie die früheren an ihre Schauspielkollegen vergeben hätte. Er verneigte sich und zog sich, ohne sich an eine andre Dame zu wenden, in eine Fensternische zurück, von wo aus er nur Augen für Minette zu haben schien.

Sie tanzte sehr gut, und ihre schöne, schlanke Gestalt kam dabei aufs vorteilhafteste zur Erscheinung. Heute aber bemerkte ich eine leichte Ermüdung an ihr, und als der Walzer kam, den sie Jarno versprochen hatte, fragte ich sie leise, ob sie sich nicht lieber entschuldigen wolle. Sie schüttelte nur den Kopf, legte, als der Tänzer sich vor ihr verneigte, die Hand leicht auf seinen Arm und ließ sich von ihm in das Gewirre der tanzenden Paare hineinziehen.

Ich hatte nur die Rolle einer Ballmutter, da mein Fritz nicht tanzte und ich als Braut es nicht passend fand, mit einem andern mich herumzudrehen. So konnte ich Minette beständig im Auge behalten, und es fiel mir eine seltsame Blässe in ihrem Gesicht auf, das bei den früheren Tänzen sich stark gerötet hatte. Als sie daher von ihrem Tänzer zu mir zurückgeführt wurde und hochatmend auf ihren Stuhl sank, flüsterte ich ihr zu, ob ihr etwas zugestoßen sei, er etwas gesagt habe, was sie unschicklich gefunden, oder nur die Erschöpfung nach Komödiespiel und Tanzen sie nervös mache.

„Nur das," erwiderte sie hastig. „Es wäre wohl besser, ich führe nach Haus mit dem Vater. Du kannst mit Fritz ja noch bleiben. Ich schicke dann den Wagen zurück."

Davon wollten wir alle nichts wissen, und so brachen wir denn auf. Jarno begleitete uns in die Garderobe, fragte, ob dem Fräulein unwohl geworden, da sie so plötzlich das Fest verlasse, und verabschiedete sich erst unten am Wagen.

Es war mir nicht möglich, noch in der Nacht etwas aus Minette herauszubringen. Sie wich allen Fragen aus, weil sie todmüde sei, doch hörte ich sie, da wir in demselben Zimmer schliefen, noch lange in ihrem Bett sich regen und weiß nicht, wann sie zur Ruhe kam.

Mein erster Blick, als ich am Morgen aufwachte, ging zu ihr hinüber. Ich sah sie in ihren Kissen aufrecht sitzen, das Kinn in die Hand gestützt, die Augen wie versonnen ins Leere gerichtet. Ich schlüpfte aus dem Bett und zu ihr hinüber. „Bist du wirklich wach oder träumst noch mit offenen Augen?" fragte ich halb lachend. „Du hast was auf dem Herzen. Es wäre das erstemal in unserm Leben, mein Liebling, wenn du's deiner alten Schwester nicht anvertrauen wolltest."

„Ja," nickte sie ernsthaft vor sich hin, „es ist etwas, über das ich noch nicht im reinen bin. Gestern abend, weißt du, als ich mit ihm tanzte — und doch, ich war wie in einem Fieber. Seine Berührung, die leisen, schmeichelnden Worte, gar nicht zudringlich, aber so klug berechnet auf ein schwaches Mädchenherz — das alles machte mich heiß, es ging wie eine magische Bezauberung von ihm aus, so daß ich alles verstand, was man ihm in bezug auf seine Erfolge bei Weibern nachgesagt hatte; zugleich aber überlief mich's eiskalt, da ich klar sah, wie das ohne einen Funken wahrer Empfindung nur wie ein Spiel von ihm behandelt wurde, ein Fest für seine Eitelkeit, das einen tiefen Haß in mir erregte. Ich will ihn nicht wiedersehen. Zwar fühl' ich mich gegen jede Gefahr gesichert, aber eben dieser Zwiespalt ist peinlich, und dem möchte ich ausweichen."

Noch an demselben Vormittag führte sie diesen Vorsatz aus. Er kam

zur Besuchsstunde, sich zu erkundigen, wie das Fräulein nach den gestrigen Aufregungen geschlafen habe. Ich mußte ihr Nichterscheinen mit einem leichten Unwohlsein entschuldigen. Als er sie auch bei einem zweiten Besuch wenige Tage später nicht zu sehen bekam, mußte er wohl fühlen, daß sie sich absichtlich verleugnen ließ, und blieb nun unserm Hause fern.

Es konnte aber nicht fehlen, daß sie ihn in andern Gesellschaften antraf. Sie erwiderte dann seine beflissene Annäherung mit kühler Höflichkeit, doch eben wie sie sich gegen jeden andern ihr gleichgültigen betrug. Nur daß sie es liebte, wenn er in einem allgemeinen Gespräch sich einmal an sie wendete, das Gegenteil von seiner Meinung zu verfechten, mit so viel Witz oder ruhigem Ernst, daß er den kürzeren zog.

So erinnere ich mich, daß einmal die Rede auf die Frauenemanzipation kam, ein Thema, das damals — vor vierzig Jahren — eben erst interessant zu werden anfing. Es war in einem uns befreundeten Hause, wo man auch ernstere Gespräche zu führen pflegte. Jarno — ich weiß nicht, ob es seine wirkliche Meinung war, oder ob er sich nur bei den geistreichelnden Damen dadurch beliebt machen wollte — verteidigte das Recht des weiblichen Geschlechts, nicht bloß nach Goethes Wort zu leben: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte", sondern sich auch zu einer höheren „Freiheit" aufzuschwingen, als es in unsern traditionellen Verhältnissen die Sitte erlaube, vor allem sich der Lernfreiheit zu bedienen und geistige Interessen zu pflegen, die bisher ihrem Horizont ferngelegen.

„Diesmal, gnädiges Fräulein," wandte er sich mit leichtem Lächeln direkt an meine Schwester, „werden wir wohl derselben Meinung sein, was nicht oft der Fall zu sein pflegt. Ich höre ja, daß Sie sich dazu vorbereiten, das Lehrerinnenexamen zu machen."

„Wenn Sie wüßten," erwiderte sie sehr ruhig, „wie wenig dazu gehört, diese Prüfung zu bestehen, und daß man darauf nicht den Anspruch gründen kann, als gelehrt zu gelten! Ich tue es nur, weil ich gern mit jungen Wesen umgehe und es für verdienstlich halte, mich um ihre Erziehung zu bekümmern, damit die jungen Pflänzchen möglichst gerade wachsen, nicht durch allerhand künstliche Einflüsse verbildet werden. Ich hatte auch einmal den falschen Ehrgeiz, eine Denkerin oder Gelehrte werden zu wollen. Daß es kein weibliches Wesen gibt, das sich durch wissenschaftliche Leistungen um die Menschheit verdient gemacht hätte, schreckte mich nicht ab. Dagegen blieb ich auf diesem Wege zur Höhe stecken, als ich merkte, daß ich schon für die Geschichte nicht die Ausdauer hatte, die zwanzig Bände der Beckerschen Weltgeschichte durchzustudieren und dann erst die Spezialforschungen durchzunehmen. Auch interessierte mich Karl der Große so wenig wie Karl der Fünfte, und für die Tausende, die in ihren Kriegen umkamen, hatte ich nicht die geringste Teilnahme. Und nun vollends die Philosophie! Oder die Naturgeschichte — und dazu die Verpflichtung, ein Spezialfach zu wählen. Denn ich hatte stets eine tiefe Abneigung gegen alles Halbe. Da entschloß ich mich, auf jede Konkurrenz mit dem andern Geschlecht zu verzichten, da ja, wie wenigstens die Sage geht, der männliche Geist fähig ist, eine umfassende Bildung in sich aufzunehmen, während wir immer nur mit dem Herzen urteilen und hin und wieder aus dem Garten der Wissenschaft nur

ein Blümchen pflücken, mit dem wir unsre Toilette vervollständigen. Wir armen Frauenzimmer, sagte ich mir, auch wenn wir nicht den sogenannten eigentlichen Beruf des Weibes erfüllen können, sollen wenigstens dadurch uns vor Verbitterung schützen, daß wir uns in irgend etwas Nützlichem bis zur Vollkommenheit ausbilden und überdies unsre Nächsten so glücklich machen, wie es in unsrer Macht steht. Diese Freiheit wird nie mit der Sitte in Streit geraten. Und so hoffe ich, einem Schwarm kleiner Mädchen etwas Sitte beizubringen, ferner klare Begriffe über die Hauptsachen im Leben und dazu ein bißchen Deutsch, Französisch, Geographie und andre nützliche Kenntnisse. Wenn sie sich hernach „emanzipieren" wollen, mögen sie's auf eigne Rechnung und Gefahr tun, ich wasche meine Hände."

Sie sagte das alles viel witziger, als ich es jetzt aus der Erinnerung wieder vorbringen kann, dazu die lustigsten Bemerkungen mit einem drolligen Ernst, so daß sie alle erheiterte und auf ihre Seite brachte.

Jarno war ernst geblieben, doch ohne durch ihren Sieg verstimmt zu scheinen. Vielmehr sagte er im verbindlichsten Tone: „Ich strecke die Waffen, mein verehrtes Fräulein, doch nicht, weil ich mich überwunden fühle, nur aus Hochachtung vor meiner Gegnerin, die uns eigentlich nur Gründe für meine Meinung geliefert hat. Ob Sie sich als Geschichtsprofessorin oder Philosophin auszeichnen würden, weiß ich nicht. Als Juristin würden Sie Ihrem Geschlecht die größte Ehre machen, da Sie eine schlechte Sache so glänzend verteidigt haben, daß die hier anwesenden Geschworenen ohne Zweifel zu Ihren Gunsten das Urteil sprechen werden."

Damit ergriff er ihre Hand und drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf, was sie mit tiefem Erröten geschehen ließ.

*

Kaum waren wir auf dem Heimweg draußen allein, so brach es aus mir heraus: „Du Heuchlerin! Warum hast du das Gegenteil gesagt von dem, was deine wirkliche Meinung ist? Ich weiß ja, du hältst die Frauen auch fähig, sich weiter zu bilden als zu guten Müttern und Köchinnen und begrüßest die heutige Bewegung, die das Wort la carrière ouverte au talent auf ihre Fahne schreibt, mit Begeisterung. Warum hast du nun aus deinem Herzen eine Mördergrube gemacht, statt Jarno zuzustimmen, der doch so recht hatte?"

„Weil das beste Recht, wenn er's verteidigt, ein kaltes, seelenloses Ding wird," versetzte sie leidenschaftlich. „Ihm ist das alles so gleichgültig, daß er mit ebensoviel Geist und Witz das Gegenteil behaupten könnte, wenn er dabei ebenso seinen Vorteil fände, zu glänzen und armen, dummen Frauenzimmern zu imponieren. Ich kann ihm das ja nicht ins Gesicht sagen, aber seine Absicht vereiteln, indem ich sie widerlege. Hätte er sich gegen die Emanzipation erklärt, so würde ich für sie gesprochen haben. O Julchen, warum muß es Männer geben, die nie eine andre Überzeugung haben, als daß sie unwiderstehlich sind!"

Mir war bei der Heftigkeit, mit der sie das hervorsprudelte, nicht geheuer. Wenn er ihr gleichgültig gewesen wäre, hätte sie ihn ruhig schwatzen lassen und nicht mit ihm angebunden. Ich fühlte aber, daß es zu



Der Brief

Nach einem Gemälde von Viktor Schramm

nichts geführt hätte, sie warnen zu wollen. Auch war, solange sie ihn durchschaute, nichts Schlimmes zu befürchten. Die Vögelchen, die ihm ins Garn gegangen, hatten keine so offenen Augen gehabt.

Leid tat es mir freilich, daß wir für einige Zeit getrennt werden sollten. In den Osterferien fand meine Hochzeit statt, darauf verreisten wir für drei Wochen, sie blieb mit dem Vater allein. Doch hatte sie nun den Haushalt zu führen, daneben sich auf das Examen vorzubereiten, das sie natürlich glänzend bestand. Es blieb also keine Zeit für Gesellschaften, in denen sie mit ihm zusammentreffen konnte. Als wir dann von der Hochzeitsreise zurückkehrten, fand ich sie scheinbar in der heitersten Stimmung. Sie liebte mich so herzlich, daß sie sich meines jungen Glückes neidlos freute und mich mit Stolz durch unsre neue Wohnung im oberen Stock des alten Hauses führte, die sie aufs hübscheste für uns eingerichtet hatte. Unter uns war unser Papa wohnen geblieben. „Wenn nun auch du heiratest, Liebling," sagte ich, „kannst du dein Nest im Erdgeschoß bauen."

Da wurde sie sehr erregt.

„Daran ist nicht zu denken," sagte sie. „Ich bleibe überhaupt nicht hier. Vater hat ja euch, ich aber —"

Und nun erzählte sie mir, daß nach glücklich bestandenem Examen der Schulrat ihr eröffnet habe, zwei Stellen seien augenblicklich frei, zwischen denen sie sogleich wählen könne, eine hier in der Stadt an der Elisabethschule, die andre in Stettin. Sie habe sich für diese entschieden.

Ich erschrak sehr. Der Gedanke, sie zu verlieren, war mir unfaßbar.

Sie sah düster vor sich hin.

„Wenn du mich lieb hast," sagte sie, „so versuche nicht, mich in meinem Entschluß wankend zu machen, der mir ohnehin schwer genug geworden ist. Es muß aber sein. Ich fühle, wenn ich hierbleibe, geh' ich zugrunde — an dem bewußten Fieber. Ich bin ihm ein paarmal auf der Straße begegnet und habe es ihm nicht verwehren können, mich eine Strecke zu begleiten. Das hat er benutzt, alle seine Künste aufzubieten, um mir den Glauben beizubringen, ich sei ihm unendlich teuer. So betörend das klang — nicht eine eigentliche Liebeserklärung, aber viel schmeichelhafter durch den Respekt, der ihn scheinbar abhielt, das letzte Wort auszusprechen —, ich verlor doch keinen Augenblick meine klare Besinnung und wußte, daß es nur der Lockruf des Vogelstellers war, und ließ ihn keinen Schritt Boden gewinnen. Aber auf die Dauer halt' ich diesen Schüttelfrost zwischen Liebe und Haß nicht aus. Du wirst es feige nennen, daß ich fliehen will. Es ist aber keine Schande, sich einer Behexung durch die Flucht zu entziehen, und so was ist es, was dieser Mann gegen mich ausübt. Wenn du mein Bestes willst, Liebste, hilf mir, daß auch Papa einwilligt, der nicht begreift, daß ich so weit von euch allen mich glücklicher fühlen kann als hier. Er weiß ja nicht, daß es mein Unglück sein würde, wenn ich endlich doch die Besinnung verlöre und glauben könnte, dieser Dämon sei eines menschlichen Gefühls fähig."

*

So mußte ich meinen Liebling denn hingeben, was einen Schatten über mein junges Eheglück warf. Bald aber fand ich mich leichter darein, da

auch wir fortzogen. Schon im Sommersemester hatte Fritz den Ruf als außerordentlicher Professor nach Halle bekommen, und Vater folgte uns dorthin. Er hatte wegen zunehmender Kränklichkeit sich vom Geschäft zurückziehen müssen und wollte nun seinen Lebensabend unter Kindern und Enkeln beschließen.

Daß ich mit Minette trotz meiner Hausfrauen- und bald auch Mutterpflichten in eifrigem brieflichem Verkehr blieb, können Sie sich wohl denken. Sie schien auch in ihren neuen Verhältnissen sich bald einzuleben, hatte Freude am Unterricht und noch Zeit, nebenher allerlei zu studieren, was ihren Geist anzog, ohne daß sie eine besondere Wissenschaft bevorzugte. Von dem, was sie in die Fremde getrieben hatte, war nie in ihren Briefen die Rede.

Auch nicht, wenn sie in den Ferien einmal zu uns kam oder wir unsre freien Sommer- und Herbstwochen mit ihr zusammen in einem Seebad zubrachten, was immer die größte Seligkeit für mich war. Ich glaubte dann auch zu erkennen, daß von jenem Fieber keine Spur mehr in ihrem Blut zurückgeblieben sei. Sie war so heiterer Laune wie in ihrer jüngsten Zeit, tollte mit meinem ersten Buben am Strande herum, als würde sie selbst wieder zum Kinde, und sah so frisch und hübsch aus, daß sie unter den Badegästen mehr als eine Eroberung machte und sogar ein paar Körbe auszuteilen hatte.

Dies vergnügliche Leben aber sollte plötzlich gestört werden.

Wir waren eines Morgens eben aus dem Bade gekommen und wanderten am Strande in der Sonne, Minette hatte dem Kindermädchen den Kleinen abgenommen und bald Muscheln mit ihm gelesen, bald ihn auf ihrem Rücken reiten lassen, als eine dunkle Gestalt uns entgegenkam, in der wir sofort den seither verschollenen „Dämon" erkannten. Er war in Trauerkleidern, auch sein Gesicht sehr bleich und düster, der Ausdruck veränderte sich auch kaum, als er unser ansichtig wurde und, den Hut ziehend, bei uns stehenblieb.

Wir erfuhren, daß vor vier Wochen seine Mutter gestorben war, von deren Leben und Wesen er viele kleine Züge erzählte, die erklären sollten, warum dieser Verlust für ihn mehr als für manchen andern guten Sohn bedeute. Dann brach er plötzlich ab, sich entschuldigend, daß er unsre Teilnahme so lange in Anspruch genommen, und entfernte sich über die Dünen hinauf, ohne sich weiter nach unserm Leben erkundigt zu haben.

Mit Minette hatte er weder ein Wort noch einen Blick getauscht, nur dem Kinde den Kopf gestreichelt wie geistesabwesend, als ob seine Trauer ihn gänzlich in Beschlag nähme.

Ich hatte mich durch seine Haltung täuschen und zu aufrichtigem Anteil bewegen lassen. Als ich Minette sagte, wie leid er mir tue, zuckte sie nur die Achseln. Sie war aber totenblaß, als sie ihn erblickte, und ich sah wohl, daß sie sich große Gewalt antun mußte, ihre Erregung nicht zu verraten. So mußte ich mir sagen, daß das Fieber in den drei Jahren noch nicht ganz geschwunden sei, und hoffte nur, man werde sich aus dem Wege gehen können, zumal er durch die Trauer wohl für seine alten Abenteuer die Stimmung verloren habe.

Leider aber wohnte er in demselben Hotel mit uns, und wenn er auch mittags an einem besonderen Tischchen speiste, konnte es doch nicht fehlen, daß wir einander vielfach begegneten. Zumal es meinem Fritz, der nicht täglich badete, keine Arbeit mitgenommen hatte und sich daher ziemlich langweilte, sehr willkommen war, einen Juristen angetroffen zu haben, mit dem er hin und wieder, wie man's nennt, „fachsimpeln" konnte.

Ich selbst jedoch konnte mir nicht verhehlen, daß ich an seinem Umgang mehr und mehr Gefallen fand. Er war wirklich ein geistvoller Plauderer und guter Erzähler, und da er viel gereist war, ging ihm der Unterhaltungsstoff nie aus. Wenn wir nach Tisch auf der Veranda den Kaffee tranken und er, „zufällig" vorbeikommend, bescheiden fragte, ob er sich einen Augenblick zu uns setzen dürfe, war er mir stets willkommen. Minette blieb dann nicht lange, sondern verschwand unter einem Vorwand.

„Ich kann das nicht lange mitansehen, wie er den harmlosen Globetrotter spielt, da ihm doch nur daran lag, in Spanien die Tausendunddrei auf seine Liste zu bringen. Ihr beide seid eben zu gute Menschen und denkt an nichts Arges. Schopenhauer oder irgendein andrer Philosoph hat ganz recht, wenn er behauptet, der innerste Charakter eines Menschen könne sich nie verändern. Doch daß er mit seiner berühmten Unwiderstehlichkeit auch euch bezaubert hat, ist euch zu verzeihen."

Sie nahm dann wohl ihren Malkasten, da sie ein Strandbildchen in Aquarellfarben angefangen hatte, oder holte sich den Jungen, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Fritz schalt sie, daß sie den interessanten Menschen schlecht behandle. „Ich behandle jeden, wie er es in meinen Augen verdient," versetzte sie. „Über den Geschmack ist nicht zu streiten."

*

Nun kam sie aber eines Nachmittags von ihrer Malarbeit am Strand in großer Erregung zurück und suchte mich gleich in meinem Zimmer auf. Sie schloß zitternd die Tür hinter sich, wie wenn sie verfolgt würde, sank auf einen Stuhl und brach in Tränen aus. Als ich aber heftig erschrocken sie umfing und fragte, ob sie plötzlich krank geworden, richtete sie sich auf, strich zornig die Tränen aus den Augen und rief: „Verzeih, daß ich mich so kläglich betrage, nein, ich bin nicht krank, nur wütend, daß ich's so weit kommen ließ, statt gleich ein für allemal alles abzuschneiden. Ich wollte euch das Vergnügen nicht stören und einen Eklat vermeiden, da er dann doch sich hätte fernhalten müssen. Und auch jetzt — ich Närrin, ich dumme Gans! Auch jetzt noch ist's nicht ganz zu Ende, wenigstens nach seiner Meinung."

Es gelang mir, sie etwas zu beruhigen, so daß sie mir erzählen konnte, was vorgefallen war.

Sie hatte ruhig auf ihrem Feldstuhl gesessen und versucht, die Brandung nachzupinseln, da war er plötzlich ganz sacht in ihrem Rücken herangekommen und hatte erst dicht hinter ihr gefragt, ob sie ihm erlaube, ihre Arbeit anzusehen. Sie sei aufgefahren und habe lebhaft erwidert, es sei nichts daran zu sehen, wenigstens in diesem Anfangsstadium, und dann ihre Malsachen ruhig zusammengepackt und sich zum Rückweg angeschickt, mit einer Gebärde, als wolle sie ihn entlassen. Er aber sei an ihrer Seite

geblieben, sich entschuldigend, daß er sie verscheucht habe, und plötzlich habe er gesagt: „Was habe ich Ihnen getan, gnädiges Fräulein, daß Sie mich fortwährend so ungnädig behandeln?“ Und als sie ausweichend erwiderte, er irre sich, sie behandle ihn wie jeden andern, habe er nun fortgefahren, er glaube doch eine etwas bessere Behandlung als jeder andre verdient zu haben, da kein andrer sie mehr verehre und er es auch ihr zu zeigen sich bemüht habe. Da sei es ihr herausgefahren: eben darum habe sie es ihn fühlen lassen wollen, daß er sich täusche, wenn er glaube, sie so leichten Kaufs gewinnen zu können wie die vielen andern. Denn von Anfang an habe sie erkannt, daß er aus seinen Siegen über schwache Frauen nur einen Sport mache, nicht einmal, weil er leidenschaftlich empfinde, wenn er von einer zur andern gehe, sondern aus herzenskalter Geringschätzung ihres Geschlechts, das ihm nur zu einem Spiel gut genug sei, und um eine schöne lange Leporelloliste vorweisen zu können.

Das alles habe er mit der Miene des tiefsten Schmerzes angehört und endlich in gut gespielter Zerknirschung erwidert, er könne sich von all diesen Vorwürfen nicht reinigen, er sei eben durch das Entgegenkommen leichtsinniger Weiber verwöhnt worden und nie einem weiblichen Wesen begegnet, das ihm wahrhafte Hochachtung eingeflößt — bis er sie kennen gelernt. Und nun folgte eine glühende Schilderung dessen, was er in ihrer Nähe empfunden, und zuletzt das Geständnis, er werde nie ein glücklicher Mann werden, wenn er darauf verzichten müsse, sie zu seinem Weibe zu gewinnen.

„Wenn du ihn gehört hättest, Liebste,“ fuhr sie fort, „wie schlicht und mit bewegter Stimme er das alles vorbrachte, mit dieser Stimme, mit der er schon so manche betört hat, und sagte, in der letzten traurigen Zeit habe nur der Gedanke an mich ihn aufrechterhalten — du hättest begriffen, daß selbst ich einen Augenblick schwach wurde, zumal — ich muß es dir nur gestehen — auch ich in diesen drei Jahren, wo er mir fern gewesen war, den Gedanken an ihn nie aus meinem Kopf, nein, aus meinem Herzen hatte verbannen können. Dabei hatte ich mir beständig gesagt, daß es mein Unglück wäre, wenn ich ihm jemals angehörte, daß es eben eine Bezauberung sei, wie man im Mittelalter armen Frauen nachgesagt und sie selbst es geglaubt hätten, sie hätten sich dem Teufel hingegeben — und suchte mich in meine Bücher zu vertiefen, mir die Erinnerung an ihn fernzurücken — umsonst! Er tauchte immer wieder auf.

Und nun jetzt — oh, ich war so erschüttert und verwirrt, daß ich, statt einfach zu erklären, von einer Verbindung mit ihm könne nie die Rede sein, auf seine dringende Bitte versprach, ihm erst nach drei Tagen Bedenkzeit mein letztes Wort zu sagen.

So verließ er mich, mit leidenschaftlichem Dank, daß ich ihm wenigstens nicht alle Hoffnung raube, und du siehst mich nun hier in der hellen Verzweiflung, daß ich's so weit habe kommen lassen!“

„Ich sehe nicht ein,“ sagte ich, „was da zu verzweifeln ist. Warum willst du's nicht noch weiter kommen lassen? Es wäre nicht das erstemal, daß eine kluge, charaktervolle Frau einen als Junggesellen sehr untugendhaften Mann gründlich gebessert hat, und wie er sich jetzt beträgt —“

„Auch jetzt, Liebste,“ unterbrach sie mich, „ist er der alte geblieben. Ich

hörte deutlich aus seinen rührendsten Beteuerungen das bißchen Komödie heraus, das er aus alter Gewohnheit spielen mußte, selbst wenn es ihm jetzt ernst damit wäre, daß er mehr als sonst eine Liebe zu mir fühlte. Sobald er sein Ziel erreicht hätte, würde das vergehen, und bei der nächsten besten begänne das alte Spiel. Nein, es kann, kann, kann nicht sein!"

Die Tränen traten ihr wieder in die Augen.

„Nun," sagte ich, „wenn es nicht sein kann, so entschließ dich und weise ihn einfach ab. Ist er wie du glaubst, so wird er eben nicht verzweifeln."

„Ihn abweisen, das ist leicht gesagt. Doch wenn er mir gegenüberstünde, rührte sich wieder der alte Zauber. Wie sagt Emilia Galotti? „Auch ich habe Blut, mein Vater, so jugendlich warmes Blut wie eine. Auch meine Sinne sind Sinne." Dann rührte sich wieder das Wechselfieber wie die letzten drei Jahre, und endlich ginge ich daran zugrunde. Dann doch lieber gleich jetzt, als abreisen, feige fliehen wie schon einmal, und erleben, daß er mir nacheilt und, auch wenn ich Flügel der Morgenröte nähme, mich am Ende doch einholt und besinnungslos endlich zum Altar schleppt."

Ich war tief unglücklich, wußte keinen Rat und bat sie nur endlich, nichts zu übereilen und wenigstens die Bedenkzeit zu Ende gehen zu lassen.

Das gelobte sie mir, und so sprachen wir zunächst kein Wort mehr von der unseligen Geschichte.

*

An diese drei Tage werde ich ewig denken.

Ich sehe sie noch, wie sie mit einem regungslosen Gesicht wie weltentrückt herumging, wenn man sie anredete, sich besinnen mußte, ehe sie antwortete, übrigens durch ihr ganzes Betragen gegen uns und den Kleinen zeigte, daß ihr Herz noch bei uns war, nur inniger noch als sonst, während ihr Geist von irgendeiner fixen Idee in Bann gehalten wurde. Aus der großen Weichheit ihrer Stimmung glaubte ich schließen zu dürfen, daß sie mit sich kämpfte zugunsten ihres Bewerbers und schwankte, ob sie ihm nicht doch Vertrauen schenken und es auf alle Gefahr hin mit ihm wagen solle.

Äußerlich ging unser Leben unverändert seinen Gang. Vormittags das Bad, eine kleine Siesta vor Tische, nachmittags ein Spaziergang. Nur daß sie ihr Malen am Strande aufgegeben hatte, wohl, um nicht wieder von ihm dort aufgesucht zu werden. Doch drohte wohl keine solche Gefahr. Er hielt sich in diesen drei Tagen völlig fern von uns, nahm sogar die Mahlzeiten unter dem Vorwande einer leichten Unpäßlichkeit in seinem Zimmer ein. Es sprach mir für ihn, daß er es unter seiner Würde hielt, ihren freien Entschluß durch keine Versuche, sie zu rühren, beeinflussen zu wollen. Gewiß aber war's nur eine kokette List. Il faut se faire désirer ist ja eine bekannte Regel für alle, die ein sprödes Herz erobern wollen.

Am dritten Tage nun, an dessen Nachmittag die Frist ablief, zeigte sie sich besonders zärtlich gegen mich und sogar wieder heiter, so daß mein Mann, der von dem, was vorging, keine Ahnung hatte, ihr sagte, sie müsse irgend etwas erlebt haben, was sie glücklich mache; ob sie es ihm nicht verraten wolle. Es werde bald an den Tag kommen, versetzte sie geheimnisvoll lächelnd. Gewiß, scherzte er, habe sie sich in einen der jungen Herren verliebt,

die ihr so eifrig den Hof machten. Und sie: das könne wohl sein. Doch wenn sie ihr Herz verloren habe, wünsche sie es nicht wiederzufinden. Und solcher zweideutigen Worte mehr.

Sie umarmte ihn und sagte, das Stück von ihrem Herzen, das ihm gehöre, werde sie ihm immer aufheben. Damit verließen wir ihn, und sobald wir unter vier Augen waren, versank sie wieder in ihr Schweigen und Sinnen. Es war ein trüber, windiger Tag, zum Baden nicht einladend. Ich riet daher, es für heute aufzugeben, sie bestand aber heftig darauf, gerade heute habe sie's nötig, ihr Blut zu kühlen, und so zogen wir unser Badekostüm an und traten an den Strand hinaus. Als die Wellen uns schon die Füße netzten, wandte sie zufällig den Blick nach der Seite und tat einen leisen, erschreckten Ausruf: „Da kommt er! Schütze mich vor ihm!"

Ich wandte nun auch das Gesicht nach rechts und sah die schwarze Gestalt langsam auf uns zukommen, wie es schien, ganz absichtslos, da er den Blick zu Boden gesenkt hatte. „Er hat uns gar nicht gesehen!" flüsterte ich ihr zu. „Was tut es auch?" Damit drehte ich mich wieder nach ihr um, sah sie aber schon eine Strecke weit ins Wasser hineingeschritten, unaufhaltsam, obwohl ich ihr nachrief, auf mich zu warten, und so rasch, daß ich hinter ihr zurückbleiben mußte. Eine seltsame Angst überfiel mich, immer wieder rief ich ihren Namen, immer schwerer kämpfte ich mich durch die höher steigende Flut der weißen Gestalt nach, von der bald nur der Kopf über dem Wellenkamme auftauchte — bis er völlig verschwand!

Ich konnte nicht weiter, die Knie versagten mir, beim nächsten Schritt hätte ich den Grund unter den Füßen verloren. Nur so viel Besinnung behielt ich in meiner Todesangst, daß ich mich an den Strand zurückretten konnte, nach Hilfe schreiend und die Badewärter heranbeschwörend, daß sie der Verunglückten nacheilen, sie vom Untergang retten sollten — dann brach ich selbst zusammen.

Nur kurze Augenblicke verlor ich das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, umstand mich ein tiefbestürzter Schwarm von Badegästen, die Badewärter kehrten mit dem Rettungsboot eben zurück, die Versunkene hatten sie nicht auffinden können.

Erst am nächsten Tage gab die See ihre Beute wieder heraus. Nichts mehr von unserm Jammerzustand, als wir das geliebte Gesicht wiedersahen, nun stumm für immer, doch von aller Fieberqual, die sie in den Tod getrieben, geheilt!

Ich aber mußte das Geheimnis ihres Todes allein tragen. Erst viel später konnte ich mich entschließen, meinem Mann davon zu reden.

Als der schlichte Sarg geschlossen war, in dem wir den armen Rest unsrer Geliebtesten in unsre Heimat mitnehmen wollten, und vor der Einschiffung der Geistliche in unsrer Wohnung eine stille Feier abhielt, der alle Badegäste, die sie gekannt und verehrt hatten, tief ergriffen beiwohnten, trat während des Schlusses der Rede auch *er* herein, einen Zypressenkranz mit weißen Rosen in der Hand, den er, als der Sarg aufgehoben wurde, zu den andern Totenkränzen legte. Sein Gesicht war wie von einem Krampf unterdrückten Weinens verzerrt, er trat auf meinen Mann zu, verneigte sich stumm und drückte ihm die Hand. Dann trat er auch zu mir und flüsterte ein

paar unverständliche Worte, auch mir die Hand hinreichend. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, sie zu ergreifen.

*

Eine lange Stille folgte auf diese letzten Worte. Endlich sagte der alte Freund:

„Und was ist aus ihm geworden? Haben Sie noch weiter von ihm gehört?"

„Ein halbes Jahr nach diesem Ereignis stand sein Name und der einer Berliner Kommerzienratstochter, die ihm eine Millionenmitgift zubrachte, als „Vermählte" in der Zeitung. Es soll eine nicht sehr hübsche und unbedeutende Frau gewesen sein, die er mit seinen magischen Künsten betört hatte. Nicht lange, so erkannte sie, an wen sie sich weggeworfen hatte, ertrug es eine Weile, wie so Unzählige, bis er es gar zu arg machte, nicht nur sie vernachlässigte und seine Herzlosigkeit brutal empfinden ließ, sondern durch einen öffentlichen Skandal mit einer andern sie aufs tiefste beleidigte. Sie sind dann geschieden worden, die gute Frau aber, die ihn immer noch liebte, hat dem Verräter noch eine große Summe mitgegeben, wozu sie nicht verpflichtet war.

Mit der ist er nach der Riviera gegangen und hat sich in Monaco festgesetzt, dort zum Spieler von Beruf sich auszubilden. Als er endlich sein letztes Fünffrankenstück verloren hatte, warf er ihm sein verlorenes Leben nach und schoß sich eine Kugel durch den Kopf."

Sommernachtgewitter

Taktschlagend in die schwarze Sommernacht
Die schweren Regengüsse niederfallen,
An meinem Fenster stürzt die wilde Jagd
Vorbei mit scharfem, klitternd hartem Prallen.

Der Donner schilt im nahen Kiefernwald,
Die Blitze brennen um die breiten Bäume.
Dazwischen angstvergrabene Schwärze krallt
Sich in des Forstes hingezerrte Säume.

Und kochend peitscht der Sturm den nahen Fluß,
Im Blitz die weißen Gischtgeschwader schleifen.
Von meinem Fenster seh' ich Guß um Guß
Wie flüchtig Reitervolk vorüberstreifen.

Jenseits am Fluß ein Haus, in Grau gepreßt,
Das lebt und stirbt, wie es die Blitze wollen.
Das weiße Haus, das traute Menschennest,
Steht wie entgeistert von dem Wettergrollen.

Gustav Schüler

Flugmotoren

Von **Otto Tribunus**

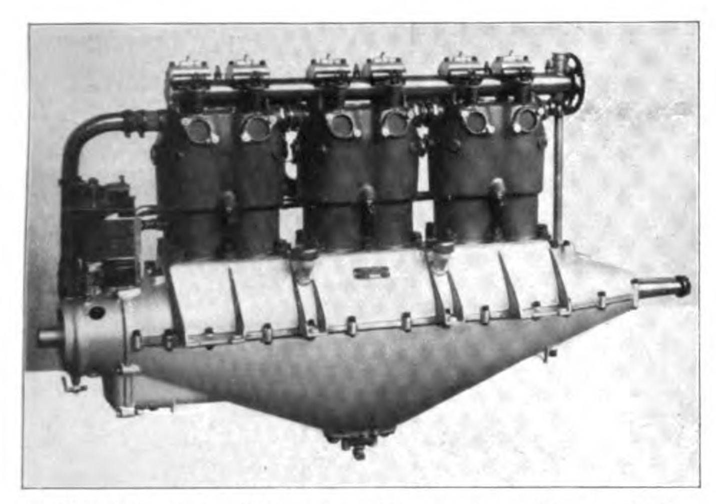
Die Schwebefähigkeit eines Flugzeuges hängt in erster Linie von dem zuverlässigen Gange des Motors ab. Der Motor ist das Herz des Flugzeuges. Seitdem die Flugzeuge zu erheblichen Tragleistungen befähigt sind und seitdem die Hochwertigkeit der zur Verfügung stehenden Werkstoffe große Leichtigkeit der Motoren bei gleichzeitig großer Leistungsfähigkeit ermöglicht, ist das frühere verhängnisvolle Bestreben, auf Kosten der Betriebssicherheit leicht zu bauen, ausgeschaltet. Beim Motor gelten, wie überhaupt beim Flugzeugbau, Zuverlässigkeit und Festigkeit als oberste unentbehrliche Forderungen. Der Flugmotor soll Dauerleistungen bei stets gleicher Belastung und dadurch erheblich größerer Beanspruchung des Materials als der Automobilmotor vollbringen. Ein Versagen zwingt den Piloten, im Gleitfluge zu landen. Über feindlichem Gebiet oder ungangbarem Gelände ist hierdurch das Schicksal des Flugzeuges und seiner Insassen besiegelt. Da auch der zuverlässigste und beste Motor versagen kann, so muß die Technik anstreben, jedes Flugzeug mit zwei Motoren auszurüsten.

Die Zuverlässigkeit der neuen Flugmotoren steht bereits in einem erfreulichen Verhältnis zu den geforderten Leistungen. Die bisherige Überlegenheit der französischen Motorenindustrie erklärt sich aus ihrer wirtschaftlich erheblich besseren Lage, nicht aus dem größeren Können ihrer Ingenieure. Deutscher Fleiß hat trotz der hohen, durch keinen ausreichenden Absatz gedeckten Ausgaben für Konstruktionsversuche unermüdlich geschafft, wie die Leistungen der deutschen Motoren in scharfen Prüfungen bereits bewiesen haben.

Zu weiteren Fortschritten will der Kaiserpreis für den besten Flugmotor führen, der durch Stiftungen auf 125 000 Mark angewachsen ist. Die neuzugründende Reichsversuchsanstalt wird als erste bedeutungsvolle Tat die Entscheidung dieses Wettbewerbes haben. — Bisher fehlte eine derartige unparteiische Zentralstelle. Lediglich die praktische Bewährung im Flugzeug oder Luftschiff wertet bisher den Motor, während der unter gleichen Bedingungen ermittelte Vergleichswert verschiedener Motoren fehlt. Die Reklame meldet nur die Leistungen eines Motors. Diese werden aber nicht nur durch seinen inneren Wert, sondern auch durch das Glück — Wellenbrüche können zum Beispiel auch bei neuestem und bestem Material eintreten — und durch die Umsicht des Piloten — ausreichende Betriebsstoffversorgung und andres — bestimmt. Dieser erste unparteiisch auszutragende Motorenwettbewerb wird daher für den Absatz der besonders gut befundenen Erzeugnisse eine erhebliche Steigerung bedingen und den Vorsprung der französischen Flugzeugindustrie beseitigen.

Da der Luftmotor aus dem Automobilmotor entstanden ist, so überwiegt der altbewährte Standmotor mit meist vier Zylindern. Die Daimlerwerke, die Argusmotorenwerke, die Neue Automobilgesellschaft und andre stellen ihn in vortrefflicher Güte her.

Der Daimler-Mercedes-Motor hat sich in 28 Jahren in systematisch steigender Leistungsfähigkeit aus der Ersterfindung Gottlieb Daimlers heraus entwickelt. Schulter an Schulter focht Daimler mit den ersten Vorkämpfern der Luftfahrt. Von den Anfangsversuchen des Grafen Zeppelin mit 12 PS bis zu den großen Fernfahrten mit dreimal 120 PS gaben Daimlermotoren den erfolgreichen Luftkreuzern den Antrieb. Die Lenkluftschiffe von Schütte-Lanz, Siemens-Schuckert und teilweise von Parseval gebrauchen vielpferdige Mercedes-Motoren.



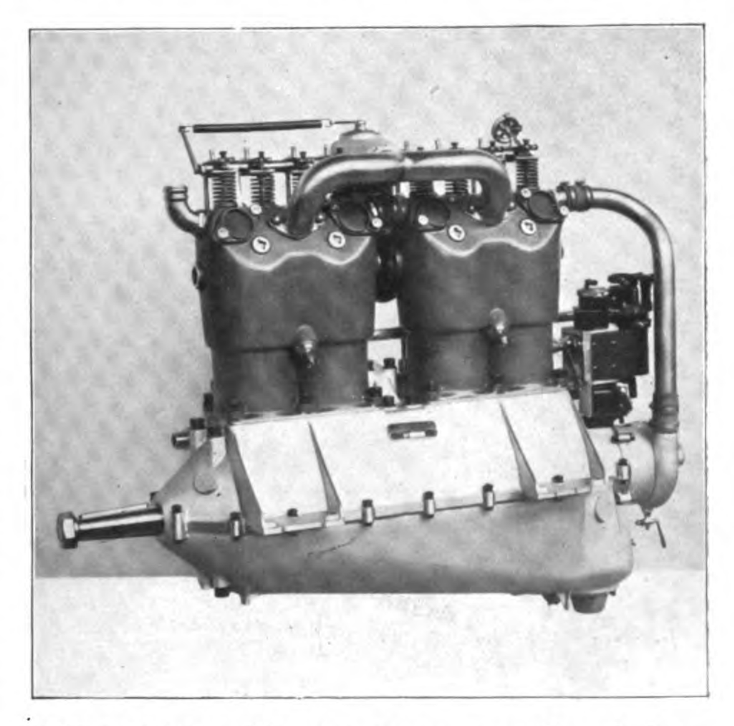
100-PS-Daimler-Mercedes-Flugmotor; Auspuffseite

Bohrung und 140 Millimetern Hub. Die Leistung beträgt bei 1250 bis 1300 Umdrehungen der Welle in der Minute 65 bis 70 PS. Der Propeller von normalem Durchmesser ist, wie fast allgemein üblich, unmittelbar auf der Kurbelwelle angebracht, hat also die gleich große Umdrehungsgeschwindigkeit wie diese. Bei Verwendung von Propellern besonders großen Durchmessers, die erfahrungsgemäß einen höheren Wirkungsgrad besitzen, wird durch Kettenantrieb eine Herabsetzung der Umlaufgeschwindigkeit herbeigeführt, wie bei Wright. Die Zylinder sind im Guß unmittelbar mit Wasserkühlräumen versehen. Der rasche Umlauf des Wassers wird durch eine Pumpe betätigt. Das Wasser wird durch Luftkühlung beim Durchlauf durch einen geeigneten Kühler rückgekühlt. Die sorgfältige Anordnung der Kühlvorrichtung schließt ein Heißlaufen des Motors mit großer Sicherheit aus. Den sicheren

Bemerkenswert ist, daß schon 1901 die Gebrüder Lebaudy das von ihnen erfundene erste französische Lenkluftschiff mit einem 35-PS-Daimlermotor ausrüsteten. Deutschland war also zu Beginn unsers Jahrhunderts auf dem Wege, den ersten Platz in der Luftmotorentechnik zu erringen. Ebenso ist die Entwicklung bei den Kraftwagen zufolge versäumter Gelegenheiten gewesen, und wie bei dieser wird sich Deutschland den ihm entrissenen Platz auf dem Flugmotorenmarkt zurückerobern.

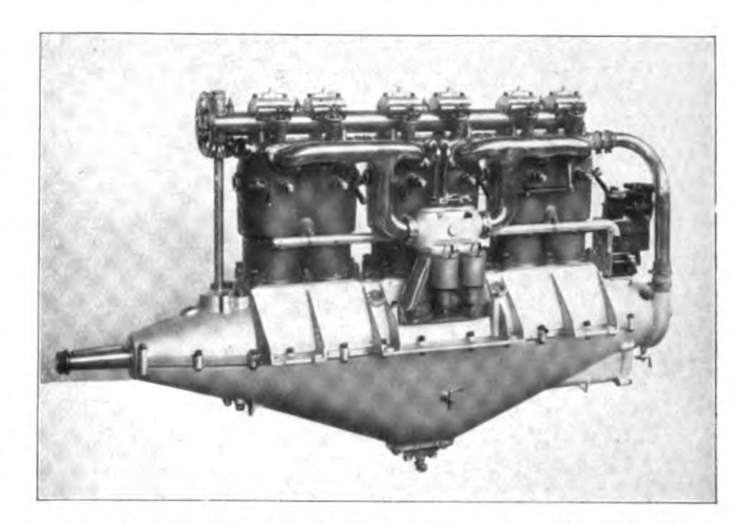
Auf reichen Erfahrungen fußend, hat sich der Daimler-Mercedes-Flugmotor rasch zu großer Leistungsfähigkeit entwickelt. Es gibt Typen zu 50, 70 und 100 PS.

Der 70-PS-Mercedes-Flugmotor hat sich auf dem deutschen Rundflug 1911 auf der von Vollmöller gesteuerten Taube so bewährt, daß er als bester Flugmotor den ersten Preis der Autotechnischen Gesellschaft erhielt. Hervorragend war seine Dauerleistung auf einem ununterbrochenen Fernfluge Döberitz-Hamburg am 9. März 1912. — Der Motor hat vier senkrecht angeordnete, paarweise zusammengegossene Zylinder von 120 Millimetern



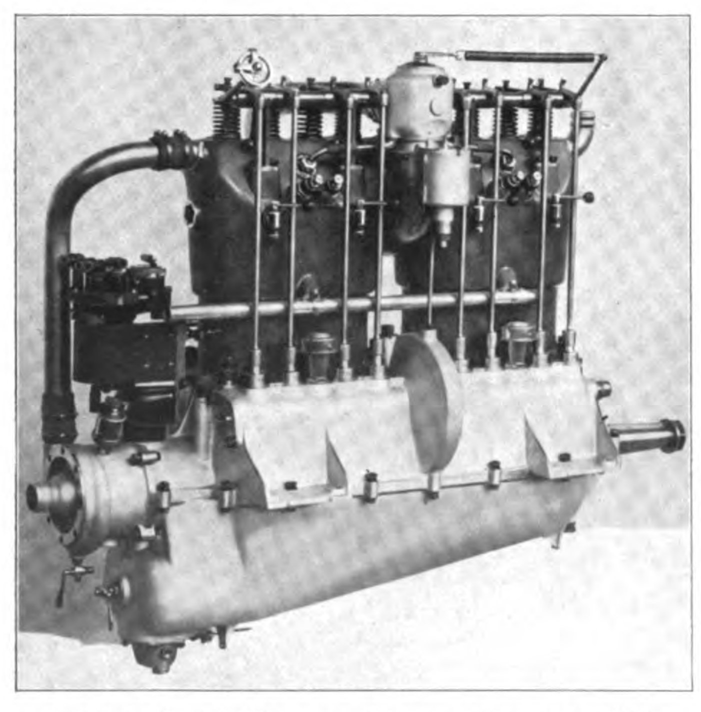
70-PS-Daimler-Mercedes-Flugmotor; Vergaserseite

Gang gewährleistet ferner eine ausreichende Ölschmierung, die ebenfalls durch eine Pumpe bewerkstelligt wird. Besondere Sorgfalt ist den Dichtungen der Benzin- und Kühlwasserleitungen zugewendet. Mangelhafte Dichtungen haben schon manche unfreiwillige Landung verschuldet.



100-PS-Daimler-Mercedes-Flugmotor; Vergaserseite

Der Arbeitsvorgang in dem Motor ist folgender: Das Benzin wird in einen Vergaser hineingestäubt, in den gleichzeitig frische Luft eingesaugt wird, die mit den Benzindämpfen das erforderliche explosible Gemisch bildet. In dem Mercedesdrehschiebervergaser wird das Gemisch durch eine regulierbare Heißwasservorwärmung erwärmt, so daß auch bei höchster Leistung des Motors ein verhältnismäßig niederer Benzinverbrauch bewirkt wird. Hierdurch wird die Fahrtweite des Flugzeuges im Verhältnis zur Betriebsstoffmenge vergrößert und der Betriebsstofferſatz vereinfacht. Beides ist für Überlandflüge, militärische Zwecke und Flugzeugverwendung in den Kolonien von entscheidender Bedeutung. Durch den ersten Kolbenhingang wird das explosible Gemisch aus dem Vergaser durch das geöffnete Ventil in den Zylinder eingesaugt (erster Takt), in diesem durch den Hergang des Kolbens bei geschlossenem Ventil komprimiert (zweiter Takt) und in komprimiertem Zustand durch die Funken des elektrischen Zündapparates entzündet. Hierdurch wird der Kolben zurückgestoßen (dritter Takt). Bei dem darauf folgenden Hergang des Kolbens werden die verbrauchten Gase durch ein zweites Ventil ausgepufft (vierter Takt), und der Vorgang beginnt von neuem. Der Zündapparat ist die Quelle mancher Störungen, denen aber rasch abgeholfen werden kann, wenn der Zündapparat so leicht zugänglich wie bei dem Mercedes-Flugmotor ist. Kühlwasser- und Ölpumpe sowie Zündapparat liegen in der Vertikalebene der Zylinder, so daß sie einen gemeinsamen Antrieb ermöglichen und wenig Luftwiderstand leisten. Alle Konstruktionseinzelheiten



70-PS-Daimler-Mercedes-Flugmotor; Steuerseite



Rumplertaube mit Loutzky-Doppelmotor und Doppelpropeller

sind sorgfältig durchdacht. Die Hähne für Öl- und Wasserablaß stellen sich selbsttätig so fest, daß sie durch Erschütterungen nicht verstellt werden können. Die Ventile und Ventilfedern sind in ihren Maßen den Beanspruchungen entsprechend. Hierdurch wird vielen Betriebsstörungen vorgebeugt.

Der 100-PS-Daimler-Mercedes-Motor hat zur Erhöhung der Betriebssicherheit eine verbesserte Ventilsteuerung und einen erleichterten Ersatz einzelner Ventile erhalten. Die Wasserkühlung ist vereinfacht. Ölbehälter und Ölpumpe befinden sich in der Mitte der unteren Kurbelkastenhälfte, wodurch eine gleichmäßige Ölung bei jeder Neigung des Flugzeugs gewährleistet wird. Der Kurbelkasten hat eine spitz zulaufende Verlängerung des Kurbelgehäuses am Propellerende der Kurbelwelle und damit eine günstigere bootsmäßige Form zum Einbau in das Flugzeug erhalten.

Der Raum verbietet, auf die sehr guten Standmotoren der neuen Automobilgesellschaft, Argusmotorengesellschaft und andrer einzugehen.

Die Zuverlässigkeit der wassergekühlten Standmotoren ist trotz der technischen Schwierigkeiten, die die Wasserkühlung durch sorgfältige Arbeit und Überwachung bedingt, entschieden so groß, daß sie die Vorteile der lediglich luftgekühlten Umlaufmotoren ausgleicht.

Von den Umlaufmotoren ist der bekannteste und bisher leistungsfähigste der französische sternförmige Gnomemotor, bei dem die Zylinder rotieren. Die Zylinder sind mit Kühlrippen zur Vergrößerung der zu kühlenden Oberfläche versehen. Der Vorteil der Umlaufmotoren besteht in der Vereinfachung der Gesamtanordnung und dem Fortfall der für die Wasserkühlung erforderlichen Teile, wodurch sie ein geringeres Gewicht besitzen. Dieser Vorteil ist aber weniger entscheidend geworden aus den im Eingang des Aufsatzes erwähnten Gründen. Die Nachteile der Umlaufmotore sind aber erhebliche. Ihr Preis ist durch die schwierige Verarbeitung ein sehr hoher. Er wird noch höher dadurch, daß die Betriebsdauer in seltenen Fällen höher als etwa 300 Stunden veranschlagt werden kann, so daß für jede Betriebsstunde etwa 30 Mark vom Motor abgeschrieben werden müssen. Die Überwachung des Motorenganges bereitet größere Schwierigkeiten als bei dem Standmotor, wenngleich als Gegengrund ausgeführt werden kann, daß auch

die Überwachung des Standmotors während des Fluges ziemlich unmöglich ist. Große Schwierigkeiten bereitet die zuverlässige Anordnung der Ventile. In diesem Punkte scheinen die deutschen Motoren ihr französisches Vorbild, von dem sie sich allerdings mehr oder weniger freigemacht haben, übertroffen zu haben. Der Umdrehungsmotor befindet sich jedenfalls noch ganz in der Entwicklung und wird infolge der hohen Beanspruchung seiner Teile durch die bei der Umdrehung auftretenden Kräfte zunächst ein technisches Problem bleiben. Aus diesen Gründen sollte das Flugwesen vorläufig dem altbewährten wassergekühlten Standmotor Treue wahren.

Die Motoren der Gegenwart sind trotz der sehr erheblichen Verbesserungen, welche die letzten Jahre gebracht haben, noch keineswegs von einer Güte, wie sie der sichere Flugzeugbetrieb für den praktischen Verkehr fordern muß. Die Förderung des Motorenbaues ist daher mit allen Mitteln anzustreben.

Dieses kann einmal auf wissenschaftlichem Weg, zum andern durch Konstruktionsversuche erreicht werden.

Wissenschaftliche Fortschritte von grundlegender Bedeutung sind bei der weiteren Ausgestaltung der jetzigen Explosionsmotoren kaum zu erwarten. Möglich wären natürlich grundsätzlich neue Erfindungen, wie namentlich die der Benzingasturbine. Die Ausbildung dieser für die Luftfahrt und eine große Anzahl andrer Betriebe hochwichtigen Neuerung scheint leider für absehbare Zeit nicht durchführbar zu sein. Der Elektromotor, der schon bei Kraftwagen auf kleine Fahrweiten beschränkt ist, scheidet infolge seiner großen Schwere und der Schwierigkeit des Ersatzes der elektrischen Kraft für Flugzeuge vollständig aus. Kolbenmotore lassen sich aber in ihrer Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Einfachheit des Aufbaues sowie in ihrer Anlehnung an die eigentümlichen Forderungen der Luftfahrt weiterhin durch umfangreiche Versuche zur Vervollkommnung bringen. Die durch den gesteigerten Gebrauch der Flugzeuge ständig wachsende technische Erfahrung wird bei Verfügbarkeit der erforderlichen Mittel — und diese Mittel werden von jetzt ab in Deutschland verfügbar sein — zum notwendigen Ziel der Vervollkommnung führen.

Besonders wird es anzustreben sein, eine zweckmäßige und das Flugzeug nicht allzusehr belastende Anordnung von zwei gleich zuverlässigen Motoren, deren jeder allein die Schwebefähigkeit des Flugzeuges zu erhalten imstande ist, zu ermöglichen. Der auf der Allgemeinen Luftfahrtausstellung in Berlin gezeigte, sehr dankenswerte Versuch Loutzkys, zwei Motoren in eine Rumplertaube einzubauen, gibt, trotzdem das Flugzeug eine kurze Strecke gut geflogen ist, zu erheblichen Bedenken Veranlassung. Hier steht noch ein reiches Arbeitsfeld offen.

Wo ein Wille ist, da ist ein Weg!

Glück! Von Ernst Zahn

Heut war's, daß mir ein Glück entfloh,
Das eine Weile ich genoß,
So spurlos, wie nur irgendwo
Ein Wolkenweiß im Blau zerfloß.

Ich sah es schwinden ohne Gram,
Das mir bekannt schon und vertraut,
So freudezitternd, da es kam,
Ich auch entgegen ihm geschaut.

Glück ist kein Glück, nennst du es dein!
Rasch bleicht das leuchtende Idol.
Glück ist ein Sehnen: Könnt' es sein!
Glück ist ein Fragen: Kommt es wohl?

Passanten. Skizzen von Lydia Danöfen

I. Das sympathische Gesicht

Bei der Witwe eines Professors, dessen Lebenswerk, ein Buch über Mimik und Physiognomik, seinen Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen hat, läutet es. Da sie allein zu Hause, weil das Dienstmädchen abwesend ist, öffnet sie selber. Sie trägt ein schwarzes Seidenkleid von altmodischem Schnitt und ein Häubchen aus schwarzen, kostbaren Spitzen auf dem weißen, glatt gescheitelten Haar.

Ein Herr in einem einfachen, aber sauberen Anzuge steht vor der Tür, der einen kleinen Koffer in der einen und seinen Hut in der andern Hand hält. Er verneigt sich linkisch und ersucht hierauf die alte Dame mit bescheidenen Worten, seine Warenproben, Muster in Wäschestücken, vorlegen zu dürfen, woraufhin sie ihm in eindringlicher Weise versichert, nichts zu benötigen.

Er bedauert das, auch im Hinweis auf seine erstaunlich preiswerten Sachen, und sagt, während er sich langsam zum Gehen wendet, in schlichter Resignation in die graue Luft des Treppenhauses hinein: „Kein Mensch will was kaufen. Wovon soll ich essen?"

In der alten Dame zuckt das Mitleid auf. Wenn ich ein Hemd und eine Hose kaufe, kann der Mann essen, denkt sie.

„Warten Sie," ruft sie, „vielleicht ..."

Da dreht er sich eilig um. Ein freundlicher Strahl bricht aus seinen blauen Augen.

„Ich will Ihre Sachen einmal ansehen," sagt sie mit dieser geräuschlosen Stimme, deren sich Menschen bedienen, die das Gute lieber im stillen tun.

Er tritt in die Wohnung ein. Sie führt ihn in ein behagliches Zimmer von altmodischer Eleganz und bietet ihm einen Sessel an. Über dem grünbezogenen Kanapee hängt das lebensgroße Porträt eines Herrn, dessen Augen hinter der Brille direkt auf diesen Sessel gerichtet sind. Es ist das Bild ihres Gatten. Dann nimmt sie mit weißer, langsamer Hand die buntgestickte Tischdecke vom Tische weg, legt sie zusammen und sagt freundlich:

„Nun lassen Sie Ihre Sachen sehen, Herr ...?"

„Niedermaier ist mein Name."

„Herr Niedermaier."

Sie nickt mit dem Kopfe, schaut wohlwollend in das offene Gesicht des jungen Mannes, dessen unaufdringliches Benehmen ihr gefällt, und setzt sich erwartungsvoll neben ihn an den Tisch.

„Da hätt' ich Hemden. Sehr billig," beginnt er und legt mit ein paar groben Arbeitshänden die Sachen auf dem Tische auseinander. „Das Stück zwei Mark fufzig."

Sie schaut auf diese Hände, die ihr von schwererer Arbeit zeugen, als die sie eben tun; dann schaut sie aufmerksam auf die Hemden.

„Das ist nicht teuer," gesteht sie ehrlich, in gesteigertem Wohlwollen, und betastet mit der weißen Hand das feine Linnen. Sie will den bedrängten Mann,

dessen angenehmes Wesen sie mit stiller Sympathie erfüllt, nicht im Preise drücken. Sie bestellt von diesen Hemden; und während er nun die Beinkleider auf der polierten Platte des Tisches ausbreitet, fragt sie:

„Sie sind wohl in bedrängter Lage, Herr . . .“

„Niedermaier.“

„Herr Niedermaier?“

Er sagt nichts; er wirft nur seine plumpe Hand verdrießlich durch die Luft.

„Und wie ist's mit den Hosen?“ fragt er dann.

„Nein, da bin ich versehen.“

„Dann vielleicht für eine Verwandte? Oder für das Dienstmädchen?“

Sie denkt nach.

„Verwandte habe ich keine. Vielleicht für meine Köchin . . . aber ich glaube, sie trägt keine — pardon, sie benötigt sozusagen keine.“

Herr Niedermaier lächelt keineswegs. Er ist dezent. Menschen in einer Lebenslage wie der seinen erscheinen solche Dinge nicht lächerlich. Er fragt nur: „Auch im Winter nicht?“

Die alte Dame besinnt sich.

„Lassen Sie sie doch hereinkommen, Madame,“ rät er. „Dann fragen wir sie selber.“

„Sie ist nicht daheim.“

„Vielleicht kommt sie bald. Wenn Sie erlauben, warte ich hier . . .“

„Oh, das würde zu lange dauern! Sie kommt vor — wieviel Uhr ist es jetzt? — vor einer Stunde kommt sie nicht nach Hause.“

„Vielleicht kommt sie doch früher?“

„Das ist ganz ausgeschlossen.“

Da erhebt sich der Reisende von seinem Stuhle, welches Taktgefühl von der alten Dame wiederum als sehr angenehm empfunden wird. Er räumt seine Sachen in den kleinen Koffer, wobei die groben Hände, deren Nägel nicht proper sind, ziemlich ungeschickt hantieren, da sie offenbar schwerere Arbeit gewöhnt sind. Sie schaut dabei zu und hebt dann den Blick über diese Hände weg gegen sein jugendfrisches Gesicht empor, das ihr, wie gesagt, große Sympathie einflößt. Blondes Haar umspielt ein Gesicht, aus dem zwei große blaue Augen treuherzig in die Welt schauen. Unter der kurzen Nase lächelt ein roter, voller, kindlicher Mund, dessen Oberlippe ein kleiner Schnurrbart ziert.

Sie ist seit ihrer Verheiratung mit dem berühmten Professor gewissermaßen auf Physiognomien gedrillt. Sie nimmt sofort das Charakteristische darin wahr. Es drängt sich ihr durch eine lebenslange Schulung im ersten Augenblicke auf. Aber dieses keinerlei Besonderheiten bietende Gesicht erfassen zu können, hätte sie, weiß Gott, nicht mit dem gelehrten Manne verheiratet sein müssen. Sie schüttelt, während sie das denkt und still in sich hineinlächelt, das alte, weißhaarige, sorgsam gescheitelte Haupt mit dem Häubchen aus kostbaren Spitzen.

Herr Niedermaiers Koffer schnappt ins Schloß.

„Also wir hätten drei Hemden à zwei Mark fufzig,“ sagt er und zieht die Stirn in schwere Falten, „macht — sechs Mark fufzig . . .“

„Macht sieben Mark und fünfzig Pfennig,“ fällt sie ihm liebenswürdig ins Wort.

Er lächelt verlegen wie ein ungeschicktes Kind und ruft eilig:

„Jesses, ja, is scho wahr auch.“

Sie nestelt ein Portemonnaie aus den knisternden Falten ihres schwarzen altmodischen Seidenkleides, öffnet es, sieht, daß sein Inhalt nicht ausreicht, und sagt scherzend, während sie sich umwendet, um gegen eine Kommode zu gehen, in der sie ihr Geld aufbewahrt hat:

„An eine solche Ausgabe dachte ich heute nicht. Ja, ja — unverhofft kommt oft ..."

Sie geht gegen die Kommode. Ihr Kleid rauscht über die reinlichen Fliesen — zum letztenmal ...

Ein erstickter Schrei, ein dumpfer Fall, ein kurzes, stilles Röcheln ... Von rückwärts her haben zwei eiserne Hände ihren alten dünnen Hals umklammert mit einem gräßlichen, grauenvollen, zum Himmel schreienden Griff ...

— —

Als eine Stunde später die alte Köchin nach Hause kommt, findet sie ihre Herrin entseelt am Boden liegen. Das schwarze Spitzenhäubchen auf dem gescheitelten weißen Haar ist zur Seite gerutscht, sonst zeigt ihre Toilette keinerlei Demolition. Die Schubladen der Kommode, die Türen der Schränke stehen offen. Über dem grünbezogenen Kanapee hängt das Bild des Professors, dessen Lebenswerk über Mimik und Physiognomik seinen Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen hat und dessen Augen hinter der Brille direkt auf den Sessel gerichtet sind, der nunmehr leer ist und auf dem vor einer Stunde noch ein junger Mann mit einem sympathischen Gesicht gesessen ist, der mit Hemden und Hosen handelte.

II. Der Signore

Auf dem Bahnhof Cassino, vor dem Monte Cassino, in der steinernen, öden und grandiosen Landschaft zwischen Neapel und Rom, eilt eine junge Frau zum Zuge. Voran schnaubt ihr Gatte. Er trägt einen Koffer, zwei Schirme und eine Tasche und ist diesen Umständen entsprechend in einem subtilen, irgendwelcher Heiterkeit durchaus unzugänglichen Zustande.

„Leo, in dieses Coupé hier!" ruft sie ihm nach.

„Jetzt wieder in dieses," knurrt er, obwohl sie irgendeines andern noch mit keinem Worte Erwähnung getan hat.

„Nun aber nichts mehr!" schreit er.

Wie ein Donner steht dieses Wort in der Luft, und ein paar italienische Bahnbedienstete treten respektvoll vor diesem Herrn auf die Seite.

Ein Schirm fällt ihm aus der Hand, und während er sich danach bückt, ihn aufzuheben, der andre. Die junge Frau schaut umgehend und recht unbefangen gegen den blauen Himmel hinauf, was ja in Italien sehr gebräuchlich ist, und übersieht die mißliche und beängstigende Situation und einen ihr zugedachten zärtlichen Blick.

Es ist aber auch zu viel des Widerwärtigen und muß einen Mann, der einen Koffer, eine Tasche und zwei Schirme trägt, der sich als Gentleman, Märtyrer und Esel zugleich fühlt, aufs entschiedenste provozieren.

Sie kommen in dem Coupé an. Die Koffer werden in die Netze gestellt. Der Ehemann wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Da ruft sie plötzlich erschrocken, während sie auf ein Päckchen Ansichtskarten in ihrer Hand starrt: „Fatal, die hab' ich vergessen! Die sollten hier abgestempelt und aufgegeben werden! Fünfzehn Stück, Leo!"

„Was willst du damit sagen?" herrscht er sie an. Viel Ahnung ist in dem Mann. Und viel zeitiger Zorn und ein ungeschminktes Wort.

Draußen vor dem Coupé geht ein Italiener, ein Signore, ein Herr mit einem zweckmäßigen, soliden und gutsitzenden Anzuge, der ein Spazierstöckchen in der Hand trägt, an der ein nicht ganz wahrscheinlicher Brillant erglänzt. Er bummelt. Er raucht Zigarette.

Die junge Frau hat das Fenster geöffnet. Der Schaffner schreit zum ersten Male: „Pronti!"

Sie hält die sorgfältig geschriebenen und bereits frankierten Karten, die in Cassino aufgegeben werden sollten, verzweifelt in der Hand. Ihr Blick fällt auf den Signore. Ihr Blick ist beredt, heiß, dringend, doch wagt sie nicht mit einem Worte ...

Da lüpft der Fremde auch schon seinen Hut. Eine Fülle schwarzen Haares quillt unter ihm hervor. Er richtet seine großen, leuchtenden Augen gegen das Coupéfenster und lächelt ein gutmütiges Lächeln, während er seine Hand, an der der nicht ganz wahrscheinliche Brillant erglänzt, erbötig gegen die fünfzehn bedrängten Karten hebt.

„Ach ... ist es möglich ... dürfte ich Sie ersuchen ... Leo, der Herr will die Güte haben ..."

Leo, gänzlich verwandelt, ein braver, honetter, dankbarer Mann, erscheint hinter der jungen Frau am Fenster.

„Außerordentlich liebenswürdig, amabile," stammelt er. „Grazie, grazie, signore!"

„Grazie, signore!" wiederholt die junge Frau.

Der Italiener lächelt, den vielen Dank ablehnend.

„Niente," sagt er mit vornehmer Handbewegung. Er grüßt höflich, nicht ohne Würde, und neigt, während der Schaffner zum letztenmal sein „Pronti" in die blaue Luft schreit, das brünette Gesicht mit den feurigen Augen und dem tiefschwarzen Haare mit einem gutmütigen und gewinnenden Lächeln gegen die Herrschaften im Coupé.

Der ethisch wiederhergestellte junge Ehemann mit den versorgten Koffern und Postkarten und seine Gattin ergehen sich in bis gegen Rom andauernde Gespräche über die Charmanterie dieses Signores, über seine angenehme Erscheinung, das herrliche Auge, sein Lächeln, dieses gütige und gewinnende Lächeln. Daran anschließend sagen sie viel Schönes von Italien überhaupt, und im Speziellen tun sie immer wieder dieses Signores in der steinernen Landschaft zwischen Neapel und Rom begeisterte Erwähnung.

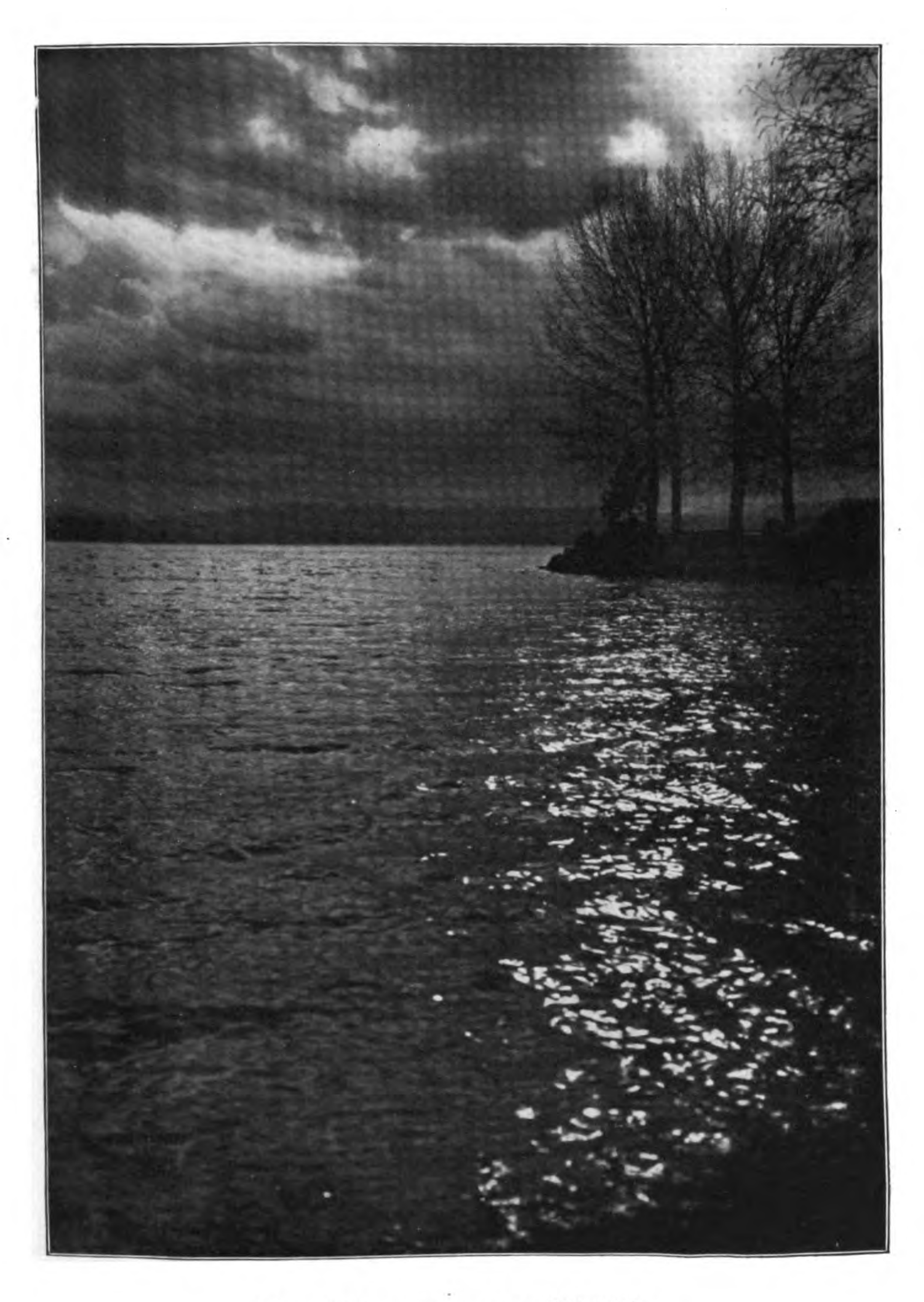
— —

Der Signore verläßt indessen den Bahnhof. Lächelnd passiert er den Briefkasten und steckt die fünfzehn Karten — in die Brusttasche seines zweckmäßigen, soliden und gutsitzenden Überrockes. Dann betritt er eines jener süditalienischen Häuser, die so sehr malerisch und erfreulich anzusehen und so sehr unerfreulich zu betreten sind.

Er geht in ein schmutziges Zimmer, wirft Hut und Stock auf ein in der Farbe erstaunliches Bett, entnimmt seiner Brusttasche die Karten und beginnt nun mit überraschender Gewandtheit und unter diesem gutmütigen und gewinnenden Lächeln, das sein Gesicht so sehr auszeichnet, die fünfzehn Marken abzulösen und die sorgfältig geschriebene Bleistiftschrift abzuradieren.

Er ist in bester Laune. Er pfeift eine Canzonetta und gedenkt mit dem gleichen umfassenden Wohlwollen wie sie seiner der zwei liebenswürdigen Deutschen auf dem Bahnhof zu Cassino.





Abendstimmung am Zürichsee

Nach einer künstlerischen Aufnahme von H. Eckstein



Spitzenfächer (Point à l'aiguille) (Spitzenschulen der Fürstin Pleß, Hirschberg in Schlesien)

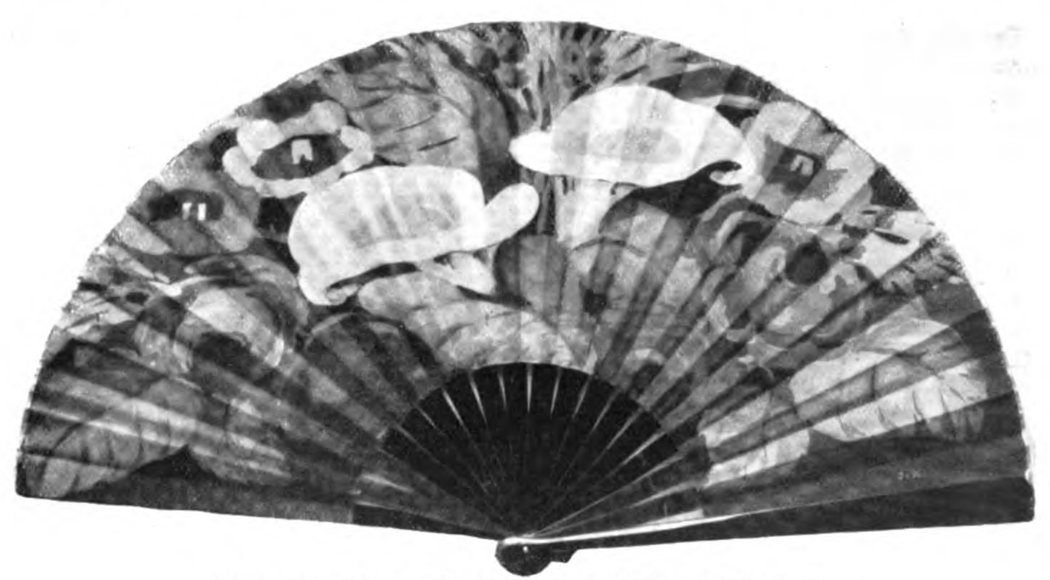
Moderne Fächer. Von Margarete Erler

Wir alle wissen, daß seit Jahren die moderne angewandte Kunst auf allen Gebieten ihrer Betätigung neues Leben und neue Auffassungen geschaffen hat. Nicht ohne Sturm und Kampf konnte sich dieser Umschwung vollziehen. Nun aber ist das Feld gewonnen und neue Werte sind geschaffen, die nicht mehr zu ignorieren sind, denn sie sind anerkannt und zu nationalem Eigentum geworden. — Versunken ist das alte, überladene Kunstgewerbe mit all seinen Surrogaten, seinem Talmiglanz, seiner Unruhe und geborgten Stilarten. Ein persönlicher Stil hat sich entwickelt, und für den Schaffenden gelten heute Zweckdienlichkeit und Materialechtheit als Grundbedingungen für seine Arbeit. Hieraus entwickeln sich Grundform und Ausschmückung, dem ein wahres Schönheitsgefühl die Einfachheit der Erscheinung aufprägen wird, als den Ausdruck feinster Geschmacksbildung und innerer Harmonien.

Für diese neuen Werte ist das Verständnis des Publikums erfreulich gewachsen. Auch der Fabrikant und Kaufmann verschließen sich nicht mehr hartnäckig der Gefolgschaft, und selbst die offenen Widersacher des kulturellen Fortschrittes profitieren ungewollt von dem Neuen, das sie nicht mehr aufzuhalten vermögen. — Und doch bedarf unsre künstlerische Fortentwicklung beständig der ernsten Mitarbeit unsrer Zeitgenossen. Diese Aufgabe hätten nun in erster Linie die Frauen, denn sie sind die wichtigsten Trägerinnen ästhetischer Kultur.

Schon viele unsrer Frauen folgen verständnisvoll dem schaffenden Künstler. Arbeitet doch dessen Phantasie besonders gern und reich für sie. Das individuelle Frauenkleid reizt ihn zu neuer Gestaltung, seine Lösungen haben zurzeit geradezu aktuelles Interesse, und der frauliche Schmuck in seiner weitesten Bedeutung wird mit in diese Zirkel hineingezogen.

Da ist es einigermaßen verwunderlich, wie langsam sich die Renaissance des Fächers vollzieht, der, seit Jahrzehnten vernachlässigt, doch wahrlich auch zum



Ina von Kardorff: Gemalter Fächer (Blumen)

Schmuck der festlich gekleideten Frau gehört. Wenn im Lichterglanz eleganter Salons köstliche Stoffe und edler Schmuck wetteifern, sollte der schmückende Fächer nicht fehlen, weder hier noch im Tanzsaal. Und doch, wie selten dient er seiner Bestimmung, und wenn ihn zarte Hände tragen, dann ist er leider weder lieblich noch prächtig, meist aber häßlich und banal.

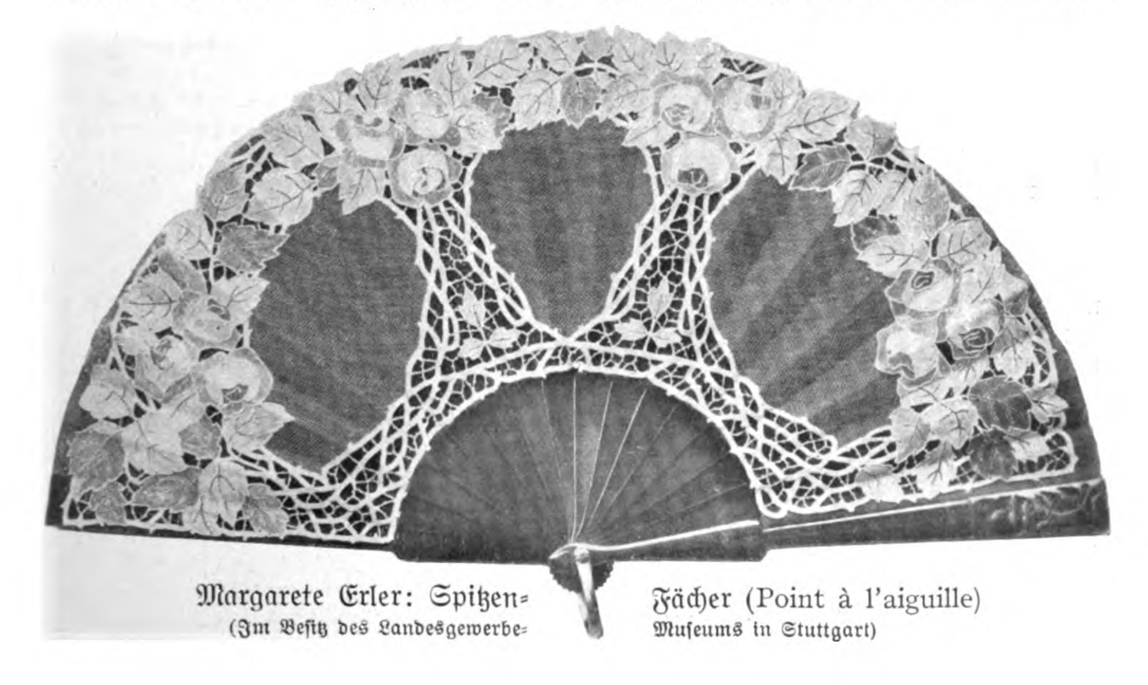
Es ist wohl möglich, ja entschieden sicher, daß der Vergleich mit dem reichen Bestand der antiken Fächer aus klassischer Zeit der gerechten Beurteilung und somit auch der gedeihlichen Entwicklung des modernen Fächers hinderlich ist. — Man vergißt dabei, daß die Fächer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Kinder einer üppigen, sich stetig entwickelnden Kultur waren, in der Feinsinn und Reichtum zugleich jene Ausführung in Malerei und Material bestimmten, die wir heute so bewundern. Man bedenke auch, daß nach ihrem völligen Niedergang diese Schmuckkunst Zeit gebraucht, um sich wieder zu erheben, und daß erst vor wenigen Jahren die Anstrengungen der modernen Künstler eingesetzt haben. Freilich ist gerade dies das Ziel: den Fächer im Geiste der modernen Kunst wieder zu verjüngen, ihm selbst bei Einfachheit der Ausführung und des Materials den Stempel künstlerischen Geschmacks aufzuprägen. Sind hierfür die Frauen gewonnen und kommt dem Schaffenden die mächtigste Bundesgenossin, die Mode, zu Hilfe, so sind die Vorbedingungen vorhanden, die außer dem Geschmackswert auch wieder Kostbarkeit des Materials sichern werden.

Die ersten Anstrengungen für die Renaissance des Fächers datieren aus den neunziger Jahren und sind in der englischen Kunstzeitschrift „Studio“, Winternummer 1901 bis 1902, in wundervollen Reproduktionen bekanntgegeben. Der frische Hauch kam aus England und Frankreich und erfaßte gleichmäßig den Maler und den dekorativen Künstler sowie den Kunstgewerbler. Seitdem wuchs das Interesse in den Fachkreisen und verdichtete sich zu einer I. Internationalen Fächerausstellung Berlin, welche November 1905 in den Salons von Friedmann & Weber stattfand und von einem Künstlerkomitee vorbereitet war.

Die Bedingung, daß nur montierte, das heißt auf Gestell gespannte Fächer zur Ausstellung gelangen sollten, hatte die Aussteller veranlaßt, dem Zusammenschluß zwischen Gestell und Blatt diejenige Beachtung zuzuwenden, die für die künstlerische Einheit notwendig ist. Die Beschickung der Ausstellung war eine glänzende und fand lebhafte Aufnahme bei der Presse und im Publikum. Im Novemberheft 1905 der „Dekorativen Kunst“ sind in einem Aufsatz von J. Meier-Gräfe und in einem zweiten von mir das Programm unsrer Veranstaltung und die Resultate der Beschickung in ihren interessantesten Werken wiedergegeben.

Durch eine zweite Fächerausstellung im November 1911 in denselben Salons bestätigte sich erfreulicherweise das wachsende Wohlgefallen am künstlerischen Fächer. Entsprang diese Veranstaltung auch nicht der Initiative der Künstlerkreise, so war sie doch eine wertvolle Propaganda für unsre Ziele. — Es war nämlich zu wohltätigen Zwecken aus Privatkreisen eine wundervolle Kollektion antiker Fächer zusammengebracht, und dem Verdienste der Herren Friedmann & Weber ist es zu verdanken, daß außerdem eine sehr reizvolle Gruppe moderner Fächer gezeigt werden konnte. In dieser kleinen Rundschau gaben sich neue Werke und neue Mitarbeiter bekannt. Adele von Finck und Frau von Kardorff traten als Fächermalerinnen zum ersten Male in die Erscheinung. A. von Finck hat all ihre Phantasie, all ihre künstlerischen Launen und Einfälle in graziösen Niederschriften dem Fächerblatt anvertraut und zeigt eine Vielseitigkeit in den Motiven, die ihre Kollektion anziehend und überraschend machte. Sie schwelgt in den pompejanischen Erinnerungen mit den klassischen Details und den satten Farben der nunmehr verblaßten Freskobilder, sie träumt in den Rosenlauben und den hängenden Blüten, sie fliegt mit der Schlittschuhläuferin dahin, sie läßt den Goldfisch glitzern und breitet die Farbenpracht des Schmetterlings vor uns aus. Zu einer geschmackvollen Gruppe vereinigt, umsäumten diese Fächer einen ovalen Tisch, auf dem ein kleinerer flacher Obertisch von gleicher Form, eng mit Blumen besteckt, seine grünen Ranken herabsenkte. Frau von Kardorff zeigt einen Fächer, auf schwarzem Gazegrund Rosen und Kalla in leuchtenden Farben; durch die Eigenartigkeit des Auftrags wirken die Blumen wie im Samtgrund liegend.

Während der Maler die künstlerische Eigenart seiner Bilder und Skizzen gewissermaßen in verkleinertem Maßstabe als Fächerblatt entwirft, ersinnt der dekorative Künstler seine Motive im Flächenmuster. Gerade diese Auffassung dürfte für die Industrie die wertvollste sein, zumal die Mannigfaltigkeit in der Ausführung der Entwürfe eine reiche Perspektive eröffnet. Hier tritt neben Malerei in Aquarellfarben Stickerei und Spitzenarbeit hinzu. Die Zufälligkeiten, die sich durch Verschmelzung verschiedener Techniken ergibt, reizt die Phantasie des Entwerfenden. Auch den Stoff tönt der Künstler meist selbst, da die Fabrikation in Fächerstoffen sehr einseitig und kärglich ist. Dies alles sind Momente, welche die persönliche Note eines jeden Fächers wirksam erhöhen können. Das kalte harte Weiß der Gazen, die durchgehends der heutige Fächermacher bringt, vermeidet der Künstler vollständig. Die neue Technik liebt eine Zusammenschmelzung von Malerei und feinfädiger Stickerei, der Fond der Gaze kann aus-



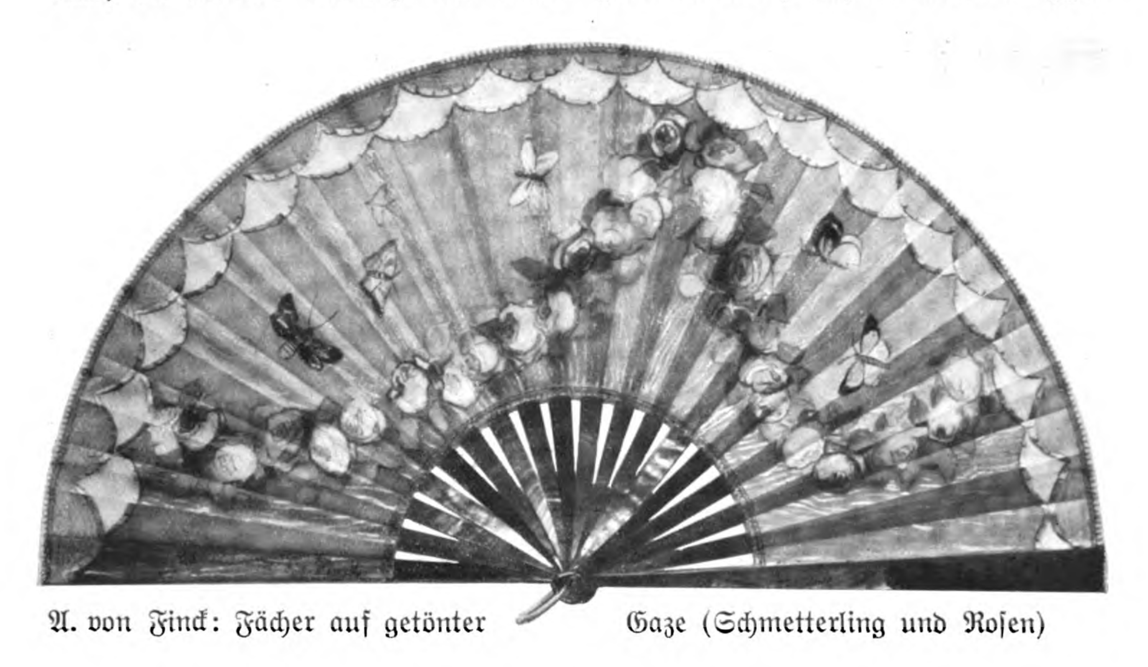
Margarete Erler: Spitzen-Fächer (Point à l'aiguille)
(Im Besitz des Landesgewerbe-Museums in Stuttgart)

gehoben und mit gipüreartigen Spitzenstichen durchstickt werden. Sehr hübsch ist eine Harmonie in golddiggelben Tönen, die zu dem blonden Schildpatt des Griffes hinüberleiten. Andere Fächer sind ganz in Weiß und Grün gehalten und in derselben Ausführungsart; das weiße Perlmutter vereint auch hier die Töne der schillernden Seiden.

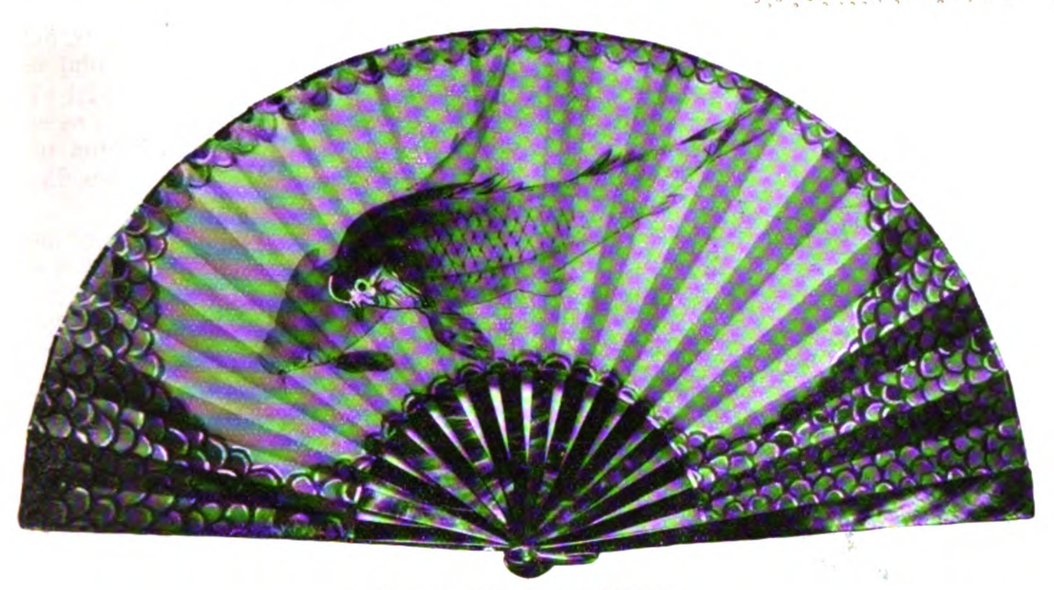
In den modernen Spitzenarbeiten dokumentiert sich ebenfalls das Lostrennen von den althergebrachten Mustern; hier tritt das Flächenmuster ohne die Farben auf. Aber auch hier sucht die Künstlerin durch die Art der Montage der neuen Spitze die Härte des Weiß zu nehmen. Durch die Hinterlegung mit Gaze in dem warmen Ton des blonden Schildpattgestelles ist der tonige Zusammenhang geschaffen. In der Rosenbordüre in Point à l'aiguille ist das pflanzliche Ornament gezeigt, während in unsrer Abbildung ein Linienornament durch die Verschiedenartigkeit der Spitzensticharten besonders reizvoll wirkt.

Werden sich aus all diesen künstlerischen Schöpfungen speziell für den Fabrikanten unendlich viel Anregungen ergeben, sei es für den einfachen oder den kostbaren Fächer, so würden Handdruck und Schablone für eine billige Ware reiche Möglichkeiten schaffen. Leider fehlen hierin die künstlerischen Einzelstücke fast ganz, da die vorbereitenden Arbeiten größere Auflagen verlangen. Ist aber erst mal das Interesse so rege, wie wir Künstler und Künstlerinnen es erstreben, folgt uns das Publikum mit seinem Verständnis und Ansprüchen, so wird auch hierin das Neue nicht ausbleiben.

Zwar finden es zurzeit die Frauen und Mägdelein sehr natürlich, daß die Handschuhe und Bänder, die Gürtel und seidenen Strümpfchen und andres mehr durchaus nicht für jede Toilette passen können, finden aber leider, daß der Fächer, der doch wie ein Schmuckstück in ihrer Hand wirken sollte, in einem einzigen Exemplar für alle Gelegenheiten und Toiletten zugleich passend sein müßte. Solange diese ästhetische Genügsamkeit besteht, macht es sich auch der Fabrikant bequem, er bleibt bei seinem Entoutcasfächer, den er auf der üblichen weißen Gaze mit dem Paillettengeglitzer der süßlichen Blumenmalerei, den billigen Spitzen, alles für einige Mark erschwinglich, weiter liefert. Er ist der sicheren Überzeugung, daß dieser Fächer zu allen Kleidern und Gestalten paßt! — Auch hier setzen wir unsre Hoffnung auf die größere Farbenfreudigkeit in der heutigen Mode, die das tiefe Grün und Violett, das leuchtende Orange, das satte Rot und das nivellierende Schwarz wieder in den Vordergrund stellt.

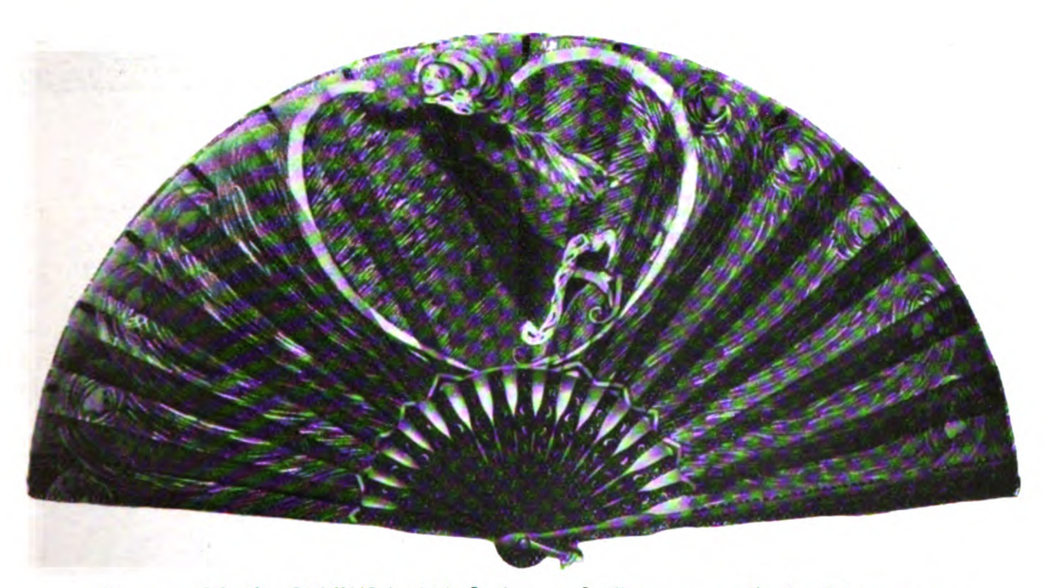


A. von Finck: Fächer auf getönter Gaze (Schmetterling und Rosen)



A. von Finck: Goldfische

Haben wir also die Frauen gewonnen und geht ihr Verständnis und ihr Verlangen auch in dieser Schmuckkunst mit dem treibenden künstlerischen Wollen — haben wir die Mode als Bundesgenossin für Farbenfroheit und Farbenharmonie, wie sie ja längst in der Frauenkleidung durchgedrungen ist, dann wird auch der Fächer wieder aus seinem Dornröschenschlaf erwachen. Aber nicht mehr als unvollkommene Reminiszenz aller Zeiten, sondern frei und selbständig im Geist unsrer modernen Kunst, sei es nun als künstlerisches Einzelstück oder als eine künstlerisch beeinflußte lebenskräftige Industrie!



A. von Finck: Schlittschuhläuferin, auf Gaze gemalt, in schwarzem Ebenholzgestell



Der Todesritt

Nach einem Gemälde von Charles Scott

(Zu nebenstehendem Artikel)

Die Schlacht von Smolensk

(14. bis 19. August 1812)

Von Karl Bleibtreu

Nachdem die Russen ihm an der Düna entkamen, verlegte Napoleon seinen Stoß seitwärts nach Nordosten an den Dnjepr und führte mit 185000 Mann einen Gewaltmarsch nach Smolensk aus, fast ohne Marode zu verlieren, den Binder-Kriglstein mit Recht zu den unnachahmlichen Wundern napoleonischer Kriegskunst zählt. Gedeckt durch den Wald von Bieski, gewann er den Russen, die ihrerseits einen nutzlosen Offensivstoß nach Westen ins Leere unternahmen, die Flanke ab. Sein kühnes Spiel nicht ahnend, erwarteten sie ihn noch am Westufer des Dnjepr, indes Murats Reiterei am Ostufer schon bis Krasnoi gelangte, wo eine Rekrutendivision Newerofski gemächlich nach Smolensk heranzog. Ob sie 7000 oder angeblich nur 5500 Mann zählte, läßt sich nicht ermitteln, russische Angaben verdienen aber fast niemals Glauben. Jedenfalls hatten sie außerdem 1500 Reiter und 10 Geschütze bei sich, und die unausrottbare Legende, hier habe sich die Überlegenheit des Fußvolks über Kavallerie ein klassisches Beispiel gesetzt, geht nach jeder Richtung fehl. Erstens wirkten nicht 120 oder gar 160 Schwadronen Murats mit, sondern nur Neys und Davouts Korpsreiterei, von Montbrun kamen nur das 1. Kürassierregiment und das 25. Chasseurregiment, und zwar so spät, daß sie nur je einen Offizier verloren. Zweitens wirkte auch das 24. Leichte Neys mit, das den Ort Krasnoi mit Sturm nahm, es war also kein bloßes Kavalleriegefecht, und die Württemberger Chevaulegers, 6. Lanciers, 4. Chasseurs, die hauptsächlich kämpften (Lancieroberst Marbeuf getötet, Chasseuroberst Boulnoir schwer verwundet), hatten erst die gleichstarke russische Reiterei zu vertreiben. Drittens verlor Murat nur 21 Offiziere, höchstens 250 Mann, während die Russen selbst nach russischer Angabe 1500 Mann und 5 Geschütze verloren, wahrscheinlich aber 800 (nach andern gar 1700) Tote und Verwundete, 1000 (oder 800) Gefangene, 7 Geschütze (Leutnant Delamalle von Davouts 3. Chasseurregiment soll so viele erbeutet haben). Daß die Viereckfalven das Feld mit toten und verstümmelten Reitern und Rossen bedeckten, ist also leere Fabel. Viertens ist der Vorwurf sinnlos, Murats Ungeduld habe die Wirkung seiner reitenden Artillerie nicht abgewartet und hierdurch „nicht geringen Verlust" verschuldet. Denn da seine großen Reiterkorps mit ihren Batterien noch gar nicht heran waren, hätte Newerofski bis dahin längst Smolensk erreichen können. Die einzige anwesende Batterie, nämlich die reitende württembergische von Neys Brigade Beurmann, schoß sofort (Rotenhans Denkwürdigkeiten). Newerofski schlug sich mit knapper Not durch, und der russische Heerteil Bagration kehrte auf die Schreckenskunde eiligst um; sein Korps Rajewski kam am 16. früh nach wildem Gewaltmarsch an, die „heilige Stadt" zu schirmen. Innerhalb der Vorstädte gab es eine Ziegelumwallung von 18 Fuß Dicke mit trockenem Graben und gedecktem Wege. Eine Maueröffnung schloß ein großes Erdenwerk als Zitadelle ab. Gestern nur noch vier Stunden von der Stadt entfernt, eilte Ney mit so schwacher Eskorte voraus, daß Kosaken auf ihn Jagd machten, und seine Vorderbrigade (Division Ledru, nicht Razout, wie Marbot irrt) erhielt sofort blutigen Bescheid: Eintritt nicht erlaubt!

Umsonst bestürmte das bei Aspern bewährte 46. Ligne die Zitadelle, es verlor 20 Offiziere und Oberst Brue (dessen Brigade später bei Waterloo am längsten standhielt), auch das 24. Leichte und die württembergischen Jäger holten sich blutige Köpfe. Murats plänkelnde Reiterei verlor vier Offiziere, die dem Korps Grouchy zugeteilte bayrische Kavallerie-

brigade Dommanget soll sich zuerst den mit starken Türmen versehenen Toren genähert haben. Grouchys reitende Batterien unter Oberst Griois (später Gardeartilleur bei Leipzig) und polnische Poniatowskis langten an und verloren drei Offiziere. Beim 46. bluteten jedoch nur 350 Mann, und der Gesamtverlust Neys erreichte schwerlich 1000. Rajewski hatte 70 Geschütze spielen lassen, Ney besaß noch 76, während er 12 unbespannt in Wilna zurückließ. Seine 17 500 Infanteristen ordnete er am 17. früh zum Sturm auf die Zitadelle links, neben ihm in der Mitte reihten sich Davouts fünf Divisionen an (50 000 Infanteristen, 1800 Kavalleristen, 3800 Artilleristen, 150 Geschütze), von denen er aber nicht, wie es immer heißt, Morand, Gudin, Friant ganz einsetzte, denn von Friant focht nur das 15. Leichte, bei Gudin blieb das 12. Ligne im Hintertreffen. Rechts von ihm griff Poniatowski, die Vorstädte Mstislaw und Roslaw vor Davouts Front belassend, die Vorstädte Razenka und Nikolskoje an. Ganz rechts am Uferplateau verhielt sich Murat mit 17 000 Reitern und 60 Geschützen so untätig und außer Schußbereich, daß er nur zwei Offiziere verlor. Furten entdeckte man nicht, und der Vorschlag des Artilleriegenerals Eblé, die Polen stromaufwärts den Dnjepr überschreiten zu lassen, mißfiel Napoleon. Er fürchtete, das Russenheer, jetzt unter dem Balten Barclay vollzählig am jenseitigen Ufer angelangt, werde dann die von ihm ersehnte Schlacht ausschlagen. Als spät abends das Korps Junot (Hessen und Westfalen) anlangte, übertrug er Junot diese Aufgabe, der jedoch erst am 19. angreifen konnte.

Um zwei Uhr nachmittags nach heftiger Kanonade begann der Sturm. Ney drang bis an den bedeckten Weg vor der Stadtmauer, hatte aber versäumt, Sturmleitern und Werkzeuge zu beschaffen, konnte vorerst nicht weiter. Der Sturm auf die Zitadelle scheiterte. Daß die Stürmer „drei Viertel" einbüßten und Ney selbst verwundet wurde, ist beides ebenso Erdichtung, wie daß er nach russischem Bericht seine drei Divisionen verwendete. Die Division Razout verlor nämlich Null, blieb in Reserve, ebenso die 2. und 4. Württemberger, deren Obersten Röder und Bohl merkwürdigerweise verwundet wurden, sonst kein Offizier. Die Division Ledru hielt sogar ihr Portugiesenregiment in Reserve, so daß ernstlich nur drei französische Regimenter fochten, besonders das 72., dessen Oberst Lafitte blutete. Ney kann nur 800 Mann verloren haben. Die Krasnoier Vorstadt blieb in seinem Besitz gegen des adlernasigen tapferen Rajewski Übermacht. Die Vorstädte am Südufer gegen Davout hatte Korps Dochturof inne. Seine Feuerschlünde brüllten zornig, eine Kanonenkugel riß einmal allein 22 Mann nieder. Vor der alten Tatarenmauer wehrte sich General Kapzewitsch zwei Stunden lang. Gudins 127. Hanseatisches zeichnete sich so aus, daß es zum Lohn einen Adler mit ergreifender Ansprache des Kaisers erhielt.* Morands 13. Ligne und Friants 15. Leichte litten hart. Doch Morands 30. erstürmte den Kirchhof, die Vorstädte fielen, und Dochturofs Rückzug auf die eigentliche Stadtmauer wurde beschwerlich und sicher sehr verlustreich. Gemeinsam warfen Davout und Ney, dessen Württemberger in der Vorstadt zurückblieben, die Division Lichatchef bis in die Zitadelle. Hiermit endete dieser Kampf. Gudin soll laut Fabry 23 Offiziere, 271 Mann tot, 43 Offiziere, 1387 Mann verwundet verloren haben; dieser Forscher übertreibt aber öfters bei seiner Statistik. Das 127., das 24 Offiziere verlor, hatte zwar nur zwei Bataillone, Davouts altfranzösische Regimenter dagegen je fünf, so daß man es nicht so ernst nehmen darf, wenn 13. und 15. Ligne je 38 und 35 Offiziere verloren. Laut Capitaine Francois' Tagebuch verlor das 30. auf 9 Offiziere nur 90 Tote, 107 Verwundete, so daß sich Davouts eignes Korpsjournal wohl irrt, er habe 4200 (auf 144 Offiziere) verloren, was rund 30 : 1 ausmachen würde. Das ist wohl Schreibfehler für 3200.

Inzwischen ging es auch bei Poniatowski hitzig her. Hier focht Newerofski nebst einer „Jägerdivision" (Schachofs-

* Außerdem allein im ganzen Heere die Inschrift „Smolensk". Oberst Schäffer und Major Danelle, dieser Hamburger, jener Lübecker, wurden Offiziere der Ehrenlegion, drei Hauptleute gleichfalls dekoriert. Davout schrieb dem Kriegsherrn: „Ich bitte dem Regiment den Adler zu bewilligen, den es nicht besser verdienen konnte!" Daß die französischen Militärs also nicht den Fehler französischer Historiker teilten, ihre Bundesgenossen ungerecht zu verkürzen und totzuschweigen, ist ersichtlich.

koi?), dann trat die Division Kownonizin hinzu. Die Polen (nach Oginski 11000 Mann Infanterie, 3900 Artillerie, 2860 Kavallerie, 56 Geschütze, weil die Division des Generals Dombrowski und drei Ulanenregimenter detachiert) fochten herzhaft; der greise Divisionär Zayontschek führte zu Fuß seine Sturmsäulen. An der Stadtmaueröffnung, nachdem die Vorstädte erobert waren, kam es zu grimmem Bajonettkampf der 3. und 15. Polen, wobei General Grabowski fiel. Auch die 4. und 5. Reitenden Jäger, die 12. Ulanen drangen in den weichenden Feind, wobei sie zwölf Offiziere verloren, darunter zwei Obersten. Da inzwischen Sorbiers Gardeartillerie den bedeckten Weg bestrich und Drouots Zwölfpfünder zwar nicht die dicken Mauern zertrümmerten, doch deren Ecktürme durch Granatwürfe anzündeten, so drängten die Verteidiger nun zum Malajowskischen Tor hinaus. Dochturof, der in Smolensk kommandierte und außer Kownonizin auch noch die Grenadierdivision Mecklenburg erhalten haben soll, bat den Oberfeldherrn Barclay, ihm Luft zu machen, der nur durch große Batteriemassen am jenseitigen Ufer mitsprach. Dieser sandte die Division Eugen von Württemberg. Der junge deutsche Prinz, einer der größten Helden dieser an Helden reichen Zeit, warf sich mit gewohnter Tatkraft ins Getümmel. Doch seine Regimenter Tobolsk und Wolhynien, denen auch noch später eine Gardebrigade (Jäger und Regiment Finnland) folgten, rauften zwar blutig mit der Polenbrigade Mielcinsky, aber der Umschwung dauerte nur kurz. Die Russen hielten überall nur den Nordteil der Stadt. Die andre Brigade Eugens rang heftig gegen Ney, der Prinz selbst nahm mit seinen 4. Jägern den bedeckten Weg wieder, wo der deutsche Major von Heidegg sich behauptete. Die Russen bluteten aber auch dort arg, am Malachowskitor sank der Oberst des Regiments Minsk, wie im Osten der des Regiments Wolhynien, und dem rührigen Kownonizin zerschlug eine Kugel den Degengriff. Die Vorstadt Razenka ging in Flammen auf und begrub unter ihren Trümmern, wie Eugen von Württembergs Memoiren berichten, viele feindliche Leichen, so daß ein Mißverhältnis von 500 Toten zu bloß 700 Verwundeten der Polen (laut Oginski) sich so erklärt. Poniatowski verlor nach Fabry 65 (laut Martinien 69) Offiziere und 1265 Mann. Daß bei Zayontschek, wo drei Obersten bluteten, jedes Regiment ein Drittel verlor (Schulz), ist Sage. Im ganzen verloren die napoleonischen Heerteile heute und gestern etwa 7000, die Russen wahrscheinlich 12 000 Mann.

Smolensk stand an allen Enden in Flammen, doch räumte die Nachhut den Ort noch nicht, obschon Barclay mit der Hauptmasse am Dnjepr sich langsam nordwärts auf die Moskauer Straße schob. Kein Bericht meldet ernsten Kampf am 18., und man gibt sich Betrachtungen hin, warum erst am 19. um elf Uhr vormittags Ney, Davout und Murat den Fluß passierten. Der Prinz von Württemberg erwähnt nur obenhin, daß Ney wieder aus der Petersburger Vorstadt vertrieben wurde. Da diese schon am Südufer lag, muß also Ney erneut heftig vorgedrungen sein, wie denn Jomini sagt, Neys Fortschritte hätten Barclay am meisten geängstigt. Wenn Vigier überliefert, Soldaten Friants hätten schon im Morgenschimmer die Mauern geräumt gefunden, kann sich dies nur auf den dortigen Stadtteil beziehen. Gegen Ney erfolgte aber ein Rückschlag, Prinz Eugen behauptet, daß er sogar die Krasnoivorstadt teilweise wieder errang, jedenfalls muß Ney in der Petersburger Vorstadt an der vom Feind dann abends abgebrochenen Dnjeprbrücke noch hart gekämpft haben, wobei diesmal Razouts 4. und das 1. Württembergische voran neben dem 72. bluteten und ein grimmes Artillerieduell tobte, denn neun Artillerieoffiziere Neys, drei Davouts lagen heute tot und verwundet. Das gestern geschonte 12. Gudins kam heute voran ins Feuer. Sogar Neys Portugiesen wurden in Mitleidenschaft gezogen, der Württemberger General Koch verwundet, ebenso Davouts Generale Gratien und Grandeau. Fabrys Gudinziffer bezieht sich also auch auf diesen dritten Sturmtag, von dem niemand bisher wußte und der doch mindestens 1500 Mann kostete. Jetzt auf einmal klärt sich auf, daß erst am 19. Ney zwei Pontonbrücken schlagen konnte. Er stieß nunmehr auf die Nachhut unter Prinz Eugen von Württemberg, der hingebend ihn aufhielt, bis am Straganbach eine ansehnliche Streitmacht weiterem Nachdrängen einen Riegel vorschob. Murats Reitermassen, von russischer Auf-

schneiderei hier vorgespiegelt, waren gar nicht da, der Reiterkönig von Neapel faulenzte absichtlich, weil er Stehenbleiben bei Smolensk befürwortete. Dagegen verhielt sich Junot nicht so faul, wie alle bisherigen Historiker meinten. Fabry bestätigt neuerdings frühere Andeutungen der deutschen Mithandelnden Loßberg und Hohenhausen, wonach Junots Westfalen und Hessen sich ziemlich anstrengten, in die russische linke Flanke zu dringen, nur vom Sumpfrevier aufgehalten. Wenn Masson von den 1. französischen Lanciers redet, die sich dort ausgezeichnet hätten, so liegt nicht der geringste Anhalt dafür vor; dagegen attackierten die westfälischen Gardehusaren und 4. württembergischen Jäger lebhaft. Jedenfalls gab der Russe, um seine Linke besorgt, zur Rechten nach. Als Davouts Division Gudin und Neys Fußvolk vereint, wurden Dämme und Höhen des Straganbaches erstürmt, wobei der berühmte Gudin und der Oberst des berühmten 12. Ligne, dem einst Bonaparte bei Arcole die Fahne vortrug, den Heldentod fanden. Wenn Gudin laut Marbot 1800 und laut Martiniens amtlichem Archiv 76 Offiziere verlor, dagegen Fabry 2200 und 95 Offiziere herausrechnet, so übertreibt dieser Forscher. Denn da diese Division laut Fain am 19. früh 7000 Streiter, dagegen laut Pelet am 2. September noch mindestens 5500 zählte, so müssen bei obigen höheren Ziffern alle Versprengten, Marodeure, ganz leicht Verwundeten einbegriffen sein. Jedenfalls verlor Napoleon in dem langen Ringen seit 14. August nur 15 000 Mann, die Russen 16 000 bis 18 000. Ihre Lügenhistoriker wissen es natürlich anders, doch ein verschollenes englisches Buch von Kerr-Porter, unmittelbar nach dem Feldzug nach offiziellen Ausweisen verfaßt, gibt zu, daß 4000 Tote in Smolensk zurückblieben, was zu Napoleons Angaben „14 700 tot und verwundet“ ganz gut paßt, und daß man ferner am 19. noch 1000 Tote und 3000 Verwundete verlor, was später Buturlin in 500 korrigierte! Beiläufig sollen auch freiwillige Stadtmilizen sich brav an der Verteidigung von Smolensk beteiligt haben.

Nach einem vom Militärattaché Tschernitschef ausspionierten Etat betraten 414 000 Mann Napoleons russischen Boden, nach Jomini 449 000. Die später durch Chambrai eingebürgerte höhere Ziffer (über 600 000) ist phantastisch, selbst wenn man die spätere Litauer Milizaushebung hinzurechnet. Nach meiner genauen Durchrechnung waren von 42 Infanteriedivisionen 23 nichtfranzösisch, von 45 Reiterbrigaden 23 ditto; außerdem befanden sich im „französischen“ Fußvolk noch alle annektierten Rheinländer, Pfälzer, Piemontesen, Belgier, ferner je vier holländische, Schweizer, portugiesische, kroatisch-illyrische, drei hanseatische, je zwei spanische und Mecklenburger Regimenter. Innerhalb „französischer“ Kavallerie gab es Hamburger Lanciers, toskanische, portugiesische Jäger, zwei preußische Regimenter. Also eine wahre Völkerwanderung!



Vor Smolensk (18. August, abends 10 Uhr). Nach einem Stich von Faber du Faure



Am Strand von Biarritz. Nach einem Gemälde von Max Rabes

Im Kanton Tessin

Drei Gedichte von Frida Schanz

Tessinische Landschaft

Bergtitan, der dieser Welt gebeut,
Hast dein Spielzeug gar so traut verstreut,
Winzig liegt's gehäuft an diesem Hang,
Zieht sich bunt den feinen Strand entlang,
Schluchttief eine Handvoll da und hier,
Weiße Häuschen, edler Kirchlein Zier,
Hecken, Sträucher, weiß wie Tupfen Schnee,
Schiffchen, nadelschmal, auf blauem See,
Bäume, zierlich reihenweis gestellt.
Wuchtig gehst du durch die Spielzeugwelt,
Daß dein blauer Mantel bauschend weht.
Deiner Stirne Leuchten heißt Gebet.

Herr Wind

Der Wind ist heut ein Herrenwind,
Ein Wind voll Saus und Braus.
Frau Windin und Windkönigs Kind,
Die Tändler, sind zu Haus.

Der Herre bläst sein größtes Horn,
Daß lautes Dröhnen schwillt.
Sein Jagdschritt rennt durchs grüne Korn,
Daß es sich silbern rillt.

Er peitscht die Wolken aus dem Land,
Peitscht breit der Firnen Schnee.
Mein Träumlein, das am Wege stand,
Ertränkte er im See.

Sturmtag

Nordweißer Glanz auf hohem Grat,
Klar aufgehellte Herrlichkeiten!
Grellscharf belichtet jeder Pfad. —
Windadlers breitstes Frühlingsspreiten!

Tief unter uns die braunen Höhn,
Die wir noch gestern froh bestiegen.
Was jubelt alles mit dem Föhn!
Es jubelt Sieg und Unterliegen!

Weit, wie der Blick, der Horizont.
Nichts mehr von träumender Verhüllung,
Lenzgrün und Blüten scharf besonnt!
Der Tag voll Jubel und Erfüllung!



Zweisimmen und Montreux-Oberland-Bahn

Die Zweisimmen-Lenk-Bahn

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich

Seit einigen Jahren hat der Begriff „Berner Oberland" auch für den Ausländer an räumlicher Ausdehnung gewonnen. Früher kannte man außerhalb der Schweizer Grenzpfähle Interlaken mit Thuner und Brienzer See, das Lauterbrunnental mit dem Aufstieg zur Kleinen Scheidegg über die Wengernalp, den Abstieg nach Grindelwald, die Große Scheidegg, Meiringen mit der Aareschlucht. Das war der klassische Rundweg durch das Berner Oberland, der die herrlichsten Ausblicke auf das gewaltige Jungfraumassiv mit Eiger, Mönch, Wetter- und Finsteraarhorn erschloß. Fast nur von Schweizern gekannt und besucht war der westliche Teil des Berner Oberlandes, der weniger leicht zu erreichen war. Kandersteg, Adelboden, Lenk, Gsteig und die prächtigen Ortschaften des Simmentals fristeten bis ins erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ein stilles patriarchalisches Dasein. Von wenigen in den Bädern und Luftkurorten Erholung suchenden Stammgästen abgesehen, besuchten fast nur Hochtouristen als Passanten diese prächtigen Hochtäler, die als Stützpunkte für Besteigungen der herrlichen Blümlisalp, des Doldenhorns, des Balmhorns, Wildstrubels, Wildhorns und der Diablerets dienen.

Dies ist anders geworden, seitdem durch eine Reihe von Bahnen dieser Teil des Berner Oberlandes an den internationalen Reiseverkehr Anschluß gefunden hat. Den Anfang machten die beiden Strecken Spiez—Erlenbach ins Simmental und Spiez—Frutigen in den unteren Teil des Kandertales. Der letzteren Fortsetzung ist noch im Bau; die Schwierigkeiten, denen insbesondere der Durchstich des Lötschbergs mit seinem 14 606 Meter langen Tunnel begegnete, sind noch in aller Erinnerung. Die Simmentalbahn wurde



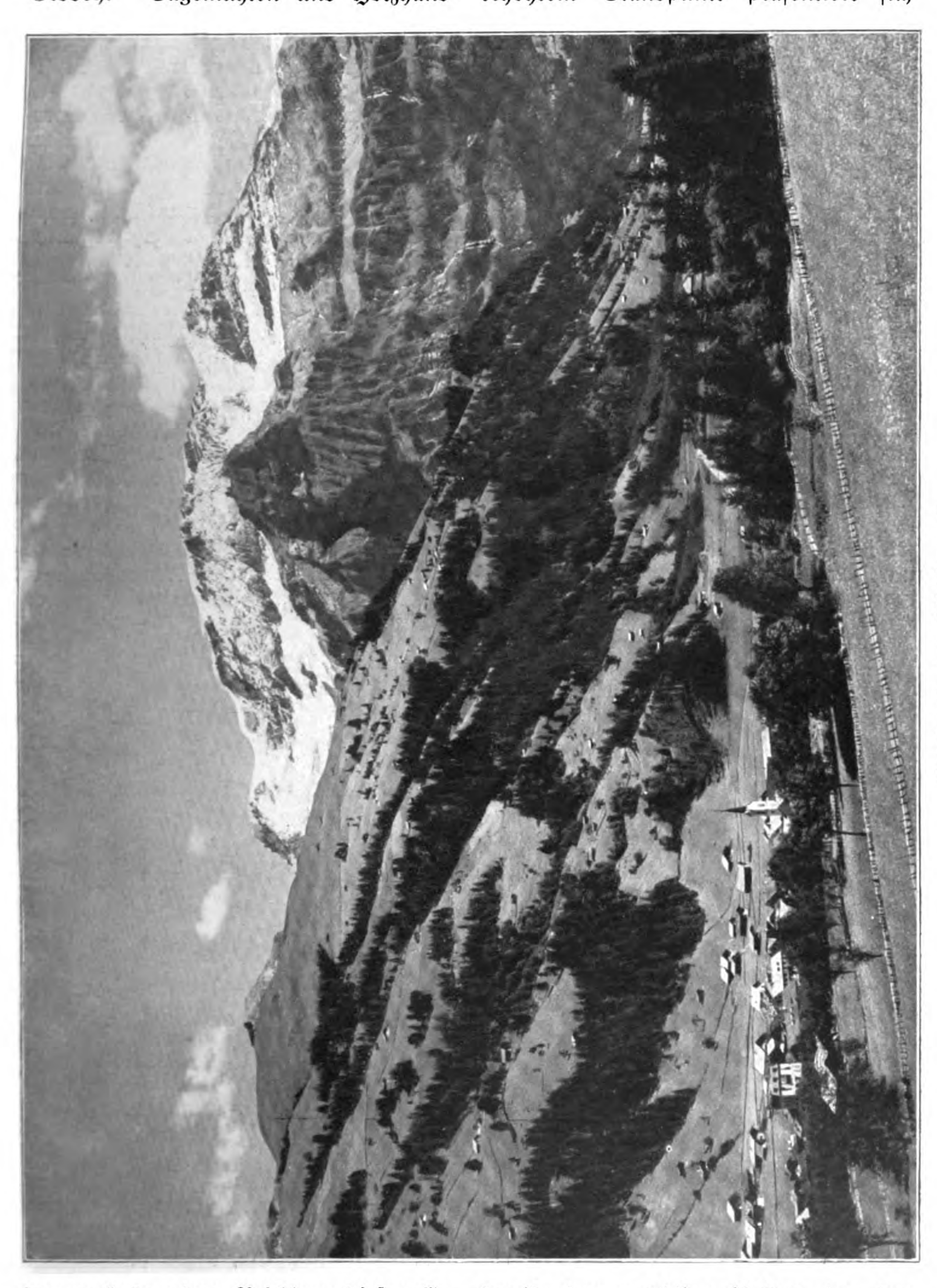
St. Stephan mit dem Wildstrubel

normalspurig bis Zweisimmen fortgeführt und damit das ganze Simmental mit seinen reichen Gemeinden dem Verkehr erschlossen. Von der andern Seite, vom Genfer See her, rückten die elektrischen Schmalspurbahnen immer weiter vor, bis im Sommer 1905 die letzte Strecke Gstaad—Zweisimmen eröffnet werden konnte. Damit war der Ring geschlossen, die direkte Verbindung Montreux—Berner Oberland hergestellt.

Aber noch galt es, dem oberen Simmental mit dem berühmten Bäder- und Luftkurort Lenk den Anschluß zu sichern. Diesen vermittelt nun die Anfang Juni eröffnete Strecke Zweisimmen—Lenk, eine Zweiglinie der Montreux-Oberland-Bahn. Beim Bau dieser Strecke waren keine übermäßigen Schwierigkeiten zu überwinden. Auf einer Länge von rund 13 Kilometern beträgt die Höhendifferenz nur 100 Meter. Daher gibt es keine Tunnels und imposante Viadukte oder gewaltige Brücken. Trotzdem ist die Anlage der Bahn sehr interessant, und liebliche Ausblicke in das freundliche Hochtal lassen die Tour äußerst lohnend erscheinen. In rascher Fahrt (35 Minuten aufwärts, 27 Minuten abwärts) schlängeln sich die blitzsauberen elektrisch betriebenen Züge der Endstation Lenk entgegen.

Der Ausgangspunkt der Zweisimmen-Lenk-Bahn liegt in Zweisimmen 945 Meter über Meer. Da sie gleiche Spurweite und gleiche elektrische Installationen besitzt wie die Montreux-Oberland-Bahn, kann sie auch deren Rollmaterial benutzen. In den Zweisimmener Kopfbahnhof mündet auch die Strecke von Montreux. Die Linie nach Lenk überschreitet sofort nach Verlassen des Bahnhofs die Simme und führt nunmehr auf der rechten Talseite sanft empor. Man sieht die Schleifen, Kehrtunnels und Viadukte der Strecke nach Gstaad am Rinderberg. Die erste Haltestelle unterhalb des Schlosses Blankenburg und die kleine Ortschaft Bettelried mit interessanten Korrektionen des bei Gewittern wilden Dorfbaches werden passiert. Links starren die wildzerklüfteten Spielgärten (2479 Meter) drohend zum Himmel empor. Durch prächtige Wälder führt die Bahn über die Haltestelle Stöckli mit der berühmten Kirche im Dörfchen

Ried nach der Station St. Stephan-Groden. Sägemühlen und Holzhandlungen haben den Reichtum dieser Gemeinde begründet. Von links grüßt das leicht ersteigbare Albristhorn; von etwas erhöhtem Standpunkt präsentiert sich bereits der prächtige Aufbau des das ganze Obersimmental beherrschenden



Lenk und der Wildstrubel

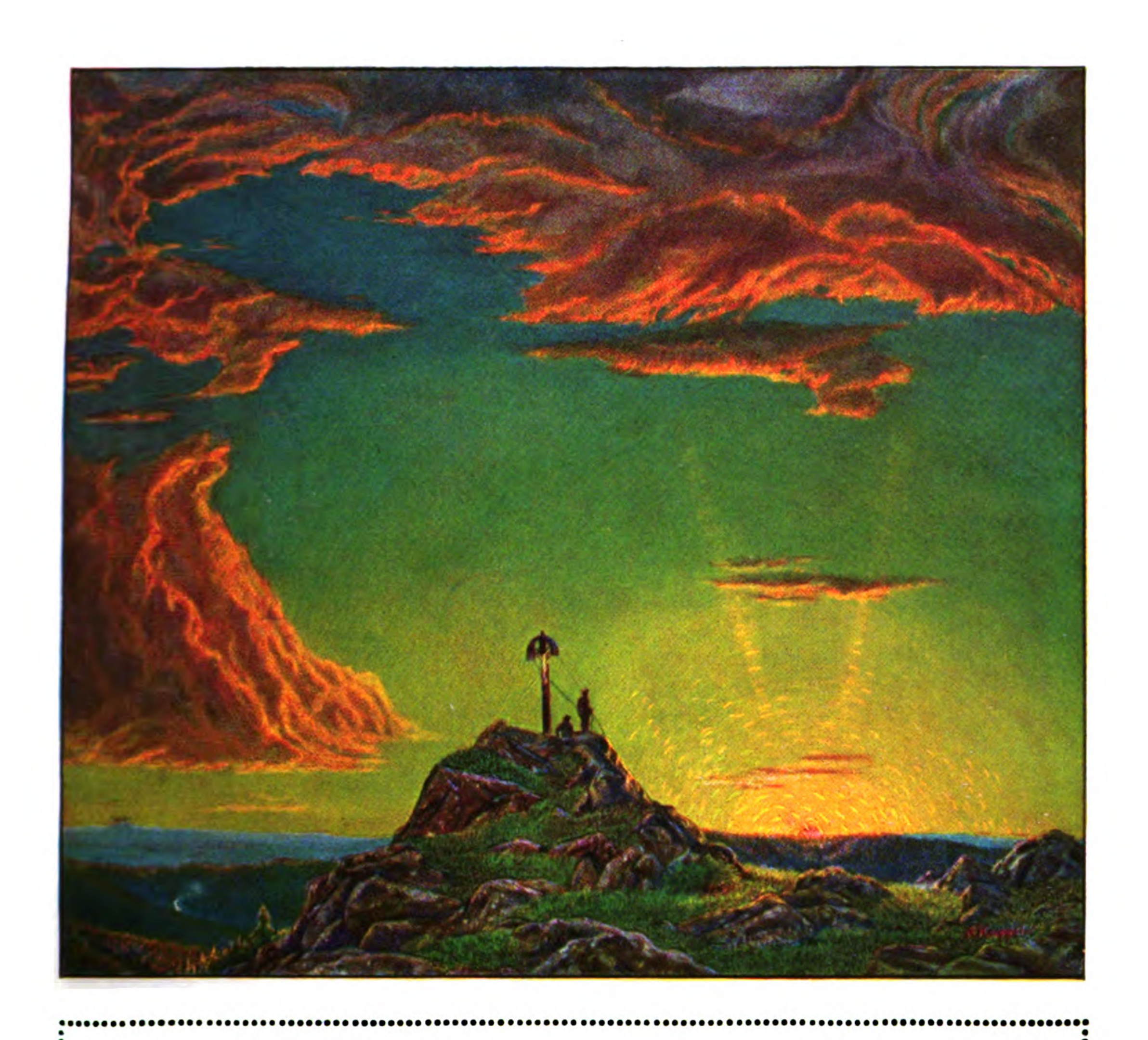
Wildstrubels. Über die Haltestelle Matten und die malerisch gelegene Im Boden gelangt der Zug nach Passieren eines Viadukts über den Seitenbach nach Lenk.

Lenk, 1070 Meter über Meer, ein komfortables und gut eingerichtetes Bad mit einer enorm starken Schwefelquelle und einer Eisenquelle (Tschudi) ist im Berner Stil erbaut und liegt inmitten der hier sehr breiten Talsohle, umrahmt von prächtigen Anlagen. Seine wunderbare Umgebung sucht ihresgleichen selbst in dem an herrlich gelegenen Punkten so überaus reichen Berner Oberland. Lenks Besonderheit sind die grünen Parallelzüge der Vorberge, die das Obersimmental einrahmen, und das breit hingelagerte Hochgebirgsmassiv des Wildstrubels, das den Hintergrund des Tales im Süden machtvoll abschließt. Diese Kombination ermöglicht jeder Art von Erholungssuchenden einen genußreichen Aufenthalt. Schwächliche und ältere Personen können in der Talsohle auf staubfreien Waldwegen lange Spaziergänge unternehmen. Kurgästen, die Lenk weniger der Quellen und Bäder als der guten Luft wegen aufsuchen, bietet sich Gelegenheit zu ausgedehnten prachtvollen Ausflügen ins Iffigental, zu den sieben Brunnen, den Quellen der Simme, auf den Rätzliberg und die Paßhöhe des Rawyl, auf die aussichtsreichen Gipfel der Vorberge. Geübte Hochtouristen endlich finden im Wildstrubel, Wildhorn, Rohrbachstein Gletscher- und Felsentouren, die den bekannteren Hochgipfeln des Berner Oberlandes in bezug auf Großartigkeit des Panoramas kaum nachstehen und unter kundiger Führung nicht allzuschwierig zu ersteigen sind.

Ohne Zweifel bringt die Zweisimmen-Lenk-Bahn für das Obersimmental eine Epoche des Aufschwungs ohnegleichen. Daß sie einem Bedürfnis entspringt, beweist die ständig steigende Frequenz des Postverkehrs in den letzten Jahren. Erst als die Möglichkeit in absehbare Nähe gerückt war, daß die Post den Zustrom der Gäste nicht mehr würde bewältigen können, nahm das Bahnprojekt greifbare Gestalt an. Damit ist ihm eine solide Grundlage gegeben, die auch die Rentabilität dieser Teilstrecke der prächtigen Montreux-Oberland-Bahn gesichert erscheinen läßt.



Der Iffigenfall bei Lenk



Sonnenaufgang

Nach einem Gemälde von R. Koeppel



Spielwiese im Ostpark von Frankfurt am Main

Parke für die Massen.* Eine Zukunftspflicht unsrer Großstädte

Von

Gartendirektor Lesser, Berlin-Steglitz

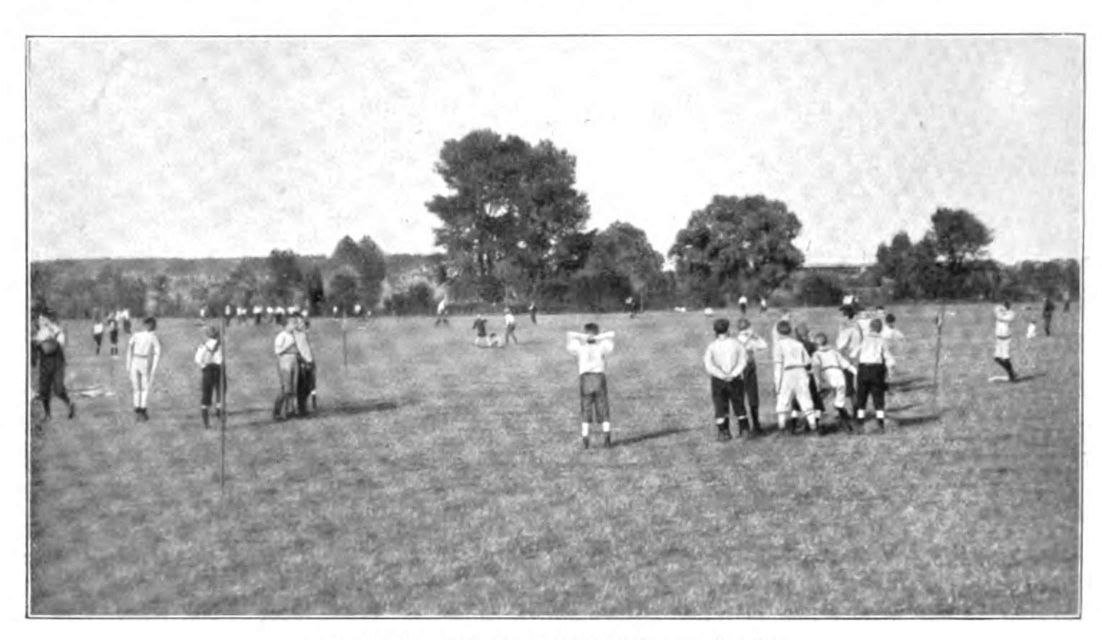
Man wollte in einer idealisierten Natur „spazierengehen", und deswegen schuf man die öffentlichen Parke unsrer Städte. Aber in den letzten Jahrzehnten häuften sich die Menschenmassen in den Städten, man packte die Wohnungen nicht nur eng nebeneinander, sondern auch so hoch wie möglich übereinander. Unsre Wohnräume wurden immer enger; die bisher vorhandenen Freiflächen, Äcker, Wiesen und Exerzierplätze und vor allem auch die Hausgärten, wurden immer geringer an Zahl und an Größe! So sind Licht und Luft in unsern Städten knapp geworden.

Unsre Kinder verkümmern, weil sie nicht mehr genügend Platz zum Spielen, zum Ausleben ihrer Jugendlust besitzen. Unsre ganze Lebensweise ist eine andre geworden als zu jener Zeit, in der unsre Stadtparke angelegt wurden.

Wir alle fühlen jetzt, wie unser Geist abgespannt wurde durch das ewige Hetzen und Hasten der Großstadt. Auch unsre Glieder sind steif geworden, weil unsre Bewegung seit Jahren immer dieselbe einseitige ist. Wir alle, körperliche und geistige Arbeiter, gebrauchen für die Zukunft dringend einen vollkommenen Ersatz für die uns in den Städten jetzt verloren gegangenen Gelegenheiten, uns nach Herzenslust zu recken und zu strecken und dadurch auch unsern Geist neu zu stärken! Aus derselben Überzeugung heraus ist bei uns der Sinn und das Verständnis für Spiel und Sport in den letzten Jahren erfreulicherweise in ungeahnter Weise gewachsen!

Aber diesen neuen Forderungen der neuen Zeit können unsre alten Stadtparke in keiner Weise mehr genügen! In ihnen dürfen wir ja nur auf den glatt geharkten Wegen zwischen den Rasenkanten fein artig „spazierengehen". Setzen wir unsern Fuß versehentlich auf den Rasen, dann kommt sofort der gefürchtete Parkwächter, der Beherrscher der bisherigen Stadtparke, und zeigt uns unbarmherzig an!

* Vergleiche den Aufsatz „Der Garten einst und jetzt" in Heft 13, S. 1913.



Der Ostpark in Frankfurt am Main

Die bisherigen Stadtparke waren nur zum Ansehen da, nur zur „Augenweide“. Uns können aber jetzt diese „Zierparke“ nicht mehr genügen! Wir wollen jetzt „Volksparke“ haben, wirkliche Volksparke, in denen man sich überall frei und ungezwungen nach Herzenslust herumtummeln kann! Wir wollen Volksparke haben, bei deren Anlage nicht nur an deren schöne Form gedacht ist, sondern vor allem an den Zweck, den sie zu erfüllen haben! Volksparke mit großen Spielwiesen vor allem, auf denen Spiel und Sport von jedermann und zu jeder Zeit ausgeübt werden können!

Licht und Luft muß zu diesen großen Spielwiesen reichlich Zutritt finden. In unsern bisherigen Zierparken steht viel zu viel Gesträuch aller Art! Die Sonne, die wir zwischen den Häusern der Großstadt so oft entbehren müssen, die Sonne, die alles heilt, muß in vollem Maße auf diese Wiesen scheinen, auf unsern Körper, in unsre Seele hinein!

In England finden wir schon seit langer Zeit vorzügliche Vorbilder für solche Volksparke. Besonders aber in Nordamerika hat man schon eine große Anzahl wirklicher Volksparke geschaffen, und bei Aufstellung der Bebauungspläne legt man dort schon von vornherein genügend große Flächen für Volksparke fest. In Deutschland gibt es bisher leider noch sehr wenige wirkliche Volksparke, da, wie gesagt, unsre Parke bisher nur nach schönheitlichen und nicht nach praktischen Prinzipien angelegt wurden.

In Berlin hatte man allerdings schon kurz nach 1870 den Treptower Park mit Spielwiesen geschaffen, also zu einer Zeit, wo man derartige Anforderungen an öffentliche Parkanlagen noch gar nicht stellte, aber seitdem hat man auch dort nur Zierparke angelegt bis auf den jetzt noch in Arbeit begriffenen Schillerpark. Die ebenso in Berlin wie in andern Städten in den bisher angelegten Zierparken vorhandenen kleineren und größeren „Spielplätze“ genügen sowohl räumlich wie in bezug auf ihre technische Ausstattung in keiner Weise! Von den bisher in Deutschland angelegten wirklichen Volksparken sind als vorbildlich besonders zu nennen: der Ostpark in Frankfurt a. M., angelegt durch den städtischen Gartendirektor Heicke dortselbst, und verschiedene Volksparke in Köln, angelegt von dem dortigen Gartendirektor Encke.

Die großen Spielwiesen, die in England und Nordamerika den wichtigsten Bestandteil der Volksparke bilden, lassen sich in Deutschland ebenfalls herstellen. Selbstverständlich ist es notwendig, daß die Größe dieser Spielwiesen im richtigen Verhältnis steht zur Anzahl der

ständig dort spielenden Besucher; denn eine solche Spielwiese kann nicht halten, wenn sie so klein ist, daß die Fußtritte der Spielenden andauernd immer wieder auf dieselbe Stelle kommen!

Aus diesem und aus andern technischen Gründen ist es auch nicht möglich, etwa die bisher angelegten kleinen und zum Teil welligen Rasenflächen unsrer bisherigen Zierparke jetzt einfach der freien Benutzung zu überlassen und sie so zu „Spielwiesen“ zu stempeln! Im Gegensatz zu den Rasenflächen unsrer bisherigen Zierparke, die nur den Zweck hatten, die Augen des Spaziergängers ab und zu einen weiteren Blick tun zu lassen auf irgendwelche schöne Baum- oder Gehölzgruppe, nehmen die Wiesenflächen in den englischen und amerikanischen Volksparken die größte Fläche des Parkes ein. Das Kurzhalten dieser Spielwiesen besorgen in England und Amerika meistens Hammelherden, durch die dann zugleich ein anmutiges Bild geschaffen wird.

Auf diesen Spielwiesen der Volksparke sollen alle Arten des Spieles und Sportes eine Stätte finden, alle die Bewegungsspiele unsrer Jugend. Die Jugendspielbewegung des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiel in Deutschland sowie die durch den Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege angeregte Wiederbelebung der Feste und Spiele des deutschen Landvolkes können dort verwirklicht werden! Alle Arten des Sportes werden auf diesen Spielwiesen betrieben: Tennis und Torball, Hockey und Golf, Fußball und Steinstoßen, Hoch- und Weitspringen, Wettlaufen und Diskuswerfen, Speerwerfen und Bogenschießen.

Am Rande dieser sonnigen Spielwiesen sollen gruppenweise große, schattenspendende Bäume stehen, unter denen man sich nach dem Spiel oder als Zuschauer bequem lagern kann.

Alle diese Spielwiesen müssen von schattigen, ganz dicht gepflanzten Baumalleen umschlossen sein, die mindestens aus zwei bis drei Baumreihen bestehen. Derartige Baumgänge sollen im Volkspark alle Spielwiesen untereinander verbinden und sich an passenden Stellen zu Hainen erweitern, von denen aus dann größere Volksmengen den Spielenden zuschauen können.

Überall dort, wo ein Volkspark von Häusermassen oder Verkehrsstraßen umgeben ist, muß er durch eine dichte Umpflanzung geschützt sein. Wo er aber durch freie Natur begrenzt wird, soll sein



Hammelherde im Ostpark von Frankfurt am Main



Phot. Stadtgärtner Scherer, Köln

Planschwiese im Stadtwald von Köln

Bild in diese gewissermaßen hinüberleiten. Daß man allen modernen Anforderungen des Vogelschutzes, des Heimatschutzes und der Naturdenkmalpflege hierbei Rechnung tragen muß, ist selbstverständlich.

Wälder lassen sich zur Anlage wirklicher Volksparke dann gut verwenden, wenn sich in ihnen Kahlhiebe befinden, die auf nicht allzu kostspielige Weise zu Spielwiesen umgestaltet werden können. Sonst müssen die Freiflächen für Spielwiesen neben dem Walde liegen, und dieser selbst muß dann als hainartige Anlage zum Lagern von Volksmengen dienen.

Ein wichtiger Bestandteil der Volksparke sind ferner Wasserflächen, die aber nicht wie bisher nur der „Augenweide", sondern vor allem praktischen Zwecken dienen müssen. Diese Seen oder Wasserläufe in den Volksparken sollen in ausgiebiger Weise benutzt werden zum Rudern, Segeln, Angeln, Schlittschuhlaufen, Eishockey, Eisschieben, Eissegeln und als Eisrutschbahn. Besonders aber muß in jedem Volkspark mindestens ein Badeteich vorhanden sein, so daß in Verbindung mit dem Austummeln im Volkspark Männer, Frauen und Kinder sich baden können.

Außerdem sollen dort Brausebäder in genügender Menge vorhanden sein und womöglich Hallenschwimmbäder für die rauhere Jahreszeit. Luftbäder müssen im Volkspark in bester Weise Gelegenheit geben, sich in ihnen auch körperlich genügend zu betätigen! In den amerikanischen Volksparken gibt es auch Sandbäder, wo sich besonders die Jugend mit Vergnügen in dem von der Sonne durchwärmten Sande einbuddelt.

Die Planschwiesen, flache Rasenmulden mit 20 Zentimeter hohem Wasserstand, in denen Erwachsene und Kinder mit bloßen Füßen herumwaten können, erfreuen sich besonders in Amerika großen Zuspruchs.

Ferner muß in allen Volksparken sich eine genügende Anzahl von Trinkbrunnen befinden, die wir in unsern bisherigen Parkanlagen leider nur sehr selten vorfinden. Diese Brunnen wie alle andern Kleinbauten sind in den englischen Volksparken mit vielem künstlerischem Geschick in die Landschaft hineinkomponiert, so daß sie sich mit dieser zu einem anmutigen Bild ver-

einigen. Die Unterkunftshäuschen, die es in jedem Volkspark in genügender Menge geben muß, damit die Bevölkerung nicht bei zweifelhafter Witterung stets zu Hause bleibt, sondern die Gewißheit hat, auch im Volkspark untertreten zu können, sind ebenso wie die Gärtner- und Aufseherhäuschen von Schlingpflanzen überzogen. Wer sich auf den Spielwiesen genügend getummelt hat, der wird sich an Speise und Trank stärken wollen, und so muß es in jedem Volkspark Erfrischungshäuschen geben, wo man für wenig Geld wenigstens ein einfaches Frühstück, Milch, Limonade und andre alkoholfreie Getränke, eventuell auch Kurbrunnen, erhalten kann.

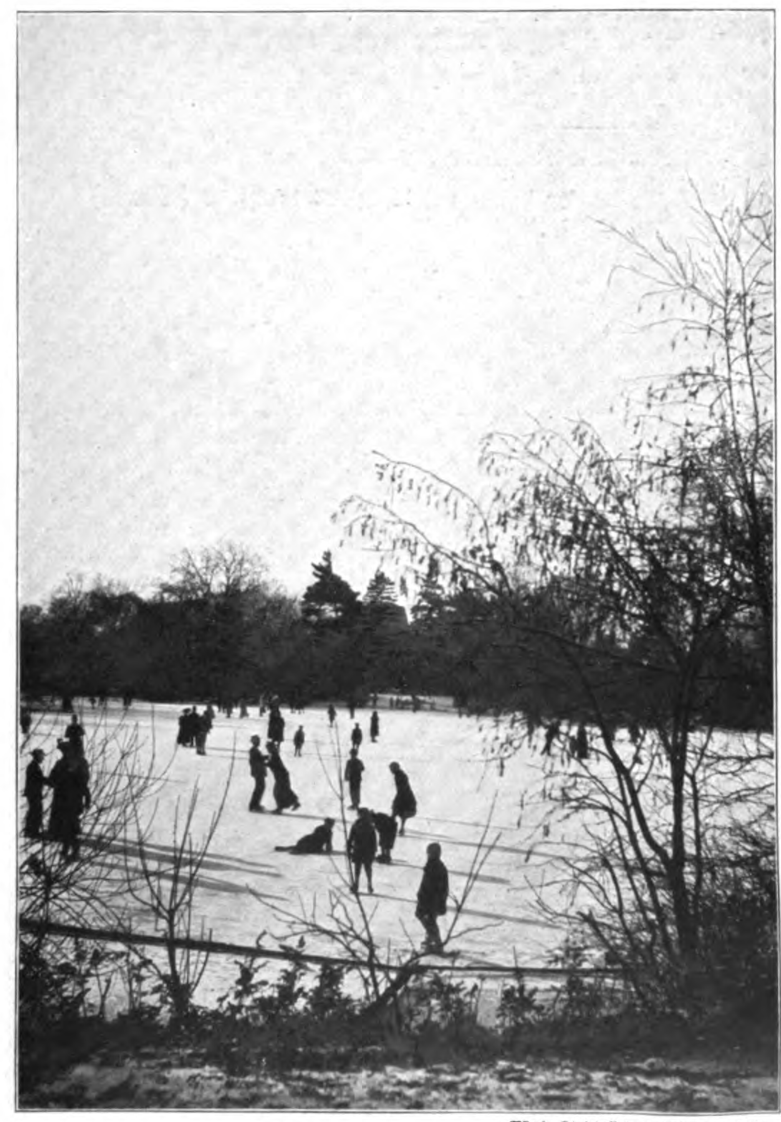
Unter großen Bäumen müssen die Kleinsten der Kleinen Kinderspielplätze finden mit Sandhaufen, Sandkästen, Spielgruben, mit Spieltischen und kleinen Bänken dazu.

Vor allem aber muß es in jedem Volkspark Turnplätze geben für Männer, Knaben und Mädchen. In England Gymnasien genannt, liegen sie dort im Schatten, von Gebüsch umgeben. Auf ihnen befinden sich alle denkbaren Turngeräte, soweit sie sich für das dort turnende Geschlecht und Alter eignen.

Sehr wichtig ist es, daß sich im Volkspark genügend viel Aborte befinden, was man von unsern bisherigen Parken auch nicht behaupten kann. Um aber allen Besuchern der Volksparke möglichst viel Belehrung und Kurzweil zu verschaffen, befinden sich in den englischen und amerikanischen Volksparken unter anderm auch Vogelhäuser, Tiergehege und Aquarien. Besonders der heimischen Tierwelt soll im Volkspark eine Wohnstätte gegeben werden.

Im Volkspark findet auch ein Musiktempel seinen Platz. An schönen Sommerabenden und an Sonntagnachmittagen wogt dann beim Freikonzert die Volksmenge dort hin und her.

Schöne Blumen werden im Volkspark, zwar deutlich getrennt von den sonst den praktischen Zwecken dienenden



Phot. Stadtgärtner Scherer, Köln

Der See im Stadtwald von Köln im Winter



Treptower Park (Berlin)

Teilen desselben, zu Blumen-, Stauden- oder Rosengärten vereinigt. Auch Schulgärten und pflanzengeographische Anpflanzungen können dort ihren Platz finden. Gute Plastiken sollen im Volksparke an passenden Stellen aufgestellt werden, Freilichtmuseen nach Art des Stockholmer Skansenmuseums sollen dort die völkische Eigenart des Landes der Nachwelt überliefern.

Öffentliche Lesehallen und Museumsbauten und womöglich auch die Schulen sollen in oder am Volkspark liegen. Die frische Luft desselben soll in die Klassen hineinströmen, und unsre Kinder sollen während der Pausen statt auf engem Schulhofe sich auf weiten Wiesen herumtummeln.

Die Volksparke müssen von der Hauptmasse der Bevölkerung, für welche sie bestimmt sind, schnell und billig erreichbar sein. Wo es sich aber beim besten Willen nicht ermöglichen sollte, Volksparke in dem soeben gezeigten großen Umfange zu schaffen, da soll man, ebenfalls nach englischem und amerikanischem Muster, wenigstens kleine Spielparke anlegen, praktisch eingeteilte Grasplätze für allerhand Spiel und Sport, zum Baden und Turnen, stets



Freiluftschule im Regentpark zu London

aber auch mit einer Unterkunftshalle versehen.

Ein jeder, dem das Wohl der Großstadtmenschen, ja des gesamten deutschen Volkes am Herzen liegt, die Volkswirtschaftler, die Ärzte, die Lehrer, Turner und Sportleute aller Art, Städtebauer und Künstler, alle müssen ihren Teil dazu beitragen, daß diese Gedanken der Volksparke in unserm Vaterlande jetzt überall zur Verwirklichung kommen werden. So gut wie wir Tausende von Mark für Krankenhäuser, Irrenanstalten und dergleichen Einrichtungen ausgeben, so muß man in weiser Fürsorge auch das Geld für die Anlage von Volksparken zur Verfügung haben, denn jede Mark des Nationalvermögens, in Volksparken angelegt, wird überaus reichlich Zinsen bringen an Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit des deutschen Volkes!

Neue Fabeln. Von Robert Walter

Advokaten

Zwei Trotzköpfe zankten sich um das Holz eines alten Lattenzauns. Nachdem sie sich ehrlich und ausdrucksvoll betitelt hatten, wählte jeder eine Heuschrecke zu seinem Anwalt.

Die Anwälte vergnügten sich eine Zeitlang mit der Not ihrer Klienten, dann verständigten sie sich geheim.

„Geehrter Kollege," bemerkte der eine, „wir wollen die Sache Trotzköpfe nicht unnötig verschleppen, es handelt sich ja nur um ein kleines Objekt..."

Sie schlossen einen Vergleich, bei welcher Gelegenheit von den ehrlichen Trotzköpfen nichts übrigblieb . . . denn eine Heuschrecke soll gefräßiger sein als ein Tiger, sagt man.

*

Gespräch mit einem Wurm

„Verzeihung," entschuldigte sich ein höflicher Mensch, als er auf einen Regenwurm trat, „habe ich dir Schmerzen bereitet?"

„Ich überwinde sie," sagte der Wurm.

„Aber nun haßt du mich, nicht wahr?"

„Ich hasse dich nicht."

„Weshalb krümmst du dich denn?" fragte der Mensch neugierig.

„Aus Reue... daß ich nicht weniger bin als ein Wurm."

„Wie wäre das?"

„Daß ich kein Mensch bin! Dann müßte ich mich krümmen, daß ich nicht getreten würde."

*

Die Schule des Einsiedlers

Der Eremit betrachtete das Getier des Feldes. Er sah zwei heilige Pillendreher, die den Kot einer Kuh emsig zu einer großen Kugel rollten und sie in die Erde bargen.

„Was tut ihr?" fragte der Lebensflüchtling.

„Wir wälzen eine Kugel um die andre und verschließen in jede ein Ei. Mühsal ist unser Leben, aber unsre Kinder werden glücklich sein."

„Hört auf!" rief der Eremit. „Eure Kinder werden sich um die Zukunft mühen, wie ihr euch müht. Sie sind alle nur Glieder einer endlosen Kette."

Aber die Tiere quälten ihr Leben weiter.

Der Eremit watete mißmutig durch die Sümpfe des Tales.

Da begegnete ihm eine Geburtshelferkröte, die ihre mit Eierschnüren umwundenen Hinterbeine unter Qualen nach sich zog.

„Was beginnst du?" fragte der Lebensflüchtling.

„Ich will mich in den Morast verkriechen und im Schmutz hausen, bis alle Eier ausreifen. Mühsal ist mein Leben, aber meine Nachkommen werden glücklicher sein."

„Nein," rief der Mensch, „sie werden sich quälen, wie du dich quälst! Erspar ihnen das elende Leben!"

Aber die Kröte kroch weiter.

Der Eremit schritt den Hügel hinan.

Da fand er drei Totengräber, die in jammervoller Arbeit unter einer verendeten Maus die Erde fortwühlten.

„Ihr tut recht," belobte sie der Einsame, „der Tod nahm wieder ein nutzloses Geschöpf. Laßt es in der Erde verwesen."

„Ach nein," seufzten die Käfer, „wir legten unsre Eier in das gestorbene Tier und vergraben die Leiche. Wir wollen den Kindern ein fettes und sorgloses Leben schenken. Sie sollen glücklicher sein als wir."

„Sie werden es nicht sein," antwortete der Mensch, „sie müssen sich um ihre Zukunft quälen, wie ihr euch quält, ihr Armen! Macht ein Ende mit der Not!"

Aber die Totengräber vollendeten ihr Werk und krochen müde fort und suchten nach einem neuen Aase.

Der Einsiedler stand in sich versunken und erwachte beschämt. Er ging aus seiner Einsamkeit in die Menschenwelt zurück und nahm demut- und weisheitvoll ein Weib.

*

Vom kleinen Viehzeug

Als der Maulwurf unter dem ängstlich kriechenden gemeinen Holzbock seinen Erdhügel aufwarf, schrie der Käfer: „Die Erde bebt! Die Welt geht unter! Ich muß dahin!" fiel in Ohnmacht und blieb darin.

*

„Wir haben es erflogen," singen die Vögel.

„Wir haben es erschlichen," zischeln die Ohrwürmer.

„Wir haben es ersprungen," lachen die Flöhe.

„Wir haben es mühsam erkrochen," tuscheln die Raupen und verschwören sich, „wir wollen einen Verein gegen unlauteren Wettbewerb gründen."

*

Despotengnade

König Langbein Schnabelscharf gewährte den Fröschen listig das ungeschmälerte Recht freier Rede.

Die armen Unterdrückten berauschten sich an der endlichen Erfüllung ihres heißesten Wunsches, lobten, tadelten, wie es sich traf . . . schwätzten und lärmten um die Wette.

Majestät Storch sparte sich nun die Mühe des oft vergeblichen Suchens nach Beute. Die Schreier verrieten sich, und er fraß einen nach dem andern.

*

Ein eiliger Grashüpfer macht ein paar schwindelnde Sprünge, als ihm ein Krebs begegnet.

„Freund," ruft er entsetzt, „du gehst ja rückwärts! Vorwärts! vorwärts!"

„Stimmt! ich gehe rückwärts!" knurrt der Krebs und trumpft auf, „aber ich springe nicht! Ich setze sicher Schritt vor Schritt!"

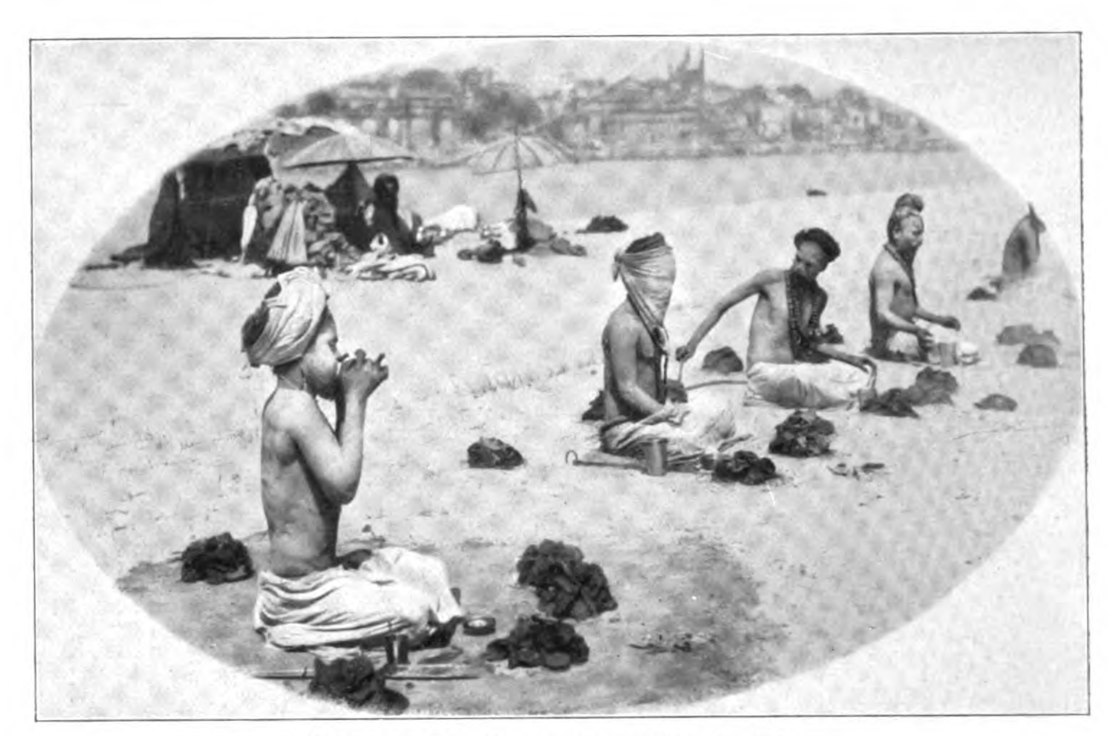
Einzug des ersten Hohenzollernregenten in der Mark Brandenburg

Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern, war 1511 von Kaiser Sigismund zum Verweser der um diese Zeit infolge unablässiger Fehden und Raubkriege gänzlich verwüsteten und verarmten Mark Brandenburg eingesetzt worden. Sein Einzug in die gleichnamige Stadt an der Havel ist aus Anlaß der diesjährigen Fünfhundertjahrfeier der Hohenzollernherrschaft auf nebenstehendem Bild nach einem Relief von Professor Herter, Berlin, in trefflicher Weise dargestellt. Man sieht im Vordergrund den Burggrafen und nachmaligen Kurfürsten Friedrich mit seinem Gefolge. Die Bürgerschaft und ein Teil des Adels sind zur Huldigung bereit. Im Hintergrund aber stehen einige unzufriedene Ritter — wohl die Quitzows —, deren Widerstand Friedrich gewaltsam brechen mußte. Das vorzüglich wirkende Stadtbild überragt dominierend die alte historische, später abgetragene Marienkirche.



Einzug Friedrichs I. in Brandenburg

Relief von Professor E. Herter



Yogin in der Sonne am Shiovla Ghat

Indische Büßer. Von Hans Heinz Ewers

Es ist ein seltsam Ding um das Okkulte!

Irgendwo auf der abendlichen Sommerwiese leuchtet ein kleines Licht. Der Knabe eilt ihm nach durch hohe Gräser, zwischen Schilf und Ried. Schon glaubt er es zu haschen, streckt lang den Arm aus und greift zu — da ist es weg. Taucht irgendwo auf, an einer andern Stelle, narrt den wilden Knaben von neuem und verschwindet wieder. Der Knabe läuft ihm nach, minutenlang, stundenlang; er muß das kleine Licht erhaschen.

Er fällt lang hin in den Morast, er zerreißt Kleider und Schuhe, sein Gesicht ist zerkratzt und Arme und Hände von den Dornen zerrissen. Rotes Blut tropft aus seiner weißen Hand, aber er gibt nicht nach, er muß das kleine Ding haben, muß wissen, was das für ein seltsam Licht ist, das da vor ihm durch die Luft huscht.

Vielleicht mag er sich verirren drinnen im Sumpfe, mag kleben im Moor und nicht mehr loskommen, mag sinken und ertrinken —

Selten genug — den Göttern sei Dank. Öfter wird er am Ende müde, wird schreien und weinen. Die Eltern werden ihn suchen und finden, oder er wird selbst herauskommen aus den feuchten Wiesen. Das kleine glühende Licht hat er nicht gefunden, es huscht immer noch herum, dahinten zwischen den Weiden.

Oder aber er ist ein Sonntagskind. Dann greift er gut — ah, nun hält er das Lichtlein in der Hand. Da läuft er und rennt zur Landstraße; bleibt stehen und betrachtet bei der nächsten Laterne Schein seinen leuchtenden Schatz. Und er sieht, daß es ein unscheinbarer kleiner Käfer ist oder gar ein häßlicher, übler Wurm.

Rasch wirft er ihn fort. Und wen er dann später fragt, der sagt ihm, daß es ein Glühkäfer gewesen sei oder ein Glühwürmchen, und erklärt ihm, warum

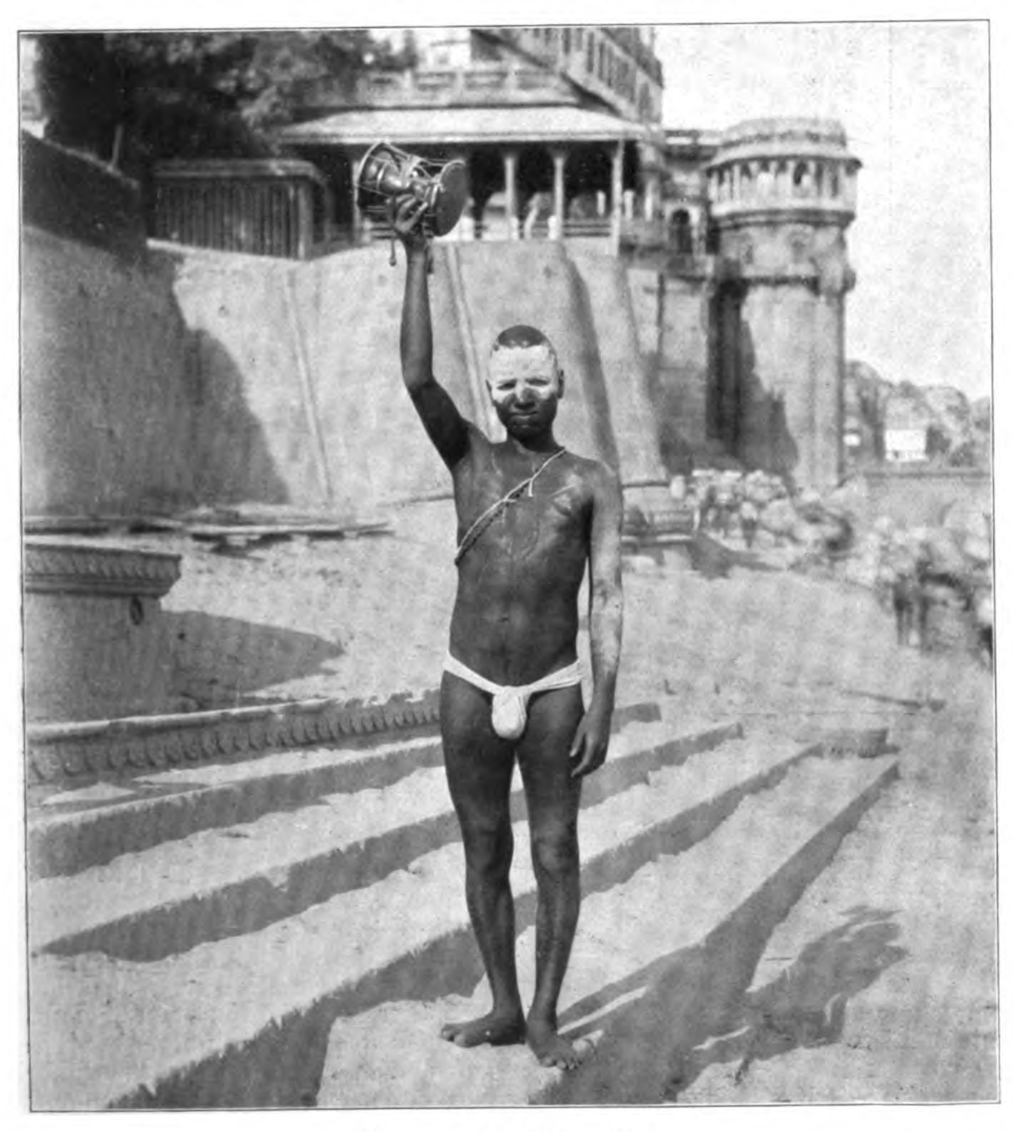
das Ding eigentlich leuchte. Da sind seine Illusionen begraben.

*

Ich denke immer, die großen Menschen, die nach dem Okkulten suchen, sind kleine Knaben, die durch die Wiesen laufen. Die mit glühheißen Wangen durch die Nacht laufen, das seltsame flackernde Lichtlein zu haschen.

Ich kenne viele, irgendeine geheime Sehnsucht treibt sie, ein Wissensdrang oder eine Neugier. Sie grübeln und staunen, und ihre Gesichter werden bleich und müde. Das Licht narrt sie und treibt sie in die Sümpfe. Sie suchen und suchen durch lange Tage und viele Nächte. Sie glauben fort, aber woran sie glauben, das wissen sie nicht. Und wenn man sie festhält und sie bedrängt mit Fragen, und wenn man ihnen alle Wege verstellt, so haben sie doch noch einen Ausweg. Sie geben donn zu, der Weg, den sie gingen, war falsch. Und jener ist's auch und auch dieser. Viele Wege waren Irrpfade. O ja! Aber einen Weg gibt es doch, einen großen, unfehlbaren Weg, der ganz gewiß zu den geheimsten Zielen führt: Indien.

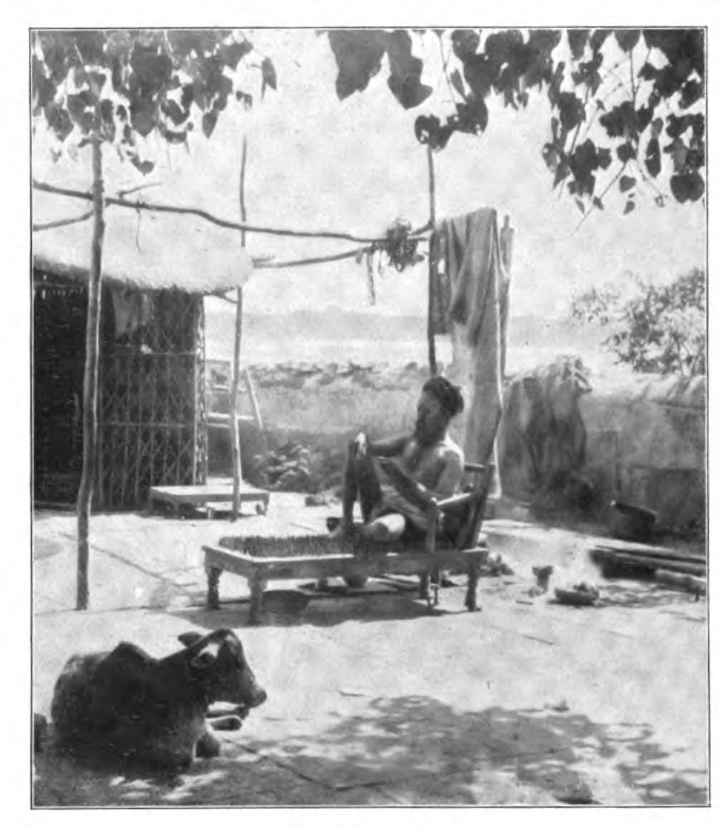
Indien! Wie oft habe ich das Wort gehört von allerlei Okkultisten, Spiritisten, Theosophen, Mystikern und Spiritualisten!



Yogin am Kedar Ghat

Es ist die letzte Zuflucht, die letzte Rettung gegen die schlimmen Angriffe der Vernunft und der Logik. Indien — da gibt es Geheimnisse, die allen Menschenwitz über den Haufen werfen, da blühen Wunder, deren tiefe Mysterien geradeaus in das Land des Übersinnlichen führen!

Die Literatur über diese Geheimlehren Indiens füllt manches Tausend von dicken Bänden. Viele sind reine Spekulation, nur auf die Dummen berechnet, sind ein glänzendes Geschäft für gewissenlose Schreiber und Verleger. Wir haben in Deutschland und England Verlagsanstalten, die nur solches Zeug herausbringen, immer unter einer Mache, die dem Halbgebildeten höchst wissenschaftlich vorkommt. Es ist fast stets ein plumper und frecher Schwindel, der freilich sich häufig genug auch nicht um eines Haares Breite von andern völlig ernst gemeinten Werken unterscheidet, mit denen manche Fanatiker ihre leichtgläubigen Leser erquicken. In Hunderten von Vereinen werden von neurasthenischen Jünglingen und hysterischen Mädchen diese „Geheimlehren" Indiens wie Manna verschluckt, werden ihre Apostel zu Heiligen gestempelt.



Das Nagelbett

Wenn man eines von diesen Büchern liest, so weiß man alles. Leider stimmt nur eines nicht, wenn man die Ratschläge in praktische Übungen umsetzen will. Liest man ein zweites Buch, so weiß man schon viel weniger, und je mehr man liest, um so mehr gerät man ins Leere und Ungewisse. Aber gut, sagen die bleichen Jünglinge, eines bleibt uns doch, Indien!

Das schlimmste ist, daß es diesen armen Menschen gar nichts hilft, wenn man ihnen Dutzende ihrer Wunder und Phänomen erklärt. Einmal kam ich beinahe zu einem bösen Streit mit einem solchen Fanatiker, der diese und jene übernatürlichen Geschehnisse durchaus nicht fallen lassen wollte. Als ich ihm schließlich das vormachte, was er Wunder nannte, war er doch nicht zufrieden, das stimme wohl,

meinte er, aber — ich hätte schwarze Magie angewandt und nicht weiße!

Am letzten Ende liegt die Sache so: das Okkulte ist das Unbewußte, ist das, was wir „nicht wissen“, oder, wie ich es fasse, was wir noch nicht wissen. Es gibt also noch zweifellos manches Okkulte. Von den Schleier des Bildes zu Sais lüften. Denn dann ist ja das Rätselhafte verschwunden, das Okkulte ans Licht gezogen — ist aus dem seltsamen, flatternden Lichtlein ein armseliger kleiner Käfer geworden.

Indien! Fast mit heiligem Schau-

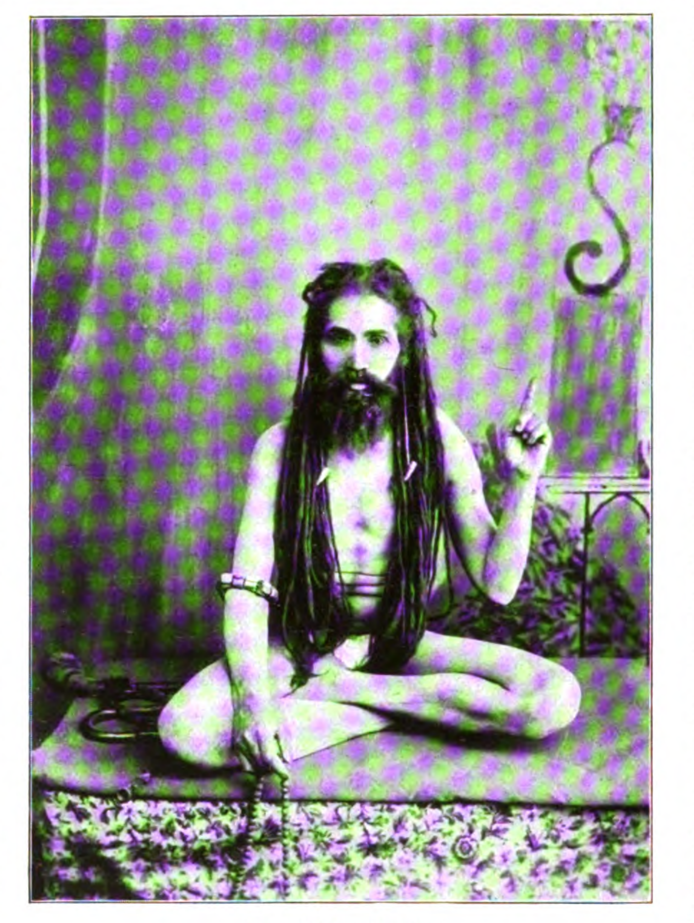


Ein Aghorpunt

dem Augenblicke an aber, in dem wir das eine oder andre erkannt haben, hört dieses auf, ein Unbewußtes zu sein, wird vielmehr ein uns sehr Bewußtes. Das ist das, was den Forscher erhebt — und zugleich das, was der Schwärmer nie sehen will. Das Geheimnis an sich ist ihm die Hauptsache, er will gar nicht

dern nennt der Okkultist das Wort! Yogin. Er erschrickt beinahe, wenn er von all ihren Wundern erzählt! Aber leider — nie ist er selbst in Indien gewesen, noch hat er selbst einen lebendigen Yogin je gesehen! Und ganz sicher ist das so die beste Art, sich alle Illusionen zu wahren.

Man mag Indien durchsieben von oben bis unten, man wird da wohl manchen plumpen Schwindel, wie die Witze der sehr gerissenen Brahminen und vieler Yogin finden, auch manch höchst abgeschmackte Narretei, wie die theosophische Gesellschaft von Hindumystikern der famosen Anny Besant, auch wohl manchen wilden und furchtbar grandiosen Wahnsinn als irgendwo anders in der Welt. Und was gar die Yogin und ihre Wunder anbetrifft, so wird man neben manchem Betrug wohl viel Seltsames, viel Entsetzliches, viel Ekelerregendes finden, nie aber etwas Übernatürliches. Das alles ist viel äußerlicher als beispielsweise die Ekstasen der christlichen Mystiker, und wenn wir nun heute deren große Wunder als recht natürliche, wenn auch außergewöhnliche Geschehnisse erkennen, so kann es uns nicht schwerfallen, in den Mysterien der indischen Fanatiker das Okkulte so zu fassen, daß es uns zu einem sehr offenbaren wird.



Ein Erleuchteter

Wie die Mystik des Mittelalters hauptsächlich in den Kirchen ihren Sitz aufschlug, dann bei Eremiten und Einsiedlern in Wald und Wüste sich kräftig weiterentwickelte, genau so ist noch heute der Vorgang in Indien. Benares, die heilige Stadt des Wahnsinns, hat eine ganze Reihe von Aszetenschulen, in denen die „Söhne Schiwas" sich vorbereiten — durch systematische Abtötung des Körpers und des Geistes, genau wie einst bei uns. Starrend von Schmutz, die Haare zu filzigen Klumpen verwachsen, sitzen die Neophyten in der stickigen Luft und starren auf einen schwarzen Lingam — wie er zu Tausenden wächst in allen Gassen und Plätzen und Häusern und Tempeln von Benares. Sie starren tagelang, monatelang, bis sie „Erlöste" werden, Samnyari; dann ziehen sie aus als wandernde Büßer, als Yogin, wie sie der Hindu, oder als Faire, wie sie der Mohammedaner nennt. Viele befolgen die uralten Bußübungen der Veden, andre haben sich eigne neue ausgedacht.

Ich sah einen Urdvah Baku am Dasaswamedh Ghat, einen Büßer mit hochgerecktem Arm. Vor zehn Jahren begann er seine Buße, indem er den rechten Arm an einem Balken der Decke festbinden ließ, er selbst saß angeschnallt auf einem Stuhl. Die Adern wurden abgebunden und so der Blutlauf gehemmt; allmählich erstarb dann das Leben des Armes. Die Sehnen verwuchsen, das Fleisch verschrumpfte. Natürlich litt der Mann entsetzliche Qualen, die nur durch die Bewunderung der ihn stets umgebenden Menge etwas gelindert wurden. Als der Arm steif und starr senkrecht in die Höhe ragte wie ein Stock, war die Vorbereitung zu Ende. Seither läuft er nun

so als Heiliger durch die Stadt zu Ehren Schiwas. Etwas Leben ist immer noch in dem Knochenarme, das beweisen die Nägel der geballten Faust, sie sind durch das Fleisch der Handfläche durchgewachsen und ragen als lange Krallen auf der andern Seite wieder heraus.

Ich sah Yogin, die von einem Ende Indiens zum andern pilgerten und sich bei jedem Schritt lang hinfallen ließen: so messen sie mit ihrem Körper die Größe des heiligen Landes. Ich sah andre, die stets ein dickes Tuch vor dem Kopfe tragen, und eine ganze Schar, die mit glühenden Eisen sich Löcher in die Zunge gebrannt hatte. Ich sah zwei in Ajodhja, die ihre Sandalen mit langen Nägeln an die Füße genagelt hatten, und drei andre, die jeden Tag zehn Stunden lang nackt und blutend auf einem langen Nagelbrette ruhten. Am Shiovla Ghat saßen und starrten viele Gosain mit geschorenem Kopf durch alle Tagesstunden unbeweglich in die glühende Sonne; andre standen durch Stunden auf einem Beine wie ein Marabu. Ich sah einen Kerl in Madura, der sich bis zum Hals in die Erde hatte graben lassen und nur mit dem Kopfe herausschaute, in seiner Nähe hatten sich zwei Kollegen mit den Beinen an die Bäume hängen lassen. Urdhva Mukhi nennen die Veden diese geistreiche Art der Buße.

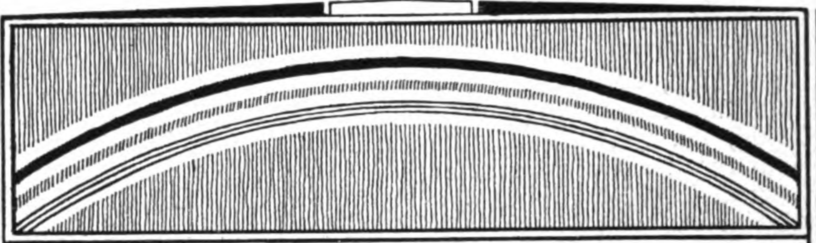
Ein sehr gefeierter Yogin beim Chauki Ghat ließ sich täglich sechs Stunden lang rösten; er saß in der Mitte eines schwelenden, stinkenden Kuhdüngerfeuers. Ein andrer Sohn Schiwas, der nicht weniger beliebt war, stand unter einem Bobaume, den Hals in der Schlinge eines Strickes, der oben an einen Ast geknüpft war. Die Schlinge war so hoch, daß er nur auf den Zehen stehen konnte; natürlich fiel er alle fünf Minuten um und drohte zu ersticken; mühsam wurde er von seinen Bewunderern dann wieder zurechtgerückt.

Alle diese „Vollkommenen" sind entsetzlich dürr und mager und starren vor Schmutz. Sie sind mit Asche bestreut und oft von oben bis unten mit weißen und roten Farbstrichen, Schiwas Zeichen, bemalt. Sie tragen einen Kranz um den Hals, dessen kleine Nüsse Totenschädel darstellen, haben dazu einen Stab und einen Bettelnapf, in den das gläubige Volk Kupferstücke wirft. Ihre schwarzen, fanatischen Augen liegen tief in den Höhlen; sie sind stechend und scharf wie die von Raubtieren. Es ist, als ob da die Flamme des Wahnsinns aus den Hirnen hinausleckte. Aber die schlimmsten von allen sind die Aghorpunt, die Yogin, die man auch heute noch, wenn man das Glück hat, oder soll ich sagen das Unglück, an den Toren von Benares antreffen kann. Sie sind die Zyniker Indiens, die Vertreter des krassesten Pessimismus, die Vertreter absoluter Gleichgültigkeit gegen alles. Sie nennen nichts ihr eigen als eine Schädeldecke — man sagt, daß sie mit Fingern und Zähnen selbst diesen Schädel „gereinigt", das heißt Fleisch, Augen und Hirn herausgefressen hätten; nun essen sie und trinken aus diesem Schädel. Alles ist gleich viel wert, sagen sie, oder vielmehr: nichts ist etwas wert. Gibt man ihnen Wasser in ihren Schädelnapf, so trinken sie es, gibt man ihnen Petroleum, so trinken sie es auch. Wirft man ihnen Reis zu, so sagen sie: danke; haut man sie mit dem Stock ins Gesicht, so sagen sie auch: danke! — Alles ist gleich!

Man erwarte nicht, daß man bei diesen Menschen etwas Übernatürliches fände! Ganz gewiß, sie alle zeigen einen ungeheuerlichen Willen, eine grandiose Überwindung alles menschlichen Empfindens.

Aber alles das, was sie tun und zeigen, führt nicht nach oben — führt vielmehr tief hinab auf eine elende, jämmerliche Stufe menschlicher Entwicklung.




Regenbogen

Wie lacht nach solchen Wetterwogen
Im weißen Lichte Baum und Blatt!
Es wölbt sich hoch ein Regenbogen
Und überbrückt die ganze Stadt.

Vom dunklen See zum hellen Hügel,
Von deinem Haus zu meinem Haus,
Geht Wunsch und Wort auf glühem Flügel,
Spannt sich der bunte Bogen aus ...

Du siebenfarbiger Regenbogen,
Willst du uns Weg und Brücke sein?
So oft die Erde uns getrogen,
Setzt' ich den Fuß auf deinen Schein ...

Es brach der Haß den Steg in Stücke,
Ein wilder Strom durchschnaubt die Au—
Uns blieb nur diese Feuerbrücke,
Die wir nun wandeln, hoch im Blau!

Das Glück ist uns! Der Haß ist euer!
Die Stirn geküßt vom Flammenrot,
Uns ist kein Weg, er geht durch Feuer —
So überfliegen wir den Tod!

Carl Friedrich Wiegand








Versprengt. Nach einem Gemälde von Th. Rocholl



Kultur der Gegenwart



Literatur



Auf einen in Deutschland noch so gut wie gar nicht bekannten schweizerischen Lyriker mit Eigengepräge möchte ich die Aufmerksamkeit derer lenken, die auf einen Band mit Gedichten mindestens so viel Gewicht legen wie auf einen neuen Roman. *Alfred Huggenberger* ist der Verfasser einer Gedichtsammlung: „*Hinterm Pflug* — Verse eines Bauern", die schon in zweiter Auflage erscheint (Huber in Frauenfeld), ein Beweis, daß Huggenberger schon seine Gemeinde gewonnen hat, zunächst wahrscheinlich überwiegend unter seinen schweizerischen Landsgenossen. Den Zusatz „Verse eines Bauern" hätte sich der Dichter sparen können, denn soll er eine Bitte um Nachsicht aussprechen, so ist darauf zu erwidern: in der Kunst gibt es keine Nachsicht und soll es keine geben. Aber auch zur bloßen Belehrung der Leser über den Stand des Dichters ist er überflüssig, denn gar nichts kommt darauf an, welchen Nebenberuf ein Dichter hat, wenn seine Gedichte nur den großen Maßstäben entsprechen, die wir anzulegen verpflichtet sind. Huggenberger ist keiner unsrer größten Lyriker, aber er zählt ernsthaft mit und verdient, auch in Deutschland bekannter zu werden. Sein bäuerlicher Beruf erfüllt viele seiner Gedichte mit gesundem Erdgeruch, macht sie lebensvoller als die verblasenen Gebilde städtischer, besonders großstädtischer Dichter, und die sichere Herrschaft über die Form bekundet, daß der Bauer Alfred Huggenberger eine tüchtige Kenntnis unsrer dichterischen Literatur besitzen muß, denn die Form kommt nicht bloß von oben, sie will auch durch die besten Vorbilder entwickelt und geschult sein.



Alfred Huggenberger

Von des verstorbenen *Jakob Julius David* (1859—1906) Gedichten erscheint im Verlage von R. Piper eine neue Ausgabe. Ich habe schon vor Jahren ausgesprochen, daß ich keines der erzählenden Werke Davids für dauernd halte, wohl aber von manchem seiner lyrischen Gedichte glaube, es wird nicht ganz verhallen. Die Durchsicht dieses Gedichtbandes hat mich in meinem Urteil bestärkt, und ich empfinde es als eine fromme Pflicht, den Genießern echter Lyrik den trefflichen österreichischen Sänger ans Herz zu legen.

Da wir bei der Lyrik sind, so darf wohl auch an dieser Stelle mitgeteilt werden, daß von *Rudolf Presbers* zwei schönen Gedichtbänden: „Media in Vita" und „Spuren im Sande" neue Auflagen nötig geworden sind, die fünfte und die dritte (Stuttgart, Cotta). Leider verbietet die Rücksicht auf den Hausherrn, in seinem eignen Hause von ihm etwas Weiteres zu sagen; der Erfolg dieser Gedichtbände macht es ja zum Glück nicht sehr nötig. — Presbers vielen Freunden wird es lieb sein, zu erfahren, daß von seinen zumeist in den „Lustigen Blättern" zuerst erschienenen satirischen Gesprächen



eine Sammlung zu haben ist: Von Ihr und Ihm (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ich hatte schon beim ersten Lesen in den „Lustigen Blättern“ den Wunsch, dies sollte nicht bloß für den Tag oder die Woche geschrieben sein, und beim Wiederlesen, also der Goldprobe, mußte ich die Berechtigung meines Wunsches feststellen. Die Einheit des Gedankens wird durch eine Briefstelle Ninons de Lenclos (an den Marquis de Sévigné) angedeutet: „Man ist übereingekommen, die Aufrichtigkeit durch schöne Redensarten zu ersetzen. Und auch die Kunst zu lieben ist von dieser Handlungsweise angesteckt worden.“ Rudolf Presber hat es sich zur Aufgabe gemacht, in diesen Zwiegesprächen von Ihr und Ihm die Aufrichtigkeit wieder in ihr Naturrecht einzusetzen.

Im Verlage von Karl Prochaska in Teschen erscheint eine deutschösterreichische Klassiker-Bibliothek, die Otto Rommel besorgt. Eine Ausgabe von Franz Stelzhamers ausgewählten Werken in zwei zierlichen Bändchen (herausgegeben und mit Einleitung versehen von Leopold Hörmann) eröffnet eine neue Reihe des Unternehmens aufs würdigste und fordert nachdrückliche Empfehlung. Der erste Band enthält in sehr geschmackvoller Auswahl das Beste, was wir von Stelzhamers mundartlichen Gedichten besitzen, und da man sich überraschend leicht in die auf den ersten Blick nur halb verständlich scheinende Mundart hineinliest, so wird auch der hochdeutsche Leser seine Freude haben an diesem edeln österreichischen Dichter, der bisher für die meisten nur ein Name, ja kaum einmal ein Name gewesen ist.

*

Seine „Lustigen Marterln“, die fast alle zuerst in der „Jugend“ erschienen sind, sammelt Rudolf Greinz in einem Bändchen „Hin ist hin!“ (Leipzig, Staackmann), und wir wollen ihm dafür danken, mag auch dergleichen Komik in solcher Menge ein wenig ermüden.

Da wir beim Humor halten, so sei mit aufrichtigem Vergnügen hingewiesen auf die prächtige, reichhaltige Sammlung „Welthumor“ in fünf Bänden, die Roda Roda und Theodor Etzel veranstaltet haben (Berlin, Schuster & Loeffler). Ich weiß nicht, welchen Erfolg diese köstliche Sammlung bisher gefunden hat, wünsche ihr den allerbesten und bin sicher, daß jeder Leser mir für den Hinweis danken wird. Besonders herauszuheben ist der dritte Band: Der Witz des Auslandes, der uns mit einer Reihe ausgezeichneter Humoristen fremder Zunge bekannt macht.

Manuel Schnitzer ist mindestens für 40 000 Leser seit Jahren ein lieber Freund: von seinem allerliebsten „Brevier für junge Eheleute“ erscheint eine endgültige Ausgabe, das 40. bis 42. Tausend. Das klingt ja für deutsche Verhältnisse sehr großartig, und ich will dem ausgezeichneten Humoristen, der uns dieses Büchlein beschert hat, seine Freude an einem großen Erfolge nicht trüben. Dennoch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken: wäre dieses in seiner Art einzige Werklein in England oder Amerika geschrieben worden, so zählte der Absatz in den jetzt mehr als zehn Jahren seines Daseins nach einer halben, wenn nicht einer ganzen Million. Ich denke dabei an Habbertons Helen's babies, dessen Verbreitung in Amerika allein sicher schon die Million erreicht hat.

Endlich sei die schöne neue Ausgabe von Claude Tilliers „Mein Onkel Benjamin“ in dem Münchner Hyperion-Verlag erwähnt. Otto Wolfskehl hat das berühmte Werk neu übersetzt und damit ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet. Tillier, gewiß der einzige französische Humorist großen Stils aus neuerer Zeit, ist in Deutschland noch immer recht wenig bekannt; wahrscheinlich wird diese reizende Ausgabe den Bann brechen.

*

Aus dem Nachlasse Viktor Hehns hat Eduard von der Hellen im Cottaschen Verlag einen Band „Über Goethes Gedichte“ herausgegeben, eine Sammlung der von Hehn im Jahre 1848 an der Dorpater Universität gehaltenen Vorlesungen. Was Hehn über Goethes Lyrik zu sagen hatte, verdient noch heute ernste Beachtung, ob-



wohl die Wissenschaft von Goethe seitdem manches hellere Licht angezündet hat. Allerdings ist die Wahrnehmung nicht zu unterdrücken, daß Hehn nicht gerade hervorragend zur Wertung der Lyrik überhaupt befähigt erscheint, wenn wir nach seinem Urteil über die lyrischen Dichter vor und nach Goethe richten dürfen. Man mag die umwälzende Bedeutung Goethes für die deutsche Lyrik noch so hoch einschätzen — dennoch ist es eine geschichtliche Unrichtigkeit, wenn Hehn von der vorgoetheschen Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts ganz allgemein schreibt: „Die Lyrik vor Goethe war ein elendes Spiel mit frostigen Formeln; das Liebeslied war ein Produkt der witzelnden Berechnung." Mit Unterschied! Die Lieder zweier Liebenden von Göckingk (1772) schon allein widersprechen jenem allgemeinen Verdammungsurteil Hehns durchaus, und da sich mir ungesucht diese Gelegenheit bietet, so schreibe ich aus einem jener Lieder des vortrefflichen Göckingk ein paar Strophen ab, die dem Leser beweisen werden, daß nicht alle Liebeslieder des achtzehnten Jahrhunderts elendes Spiel mit frostigen Formeln waren:

> Wie ich noch so vor ihm stehe,
> Immer spreche: Gute Nacht!
> Bald ihn stockend wieder flehe:
> Bleibe, bis der Hahn erwacht!
> Wie mein Fuß bei jedem Schritt
> Wanket, und mein Liebster mit!
> Wie ich nun, an seine Seite
> Festgeklammert, küssend ihn
> Durch den Garten hinbegleite,
> Bald uns halten, bald uns ziehn!
> Wie da Mond und Sterne stehn,
> Unserm Abschied zuzusehn!



Manuel Schnitzer
Nach einer Radierung von Max Fabian

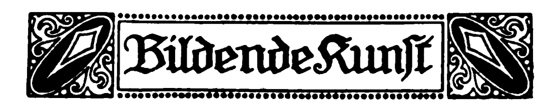
Auch für die große Lyrik nach Goethe, die doch um 1848 schon sehr gut zu würdigen war, hatte Hehn in seiner Einseitigkeit wenig oder gar kein Verständnis. Eduard Mörike geht bei ihm nur so im Schwarme mit, wird als der „stille und sinnvolle Schwabe" neben Julius Mosen, Friedrich von Sallet, Wilhelm Waiblinger genannt, und ein Lyriker wie Eichendorff wird überhaupt nur genannt.

Wie gesagt, Hehns Bemerkungen über die tiefsten lyrischen Gedichte Goethes dürfen nicht übersehen werden. Seltsam berührt uns heute Hehns Urteil über Goethes Gedichte „An Lida". Heute weiß jeder Primaner, wer Lida gewesen ist; Hehn mußte noch 1848 schreiben: „Wer jene Lida eigentlich gewesen, läßt sich noch nicht sagen. Sie gehörte der höchsten Region an, so viel ist gewiß.

Goethe selbst hat den Schleier, der auf dieser Liebe ruht, nicht zu lüften gewagt." Der Schleier wurde in demselben Jahre gelüftet, in dem diese Sätze Hehns geschrieben und ausgesprochen wurden: erst seit 1848 weiß die Welt etwas von Lida, nämlich erst seit den von Schöll 1848 veröffentlichten Briefen Goethes an Frau von Stein. Bis zu jenem Jahre war sie in völligem Dunkel geblieben, denn keinem ihrer Zeitgenossen, auch nicht den in dem engsten Weimarer Kreise, war die „außerordentliche Verständnisinnigkeit" jener Frau für die höchsten Werke der Kunst aufgefallen, die seit dem Bekanntwerden von Goethes Briefen an die Stein bis vor kurzem wie ein Dogma gegolten hat.

Eduard Engel

Kultur der Gegenwart



Die deutsche Kunst

Gedanken auf einer Auslandsreise

Will man den Zustand des Kunstbetrachters zu Hause kurz bezeichnen, so wird man am besten ein altes Sprichwort variieren und sagen: er sieht die Kunst vor lauter Werken nicht. Man kann den Vergleich mit dem Walde und den Bäumen, der mit diesem Satze gegeben ist, sehr weit führen. Die Werke wie die Bäume bleiben als einzelne bestehen, erscheinen, besonders in der Nähe, vielleicht bedeutender als sie sind, vielleicht auch wieder zu ähnlich, da sie doch schließlich alle verwandt und Kinder desselben Bodens sind, und sie liefern selbst den Maßstab, mit dem sie gemessen werden sollen.

Wer den Wald und die Kunst sehen will, der muß herausgehen, und wer mehr als relative Urteile gewinnen will, der muß andre Wälder, andre Kunst — es gibt keine Mehrzahl, und darin liegt ein tiefer Sinn! — aufsuchen.

Das habe ich jetzt gerade getan. Ich habe wochenlang in Paris und London, den großen alten westlichen Kunstzentren, gelebt und alle neue Kunst, im weiteren Sinne des Wortes, auf die Frage hin angesehen, wie die deutsche zu ihr steht. Und ich will hier meine Antwort geben.

Vorher ist es aber notwendig, den Standpunkt zu bezeichnen. Ich gehöre weder zu den leider noch immer vielen, die an die Überlegenheit der Franzosen und Engländer wie an ein Dogma glauben und es fast so lächerlich wie diese selbst finden, daß der Deutsche jetzt einen eignen Geschmack haben will, noch zu den Chauvinisten, die jeden Tag schreien, daß Deutschland in der Welt in allen Dingen voran sei. Beide Anschauungen sind Vorurteile von gleichem Unwert: die sie hegen, kennen entweder Deutschland oder die Welt nicht. Mir erscheint es ganz selbstverständlich, daß der Deutsche von seiner Empfindung aus urteilt, und ganz gleichgültig, ob er dadurch im Augenblick isoliert ist. Aber wertvoll wird diese freie Stellungnahme erst dadurch, daß sie auch die eignen Schwächen und die Vorzüge der andern sieht und damit eine Entwicklung ermöglicht, während Ausländerei zu sprunghafter Nachahmung, Chauvinismus zur Erstarrung führt.

Der große Vorzug des deutschen Kunstschaffens ist die Lebendigkeit einer erheblichen Anzahl unsrer Künstler. Es ist gar nicht zu beschreiben, wie tot und längst vergangen die Statuen und Bilder der Londoner Royal Academy und auch der Pariser Salons in ihrer Masse wirken. In Paris bestaunt man wenigstens, wenn auch kühl, noch manchmal die Geschicklichkeit oder, wenn man es höflicher sagen will, das Können. Die „Maschinen" der Salons, oft Bilder von vielen Quadrat-, Gruppen von vielen Kubikmetern, wollen gemacht sein, auch dann noch, wenn Motiv und Form der Selbständigkeit entbehren. Sie repräsentieren wenigstens eine stattliche Summe äußerlicher Arbeit. Auch ragen Hügel und Berge aus dem Flachland. Und schließlich weiß man, wenn auch die Salons nichts davon zeigen, daß es seit Manet eine niemals aussetzende konsequente Arbeit großer und kleiner Maler gegeben hat, deren Früchte wir alle mitgenießen. In London trifft von alledem so gut wie nichts zu. Die öde und süße Porträt-, Genre- und Landschaftsmalerei, die in zweitausend Nummern die Academy, in tausend die Ausstellungen der Pastell- und Aquarellmaler füllt, ist durchaus repräsentativ. Die Ausnahmen, die wir Deutschen ja von unsern Ausstellungen her kennen, stehen vereinzelt. An den Versuchen, die Kunst zu erneuern, nimmt ernsthaft auch von ihnen niemand teil. Die ganze Bewegung der letzten Jahrzehnte ist spurlos vorübergegangen. Nehmen wir im Gegensatz Deutschland! Da sind zunächst die wichtigsten Künstler der Sezessionen, die in der Malerei unter dem Einfluß der Franzosen, in der Plastik unter dem Einfluß der Griechen einen Stil entwickelt haben und denen in Scharen ernsthafte Schüler nachgehen. Da sind viele, viele andre, die ihr Heil nicht in diesen Neuerungen sehen, aber doch alle auf irgendeine Weise Anregungen erhalten haben und engere

Kultur der Gegenwart

Fühlung mit der wirklichen Natur, und die, nicht im höchsten Sinne des Wortes, aber doch immer persönliche Erlebnisse bildnerisch ausdrücken. Wenn man Masse mit Masse vergleicht, sind gerade diese sehr charakteristisch für den Unterschied zwischen der deutschen Kunst und der der andern Völker, sind gerade diese es, die es verhindern, daß die Öde der großen Ausstellungen ganz unerträglich wird. Und schließlich kommt noch eine Jugend hinzu, die uns oft durch ihre Draufgängerei ärgert und von der leider gewiß viele für die Kunst nichts leisten, aus der aber doch schließlich auch Künstler von neuer Art erwachsen werden. Summa: in der übergroßen Masse von „Künstlern", die es heut in allen Ländern gibt, ist die Zahl der ernsten Arbeiter bei uns am größten. In Deutschland und in der sehr stark von Ausländern durchsetzten jungen Pariser Künstlerschaft ist das intensivste Streben nach einer Kunst, die nicht alte Formeln wiederholen will.

Auf dem Gebiete der angewandten Kunst nimmt Deutschland dieselbe Stellung ein, während Frankreich und England die Rollen getauscht haben. Hier ist es Frankreich, das so gut wie ganz versagt und sich mit echtem oder gefälschtem oder nachgeahmtem altem Hausrat einrichtet. Paris ist so voll von Brokanteurläden, von der vornehmsten bis zu der geringsten Art, daß auch dem Liebhaber alter Dinge ein Ekel aufsteigt und jedenfalls die Lust gründlich vergeht. Und so sind alle Betriebe und auch alle Schulen auf die Imitation eingerichtet, und zwar selten auf eine gute. Das Beste, was dieses Kunstgewerbe heute leisten kann, ist die Fälschung. Wie in der Malerei Frankreich, so hat in der angewandten Kunst England die wichtigsten Anregungen gegeben. Der praktische Sinn der Engländer zeigte die einfache moderne Gebrauchsform, die die Welt von unmöglichem Hausrat befreit hat, und der englische Reichtum und die mit ihm verbundene Freude an der Qualität wiesen energisch auf die Bedeutung des guten Materials und der guten Arbeit hin und vertrieben Surrogate und Pfuscherei. Man wird freilich arg enttäuscht, wenn man nun etwa glaubte, in London als Regel guten Hausrat vorzufinden. Er ist, wie alles Gute in England, nur für die Reichen da. Die Masse der Produktion ist so gut wie gar nicht durch die Luxusware beeinflußt worden. Und da liegt der Vorzug Deutschlands. Es hat — ich will es bescheiden ausdrücken — auf der Grundlage, die das englische Kunstgewerbe gegeben hat, mit der größten Konsequenz und Umsicht weitergearbeitet und vor allen Dingen auch daran gedacht, für die Menschen mit bescheideneren Mitteln zu sorgen. Das zeigt gerade jetzt in einem großen Bilde die Bayrische Gewerbeschau. Man kann es aber auch jederzeit in unsern Geschäften und Warenhäusern sehen. Wir sind noch weit von dem idealen Zustand entfernt, daß gute Typen für alle Gebrauchsgegenstände herrschen. Aber wir, und nur wir, haben es doch so weit gebracht, daß Menschen von Geschmack unter der Häßlichkeit der Massenware nicht mehr zu leiden brauchen und ohne erheblichen Aufwand gute Schränke, Stühle, Kronen, Service, Gläser erwerben können. Zu diesem erfreulichen Fortschritt hat uns das Ernstnehmen der Prinzipien verholfen, das auch in der Kunst seine vorwärtshelfende Kraft bewährt hat.

Dasselbe Ernstnehmen hat uns zum Teil schon und wird uns zum andern noch das gute Haus, die gute Straße bringen. Da haben wir freilich viel einzuholen. Denn was wollen da die einzelnen Leistungen gegenüber der Masse bedeuten? Es wird fünfzig, hundert Jahre dauern, bevor große Wirkungen da sind. Paris mit seiner dreihundertjährigen Entwicklung in derselben Tradition ist ein unerreichbares Vorbild. In London steht es ähnlich, wenigstens mit den eleganten Wohnvierteln und den Cottagekolonien. Was wir entgegenzustellen haben, sind moderne Haustypen, Bahnhöfe, Warenhäuser, Schulen, Hospitäler, kurz solche Bauten, bei denen es sich um die Lösung ganz neuer Aufgaben handelt. Da versagen die Völker mit bindenden Traditionen manchmal ganz.

Ebenso in der „Aufmachung" der Geschäfte und besonders der Schaufenster. In London wird die Ware in meist kleinen Fenstern gestapelt, wie bei uns

nur noch in Vorstadtgeschäften. In Paris haben die feinsten Firmen überhaupt keine Fenster. Von der Sorgfalt, die zumeist in Deutschland jetzt für diese Dinge aufgewendet wird, von dem Suchen immer neuer Möglichkeiten durch künstlerische Kräfte ist nirgends die Rede.

Mit dem Vorzuge, den Deutschland in der Lebhaftigkeit seiner Initiative hat, ist ein großer Nachteil verbunden. Und wie den Vorzug, so empfindet man den Nachteil im Ausland sehr stark. Es ist die Absichtlichkeit in allen Dingen, was ich meine. Man wird sagen: das ist eben ein Übergangsstadium. Und das ist auch richtig. Aber dieses Stadium dauert vielleicht nun schon allzu lange. Und wenn das Ernstnehmen aller Aufgaben uns gefördert hat, so ist dagegen Gefahr vorhanden, daß uns die zu pointierte Absichtlichkeit wieder um die Resultate bringt. Die Fremden stoßen sich bestimmt daran, und man selbst ruht bei ihnen trotz der nichtssagenden Form vieler Dinge ganz gern ein bißchen von unserm Zuviel aus. Es ist erstaunlich, wie viele Angelegenheiten es gibt, bei denen die kostspielige und anspruchsvolle Aufmachung Neu-Berlins entbehrlich ist: Hotelhalls, Restaurants „ohne“ erscheinen als der angenehmere Aufenthalt. Und das gilt auch für Läden. Man ist froh, nicht immer verblüfft zu werden, nicht alles sagen zu hören: sieh mich an, wie originell ich bin!

Wenn aus all unsern Ansätzen wirklich, wie wir hoffen, eine neue Kultur werden soll, dann wird es nötig sein, von den Alten etwas Maß und Haltung anzunehmen. Die Dinge mit großem Aufwand von Absicht zu gestalten, ist etwas, wenn man will, sogar viel; aber das Eigentliche ist es doch, wenn das Rechte selbstverständlich geschieht.

Fritz Stahl



Die Frage des Opernhauswettbewerbes für Berlin hat eine günstige Lösung im Sinne derer gefunden, die mit den Ergebnissen des bisherigen beschränkten Wettbewerbes nicht zufrieden waren. Wie früher berichtet, sind von verschiedenen Korporationen freischaffender Architekten und andrer Künstler Proteste dagegen erhoben worden, daß dem Wunsche des Ministers der öffentlichen Arbeiten gemäß die Ausführung an den Regierungsbaumeister Grube gegeben werden sollte. Diese Proteste haben den Erfolg gehabt, daß bei den neuen Verhandlungen im Landtag beschlossen worden ist, weitere Kreise der Architektenschaft zu einem nochmaligen Wettbewerbe heranzuziehen und die Entscheidung über den Wettbewerb der Akademie des Bauwesens zu übertragen. Auf den Wunsch des Landtags hat der Minister der öffentlichen Arbeiten mit den Vorständen des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine wie des Bundes Deutscher Architekten Verhandlungen gepflogen und unter allseitigem Einverständnis eine Anzahl hervorragender Baukünstler Deutschlands zu einem nochmaligen beschränkten Wettbewerbe gegen ein Honorar von je 3000 Mark aufgefordert. Die Entwürfe sind bis zum 21. Oktober dieses Jahres einzureichen. Aufgefordert sind die Architekten Billing-Karlsruhe, Brurein-Charlottenburg, Dülfer-Dresden, Fischer-München, Frentzen-Aachen, Lossow & Kühne-Dresden, March-Charlottenburg, Möhring-Berlin, Moritz-Köln, Schmitz-Charlottenburg. Außer diesen gegen Vergütung arbeitenden Bewerbern können sich noch solche Architekten aufs Geratewohl mitbewerben, die von den Einzelvereinen dem Minister der öffentlichen Arbeiten vorgeschlagen werden. Das Programm für den neuen Wettbewerb ist weitherzig behandelt, jede Abweichung vom Programm, soweit sie zweckmäßig oder künstlerisch begründet erscheint, wird erlaubt, nur sollen die Kosten von 12 Millionen Mark nicht wesentlich überschritten werden. Die Anzahl der einzureichenden Zeichnungen ist äußerst gering bemessen, und es ist, um die zeichnerischen Arbeiten auf das Mindestmaß zu beschränken, der sehr kleine Maßstab 1:400 für die Darstellungen gefordert. Somit sind alle Garantien gegeben, daß wirklich die besten Kräfte des Volkes für diese Aufgabe in die Schranken treten. Man kann sogar annehmen, daß dieser beschränkte Wett-



bewerb bessere Ergebnisse zeitigen wird als ein großer, allgemeiner Wettbewerb, den heute schon viele als ein Glücksspiel ansehen, und der häufig nichts andres als der Tummelplatz junger Talente ist.

*

Neben diesem notwendigen Wettbewerbe muß hier von einem unnötigen berichtet werden, nämlich dem vom Werdandibunde ausgeschriebenen Wettbewerbe „Das flache Dach im Heimatbilde“. Hier sollte festgestellt werden, „ob mit flacher Bedachung für verschiedene Gebäudearten künstlerische Wirkungen im Landschaftsbilde zu erreichen seien“. Es nimmt wunder, daß man hierzu einen Wettbewerb für notwendig hielt, denn einmal wird im ganzen Süden ausnahmslos mit flachen Dächern gebaut, und dann sind selbst im Norden Kunstmoden von langer Dauer vorhanden gewesen, die das flache Dach verwendeten. Die hohen Wettbewerbspreise hatten eine ziemliche Anzahl von Bewerbern angelockt, das Resultat der Entwürfe, die im Abgeordnetenhause dem großen Publikum vorgeführt wurden, war aber trotzdem bedeutungslos, wie es auch von vornherein nicht anders zu erwarten war. Es berührt seltsam, daß der Werdandibund, auf dessen Fahne nordische Eigenart und altheimische Tradition geschrieben stehen, sich einer Aufgabe widmet, die mit der nordischen Bautradition im Widerspruch steht. Kundige wissen, daß das Geld für diesen Wettbewerb von Baumaterialienhändlern zur Verfügung gestellt worden ist, die für Dachpappe und andre Surrogatdeckungen Stimmung machen wollen.

*

Die drei Buchstaben „B. D. A.“ als Namensanhängsel sind vor einer Reihe von Jahren durch eine neuartige Vereinigung freischaffender Künstler, den Bund Deutscher Architekten, zur Kennzeichnung dafür gewählt worden, daß es sich bei den Mitgliedern um solche Architekten handelt, die keinesfalls Unternehmergeschäfte treiben. Neuerdings ist ein andrer Verein gegründet worden, dessen Mitglieder ebenfalls drei Buchstaben an ihren Namen heften, aber Unternehmergeschäfte zulassen. Der Verein nennt sich „Deutsche Freie Architektenschaft“, abgekürzt „D. F. A.“. Früher ist an dieser Stelle berichtet worden, daß der Bund Deutscher Architekten die in Deutschland unheilvolle Verquickung des Berufes von Architekt und Bauunternehmer zu beseitigen sucht. Demgegenüber ist es bedauerlich, daß die neue Vereinigung sich hier desselben Mittels wie der Bund Deutscher Architekten bedient und dadurch sicherlich die Trübung der öffentlichen Einschätzung des Architektenstandes zurückführen wird, die der Bund Deutscher Architekten zu klären unternommen hatte. Wer im Publikum wird einen Unterschied zu machen wissen zwischen den Buchstaben „B. D. A.“ und „D. F. A.“? Hiernach bleibt nur übrig, daß das Publikum ganz unabhängig von angehängten Zeichen und Buchstaben sich in jedem einzelnen Falle sein Urteil über den Architekten, mit dem es zu tun hat, bildet und zunächst feststellt, ob es einem objektiven Berater, wie es der eigentliche Architekt ist, gegenübersteht oder einem Bauunternehmer, der einen rein gewerblichen Betrieb unterhält und sich von dem Alltagsgeschäftsmann nicht unterscheidet.

*

Unter den neuen Warenhäusern, die in Berlin, in der Rheinprovinz und in andern Orten wie Pilze aus der Erde schießen, hat die Erweiterung des Warenhauses A. Wertheim in der Leipziger Straße in Berlin ihre besondere Bedeutung. Hier kam es darauf an, das Werk des genialen Schöpfers des Warenhaustyps, Alfred Messel, weiterzuführen. Nach mannigfachem Hin- und Herschwanken hat man sich entschlossen, das Fassadensystem der Leipziger Straße in dem ganzen Erweiterungsbau mehr oder weniger sklavisch zu kopieren. Schon hier muß man wohl sagen, daß die Lösung keinesfalls eine solche im Sinne Messels ist, denn Messel würde sich wahrscheinlich gehütet haben, etwas Ähnliches zu versuchen. Hat er doch schon in dem Kopfbau am Leipziger Platz, weil hier die Bedingungen andre waren, eine ganz neue Architektur eingeschlagen. Sicherlich sind die Bedingungen für ein 240 Meter langes Gebäude, wie es jetzt die ganze Wertheimfront in der Leipziger Straße sein wird, andre als für ein Gebäude von



nur 120 Metern. Das Ergebnis der Kopie ist kein erfreuliches. Es wird noch unerfreulicher werden, wenn das jetzt noch in die Wertheimfront eingekeilte Privathaus verschwinden wird, denn dieses Haus schafft noch immer einigen Wechsel in dem Einerlei. Im Innern befindet sich ein großer repräsentativer Lichthof mit einem gewaltigen Springbrunnen in der Mitte. Der Lichthof ist in ganz andrer Art ausgebildet, als ihn Messel behandelt haben würde. Hier ist wenig von dem selbständigen Schaffen des leider so früh dahingegangenen Meisters, wenig von dessen Ringen mit dem Stoff und der Form, aber auch wenig von dessen künstlerischen Erfolgen zu spüren. Der Architekt des Erweiterungsbaues, Schweitzer, ist einer der bekanntesten jener Art von Messelschülern, auf die sich nach dem Tode des Meisters die dadurch ziellos gewordene Liebe des Publikums zusammengezogen hat.

Hermann Muthesius



Musik

Wenn sich zur Frühlingszeit in den deutschen Großstädten, in Berlin wie den andern Musikzentren Köln, Hamburg, Leipzig, München, die Konzertsäle schließen, bereitet man sich überall sofort zu den Musikfesten vor, die sich im letzten Jahrzehnt immer dichter über ganz Deutschland hin ausgedehnt haben. Sie fallen meist in die Pfingstzeit, auch wohl etwas früher oder später. Einige dieser festlichen Veranstaltungen finden alljährlich wiederkehrend statt, wie das Niederrheinische Musikfest oder das weit umherwandernde des Allgemeinen Tonkünstlervereins, das für dieses Jahr nach Danzig verlegt war und nur wieder neue, allerneueste Musik brachte, natürlich alles mit durchschlagendem Erfolge. Kurz vorher wußte mir einer der Tonkünstler, dessen Werke schon mehrmals in diesen Festen ihre Uraufführung erlebt hatten und der auch diesmal mit etwas Neuem an die Reihe kam, von einem großen Triumphe zu erzählen, den eines seiner früheren Orchesterstücke davongetragen habe: es wäre soeben in Mailand ausgepfiffen worden. Merkwürdig: solch ein Mißerfolg hätte früher den Schöpfer des Werkes niedergedrückt oder verbittert, in der Gegenwart rechnet er ihn sensationsdurstig als Glück an. — In Wiesbaden wurde Brahms vier Tage hindurch gefeiert, in Breslau Bach, in Wien hat man acht Tage lang all die großen und kleineren Meister, deren Wirksamkeit sich



Phot. Otto Meyer, Berlin

Professor Otto Taubmann





Kultur der Gegenwart

hier entfaltete, geehrt. Brahms und Hugo Wolf, die bei Lebzeiten niemals viel voneinander hielten, mußten sich in diesen Programmen miteinander vertragen, man konnte hier drei Neunte Symphonien hören, die eine von Gustav Mahler, die andre von Anton Bruckner, die letzte von Beethoven, diese unter Weingartners Kommandostab. Anderswo — wenn ich nicht irre, in Dortmund — gab es ein ausgerechnet schwedisches (!) Musikfest. Alles das war gewiß sehr schön und verdienstlich.

Durchblättert man die Festprogramme — ich meine natürlich nur die, welche nicht auf einen ganz Großen zugeschnitten sind, so muß es auffallen, daß in diesen doch stets mehrere Tage dauernden Festen die einen Abend füllenden Chorwerke lebender deutscher Komponisten so gut wie gar nicht berücksichtigt werden. Und es gibt doch unter diesen mehrere, die ihre ganze Kraft, ihr ganzes Können für solche Werke eingesetzt und wirklich Bedeutendes geschaffen haben. Von der deutschen Messe Otto Taubmanns sind wohl vor Jahren einige Bruchstücke in dem Feste des Allgemeinen Deutschen Tonkünstlervereins aufgeführt worden, als ein Ganzes hat man sie noch nicht dieser Ehre gewürdigt, obwohl sie nach den beiden Aufführungen unter Siegfried Ochs ganz einmütig von der gesamten Berliner Presse als ein hochinteressantes bedeutendes Werk eingeschätzt worden ist. Nur wenige Städte, wie Frankfurt, sind dem Beispiel Siegfried Ochs' gefolgt. Vielleicht verhindert in diesem Falle die gar zu komplizierte, etwas eigenwillige, schwer zu bewältigende Kontrapunktik die schnellere Verbreitung und das baldige Beliebtwerden dieser Musik bei Dirigenten und Sängern, obwohl doch gerade in unsrer Zeit technische Schwierigkeiten zur Überwindung reizen, zumal wenn es sich, wie in diesem Falle, der Mühe lohnt. Das Streben, unter jeder Bedingung interessant zu kombinieren und die ganze Erfindung kontrapunktisch zu vertiefen, wird doch aufgewogen durch den Ernst, durch die Kraft, mit der das Bibelwort musikalisch gedeutet wird, und in den Höhepunkten entfaltet sich der Chorsatz zu einer Schönheit, einer Fülle, einem Glanze, wie man es doch gerade zu einer festlichen Gelegenheit liebt. In dem nämlichen Grade muß man diese Eigenschaften dem Oratorium Ruth von Georg Schumann nachrühmen, dazu aber in höherem Maße Reichtum an eigentlicher musikalischer Erfindung, an charakteristischen Gegensätzen zusprechen, wie sie für ein umfangreiches Werk stets notwendig sind. Die ländliche Idylle im Volke Israel, ein sonniges, liebliches Genrebild aus dem Alten Testament, ist



Phot. R. Dührkopp

Professor Georg Schumann



durch manche Episoden, die sich der Musiker hinzuzutun erlaubt hat, zum Beispiel das volkstümliche Lied Osterwalds, den Geisterchor, den Karlernst Knatz hinzugedichtet hat, in der Stileinheit des Worttextes geschädigt, aber der Tonsetzer hat es verstanden, die Stimmung des Werkes einheitlich zu gestalten; ja gerade diese Episoden bereichern das Ganze und geben den Anlaß zu ganz besonders charakteristisch unterschiedlichen Gegensätzen. Hört man das Werk, so fallen die gelesenen Stilverschiedenheiten der modernen Verse gegen den Bibeltext wenig ins Gewicht. Außerdem kommt dem Tonsetzer, der schon seit zwei Jahrzehnten als Dirigent größerer gemischter Chorvereine gewirkt hat, das zugut, daß er aufs engste vertraut ist mit der Kunst eines klanglich wirkungsvollen Chorsatzes. Er versteht es meisterhaft, die Chorstimmen getrennt aufmarschieren zu lassen und dann zu den entscheidenden Momenten fest zusammenzufassen zu sieghafter Gesamtwirkung. Von geradezu berauschender, gesättigter Schönheit des Klanges ist gerade der Nachtgesang auf den Osterwaldschen Text, eine wahre Perle der Partitur; von charakteristischer Schärfe des Ausdrucks der Chor der feindlichen Israeliten, welche die armen Frauen Naëmi und Ruth bedrohen, von eigenartigem Reize der Tonfärbung auch der geheimnisvoll dahinhuschende Geisterchor. Großartig wirkt der Schluß des Ganzen, eine glanzvolle Steigerung aller Chor- und Solokräfte in Vereinigung mit den Mächten des modernen Orchesters. Ein wahres Prachtstück hat Georg Schumann mit seiner Musik zu Schillers „Sehnsucht" geschaffen — für achtstimmigen Chor und großes Orchester. Vor Jahren hörte ich dieses Stück auf einem schlesischen Musikfest in Görlitz unter Leitung des Autors, und ungeschwächt lebt die Erinnerung daran im Gedächtnis fort. Außer diesen seinen Chorwerken hat der Tondichter auch manches wirksame Orchesterstück, bedeutende Kammermusik geschrieben; als Direktor der Singakademie, als bester Kammermusikspieler steht er mitten im öffentlichen Konzertleben Berlins.

Phot. Nicola Perscheid

Professor Friedrich E. Koch

Zwar auch unter uns in Berlin, aber der Öffentlichkeit fast fremd, lebt ein andrer Musiker, F r i e d r i c h E. K o c h, auf dessen zahlreiche Chorwerke hier nachdrücklich hingewiesen werden soll. Außerhalb Berlins, namentlich im Westen und Norden Deutschlands bis nach Holland hinein, werden seine Werke häufig aufgeführt, ist er als schaffender Künstler viel bekannter als gerade in seiner Heimatstadt. Verhältnismäßig jung an Jahren, schon als Vierziger, wählte ihn die Akademie der Künste als Mitglied; auch in den Senat gelangte er bald darauf. Es

Kultur der Gegenwart



sind namentlich drei größere Chorwerke, die für seine Schaffenskraft beredtes Zeugnis ablegen: „Die deutsche Tanne“, ein Idyll aus dem deutschen Bergwald für eine Baßstimme, Chor und Orchester; es schildert das Försterleben von der Wiege bis zum Grabe. Dann aber bedeutender im Wurf und in der Ausarbeitung die beiden großen Oratorien „Von den Tageszeiten“ und „Die Sündflut“, breit angelegte und mit voller Beherrschung der verwendeten materiellen Mittel durchgeführte Kunstwerke. Reiche Erfindung, Geist und Energie sprechen daraus zu uns, namentlich fesselt das durchaus modern behandelte Orchester. Bei dieser Musik, ähnlich wie bei der Gustav Mahlers, habe ich stets das Gefühl, daß das instrumentale Empfinden des Tondichters das primäre, stärkere, eigentliche Urelement ist im Vergleich zu dem vokalen, daß ihm das Orchester den Ausgangs-, den Kernpunkt der Erfindung und der Entwicklung bildet, daß die Menschenstimme, so innerlich notwendig und wirksam sie auch eingreift, nur den Farbenreichtum der Ausdrucksmittel vermehrt, nicht aber zur Achse wird, um die sich das Ganze dreht. Wie dem auch sei, großzügig im Entwurf, charakteristisch in den einzelnen Bildern ist jedes dieser Werke durchgearbeitet, zu denen sich der Musiker den Text selber gestaltet und gedichtet hat. Noch einen wesentlichen Punkt möchte ich hervorheben, der aus dieser Musik uns sympathisch anspricht: das gesunde, lebendige Naturgefühl, mit dem sie durch und durch getränkt ist, aus dem sie ihre schönste Kraft schöpft. Der Wald, das Meer, das Gebirge, das Sonnenlicht und die Nacht duftet uns daraus entgegen; ein empfängliches Menschenherz muß sie empfinden wie eine Stärkung durch köstliche Sommerfrische.

Ernst Eduard Taubert

Recht u. Gesellschaft

Das Recht der Luftschiffahrt

Jedes neue Gebiet der Technik gibt dem Rechte neue Probleme und verlangt neue Rechtssätze zu ihrer Lösung. Fragen, die bisher nur der Theorie angehörten, werden zu brennenden Fragen der Praxis, und die Lösung eines theoretischen Zwiespaltes entscheidet über die größere oder geringere Fruchtbarkeit technischer Bestrebungen.

So kommt auf dem Gebiete des Luftrechtes insbesondere die Frage in Betracht, wie weit sich das Eigentum über dem Erdboden erstreckt. Es ist eine alte Regel, daß es in die unendliche Höhe reicht, ebenso wie in die unendliche Tiefe. Dies gilt heutzutage noch, und eine Abgrenzung und Abscheidung, wonach das Eigentum mit einer bestimmten Höhe oder Tiefe aufhöre, ist auch jetzt unzulässig.

Eine andre Frage ist es aber, ob der Eigentümer auf seinem Gebiete berechtigt sei, zu tun und zu lassen, was er will, ob er insbesondere die Einwirkung andrer ohne weiteres verbieten kann. Dies ist nur unter gewissen Beschränkungen der Fall; insbesondere muß der Eigentümer gewisse Rücksichten auf die nahe oder ferne Nachbarschaft beobachten; kein Eigentum kann bestehen, das nicht die Einwirkung andrer sich gefallen lassen muß, wie zum Beispiel das Eindringen von Rauch, Geräusch, Erschütterung — alles, sofern die Störung nicht über das übliche Maß hinausgeht.

Je weiter nun das Eigentum in die Höhe dringt, um so weniger wird man die Einwirkung andrer untersagen dürfen; hat der Eigentümer doch in dieser Entfernung nur ausnahmsweise ein Interesse, und es wäre ganz gegen den Sinn unsrer Kulturbestrebungen, unter übermäßiger Betonung des Privateigentums wichtige Funktionen der Menschheit zu unterbinden. Soweit kein Gegeninteresse des Eigentümers besteht, muß man es gestatten, daß andre auf der Höhe irgendwelche Betätigungen vornehmen; und insbesondere muß in bestimmter Höhe die Freiheit des Luftschiffes gestattet sein.

Das Luftschiff und das Flugzeug sind beides Beförderungsmittel, die zum Triumph der Menschheit gehören und uns die Möglichkeit geben, die räumlichen Schwierigkeiten in einer bisher unge-

ahnten Weise zu überwinden. Zu gleicher Zeit ist auch die Luftschiffahrt geeignet, den Blick zu erweitern, die Seele des Menschen zu erheben, seine Kraft zu stählen; sie hat endlich die wichtige Funktion, die Völker zu vereinigen: sie soll dazu verhelfen, daß die nationale Absperrung gemindert wird.

Wir werden daher sagen: der Luftschiffer fährt zwar im Eigentumsbezirk eines andern, aber der Eigentümer darf es nicht verhindern, außer soweit die Benutzung des Luftraumes im einzelnen Fall störend in den Kreis seiner individuellen Existenz eindringt.

Andre wichtige Fragen drehen sich um die Haftung des Luftschiffers; denn sowohl durch das Auswerfen als auch durch Notlandungen können Schäden angerichtet werden. Die Haftung dafür wird man dem Luftschiffer aufbürden müssen; denn wenn der Eigentümer sich das Überfliegen gefallen lassen muß, so muß ihm auf der andern Seite Garantie für Schadloshaltung gewährt werden.

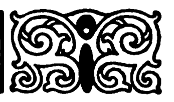
Weitere wichtige Fragen entspinnen sich, wenn wir uns denken, daß auf dem Luftschiff Geschäfte abgeschlossen oder etwa Verbrechen begangen werden — solche Dinge können, wenn das Luftschiff zum gewöhnlichen Verkehrsmittel wird, nicht zu den Seltenheiten gehören. Hier wird man, wie bei Seeschiffen, den Grundsatz aufstellen müssen, daß jedes Luftschiff und jedes Flugzeug als Teil des Staates gilt, von dem es seinen Zulaßschein hat, und daß daher solche Rechtsgeschäfte und Verbrechen im Staate des Luftfahrzeugs abgeschlossen und begangen sind.

Eine andre Lösung ist kaum denkbar; denn sehr häufig ist es gar nicht möglich, die geographische Lage zu bestimmen, in welcher der Vorgang sich abgespielt hat, und eine verschiedene Behandlung je nach diesem vielleicht stündlich wechselnden Umstande wäre für das Recht völlig ungeeignet.

Große und schwere Probleme erheben sich im Völkerrecht. Wie der Eigentümer die Raumessphäre über sich zum Eigentum hat, so hat der Staat über dieses Luftgebiet seine Herrschaft, und man kann ihm das Recht nicht verwehren, Vorschriften zu geben und Verordnungen zu erlassen, die den Verkehr im Luftraum beherrschen, ja es muß ihm vorbehalten sein, unter Umständen den Luftbetrieb völlig zu verbieten; weshalb auch Maßregeln erforderlich sind, um das Luftschiff so zu markieren, daß man es von unten her erkennen und nötigenfalls seine Individualität feststellen kann. Auch hier wird man sagen müssen, daß, obgleich der Staat in abstracto diese Befugnis hat, er doch wenigstens in Friedenszeiten das Überkreisen seines Gebietes durch Luftschiffe nicht untersagen darf. Auch von der Herrschaftssphäre des Staates gilt der Satz, daß sie nicht zum Abbruch der Kultur mißbraucht werden darf. Im Krieg aber treten ganz andre Rücksichten ein.

Kein Staat braucht sich als neutraler Staat gefallen zu lassen, daß Kriegsluftschiffe eines kriegführenden Staates über seinem Gebiete kreisen, kein Staat braucht einen Luftkrieg auf seinem Luftraum zu gestatten; man kann sich denken, wie stark er dadurch belästigt, beunruhigt, wie sehr seine Bewohner und ihre Habe geschädigt würden; Luftschiffe, die etwa „verwundet" niederfielen, würden unendliches Unheil anstiften. Anderseits wird auch jeder neutrale Staat verpflichtet sein, auf seinem Gebiete zu verhüten, daß ein kriegführender Staat hier Unterstützung und Hilfe erlangt, etwa durch Beobachtungsluftschiffe oder durch Zufahrt von Truppen. Die großen und schwierigen Pflichten der Neutralität werden daher im Luftkriege wesentlich erhöht.

Die Luftschiffe werden im Kriege als Beobachtungsmittel eine große Rolle spielen; durch die Möglichkeit der funkentelegraphischen Mitteilung wird ihre Bedeutung ungemein erhöht; aber auch die Möglichkeit, von oben herunter Geschosse zu senden, ist nicht gering zu schätzen. Zwar hat man in den Haager Konferenzen versucht, mit einem strikten Verbot einzuschreiten, allein das wird sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten lassen: es wird im zukünftigen Kriege vorkommen, daß man von oben herunter Projektile schleudert, daß man die Luftschiffe von unten beschießt oder auch, daß die Luft-



schiffe unter sich kämpfen und eines das andre zum Schweigen zu bringen sucht.

Auch hier werden schwierige Probleme eintreten; insbesondere wird man auch die Genfer Konvention in analoger Weise auf den Luftkrieg anwenden und gewisse Regeln bestimmen müssen, die es gewährleisten, daß die Schäden in bestimmten Grenzen bleiben und nur so weit reichen, als es die Bedürfnisse des Krieges erheischen.

Ganz besonders aber wird man unter analoger Anwendung der Gesetze des Seerechts auch die Möglichkeit der Blockade annehmen. Es wird der Fall vorkommen, daß ein kriegführender Teil das Gebiet des andern durch Luftschiffe so umkreist, daß auch den Handelsluftschiffen der Eintritt gehindert wird. Der Staat erwirbt dadurch ein Herrschaftsrecht über den Luftraum, und kraft dieses kann er auch den Handelsluftschiffen des neutralen Staates verbieten, in den Luftraum des Feindes zu gelangen, so daß also auch von dieser Seite her der bedrängte Staat keine Hilfe und keinen Zuschuß bekommt.

Namentlich wird man bei der Belagerung einer Festung den Luftgürtel umzingeln und es verhindern, daß Privatluftschiffe die Festung verproviantieren; und wie im Seerecht, wird man als Strafe für die Übertretung die Einziehung und Konfiskation des verbotswidrig handelnden Luftschiffes bestimmen.

Manche Punkte sind schon durch die bisherigen völkerrechtlichen Vereinbarungen erledigt, so die seinerzeit im Deutsch-Französischen Kriege aufgetauchte Frage, ob die Insassen eines Observationsluftschiffes, das im feindlichen Gebiet zur Landung genötigt ist, wegen Spionage verurteilt werden dürfen. Dies ist natürlich zu verneinen; denn wer auf solche Weise offen und ehrlich handelt, darf nicht etwa die Strafe des geheimtäuschenden Spions erleiden.

Die Luftschiffe sind in dem Italienisch-Türkischen Krieg mehrfach zur Verwendung gekommen, aber da den Türken keine solche zu Gebote standen, so ist ein eigentlicher Luftkrieg noch nicht in Szene getreten.

Hoffen wir, daß die furchtbare Schärfung und Steigerung des Krieges, die hierdurch entstünde, uns auch künftig erspart bleiben möge. Die Luft ist zum friedlichen Verkehr bestimmt und hat nicht etwa die Aufgabe, zu erleichtern, daß die Menschheit sich zerfleischt.

Leider ist der politische Horizont nicht so klar, daß nicht doch solche schwere Erscheinungen ins Auge zu fassen wären, und einstweilen werden wir uns mit Luftschiffen und Flugzeugen versehen müssen; namentlich wird es Sache unsres Kriegsstandes sein, durch aeronautische Schulung uns in den Stand zu setzen, etwaigen Angriffen widerstehen zu können.

Die Förderung der Flugtechnik ist darum nicht nur eine Sache des Verkehrs, sondern auch eine Sache der Landesverteidigung, soweit uns solche etwa aufgedrungen würde.

Erfreulicher ist es, sich mit der Förderung der Flugtechnik für friedliche Zwecke zu beschäftigen. Die Übernahme der Briefpost durch Flugzeuge ist nur eine Frage der Zeit, die Flugreisen werden immer häufiger werden, wenn sich auch die Warenbeförderung durch Luftschiffe in beschränkten Grenzen halten muß. Ist aber die Entwicklung zum regelmäßigen Verkehr gediehen, so werden überall Stationen angelegt werden müssen, Lufthallen, in denen die Fahrzeuge unterzubringen sind, Landungsplätze müssen entstehen, und hier werden neue Rechtsverhältnisse geschaffen oder alte Rechtsverhältnisse für neue Zwecke gestaltet werden müssen. Man wird das Eigentum an den Luftstationen erwerben können, es werden aber auch Erbbaurechte für Ballonhallen entstehen oder auch Dienstbarkeiten zugunsten eines Luftschiffunternehmers oder zugunsten von Vereinen oder Gesellschaften; möglicherweise werden auch öffentliche Stationen entstehen, die allen zugänglich sind, jedoch unter regelnden polizeilichen Maßnahmen und nach einer gewissen voraus bestimmten Ordnung.

Auch das Zollrecht wird hier seine Ansprüche erheben. Natürlich ist der Transit frei, dagegen werden die gelandeten Schiffe den Zollansprüchen nicht

entgehen können. Ist aber die Landung nur eine zeitweilige, so daß die Waren nicht ausgeladen werden, so muß der freie Rückzug gestattet sein. In allen diesen Beziehungen können durch Kautionen, durch amtliche Bescheinigungen des Abgangsortes und durch Ausweispapiere bedeutende Erleichterungen geschaffen werden.

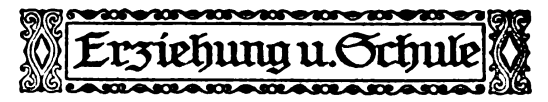
Noch größere Veränderungen werden durch die kleinen Luftfahrzeuge eintreten, wenn sich der Stadtverkehr mit ihrer Hilfe vollzieht. Man wird dann nicht von unten, sondern von oben in die Häuser gelangen, und es werden eigne Dacheinrichtungen geschaffen werden müssen, um hier das Landen zu ermöglichen. Das führt natürlich auch wiederum zu neuen Rechtsverhältnissen und zu neuen Bestimmungen des Verkehrs.

Vor Jahren habe ich einst ein Bild entworfen von „Schwebern", die von Haus zu Haus fliegen, und von Besuchern, die auf solche Weise vom Dachraum aus in das Haus steigen. Man hat diese Schilderung der leeren Phantastik geziehen; die Zeit aber, in der die Phantasie Wirklichkeit wird, ist ungeahnt schnell herangenaht.

Ich kann hier anfügen, was ich (Eine Liebesgeschichte aus dem Jahre 2100) seinerzeit (Vossische Zeitung 1893, sodann Vom Lebenspfad, 1902, Seite 158) geschrieben habe:

„Den gewaltigsten Eindruck machte das, was man Schweber nannte; sie waren nichts andres als zierliche Schwanen- und Taubenwagen, die, durch Elektrizität getrieben, in die Luft flatterten; man könnte sagen elektrische Luftballons, wenn der Name eines so ungefügigen, bauchigen Dinges so zierlich-poetischen Fahrzeugen irgendwie angetan werden könnte. Auf großen Plätzen, zum Beispiel auf dem herrlichen, mit Marmorhallen, wohlriechenden Blumen und plätschernden Bassins versehenen Lützowplatze, waren solche Schweber um einige Backfisch zu bekommen. Doch hatten die meisten Familien ihre Familienschweber, und manche besaßen sogar noch zierliche Einzelschweber für jedes Familienmitglied. Man lud sie durch Einschieben kleiner Metallplatten, die massenhaft auf unterirdischen Karren aus dem Grunewald eingeführt wurden — — —"

Josef Kohler



Erziehung u. Schule

Die Waldschule

Wer das Wort „Waldschule" zum erstenmal hört, denkt wohl lieber an ein Märchen, an ein Konzert von Vögeln oder an putzige Zwerge, die auf einer Waldwiese vor einer Gesellschaft von Rehen, Hasen, Eulen, Eichhörnchen, Füchsen Schulmeister spielen; an die „Schule" denkt er nicht. Wenn man mit dem Wort aber zu einem richtigen Schulmann ginge, zu einem vom alten Schlag, der von neuen Ideen noch nichts erfuhr, wenn man ihm mit Mühe beigebracht hätte, daß es sich dabei nicht um Vögel und nicht um Zwerge, sondern um eine richtige Schule handelt, würde auch ihm die Sache erst recht märchenhaft sein — und in der Tat: bis in die letzten Konsequenzen ausgedacht, jenseits der Anfänge, deren wir uns heute erfreuen, erscheint diese modernste und zeitgemäßeste aller Schulreformen wirklich wie ein Wunder, und wie es bei so vielen größten Dingen ist, man wundert sich über das Wunder — weil es hinterher so selbstverständlich ist, man wundert sich, daß man so lange warten mußte auf eine Selbstverständlichkeit, die überall in irgendeiner Form leicht erreichbar scheint und die brennendsten Fragen unsers Schulelends der Lösung so gewaltig näherbringt.

Schon geraume Zeit verschicken viele — leider noch lange nicht alle — Gemeinden ihre erholungsbedürftigen Schulkinder auf ein paar Wochen in „Ferienheime"; aber natürlich vermag die kurze Zeit solcher Kur nichts Nachhaltiges auszurichten: die roten Backen, die die Kleinen mit nach Haus bringen, malt die schlechte Luft der Stadt bald wieder blaß, die neuen Kräfte schwinden, und die besseren Gewohnheiten, zu denen die ständige Aufsicht im Ferienheim vernachlässigte Kinder anhält, sind im engen Kreis des ärmlichen Arbeiterhaushalts bald vergessen. Wohl-



habende Eltern, die den Aufenthalt im Freien zu schätzen wissen, schicken denn wohl ihre Kinder in die modernen Schulpensionate, die „Landerziehungsheime“; nicht nur kränkliche, sondern auch gesunde. Aber das kostet heute meist noch sehr viel Geld, zudem werden diese Kinder dem erzieherisch unersetzlichen Einfluß des Elternhauses entzogen, und schließlich haben noch die Landerziehungsheime, selbst in Fällen, wo man sie durchaus anerkennt und wo das Finanzielle nicht in Frage käme, doch vielfach den Egoismus der Elternliebe gegen sich, der es begreiflicherweise nicht über sich bringt, die Kinder während der Schulzeit ganz aus dem Haus zu geben und sich mit den Ferien zu begnügen.

Die Waldschule verbindet nun die Idee des Ferienheims mit der des Landerziehungsheims: man sucht im Umkreis der Stadt, im Wald — wo es Wald gibt, wo er aber fehlt, würde das freie Feld natürlich auch genügen — einen geeigneten, leicht erreichbaren Platz aus, baut billig erstellbare Schulbaracken oder richtet auch etwa verfügbare alte Gebäude ein und bringt zunächst einmal die schwächlichsten Kinder hinaus; frühmorgens kommen sie, abends gehören sie wieder den Eltern und haben die Schulstunden hinter sich, haben tüchtig gegessen, geturnt, gespielt, gesungen und getobt, geschlafen und, wo es der Arzt für angemessen hielt, auch gebadet.

Charlottenburg hat den Gedanken der Waldschule auf die Anregung des Stadtschulrats Dr. phil. Neufert und des Privatdozenten Dr. med. Bendix und unter deren Leitung im Jahre 1904 zuerst durchgeführt. In der Nähe von Westend im Grunewald, etwa acht Minuten von der Haltestelle der elektrischen Bahn entfernt, hat man reichlich ein Hektar des schönen Kiefernhochwalds mit einem Drahtgitter umzäunt, eine wetterfeste Schulbaracke für zwei Klassenzimmer und ein Lehrerzimmer aufgebaut, die bei schlechtem Wetter auch als Spielzimmer dienen, eine andre Baracke für die Bewirtschaftung, die in der Hand einer Roten-Kreuz-Schwester liegt, eine offene Liegehalle, eine gedielte offene Halle zum Speisen und als Arbeitshalle für Schulaufgaben, einen Wasch- und Baderaum und einen abgepfählten Platz für Luftbäder ... aber die Hauptsache ist unter freiem Himmel: da sind Holzbänke für den Unterricht im Freien, denn wenn irgend möglich, meidet diese



Höhere Waldschule der Stadt Charlottenburg im Grunewald: Erdkundlicher Unterricht



Schule das „Schulhaus“. Einen Schulgarten gibt es, in dem diese Kinder mit einem Stück „Eigentum“ an ihre Schule gebunden sind; sie pflegen es mit rührender, eifersüchtiger Hingabe und mit der Unbeholfenheit — aber auch mit dem erziehlichen Erfolg — der hier bei Großstadtkindern selbstverständlich ist. Dann kommt die Hauptsache: ein weiter Platz, der wie eine kleine eigne Welt aussieht, wie eine wilde Alpenlandschaft, mit Wasserfällen und Tunnels und mit uneinnehmbaren Burgen; da schaufeln die Kinder, bohren sich tiefe Schluchten in den willigen Sandboden des Grunewalds, tragen Wasser für ihre Wasserfälle... unermüdliche Bergarbeiter, Mineure und Sappeure...



Waldschule der Stadt Charlottenburg: Erholungspause

Die Charlottenburger Waldschule kann natürlich nur einem kleinsten Teil der Charlottenburger Schuljugend zugute kommen: kranke, schwächliche, erholungsbedürftige Knaben und Mädchen (sie sitzen im Unterricht nebeneinander!) werden von den Schulärzten der zuständigen Schulen zur Aufnahme vorgeschlagen und vom Waldschularzt ausgewählt; meist handelt es sich um „Kinder, die nicht krank genug sind, um in einem Krankenhause Aufnahme zu finden, und doch zu schwächlich, um mit gesunden Schritt zu halten“; prinzipiell ausgeschlossen sind „Tuberkulöse mit Auswurf, Kinder mit nichtkompensiertem Herzfehler, mit Epilepsie, Veitstanz und schwerer Hysterie, mit offener Skrofulose (Tuberkulose) und ansteckenden Krankheiten“.*

Mit diesen Kindern wird nun ein Unterricht durchgeführt, dessen Ziel dem der Schulen entspricht, aus denen sie entnommen sind; der Lehrstoff ist aufs Hauptsächlichste beschränkt, so daß die Unter-

* Die Zitate sind der aufschlußreichen Broschüre: „Die Charlottenburger Waldschule im ersten Jahre ihres Bestehens“ von Neufert und Bendix (Berlin 1906, Urban & Schwarzenberg) entnommen.



richtszeit für die jüngsten auf zwei, für die älteren auf zweieinhalb Stunden für den Tag reduziert werden konnte, die Schulstunde zu einer halben Stunde gerechnet. Zwischen zwei Stunden ist immer eine Pause, die die Kinder im Freien zubringen, und mehr als zwei Stunden werden überhaupt nicht hintereinander gelegt. Da die Schülerzahl der Einzelklassen höchstens 25 beträgt, also nur etwa halb so groß ist wie die der Gemeindeschule, konnte es der Waldschule tatsächlich gelingen, ihr Unterrichtsziel zu erreichen: die Waldschulkinder konnten, nachdem sie ein halbes Jahr lang ihrer Klasse fern waren und einen Unterricht genossen hatten, der im Vergleich zu der üblichen Schullast mehr eine Ferienbeschäftigung bedeutet, ohne weiteres wieder einspringen und dem Gang des gewöhnlichen Unterrichts folgen; sie sind meist körperlich kräftig geworden (bei Kindern mit vollem neunzigtägigem Aufenthalt ist eine durchschnittliche Gewichtszunahme von 3,316 konstatiert worden!); ihr Interesse ist gesteigert, die Aufnahmefähigkeit gewachsen, und besonders ihre Aufmerksamkeit läßt nichts mehr zu wünschen übrig.

Den wesentlichsten Anteil an diesem erstaunlichen Erfolg hat natürlich die Pflege, die die Kinder in der Waldschule genossen haben; im folgenden geben wir (nach der genannten Quelle) den Plan einer üblichen, nach ärztlicher Anordnung eingerichteten Tagesverpflegung wieder:

- ¾8 Uhr: Reis- oder Roggenmehlsuppe, Brötchen mit Butter,
- 10 Uhr: ¼—½ Liter Milch, Schwarzbrot und Butter,
- ½1 Uhr: Fleisch: 100 Gramm, Zukost, Gemüse, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, 200 Gramm, danach zwei Stunden Ruhe im Liegestuhl,
- 4 Uhr: ⅓—½ Liter Milch, Schwarzbrot mit Mus oder Marmelade,
- 6½ Uhr: Haferschleim-Kakao-Suppe oder Pudding, Schwarzbrot mit Butter.

Dabei stellte sich die Verpflegung bei 95 Kindern und 6 Erwachsenen auf die erstaunlich niedere Summe von 0,50 bis 0,52 Mark für das Kind und 1 Mark für den Erwachsenen. Der beschränkte Raum erlaubt es leider nicht, eine besonders für Hausfrauen interessante detaillierte Kostenaufstellung aus dem Wirtschaftsbuch hier wiederzugeben; sie ergibt 51,29 Mark für den betreffenden Tag. Diese Kosten trägt für die gänzlich Unbemittelten die Stadt, bemitteltere Eltern haben je nach Vermögen zu den Beköstigungsauslagen beizutragen.

Fünfundneunzig Kinder bei Tausenden, die in Berlin Gemeindeschulen besuchen: es ist ein Anfang! In Charlottenburg selbst sind es inzwischen 260 geworden, und eine zweite Waldschule beherbergt schon 130 Mittelschüler aus Sexta bis Quarta. Andre Städte sind dem Beispiel Charlottenburgs gefolgt: Mülhausen im Elsaß, München-Gladbach, Breslau, Dortmund, Elberfeld, Husum, Lübeck, Kassel, Köln, Mainz, Duisburg, Buckow-Mark, Solingen haben schon ihre Waldschulen. Das nächste Ziel muß sein, daß zunächst für ihre schwächlichen Kinder jede Stadt solche Schulen einrichtet; hier ist es geboten, wieder auf ein Charlottenburger Vorbild energisch hinzuweisen: Herr Kommerzienrat Steinthal hat der Stadt zu Waldschulzwecken 100 000 Mark überwiesen. Solche Stiftungen sollten die „zuständigen Stellen" in Deutschland bald als Ehrenpflichten empfinden! Ein ferneres Ziel des Waldschulgedankens wäre aber viel leichter zu erreichen: daß nämlich jede Schule wenigstens einen Teil ihres Unterrichts, etwa den naturgeschichtlichen und geographischen und den Gesangsunterricht, ins Freie verlegt; mit der Turnstunde besonders ist auch da erfreulicherweise mancherorts schon ein Anfang gemacht: ein Stück Wald oder Wiese, ein paar Bänke würden leicht zur Verfügung sein — vielleicht sogar eine Schulbaracke oder auch irgendein altes Gebäude, das diesem Zweck dienlich gemacht werden könnte!

Die Entwicklung wird in dieser hochwichtigen Angelegenheit den üblichen Weg vom Komplizierten zum Einfachen machen: anstatt die Gesunden vor Krankheit zu bewahren, mußte man notgedrungen damit anfangen, die ganz schulunfähigen Kranken und Ansteckungsgefährlichen in Schulsanatorien zu schicken. Die Wald-



schule stellt den zweiten Entwicklungsgrad dar: sie nimmt sich der noch schulfähigen „Kränklichen“ an, sie beugt vor — aber sie ist immerhin gewarnt! Später einmal wird man von Schul wegen nicht mehr auf die immerhin bedenkliche Warnung warten und die ganze Schule dem Allheilmittel, der frischen Luft, zuführen: bis dahin mögen die Vernünftigen unter den Eltern selbst das Nötige tun und bedenken, daß eine Stunde im Freien, außerhalb der Stadt, für den Körper (und für den Geist!) ihrer Kinder mehr bedeutet als drei Stunden der üblichen Kinderfreiheit auf Straßen und in engen Höfen!

Dr. Ernst Guggenheim

Naturwissenschaft

Für die Tatsache, daß alle vielzelligen Lebewesen über kurz oder lang verfallen und zugrunde gehen, daß alle höheren Organismen sterben müssen, hat die Wissenschaft in der Lehre von der Amphimixis, die wir vor Jahresfrist hier besprachen, ein einigermaßen befriedigendes und einheitliches Erklärungsprinzip gefunden. Weit schwieriger ist es, selbst unter Zuratеziehung der allerneuesten umfassenden Zusammenstellungen, die Klausel „über kurz oder lang“ zu beseitigen und dem Verständnis des Problems von der relativen Zeitdauer des Lebens näher zu kommen.

„Lange mögest du leben“ — diese Grußformel indischer und orientalischer Völkerschaften schließt einen der heißesten Wünsche jedes normal empfindenden Menschen in sich. Da wir heute gelernt haben, den Menschen als ein Glied in der Entwicklungsreihe der in unendlicher Mannigfaltigkeit unsern Planeten bevölkernden Organismen anzusehen, so wird es uns vor allem interessieren, ob die Natur dem Menschen — im Vergleich zu seinen mehr oder minder blutsverwandten Mitgeschöpfen — die Erfüllung dieses Wunsches gewährt, ob sie ihm eine relativ kurze oder lange Lebensdauer „bestimmt“ hat.

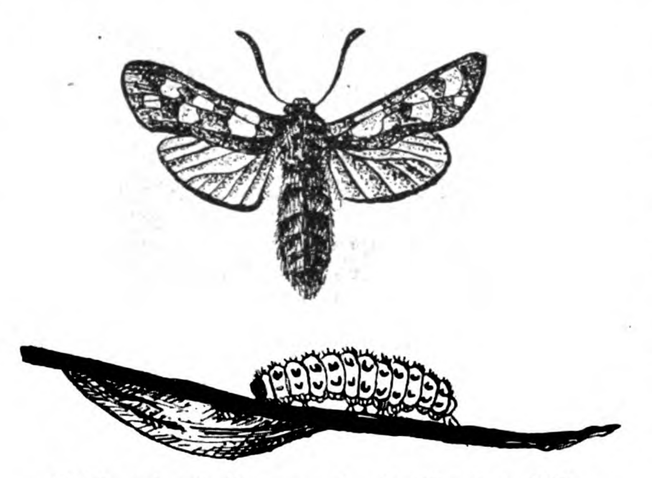
Tatsache ist, daß die verschiedenen Organismen in höchst verschiedener und, wie es scheinen will, wahlloser Weise von der Natur mit dem köstlichen Geschenk bedacht worden sind, das wir individuelles Leben nennen. An gewissen hierhergehörigen Fakta kann auch der gleichgültigste Mensch nicht vorübergehen; warum erreicht das kraftstrotzende Pferd, das uns an Körpermasse und Energieproduktion weit übertrifft, warum das Rind und die übrigen großen Haus- und Arbeitsgenossen des Menschen nur 2, höchstens $3\frac{1}{2}$ Jahrzehnte, warum muß unser intelligenter, starker und oft so geliebter Freund, der Hund, meist schon nach einem Jahrzehnt zum erbarmungswürdigen Krüppel werden, warum überleben dagegen die Fische unsrer Gartenteiche oft mehrere Generationen von Menschen, so daß der Enkel noch dieselben Karpfen füttert wie der Großvater? — Gibt es irgendein allgemeingültiges Erklärungsmoment; existiert, biologisch gesprochen, ein plausibler Zusammenhang zwischen Organisation und Lebensweise und zwischen dem Lebensalter?

Man sollte zunächst meinen, daß die Fähigkeit, innere und äußere Schädigungen zu überwinden, daß die Lebenszähigkeit entscheidend für die Lebensdauer sein möchte. Beispiele von fast ans Unglaubliche grenzender Lebenszähigkeit sind von den verschiedensten Tiergruppen her bekannt. Immerhin wird man bedenken müssen, daß wir nicht in den Fehler verfallen dürfen, die für den Menschen und etwa höchsten Tiere geltenden Bedingungen und Verhältnisse ohne weiteres auf niedere Tiere zu übertragen; die Organisationsverhältnisse, die Baupläne gewissermaßen der Tierkörper sind ja so grundverschieden; wenn wir einem Seestern den Arm amputieren, einen Polypen durchschneiden, so regen wir diese Selbstheilkünstler nur zu neuer Entwicklung an; ein Säugetier, ein Vogel kann kein größeres Quantum seiner Körpermasse entbehren, sei es nun welcher Art es wolle. Dennoch bringt die neue Literatur — vor allem fuße ich auf persönlichen und literarischen Mitteilungen meines Kollegen



P. Schulze — einige ganz krasse Fälle extremster Lebenszähigkeit, die wir in diesem Zusammenhang besprechen zu müssen glauben. Sie betreffen allermeist die Insekten, jene durch ihre unheimliche Volkszahl für das menschliche Wirtschaftsleben oft so verderblichen, durch ihre hohen psychischen Fähigkeiten so hochinteressanten Lebewesen.

Ein vom Sammler in vollstem Fluge gefangener Silberstrichfalter (Argynnis) zeigte die in der Tat mehr als merkwürdige Eigentümlichkeit, daß er keinen — Kopf mehr hatte. Ein andermal konnte dagegen der mit dem ersten Vorderbeinpaar zusammen abgetrennte Kopf einer Pflaumenwicklermade noch zu einer Frucht hinkriechen und diese annagen. — P. Schulze hatte Gelegenheit, auf aus Südafrika gesandten Kadaverteilen eigenartige Fliegenmaden (Drosophila) zu untersuchen, die in der sonst nur zum Konservieren und Gerben benutzten Flüssigkeit Formol (deren Wirkung auf die menschliche Haut und die Atmungsorgane geradezu zerstörend ist) recht munter lebten. Ein andrer Forscher wollte diese Maden in starker Chromsäure für eine Arbeit konservieren: sie lebten nicht nur weiter, sondern verpuppten sich sogar! — Ich selbst sah Mückenlarven (Corethra) tagelang in Alkohol oder Formol leben. — Den Gipfel der Giftfestigkeit erreichen jedoch wohl gewisse reizende Schmetterlinge, die „Widderchen" (Zygaena), die bei uns oft an schönen Frühsommertagen blühende Skabiosenwiesen wie Blutstropfen bedecken. In die Blausäuredämpfe des Insektentötungsglases gebracht, zeigen sie nicht eine Spur von Unbehagen; es geht ihnen sogar so gut, daß sie, bei richtiger geselliger Konstellation, ungestört über dem Zyankali der — Liebe huldigen!



„Widderchen" (Zygaena), ein blausäurefester Schmetterling
Unten: Raupe und Kokon

Sind nun aber deswegen diese kleinen Falter und auch die übrigen Insekten besonders langlebig? Keineswegs. Ihre Lebensdauer, die nur bei überwinternden oder auch künstlich in der Entwicklung zurückgehaltenen Exemplaren, die Larvenzeit eingerechnet, mehr als ein Jahr währt, findet fast immer eine geradezu poetische Begrenzung. Fast immer sind die Insekten dem Tode geweiht, wenn sie den für die Arterhaltung nötigen Akt vollzogen haben. Bei den meisten andern Wesen aber besteht — glücklicherweise möchte man sagen — kein so unvermeidlicher Zusammenhang zwischen Arterhaltung und Zugrundegehen des Individuums; sie können mehrfach innerhalb ihres individuellen Lebensablaufs, meist in periodenweiser Wiederkehr (Brunst), die sexuellen Funktionen vollziehen. Bei diesen langlebigeren Wesen, zu denen ja bekanntlich die Wirbeltiere (wir nicht ausgeschlossen) gehören, bürgt wohl in vielen Fällen die Lebenszähigkeit für ein langes Leben. Die Schildkröten, die den unvermeidlichen Martern des physiologischen Laboratoriums (deren Erörterung wir uns allzu gern ersparen) eine schier unverwüstliche Widerstandskraft entgegensetzen, erreichen nach Hesses vorzüglicher Zusammenstellung unter allen jetzt lebenden Tieren wohl das höchste Alter; 150 Jahre in der Gefangenschaft

Kultur der Gegenwart

sind verbürgt, 300 Lebensjahre nicht unwahrscheinlich. Auch die lebenszähen Amphibien, und auch vor allem die schon vorerwähnten Fische, die ja zum Schmerz jeder empfindenden Hausfrau „nicht umzubringen" sind, erreichen hohe Altersstufen; die Kröte wird 40 und mehr Jahre alt, Karpfen, Hecht und Wels sind mit 100 Jahren noch recht munter und rüstig.

Leider aber versagt unser Erklärungsprinzip in andern Fällen. Zählebige Tiere, Reptile, Amphibien und Fische, sind in der Regel träg; man hat gemeint, daß sie ihren Körper „wenig abnutzen" und deswegen alt werden. Was sollen wir aber zu unsern gefiederten Freunden sagen, deren Vitalität ja die unsre noch weit übertrifft, deren Stoffwechsel und Bluttemperatur die intensivsten im ganzen Tierreich sind, die man aber kaum als besonders widerstandsfähig, oft als geradezu empfindlich bezeichnen muß? Sie erreichen — bekanntlich — relativ enorm hohe Altersstufen, Adler, Rabe, Papagei und Schwan haben mit einem Jahrhundert noch nicht genug, wenn sie nicht ein tückischer Zufall vorher ereilt. Die kleinen zarten Sänger sind nicht weniger Lebenskünstler; ein solches „Atom" glühenden Lebens, wie es das Körperchen eines Finken darstellt, bringt es auf ein Vierteljahrhundert und mehr!

Die Größe, die relative Körpermasse macht's also nicht. Wahrhaft kolossale Tiergestalten, wie unsre großen Haussäugetiere, müssen eher daran glauben als die verhältnismäßig doch kleinen Schildkröten, Fische und vor allem Vögel; Elefant und Wal werden allerdings recht alt (150 Jahre verbürgt), aber was bedeutet dies, wenn wir die relativen Körpermassen (Elefant und Rabe zum Beispiel) im Auge behalten!

Durchgehends richtig ist, daß früh geschlechtsreife Tiere kurzlebig sind; dies gibt einige Aufklärung über das frühe Ende der großen Haustiere. Die Vögel, die meist schon mit einem Jahre heiratsfähig sind, bilden hier wieder eine Ausnahme. Reichliche Nachkommenschaft soll langes Leben ausschließen, beziehungsweise in biologischem Sinne überflüssig machen; aber wird nicht der Karpfen mit einer ans Fabelhafte grenzenden Nachkommenschaft — 500 000 Eier jährlich — so alt wie der Adler, der mit 2 bis 3 Eiern seiner jährlichen Arterhaltungspflicht genügt?

Völlig wirr wird das Problem bei gewissen niederen Tieren. Hesse berichtet von Schnecken zum Beispiel, daß ihre Dauerhaftigkeit zwischen einem (schwarze Wegschnecke, Arion) und neun (Gartenschnecke, Helix hortensis) Jahren schwankt.

Wenn es uns somit vorläufig noch nicht gelungen ist, unsrer — uns allen so sehr am Herzen liegenden — Frage wissenschaftlich wirklich näher zu kommen, so steht doch nach unsern Ausführungen so viel fest, daß die Säugetiere, und damit auch der Mensch, bei der vergleichenden Betrachtung durchaus nicht allzu günstig abschneiden.

Innerhalb seiner Klasse, unter den Säugern also, hat es dagegen der Mensch zu einer relativ sehr bedeutenden Lebensdauer gebracht, fraglos nicht zum wenigsten durch alle jene kulturellen Bestrebungen, die unter dem Namen Hygiene begriffen werden. Mit Ausnahme der extremen Riesen unter den Säugern, Wal, Elefant, vielleicht noch Rhinozeros; merkwürdigerweise — und hier klingt etwas durch wie „biologisches Hohngelächter" — auch mit Ausnahme des vielgeplagten Einhufers, der den Namen Equus asinus, Esel, führt und der es auf 106 Lebensjahre bringen soll, übertrifft er wohl alle Säuger, alle jene Prachtgestalten, die ihm an physischer Leistungsfähigkeit oft weit überlegen sind, in der erstrebenswerten Fähigkeit, alt zu werden.

Dr. Wilhelm Berndt



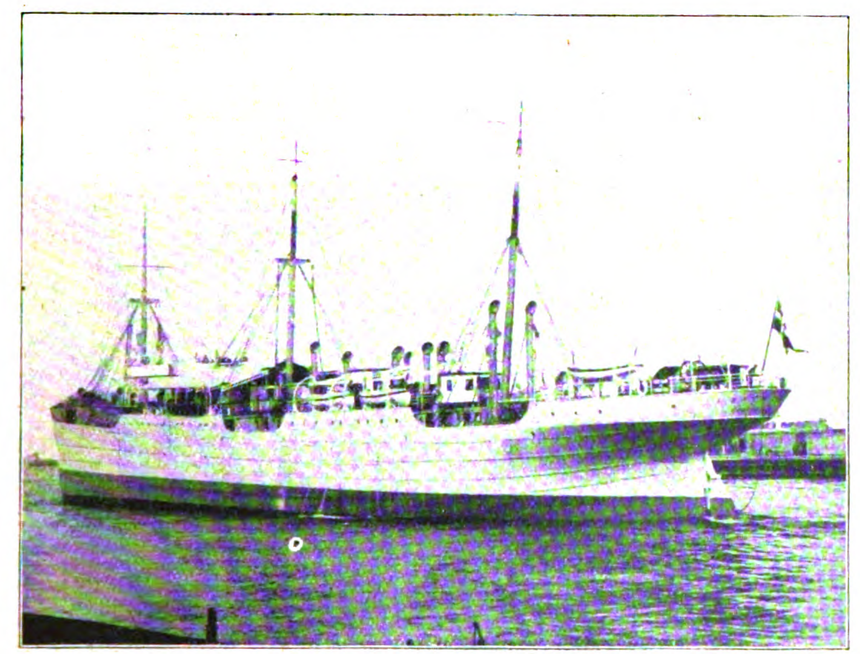
Gelegentlich der Kieler Woche besichtigte unser Kaiser ein von der Hamburg-Amerika-Linie neu angekauftes Schiff, die „Fionia", die auf der dänischen Werft Burmeister & Wain in Kopenhagen erbaut wurde. Der Grund für



das außergewöhnliche Interesse, das sich noch in einem Telegramm an den König von Dänemark bekundete, liegt nun nicht etwa in den allgemeinen Einrichtungen des Schiffes.

Die „Fionia“ hat 7000 Tonnen Gehalt, gehört also nach heutigen Begriffen zu den mittelgroßen Schiffen. Sie ist als Frachtdampfer gebaut und in keiner Weise bemerkenswert eingerichtet. Was sie unterscheidet, ist die Maschinenanlage. Sie ist ebenso wie ihre Schwester „Selandia“ mit Dieselmaschinen ausgerüstet, und dieser Maschine wird gegenwärtig in Schiffahrtskreisen ein sehr großes Interesse entgegengebracht. Während unsre Dampfer Dampfmaschinen besitzen, die, wie der Name sagt, mit Dampf betrieben werden, der in einer großen Kesselanlage erzeugt wird, wird bei der Dieselmaschine die Kraft unmittelbar aus leicht entzündlichen petroleumähnlichen Ölen erzeugt. Die Kesselanlage fällt infolgedessen weg, und statt der großen Berge von Kohlen, die sonst zur Beheizung der Kessel benötigt werden, führt ein Dieselmotorschiff nur einige Behälter mit Brennöl mit sich.

Rein äußerlich unterscheidet sich das Dieselmotorschiff dadurch von allen Seedampfern, daß ihm die Schornsteine fehlen. Die Auspuffgase der Maschine können in andrer Weise ausgestoßen werden. Infolgedessen fehlt auch die Rauchentwicklung.



Phot. Boedecker, Berlin

Das erste von Deutschland angekaufte Motorschiff „Fionia“

Dieser Vorzug macht sich natürlich besonders bei Kriegsschiffen geltend, denen die schwarzen Rauchwolken nicht selten zum Verräter werden. Auch behindern die Schornsteine die Verwendbarkeit der Geschütze. Wenn man weiß, daß der Schornstein eines modernen Ozeandampfers groß genug ist, um als Tunnel für einen Omnibus zu dienen, wird man ermessen können, wieviel Platz durch den Wegfall dieser Gesellen gespart wird.

Durch das Fehlen der Kesselanlage wird dann weiterhin auch noch Platz gespart, denn wenn auch die eigentlichen Maschinen beim Dieselmotor etwas größer

ausfallen als bei Dampfantrieb, so nimmt doch der Dieselmotor weniger Platz weg als Dampfmaschine und Kesselanlage zusammen, und so muß man rechnen, denn er ersetzt beides.

Hierbei ist noch zu bedenken, daß die Kessel immerhin ein Gefahrmoment bilden, weniger im normalen Betrieb — unsre Kesselbautechnik ist sehr weit fortgeschritten —, wohl aber bei Unglücksfällen. Gelangt bei einem Zusammenstoß kaltes Seewasser an die heißen Dampfkessel, so ist eine Explosion der letzteren sehr wahrscheinlich. Vielleicht ist etwas Ähnliches auch unglückverstärkend auf der „Titanic" passiert. Der Brennstoff selbst ist in Form von Öl leichter als in Form von Kohlen, mit andern Worten, ein Motorschiff kann verhältnismäßig mehr Nutzlast befördern, weil es bei gleicher Reisedauer ein geringeres Brennstoffgewicht mitzunehmen braucht. Um die Bedeutung dieses Umstandes zu ermessen, sei nur daran erinnert, daß ein großer Amerikafahrer während jeder Fahrt einige Eisenbahnzüge Kohlen verschlingt.

Salon auf der „Fionia"

Wesentlich ist schließlich die Ersparnis an Bedienungspersonal. Große Dampfschiffe haben heute ein größeres Heizerpersonal als Matrosen. Hundert Heizer an Bord eines modernen Dampfschiffes sind keine Seltenheit. Diese Leute werden ausschließlich für die Kesselbedienung benötigt. Mit dem Wegfall der Kessel werden sie überflüssig. Da die Arbeit eines Heizers an Bord eines Schiffes zu den anstrengendsten und aufreibendsten Tätigkeiten gehört, ist das auch vom sozialen Standpunkt aus sicherlich nicht zu bedauern.

Wenn der Laie von dieser großen Reihe von Vorzügen hört, wird er verwundert fragen, warum unter solchen Umständen überhaupt noch Schiffe mit Dampfmaschinenantrieb gebaut werden. Wo Licht, ist aber auch Schatten. Und dieser soll nicht verschwiegen werden. Zunächst ist die Dieselmaschine an sich schwerer als eine gleich leistungsfähige Dampfmaschine. Sie ist demzufolge auch teurer. Das gilt besonders von den Viertakt-Dieselmaschinen, die in der „Selandia" und „Fionia" eingebaut sind. Auch besitzt man heute noch gar keine Erfahrungen über die praktische technische Bewährung von Dieselmaschinen der hier in Frage kommenden Größen. Der Bau von Schiffsdieselmaschinen ist ein ganz neuer Zweig der Technik. Erst in



den letzten Jahren ist es gelungen, eine wichtige Forderung der Schiffahrt: Umsteuerung der Maschine für Rückwärtsgang, zu erfüllen. Es ist also sehr wohl verständlich, wenn man vorläufig nur Versuchsschiffe baut und nicht gleich mit einem Schlag das seit Jahrzehnten Bewährte zugunsten eines noch unbekannten Neuen verläßt.

Eine weitere Sorge für die Marine bildet die Beschaffung des Brennstoffes für Dieselmaschinen. Man hat in den letzten Jahren schon häufig die Erfahrung gemacht, daß irgendeine neue, für einen besonders billigen Brennstoff konstruierte Maschine in dem Augenblick, wo sie allgemeiner angewandt wurde, zu einer erheblichen Verteuerung des Brennstoffes führte. Es sei nur an die gegenwärtig unglaublich hohen Benzinpreise erinnert, die den Benzinmotorbetrieb wesentlich verteuern, ferner an die steigenden Preise für alle möglichen Öle, die als Heizöle zur Anwendung gelangten, kurz nachdem passende Konstruktionen für ihre praktische Verwertung erfunden wurden. Bei den Dieselmaschinen auf dem Lande hat man eine ähnliche Erfahrung ja schon gemacht. Und wenn man gegenwärtig daran arbeitet, die Maschine für Steinkohlenteeröl einzurichten, das gegenwärtig in sehr großen Quantitäten zur Verfügung steht, so ist vielleicht auch diese Arbeit vergebens. Für Kohlen haben wir heute einen Weltmarkt, ihr Preis schwankt natürlich auch, aber doch in weit geringerem Maße; vor allem aber haben wir für absehbare Zeit die Sicherheit, daß jederzeit das benötigte Quantum Kohle zur Verfügung steht.

Bei Rohöl ist das etwas andres. Hier ist es keinesfalls erwiesen, daß bei stark wachsendem Bedarf die Produktion dem Verbrauch folgen kann. Ein plötzlicher Übergang von der Kohle zum Rohöl als Brennstoff würde geradezu zu einer wirtschaftlichen Krisis führen müssen. Bei dem ungeheuren Brennstoffverbrauch unserer Handelsmarine ist diese Frage selbstverständlich von der allergrößten Bedeutung. Im übrigen kommt auch die Versorgungsfrage in Betracht. Kohlen erhält man heute an vielen tausend Hafenplätzen; schließlich kann mit Kohlen auch einmal ein andres Schiff aushelfen. Rohöl ist nur an sehr wenigen Plätzen in nennenswerter Menge erhältlich. Ölmotorschiffe sind also weit abhängiger von bestimmten Hafenplätzen.

Dampfkessel kann man im Notfall auch mit Holz oder andern Brennstoffen feuern, und die Geschichte der Schiffahrt kennt Fälle, wo in der Not nacheinander so ziemlich das ganze entbehrliche Holzwerk eines Schiffes unter den Kesseln verfeuert worden ist. Geht das Treiböl aus, so liegt das Motorschiff ebenso fest wie ein Automobil, das kein Benzin mehr hat.

Von den genannten Gründen, die gegen die Motorschiffe sprechen, sind sicherlich die an letzter Stelle genannten die schwerwiegendsten. Die rein technischen Bedenken hinsichtlich Betriebssicherheit und so weiter werden zweifellos überwunden werden. Ob es aber gelingen wird, Garantien für genügende Mengen überall erhältlicher Trieböle für die Schiffe zu schaffen, das ist eine sehr große Frage.

Immerhin wird man für die nahe Zukunft sicherlich wegen der eingangs erwähnten Vorzüge mit einer größeren Anzahl von Dieselmotorschiffen für die atlantische Fahrt zu rechnen haben. Die Entwicklung wird fortschreiten, aber wahrscheinlich langsam.

Außer der „Fionia“, die jetzt von der Hamburg-Amerika-Linie erworben wurde, und der „Selandia“ sind gegenwärtig auch auf deutschen Werften eine größere Anzahl Seeschiffe mit Dieselmotorantrieb in Bau, aber es handelt sich dabei überall nur um mittelgroße und kleinere Schiffe. In technischer Hinsicht wird es dabei interessant sein, zu sehen, ob die von den Dänen angewandten einfacheren, aber schwereren und größeren Viertakt-Dieselmaschinen oder die zum Beispiel auf den auf den Howaldtswerken in Kiel im Bau befindlichen Südamerikadampfern vorgesehenen leichteren Zweitakt-Motoren sich besser bewähren. Noch in diesem Jahre wird eine größere Anzahl von diesen Versuchsschiffen, denn anders kann man sie kaum bezeichnen, fertig werden.

Ob auch die Kriegsmarine daran denkt, den Dieselmotor für gewisse Bauten zu verwenden, ist unbekannt. Auf den Unterseebooten werden sie ja schon be-



nutzt, aber sonst ist noch auf keinem Kreuzer, geschweige denn Panzerschiffe ein Ölmotor als Antrieb vorgesehen worden. Vielleicht läßt man zunächst die Handelsmarine als Versuchskaninchen arbeiten, vielleicht entschließt man sich aber auch zu eignen Versuchen. Für die Kriegsschiffe würde natürlich die Garantie für stete Bereithaltung der erforderlichen Ölmengen unerläßliche Vorbedingung sein; anderseits hat die Kriegsmarine von der Raumersparnis, Heizerersparnis, bequemer Übernahme von Brennmaterial auf hoher See neben den schon angedeuteten artilleristischen Vorteilen und dem besseren Schutz der Maschinen durch Panzer sehr große Vorteile zu erwarten.

Siegfried Hartmann

Gesundheitspflege

Könnte man eine Lebensmaschine, denn nach einer Richtung — nach der dem Menschengeist einzig begreiflichen — ist der Organismus eine Art hochkomplizierte Maschine, vor groben äußeren Attacken der Gewalt und des Zusammenpralls mit andern physischen Organisationssystemen bewahren, so müßte diese Uhr ungestört weiterlaufen, bis die in ihr aufgespeicherte Kraft von selbst verbraucht ist. Jeder Tod müßte ein Ermattungstod, ein Verlöschen, ein Entspannen sein. Aber auch eine Uhr kann stillstehen ohne grobe Zertrümmerung ihrer Teile, so etwa, wenn Staub sich zwischen ihr Räderwerk schiebt und durch seine Anhäufung einem groben Hemmnis des Umlaufs und Kreisens aller Teile gleichkommt. Solche häufigen Hemmnisse des Lebensablaufes eines menschlichen Organismus sind die Miniaturausgaben des Staubes, seine lebendigen Konkurrenten an Kleinheit und Winzigkeit, seine Zwergkinder und seine Bewohner — die Bakterien. Freilich ist für sie ein sichtbares Sonnenstäubchen, ein winziges Pflanzenfaserchen, ein Harzbröckelchen, ein schwebendes Stückchen Kristall immer noch eine bergige Insel, die sie umwandern und besteigen können zu Tausenden und Abertausenden, aber auch ihre Ansammlung (eine Folge ihrer märchenhaften Fruchtbarkeit Dutzende von Kindern pro Stunde) kann zu brutalen Schädigungen des Räderwerkes unsres Lebens werden. Wir wissen schon aus früheren Besprechungen, daß diese winzigen Torpedos der feindlichen Lebensmächte unter normalen Bedingungen gar nicht in die Kanäle unsrer Lebensströme hineingelangen können, wenn nicht die Sperrgitter gegen diese Bedroher vorher beschädigt oder eingerissen sind. Das ist nicht nur ein Bild, es ist mehr, es ist ein analoger Vorgang: die gesunde Schutzwehr unsrer Gewebe läßt für gewöhnlich feindliches Material gar nicht passieren.

Um nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich, daß sich diese Sätze nur auf den Parasitismus im Sinne der Einwanderung in die Gewebe des Körpers selbst, nicht etwa in seine naturgegebenen Leibeshöhlen und ihre Kanäle bezieht. Denn eine Krätzmilbe oder einen Bandwurm, einen fadenförmigen Blutwurm und einen Malariaparasiten kann jeder akquirieren, obwohl auch hier solche parasitischen Krankheiten bei den einzelnen Individuen verschieden leicht oder schwer zu nehmende Dinge sind. Diese groben Einwanderer, immer noch Riesen gegen die Zwerge des Mikroskops, gegen die winzigen Zellpünktchen und Strichelchen auf der Grenze zwischen Tier und Pflanze, gelangen in den Nahrungs-, Blut- und Absonderungsstrom des Leibes, also in naturgegebene, vorgebildete Hohlräume, während diese kleinen gefürchteten Einwanderer in das Gefüge unsres Leibes kleinen Schrauben und Bomben gleichen, die die winzigsten Lücken und Vertiefungen in den Maschen und Zäunen unsrer Gewebe benützen, um ihre Explosionswirkungen und Zerstörungen anzurichten. Um ihnen diesen Eintritt zu versperren, hat die Natur im Jahrmillionen alten Kampf eben Einrichtungen getroffen oder gelernt, die der „Gesunde" stets funktionsbereit hat. Nur wenn diese Abwehrmechanismen paralysiert sind, untüchtig werden, können sie vordringen.

Welcher Art sind diese Schutzvorrichtungen? Sie sind teils mechanischer, teils biologischer, teils chemischer Natur. Fast überall, wo Bakterien mittels Luft-

und Nahrungsstrom, also rein mechanisch, in die offenen Hohlgänge des Körpers, Kanäle und Buchten gelangen, sind diese Wege ausgepolstert und besetzt von einem dichten Zaun von Zellen, welche Wimperhärchen tragen, die gegen die Mitte der Hohlräume gestellt sind und die sich flottierend gegen die Ausfuhröffnung solcher Kanäle schwunghaft hin und her bewegen und sich damit wie Wasserschaufeln verhalten, die den vorbeipassierenden Kleinlebewesen buchstäblich auf den Schub verhelfen. Auch haben die einzelnen Zellen dieses Randbesatzes der inneren Auskleidungen die Fähigkeit, sich auf Reize hin zusammenzuziehen und die kleinen Kittleisten zwischen sich zu verdichten und eventuelle Haftlücken zu verengen. Zweitens ist diesen Hohlröhren fast überall ein umhüllender Muskelschlauch mitgegeben, der durch stoßweise Zusammenziehung den Inhalt der Röhren auspressen und fortschieben kann, oder es entstehen Luftstöße wie beim Niesen und Husten oder Rückwärtsbewegungen, wie beim Erbrechen oder Aufstoßen von größeren Muskelsystemen her — Blasebalgmechanismus des Zwerchfells für Lunge, Magen und Darm — welche mit Luft- und Flüssigkeitseruptionen die unwillkommenen Eindringlinge auf mechanischem Wege entfernen. Dieser aus feinsten oder gröbsten Bewegungen zusammengesetzte Mechanismus genügt aber nicht für den Fall, daß dennoch die winzigen Drillbohrer in das Gefüge der Gewebe eingedrungen sind. Wimperhaare können leicht verloren gehen, die Verengung der Lücken kann aussetzen, die Muskelaktion kann geschwächt sein — genug, der Mechanismus der Abwehr kann versagen und die Bakterien kriechen dennoch in die feinen Zellspalten wie in offene Tore. Dann kommt gemeinsam mit dem Chemismus der Säfte ein wundersames Heer belebter kleiner Schutztruppen in Aktion, auf die wir näher eingehen müssen, um den Kampf der Zellen gegen die Bakterien ganz zu verstehen.

Alle Gewebe — die festen wie die flüssigen, denn auch das Blut ist ein Gewebe in gleichsam geschmolzenem Zustand — wird dauernd durchwandert von einer Armee von Gewebspolizisten, den sogenannten weißen Blutkörperchen, den Wanderzellen. Diese sind zu einer Art Straßenpolizeitätigkeit von der Natur abkommandiert, um auf allen Wegen und Plätzen nach dem Rechten zu sehen und Vagabunden, Unruhestifter und Ruhestörer zu umstellen und zu verhaften. Sie machen es aber einfacher als unsre städtische Hermandad: sie verhaften die Stromer nicht nur, indem sie sie in ihre Mitte nehmen und ins Zellgefängnis, die nächste Lymphdrüse, die oft strotzt von solchen Zellgefangenen, zu bringen, sie machen meist viel kürzeren Prozeß, sie fressen sie bei lebendigem Leibe auf. Es ist ein wundersames Geheimnis, wie diese meist einsam durch die stillen Straßen ziehenden Wächter der Ruhe sich da, wo Gefahr ist, schnell alle zu Hilfe kommen ohne Pfiff, ohne Ruf, ohne Telephon oder Meldung: wo Feinde sind, kommen sie in Scharen herbeigeschlichen wie durch Witterung aus weiter Ferne. Es ist höchst interessant, unter dem Mikroskop zum Beispiel an einem durchscheinenden, über dem Lupentisch ausgebreiteten Froschbauchfellnetz zu sehen, wie sie ein Glasstäubchen ebenso umstellen wie einen Tuberkelbazillus, durchaus gleich wie Hunde das umzingelte Wild einkreisen und ihm den Weg versperren. Das ist die Phagozytose Metschnikoffs, die überall, wo Bakterien ins Gewebe geraten sind, direkt beobachtbare Freßkampagne der weißen Schutztruppe des Blutes und aller Gewebe, das ist die biologische Form der Abwehr gegen Bakterien. Ihre Geschichte ist die Geschichte fast aller Bakterienansammlungen im Leibe, es ist die Historie vom Schicksal der Kokken und Spirillen im Gewebe, es ist der Werdegang der Knötchen, des Tuberkels, der Lepraknoten, der Syphilisknoten, der Eiterbläschen, der Furunkel, der Karbunkel und der ungeförmten Eiterung in Progression, der progressiven Phlegmone. Es ist die Form der zellularen Abwehr gegen jede Form von Infektion.

Aber damit sind die Möglichkeiten noch nicht erschöpft. Die Natur hat Zeit gehabt, noch andre Mittel, noch viel feinere und molekularere zu ersinnen innerhalb unausdenkbarer Äonen des Daseins-

kampfes, die den Bestand des Lebens zu sichern geeignet sind. Das besagt die Lehre von den Gegengiften, den Antitoxinen, die uns das nächste Mal beschäftigen soll.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich

Frauenrundschau

Die Organisation der deutschen Frauenbewegung

Sie ist sehr kompliziert und für den Außenstehenden schwer übersehbar. Das hat zwei Gründe. Der eine ist die Vielseitigkeit der Frauenbewegung, die, im weitesten Sinne gefaßt, eine ganze Unendlichkeit von Interessen, Wünschen, Versuchen, Arbeiten in sich aufnehmen, sich zurechnen kann. Der andre ist die Tatsache, daß die Organisation der deutschen Frauenbewegung nicht aus einem Guß nach einem einheitlichen Plan im gegebenen Augenblick geschaffen, sondern das Ergebnis einer nun fünfzigjährigen Entwicklung ist und ihre Bestandteile deshalb nicht nur ein logisch geordnetes Nebeneinander, sondern auch ein nur historisch zu erklärendes Nacheinander darstellen.

Diese Entwicklung begann mit der Gründung von zwei bedeutsamen Verbänden im Jahre 1865: des Lettevereins in Berlin und des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Leipzig. Der erste, aus männlicher Initiative — der eines liberalen Wirtschaftspolitikers — entstanden, hatte es lediglich mit der Lösung der Frauenerwerbsfrage zu tun. Er war ein „Frauenbildungs- und Erwerbsverein", und nach seinem Muster entstanden im Laufe der Zeit noch manche in andern Städten, die sich alle darauf beschränkten, Anstalten zu begründen, in denen Mädchen eine angemessene Vorbildung zu einem für sie ausreichenden und volkswirtschaftlich heilsamen Erwerb erhalten konnten. Der Allgemeine Frauenverein aber, von demokratisch gesinnten Frauen geschaffen, mit einer Achtundvierzigerin an der Spitze, war der Anfang der „Frauenbewegung" in einem viel weiteren Sinne. Er wollte (was der Letteverein damals gar nicht entschieden und nachdrücklich genug ablehnen konnte) außer für erweiterte Bildung und Erwerbsmöglichkeiten für erweiterte Rechte der Frauen eintreten. Er war von Anfang an als ein Deutschland umfassender Verband gedacht und war durch fast drei Jahrzehnte in der Tat die nationale Organisation der Frauenbewegung.

Das Jahr 1890 ist bedeutsam in der deutschen Frauenbewegung. Um diese Zeit — ein wenig früher, ein wenig später — begann sie aus dem ungestalteten Keim ihre einzelnen gegliederten Organe hervorzutreiben. Es entstanden die großen weiblichen Berufsorganisationen: der Handelsangestellten, der Lehrerinnen. Es entstanden Fachverbände für bestimmte spezielle Aufgaben, zum Beispiel der Verein Frauenbildung-Frauenstudium, der für Gymnasialbildung und Universitätsstudium der Frauen kämpfte.

Diese einzelnen Verbände mußten nun noch einmal wieder im Zeichen der Frauenbewegung zusammengefaßt werden. Oder doch: es ist entscheidend für die ganze Entwicklung der deutschen Frauenbewegung gewesen, daß das geschah. Von der Weltausstellung in Chikago brachten im Jahre 1894 einige deutsche Frauen das Vorbild einer Organisation mit, die sich die Amerikanerinnen geschaffen hatten: sämtliche für irgendeinen sozialen oder beruflichen oder geselligen Zweck begründeten Frauenvereine in einen großen Bund zusammengeschlossen, der die Aufgabe hat, für die allen gemeinsamen Ziele zu arbeiten. Eine solche Organisation schufen sich die Frauen 1894 im Bund Deutscher Frauenvereine. Er ist heute die größte Körperschaft innerhalb der deutschen Frauenbewegung, ja mit ihr in gewissem Umfange identisch. Außerhalb seiner stehen heute nur noch zwei große Frauengruppen: die sozialdemokratischen Organisationen und die konfessionell katholischen Verbände.

Der Bund Deutscher Frauenvereine, der interkonfessionell und politisch neutral



ist, umfaßt heute über 40 große territoriale oder Fachverbände und viele Hunderte von Vereinen (Geschäftsstelle Mannheim, L 12, 18). Er wird annähernd eine halbe Million Mitglieder repräsentieren. Durch diese Verbände ist er sowohl territorial wie fachlich wie bis zu einem gewissen Grade konfessionell gegliedert.

Die territoriale Gliederung ist die übersichtlichste. In den einzelnen Bundesstaaten ergab sich die Notwendigkeit eines zuerst gelegentlichen Zusammengehens der einzelnen örtlichen Vereine, wenn man etwa Wünsche an die Regierung oder das Parlament einzubringen hatte. Auch sonst fühlten innerhalb der großen allgemeinen Frauenbewegung die Ortsvereine ihre territoriale Zusammengehörigkeit durch die Gleichheit der politischen und sozialen Verhältnisse, mit denen sie zu rechnen hatten, und die Stammesverwandtschaft, die sie in Fragen der Taktik, in der inneren Haltung zu diesen und jenen Angelegenheiten der Frauenbewegung ähnlich empfinden ließ. So ergab es sich von selbst, daß innerhalb der Bundesstaaten Landesverbände der Frauenbewegung entstanden, die wie der Bund Deutscher Frauenvereine interkonfessionell und politisch neutral sind. Sie übernahmen die Aufgabe, neue Vereine der Frauenbewegung zu gründen, denn je mehr die kleinen und Mittelstädte herangezogen wurden, um so notwendiger war bei solchen Gründungen ein genaues Verständnis für Volks- und Landesart und zunächst eine dauernde Hilfe und Beratung, die nur nachbarlich von Ort zu Ort, aber nicht von weither geleistet werden konnte. In Preußen mußten die gleichen Umstände zum Zusammenschluß von Provinzialverbänden führen, die eine Art von schematischer „innerer Kolonisation" für ihre Sache treiben und das Land mit einem ganzen Netz von Vereinen auch in kleinen und kleinsten Städten überzogen haben. Diese Vereine richten sich in ihrer lokalen Arbeit nach Bedürfnis und Gelegenheit. Sie nehmen je nachdem praktische Aufgaben in Angriff: etwa Auskunftstellen für Frauenberufe oder Rechtsschutzstellen für Frauen, Hauspflege, Vormundschaften über uneheliche und verwaiste Kinder; sie versuchen, ehrenamtlich an der öffentlichen Armen- und Waisenpflege beteiligt zu werden und so weiter. Das praktische Programm ist da so unerschöpflich wie die soziale Not und so endlos wie der Mangel an Hilfskräften.

Komplizierter als diese territoriale ist die Gliederung der organisierten deutschen Frauenbewegung nach Fachverbänden. Neben den eigentlichen Berufsorganisationen der Lehrerinnen, der kaufmännischen Angestellten, Hausbeamtinnen, Krankenpflegerinnen, Postbeamtinnen, die sämtlich dem Bund Deutscher Frauenvereine angeschlossen sind, bestehen große Verbände für einzelne Aufgaben, zum Beispiel der Verein Frauenbildung-Frauenstudium, der Hauspflegeverband, der Koloniale Frauenbund, der Rechtsschutzverband, die beiden Frauenstimmrechtsverbände. Zu diesen Fachverbänden gehört jetzt auch der Allgemeine Deutsche Frauenverein, der als Spezialgebiet die Mitarbeit der Frauen in der Kommunalverwaltung zu fördern bestrebt ist und zu diesem Zweck eine beratende, Material sammelnde Zentrale für Gemeindeämter der Frau begründet hat (Frankfurt a. M.). Es sind schon etwa 12 000 Frauen in deutschen Gemeinden in Armen- und Waisenpflege, Schulverwaltung, Arbeitsnachweis, Wohnungsinspektion und so weiter ehrenamtlich und beruflich tätig — trotzdem erst etwa anderthalb Jahrzehnte verflossen sind, seit die allererste Gemeinde sich entschloß, es mit den Frauen zu wagen.

Auf etwas andersartiger Grundlage sind die konfessionellen Frauenverbände zusammengeschlossen. Dem Bund Deutscher Frauenvereine gehören zwei von ihnen an: der Deutsch-Evangelische Frauenbund (Hannover, Ferdinandstraße 13 b) und der Jüdische Frauenbund (Frankfurt a. M., Liebigstraße 27 c). Der Katholische Frauenbund (Köln, Roonstraße 9) steht bis jetzt noch außerhalb der gemeinsamen Organisation. Der evangelische und der katholische Bund wurden vor etwa zehn Jahren kurz nach-

einander begründet von solchen Frauen, die den Wunsch hatten, auch in der Arbeit für die Frauenbewegung ihre Weltanschauung und ihre religiösen Überzeugungen nach außen hin ausdrücklich zu betonen. Der Katholische Frauenbund gehört nach der Charakteristik seiner Vertreterin auf dem deutschen Frauenkongreß dieses Jahres „zu den nichtkirchlichen Vereinen, die aber in Weltanschauungsfragen sich innerhalb ihres Bekenntnisses an der kirchlichen Lehre orientieren wollen, weil sie nach dieser Richtung in der Pflicht ihres Gewissens und ihrer Überzeugung stehen“.

Das Wesen des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes dürfte sich ähnlich bezeichnen lassen, nur daß er seine Gemeinschaft, entsprechend dem protestantischen Bewußtsein, weniger auf die kirchliche Lehre als auf die Einheit der Gesinnung gründet. Beider praktisches Ziel aber ist, die in den Ortsvereinen geleistete soziale und charitative Einzelarbeit unter den Begriff der Frauenbewegung zusammenzufassen. Der Deutsch-Evangelische Frauenbund hat zirka 13000, der Katholische Frauenbund über 36000 Mitglieder — der Abstand erklärt sich dadurch, daß in protestantischen Kreisen das Bedürfnis nach konfessionellem Zusammenschluß nicht so stark empfunden wird und daher auch die protestantischen Frauen zum großen Teil den neutralen Verbänden angehören.

Der Jüdische Frauenbund hat außer der religiösen Einheit zum Prinzip seines Zusammenschlusses noch bestimmte praktische Zwecke: Fürsorge für jüdische Frauen und Mädchen, soweit sie nur von Glaubensgenossen geleistet werden kann.

Bedeutsamer noch als die Zahl und Mannigfaltigkeit der Organisationen, aus denen sich die deutsche Frauenbewegung zusammensetzt, ist ihr rasches Wachstum. Das Zentralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine berichtet in jeder Nummer von neuen Anschlüssen. Die Mitgliederziffern der weiblichen Berufsorganisationen steigen alljährlich um Tausende. Immer werden neue Arbeitsgebiete schematisch zusammengefaßt und planvoll geordnet. So ist zum Beispiel in diesem Jahr für die Berufsberatung der weiblichen Jugend aller Stände eine in einem „Frauenberufsamt“ gipfelnde Organisation geschaffen, durch die Auskunftstellen in ganz Deutschland mit einer Zentrale in Berlin (NW, Brückenallee 33) in dauernde Beziehung des Erfahrungs- und Materialaustausches gesetzt sind.

Außerhalb der eigentlichen Frauenbewegung, wenn auch durch ihren Ideenbestand und ihre praktischen Interessen mit beeinflußt, entstand in den letzten Jahren die politische Betätigung der Frauen. In der Sozialdemokratie haben — vor allem durch die besonders nahe Verbindung der Arbeiterorganisation mit der Partei — Frauen schon lange in größerer Zahl und an hervorragender Stelle mitgearbeitet (wenn es auch auffällt, daß in den großen sozialistischen Demonstrationsversammlungen für das Frauenstimmrecht am 12. Mai unter zahllosen männlichen Rednern verschwindend wenige Frauen gesprochen haben). In den bürgerlichen Parteien beginnt seit Bestehen des Reichsvereinsgesetzes (1908) die Beteiligung der Frauen innerhalb des Liberalismus, und zwar sowohl bei der Fortschrittlichen Volkspartei wie bei den Nationalliberalen. Gelegentlich der letzten Reichstagswahlen sind besonders für den Linksliberalismus zahlreiche Frauen tätig gewesen. Den Parteivereinen gehören schon viele weibliche Mitglieder an, die untereinander durch einen weiblichen Zentralarbeitsausschuß in Verbindung stehen. Der Bund Deutscher Frauenvereine als die Organisation der eigentlichen Frauenbewegung wird von diesen neuen parteipolitischen Organisationen unberührt bleiben. Er hat durch Ablehnung der Aufnahme eines nationalliberalen Frauenvereins sein Prinzip politischer Neutralität zum Ausdruck gebracht.

So wird das Bild immer mannigfaltiger und reicher — man sieht wie auf die Vedute einer belebten Stadt mit „vielen Wohnungen“, in deren Wirrsal System zu entdecken erst bei längerem Zusehen gelingen kann. Aber das ist



das Aussehen, das einer im Fluß der Zeiten vielfältig sich dehnenden Körperschaft natürlich und gemäß ist.

Dr. Gertrud Bäumer

Sport

Als die Ära der großen Automobilrennen nach und nach im Schwinden begriffen war und die Motorkonstrukteure zur Erkenntnis kamen, daß in der Züchtung extremer Renntypen, in der Schaffung verblüffender Rekordschnelligkeiten nicht das Allheilmittel für die Zukunft des Automobilismus zu suchen sei, kamen in Deutschland die vieltägigen, kreuz und quer sich ausdehnenden sogenannten Tourenfahrten auf. Eine sportliche Abart, für die Deutschland als Bahnbrecher vorangegangen ist. Und es war kein zünftiger Automobilfabrikant oder sonst ein mechanischer Kopf, der sie ins Leben gerufen hat, sondern ein — Maler, der zwar neben Pinsel und Palette das Steuer einer automobilen Maschine gut zu handhaben wußte. Es ist acht Jahre her, seit dieser Maler, es war der Deutsch-Engländer, der greise Hubert von Herkomer, einen Zehntausendmarkwanderpreis dem bayrischen Automobilklub auswarf mit der Maßgabe, in einer Automobiltourenkonkurrenz den besten Tourenwagen ausfindig zu machen. Der Preis bestand in einem von dem Schöpfer selbst modellierten silbernen Aufbau in Form einer Nike, und der Gedanke fand — es sind jetzt sieben Jahre her — so großen Anklang, daß fast an die hundert Wagen am Start in München sich einfanden. Als dann zwei von diesen Konkurrenzen von demselben Manne gewonnen wurden, hörten die Herkomertouren auf, und es folgten die Prinz-Heinrich-Fahrten unter dem Kommando des Prinzen Heinrich von Preußen und des kaiserlichen Automobilklubs. Der Start war in jedem Jahre in Berlin. Auch diese Tourenfahrten warteten mit Rennen als Einschiebsel auf. Erst 1911 wurde die Prinz-Heinrich-Tour mehr eine Gesellschaftsaffäre und ließ mit dem Ausgangspunkt Homburg deutsche und englische Wagen einen Teil Deutschlands und Englands in gemächlichem Tempo durchfahren. Es gab kein Rennen, nur ein behagliches Schauen der englischen Schloßwunder und der grünen Riesenparke.

Alle diese Tourenkonkurrenzen waren zum Teil sehr scharfe Prüfungen, und keine Spritztouren. Immer saß in jedem Wagen ein sogenannter Unparteiischer und zeichnete ganz getreu in sein Kontrollbuch hinein, wo und wann irgend etwas an dem ihm anvertrauten Wagen nicht klappte. Dann gab es Strafpunkte. Im ersten Jahre sogar für die ach so kurzlebigen Pneumatiks, denen durch irgendeinen Splitter die Luft ausgegangen war.

Die Saison von 1912 hat keine Prinz-Heinrich-Touren mehr gesehen, und wenn nicht alles täuscht, so ist die Zeit dieser Art Automobilkarawanen, auf denen es galt, in erster Linie den Wagen auf Zuverlässigkeit hin zu prüfen, vorüber. Der stabile Wagen ist da, die in allen ihren Linien nicht mehr an ein Pferdevehikel erinnernde Standardtype, an der es kaum noch viel zu verbessern gibt, ist desgleichen erfunden.

Es kann nur noch gelten, das Automobil und seinen Lenker in Gelände zu führen, die der Durchschnittstourist nicht aufzusuchen pflegt, auf schwindelnd hohe Bergpässe empor und auf Wege, wo die ganze Kunst des Steuermanns dazu gehört, die Maschine gefahrlos zu bugsieren. Diese Aufgabe hat der k. k. österreichische Automobilklub mit seiner Alpentour verfolgt, die im letzten Juni fast neunzig Wagen, zur Hälfte deutschen Ursprungs, durch die wundervolle Welt der habsburgischen Kronländer geführt hat. 2400 Kilometer weit von Wien über die Tauern nach Spittal an der Drau, dann hinunter nach Südtirol und zur Etappe Trient. Von hier über die Dolomiten nach Toblach, wieder nach Süden zur Adria gen Triest und dann heimwärts über Laibach und Graz nach Wien. Die alpine Automobilkonkurrenz ist wohl die härteste Prüfung des Kontinents gewesen; sie war kein bloßes Sich-in-die-Natur-Versenken, kein beschauliches Daherkriechen in Salontirolermanier. Das Tagewerk des Alpenfahrers sah so aus:

Vierundzwanzig Stunden vor dem

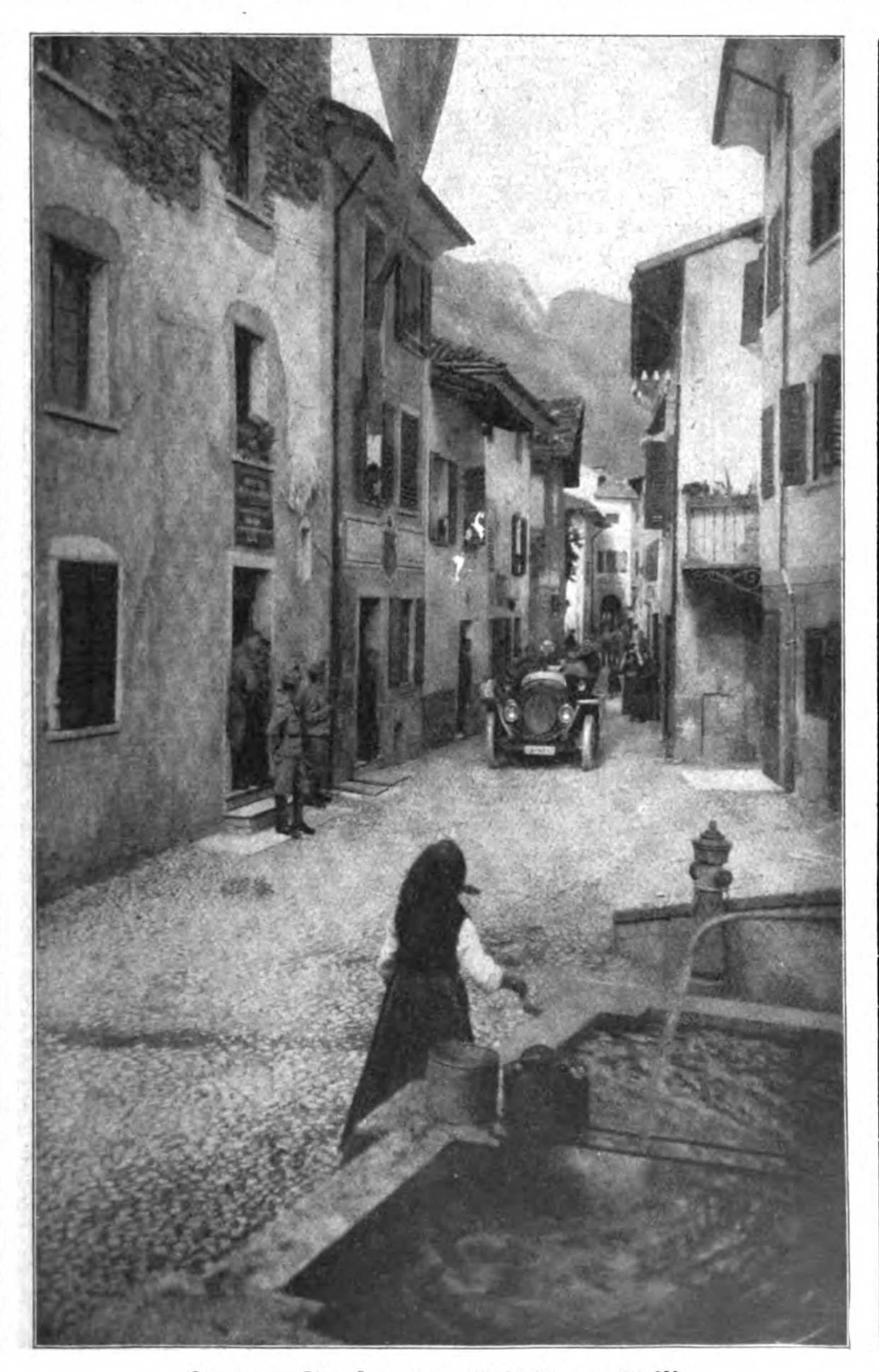


Start mußten X, Y und Z mit ihren Maschinen zur Abnahme in Wien erscheinen vor einer Kommission, die hochnotpeinlich untersuchte, ob der Wagen tourenmäßig war. War das All right gesprochen, dann mußten sich Fahrer, Chauffeur und der etwa mitzunehmende Passagier wiegen lassen, denn sie durften allesamt nicht weniger als 225 Kilogramm wiegen, auf daß der Wagen gehörig belastet wurde. Wer keinen Passagier mitnahm, erhielt als tote Last einen dicken Sandsack aufgepackt. Zu alledem kam noch der Kontrolleur hinzu, der jedem Vehikel als Aufsichtsorgan beigegeben und gewöhnlich ein k. k. österreichisch-ungarischer Offizier war. Nach der Abnahme wurde plombiert. Das heißt, um verbotene Manipulationen zu verhindern, wurden Plomben angelegt an die Motorhaube, die Kühleröffnung, die Fußbretter und das untere Schutzblech. Mit also verschlossenem Leib fuhr dann der Wagen in die Garage und wartete bis zum nächsten Morgen um fünf Uhr vor den Toren Wiens auf das Kommando eins, zwei, drei, los. Da um fünf Uhr morgens schon das Abfahrtszeichen für Nr. 1 gegeben wurde und in einer Minute Abstand die übrigen je nach der Stärke ihrer Pferdekräfte folgten, so hieß es schon von Anfang an früh aus den Federn zu kriechen. Um drei Uhr morgens schon war großes Wecken, und diese unbehagliche Aufstehzeit hielt so fast die ganze „Rennwoche" über an. Es mußte vom Fleck weg immer zugefahren werden, ohne Halt, denn die Fahrt war eine Non-stop-Tour. Der Motor mußte den ganzen Tag im Gang sein. Wer unfreiwillig Rast machte, wurde mit Strafpunkten belegt, wer gar die Plomben verletzte und die Motorhaube öffnete, um Nachschau nach irgendeinem Defekt zu halten, dem wurde diese Neugierde doppelt schwer angerechnet. Selbst wenn der eigne Magen knurrte, durfte erst gehalten werden, wenn wenigstens fünf Minuten vorher diese Frühstückspause beim Kontrolleur angemeldet war. Nur wenn eine Bahnschranke dem Ganzen Halt gebot, dann wurde dieser Stop wohl aufnotiert, war



Monte Maggiore abwärts

aber straffrei. Wer irgendwo ausruhen und sich die berückende Landschaft ringsum mit Muße betrachten wollte, hatte diesen freiwilligen Aufenthalt gleichwohl fünf Minuten vorher gehorsam anzumelden. Derartige freiwillige Rasten durften aber nicht mehr als eine Stunde die ganze Tagesetappe über in Anspruch nehmen, und da mittlerweile die hinteren Wagen flugs vorübergleiten konnten, so wurden



In den Straßen von Castell am Tessin



Kultur der Gegenwart



diese freiwilligen Rasten auf ein Minimum abgekürzt. Denn keiner wollte zu den letzten gehören und den Staub des Vordermannes noch ausgiebiger schlucken. Das Überholen war zudem nicht erlaubt oder doch nur in dem Falle, wenn der vordere Wagen gar zu langsam dahertrottelte und dessen Kontrolleur dann eine blaue Fahne heraussteckte, zum Zeichen, daß der hintere Wagen passieren dürfte.

Nur auf den Bergprüfungsfahrten, die an jedem Tage als doppelte, dreifache und auch vierfache Delikatesse eingeschaltet waren, konnte gewöhnlich glatt überholt werden, auch ohne das Kommando des Kontrolleurs und selbst auf enger, beschotterter Straße, hoch oben zwischen den nackten Felsen und schon in der Schneeregion. Auf den Bergstrecken, die durch ein Startband und ein Zielband kenntlich gemacht waren, durfte selbst freiwillig der Wagen nicht gestoppt werden, es hieß immer unaufhörlich bergauf und dann ins Tal hinunter. Selbst bei sehr steilen Steigungen, die schroff himmelan gingen und in Serpentinen und Kurven, die ganz schmal an den Felsabgrund gelehnt waren. Die einen krochen ächzend, in Dampfwolken gehüllt, auf die Berge, andre flogen, förmlich leicht gefiedert, auf die Paßhöhe und drehten ihren Hintermännern eine Nase. Wer auf den Bergstrecken hielt, weil der vor ihm liegende Wagen ihn hinderte, ging frei aus; sonst aber mußte die Maschine ständig vorwärtslaufen, auch im Schneckentempo. War endlich nach zehn- bis fünfzehnstündiger Reise das Etappenziel erreicht, dann mußte — der Wagenpark stand unter freiem Himmel — in Gegenwart des jeden Tag ausgelosten Kontrolleurs, Benzin, wenn nötig Wasser und Öl, dem Motor eingeträufelt werden. Weiter nichts. Nicht einmal gewaschen durfte die Karosserie werden.

Auch kein lädierter Pneumatik — Pneudefekte waren straflos — durfte am Wagensammelplatz erneuert werden. Erst nach dem Start am nächsten Tage konnten Reifen aufgelegt werden. Und für den Start selbst war nur eine Viertelstunde freigegeben, vierzehn Minuten für die Aufladung des Gepäcks und die äußere Herrichtung ohne Verletzung der Plomben, aber nur eine einzige Minute war zum Ankurbeln erlaubt.

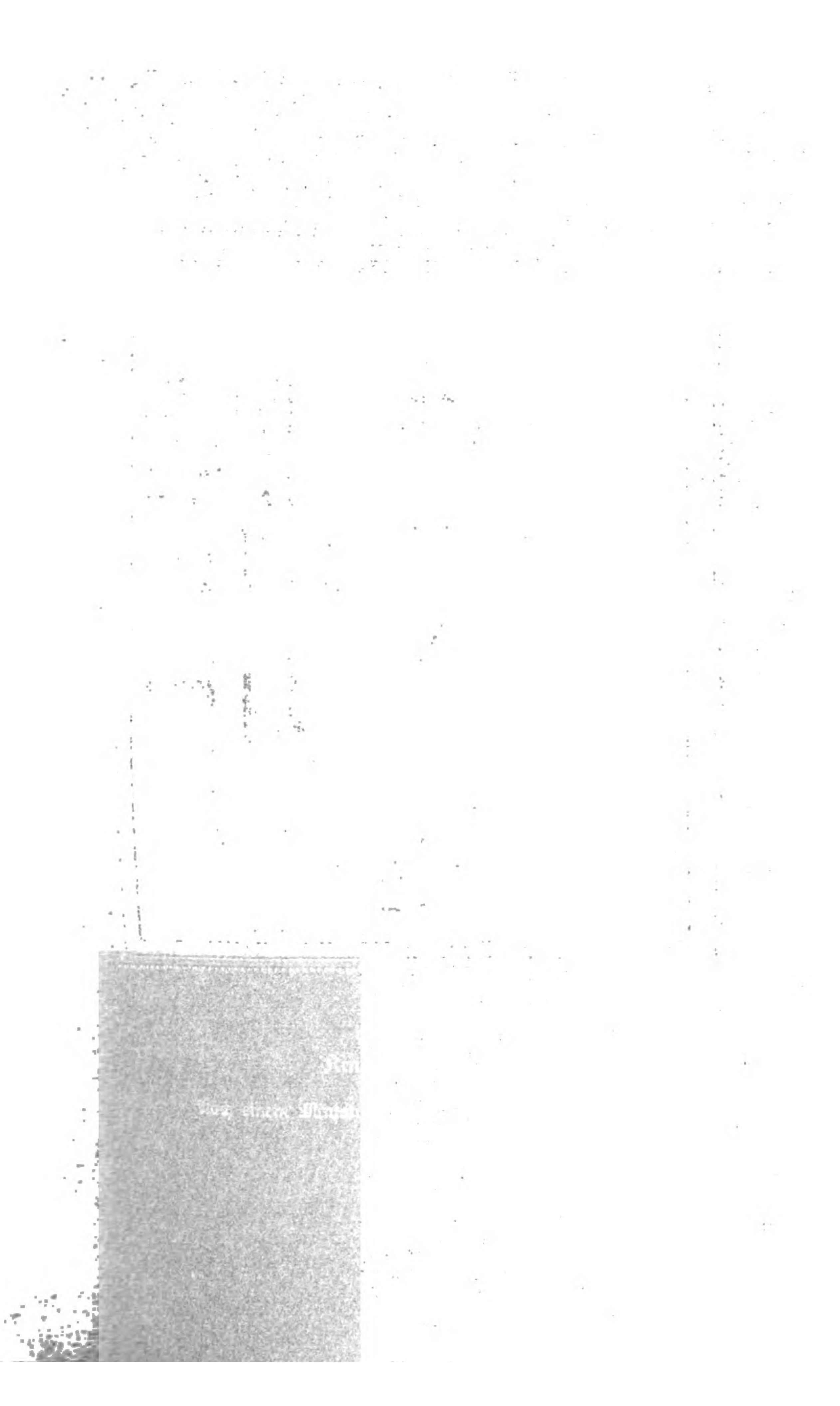
So ging es Tag um Tag, von Fels zu Fels. Um drei Uhr morgens aus den Federn, zwischen drei und acht Uhr am Ziel. Dann in die Quartiere. Da das Tempo im Durchschnitt nicht mehr als 40 Kilometer in der Stunde schnell war, so ließen sich alle Freuden der Natur für den, der nicht gerade behutsam das Steuer lenken mußte, genießen. Ein Triumphzug des automobilen Alpinismus, in dem nur ein einziges deutsches Team, die drei Wagen hohe Opelmannschaft, aber im ganzen doch ein Viertelhundert Wagen ohne Strafpunkte das Ziel passierten.

Arno Arndt



Auf der Jauffenpaßhöhe

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.





Kind am Sessel

Nach einem Miniaturgemälde von Meta Weber



Die
jetzte ei
das ge
Erde u
begaben
ob eine
jähe er
durch d
eine S
still.
das ab
vollen
gegebe
Elle g
bot, w
aufgest



Im Scheine des Nordlichts

Eine Geschichte aus Lappland

von

Sophus Bonde

(Fortsetzung)

Die Tage wurden immer kürzer, und die Sonne brauchte nur wenige Stunden für ihre kurze, niedrige Bahn über den Horizont. Der Frost setzte ein, und die Nächte wurden klar. Und nun sah Walter zum ersten Male das gewaltigste, rätselhafteste und schönste aller Naturschauspiele, die unsre Erde uns bietet: das Nordlicht.

Sie hatten abends plaudernd im Zelte gesessen, ehe sie sich zur Ruhe begaben. Walter, der neben Elle saß, war es immer so vorgekommen, als ob eine ihm unerklärliche Unruhe in der Luft läge, auch schien es ihm, als sähe er blasse, flüchtige Lichter über den Himmel huschen, wenn er nach oben durch den Rauchabzug in die Spitze des Zeltes blickte, aber er dachte, es sei eine Sinnestäuschung. Da trat allmählich Ruhe im Zelte ein, es wurde still. Und nun hörte er deutlich ein gedämpftes, eigentümliches Knistern, das abebbend und wieder anschwellend mitunter zu einem leisen, geheimnisvollen Knattern überging, das sich anhörte wie ein in weiter Ferne abgegebenes Massengewehrfeuer.

„Was ist das?“ fragte er erstaunt.

„Das Nordlicht,“ antwortete Homek gleichmütig.

„Das Nordlicht?“ — Walter öffnete den Zelteingang und trat, von Elle gefolgt, hinaus.

Vor Staunen stumm blieb er stehen. Das Schauspiel, das sich ihm hier bot, war von einer geradezu überwältigenden Schönheit und Großartigkeit.

Der ganze nördliche Himmel schien in Flammen zu stehen.

Im Norden stand am Firmament, über dem Horizont, wie auf diesem aufgestellt, ein tiefschwarzer, flacher Bogen.

Wie ein tiefes, gähnendes Tor, eine Durchfahrt zu einer rätselvollen,

unbekannten Welt, hinter dem Angst und Grauen lauert, so kam es Walter vor.

Und hinter diesem fast den ganzen nördlichen Horizont überspannenden Bogen schossen Flammen und Lichtbündel wie von gewaltigen Scheinwerfern hervor, mitunter bis zum Zenit emporschießend.

Dann sanken sie wieder zurück, schossen auf einer andern Stelle wieder hervor, immer in ununterbrochener Bewegung hin und her, auf und ab, einen gewaltigen Bogen von springenden roten, grünen, blauen und violetten Lichtstrahlen, ein wogendes Meer von Flammen bildend.

Und die weite, schweigende, schneebedeckte Landschaft nahm unter dieser mystischen, rätselhaften Beleuchtung märchenhafte Farben an. Jede erhabene Stelle schien sich ins Wesenlose zu verlieren, sich in einen unerhört schönen Farbentraum aufzulösen.

Bald lag die Landschaft im tief violetten Schimmer, bald war sie in Blau, bald in glühendes Rot getaucht. Wenn die rote Farbe vorherrschte, schien die Erde sich in einem gedämpft glühenden Zustand zu befinden.

Dann wurde es wieder zeitweilig so hell, daß man selbst die entferntesten Gegenstände deutlich sehen und erkennen konnte.

Und doch war es nicht die Helle des Tageslichts oder die des Mondes, nein, es war etwas Unwesentliches, Unfaßbares: ein phosphoreszierendes schattenloses Leuchten, das ununterbrochen seine Farben änderte.

In solchen Augenblicken schwieg das geheimnisvolle Knistern, und über die ohnehin so totenstarr schweigende Landschaft breitete sich eine geheimnisvolle, drückende Stille.

Walter war tief ergriffen. Er kam sich gegen dieses gewaltige Wunder der Allmutter Natur so unendlich klein und hilflos vor.

Wie man zu einer ernsten heiligen Handlung die Tür zum Innern eines Domes durchschreitet und in ehrfurchtsvollem Erschauern vor dem Altar steht, die Hand zum heiligen Schwur erhoben, so durchrieselte ihn hier, angesichts der Allmacht der Natur, ein ehrfurchtsvoller Schauer, und er, der im Kampfe mit einem ungünstigen Schicksal den Glauben an einen persönlichen Gott verloren hatte, fragte sich: „Wer war der Schöpfer dieses Wunders? Warum schuf er es? — Und wozu?"

Das Finnenmädchen an seiner Seite schmiegte sich eng an ihn. Sie bebte leise. Und als ob sie erriete, was in seiner Seele vorging, sagte sie leise: „Der schwedische Priester hat uns erzählt, daß die Flammen des Nordlichts Ausstrahlungen der Erde seien. Wir glauben aber nicht daran; wir glauben, daß es die Seelen unsrer Verstorbenen sind, die dort leuchten."

Am folgenden Tage wurde das Lager abgebrochen und die Wanderung fortgesetzt. Der Zug bewegte sich in südöstlicher Richtung, Plätze und Berghänge aufsuchend, die seit Jahren nicht abgeweidet worden waren.

Am Mittag stand die Sonne scheinbar höchstens drei Meter über dem Horizont, und der alte Zakarias bemerkte, daß wenn einer dort auf jenem fernen Hügel stünde, er die Sonne bequem anspucken könne.

Die Bewegung der Karawane vollzog sich jetzt anders als die Tage vorher. Die Waren und die Zelte lagen jetzt auf Schlitten verstaut, die von den Renntieren gezogen wurden, und anstatt des mühsamen Gehens über

den steinigen Boden glitten die Leute nun mit leicht wiegenden Bewegungen über die weiße, glitzernde Fläche.

Die alten Leute, deren Glieder zu steif für die Ski geworden waren, bedienten sich des Pulks, worin sie, in warme Pelze eingehüllt, von je einem älteren zahmen Tiere gezogen wurden.

Den Kindern war das Wandern zu einem Fest geworden. Sie jagten mit Windeseile um die sich langsam bewegenden Schlitten herum, waren bald vorn an der Spitze, bald hinten und bald an der Seite der Karawane.

Die Mütter zeterten zwar über die wilden Schleifenfahrten ihrer Lieblinge, doch hier war es, wie es anderswo auch nicht anders ist: Jugend hat keine Tugend. Um das Gezeter der Mütter kümmerte sich keiner der Rangen, und die schnellfüßigen, übermütigen Krabben ließen sich nicht von einer mütterlich sorgenden Hand erwischen.

Kurz vor Sonnenuntergang machte Elle, die mit Walter wieder den Schluß des Zuges bildete, ihn auf eine besonders charakteristische Erhöhung auf einem nahen Gebirgsgrat aufmerksam.

„Es ist Allvaters Denkstein," flüsterte sie in scheuer Ehrfurcht. „Gib acht, wenn wir hier aus dem Tal herauskommen, wirst du ihn deutlich sehen."

Walter sah den aus dem Grat herauswachsenden Buckel an. „Allvaters Denkstein? Was heißt das?" fragte er Elle.

„Es heißt zwar, wir Frauen dürfen nicht darüber sprechen — wollen wir nicht tief unglücklich werden," sagte sie nach einigem Zögern, „aber ich glaube nicht recht an die Macht des Denksteines und will es dir, weil — du mein Glück bist und ja nicht einer von den Unsern, sagen. Als Allvater die Erde mit den Bergen und Tälern, den Menschen und Renntieren erschaffen hatte, formte er zum Schluß aus mächtigen Felsblöcken sein Ebenbild und setzte es hier in Finnmarken zwischen die Berge, auf daß die Menschen ihn nicht vergäßen. Viele Tote liegen neben dem Stein begraben, denn die alten Finnlappen, die noch nicht getauft waren, machten oft zur Bedingung, daß man sie hier begrabe. Früher wurden auch Tiere vor dem Stein als Opfer verbrannt; wenn wir im Sommer hier vorbeiziehen, sehen wir noch viele Knochen und Geweihe aus jener Zeit herumliegen. Ganz früher, wird erzählt, soll man sogar Menschen hier erschlagen und geopfert haben," schloß sie mit ängstlich flüsternder Stimme.

Die Karawane befand sich in einem Hochgebirgstal von wildromantischer Schönheit. Hohe, zackige Zinnen schlossen es an beiden Seiten ein.

Der Grat zur rechten Hand, also der südliche, war etwas niedriger als der nördliche und verlor sich schließlich mit einem immer niedriger werdenden langen Ausläufer in einer weiten, schneebedeckten Ebene.

Der nördliche Grat war um ein Bedeutendes höher, wild zerrissen, mit hohen, spitzen Türmen, jähen Abstürzen, Gletschern und mächtigen Schneehalden.

Gegenüber der Stelle aber, wo die letzten Spitzen des südlichen Grates aus der Schneedecke emporragten, hatte der nördliche Berg einen Ausläufer wie einen Vorposten hingestellt. Jäh, gigantisch und unvermittelt wuchs er aus der Ebene empor: eine gewaltige, himmelanstrebende Steinmasse. Aber

— Walter blieb wie gebannt stehen — diese gewaltige Felsmasse hatte ja unverkennbare Ähnlichkeit mit einem Menschenkopf!

Hier hatte die Natur ein Wunderwerk geschaffen von gewaltiger, packender Wirkung.

Mit Hilfe von Eis und Schnee hatte sie aus dem gigantischen Felsen den Kopf eines Menschen, eines alten Greises mit buschigen Augenbrauen und langem, wallendem Barte geschaffen. Kühn geschwungen war die Adlernase unter der hohen, gewölbten Stirn, die von weißen Haaren gekrönt war. Und in den Höhlen, die die Augen darstellten, hingen in der Tiefe starke Eissäulen, die in den Sonnenstrahlen glühten und funkelten und dem Kopfe scheinbar Leben verliehen.

Der Anblick dieses Kopfes hier in dieser in majestätisches Schweigen gehüllten Landschaft war von geradezu bezaubernder Wirkung.

Walter, von dem überwältigenden Eindruck gebannt, war stehengeblieben, er hatte alles um sich vergessen.

Nun riß Elle ihn aus seinen Träumen.

„Komm, du darfst hier nicht stehenbleiben," sagte sie und zog ihn mit sich fort, „ich möchte dich hier nicht allein lassen, der Ort ist unheimlich."

Zu seinem Erstaunen sah er nun, daß die Spitze der Karawane nach rechts in die Ebene abbog und einen weiten Bogen um den Felsen machte, trotzdem der Schnee in unmittelbarer Nähe des Felsens glatt und eben dalag und als Schlittenbahn gut zu benutzen war.

„Warum macht deine Mutter einen Umweg?" fragte er Elle. „Warum geht sie nicht den geraden Weg an den Felsen vorbei?"

„Der Ort ist heilig," sagte sie scheu, „und darf von uns nicht betreten werden."

In weitem Bogen hatte die Frau Homeks die Karawane um den Gigantenfelsen geführt. Walter bekam hierdurch Gelegenheit, dieses Wunderspiel der Natur von allen Seiten zu besichtigen.

Die Sonne, die im Untergehen war und wie eine gewaltige Scheibe dunkelrot glühenden Eisens auf dem Horizonte stand, rief mit ihren Strahlen am Kopfe die wunderlichsten Wirkungen hervor. So sah der lange, herabwallende Bart jetzt blauweiß aus, während die Nase und die Wangen, die aus kahlem Gestein bestanden, zart rotgefärbt erschienen, aber das Haupthaar und die Augenbrauen schienen aus Feuer oder aus funkelndem Golde zu bestehen. In den Augen glomm ein unheimliches Licht, drohend schienen sie auf die Karawane herabzuschauen, als läge in ihren Tiefen ein Fluch, eine Verdammung gegen diejenigen, die hier unten lautlos und schweigend vorbeiglitten.

Eine halbe Stunde später wurde im Schutze eines Felsens das Lager aufgeschlagen.

Walter hätte es am liebsten gesehen, wenn sie am Fuße des Giganten das Lager aufgeschlagen hätten. Der Platz dort wäre nach seiner Ansicht entschieden auch besser dazu geeignet gewesen als der von Homek bestimmte. Er sprach mit Elle darüber.

„Nein," sagte sie, „dort können wir das Lager nicht aufschlagen; es würde für uns Frauen Tod und Verderben bringen."

Diese Scheu der Lappen vor dem Felsen konnte er natürlich nicht verstehen; er wollte Näheres über den geheimnisvollen Stein wissen und fragte die Männer. Sie wichen ihm aber aus und sprachen von alten, ehrwürdigen Dingen, die von Urbeginn da waren und worüber man nicht reden sollte.

Da er merkte, daß sie darüber nicht reden mochten, ließ er das Thema fallen.

Spät am Abend, als er auf seinem Lager ausgestreckt lag, konnte er nicht einschlafen. Die merkwürdige Naturerscheinung stand vor seiner Seele und regte seine Phantasie auf.

Im Zelte war alles still und ruhig, nur das tiefe Atmen der Schlafenden klang durch das Dunkel.

Von draußen hörte er das seltsame Knistern des Nordlichts, und durch die Rauchöffnung sah er die blassen, gespenstischen Lichter vorüberhuschen.

Fernes Hundegebell und ein Gewehrschuß tönten durch die Nacht. Irgendein Pelztier hatte sich der Herde genähert und war von der Wache erschossen worden.

Die Lappen waren durchaus sichere Schützen; der Pelzballen, den sie mit sich auf dem Warenschlitten führten und der von Tag zu Tag größer wurde, sowie die fast allabendlich zubereiteten leckeren Braten zeugten von ihrer Schußsicherheit. —

Er mußte geschlafen haben. Ein böser Traum hatte ihn gequält. Er hatte von dem Giganten oben in den Bergen geträumt. Der hatte ihn mit seinen drohenden Augen angesehen und gefragt, was er hier zu suchen habe, und als er nichts zu antworten wußte, hatte er eine Riesenfaust ausgestreckt und ihn zu Boden gedrückt. Von Angst gerüttelt und in Schweiß gebadet war er aufgewacht.

Das Knistern des Nordlichts war noch zu hören, auch sah er die blassen huschenden Lichter. Es war also noch nicht Mitternacht. Er horchte.

Alles blieb still.

Leise erhob er sich von seinem Lager und trat geräuschlos aus dem Zelte.

Wie ein Wunderland aus einem schönen, seltsamen Märchen lag die schweigende Landschaft in sinnverwirrende Farben getaucht vor ihm.

Gegen Norden erhoben sich aus dem Bergrücken zwei turmartige Zinnen, die sich zeitweilig wie die Silhouetten zweier Riesen gegen den flammenden Himmel abhoben.

Wie zwei drohende Gestalten aus einer fernen, längst versunkenen Sagenwelt standen sie dort, festgebannt und doch ehrfurchtgebietend in ihrer majestätischen Größe und Ruhe.

Er nahm seine Ski, die im Schnee neben dem Zelteingang staken, schnallte sie an die Füße, nahm seinen Stock und glitt lautlos über die im Scheine des Nordlichts irisierende Fläche in die Ebene hinein. Er wollte zurück zu dem merkwürdigen Felsen, ihn bei Nacht sehen.

Das Nordlicht glühte und flammte in wunderbarem Spiel. Die Ebene färbte sich wie ein Meer von traumhaften Farben, aus dem die Felsen wie starre Riesensilhouetten emporragten.

Nach kurzer Zeit erreichte er den Wunderfelsen.

Drohend, umheimlich wuchs dieser aus der Ebene in die Nacht empor, umglüht und umzüngelt vom Nordlicht.

Die wechselnden Farben riefen ungeahnte Wirkungen auf dem ungeschlachten Antlitze des Riesenkopfes hervor. Es war mitunter, als bewege er sich, als verzögen sich die unheimlichen Gesichtszüge in Zorn über den Anblick des Fremdlings, der es wagte, seine erhabene Ruhe zu stören. Walter glitt lautlos über die Schneefläche an dem Felsen vorbei.

Die ungeheure, drohende Ruhe dieser mit Eis und Schnee bedeckten, in den seltsamsten Farben schillernden Landschaft weckte eine Illusion in ihm.

Ihm war, als könne seine Anwesenheit bei den Lappländern nur ein Traum sein. Er sei auf der einsamen Insel draußen in der Fjordmündung mit den beiden Mädchen zusammen gestorben und im Weltraume nach einem in Eis und Schnee erstarrten fremden Weltteil gekommen.

Alles in dieser Umgebung war so eigentümlich, so fremd, fast wesenlos zu nennen. Nur der Gigantenkopf dort, der hier alles zu beherrschen schien, um dessen gewaltige Stirne die Strahlen des Nordlichts sprühten, war wie vom Leben durchleuchtet.

Wer hatte diesen Kopf erschaffen? Wessen Zyklopenhand war es, die diese Masse aufbaute?

Er war stehengeblieben und stand, in tiefe seelische Ergriffenheit versunken, an einen aus dem Schnee emporragenden einsamen Felsblock gelehnt.

Er merkte nicht, daß die Ruhe, die so unsagbar ergreifend auf ihn einwirkte, durch mehrere Männer, die sich lautlos dem Riesenkopfe näherten, gestört wurde. Erst als sie wie Schatten an seinem Standorte vorbeiglitten, wurde er sie gewahr.

Er war erstaunt.

Wer konnte es sein, der hier an diesen Ort, mitten in der Gebirgswüste, in der Nacht herkam?

Der Abstand war zu weit, um die Gesichtszüge der Gestalten erkennen zu können. Sie näherten sich dem Felsenkopf, an dessen Fuße sie niederknieten, als wenn sie beteten.

Dann sah er, wie sie ein kleines Feuer bereiteten, und als es hell brannte, wie sie sich in einer Art Tanzschritt in einer Reihe darum bewegten. Und im Scheine des Feuers sah er deutlich, daß die Leute vierkantige Mützen aufhatten, und glaubte in der kleinen Gestalt mit dem grauen Barte seinen Freund Zakarias wiederzuerkennen.

Er erriet, daß es die älteren Männer aus dem Lager seien, die hier in der Nacht ihrem alten Gotte, dem sie im Innersten ihres Herzens treugeblieben waren, ein Dankopfer brachten.

Er wollte nicht, daß sie wissen sollten, daß er, wenn auch unfreiwillig, Zeuge ihres Tuns sei, und verließ leise den Felsen, in dessen Schatten er gestanden hatte.

Die Richtung nach dem Lager einschlagend, glitt er leicht und schnell über die Schneefläche. Doch kaum war er fünfzig Meter weit gekommen, als er zu seinem Erschrecken sah, daß ein vermeintlicher, aus dem Schnee emporragender Felsen, auf den er zugelaufen war, sich plötzlich bewegte und auf ihn zukam.

Bestürzt blieb er stehen.

Was konnte es sein?

Da sah er aus der sich ihm nähernden dunklen Masse, jetzt keine fünfzehn Schritte von ihm entfernt, ein Paar glühende Augen herausleuchten und hörte das röchelnde Knurren und Brummen eines hungrigen, blutdürstigen Bären.

Hier war keine Zeit zu verlieren. Schnell bückte er sich und riß die Skibindung auf, um wenigstens die Füße frei zu bekommen. Wäre er ein sicherer Skiläufer gewesen, hätte er sein Heil in der Flucht suchen können; so waren sie ihm im Wege. Dann riß er seine Pelzjacke herunter und wickelte sie um den linken Arm, wie er gehört hatte, daß die Bärenjäger täten, wenn sie von einem Bären angegriffen wurden.

Kaum war dies geschehen, als der Bär, ein großes, ausgewachsenes Tier, ihn, auf den Hinterbeinen stehend, wütend angriff. Er hielt den linken Arm zum Schutze vor sich, und richtig, das Tier biß in den Arm hinein, der aber von dem Pelz vor dem Zermalmen geschützt ward.

Im selben Augenblick hatte Walter mit der rechten Hand sein großes Scheidemesser gezogen und stach damit blindlings auf den Bären ein. Nun begann ein furchtbarer Kampf. Er schrie mehrere Male verzweifelt um Hilfe, denn er fühlte, er mußte hier in kürzester Frist unterliegen. Das gewaltige Tier war ihm an Kraft und Kampfeswut weit überlegen.

Seine Kräfte begannen zu schwinden. Wie im Traum sah er mehrere Gestalten um sich. Seine Kräfte zu einer letzten verzweifelten Abwehr sammelnd, führte er noch einen kräftigen Stoß. Er fühlte, wie das Messer irgendwo bis zum Heft hineinfuhr und steckenblieb; das Heft war glitschig von dem Blute des Bären und blieb nicht in seiner Hand, dann erhielt er einen furchtbaren Prankenhieb auf den Kopf und verlor das Bewußtsein. —

Als er wieder aufwachte, kniete Homek neben ihm und rieb seine Schläfen mit Schnee.

Der Bär lag tot, mit seinem Messer zwischen den Rippen, unweit von ihm. Aber er selbst war bös zugerichtet. Arme, Schulter und Hals voll stark blutender Wunden.

Auf einer aus den langen Ski hergestellten Bahre trugen die Männer ihn nach dem Lager. Hier wurde er von den schnell wach gewordenen Frauen entkleidet, gewaschen und verbunden.

Dieser Kampf mit dem Bären hatte sein Ansehen bei den Lappen gewaltig gesteigert; und die jungen Männer, die ihm wegen seines Verhältnisses mit Elle feindlich gesinnt waren und die kein Bedenken hindern würde, ihn bei passender Gelegenheit in eine Schlucht zu werfen, sahen ihn mit scheuen, heimtückischen Blicken an. Offen mit ihm anbinden, der sich mit einem ausgewachsenen Bären in einen Zweikampf einließ, konnten sie wohl nicht; aber Gelegenheit, ihm eins auszuwischen, würde sich schon finden.

Sein alter Freund Zakarias war über Walters Bärenkampf außerordentlich aufgeregt; er pries Walters Mut in lauten Worten. Einen ähnlichen Kampf hatte, solange er zurückdenken konnte, nur der starke Halword ausgeführt, und der war schon lange tot.

Walter konnte nicht recht begreifen, was er Großes mit diesem Kampfe ausgeführt hatte. Den Kampf hatte er wahrlich nicht gesucht; ihm blieb aber damals nichts andres übrig, als um sein Leben zu kämpfen; daß er

sich ruhig hinlegen und sich in aller Ergebenheit von dem Bären zerreißen lassen sollte, konnte ihm doch keiner zumuten.

Und wären die Lappen nicht gekommen, wer weiß, wie der Kampf dann schließlich geendet hätte.

Elle sah ihn mit ihren dunkeln, funkelnden Augen sehnsüchtig und stolz an.

Ihre weichen Hände waren nach jedem neu aufgelegten Verband zärtlich streichelnd über seinen weißen Körper geglitten.

Ihm war bei dieser Berührung, als ginge durch ihre Hände ein elektrischer Strahl, der ihn wohltuend durchströmte.

Klein-Orrid aber umschlang ihn und biß ihn ins Ohrläppchen. „Schenk mir das Fell von deinem Bären," sagte sie, „sonst beiß ich dir das Ohr ab."

*

Einige Tage nach dieser Begebenheit ging Homek an der Spitze der Karawane neben seiner Frau.

Das kam nicht oft vor. Mit und neben der Frau gehen kannte er nicht.

Wenn er sich also dazu herabließ, mußte er einen besonderen Grund haben; etwas Wichtiges mußte vorliegen, so daß es zur unumgänglichen Notwendigkeit wurde, die Sache mit der Frau zu besprechen.

So auch jetzt. Etwas bedrückte seine Seele, und je näher sie ihrem Winterquartier in Karasuando kamen, desto unruhiger wurde er; er wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als zunächst mit seiner Frau zu reden, um Klarheit zu bekommen.

Es handelte sich um seine Tochter Elle. In Karasuando wußte er jemand, der damit rechnete, Elle als Frau zu bekommen. Es war ein reicher Mann aus seiner Sippe, dessen Frau gestorben war, bevor sie ihre Sommerwanderung antraten. Damals hatte er zu Homek gesagt: „Wenn wir uns im Herbst wieder treffen, können wir wohl über deine Tochter Elle verhandeln. Eine Frau muß ich doch wieder haben, und wenn wir uns einigen könnten, hätte ich nichts dagegen, dein Schwiegersohn zu werden."

Er war zwar nicht mehr jung, aber er hatte über tausend Renntiere, und die Mitglieder seiner Sippe waren angesehene und unter den Lappen einflußreiche Leute.

Nun hatte Elle zwar eine Liebschaft mit ihrem jungen Gast angefangen, und er, Walter, wurde schon deswegen von den Verwandten Peltos, so hieß der Freier Elles, die sich bei ihm befanden, scheel angesehen; er hatte es wohl bemerkt.

Daß Elle die Liebschaft angefangen und noch lebhaft unterhielt, schadete natürlich nichts, dafür war sie jung und in den Jahren. Er mußte nur wissen, ob Walter die Absicht hatte, Elle zu heiraten.

Kam er und bat um ihre Hand, so durfte er, Homek, nicht nein sagen; nach dem, was er für seine Töchter getan, nicht mehr; selbst wenn er sich dadurch die Feindschaft der andern Sippe auflud. Walter hatte ein Recht auf eines der Mädchen.

Aber wollte und konnte der junge Mann bei ihnen bleiben? Hatte er nicht in seiner fernen Heimat Verwandte, die einen Anspruch auf ihn hatten?

Wollte er aber bleiben und Homeks Schwiegersohn werden, ließ es sich

vielleicht einrichten, daß Elle den Witwer heiratete und Walter, der ja noch sehr jung war, wartete ein paar Jahre und heiratete Orrid.

Das wäre die einfachste Lösung der Frage, und allen geholfen.

Solche Gedanken rumorten in seinem Kopfe, und er konnte zu keinem Entschluß kommen.

Er hatte vorsichtig versucht, mit Zakarias darüber zu reden, aber der hatte erschrocken eine Beantwortung solch wichtiger Fragen rundweg abgelehnt und gesagt, er solle sich mit seiner Frau, Karine, darüber auseinandersetzen, sie sei die nächste dazu, denn es wären doch auch ihre Kinder.

Es war ihm zwar zuwider und ganz gegen seine Art, seine Frau um Rat zu fragen; aber er sah ein, daß es in diesem Falle wohl sein mußte.

So glitt er nun auf seinen langen Ski neben Karine her, eine Zeitlang stillschweigend, nicht wissend, wie er anfangen sollte.

Endlich, nach vielem Räuspern und Spucken und gleichgültigen Worten über Wind und Wetter, begann er auf sein Ziel loszusteuern:

„Wenn wir nachher in Karasuando sind, wird es wohl bald Zeit, daß wir Elle verheiraten; sie ist nun schon zwanzig Jahre alt," begann er in möglichst freundlichem Ton, um die Frau nicht zu erschrecken.

„Meinst du das?" fragte sie scheu. Sie hatte stets eine unüberwindliche Angst vor diesem Manne, und wenn er sie mit seinen schwarzen, stechenden Augen ansah, begann sie zu beben, fügte sich wortlos seinen Anordnungen und sagte zu allem ja.

„Ja, das mein' ich; aber da sie ja doch deine Tochter ist, so gut wie die meine, wollte ich erst deine Meinung hören."

Karine sah erstaunt auf, es war das erstemal in ihrer Ehe, daß er nach ihrer Meinung fragte.

„Ja, ich wollte wissen, ob du weißt, was für Absichten Walter hat."

„Nein, das weiß ich nicht," sagte sie bedrückt.

Ach, wie gern hätte sie da eine bestimmte Antwort gegeben! Wie gern hätte sie sagen wollen und mit welcher Freude: Ja, ich weiß es, Walter heiratet Elle, er hat mich gebeten als ihre Mutter, sie ihm zu geben; er wird heute noch mit dir darüber sprechen.

Aber sie konnte nicht so sprechen, denn sie wußte nicht, ob Walter ihre Tochter ehelichen wollte. Fragen konnte sie den jungen Mann doch auch nicht, das würde aussehen, als wollte sie ihn hier fesseln.

„Ja, hat Elle denn nichts zu dir darüber gesprochen?" fragte Homek wieder.

„Das wohl, aber zu ihr hat er auch nichts vom Heiraten gesprochen."

„Na, Gott sei Dank," sagte Homek sichtlich erleichtert, „hoffentlich schweigt er dann noch eine Weile."

„Wieso meinst du?"

„Na, ich meine, es hat noch Zeit mit den beiden, bis wir in Karasuando sind, laß sie also vorläufig zufrieden."

Ihm war, während er mit Karine sprach, eine glänzende Idee gekommen: Pelto war mit seiner Herde nach Varanger Fjord gezogen; er mußte jetzt auch unterwegs nach ihrem Winterquartier sein, vielleicht war er dort schon eingetroffen.

Wenn er, Homek, nun Peltos Verwandten, die hier bei ihm waren, zum Beispiel Mathis, einige halbversteckte Winke gäbe, dann würden sie den Freier benachrichtigen. Er könnte ihnen dann entgegenkommen, und so wäre es möglich, daß sie die Sache erledigten, ehe Walter zum Freien kam.

Wollte der aber trotzdem noch Homeks Schwiegersohn werden, na, dann war Orrid da, sie konnte auch schon in ein paar Jahren heiraten.

Er aber bekam für Elle eine Brautgabe! Oho, er wollte den Pelto, den alten Geizhammel, schon zwiebeln. Elle war hübsch, wohl das schönste Mädchen in ganz Finnmarken, ein wahres schönes Kapital. Wenn Walter nur so lange den Mund hielt, würde es schon gehen.

Er rieb sich vergnügt die Hände, nahm seine Flinte von der Schulter, öffnete den Verschluß und schob zwei Schrotpatronen hinein. Man hatte ihm die Nachricht gebracht, daß hier Schneehasen seien; davon mußte er einige haben.

„Na also, laß nur die jungen Leute zufrieden," sagte er in freundlichem Tone zu seiner Frau, „Walter wird jedenfalls unsre Tochter heiraten, aber er muß selbst damit kommen, nur nicht drängeln." Damit glitt er in einem Bogen fort und verschwand hinter dem nächsten vorspringenden Felsen.

Karine war froh, daß ihr Mann derselben Meinung sei wie sie, und sie beglückwünschte sich selbst, einen Südländer, einen aus ihrer Art und ihrem Stamm als Schwiegersohn zu erhalten. Sie ahnte den versteckten Sinn in Homeks Worten ja nicht und legte sie nach ihren eignen sehnsüchtigen Wünschen aus.

*

Homek hatte richtig kalkuliert. Pelto, der „Reflektant" auf seine Tochter, war mit seiner Herde auf der Wanderung nach Karasuando und befand sich in nicht allzu weiter Ferne, in den nordöstlich liegenden Bergen. Die Wachen erhielten nach wenigen Tagen miteinander Fühlung. Man erzählte sich, was sich in den langen Sommermonaten zugetragen hatte, und so kam es, daß Peltos Leute von Walter und seinem Verhältnis zu Elle und der Familie Homek erfuhren, ehe es Homek eigentlich lieb war.

Die Leute Peltos waren empört. Was hatte dieser Fremdling, der nichts besaß, sich in ihre Sachen hineinzumischen! Es war in ihren Augen so gut wie abgemacht, daß Pelto Elle heiratete, und nun mußten sie wohl gar erleben, daß so ein Hergelaufener sie vor seiner Nase wegschnappte; das durfte nicht geduldet werden.

Eines Tages, als Homek sich mit einigen seiner Leute auf der Jagd befand, trafen sie oben in einer verlassenen Erdhütte, wo sie rasten wollten, mit einigen Leuten aus Peltos Sippe zusammen.

Nachdem die ersten Worte der Begrüßung und über den Verlauf der Wanderung gefallen waren, brachten sie gleich das Gespräch auf Walter und machten Homek die heftigsten Vorwürfe über sein Verhalten in diesem Fall.

Der blieb ganz gelassen.

„Was wollt ihr? Der junge Mann hat meine beiden Töchter vor dem sicheren Untergang gerettet und besitzt darum, das könnt ihr nicht leugnen, ein gewisses Recht auf sie. Sie hängen übrigens beide sehr an ihm."

„Will er denn Elle heiraten?"

„Vom Heiraten war noch keine Rede, jedoch fordert er Elle von mir, kann ich sie ihm nicht abschlagen."

„Und wenn nun ein andrer zuvorkommt und fordert sie von dir, was sagst du dann?"

Homek machte sein allerdümmstes Gesicht, während seine listigen Augen durch die zusammengekniffenen Augenlider funkelten, und zog die Schultern hoch.

„Es kommt immer darauf an, wer es ist und was für eine Brautgabe er geben kann."

Der älteste von Peltos Leuten gab einem der jüngeren einen heimlichen Wink. Dieser entfernte sich unbemerkt, und während drinnen in der Erdhütte die Branntweinflaschen kreisten, die Köpfe sich röteten und die Erlebnisse der Sommerreise besprochen wurden, jagte der junge Mann über die glitzernde Schneedecke in östlicher Richtung dem Lager Peltos zu.

Eine halbe Stunde später betrat Pelto die Erdhütte.

Er war ein etwas über mittelgroßer Mann, breit und starkknochig, mit breiten, häßlichen mongolischen Gesichtszügen und mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein. Er begrüßte die Versammelten mit dem üblichen Gruße: „Gottes Friede und guten Tag."

Darauf setzte er sich neben Homek, reichte ihm seine Branntweinflasche, die er aus einer Innentasche seiner Pelzjacke (Päsk) hervorholte, und nachdem sie beide getrunken, fragte er: „Na, glücklich wieder zurück?"

„Ja, alles ist gut und wohl."

„Ich war nach Norden, nach Vadsö zu, auf den Hängen am Varanger Fjord war schöne Weide. Ich habe jetzt über zwölfhundert Renntiere."

„Ich habe fünfzehnhundert."

„Die werde ich auch noch bekommen, wenn ich erst wieder eine Frau habe, die mir helfen kann ... Du hast eine Tochter."

„Zwei."

„Würdest du mir die älteste, Elle, zur Frau geben?"

Homeks Augen funkelten vor Habgier; jetzt ist der große Moment gekommen, wo er Pelto zwiebeln kann. Er fragt ganz ruhig und voller Würde:

„Was gibst du als Brautgabe?"

„Dreißig Ren," sagte Pelto scheinbar ruhig.

„Elle kann nähen, schlachten, gerben, spinnen, stricken und kann schon Speisen zubereiten wie eine alte, erfahrene Frau."

„Ich gebe fünfunddreißig."

Pause.

„Elle ist das schönste Mädchen in ganz Finnmarken, und sie ist stark und breit in den Hüften; sie wird eine gute Mutter werden und gesunde Kinder zur Welt setzen."

„Aber sie ist keine Jungfrau mehr, wie ich gehört habe."

„Ich weiß es nicht; aber seit wann fragt man, ob ein erwachsenes Mädchen Jungfrau ist?"

„Gut, ich gebe vierzig Ren, aber jetzt keines mehr."

„Sie hat die schönsten Pelzsachen von der ganzen Sippe, und sie hat sie

meist selbst gegerbt und genäht; Kleider, Stiefel und Pelze wird sie in zehn Jahren nicht gebrauchen."

„Ja, aber vierzig Ren ist viel."

„Haha, aber eine schöne, tüchtige Frau ist mehr, viel mehr."

„Na, ein letztes Gebot: ich gebe fünfzig Ren, gibst du sie mir dann?"

„Dann hat sie drei goldene Ringe für die Finger, zwei ebensolche für die Ohren und eine dreidoppelte Bernsteinkette. Außerdem hat sie silberne Schnallen für Schuhe und Gürtel."

„Ich habe in Vadsö eine Doppelflinte mit Patronen gekauft, die gebe ich zu." Er hielt Homek seine Hand hin.

Der schlug mit seiner flachen Hand hinein, daß es knallte.

„Gib zehn Ren zu und deinen Bärenpelz, dann hast du sie."

Der andre schlug nun wieder in Homeks Hand. „Fünfzig Ren und die Flinte!"

Wieder ein schallender Handschlag.

„Sechzig Ren, Flinte, Patronen und Pelz!"

„Fünfundfünfzig Ren und Flinte!"

„Wie ich gesagt: sechzig Ren, Flinte und Pelz!" beharrte Homek.

Zwischen jedem Gebot schlugen sie sich in die Hände.

Die Anwesenden hatten die beiden in atemloser Spannung umringt, neugierig, wie der Handel auslaufen würde.

„Deinen Bärenpelz dazu," sagte Homek nun wieder, während seine Augen in die des Freiers funkelten.

„Gut," erwiderte der, „ich mache nun noch ein letztes Angebot: ich gebe sechzig Ren, Flinte, Patronen und zwei gute Fuchspelze."

„Den Bärenpelz, sage ich."

Der Freier riß sein Hemd vorn auf, so daß seine mit langen Haaren dicht bewachsene Brust sichtbar wurde, darauf wischte er den Schweiß von der Stirn, schneuzte die Nase mit den Fingern, holte seine Branntweinflasche aus der Tasche und gab sie Homek, der einen tüchtigen Schluck daraus trank, worauf er sie dem Geber wieder zurückreichte. Nachdem der sich durch einen herzhaften Schluck gestärkt hatte, nahm er die Verhandlung mit erneuten Kräften wieder auf.

„Ich will dir was sagen, Homek, deine Tochter ist hübsch und tüchtig, ich möchte sie als Frau haben; aber meinen Bärenpelz bekommst du nicht, den gebe ich nicht her. Ich mache nun noch ein allerletztes Gebot: ich gebe dir sechzig Ren, meine Flinte mit Munition, zwei Fuchspelze und — fünf Pfund Tabak."

Homeks Augen funkelten.

„Zehn Pfund!" schrie er heiser.

„Sechs Pfund!"

„Neun Pfund!"

„Sieben Pfund und keinen Quent mehr!" schrie der Freier aufgeregt.

„Acht Pfund und keinen Quent darunter!" schrie Homek.

„Sieben Pfund!"

„Acht Pfund!"

„Zum letztenmal: siebeneinhalb Pfund!"

Homek schlug mit aller Kraft in die Hand des Freiers. „Siebeneinhalb Pfund, und du gibst zwei Pott Leihkauf!"

Sie hatten schon im Eifer des Handels ganz vergessen, um was es sich handelte. Wenn sie mit den Agenten, die ihnen ihre Häute, Pelze und Renntierschinken abkauften, verhandelten, war es üblich, beim Abschluß eines Handels Leihkauf zu trinken, den der Verkäufer oder der Käufer bezahlen mußte, je nachdem sie einig wurden. Bei der Feststellung des Brautpreises war dies jedoch nicht üblich.

Homek und Pelto waren aber so in Eifer geraten, daß sie den Zweck ihrer Verhandlung vergaßen, und die Zeugen hüteten sich, etwas dagegen einzuwenden, sie bekamen ja ihren Anteil vom Leihkauf ab.

Der Freier schlug wieder in Homeks Hand.

„Sechzig Ren, Flinte, Munition, zwei Fuchspelze, siebeneinhalb Pfund Tabak, und Leihkauf gibst du!"

„Zur Hälfte!" schrie Homek.

„Gut, zur Hälfte! Abgemacht, und Elle ist die Meine!"

Die beiden Männer hielten sich die rechten Hände, und einer der Anwesenden schlug durch. Das geschieht, indem einer der Zeugen mit seiner flachen Hand auf die vereinigten Hände der Vertragschließenden aufschlägt, und bedeutet soviel als: hiermit ist euer Vertrag besiegelt, und keiner kann zurück.

Somit war Elle, die mit den ganzen Fasern ihres jungen Herzens an ihrem Lebensretter hing, für sechzig Renntiere, eine Jagdflinte mit Patronen, zwei Fuchspelze und siebeneinhalb Pfund Tabak an einen Mann verschachert, den sie nicht leiden mochte, und nun, seitdem die Leidenschaft für Walter in ihrem Herzen brannte, nie und nimmer würde lieben können.

Aber darum kümmerten sich die Männer wenig. Wenn nur er die Frau leiden mochte und sie war gesund und stark, dann hatte er, was er wünschte: eine, die ihm die Renntiere melkte, Quark und Käse zubereitete, das Essen kochte, seine Kleider nähte, seine Strümpfe und Schuhe am Feuer trocknete, seine Füße wusch und knetete und — dazwischen, wenn's gerade paßte, drei, vier stramme, gesunde Kinder zur Welt setzen konnte.

Liebe?! — Braucht der Lappländer nicht. Die ist wohl gut, wenn man jung ist und in den Bergen auf Renntierwache mit den Mädchen kleine Abenteuer erlebt; aber für die Ehe taugt sie nicht, da ist sie doch für die Katz.

Die Männer ließen die Branntweinflaschen fleißig kreisen, bestimmten, daß in zwei Wochen nach ihrem Beschluß das Aufgebot in der Kirche verkündet werden sollte, und in weiteren drei Wochen sollte die Hochzeit stattfinden. Weiter verlangte Pelto, daß Walter aus dem Zelte entfernt werden müßte ... „Der Honigtopf ist nun einmal der meine geworden, und ich mag nicht haben, daß andre daran herumlecken," sagte er. Als aber Homek darauf nicht eingehen wollte, einigten sie sich darüber, daß Elle nach einem andern Zelt übersiedeln sollte, zu Peltos Schwester, die mit in Homeks Lager war.

Es war schon sehr spät, als Homek schwankenden Schrittes sein Lager aufsuchte. Walter sah noch bei der schwachen Beleuchtung der von Renntierfett gespeisten schwelenden Lampe, wie er schwankend und mit hängender

Unterlippe nach seinem Lager taumelte und darauf fiel. Kurz darauf verkündete ein dröhnendes Schnarchen, daß der Hausherr eingeschlafen sei.

*

Am andern Morgen, als Homek seinen Rausch ausgeschlafen hatte, teilte er in kurzen, rauhen Worten, die keinen Widerspruch aufkommen ließen, Elle mit, daß sie sich darauf vorbereiten könne, in sechs Wochen mit Pelto Hochzeit zu halten. Dann schnallte er die Ski unter, nahm seine Flinte und fuhr in die Berge, um seine Herde zu kontrollieren.

Elle war vor Entsetzen aschgrau im Gesicht geworden; kein Laut kam über ihre Lippen. Aber als ihr Vater draußen war, sank sie halb ohnmächtig vor ihrem Lager auf die Knie, und ein wildes, schluchzendes Weinen durchschüttelte ihren Körper.

Ihre Mutter stand am Herdfeuer mit blassem Gesicht, über das die Tränen des Mitleids für ihre Tochter und ihre eigne Enttäuschung liefen.

Hatte dieser Mann denn gar kein Herz im Leibe?

Ihr hatte er alles genommen, was ihr lieb und gut war: Vater, Freundin und Jugendgeliebten; er hatte sie mit seinen dämonischen Blicken unterjocht, daß sie ihm hatte folgen und dienen müssen wie eine Sklavin. Wider ihren Willen hatte sie ihm Kinder gebären und großziehen müssen, und nun, da ihre Tochter als reifes Weib wie eine gute Freundin neben ihr gehen konnte, nun, da sie glaubte, ihren Herzenswunsch erfüllt zu sehen: die geliebte Tochter und Freundin im Glück eines aus innigster Liebe geschlossenen Bundes und sich selbst in diesem Glück sonnend, da griff dieser Mann wieder mit rauher Faust hinein, alle ihre Hoffnungen zerstörend und vernichtend.

Alles in ihr bäumte sich dagegen auf, aber sie wußte, daß sie ihm gegenüber machtlos war, und in namenloser, ohnmächtiger Qual sank sie neben ihrer Tochter auf die Knie und weinte mit ihr.

Als Walter von einem Skikjöring, in dem der Skifahrer sich von einem Renntier ziehen läßt, zurückkehrte und das Zelt betrat, sah er gleich an den Gesichtern der Frauen, daß etwas Unangenehmes passiert sein mußte. Er fragte Elle.

Erst schwieg sie, als er aber weiter in sie drang — ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß er die Veranlassung zu der Mißstimmung war — warf sie sich an seine Brust, umschlang seinen Hals mit ihren Armen und begann herzbrechend zu weinen.

Nach und nach erfuhr er dann, was sich zugetragen hatte.

Eine tiefe Traurigkeit überkam ihn.

Jetzt bereute er tief, der Einladung des Finnlappen gefolgt zu sein.

Was tat er hier?

In ein fremdes Mädchen andrer Art und andern Stammes als er, deren Seelenleben so unendlich verschieden von dem seinen war, hatte er sich verliebt, hatte in ihrem bis dahin ruhigen Herzen eine wilde Leidenschaft entfacht, die wie eine glühende Woge über sie beide zusammengeschlagen war und ihm das Mark aus dem Körper zog.

Seine unselige Abenteuerlust hatte ihn hier in eine beschämende,

unwürdige Lage gebracht, aus der sich zu befreien er bisher nicht die Kraft gehabt hatte.

Warum mußte er damals auch abenteuernd in den Bergen herumlaufen, anstatt wie seine Kameraden sich in seine Koje zu legen und zu schlafen! Sie saßen jetzt gewiß alle daheim bei ihren Familien in ihren warmen, molligen Stuben, während er hier sich mit den primitivsten Einrichtungen der Behaglichkeit begnügen mußte.

Jetzt fühlte er, daß er sich aufraffen und fortgehen mußte.

Er würde von seiten der Leute aus Peltos Sippe die erbittertste Feindschaft zu erwarten haben, wenn er sich noch länger in Elles Nähe aufhielt; und was das sagen wollte hier oben in der endlosen Schneewüste, unter den fremden, gesetzlosen Leuten, das konnte er sich leicht ausmalen. Aber was nun?

Wie von hier fortkommen?

Er erhob sich, schob das weinende Mädchen sanft von sich und sagte: „Wenn es sich so verhält, Elle, muß ich euch verlassen. Ich kann nun nicht länger bei dir bleiben."

Und als sie ihn verständnislos mit entsetzten Augen ansah: „Beruhige dich, Elle. Du wirst einsehen, daß es nicht mehr geht; du bist jetzt die Braut eines andern und mußt dich darauf einrichten."

Da warf sie sich auf das Lager und weinte, weinte, wie nur eine zum Tode verwundete Seele weinen kann.

Walter war es, als müsse seine Brust vor Weh zerspringen. Er lief aus dem Zelte und fast in die Arme Homeks, der von seiner Inspektionstour gerade zurückkam. Er packte ihn mit starkem Griff an den Schultern und rief: „Warum hast du das getan? Hast du mich deswegen mit in eure Schneewüste genommen, um mir und Elle diesen Kummer zu bereiten?"

„Du hättest ja mit Elle nicht anzubändeln brauchen; sie war schon für Pelto als Frau bestimmt."

„Dann hättest du unsern Verkehr nicht dulden müssen!"

„Ach was, solche Liebeleien zwischen jungen Leuten sind nicht ernst zu nehmen. Wer denkt daran, solches zu verhindern! — Übrigens, wenn dir so viel daran lag, mein Schwiegersohn zu werden, warum hast du denn nicht längst Elle von mir verlangt? — Ich hätte sie dir nicht verweigert."

„Nachdem sie, wie du sagst, für den andern bestimmt war?"

„Bestimmt abgemacht war es nicht, wärest du dem andern zuvorgekommen, hätte ich nicht nein gesagt. Jetzt ist nichts mehr daran zu ändern."

„Nein, das weiß ich wohl, und darum muß ich dich jetzt bitten: laß mich fort, so schnell wie möglich, bringe mich nach der nächsten Stadt."

In diesem Augenblick kamen Zakarias und Orrid hinzu, sie hatten zusammen eine Skifahrt nach der Herde in den Bergen gemacht und kehrten Hand in Hand zurück.

Ein Lächeln huschte über des Lappen Mongolengesicht, als er seinen Liebling sah.

„Wenn du gern mein Schwiegersohn werden willst, dann bleibe hier, wir behalten dich alle gern, so sollst du in fünf Jahren Orrid zur Frau haben und meine halbe Herde. Hier schlag ein!" Er streckte Walter seine Hand hin.

Orrid schrie jauchzend auf, sprang empor, schlang ihre Arme um seinen Hals, biß ihn in die Wangen und rief: „Sag ja, sag ja! — Hörst du nicht?! — Du sollst mein Mann werden!"

Dann ließ sie wieder von ihm ab, faßte Zakarias bei seinem Päsk und tanzte mit ihm herum, bis der Alte hinfiel. Sie lachte, warf sich über ihn, zog ihn an seinem Barte und jubelte: „Walter mein Mann! Walter mein Mann!"

Zakarias wetterte und fluchte und krabbelte sich wieder hoch.

„Nein, Homek," erwiderte Walter nun, „ich kann nicht, und da ich nicht anders von hier fortzukommen weiß als mit deiner Hilfe, so bitte ich dich nochmals, laß mich fort sobald als möglich."

Homek überlegte einen Augenblick.

„Bleibe diese Woche über noch hier. In einer Woche sind wir in unserm Winterquartier, bis dahin können wir ruhig überlegen, was zu tun sei. Solltest du dennoch fort wollen, nun, dann bringe ich dich zu Jens Turek, dem Kwänen, dort kannst du dann bleiben, bis die Schiffahrt frei wird und du wieder nach Hause kommen kannst."

„Und Elle? — Was soll aus ihr werden?"

Der Lappe lächelte. „Sie wird Peltos Frau; das ist schon vor Zeugen abgemacht."

„Aber sie mag den Mann ja nicht!"

„Das ist ja auch nicht nötig. Sie kann froh sein, einen so reichen und ansehnlichen Mann zu bekommen."

Diese Indolenz den Gefühlen des Weibes gegenüber war Walter natürlich unverständlich. Er konnte nicht glauben, daß Elle, die sich ihm mit so alles verzehrender Leidenschaft hingab, ohne weiteres dem Gebote ihres Vaters Folge leisten würde.

Er schnallte seine Ski wieder unter und fuhr in sausender Fahrt talwärts. Er mußte allein sein, mußte suchen Klarheit zu bekommen über das, was er tun mußte.

Aber wie er seinen Kopf auch zermarterte, er kam zu keinem andern Entschluß, als von hier fortzugehen. Homeks Angebot, noch länger zu bleiben und vielleicht gar mit ansehen zu müssen, wie Elle die Frau des andern würde — nein, das konnte er nicht annehmen! Er mußte fort, und zwar so schnell wie nur möglich.

Als er nachher wieder das Zelt betrat, schien Elle sich beruhigt zu haben, nur zeigte ihr Gesicht eine erdfahle Blässe, und in ihren dunklen Augen glomm ein unheimliches Feuer.

Still und schweigend verzehrten sie ihr gekochtes Renntierfleisch und tranken die glühheiße Suppe dazu.

Es war, als wenn ein böser Geist das Zelt betreten und unter den sonst so froh miteinander verkehrenden Zeltbewohnern Streit und Hader gesät hätte.

Selbst der alte Zakarias, der sonst seinen Mund keinen Augenblick stillhalten konnte, war schweigsam und bedrückt. Sonst wußte er immer ihre gemeinsamen Mahlzeiten mit seinem goldigen Humor zu würzen, und meist klang fröhliches Lachen aus Homeks Zelt.



Ferd. Keller: Italienische Landschaft


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Und nun?

Walter konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß er unmittelbar die Schuld an dieser bedrückten Stimmung hatte. Er machte sich immer wieder die bittersten Vorwürfe, daß er mitgegangen sei, sah immer mehr ein, daß er nicht unter ihnen bleiben könne: er war ihnen fremd und würde ihren Sitten und Gebräuchen immer fremd gegenüberstehen.

Als sie gegessen hatten, sagte er zu Homek: „Ich habe es mir überlegt, ich möchte so schnell als möglich von hier fort; es ist für Elle, für mich und uns alle am besten. Ich danke dir für deine Gastfreiheit und dein freundliches Angebot, noch länger hierzubleiben, aber ich kann es nicht annehmen und muß dich dringend bitten, mich ziehen zu lassen."

„Gut," sagte Homek ganz ruhig, „wenn du fort willst, will ich dich nicht halten. Ich werde alles dazu einrichten, daß du morgen früh abreisen kannst."

In der Nacht, als alles im Zelte schlief, kam Elle an Walters Lager.

Sie umarmte ihn wortlos und saugte sich an seinem Mund fest, als wollte sie seine Seele austrinken. — Noch eine letzte heiße Umarmung, ein letzter glühender Kuß, dann verließ sie ihn.

Am andern Morgen wurde alles für die Abreise Walters vorbereitet.

Der alte Zakarias hatte sich erboten, seinen jungen Freund zu dem Kwänen Jens Turek zu bringen.

Es hätte sich zwar besser geziemt, wenn ein Jüngerer dies übernommen hätte, aber er war ja noch sehr rüstig und scheute die Fahrt durchaus nicht, und außerdem hielt er es für das sicherste und beste, wenn er selbst seinen Freund in Sicherheit brächte, er traute den andern allen nicht, wie er Walter später unterwegs gestand; und der Weg war weit und einsam und erforderte allergenaueste Ortskenntnis.

Zu ihrer Beförderung dienten zwei bequeme, innen mit Fellen ausgefütterte Pulks, ein Proviantschlitten und sechs junge kräftige Renntiere; drei als Vorspann — vor jeden Schlitten eins — und drei als Reserve.

Der Proviantschlitten war, mit Vorrat für zehn Tage reichend, hoch beladen. Da der größte Teil der Ladung jedoch aus leichtem, getrocknetem Moose für die Renntiere bestand, war der Schlitten trotzdem immer leicht.

Als alles gut untergebracht und festgeschnürt war, betrat Walter nochmals das Zelt, um von den Frauen Abschied zu nehmen.

Nur Karine war dort und Klein-Orrid. Elle wäre vor einer Weile hinausgegangen, sagte sie, sie hätte gedacht, Elle wollte ihn auf ihren Schneeschuhen ein Stück Wegs begleiten.

Eine Unruhe überkam ihn; warum war Elle fortgegangen, ohne ihm ein letztes Lebewohl zu sagen?

Tränen rollten über Karines Wangen, als sie ihm die Hand zum Abschied reichte.

„Komme wohl und gesund heim, mein lieber Junge," sagte sie, „ich wollte, ich könnte dir folgen, mein Heim ist auch nicht hier."

In diesem Augenblick trat Homek herein. Er steckte eine kleine flache Ledertasche in Walters Brusttasche.

„Hier, nimm dies mit, du wirst es unterwegs gebrauchen."

Dann nahm er seine Flinte vom Pfosten herunter mit einem vollen Patronengürtel und überreichte beides Walter.

„Die Flinte mußt du auch mitnehmen," sagte er, „je weiter wir in den Winter kommen, je dreister werden die Wölfe; vielleicht müßt ihr euch dagegen verteidigen. Zakarias kann sie wieder mit zurücknehmen."

Als Walter sich über Klein-Orrid beugte, die sich noch in dem warmen Pelz auf dem Lager rekelte, schlang sie ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn immer und immer wieder und sagte dazwischen: „Fahre wohl, mein Mann — mein Mann. In fünf Jahren kommst du wieder und feierst Hochzeit mit mir! Ja?"

Draußen knallte Zakarias mit der Peitsche.

„Säume nicht länger," mahnte Homek, „die Tiere sind unruhig."

Walter gab der weinenden Karine noch einmal die Hand, dann lief er hinaus.

Zakarias saß schon in seinem Schlitten und wartete.

Homek sah nochmals alles nach, prüfte die Zugriemen auf ihre Haltbarkeit und die Verschnürungen des Proviantschlittens, fragte, ob nichts vergessen sei, Pfeife, Tabak und Feuerzeug. Dann mahnte er Zakarias noch zur Vorsicht und gebot ihm, sich und den Tieren am Ziel ihrer Reise drei Tage Ruhe zu gönnen und dann zurückzukehren.

Walter stand noch unschlüssig, er spähte nach Elle, sollte sie ihn so ziehen lassen wollen?

Es war trotz der späten Stunde, es mochte gegen acht Uhr morgens sein, noch ziemlich dunkel, nur der Umstand, daß die Landschaft mit Schnee bedeckt war, ermöglichte es, daß man die nächste Umgebung erkennen konnte. Die Zelte des Lagers, die in einer Reihe gebaut waren, ragten dunkel aus dem in tiefer Dämmerung liegenden Bilde hervor.

Er seufzte und bestieg seinen Schlitten; sie fürchtete sich wohl vor diesem letzten Augenblick und hatte sich versteckt.

In diesem Augenblick kam jemand in fliegender Fahrt über die Ebene herunter — es war Jokil — und hielt sichtlich aufgeregt neben Homek. In höchster Aufregung erzählte er ihm irgendeine Begebenheit — Walter verstand ihn nicht, aber er nahm an, daß irgend etwas mit einem wertvollen Tiere passiert war. — Er sah, wie Homek erblaßte und an Zakarias trat, mit dem er etwas flüsterte, dann sagte er laut: „Also, fahr zu, und Gottes Friede mit euch. Grüßt mir Jens Turek und seine Frau."

Zakarias knallte mit seiner Peitsche, die Tiere zogen an, und wenige Minuten später war das Lager hinter ihnen im Dunkel verschwunden.

*

In größter Eile jagten die drei Schlitten durch die schweigende Landschaft. Walter empfand wie im Traum das Vorbeigleiten der Felsen und der wenigen kahlen, verkrüppelten Bäume; ganz mechanisch hielt er das Leitseil seines Zugtieres in der Hand; das Tier sich selbst überlassend, versank er, ohne auf seine Umgebung achtzugeben, in traurige Grübeleien. Wo war Elle, warum hatte sie ihm nicht ein letztes Mal die Hand gedrückt? Noch glaubte er ihre heiße Umarmung zu spüren und ihre brennenden

Küsse. Auch hatte er geträumt, sie sei noch einmal an seinem Lager gewesen und habe ihn auf seine Stirne geküßt. Oder war es kein Traum?

Der Schlitten schlingerte, beinahe wäre er umgefallen, er wachte aus seinen Grübeleien empor und sah sich um. Immer dasselbe: weiß, weiß und abermals weiß, so weit das Auge reichte; alles tot und schweigend, im tiefsten Winterschlaf.

Im Süden glomm es rot hinter glühenden Nebelschleiern, die Sonne kam kaum mehr über den Horizont, und hoch über ihnen stand der Mond hinter jagenden Wolken, blaß und die Landschaft in ein fahles, trauriges Licht hüllend.

Zakarias hielt still, um die Tiere zu wechseln und eine kurze Ruhe zu halten. Den Tieren warf er getrocknetes Moos vor, während er ein Stück gedörrtes Fleisch kaute.

Walter lief umher, um die steif gewordenen Beine zu bewegen, und versuchte mit Zakarias ein Gespräch anzuknüpfen. Der war aber ungewöhnlich schweigsam, und er glaubte Tränen in seinen Augen zu sehen. Schließlich, nach einigen vergeblichen Versuchen, den Alten zum Sprechen zu bringen, brach ihm die Geduld, er trat vor ihn hin, packte ihn an den Schultern und fragte: „Sage mir um alles in der Welt, was hast du? Was ist im Wege? Habe ich dir etwas getan?"

Der Alte machte sich los und trat an sein Zugtier, etwas an den Riemen zu ordnen, dann drehte er sich nach Walter um, Tränen rollten ihm jetzt über seine runzligen Wangen und verloren sich in dem grauen Bart.

„Ich will es dir sagen, damit du es weißt, du kannst ja nichts dafür, Homek ist ganz allein schuld — Elle ..."

„Was ist's mit Elle?" fragte Walter, während eine unbestimmte Angst ihm seine Brust zuschnürte.

„Elle — ist heute morgen — ehe wir wegfuhren — verunglückt."

„Verunglückt —?"

„Ja, sie ist beim Skilaufen in eine tiefe Kluft gestürzt und — wahrscheinlich — tot."

„Tot —?!"

„Walter, besinne dich, wir müssen fort!"

Er wußte nachher nicht, wie er in den Pulk gekommen war, und konnte erst wieder klar denken, als sie einige Stunden später wieder hielten.

Der Alte wechselte die Tiere wieder und gab ihnen Futter.

Walter wollte ihn fragen, doch der wehrte ab: „Laß nur, ich weiß auch nicht mehr, als ich dir schon gesagt habe. Laß uns nur sehen, daß wir so schnell als möglich fortkommen."

Wieder jagten sie vorwärts in nordwestlicher Richtung. Der Mond stand nun klar am wolkenlosen Himmel, und im Norden flammte das Nordlicht auf. Vorwärts ging's in fliegender Fahrt durch die jetzt in dämonische, traumhafte Farben getauchte Landschaft.

Kurz vor Mitternacht erreichten sie eine kleine verlassene Erdhütte, die sie auf ihrem Zuge nach Osten vor einigen Tagen passiert hatten. Walter erkannte sie gleich wieder, er hatte mit Elle darin gesessen und eine glückliche Stunde dort mit ihr verlebt. Mit seinem Messer hatte er die ersten

Buchstaben ihrer Namen, ineinander verschlungen, in die harte Wand eingeritzt.

Hier machte Zakarias halt.

„Wir müssen uns nun ein paar Stunden der Ruhe gönnen," sagte er; „vor allem haben die Tiere die Ruhe nötig; aber auch wir müssen versuchen, ein wenig zu schlafen."

Nachdem die Tiere gefesselt waren und ihnen Futter vorgelegt, streckten Walter und Zakarias sich in ihren Pelzen in der Hütte auf dem Fußboden aus.

„Nun nimm schnell ein Auge voll Schlaf," sagte der Alte noch, „lange Zeit haben wir nicht; wir müssen bald weiter."

Walter reckte die Glieder, ja, das Ausstrecken nach dem langen, ungewohnten Sitzen im Pulk tat außerordentlich wohl, aber schlafen konnte er nicht.

Die Ereignisse der letzten Woche wirbelten ihm durch seine Gedanken wie bunte Bilder in einem Wandelpanorama.

Hatte er das alles erlebt?!

War nicht alles Traum gewesen?! Aber nein, er lag ja hier in einer verlassenen Erdhütte, in der er eine der schönsten Stunden seines Lebens verlebt hatte!

Ach, noch glaubte er die heiße, leidenschaftliche Umarmung Elles zu spüren, fühlte ihre heißen Lippen auf den seinen brennen...

Dann sah er sie unten in der Kluft liegen, zerschmettert, blutig, zerschlagen — vielleicht tot.

Und er? War er schuld an ihrem Tode?

Nein, er konnte es nicht sein.

Wenn einer schuld an ihrem Tode war, so war es ihr Vater Homek, der sie gegen ihren Willen zwingen wollte, einen ihr unsympathischen Mann zu ehelichen!

Aber wenn sie ihn, Walter, nun nicht kennen gelernt hätte?!

Dann wäre sie dem Gebote ihres Vaters und dem Gebrauche ihres Volkes gefolgt, hätte den ihr bestimmten Mann geheiratet, es hingenommen als etwas Unabänderliches, als eine notwendige Phase im Lebensgange der Lappländerin.

„Ach!" — — —

„Kannst du nicht schlafen?" fragte der Alte aus seinem Pelze heraus.

„Nein, ich muß immer an Elle denken."

„Laß das, an ihrem Unglück ist nichts mehr zu ändern. Aber ich kann auch nicht schlafen, ich bin zu unruhig; ich habe ein Gefühl, als... Laß uns lieber weiter, über anderthalb Stunden haben wir übrigens schon geruht."

Er stand auf und ging hinaus.

Walter folgte ihm.

Die Landschaft lag in hellen Mondschein getaucht. Das Nordlicht war verschwunden, da es schon nach Mitternacht war.*

Leichte helle Wolken jagten am Monde vorbei, und ihre Schatten huschten wie Gespenster über den glitzernden Schnee.

---

* Das Nordlicht erscheint nur in den Stunden vor Mitternacht.

„Wir werden wohl noch einen Schneesturm bekommen,“ meinte Zakarias, während er die Tiere vorspannte, „bis dahin möchte ich Jättekul erreicht haben.“

„Warum hast du solche Eile?“ fragte Walter. „Die Ruhepause scheint mir für die Tiere zu kurz zu sein, und wenn ein Schneesturm kommen sollte, sind wir doch hier in der Hütte ganz gut aufgehoben.“

„Ich will es dir sagen, mein Junge, warum ich so eile: ehe Elles Unglück bei Peltos Sippe bekannt wird, müssen wir so weit wie möglich fort sein. Sie werden dir die Schuld an ihrem Unglück beimessen und alles aufbieten, um deiner habhaft zu werden, ja, deswegen mehrere Tagereisen nicht scheuen.“

„Und wenn sie meiner habhaft werden, was dann?“ fragte Walter.

„Ich hoffe nicht, daß sie uns erreichen, Homek versprach mir, es so lange wie möglich geheimzuhalten. Wir haben, ehe Peltos Leute es erfahren, einen zu weiten Vorsprung.“

„Aber wenn sie uns nun doch verfolgen und erreichen, was dann? Ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

„Eine Schuld an Elles Unglück hast du nicht, aber sie werden dir die Schuld beimessen. Und wenn sie deiner habhaft werden ...“ Er zuckte mit den Schultern, „sie sind alle als rachsüchtig und jähzornig bekannt.“

Er wollte seinen Schlitten besteigen, doch Walter hielt ihn zurück. Er war sehr erregt.

„Ich habe keine Schuld an Elles Unglück, und ich will nicht wie ein Verbrecher durch Nacht und Nebel fliehen. Komm, fahren wir zurück! Ich fürchte Pelto und seine Sippe nicht; ich will ihnen gegenübertreten und sagen, daß ich unschuldig bin!“

Der Alte sah ihn mit offenem Munde an; er nahm Walters Hand und sagte:

„Ich bitte dich, Walter, sei jetzt vernünftig. Es weiß ja keiner besser als ich, daß du dich nicht fürchtest und daß du an Elles Unglück keine Schuld hast. Ist sie so schwer verunglückt, daß sie gestorben ist oder sterben muß, dann ist es ihre Bestimmung; sie ist von ihrem Schicksal erreicht worden. Einmal hast du es aufgehalten, das zweitemal konntest du es nicht. Das wissen die Peltos — und unsre Leute auch; aber indem sie dir die Schuld geben, haben sie eine willkommene Gelegenheit, über dich herzufallen und dich zu beseitigen. Du bist, weil die Frauensleute dich gern leiden mochten, den jungen Männern im Wege ... Würde dir hier ein Unglück zustoßen, sollten unsre Leute dir hier ein Leid zufügen, würden Homek und ich sehr unglücklich werden, denn du bist unser Gast, und wir haben dafür zu sorgen, daß dir nichts geschieht. Das können wir aber nur, indem wir dich so schnell wie möglich fortbringen. Also, nun steige, bitte, ein, wir haben schon viel zu viel Zeit versäumt.“

Walter sah ein, daß der Alte recht hatte. Was würde er hier in dieser endlosen Schneewüste gegen die ihm feindlich gesinnten Finnlappen ausrichten können? — Nichts!

Viele Hunde sind nicht allein des Hasen, sondern auch selbst des wildesten Ebers Tod.

Er sah keinen andern Ausweg, er mußte fliehen. Er stieg in seinen

Pulk, die Tiere zogen an, und in eilender Fahrt ging es in nordwestlicher Richtung weiter.

Nach einigen Stunden trat, wie der Alte auch richtig vorausgesagt hatte, ziemlich starker Schneefall ein, und eine Zeitlang nahm der Wind fast den Charakter eines Sturmes an; sie waren gezwungen, eine fast dreistündige Rast im Schutze eines Felsens zu machen.

Der Alte äußerte seine Zufriedenheit über den Schneefall, verwischte er doch ihre Spuren, die bisher leicht zu verfolgen gewesen waren.

Gegen Mitternacht des dritten Tages erreichten sie den Kopffelsen.

Es hatte schon stundenlang aus Nordost heftig geweht, und über den Horizont stiegen gewaltige, drohende Schneewolken empor.

Zakarias hatte mit besorgter Miene das Emporsteigen der drohenden Wolken verfolgt, es stand zu befürchten, daß sie in kurzer Frist den Mond verdecken und die Landschaft in tiefe Finsternis hüllen würden. Er trieb sein Zugtier zu immer größerer Eile an, und als wenn die Tiere ahnten, daß eine Verzögerung jetzt Gefahr bringen könnte, stürmten sie in rasendem Galopp vorwärts.

Sie erreichten den Felsen zur rechten Zeit; hinter der mächtigen, jäh emporragenden Gesteinsmasse fanden sie Schutz.

Es wurde dunkel; der Schnee begann, von einem heftigen Winde gepeitscht, in immer dichter werdenden Massen zu fallen.

Der Alte klopfte liebkosend die Tiere.

„Das habt ihr gut gemacht," sagte er, „nun wollen wir aber auch tüchtig ruhen."

Und als wenn sie ihn verständen, legten sie sich dicht aneinander gedrängt an den Felsen.

Dann stellte er die drei Schlitten so zusammen, daß sie ein nach außen offenes Karree, mit dem Proviantschlitten als Hintergrund, bildeten, trieb in die Mitte der offenen Seite einen Schneestock und befestigte hieran das eine Ende eines Skis, während das andre Ende auf dem Proviantschlitten befestigt wurde. Hierauf wurde der aus dünnen gegerbten Häuten mitgeführte Plan über das Ganze geworfen, an den Schlitten mittels Lederriemen befestigt, und ein zwar kleines, aber dafür um so wärmeres und molligeres Zelt war fertig.

Ein kleines Feuer wurde auf der mitgeführten Spritpfanne bereitet und ein starker Kaffee gekocht. Nach dem Genusse des warmen, belebenden Getränkes streckten sie sich wohlig auf ihren Pelzen aus, während der Sturm draußen mit brausenden Akkorden über den sie schützenden Felsen fuhr.

Walter versuchte zu schlafen, aber es war ihm unmöglich; der Wind heulte und klagte, und es war ihm mitunter, als wenn eine menschliche Stimme jammernd um Hilfe rief.

Zakarias, der auch nicht schlafen konnte, schlug mit seinem Feuerzeug Feuer in den Zunder, um seine Pfeife damit anzuzünden.

Die vom Flintstein fliegenden Funken beleuchteten auf Sekunden wie kleine Blitze des Alten braunes, wettergefurchtes Gesicht, und es schien Walter, als wenn ein Zug von Kummer und Sorge darübergebreitet lag.

Hatte er Angst?

Fürchtete er hier umzukommen, oder — horchte er auch auf die jammernde Stimme draußen? Jetzt tönte sie wieder.

„Was ist das für eine jammernde Stimme, die man durch das Brausen des Sturmes hören kann?" fragte Walter.

„Du kannst auch nicht schlafen?! — Na, ich auch nicht. — Die Stimme! — Hm, ja, die kommt wohl hier oben vom Kopfe, man sagt ... Aber laß uns ein wenig Licht machen, es ist dann nicht so unheimlich, und wir plaudern."

Ein Schwefelhölzchen wurde angerissen, das schwelend ihr kleines Zelt mit gelbem Schwefeldampf füllte und sie zum Husten reizte, und die kleine, mit Tran gefüllte Laterne, die ihnen zu Häupten an dem Ski angebunden hing, damit angezündet; ein kleines Flämmchen nur, trüb und flackernd, doch groß genug, um die Einzelheiten im Zelte erkennen zu können.

„So!" sagte der Alte, „nun ist's doch ein bißchen gemütlicher, und sehen kann man wenigstens, daß man raucht ... pühhh" — er blies mit sichtlichem Wohlbehagen die blauen Rauchwolken von sich. „Wenn's dunkel ist nämlich und man nicht sehen kann, daß man raucht, dann schmeckt die Pfeife auch nicht."

„Warum hast du dann nicht längst die Lampe angezündet?" fragte Walter. „Ich dachte, du schliefest und wollte dich nicht stören."

Es trat eine Pause ein, in der jeder sich mit seinen eignen Gedanken beschäftigte. Draußen, über ihren Köpfen, fuhr der Sturm donnernd und brausend vorbei. Er verfing sich oben in dem zerklüfteten Kamm des Berges und heulte in wild klagenden Lauten, jagte in das enge Felstal hinein, brausend, mit mächtigem Orgelton: eine ewige, gewaltige Urmelodie.

„Ein furchtbares Wetter," unterbrach Walter die Ruhe im Zelte. „Glaubst du, daß es schlimmer wird?"

„Es kann unter Umständen schlimmer werden, aber das schadet uns ja nichts, wir liegen hier sehr geschützt. Von allzulanger Dauer wird es auch nicht sein; oben im Allvaterstein singt es; morgen haben wir klares Wetter mit Frost und leichter Schlittenbahn."

„Oben singt es, sagst du? Ist das die klagende Stimme? Was weißt du davon? Welche Bewandtnis hat es damit?"

Zakarias paffte ruhig auf seiner Pfeife, als wenn er die Frage seines jungen Gefährten überhört hätte. Nach einer kleinen Pause schälte er sich aus seinem Pelze heraus.

„Ich will zu meiner Beruhigung mich doch einmal nach den Ren umsehen," sagte er und kroch auf allen vieren aus dem Zelte.

Walter folgte ihm.

Draußen war nicht viel zu sehen. Ungeheure Schneemassen fegten über ihre Köpfe hinweg.

Rings um ihren Lagerplatz hatte der Schnee mächtige Wächten getürmt, die wie schützende Wälle emporragten.

Ihr kleines Zelt war mit einer mehrere Zentimeter dicken Schicht Schnee bedeckt und nur als ein kleiner, an den Felsen gelehnter Schneehügel zu erkennen.

Dicht daneben lagen die Tiere eng aneinander, ebenfalls mit einer

dicken Schicht Schnee bedeckt. Sie hatten sich einschneien lassen und lagen, vor dem eisigen Wind geschützt, unter der warmen, schützenden Schneedecke.

Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Tiere gut geschützt lagen, krochen sie wieder in das Zelt hinein, das jetzt, nachdem sie den eisigen Hauch des Windes gespürt hatten, ihnen noch einmal so gemütlich vorkam.

Als sie sich in die warmen Pelze gehüllt und ihre Pfeifen frisch gestopft und angezündet hatten, fragte Walter nach der Bedeutung der rätselhaften klagenden Rufe, die sich in das Tosen des Unwetters mischten und jetzt wieder zu hören waren.

Der Alte besann sich ein wenig, während er eifrig seine Pfeife rauchte.

„Das ist nach einer alten Sage die Stimme eines Jetten,* der hinter uns in den Felsen eingeschlossen sein soll," sagte er endlich. „Wir haben ja Zeit genug; wenn du willst, erzähle ich dir die Sage."

„O ja, bitte, erzähle!"

„Vor vielen, vielen Jahren kam der Gott des Wetters, Tiermes,** von einem Jagdzuge im Süden und wollte nach seinem Reich Trudwangar, das weit gegen Norden liegt. Um dorthin zu gelangen, muß man unter den Bogen des Nordlichts hindurch, und sein Weg führte hier durch diese Landschaft, weil es der nächste dorthin ist, wie du wohl auch gesehen haben wirst. Wenn Tiermes unterwegs auf seinen Jagdzügen ist, ist das Wetter schön und herrlich, und dann strahlen über den Torbogen zu seinem Reich die Lichter seines Hauses, von seiner schönen Gattin Jarnfaxa entzündet, damit er den Heimweg wiederfindet. Sonntagskinder sollen in diesen Lichtern die Seelen der Verstorbenen sehen können, denn dorthin, nach Trudwangar, kommen alle Finnlappen, die zu jagen verstehen, und alle Frauen, die Jäger geboren haben.

Als er nun bis hierher gelangt war und seinem Heim zustreben wollte, vertrat ein riesiger Jette ihm hier in dem engen Felstal den Weg und wollte ihm seine Jagdbeute von den Schultern nehmen.

Tiermes trug als Waffen für die Jagd Pfeil und Bogen und für den Kampf einen schweren Hammer, den er „Mjölnir" nannte.

Tiermes ließ sich die Beleidigung nicht gefallen, er faßte seinen Hammer mit eisernem Griffe und schlug auf den Jetten los. Doch der hatte bloß darauf gewartet, um mit seinem Feinde, dem Asen, anzubinden.

Ein furchtbarer Kampf begann. Man erzählt, daß die Erde in weitem Umkreise gebebt haben soll.

Der Jette riß mächtige Stücke von den Felsen herunter und schleuderte sie gegen Tiermes, dessen Kräfte schon zu erlahmen begannen. Und man weiß nicht, wie der Kampf geendet haben würde, wenn er nicht in seiner höchsten Not Jumala, den großen Geist, den Herrscher über alles im Himmel und auf der Erde, um Hilfe angerufen hätte. Der hörte den Angstruf seines Lieblings und befahl dem Herrn der Erde, Storjunkara,*** dem bedrängten Tiermes gegen den Jetten zu helfen.

---

* Jetten, sagenhafte Urbewohner des hohen Nordens, die von den Asen unter Odin verdrängt und heftig bekämpft wurden.

** Tiermes = lappländischer Name für Thor, der Ase, der Gott des Donners.

*** Storjunkara = Großherr, der Herr der Erde, Odin.

Der Storjunkara schickte sofort zwei mächtige Wölfe, die sich in die Fersen des Jetten festbissen und somit dessen Bewegungen hemmten.

Hierdurch bekam Tiermes die Oberhand und betäubte mit einem gewaltigen Hieb seines Hammers den Gegner. Als Dank aber gegen Jumala und als ein ewiges Andenken an den Kampf fesselte er den Jetten mit starken Ketten an die Erde und häufte über seinen gewaltigen Körper, den er in sitzende Stellung gebracht hatte, Felsmassen, die er von dem südlichen Bergkamm mit seinem Hammer loshieb, und formte sie und gab ihnen die Züge seines Retters Storjunkara. Und als er fertig war, stieg seine Schwester Baiwe * über die fernen blauen Bergkämme empor und sah die Arbeit ihres Bruders an; und da war es, als wenn die Steine sich belebten und der Geist Storjunkaras aus ihnen herausleuchtete. Im Winter aber, wenn der Sturm heult, soll der Jette im Innern des Felsens aus seiner Betäubung erwachen und kläglich jammern.

So, das war die Geschichte des Felsens, hinter dem wir jetzt ruhen. Aber nun wollen wir versuchen, ob wir nicht ein wenig Schlaf erwischen können, die Zeit ist weit vorgeschritten und wir wollen früh aufbrechen, wenn es das Wetter erlaubt."

Er löschte die Lampe aus, und tiefe Finsternis umhüllte sie. Draußen tobte der Sturm noch mit scheinbar unverminderter Gewalt, und durch das Brausen und Heulen des vorüberjagenden Schneesturmes hörte Walter noch lange das Klagen und Jammern des in dem Felsen eingeschlossenen Jetten. —

Am andern Morgen war das Wetter ruhiger geworden, der Himmel hatte sich aufgeklärt, und ein kräftiger Frost war eingetreten. Noch wehte der Wind heftig und fegte den leichten gefrorenen Schnee in langgestreckten Wolken über Berg und Hügel, fuhr singend in die Weite und wirbelte den lockeren Schnee hoch, daß er in Tromben wie schemenhafte Gestalten im wilden Tanze über die Ebene wirbelte.

Tiere und Menschen hatten sich durch die Ruhe und ein kräftiges Mahl am Morgen erholt, und die Renntiere jagten nun, nachdem sie sich mit einigen Schwierigkeiten über die Wächten hinter dem Gebirgsgrate hinübergearbeitet hatten, mit dem frischen Winde im Rücken in südwestlicher Richtung dahin, wie Walter zu seinem nicht geringen Erstaunen bemerkte. Wo wollte Zakarias hin? Sie mußten ja nordwestliche Richtung fahren und nicht diese.

Er rief, aber unaufhaltsam jagte der Alte in seinem Pulk vorauf und zeigte als Antwort auf Walters Rufen mit seiner Peitsche geradeaus.

Leicht glitten sie, von den kräftigen Tieren gezogen, über die Ebene.

Walter sah zurück, warf noch einen letzten Blick nach dem Giganten, den sie verlassen; er würde ihn doch wohl nie wiedersehen. Ernst und schweigend stand der mächtige Felsen im ungewissen Dämmerlicht wie eine Sphinx, ein ewig unergründliches Rätsel. —

Der Horizont war nicht zu sehen, alles lag in die wogenden Nebel der leichten, fliegenden Schneemassen gehüllt.

Das Gebirge war verschwunden, und vor ihnen lag die weite, jetzt endlos aussehende Ebene.

---

* Baiwe = die Sonne.

Erst gegen Mittag, als die Zugtiere gewechselt werden mußten, konnte Walter den Alten wegen der veränderten Fahrtrichtung fragen.

Der lächelte verschmitzt.

„Nun,“ sagte er, „die ganzen Sippen in Karasuando wissen jedenfalls jetzt, daß wir unterwegs zu dem Kwänen Jens Turek sind; wenn also jemand noch etwas mit dir zu verhandeln haben sollte, wird er den von uns erst eingeschlagenen Weg verfolgen und kann, wenn er die Lust dazu verspürt, Jens Turek einen Besuch abstatten. Hinter uns sind die Spuren verweht, man kann keine tausend Schritte weit sehen, wir sind verschwunden, verweht, hahaha!“ Er lachte vergnügt vor sich hin. „Bis dahin war ich noch immer sehr besorgt, aber nun ist alle Sorge beseitigt, und morgen um die Mittagszeit sind wir in Ütaskogan (Ütawald).“

„In Ütaskogan? Was soll ich dort?“ fragte Walter.

„Nun, dort sollst du bei Ole Ganteson wohnen, bis du Gelegenheit findest, nach Sildö zu kommen; von dort kannst du mit dem Wochendampfer nach Tröndelagen (Drontheim) fahren.“

„Aber wollen die Leute mich auch bei sich haben?“

„Ja, das wollen sie; wir kennen sie; es sind unsre Freunde.“

*

Am Vormittag des andern Tages erreichten sie die ersten Ausläufer des Ütawaldes: vereinzelt stehende Gruppen kleiner, verkrüppelter Eichen.

Gegen Mittag hielten sie die letzte Rast. Die Sonne, die über dem Horizont wie eine mächtige Kugel rotglühenden Eisens stand, verlieh der sonst so totenstarren Landschaft wunderbare, belebende Farbentöne.

Sah man gegen die Sonne, lag jede Erhöhung des Bodens, standen die Bäume und Sträucher wie von weicher Künstlerhand gezeichnete Silhouetten in tiefen, sattblauen Farben mit feuriggoldigen Konturen, und weit draußen am Horizont sah es aus, als wenn dieselbe Künstlerhand auf zartblauem Grunde die Konturen der Felsen, der Hügel und der Bodenwellen mit funkelndem Golde nachgezogen hätte.

Der Himmel über diesem schönen Bilde erstrahlte unten in einem flammenden Gelbrot, das allmählich nach oben in ein unendlich zartes Transparentgrün überging. Und auf diesem flammenden Hintergrunde schwammen noch einige Wolkenballen, Nachzügler des vorübergerasten Schneesturmes. Wie dunkelblaue Flecken standen sie auf dem feurigen Himmel, mit glühenden Rändern und dunkelroten Ausläufern.

Hoch oben aber auf dem transparentgrünen Grund standen einige leichte, fächerartig ausstrahlende Wolken, wunderbar zartrot gefärbt.

Im Norden breitete sich eine Landschaft vor seinen erstaunten Blicken aus, die von der erst geschauten so unendlich weit verschieden war, mit der ersten so in Kontrast stand, daß der Beschauer glauben konnte, mit einem Zauberschlage in ein andres Land versetzt zu sein.

Gegen einen tiefblauen Himmel lag die weite, schneebedeckte Landschaft, in glitzerndes Gold getaucht. Am Horizonte glommen die fernen Bergrücken wie in einem gedämpft rotglühenden Feuer, und im Vordergrunde reckten die Bäume ihre kahlen, schneebehangenen Äste empor, rot und mit vergoldeten

Zieraten besetzt. Eine entferntere Gruppe unter Schnee begrabener Tannen sah aus wie ein phantastisches Zauberschloß mit feuervergoldeten Türmen, Erkern und Zinnen.

Der alte Zakarias sah von diesen Herrlichkeiten seiner Heimat nichts, hatte diese wohl nie gesehen. Er paffte, nachdem er die Tiere versorgt und seine Pfeife frisch gefüllt, mit großem Wohlbehagen den blauen Rauch in die reine, klare Luft.

„Ja," sagte er, „nun wollen wir sehen, daß wir weiterkommen; ich denke in zwei Stunden bei Ole Gantesons Hof zu sein. Lege die Flinte vorn in die Gabel, damit du sie immer zur Hand hast; hier im Walde sind mitunter Bären, die vor Hunger nicht in Hi* kommen können; ich möchte keines von unsern Tieren verletzt haben."

Sie stiegen ein, und unter Peitschenknallen und aufmunternden Rufen eilten sie durch den winterlichen Wald.

Die Bäume wirbelten wie im Tanze an ihnen vorüber, eingeschneite niedrige Lärchenbäume huschten wie märchenhaft phantastische Gestalten vorbei, und weit draußen hinter den Bäumen schien die Sonne, die große, rotglühende Kugel, mit ihnen um die Wette zu laufen; die langen blauen Schatten der Bäume glitten huschend unter ihnen weg, und Walter hatte ein Gefühl, als führen sie über eine Leiter mit zahllosen Sprossen.

Da ging's talwärts; der Wald wurde dichter; die Sonne verschwand, und vor ihnen lag, wie in blaue Schleier gehüllt, der weite, schweigende Wald.

— —

Nach fast zweistündiger Fahrt fuhren sie in eine weite Lichtung hinein, in deren Hintergrund ein großes Blockhaus sich dunkel und wuchtig aus dem blauweißen Grunde abhob.

Aus einem kleinen Fenster in dem Hause glomm ein rotes Licht und weckte in Walter Erinnerungen an warme, behagliche Stuben und trautes, hinter vier festen Wänden geborgenes Familienleben.

Neben dem Hause befanden sich noch einige kleinere Gebäude: Ställe und Schuppen, umgeben von einer starken, hohen, aus Baumstämmen hergestellten Planke, die dem ganzen Anwesen ein trutziges, festungsartiges Aussehen verlieh.

Das Hauptgebäude selbst war ein aus schweren, übereinandergelegten und kunstvoll zusammengefügten Baumstämmen hergestelltes Bauwerk, das auf einem hohen Sockel aus großen, unbehauenen Feldsteinen aufgebaut war. Zu der Tür, die groß und breit und mit seltsam geschnitzter Umrahmung verziert war, führte eine ebenfalls aus rohen Feldsteinen aufgebaute Freitreppe. Über der Tür aber hing der Schädel eines Elchs mit mächtigem, weit ausladendem Geweih.

Das Dach des Blockhauses ragte wie schützend und schirmend über die Wände hervor.

Die Giebel des Daches waren mit schön geschweiften Leisten verziert, und oben am First sah man an beiden Giebeln phantastische Tierköpfe, in Holz ausgeschnitzt, emporragen.

---

* Hi = der Winterschlaf der Bären.

Mit lautem Peitschenknallen fuhr Zakarias vor dem Hause auf. Von irgendwoher kamen zwei zottige Hunde zum Vorschein, die die Ankommenden mit rasendem Gebell begrüßten.

Als sie hielten, wurde die Tür mit großem Gepolter geöffnet, und ein junger Mann, eine Hünengestalt von mindestens zwei Metern und zwanzig Zentimetern Größe, trat heraus.

Er sprang die wenigen Stufen der Freitreppe mit unbeholfenen Bewegungen seiner langen Beine herunter und brachte mit lauten, schimpfenden Worten die Hunde zur Ruhe.

„Gottes Friede und guten Abend," grüßte Zakarias.

„Danke, Gott gebe," antwortete der Hüne.

„Vater und Mutter wohlauf und zu Hause?"

„Jaha, da sind sie jo all," sagte der junge Mann und zeigte mit dem Daumen seiner rechten Hand nach der Tür hinauf.

Walter hatte sich aus seinem engen Pulk erhoben und streckte die steif gewordenen Glieder; er sah nach der bezeichneten Richtung. Dort waren die übrigen Bewohner des Blockhauses erschienen: ein Mann von normaler Größe in den fünfziger Jahren, ein Mädchen, ebenfalls normaler Größe, eher etwas klein zu nennen, von etwa achtzehn Jahren, beide auf der obersten Stufe der Treppe stehend; und hinter ihnen, in der Türöffnung, diese ganz ausfüllend, eine Frau, eine Riesin von etwa zwei Metern dreißig Zentimetern Größe und fünfhundert Pfund Gewicht.

Walter starrte sie an wie ein Wunder. Ein so großes Weib hatte er nie gesehen. War es gar eine Trollkälling?

Aber da verzog sie ihr klobiges, nicht gerade häßliches Gesicht zu einem breiten, freundlichen Lächeln und sagte mit einer wohltönenden Stimme von einer Tiefe und einem Klang, wie er noch bei keinem Weibe und noch bei keinem Manne gehört hatte: „Jeja, mein Jüngchen, du guckst mich so verwundert an; bin ich dir noch nicht groß genug, he?"

Walter sprang die Stufen zur Tür hinauf, reichte der Frau seine Hand, die vollständig in ihrer großen, warmen Hand verschwand, und sagte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie so unhöflich anstarrte, aber ich war durch Ihre Größe überrascht, ich habe noch nie eine so große Frau gesehen."

Da lachte die Riesin, daß es hinten vom Walde echote: „Hohohoho! Jaja, ich bin ordentlich in die Höhe geschossen, aber das habe ich von meinem Vater, der war nämlich noch größer, nicht, Ole? Doch nun kommt rein in die warme Stube, mein Jüngchen, und nehmt fürlieb mit dem, was wir haben. Dies hier ist mein Mann Ole und meine Tochter Ingeborg," stellte sie mit einer bezeichnenden Bewegung vor, „und der Kleine, der dem Finnen bei den Schlitten hilft, ist mein Sohn Niels. Hohohoho, er ist erst zwanzig Jahre alt, kann also noch immer wachsen und so groß wie seine Mutter werden und vielleicht gar das Maß des Großvaters erreichen. Aber nun kommt mit rein."

Sie packte Walter beim Arm und zog ihn, gefolgt von Ingeborg, aus der großen Diele in die geräumige Wohnstube hinein.

In dieser, einem großen, viereckigen Raum, schien dem an die Kälte gewöhnten Eintretenden eine unerträgliche Hitze zu herrschen.

Mitten in der Stube, dessen Fußboden aus dicken Tannenbohlen bestand, stand ein mächtiger Eichenholztisch, flankiert von zwei ebensolchen Bänken. An einem Ende des Tisches stand ein brauner hölzerner Lehnstuhl mit hoher, schön geschnitzter Lehne. Der ganze Stuhl aber machte in seinem wuchtigen, klobigen Aufbau mit dem ungeheuer breiten Sitz, den dicken, gewundenen Beinen und der starken Lehne den Eindruck des Riesenhaften; er war der Sitz der Hausfrau und ihrem Körperbau und Gewicht angepaßt.

Über dem Tische hing in starken eisernen Ketten eine einfache, trübe brennende Lampe mit emailliertem eisernem Schirm, die nur den Tisch, die Bänke und den großen Lehnstuhl leidlich beleuchtete, während der übrige Raum im Halbdunkel lag. Erst allmählich, als er seine Augen an die Beleuchtung gewöhnt hatte, erkannte Walter die Einzelheiten in der Stube.

Dem Tische gegenüber, in die Wand zurücktretend, befand sich der Herd, auf dem einige Holzscheite dunkel glommen.

An der Wand um den Herd hingen Töpfe und Pfannen, und auf einem Bord darüber standen irdene Schalen und Töpfe und zinnerne und hölzerne Krüge.

In der Wand, dem Herde gegenüber, befanden sich die Betten, vier Schrankbetten, sogenannte Alkoven, mit dunkeln Friesvorhängen vor den Öffnungen. Vor jedem Bett stand ein hölzerner Stuhl, ein notwendiges, zum Bette gehörendes Requisit, denn es war für einen Normalmenschen nicht anders möglich, in die hohen Betten hineinzugelangen, als unter Benutzung eben dieses Stuhles.

Unter den Betten befanden sich durch Türen verschlossene Gelasse zur Aufbewahrung allen möglichen Hausrats. An den beiden andern Wänden standen große, altertümliche Truhen und Schränke mit schweren, verschnörkelten Eisenbeschlägen; dazwischen hingen Jagdgewehre, Elch- und Renntiergeweihe, und unter solch einem weit ausladenden Geweih hing eine Geige.

In einer Ecke, der Eingangstür gegenüber, stand eine alte Schrankuhr, die nach viel Gerassel und Geknarre mit dröhnenden Glockenschlägen die Zeit verkündete: es war sechs Uhr abends.

Die Riesin fragte Walter aus über Woher und Wohin; ehe er aber recht zum Antworten kam, öffnete sich die Tür, und herein traten Ole, sein Sohn, der Riese, und Zakarias. Sie trugen große Pakete, die sie auf dem Tische am Platze der Riesin niederlegten. Die Pakete enthielten zwei saftige Renntierschinken, zwei gegerbte Renntierfelle und einige Fuchspelze. Zakarias bestellte einen schönen Gruß von Homek, der sie bitte, die Sachen als Geschenk anzunehmen, und sie möchte den jungen Mann so lange bei sich beherbergen, bis er Reisegelegenheit nach Sildö fände; es sollte ihr Schaden nicht sein, Homek würde es ihnen später noch danken.

Beim Anblick der schönen Sachen strahlte das Gesicht der Riesin. „Grüße mir Homek und bestelle ihm meinen Dank," sagte sie; „der junge Mann kann so lange bei mir bleiben, wie er will, er soll mir herzlich willkommen sein. — Aber nun setzt euch, ihr werdet hungrig und durstig sein."

Sie setzten sich an den Tisch, und bald stand eine mächtige Schüssel mit heißem Mehlbrei auf dem Tische. Jeder erhielt einen hölzernen Löffel und hieb damit nach bestem Vermögen in den Brei hinein. —

Walter schlief wieder, seit langen Wochen, in einem richtigen Bett — Zakarias hatte es vorgezogen, auf dem Fußboden auf einem dort bereiteten Lager zu schlafen —, er verschwand vollständig in den mit Riesenmaß ausgemessenen Kissen und träumte in der Nacht, er sei zu den Riesen in „Brobdingnagien" gekommen.

Am zweiten Tage, als es im Süden graute, spannte Zakarias seine Renntiere wieder vor den Schlitten. Der Proviantschlitten, auf den Walters Pulk mit aufgeladen war, war wieder frisch gefüllt und reichlich mit Heu und trockenem Moos als Futter für die Tiere versehen. Als er Abschied von den Bewohnern des Blockhauses genommen hatte und Walter die Hand gebend, den landesüblichen Gruß sagte: „Fahre wohl und Gottes Friede," rollten zwei Tränen über sein wettergefurchtes Gesicht in den grauen Bart hinein. Dann drückte er noch heftig die Hand seines jungen Freundes und stieg in seinen Pulk.

Ein wehes Gefühl stieg Walter in die Brust; er hatte den guten Alten liebgewonnen, er würde ihn nie wieder zu sehen bekommen.

„Grüße Karine und Orrid und ..." Er wollte Elle sagen, doch Tränen erstickten seine Stimme. Da hieb Zakarias mit einem klatschenden Schlag seiner Peitsche auf sein Zugtier, mit einem Ruck zog es an, und bald war die kleine Karawane in der Dämmerung des Waldes verschwunden.

Die Familie Ganteson, bei der Walter vorläufig Unterkunft gefunden hatte, konnte nach den dortigen Verhältnissen wohlhabend genannt werden.

Der Mann und sein Riesensohn betrieben neben etwas Ackerwirtschaft, die auf gerodetem, fruchtbarem Waldboden sehr erträglich war, sich jedoch nur auf die eignen Bedürfnisse der Familie erstreckte, die Kohlenbrennerei.

Wenn sie einen Meiler fertig hatten, luden sie die gewonnenen Kohlen auf ihren Schlitten oder im Sommer auf einen zweiräderigen Karren und fuhren damit nach der nächsten Stadt, wo sie ihr Erzeugnis leicht gegen bares Geld und Naturalien umtauschten.

Inzwischen fällten sie auf ihrem eignen Grund und Boden Waldbäume, bearbeiteten sie zu Balken und Brettern, die sie auch, soweit sie sie nicht für eigne Zwecke gebrauchten, an Nachbarn verkauften.

Außerdem waren Ole und seine liebliche Tochter Ingeborg sichere Schützen und leidenschaftliche Jäger; manch herumstreifendes Tier mußte ihnen sein Fell lassen und als willkommener Braten im Topfe der Riesin schmoren.

Ole war gelernter Zimmermann und in seinem Fache sehr geschickt, wie sein eignes Gehöft, das er selbst gebaut, auch bewies. Alles war daran praktisch und gut eingerichtet und nicht ohne Geschmack für wohlgefällige Formen.

Hatte ein Bauer in der Umgegend ein Haus oder eine Scheune zu bauen, dann mußte Ole hin und die Arbeit ausführen, während sein Riesensohn den Meiler wartete.

Für die edle Kunst des Zimmermanns war Niels nicht zu gebrauchen: er war zu stark. Er war in seinen Bewegungen wie ein Elefant, nur fehlte ihm die Intelligenz seines vierbeinigen Vorbildes. Für die Kohlenbrennerei war er dagegen wie geschaffen. Der Vater hatte für ihn ein besonderes Beil

anfertigen lassen, das ein gewöhnlicher Sterblicher kaum zu heben vermochte. Damit hieb er die zum Meilern bestimmten Bäume ab, wie der Gärtner Spargelstangen schneidet, und wenn er genug gefällt hatte, schnürte er sie zu einem Bündel zusammen, so groß, daß ein Bauer seinem Pferde die Last nicht zutrauen würde, und schleppte es nach dem Meiler.

Hier zerkleinerte er die Bäume mit sausenden Beilhieben, in einer Stunde so viel wie ein andrer Mensch in fünf; und galt es dann den Meiler zu decken, warf er mit seiner Riesenschaufel die Erde darüber, wie ein Junge, der im Sand einen Hügel baut.

Sah ihm bei dieser Arbeit seine Mutter zu, strahlte ihr freundliches Gesicht wie heller Sonnenschein, und sie pflegte dann zu sagen: „Ja, ja, Niels ist Gott sei Dank nicht aus der Art geschlagen."

Ganz anders war dagegen die Tochter Ingeborg geraten. Sie war klein und zierlich, noch kleiner als ihr Vater, mit hellblondem Haar und blauen Augen. Sie lachte und sang immerfort und war der Liebling des Hauses. Ihr Jubilieren und Singen war in dem während der Wintermonate immer dunklen und dämmernden Wald wie das Singen eines fremden, seltenen Vogels, der den Weg gen Süden, nach Licht und Sonnenschein und grünen, rauschenden Wäldern nicht gefunden hatte.

Ihr großer, ungeschlachter Bruder Niels betrachtete seine liebliche Schwester immer mit erstaunten und verwunderten Augen. Es wollte nicht in sein schwer arbeitendes Gehirn hinein, daß man so was Liebliches und Zerbrechliches als Schwester haben konnte. Er wagte nicht, sie mit seinen klobigen Händen anzufassen, er fürchtete, sie könnte ihm zerbrechen, wie er einst eine Porzellanfigur zerbrochen, die seine Mutter in der Stube auf dem Bord stehen gehabt hatte.

Daher kam es, daß sie ihren Bruder, den sie „den Lütje" nannte, nach Herzenslust necken und hänseln konnte; streckte er mal seine Hand nach ihr aus, als wenn er sie erwischen wollte, wirbelte sie mit einem silberhellen Lachen davon, behend wie ein Wiesel.

Mit ihrer Mutter war sie ebenso, doch ging ihre Hänselei hier nur bis zu einem bestimmten Grade, den sie nie überschritt.

Nur mit ihrem Vater, den sie über alles liebte, konnte sie ernst sein.

Sie besaß seine Kunstfertigkeit und seinen hellen Geist, und am liebsten hantierte sie mit ihm draußen im Schuppen, wenn er an den hellen Tagen des Sommers die Balkenköpfe und die Riemen und Riegel für irgendeinen Bau kunstvoll schnitzte.

Dann nahm sie oft Stemmeisen und Holzhammer, und unter ihren Händen wuchsen die mit Bleistift eingezeichneten Figuren in Formen schöner Plastik hervor.

Da lachten und leuchteten ihre blauen Augen wie der lachende Frühlingshimmel über sonnigen, blumigen Wiesen, und ihre schönen vollen Lippen waren leicht geöffnet und zeigten zwei Reihen weißer, starker Zähne.

Ihr großer Bruder Niels, „der Lütje", konnte dann in wunderndem Staunen zusehen. Mit heiliger Scheu sah er, wie ihre kleinen festen Hände, das Werkzeug handhabend, all die seltsamen Figuren im Holze schufen. Ihm deuchte, sie müsse ein Geschöpf aus einer andern Welt sein als er und würde

gewiß eines Tages verschwunden sein, geholt von der goldhaarigen Sif, der Asengöttin, nach Trudwangar, von der ihm seine Mutter in den langen Winterabenden erzählte.

Wenn der Vater seine beiden Kinder so beieinander sah, konnte er wohl im stillen seufzen: warum hatte es mit den Kindern nicht umgekehrt sein können?

Im Winter aber, wenn der Wald in Dämmerung lag, wenn Frost und Schnee aus jedem Baum ein glitzerndes Wunderwerk machten, wenn die eingeschneiten Büsche in der magischen, traumhaften Beleuchtung des Nordlichts wie Heerscharen erwachender Sagengestalten erschienen und hungrige Wölfe von Finnmarken in den Wald herunterkamen, dann griff sie zur Flinte, und mit jauchzendem Halali und Jotoho fuhr sie mit ihrem Vater auf Skis durch den nordischen glitzernden Märchenwald. Hei, wie blitzten dann ihre Augen; und wie aus Stein gemeißelt und ohne Herzpochen konnte sie zwischen die glühenden Augen einer vor Hunger heulenden Bestie zielen.

Da war sie die Walküre, und nie, nie war ihre Kugel am Ziele vorbeigegangen. —

Niels konnte wiederum nicht mit dem Schießgewehr umgehen, das Ding schien ihm gar zu gefährlich und umständlich; das mußte ja immer wieder geladen werden! — Er hatte ein viel einfacheres Verfahren. Hatte er nicht sein großes Beil bei sich? Wenn er durch den Wald ging, trug er einen armdicken Eichenzweig als Stock in der Hand. Und mit diesem „Spazierstock" bewaffnet, ließ er an sich herankommen was wollte, er war damit gegen alles und jedes gefeit.

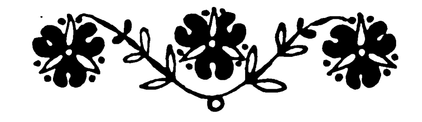
Vor einigen Jahren — er war damals gerade achtzehn Jahre alt — wurde er eines Abends im Walde von einem Rudel hungriger Wölfe angefallen. O je, war das ein Spaß! Ha, mit seinem dicken Knüppel hat er auf die Bestien losgedroschen, daß ihnen die Lust zum Angreifen verging. Fünf von ihnen sind mit zerschmetterten Schädeln und Rücken am Platze liegen geblieben, die andern sind heulend und hinkend davongeschlichen.

Die fünfe aber trug er, nachdem er ihnen die Beine zusammengebunden und seinen Stock hindurchgesteckt, mit einem Male auf seinem Rücken nach Haus. Als ihn damals seine Mutter so kommen sah, hat sie gelacht, daß es im Walde schallte, und gesagt: „Ja, ja, der Junge, der Niels, is Gott sei Dank nicht aus der Art geschlagen."

Was hätte er damals den Wölfen gegenüber mit einem Gewehr tun sollen? Oha! Nein, mit seinem Knüppel ging das viel besser.

Und wenn Niels solche Begebenheiten erzählte, spuckte er in seine Hände, faßte seinen Stock mit drohender Gebärde und hob ihn gegen einen unsichtbaren Feind.

(Fortsetzung folgt)





Am heiligen See der Tempel

Das malerische Indien

Von

Karl Figdor

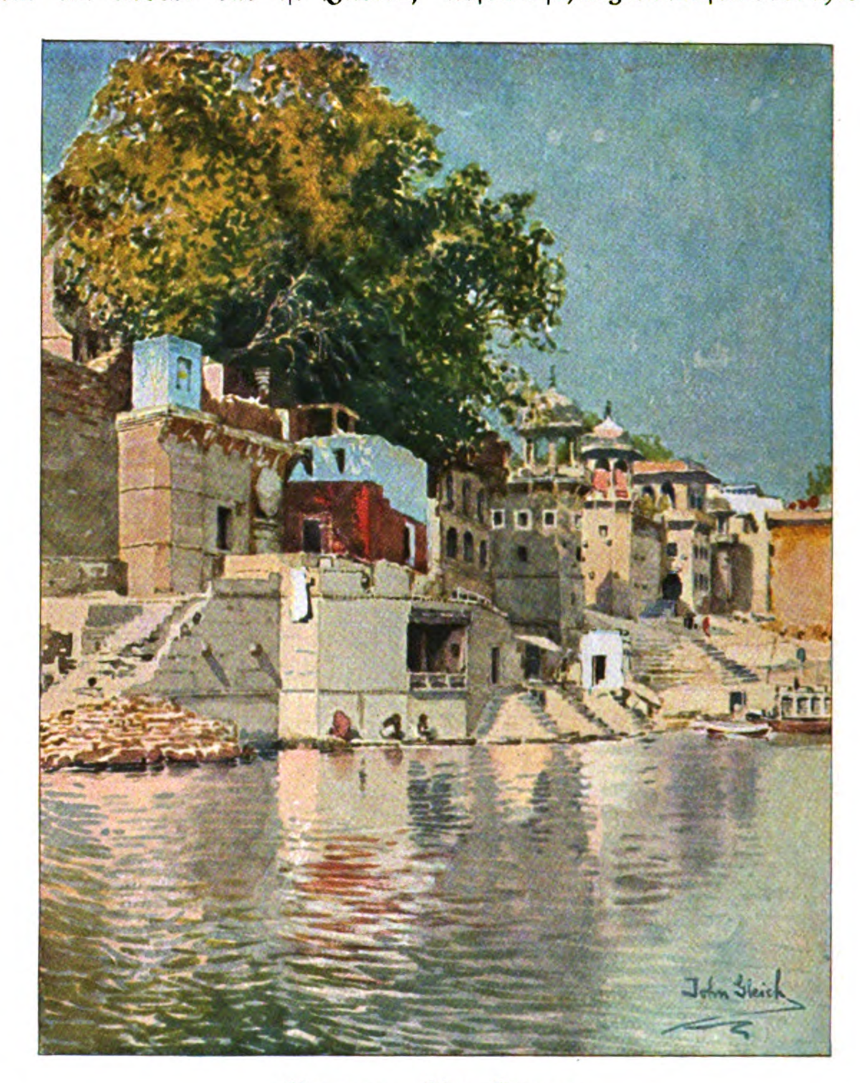
(Mit acht Abbildungen nach Gemälden von John Gleich)

Die Sonne, der große Poet und Pinselführer, hat für uns Menschen des Nordens nur armselige Reste. All ihre Liebe und Glut hat sie seligeren Ländern zugewandt, die sie in ihrem Glanze schwimmen macht, täglich von neuem umarmt, in brünstige Farben taucht und in alle Märchenträume vom wundersamen Leben verspinnt. Uns hat sie nur die große Sehnsucht gegeben nach dem Zauber ihres letzten Könnens. Ihre Lieblinge sind die Tropen, dort schreibt sie Gedicht für Gedicht, malt Bild um Bild. Weckt tausendfache Keime in dem heißen Mutterboden, zaubert Leben um Leben, ein endloses Chaos von Wachsendem, eine Orgie von Lust des Seins, einen nie endenden, laut schallenden Gesang des Lobes. Andre Taten entstehen dort, so wie sie will, andre Menschen leben und sterben, ein anders pulsierender Kreislauf durchzieht die Kette alles Seins als im Norden. Schönheit wohnt neben krassem Häßlichem, die Wunder

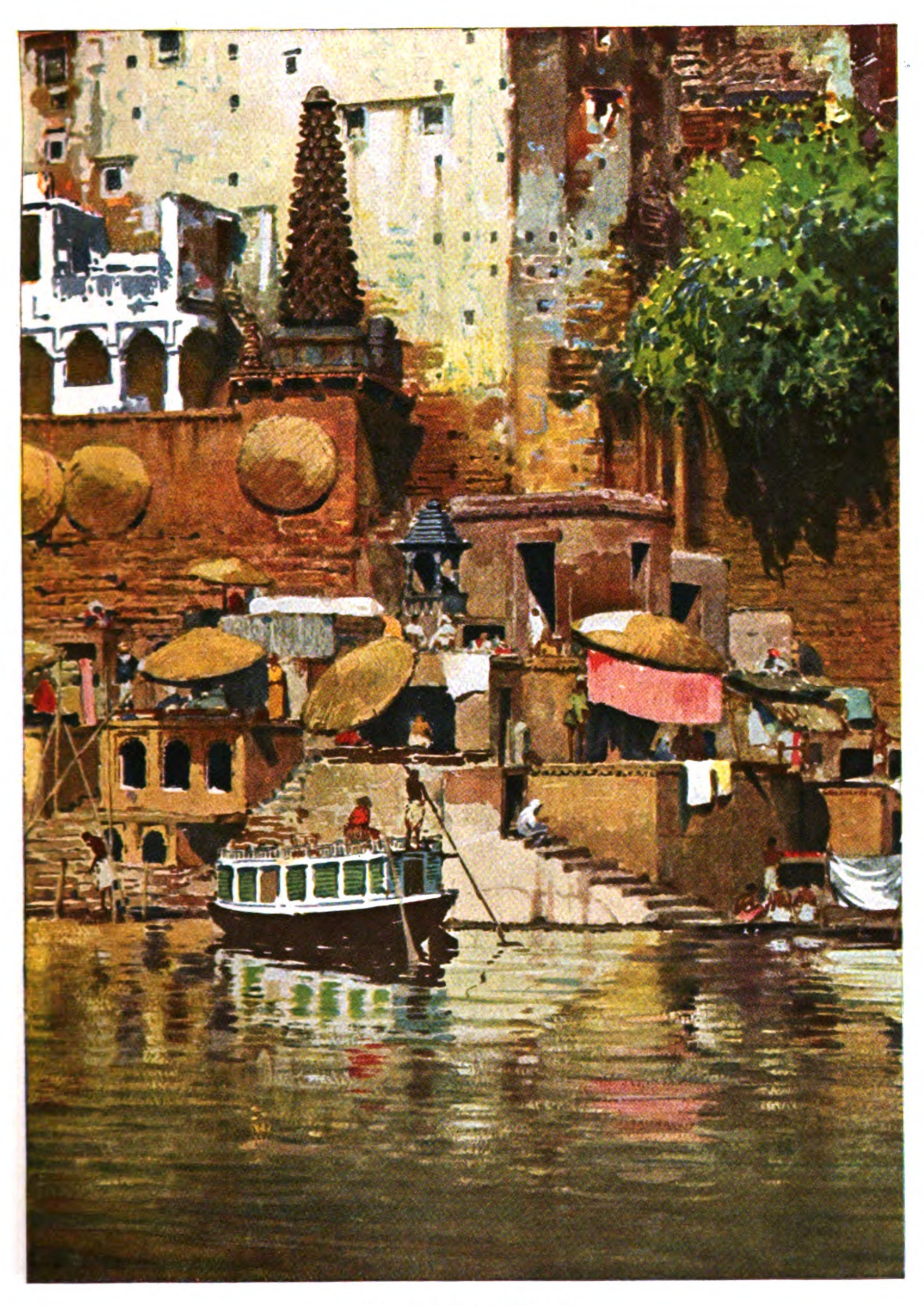
werden riesengroß und lebend, ebenso die Schrecken. Neben hellstem Licht steht tiefer Schatten, neben Paletten voller golddurchtränkter Farben graue Endlosigkeit . . .

Unter ihren Kindern hat die Sonne vor allem ein liebes: das ist Indien, das Land des Höchsten und des Tiefsten, das Land der Schmerzen und Ekstasen.

Alles lebt von der Sonne im indischen Land. Die Farben, die sie schimmernd überzieht, beleidigen in ihrer Grelle in einem andern Land. Hier fügen sie sich ungewollt zu prachtgetragenen Mosaiken, vor denen man staunend steht, in Bewunderung vor diesem Einklang von Würde und Wildheit, stillseliger Reinheit und barbarischem Tollen. Menschen und Kunst fügen sich in den Rahmen der Natur, erzogen durch die Würde der Jahrtausende und durch den selbstverständlichen Instinkt der engen Zugehörigkeit zu den Brüdern und Schwestern, die in tiefen Dschungeln laufen oder ihre Kronen gefiedert und beblättert dem Wasser und dem Licht entgegenstrecken. Dies ist das Geheimnis der wundersamen Malerei des Lebens dort im Osten: alles ist eines, in einen Rahmen gefügt, die Dinge stehen nicht nebeneinander, feindselig und sich mindernd, wie oft bei uns. Da ist die Straße einer alten Stadt. Ein Weg führt aus dem Grün der Felder durch ein Tor, hinter dem Vergangenes in



Benares. Am Ganges



Am heiligen Strom

halb zerfallenen Bogen und Gewölben schlummert, Gegenwärtiges in grauen, kleinen, armen Lehmhütten mühselig, leise lebt. Ein Baum da und dort, ein paar Palmen mit staubigen Blättern, die gelbe harte Straße zwischendurch. Einige Frauen, welche barfüßig und mit wiegenden Hüften durch den Staub gehen, mit braunem, schönem Körper, mit einem grellen roten oder grünen Tuch verhüllt. Es ist nichts, was überwältigte, und doch ist es in dem heißen, flimmernden Glanz des Mittags wundersam schön. Aber das Leben malt Besseres. Und sein Bilderbuch hat Seiten ohne Zahl. Ich erinnere mich . . .

Es ist in den Bergen des Himalaja. Die höchsten Gipfel irdischer Welt ruhen breit hingelagert mit ungeheuren Flächen von Schnee, ewigem Eis und uraltem Fels über ziehenden Wolken, so hoch in dem Duft der Himmelsglocke, die nun blaßblau ist, daß sie nur mehr Träume scheinen, nicht mehr Wirklichkeiten, nicht Wahrheit. Viele Tausende von Metern fallen die Hänge hinab, in die Unendlichkeit der gelben Ebene, die sonnverbrannt tief unten liegt. Da ist der Hügel, auf dem ich sitze. Er trägt einen Altar von unbehauenen, ockerbeschmierten Steinen, über denen auf hundert langen Stangen Fähnchen und Streifen aus Stoff, Seide und Papier flattern. Auf ihnen stehen aufgedruckt die Wünsche der Tibeter, die hier wohnen. Die Winde sollen sie nehmen und in alle Himmel zu den fernen Göttern führen. Es nahen — heut ist Feiertag — in ihren Festgewändern junge Mädchen.



Am großen Tempel in Madura



John Gleich: Pilger

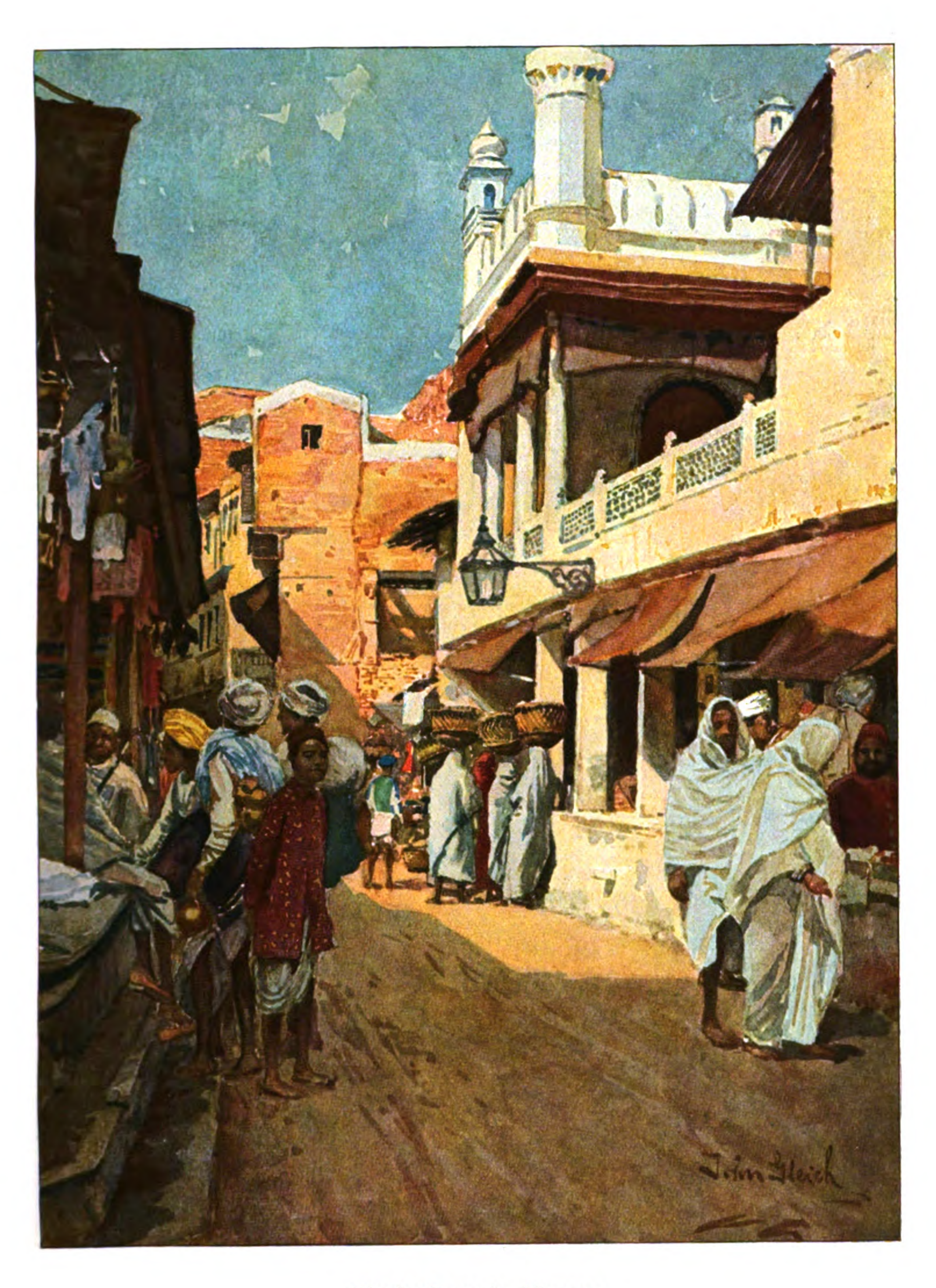


Die Ruinen von Amber

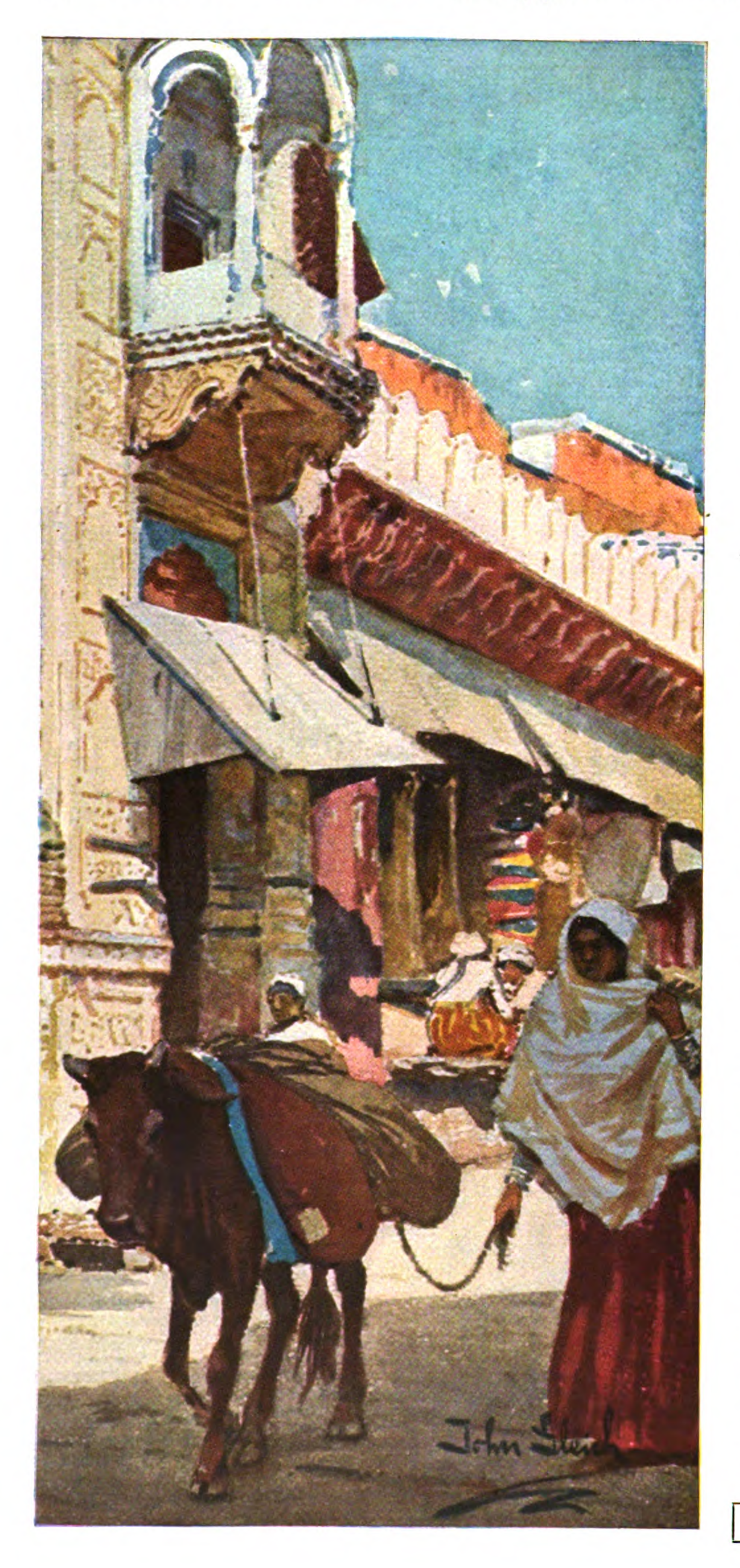
Sie sind über und über von Seide umflossen, über und über mit Schmuck von Gold in Platten und Ketten behängt. Scheu wie die Rehe drücken sie sich gegeneinander und wagen nicht, trotz aller Neugier, näher an den großen weißen Mann zu gehen. Sie lachen klingend, und wie ein wundersamer Farbton schmiegt sich dieses Lachen in die unsägliche Hehrheit dieser weißen Welt ...

Ein andres Bild ... Benares ... Auf den träg gleitenden Fluß brennt unbarmherzig die Sonne. Alles ist durchflimmert von Blau und Gold. Auf den Wassern gleiten langsame Boote, dort zieht, nur wenig aus dem Wasser ragend, der Leichnam eines toten Büßers zu Tal. Auf ihm sitzen Geier, und ihre spitzen Schnäbel hacken und zerren an seinem aufgedunsenen Fleisch. An den Ufern steht Palast an Palast, der eine halb gesunken, der andre in hohes Mauerwerk verstaut, das sich in Terrassen, Treppen und Gängen zu dem großen, schimmernden Fluß herniederneigt. Fern droben ragen die Minarette einer riesenhaften Moschee stolz und klar in den Himmel, dahinter blicken zwischen uralten Bäumen die seltsamen Schnitzereien der Hindutempel und goldenen Türme herab. Heilige Kühe stehen oder gehen lässigen Schritts auf den Terrassen, am Flusse baden zu Zehntausenden die Pilger in dem geheiligten Wasser, das von aller Erdensünde reinigt. Die braunen Körper leuchten bronzen, die Ketten von geweihten Blumen, die den Pilgern Hals und Kopf schmücken, sind lustige Flecke in dem blauen Sonnenglast, der auch hier allenthalben ist.

Oder es ist eine schlafende Stadt. Kaiser haben einmal, viel hundert Jahre vorher, in ihr geherrscht, der helle Sang der Frauen, das tiefe Murmeln der Priester, der grollende Laut der Kriegselefanten ist durch die Hallen gedröhnt. Jetzt schläft alles. Nur träge kleine Tiere kriechen über die verlassenen Höfe und Plätze, um die rings in märchenschimmernden Kulissen die weißen Marmorfassaden der alten Paläste liegen oder die Moscheen schlafen. Lebend sind nur noch die Pflanzen, und lebend ist die Sonne, die Ströme Licht über die großen roten Steinplatten des Bodens wirft. Jeder Schritt eines verlorenen Besuchers hallt



Straßenszene in Benares



in hundertfachem Murmeln fort durch dies malerische Einst. Oftmals, hier und anderswo in Indien, gibt sich immer wieder dieser eine Eindruck: dies sind Bilder des Nichtwirklichen, dies ist nur Traum, nur schönes Märchen . . .

Endlos sind die Bilder, die vorüberziehen. Man kann sie nicht nennen. Aber allen ist die Pracht der Sonne, der Farbe und der unbewußten Künstlerschaft im kleinsten gemein. — Das Leben, das in diesen Kulissen steht, gibt Bildhaftes in jedem Zug. Das haben längst die Maler erkannt, die immer mehr aus Europa nach dem Osten zogen, freilich nach Indien lange erst nach der Entdeckung und „Verwertung" des Orients ums Mittelmeer. Die Vorwürfe, die sie sich hier suchen, sind verschieden, je nach Temperament, Können und Art. Der eine gibt sich dem Volk und dem kleinen Leben des Tages mit seiner Lieblichkeit, seiner Würde und Groteske, der andre freut sich an Tempelwinkeln, Architektur und dem Schlaf des sehr alten Mauerwerks. Andern wiederum hat es die Farbe angetan, dieses glühende Nebeneinander prunkender Flecke, über denen die Goldglasur der Sonne liegt . . .

Im Basar (Agra)

Andre ziehen in die Dschungeln, erschließen ihr Herz dem tiefen Dunkel des prächtigen Urwaldes, der Halbhelle verlorener Bergwiesen, auf denen die Affen seltsame Tänze aufführen, der Elefant durchs Unterholz bricht und der Tiger schleicht. Sie lieben die Orchideen und tausendfachen Blüten, die schrecklich und lieblich zugleich die Baumstämme umschlingen und von den Höhen der Wipfel ihre Blumentrauben niederhängen lassen. Andre endlich ergeben sich der Vergangenheit und dem, was von ihrer Romantik heute noch in stolzer Abgeschlossenheit lebt: den Fürsten- und Königshöfen mit ihren seltsamen und kostbar gerahmten Gesichtern der Herrschenden, mit dem in uralten Wegen gehenden Alltag in Hofhaltung und Harem.

Am häufigsten aber malt man das Volk. Den Szenen in den offenen Häusern und auf der Hochburg alles östlichen Lebens, der Straße, zu lauschen, ist leicht und am sinnfälligsten. Auch hier malt die Sonne. Auf einem Platz hockt da zum Beispiel ein Pärchen an der Erde. Der eine ein Barbier, der andre sein Klient. Der Schabekünstler schabt und seift und seift und schabt, das Opfer hält ergeben den schon fast blanken Kopf. Ein unnachahmlicher Ernst, mit Würde gepaart, ist in der Gruppe. Die Bewegungen dieser beiden Leute sind harmonisch, ihre armseligen Kittel und die leuchtenden Bronzekörper als Einzelfarben und als Ganzes schön. Dort gehen ein paar Kamele mit dem langsamen, maschinenhaft gleichen Wiegeschritt ihrer Höcker und Kniekehlen, die Unterlippe vorgeschoben und von weißem Geifer triefend. Sie ziehen eine rosenrote Fassade entlang, die aus lauter gleichen kleinen Bogen besteht, von hundert Türmchen, gleichfalls rosenrot, gekrönt ist. Das Ziel des Zuges ist ein Marktplatz, auf ihm wimmelt das Volk in einer unendlichen Fülle der Gestalten, der Rassen und Abarten, angetan mit Kleidern, die in alle Farben getaucht sind. Über den freien Streif im Vordergrund stolzieren ein paar Pfaue mit gespreiztem Rad. Droben funkelt das Licht und erfüllt das Rosenrot der Mauerflächen mit einem Unterton von ganz leichtem Blau. Der Himmel strahlt, eine glutende Glocke, und wirft Blau und Gold in den letzten Raum.

Um die Fülle der Bilder zu erfassen, ohne selbst gesehen zu haben, mag man Kipling lesen. Keiner hat wie er indische Erde und indisches Leben geschildert. Seine Worte malen besser, und seine Gestalten stehen auf lebenswahreren Beinen, als sie je nur ein Maler mit dem Pinsel zu geben vermöchte.

Sein kleiner Menschenheld des „Dschungelbuchs", die Dschungel selbst, Kim und sein Lama, der die Wahrheit sucht und den Strom der Wahrheit, alle die Frauen und Männer in ihrer kleinen, ihrer großen Not, sie sind wie lebend und tragen noch den ganzen Abglanz ihres malerischen Seins, das heute so wie seit viel tausend Jahren in endlosen Variationen dort an dem Strang des Werdens und Strebens zieht.

In „Kim" muß man die Beschreibung der großen Heerstraße der Moguln lesen, die gen Nordwesten zieht. Ewig flutet dort die Wanderung, zieht die Sehnsucht und baut sich durch die ohne Unterlaß vorüberreisenden Gruppen das Bild vom malerischen Indien, vom malerischen indischen Leben. In Palankinen, dicht hinter Vorhängen verwahrt, werden Frauen vorübergetragen, die irgendwo Verwandte besuchen wollen oder auch vielleicht auf ein Abenteuer ausgehen. Edle reiten vorüber auf stolzen Pferden mit reichem Geschirr und gefolgt von ihrer Dienerschaft, Kaufleute mit langen weißen Bärten reiten auf kleinen weißen Eseln und sprechen trotz aller Würde eifrig gestikulierend und voll Leidenschaft von Geschäft und Geld. Da kommen auch ein paar Elefanten, riesenhaft, die Berge ihrer Körperlichkeit langsam wiegend, jetzt mit dem Rüssel hoch in die blaue Luft hinausschmetternd. Sie ziehen zu irgendeinem Maharadscha, und der Mahaut auf ihrem Rücken treibt sie mit dem Stachel von Eisen und mit gütigen, halblauten Worten an, wenn ihr Schritt ein langsamer wird. Karawanen tauchen auf, schwerbeladene Tiere, Esel, Kamele, kleine Pferde, sie bringen Waren von Nord nach Süd. Ein kleiner zweirädriger Karren mit einem Kuppeldächlein ist am Wegrand stehengeblieben. Das weiße Pferdchen davor scharrt ungeduldig am Boden. Ein Rad ist gebrochen, und laut schnatternd arbeiten ein paar bronzene Männer an dem Schaden. Dort weiter ist eine Gruppe Schattenbäume. Sie schützen ein wenig vor der Sonne, die

unbarmherzig auf den weißen weiten Streif der großen Straße brennt. Ein paar Männer sitzen dort im Kreis, trinken und essen und ruhen. Auch ein paar Bettler, zerlumpt, wanken vorbei. Einer unter ihnen ist ein Sadhu, ein Heiliger und Selbstkasteier. Sein ganzer Körper ist nackt, nur ein Streif Tuch geht um die Lenden. Über und über ist er mit Ocker und Schmutz beschmiert, sein ganzes Gepäck ist an einem Stab über der Schulter, eine Wasserkalebasse und ein Bündelchen ...

Am malerischsten aber vielleicht ist das wunderbare Indien, wenn das Leben in das Schweigen gegangen ist und die Nacht des Vollmonds herrscht. Dann gießt der kleine Bruder der Sonne mit dem erborgten Licht schneeweiße Fahlheit durch die Nacht, verklärt die einfachsten Dinge und malt einen Reigen von Wundern aus der Dunkelheit, der einem den Atem rauben möchte und das Herz oft stocken macht. Wer die Tatsch Mahal bei Mondschein gesehen hat, sah das Schönste seines Lebens. Es ist zu heilig fast, um Worte darüber zu machen. Still und wie zum Beten muß man die Bilder dieser Nächte in sich nehmen. Die Sonne und der Tag sind stark genug für lautes Lob, die wundersam malende Fee Nacht will Schweigen.

*

Unsre acht Bilder bieten viel und doch zugleich nur wenig. Viel an Können des vortrefflichen Künstlers, der sie geschaffen hat, viel aber auch an Abwechslung in Farben und Gestalten, an Szenerien und Staffagen, viel auch in der Möglichkeit der Wiedergabe durch den Farbendruck. Wenig indessen doch gegenüber der unendlichen Fülle von malerischer Schönheit und dem unbeschreiblichen Reichtum an Farbenpracht und Farbensymphonie; wenig aber auch von dem unnachahmlichen Glanze, den eben das Tagesgestirn und der Mond über Städtebilder und Landschaften, über Dinge, Tiere und Menschen zu breiten wissen. Und doch müssen diese Bilder in jedem Betrachter Gedanken der Sehnsucht wecken nach jenen herrlichen, märchenhaft wunderbaren und geheimnisvoll schönen Ländern im fernen Osten, die nur allzuwenige von den Millionen Bewohnern des Abendlandes mit eignen Augen schauen, mit nicht zu ermüdenden Blicken und Sinnen bewundern und studieren dürfen.

Dank an die Natur

Von Karl Ernst Knodt

Natur, dein süßer Regen fällt
Auf Ungerechte wie Gerechte,
Und deine goldene Sonne hellt
Das Herz der Herren und der
Knechte.

Du birgst in deinen Bergen Raum,
Wo ich kann all mein Weh verstecken;
Doch in den Tälern blüht mein
Traum
Gleich wildverwachsnen Rosenhecken.

Die Nacht beglänzt dein Sternenschein:
Da darf ich weit in Landen gehen
Mit meiner Sehnsucht ganz allein,
Und keiner kann die Spuren sehen.

In Wassern hell entsühnt die Brust
Sich frei vom Staub und allem
Schaden:
Denn jeder Schmerz und jede Lust
Kommt, o Natur, durch dich zu
Gnaden.

Das Parasitentum der „Nichts als Dame“

Von Eliza Ichenhaeuser

Seit die Frauenbewegung den Kinderschuhen entwachsen ist und zwar keine Siebenmeilen-, aber doch genügend große Stiefel angelegt hat, um sich ihrem Ziel in gutem Tempo nähern zu können, gewinnt sie an Vertiefung und Durchgeistigung.

Daß sie längst nicht mehr gegen den Mann kämpft, ja, daß sie eigentlich nie gegen ihn kämpfte, sondern sich nur gegen ihn verteidigte, wenn er sie wegen ihrer Forderungen angriff, ist für denjenigen, der sie mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, ein offenes Geheimnis. Aber mehr als das, sie kämpft neuerdings gegen die Frau, und zwar gegen die nichtstuende Frau, die „Nichts als Dame“, und da ist es mir ein Rätsel, daß die Männer sich diesem Kampfe nicht in hellen Scharen anschließen, denn sie sind es, die in erster und sichtbarster Weise unter der Last, die diese Frauen ihnen aufbürden, leiden.

Eine der ersten Frauenrechtlerinnen, die auf die Gefahren des Unbeschäftigtseins vieler Frauen, auf die unnatürliche Verquickung ökonomischer und sexualer Verhältnisse, auf denen die Existenz der meisten Frauen beruht, aufmerksam gemacht hat, war die amerikanische Soziologin Charlotte Perkins Gilman. In ihrem ausgezeichneten Buche „Women and Economics“ legte sie bereits vor fast einem Jahrzehnt dar, daß die Menschen die einzige tierische Spezies sind, in welcher das Weib in bezug auf seine Ernährung auf den Mann angewiesen ist, die einzige, in welcher daher die geschlechtlichen Beziehungen zugleich ökonomische Beziehungen bedeuten. Sie bewies, daß die Ehefrau (gemeint ist jedenfalls die der besitzenden Klassen) ihren Lebensunterhalt weder durch ihre häusliche Arbeit verdiene — denn wenn dies der Fall wäre, so hätte sie höchstens auf den Lohn einer Haushälterin, Köchin oder ähnliches Anspruch — noch durch ihre Mutterschaft, denn die kinderlose Ehefrau ist in der Regel besser gestellt als die Mutter einer zahlreichen Familie. Sie wies nach, daß, trotzdem die Leistungsfähigkeit der Mutter in der Arbeit von jeher einer der wichtigsten Faktoren in der Kulturentwicklung war, ihre Arbeit ihre wirtschaftliche Stellung nicht beeinflußt habe, ihre Lebensstellung in keinem Verhältnisse zu ihrer eignen produktiven Arbeit, zu ihren häuslichen Verrichtungen oder zu ihrer Mutterschaft stehe, sondern nur in einem Verhältnis zu dem Mann, den sie heiratet, von dem sie abhängt.

Mrs. Gilman verkennt durchaus nicht, daß die Hörigkeit der Frau mütterliche Empfindungen und Kräfte im Manne ausgelöst und entwickelt hat, daß er durch sie zu lieben und für andre zu sorgen gelernt hat und daß die mächtig entwickelte geschlechtliche Anziehungskraft die Menschheit auf dem Weg des Fortschritts vorwärtsgetrieben hat, bis sie einen Entwicklungsgrad erreichte, auf dem für die Ausübung der edelsten menschlichen Fähigkeiten, vor allem für die Nächstenliebe, ein besserer Weg möglich und wünschenswert geworden ist. Aber sie hat erkannt, daß die Periode der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau an ihr Ende gelangt ist, weil ihr Nutzen für die Gesamtheit nicht mehr existiert, weil die Zeit gekommen ist, wo unsre Seelen sich weiteren und tieferen Impulsen als bloßen Gesellschaftsinstinkten öffnen, weil unsre sozialen Instinkte stark genug geworden sind, um sich nach jeder Richtung zu betätigen und weil sie vor allen Dingen die Gefahren erkannt hat, die in der ausschließlichen Bewertung der Frau als Geschlechtswesen liegen.

Verlangt Charlotte Perkins die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau, weil die sexualökonomischen Beziehungen

unsre menschliche Entwicklung bei der einen Hälfte verhindert, die geschlechtliche bei beiden in ungesundem Maße gefördert hat, so fordert eine andre Frau, Olive Schreiner, in ihrem kürzlich erschienenen Buche „Women and Labour“ Arbeit für die Frau, ebenfalls im Interesse unsrer Gesamtentwicklung und ebenfalls aus dem Grunde, weil sie der Ansicht ist, daß die Kultur eines Volkes nicht fortschreiten kann, wenn den Frauen nicht ein ausreichendes Maß von Gelegenheit zu produktiver Arbeit gegeben wird.

Wie Charlotte Perkins für die Weiterentwicklung der Menschheit im „Nur-Weibchentum“ der Frau eine Gefahr findet, so sieht Olive Schreiner die Allgemeinheit bedroht vom weiblichen Parasitentum, von jenen Frauen, die nur dem Kultus ihrer eignen Person leben, kaum irgendwelche Pflichten kennen, eine grenzenlose Genußsucht entfalten und mit naivem Egoismus und gedankenloser Selbstverständlichkeit die Opfer des Mannes entgegennehmen, der sich nicht selten überarbeitet und zugrunde richtet, um den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen.

War die Frau ehedem zu sehr mit Arbeit überlastet als Ernährerin und Bekleiderin, als Kindergebärerin, Pflegerin und Erzieherin, so ist dreiviertel dieser Tätigkeit für immer geschwunden und die Frau der Gegenwart, die nicht beruflich tätig ist, oft zur Untätigkeit verdammt. Die hauswirtschaftliche Tätigkeit der Frau wird, besonders in wohlhabenden Kreisen, immer enger umgrenzt, je weiter wir in der Kultur fortschreiten, die Gütererzeugung ist ihr ganz von der Industrie abgenommen, und selbst ihre mütterliche Tätigkeit ist bedeutend eingeschränkt worden. Olive Schreiner erinnert daran, daß im Gegensatz zu den Zeiten, in denen es als höchste Pflicht der Frauen galt, so viele Kinder als möglich zur Welt zu bringen, weil von dieser Mutterschaftsleistung wie von ihrer Pflege und Erziehung der Kinder das Wohl und Wehe ihres Stammes abhing, weil Kinderreichtum schlechthin Reichtum bedeutete, in der Gegenwart das Gegenteil der Fall ist. Heute werden die Menschen nicht nach der Quantität, sondern nach der Qualität bewertet. Die Mortalität ist durch den hohen Stand der Wissenschaft so gesunken, daß schon dadurch allein weniger Geburten nötig sind. Außerdem ist die Ernährung und gute Erziehung so kostspielig geworden, daß zahlreiche Kinder an die Tasche und Arbeitskraft ihrer Eltern hohe Ansprüche stellen. Kinderreichtum bedeutet daher in der Gegenwart durchaus nicht Reichtum, sondern eher Armut. Die Mutterschaftsleistung der Frau ist infolgedessen vermindert worden. Da auch Erziehung und Unterricht der Mutter in der Regel von Spezialkräften abgenommen werden, in bessersituierten Kreisen sogar die Kleinkinderpflege von geschulten Pflegerinnen besorgt wird, so ist das Maß an Pflichten, das der modernen Frau der wohlhabenden Klassen in der Ehe harrt, tatsächlich äußerst gering und in direktem Gegensatz zur Lage der Proletarierinnen, die durch harte Berufsarbeit, Hauswirtschaft (für sie bedeutet dieselbe trotz aller Erleichterung der modernen Technik immer noch Arbeit, da sie jeden Bissen, den die Familie verzehrt, selbst kaufen, putzen und kochen muß), Kinderpflege (ihr wird sie von keiner geschulten Kraft abgenommen, sie muß nicht nur für ihre Ernährung, sondern für ihre Körperpflege, für ihre Kleidung und so weiter ganz allein sorgen) überarbeitet ist.

Hier einen Ausgleich zu schaffen, ist die Frauenbewegung bereits seit geraumer Zeit bemüht. Sie fordert vor allem die Erziehung der Frau zu sozialer Tätigkeit und sozialen Pflichten, um durch Ausübung derselben ihre überlasteten Geschlechtsgenossinnen zu entlasten und selbst ein Arbeitsfeld zu gewinnen, das ihren Horizont weitet und ihre sozialen Instinkte zu voller Betätigung entwickelt.

Das Bemerkenswerte an dem Buch Olive Schreiners sind ihre Darlegungen über die Gefahren, die der ganzen Menschheit durch den Parasitismus der Frauen drohen. Sie zeigt, wie unheilvoll die Veränderung aus der tätigen, kraftvollen Frau von ehedem, die auch in guten Verhältnissen reichlich zu tun hatte, um dem Getriebe in ihrem Hause, in dem gebacken, eingemacht, gewebt und genäht wurde, den zahlreichen Mögden, die hierzu nötig waren, vorzustehen und mit gutem Beispiel voranzugehen, wie aus der kraftstrotzenden Mutter zahlreicher Kinder, die sie selbst nährte,



Abendgruß. Nach einem Gemälde von A. Graf von Courten

pflegte und lehrte, das kraftlose Geschöpf der Gegenwart geworden ist, das ihre Kleider von der besten Schneiderin, ihre Küche von routinierten Köchinnen, ihre Kinder von Kinderpflegerinnen und Erzieherinnen besorgen läßt, wenn sie nicht aus Bequemlichkeit und Verweichlichung überhaupt darauf verzichtet, welche zu bekommen, die als einzig wünschenswerte Beschäftigung nur Vergnügen und Zerstreuung kennt. Scheint ihr doch häufig sogar die Pflege edler Geselligkeit im eignen Hause zu anstrengend und verlegt sie neuerdings in Hotels und Restaurants. „Die „Nichts als Dame“, der weibliche Parasit unter den Menschen, ist der tödlichste Mikrob, der an der Oberfläche eines sozialen Organismus auftauchen kann.“

Olive Schreiner erinnert daran, daß von jeher in der Geschichte der Völker, sobald durch Wohlstand Parasitismus der Frauen eintrat, ein allgemeiner Verfall die Folge war, daß dies in Assyrien, Griechenland, Rom und Persien der Fall gewesen sei und daß solch entnervte und geschwächte Nationen mit Leichtigkeit von den gesunden besiegt wurden. Sie weist darauf hin, daß parasitische Frauen nur unfähige und kraftlose Männer hervorbringen können.

Wie die amerikanische Soziologin, so stellt auch die Engländerin die Ehefrau, die keine Kinder hat und keine produktive Tätigkeit verrichtet, auf eine Stufe mit der Mätresse, sobald sie wie diese nur von der Betätigung ihrer Geschlechtsfunktionen lebt, und von ihr bis zur Prostituierten, die offiziell als Parasit auftritt, führt ihrer Ansicht nach nur ein Schritt. „Zwischen den primären Ursachen des steigenden Wohlstandes und dem Endresultat der Entkräftung und Degeneration der Männer und dem Verfall eines Volkes steht fast immer das Parasitentum der Frau.“

Hingegen haben in aufstrebenden Nationen die Frauen stets tüchtig mitgearbeitet.

Arbeit ist es denn auch, was Olive Schreiner als das Alpha und Omega des Programms zur Bekämpfung des Frauenparasitismus empfiehlt. Und wieder gelingt es ihr, in lichtvoller Weise zu zeigen, daß die Frauenbewegung, trotzdem sie Arbeit und Arbeitsmöglichkeit für die Frauen begehrt, von den ökonomischen Bewegungen doch unterschieden werden muß, weil ihr Kampf um Arbeit von den Frauen der wohlhabenden Kreise ausgeht, die nicht allein keine neuen materiellen Vorteile davon erhoffen, sondern im Gegenteil ihre alten dabei aufs Spiel setzen, die nicht zu ihrem persönlichen Vorteil, sondern zum Wohle der ganzen Menschheit, um die Gefahren der Degeneration, die durch die Untätigkeit ganzer Klassen von Frauen heraufbeschworen sind, abzuwenden und zu diesem Zwecke versuchen, sich dem Leben neu anzupassen.

Sie zeigt auch, wie falsch die Ansicht ist, die man so oft hört, daß die Frauenfrage sofort gelöst wäre, wenn die wirtschaftliche Lage der Männer gehoben würde. Das vergrößerte Einkommen beziehungsweise die Möglichkeit der Mehrausgaben eines Mannes für eine Frau heben diese nicht mehr als einen Pudel ein weicheres Kissen oder besseres Futter. Im Gegenteil bedeutet Selbstbetätigung Fortschritt und Weiterentwicklung, Untätigkeit Rückgang.

Es ist ein großes Verdienst Olive Schreiners, den Finger in diese Wunde gelegt und bewiesen zu haben, daß es durchaus keine egoistischen Motive sind, die die Frauenbewegung leiten, daß es sich viel weniger um Rechte als um Pflichten handelt, die sie für ihr Geschlecht fordert, daß sie den nichtstuenden Frauen sogar ihr angestammtes Recht, auf Kosten der überlasteten Männer zu leben, nehmen will, um ihnen an Stelle des verderblichen Zuckerbrotes, des Dolcefarniente, das gesunde Schwarzbrot der Arbeit zu reichen.

Aber es ist wünschenswert, daß die Frauen, die es angeht, sowohl diese Warnungen vor den Gefahren, die ihnen und ihren Kindern drohen, verstehen, als auch von den Möglichkeiten der Betätigung, die ihnen die Gegenwart bietet, Gebrauch machen.

Eine Hausfrau, die eine reiche praktische Tätigkeit entfaltet, eine Mutter zahlreicher Kinder, die diese selbst aufzieht, wird sicher ein befriedigendes, nützliches und ausgefülltes Leben führen; aber die untätige, dem Luxus und eignem Kultus lebende Frau sollte unter allen Umständen eine ernste Tätigkeit wählen. Es braucht ja nicht durchaus

Berufsarbeit zu sein, die Gegenwart bietet in der sozialen Arbeit ein so großes, reiches Arbeitsfeld, und es hat viel zu den sozialen Gegensätzen beigetragen, daß ein so großer Prozentsatz von Frauen in eitel Freuden und Luxus lebt und an der größten Bewegung unsrer Zeit teilnahmslos vorübergeht, während ihre Geschlechtsgenossinnen darben und sich krank arbeiten.

Das Mitempfinden der Schwere der sozialen Frage und die aktive Teilnahme an der sozialen Hilfsarbeit würde zum Ausgleich der Gegensätze viel beitragen und dem eignen Leben Fülle und Inhalt geben.

Drei Gedichte

von

Martin Delamar

Du, meine Sehnsucht, ich glaubte dich längst . . .

Du, meine Sehnsucht, ich glaubte dich längst
Gebändigt von zügelnden Jahren.
Bäumst du dich wieder, mein Steppenhengst,
Bis du wiehernd Krippe und Stall zersprengst,
Träumt dir von fernen Gefahren?

Lockst du mich wieder zu rasendem Ritt
Auf deinem nackten Rücken?
Fliegt nicht die Bangnis, die ich litt,
Auf grauen Fledermäusen mit,
Mich an ihr Herz zu drücken?

Greif aus, mein Tier, in den Sternenraum,
Vorüber den irdischen Schranken!
Von glühenden Nüstern flockt weißer Schaum —
O Flucht vor dem Leben, o Flucht in den Traum —
Auf deine fliegenden Flanken.

Denn irgendwo tritt des Daseins Sinn
Wie eine Quelle zutage.
Du, meine Sehnsucht, trage mich hin,
Daß ich mir alles Woher und Wohin
Aus der zitternden Seele frage!

Ein Mensch kann einem andern mehr nicht sein . . .

Ein Mensch kann einem andern mehr nicht sein
Als Baum und Schatten auf dem langen Wege,
Er lädt für eines Traumes Frist dich ein,
Daß sich dein Haupt zu seinen Füßen lege.

Und doch in sich verwaist und unbesiegt
Verbirgt er dir die Quellen seines Lebens,
Und seinen Wipfel, der sich einsam wiegt,
Umzittert deiner Sehnsucht Lied vergebens.

Dir tönt sein Blut, das klingend in ihm kreist,
Verwandt und fremd zugleich wie Blätterrauschen.
Und einen Menschen lieben müssen, heißt:
Mit allen Sinnen in das Schweigen lauschen.

Ein Mädchen

Ich war eine Birke am Wiesensaum,
Mein weißes Hemdlein deckte mich kaum,
Eine grüne Krone drückte mein Haupt,
Ich habe an Freude und Frühling geglaubt
Und an meinen letzten Traum.

Ich war ein Stern in der stillen Nacht,
Der fragende, große Augen macht
Und in der Höhe sich zitternd besinnt,
Bis daß sein Licht zur Erde find't
Und dann im Dunkel wacht.

Ich war eine Rose in voller Glut,
Meine Blätter rannen wie rotes Blut,
Als dich das Glück vorbeigeführt
Und mich deine heiße Hand berührt.
Wie tat das gut!

Nun bin ich ein Wasser, tief und klar,
Und mein', daß ich immer ein Wasser war.
Du ruhst in mir, siehst du hinein,
Und was du siehst, ist alles dein.
Ich mein', daß ich immer ein Wasser war.



Am Morgen

Bronzestatue von Otto Richter



Wiener Frauen. Von Ernst Klein

I

Die Kultur einer Stadt erkennt man an ihren Frauen. Das ist ein alter Erfahrungssatz, den jeder Reisende bestätigen wird, der viel Länder, viel Städte und viel — Frauen gesehen hat. Denn die Frau ist es, die ihrer Stadt den Stempel aufdrückt. Eine tiefe philosophische Untersuchung über die Wechselwirkung des Milieus und der in ihm lebenden Frau anzustellen, dazu ist hier nicht der Platz. Die Augen können diese Behauptung auch viel nachdrücklicher beweisen als die längste Auseinandersetzung. Geht ins Bois de Boulogne und fragt euch, ob ihr euch die Frauen, die ihr hier vorüberfahren und -reiten seht, in den Berliner Tiergarten oder in den Wiener Prater versetzt vorstellen könnt. Schaut euch in einem Salon auf dem Kurfürstendamm um, und ihr werdet überzeugt sein, daß ihr euch die Frauen und Mädchen, die hier lachen und plaudern und flirten, nur hier und nicht etwa woanders denken könnt. Und geht um ein Uhr mittags auf die Kärntner Straße, und ihr werdet euch sagen müssen, daß Rue de la Paix oder Friedrichstraße ein schlechter Rahmen für die Frauen sein würden, die euch hier begegnen.

Die Wienerin ließe sich am allerschwersten in ein andres Milieu verpflanzen. Sie hat so ganz ihre eigne Art, sich anzuziehen und sich zu geben, die sich in das Grün ihrer Gärten, in ihre Straßen mit diesen alten schönen Palästen so wunderbar einfügt, daß man sich beim besten Willen keine andre Umrahmung für sie formen könnte. Wer so eine echte Wienerin sieht, einfach und doch elegant, liebenswürdig, heiter und dabei sentimental, der hat die Stadt selbst gesehen, diese wunderbare Stadt mit ihrer prächtigen Ringstraße, mit ihren gemütlichen, anheimelnden Palästen und ihrer wehmütigen Kahlenbergstimmung. Die Wienerin ist Wien. Sie ist mit der Stadt geworden und hat sich mit ihr verändert. Als noch die Festungsmauern um die Donaustadt herumliefen, sie einengten und abschlossen gegen die Welt da draußen, da blühte in ihr die Wienerin der Biedermeierzeit, die Wienerin der Walzer von Lanner und Strauß Vater, ein liebes, süßes Geschöpf, weich und schmeichlerisch wie die Walzer, zu denen sie tanzte.



Phot. L. Gutmann

Frau Hansi Niese

In dem Paris der zwanziger und dreißiger Jahre, dem Zeitalter Victor Hugos, Mussets und Murgers, raste das Leben im bacchantischen Wiederauftrotzen nach der Epoche napoleonischer Zäsarenherrschaft. In Wien fuhren sie damals hinaus nach Dornbach und auf den Kahlenberg und tanzten beim Sperl den Polstertanz, diesen alten, wiegenden Brauttanz, da der Großvater die Großmutter nahm.

Als dann die neue Zeit kam, die Festungsmauern einriß und dem modernen Leben weite Bahnen schlug, packte sie natürlich auch die Wienerin und riß sie mit sich fort. Sie machte



Wiener Frauen. Von Ernst Klein

I

Die Kultur einer Stadt erkennt man an ihren Frauen. Das ist ein alter Erfahrungssatz, den jeder Reisende bestätigen wird, der viel Länder, viel Städte und viel — Frauen gesehen hat. Denn die Frau ist es, die ihrer Stadt den Stempel aufdrückt. Eine tiefe philosophische Untersuchung über die Wechselwirkung des Milieus und der in ihm lebenden Frau anzustellen, dazu ist hier nicht der Platz. Die Augen können diese Behauptung auch viel nachdrücklicher beweisen als die längste Auseinandersetzung. Geht ins Bois de Boulogne und fragt euch, ob ihr euch die Frauen, die ihr hier vorüberfahren und -reiten seht, in den Berliner Tiergarten oder in den Wiener Prater versetzt vorstellen könnt. Schaut euch in einem Salon auf dem Kurfürstendamm um, und ihr werdet überzeugt sein, daß ihr euch die Frauen und Mädchen, die hier lachen und plaudern und flirten, nur hier und nicht etwa woanders denken könnt. Und geht um ein Uhr mittags auf die Kärntner Straße, und ihr werdet euch sagen müssen, daß Rue de la Paix oder Friedrichstraße ein schlechter Rahmen für die Frauen sein würden, die euch hier begegnen.

Die Wienerin ließe sich am allerschwersten in ein andres Milieu verpflanzen. Sie hat so ganz ihre eigne Art, sich anzuziehen und sich zu geben, die sich in das Grün ihrer Gärten, in ihre Straßen mit diesen alten schönen Palästen so wunderbar einfügt, daß man sich beim besten Willen keine andre Umrahmung für sie formen könnte. Wer so eine echte Wienerin sieht, einfach und doch elegant, liebenswürdig, heiter und dabei sentimental, der hat die Stadt selbst gesehen, diese wunderbare Stadt mit ihrer prächtigen Ringstraße, mit ihren gemütlichen, anheimelnden Palästen und ihrer wehmütigen Kahlenbergstimmung. Die Wienerin ist Wien. Sie ist mit der Stadt geworden und hat sich mit ihr verändert. Als noch die Festungsmauern um die Donaustadt herumliefen, sie einengten und abschlossen gegen die Welt da draußen, da blühte in ihr die Wienerin der Biedermeierzeit, die Wienerin der Walzer von Lanner und Strauß Vater, ein liebes, süßes Geschöpf, weich und schmeichlerisch wie die Walzer, zu denen sie tanzte.



Phot. L. Gutmann

Frau Hansi Niese

In dem Paris der zwanziger und dreißiger Jahre, dem Zeitalter Victor Hugos, Mussets und Murgers, raste das Leben im bacchantischen Wiederauftrotzen nach der Epoche napoleonischer Zäsarenherrschaft. In Wien fuhren sie damals hinaus nach Dornbach und auf den Kahlenberg und tanzten beim Sperl den Polstertanz, diesen alten, wiegenden Brauttanz, da der Großvater die Großmutter nahm.

Als dann die neue Zeit kam, die Festungsmauern einriß und dem modernen Leben weite Bahnen schlug, packte sie natürlich auch die Wienerin und riß sie mit sich fort. Sie machte

sie zur Weltstädterin und zwang sie, es den Schwestern in Paris und London gleichzutun. Berlin war damals noch weit zurück, es war noch die Hauptstadt des Königreichs Preußen, nicht die Metropole des neuerstandenen Deutschen Kaiserreichs. Aber Berlin lief dann den andern nach, holte sie ein, überholte sie und ist heute zweifellos die modernste aller Weltstädte auf dem Kontinent. Heute blickt die Berlinerin auf die Wienerin herunter.

Denn die ist nicht so schnell mitgekommen; sie hat sich nicht so schnell mit der neuen Zeit zurechtfinden können. Wie diese gewalttätige, rücksichtslose moderne Zeit in der inneren Stadt, im Herzen Wiens, nicht alles hat zerschlagen können, wie sie vor den alten Palästen und ehrwürdigen Kirchen haltmachen mußte, um welche die Tradition ihre heiligen Schutzmauern zog, so konnte sie auch aus der Wienerin nicht die gleiche Mondäne machen wie aus der Pariserin oder der Berlinerin. Die alten Lannerwalzer klingen immer noch in ihrem Wesen nach und werden wohl nie darin verklingen.

Das ist es, was der Wienerin den ihr eignen Reiz verleiht: sie ist in der Musik



Phot. H. C. Kosel

Frau Mildenburg-Bahr (Hofoper)



Nikolaus Schattenstein: Porträt des Fräulein Muriel D.

groß geworden, ihre ganze Persönlichkeit wurzelt in der Musik und ist darum selber Musik. Keine kann sich solcher Bildner rühmen wie die Wienerin. Haydn mit seiner einfachen uröster-reichischen Art gab ihr das Gemüt, Beethoven, der Gewaltige, die Empfänglichkeit für das Erhabene und Ewig-schöne, Mozart die Sonne und Liebenswürdigkeit des Wesens, Schubert die rührsame Sentimentalität, ohne die ein echtes Weib nicht zu denken ist, Lanner die Lieblichkeit und Johann Strauß, der Berühmte, der Weltbezwinger, die sorg-

lose Lebenslust und Daseinsfreude. Alle diese Harmonien klingen in der Wienerin und vereinigen sich in ihr zu einer wundersamen Melodie, vor der das Tschin-Tschin ultramoderner Programmmusik wirkungslos verhallen muß.



Nikolaus Schattenstein: Porträt der Frau J. U.

Darum wird die Wienerin hinter andern Großstädterinnen zurückstehen müssen. Sie hat zu viel von der guten alten Zeit an sich. In Wien sind Suffragettes von vornherein undenkbar, und mit der Emanzipation ist es überhaupt nicht weit her. Es gibt zwar Mädchengymnasien und Mädchenlyzeen genug, aber eine höchst respektable Prozentzahl der Abiturientinnen kommt nie auf die Universität. Weil ihnen auf dem Weg vom Gymnasium zur Universität sicher einer in den Weg rennt, für den sie mit tausend Freuden die ganze Gelehrsamkeit an den ersten besten Nagel hängen. Sie hat eben noch viel mehr Herz, als eigentlich einer modernen Frau zukommt, die Wienerin.

Sie hat sich selbst dadurch in der Welt in einen schlechten Ruf gebracht. Das

Wiener Mädel oder, besser gesagt, das „Süße Mädel“ ist eine Art der Wienerin, die, der Wahrheit die Ehre — nie in Wirklichkeit existiert hat. Dieses süße Geschöpf, das nur den einen Beruf hat zu lieben und zu lachen — ist eine mythische Gestalt, die in der Literatur großgezüchtet worden ist. Schnitzler, Dörmann und die andern Jungwiener haben das auf dem Gewissen; aber im Leben ist das „Süße Mädel“ wirklich nicht so arg. Das Wiener Mädel mag vielleicht leichtlebiger, mag vielleicht sorgloser als ihre nördlichen Schwestern sein, aber leichtsinnig ist sie nicht. Und faul und schlecht schon erst recht nicht, dazu hat sie viel zu viel deutsches Blut in sich. Sie genießt ihr Leben in vollen Zügen, solange sie jung ist; macht vor allem aus ihrem Herzen keine eiserne Kasse, die nur mit einem goldenen Schlüssel zu öffnen ist. Aber wenn ihr das Leben ein ernstes Gesicht zeigt, dann weiß sie sich auch in den Ernst zu finden.


Phot. H. C. Kosel

Frau Lily Marberg (Burgtheater)

Sie hat's nicht so leicht wie die Ber-

linerin oder die Pariserin, denn sie hat lange nicht so viel Geld, muß aber trotzdem hübsch und schick aussehen, muß ihrem Mann ein gemütliches Heim bereiten. Sie muß eine gute Rechnerin und Sparerin sein. Ein fesches Tuchkostüm, eine Seiden- und eine Batistbluse sind oft ihr ganzer Toilettenstaat. Aber wie sie das anzieht, wie sie das trägt, das macht ihr keine Frau der Welt nach. Nicht umsonst wurde die Bluse, dieses einfachste und kleidsamste Kleidungsstück, gerade in Wien erfunden.

So ist die Wienerin. Und ihre sonnige Lebensfreude, ihr warmes Gemüt bringt sie als beste Mitgift in ihre Familie. Wenn der Mann lacht, lacht sie mit, und wenn er Sorgen hat, läuft sie hin und versetzt heimlich ihre Ohrgehänge, um ihm seine Lieblingsspeise kochen zu können. Wenn ihre Kinder weinen, führt sie sie in den Prater und zeigt ihnen, wie schön ihre Vaterstadt und die Welt überhaupt ist. Und wenn ein Fremder in ihr Haus tritt und sie mit seiner schönsten Verbeugung begrüßt,



Phot. H. C. Kosel

Frau Selma Kurz-Halban

nimmt sie ihm mitten in der Verbeugung den Hut aus der Hand und sagt ihm: „Setzen Sie sich! Sie sind da z'Haus!"

Sie ist die Verkörperung der Wiener Tradition.

II

In der Wiener Hofoper führen sie von Zeit zu Zeit ein Ballett auf, „Wiener Walzer" genannt. Das bringt eine Aus-



Phot. H. C. Kosel

Fräulein Paula Silten (Intimes Theater)

lese der schönsten Walzer von Lanner, Strauß und Millöcker, und das riesige Opernhaus ist immer bis auf den letzten



Wilhelm Viktor Krausz: Porträt der Frau D.

Platz gefüllt, wenn die Weisen dieser alten Großmeister erklingen. Im ersten Bild sieht man die alten Apollosäle draußen in der Vorstadt und wohnt einer Hochzeit unsrer Altvordern bei. Der entzückende „Schönbrunner" tänzelt auf, dieser wienerischeste aller Wiener Walzer, und zierlich, lieblich drehen sich die jungen Mädchen in Reifrock und Ringellocken im Kreise. Das ist wie ein Bild von Schwind oder Waldmüller,

und ein Vergnügen ist es, zu sehen, wie die schönen Fräulein Berger, Kohler, Jamrich und wie sie alle heißen, die Solo-



Phot. H. C. Kosel

Frau Hilde Rodney (Deutsches Volkstheater)

tänzerinnen und Koryphäen des kaiserlichen Balletts, die Wienerin des Vormärz verkörpern. Die moderne Wiener Musik hat merkwürdigerweise wenig für die Wienerin übrig; die modernen Operettenkomponisten gehen ihr mit beinahe eiserner Konsequenz aus dem Wege. Unsre derzeit stärksten Operettentalente, wie die Mizi Günther, die Kartusch, die Zwerenz, müssen alle möglichen Frauen verkörpern, Französinnen, Amerikane-



Phot. H. C. Kosel

Frau Jamrich vom Ballett der k. u. k. Hofoper

rinnen, Berlinerinnen, Zigeunerinnen — nur keine Wienerinnen. Warum das so ist, weiß kein Mensch, die Operettenlibrettisten, die diese Figuren erfinden, am allerwenigsten. Vielleicht machen sie das so wegen des Geschäftes. Vielleicht gefällt den Parisern oder Amerikanern ein Wiener Walzer nur, wenn ihn keine Wienerin singt. Das ist das erste Unrecht, das der Wienerin auf der Bühne angetan wird.

Wiener Musik, von Wienern gesungen, kann man nur in den Operetten hören, in denen unsre beiden Urwiener, die Niese und der Girardi, mitwirken. So schlechte Einfälle auch die Herren Librettisten haben, das hat doch noch keiner riskiert, der Niese eine Pariser Demimondäne anzudichten oder den Girardi etwa als Viehzüchter aus Argentinien auftreten zu lassen. Das Wiener Publikum ist ja geduldig und hat sich so manchen Blödsinn in den Operetten der letzten Jahre servieren lassen, aber gegen solche Gewalttaten würde es doch energisch protestieren. Bezeichnend ist immerhin, daß trotzdem diese beiden äußerst selten dazu kommen, ihre Gottesgnadenkunst in einem echten Wiener Stück zu zeigen. Seit Karlweis schreibt kein Mensch mehr Wiener Volksstücke; Hawel hat es ein paar Jahre hindurch versucht, aber dann, Gott weiß warum, wieder aufgegeben.

Es gibt zwei Arten der Wienerin, die vornehme Bürgersfrau und Aristokratin ist die eine, die andre ist das Mädel aus der Vorstadt, „Das Mädel vom Grund“. Dieses Mädel vom Grund spielte der Niese keine zweite nach. Die Schlichtheit, die Lieblichkeit, diese Lebensfreude trifft keine wie sie, und Töne kann sie anschlagen, bei denen es dem blasiertesten Zuhörer weich ums Herz wird. Aber anstatt ihr solche Rollen und Stücke zu schreiben, zimmert man nun Komödien für sie zurecht, in denen ihr gottgesegneter Humor wahre Clownssprünge machen muß. Die Niese kann auch das, denn sie kann alles; sie spielt die Rose Bernd und den Ödipus in der Parodie auf Reinhardt. Wie würde aber sie, diese echteste aller Wienerinnen, eine echte Wienerin spielen! Und daß sie nicht dazu kommt, ist das zweite Unrecht, das man der Wienerin auf

der Bühne antut. Das dritte ist das größte Unrecht. Die Literaten haben sich des „Mädels vom Grund" bemächtigt und daraus das „Süße Mädel" gemacht. Schnitzler und Dörmann haben sich da schwer an ihren Landsmänninnen versündigt. In der „Liebelei" bleibt Schnitzler, zweifellos der feinste der Wiener Poeten, noch bei der Wahrheit des Lebens. Zeigt in seiner Christel wirklich so ein Wiener Mädel, das sich vertrauensvoll dem Mann hingibt, den es liebt, und das dann zusammenbricht, als es sich betrogen sieht. Von der Niese mußte man dieses echte, lebenswarme Wiener Mädel gespielt sehen!



Nikolaus Schattenstein: Porträt der Frau J. K.

Die „Liebelei“ war eines der ersten Stücke Schnitzlers, „Das weite Land“ ist sein derzeit letztes. Hier wie dort stellt er Wienerinnen auf die Bühne! Aber welch ein Unterschied! Auch in der letzten Komödie ist ein junges Mädchen, nicht aus der Vorstadt, sondern ein „Mädchen aus guter Familie“. Das ist ein gar merkwürdig Ding, halb Wienerin, halb kosmopolitisch verdorben, unecht, unwahr bis in seine kleine, lüsterne Seele hinein, ein Geschöpf, das, wenn man ihm den Wiener Dialekt nimmt, ebensogut in den Salons des Berliner Westens wie des Faubourg St. Germain hausen könnte. Auch die Frau Hofreiter, am Wiener Hofburgtheater von Lily Marberg verkörpert, ist nicht mehr die reinblütige Wienerin. Auch in ihrem Wesen spukt allerlei Französisches und Ibsensches hinein; diese heitere, lachende und doch tiefe Wienerin ist sie nicht. Was sie empfindet, was sie tut, kann jede andre Frau der Welt empfinden und tun. Auch Hermann Bahr und Max Burckhardt haben Wienerinnen gezeichnet, und Bahr, der Nichtwiener, hat sie noch am besten getroffen. Aber an dem eigentlichen Kern ihres Wesens geht auch er vorbei, auch er kehrt mehr die Leichtlebigkeit als den Ernst ihrer Natur hervor.

Das Stück, das die Wienerin zeigt, wie sie im Leben ist — dieses Stück muß noch geschrieben werden.

Liebeslied

Von

Ernst Zahn

Welch seltsam Bild mir oft befängt den Sinn,
Wenn still dein graues Auge auf mir ruht:
Mir ist, als schritt' ich einen Weg dahin,
Weiß überronnen von des Mondes Flut.

Von dunkelm Buschwerk ist der Pfad bewacht.
Wie Silber zuckt's, dreht sich ein Blatt am Strauch.
Ich bin der einz'ge Wandrer in der Nacht,
Nur über mir ein Wölklein wandert auch.

Mein Herz ist kühl, mein Sinn ist feierlich,
Stumm jede Sehnsucht, die ich je gehegt.
Nur eine leise Hoffnung fühle ich:
O daß der Weg nicht ende, der mich trägt.

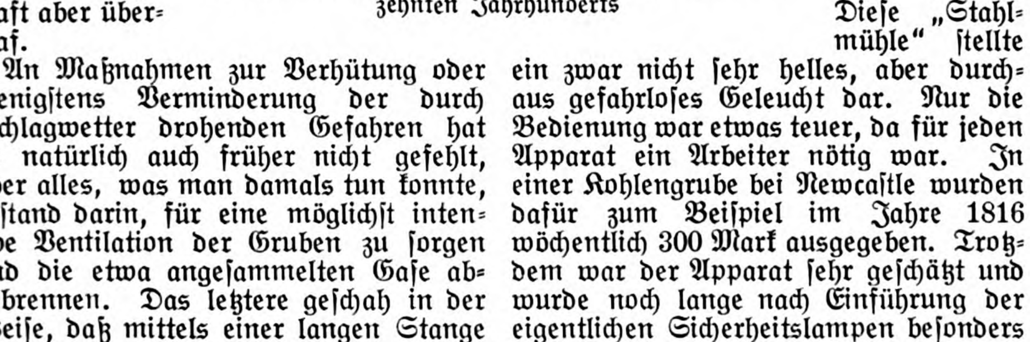
So wandl' ich friedsam durch die reine Nacht.
Zu allem Hohen weiß ich mich gereift. —
Was gab dir diese wundersame Macht,
Daß Menschen gut sind, die dein Auge streift?

Wer hat die Sicherheitslampe erfunden?

Als Erfinder der Sicherheitslampe gilt heute allgemein der berühmte englische Chemiker Humphrey Davy; nur selten findet man neben ihm auch George Stephenson genannt, der sich besonders als Erbauer der ersten Lokomotive einen Namen gemacht hat. In Wirklichkeit traten beide fast gleichzeitig mit ihren Erfindungen hervor, und lange blieb es zweifelhaft, ob Davys oder Stephensons System den Sieg davontragen würde. Keine dieser beiden Lampen kann aber als das erste Sicherheitsgeleucht überhaupt gelten, denn schon beinahe zwei Jahre vor Davys Erfindung gab es eine Sicherheitslampe, die der Davyschen an Zuverlässigkeit nicht nachstand, sie an Leuchtkraft aber übertraf.



Die Clannylampe im Betrieb
Zeitgenössischer Stich aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

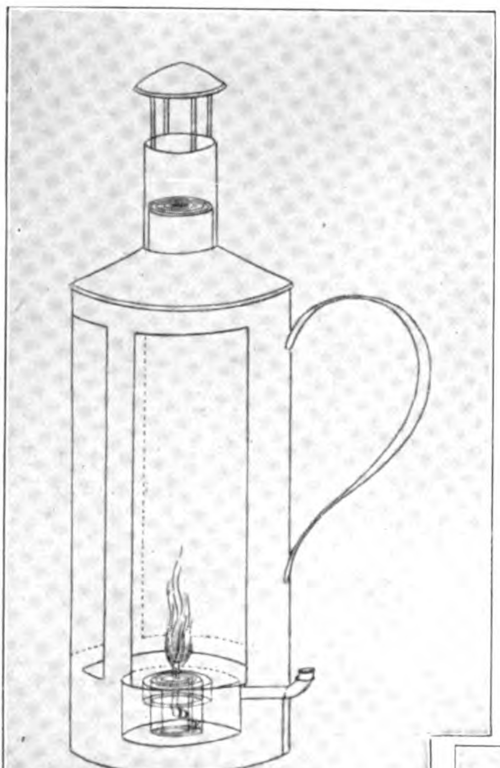


An Maßnahmen zur Verhütung oder wenigstens Verminderung der durch Schlagwetter drohenden Gefahren hat es natürlich auch früher nicht gefehlt, aber alles, was man damals tun konnte, bestand darin, für eine möglichst intensive Ventilation der Gruben zu sorgen und die etwa angesammelten Gase abzubrennen. Das letztere geschah in der Weise, daß mittels einer langen Stange eine brennende Fackel vorwärts geschoben wurde, um die Gase zur Explosion zu bringen — ein äußerst gefahrvolles Geschäft, das deswegen im Mittelalter häufig ein Büßender übernahm.

Späterhin versuchte man das offene Geleucht der Bergleute (das gewöhnlich nur aus einem Talglicht bestand) durch phosphoreszierende Substanzen zu ersetzen, die man in Glasgefäße einschloß. Der Erfolg konnte natürlich nur sehr gering sein.

Weit besser war schon der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von einem Bergwerksbeamten namens Carlyle Spedding in Whitehaven erfundene, steel-mill genannte Apparat. Er bestand im wesentlichen aus einem Stahlrad, das durch eine Kurbel in schnelle Umdrehung versetzt werden konnte. Durch Andrücken eines Feuersteins an das rotierende Rad wurde ein ununterbrochener Funkenregen erzeugt. Diese „Stahlmühle" stellte ein zwar nicht sehr helles, aber durchaus gefahrloses Geleucht dar. Nur die Bedienung war etwas teuer, da für jeden Apparat ein Arbeiter nötig war. In einer Kohlengrube bei Newcastle wurden dafür zum Beispiel im Jahre 1816 wöchentlich 300 Mark ausgegeben. Trotzdem war der Apparat sehr geschätzt und wurde noch lange nach Einführung der eigentlichen Sicherheitslampen besonders in England und Belgien benutzt.

Infolge der zunehmenden Ausbeutung der Kohlengruben häuften sich auch die durch schlagende Wetter hervorgerufenen Katastrophen in erschreckender Weise. So groß war die Not, daß sich 1812 in



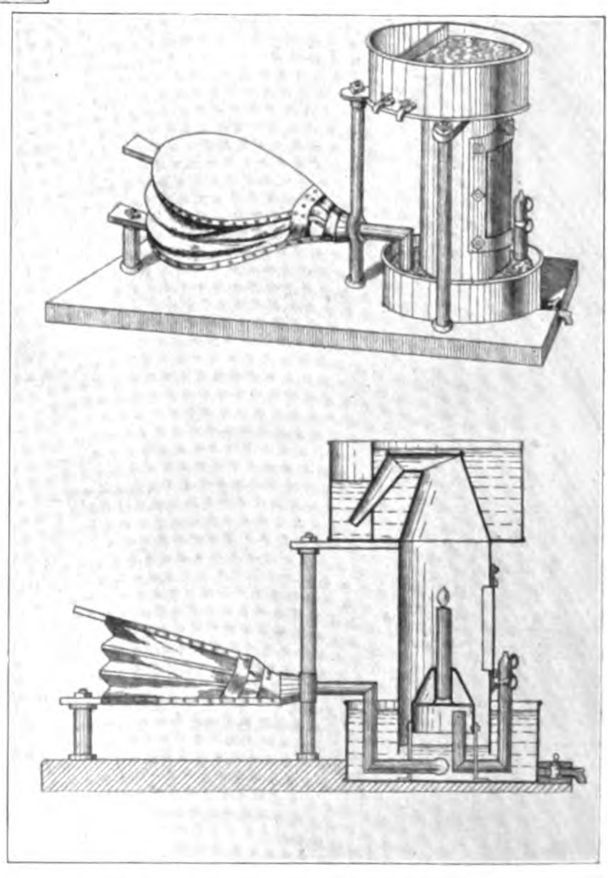
Die Davysicherheitslampe in ihrer ersten Form

den Verhandlungen jener Akademie abgedruckt. Eine unsrer Abbildungen zeigt die Form und die innere Einrichtung dieser „original safety-lamp“. Das Gehäuse ist oben und unten durch zwei offene Wasserbehälter abgeschlossen. Die Luft wird durch einen Blasebalg zugepumpt und muß diese beiden Reservoire, die gleichsam als Ventile dienen, beim Ein- und Ausströmen passieren. Bei den angestellten Versuchen erwies sich die Lampe in der Tat als durchaus sicher. Die Grubengase verbrannten innerhalb der Lampe unter einer leichten Explosion, die sich jedoch niemals nach außen hin fortpflanzte. Infolge dieser günstigen Ergebnisse wurde die Lampe noch im November 1815 von der Verwaltung einer Kohlengrube (Herrington Mill Pit) eingeführt und soll sich auch gut bewährt haben.

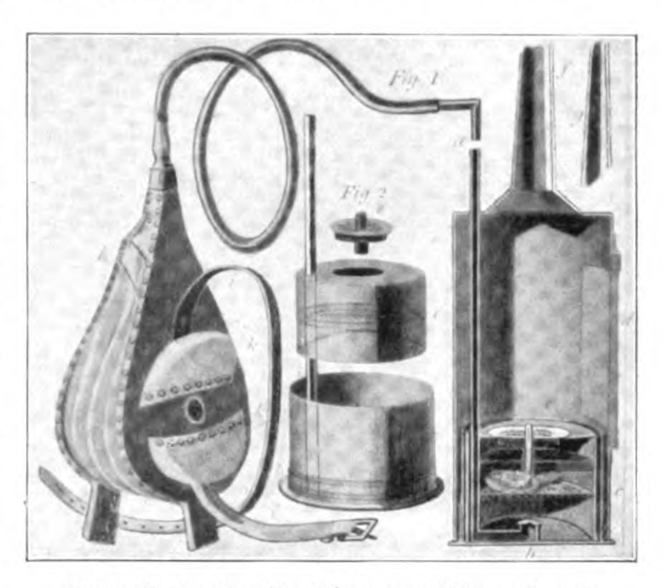
Ein bequemes und handliches Gerät war sie freilich nicht. Bei einem neuen Modell ließ Clanny daher die Wasser-

Sunderland eine Gesellschaft zur Verhütung von Unglücksfällen in Kohlengruben bildete, und ihren Bemühungen und Anregungen ist es vor allem zu danken, daß schon in kurzer Zeit bemerkenswerte Erfolge erzielt wurden.

Der erste, der sich der Sache mit Energie und unleugbarem Geschick annahm, war der frühere Schiffsarzt Dr. William Reid Clanny in Bishopwearmouth. Seine Versuche, die bis in das Jahr 1808 zurückreichen, gingen zunächst dahin, die Flammen von der umgebenden Atmosphäre gänzlich zu isolieren. Aber erst gegen Ende des Jahres 1812 gelang es ihm, die Konstruktion seiner Lampe so zu gestalten, daß sie allen Anforderungen zu genügen schien. Der Bericht über seine Erfindung wurde am 20. Mai 1813 der Royal Society in London vorgelegt und in



Die Clannysche Sicherheitslampe

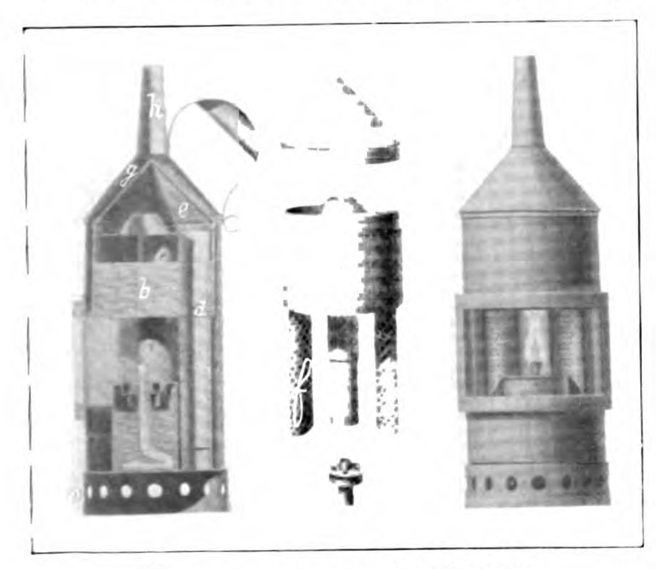


Verbesserte Konstruktion der Clannylampe

behälter fort. Statt der Kerze wurde jetzt in der Laterne Öl gebrannt, und der Brennölbehälter ersetzte gleichzeitig das untere Wasserreservoir, während an die Stelle des oberen ein hoher, enger Schornstein trat. Die große Länge des letzteren sollte es nach Clannys Meinung verhüten, daß „bei einer etwa im Innern stattfindenden Explosion die Flamme die Spitze erreiche". Den Gebrauch dieser Lampe veranschaulicht eine andre Abbildung.

Des Erfinders nächstes Bemühen war nun darauf gerichtet, die künstliche Luftzuführung überhaupt zu beseitigen. Der Zufall sollte ihm dabei zu Hilfe kommen. Als er im November 1815 mit einem Modell seiner ersten Lampe experimentierte und an Stelle des kalten Wassers einmal heißes verwendete, bemerkte er, daß die Gase nicht explodierten, sondern ruhig an der Flamme verbrannten. Sofort ging er daran, diese Erfahrung bei einer neuen Konstruktion zu verwerten. Bereits im Dezember 1815 war das erste Modell dieser sogenannten „steam safety-lamp" vollendet, die unsre Abbildung in Vorderansicht und Längsschnitt wiedergibt. Die Luft tritt durch die Öffnungen c ein und wird durch das Rohr d in den Raum e geleitet, der sich über dem heißes Wasser enthaltenden Gefäß b befindet. Hier mischt sich die Luft mit dem Wasserdampf und gelangt sodann durch die Röhren f, die außerhalb des Wasserbehälters b mit Löchern versehen sind, zum Brenner. Die verbrauchte Luft wird durch den Zwischenraum g dem Schornstein h zugeführt.

Schon im April des nächsten Jahres wurde die Lampe in mehreren Gruben eingeführt, und die Urteile über ihre Bewährung in der Praxis lauteten durchweg außerordentlich günstig. Besonders wurde ihre weit größere Leuchtkraft gegenüber der Davylampe hervorgehoben, die sie auch insofern übertraf, als sie dort noch ruhig fortbrannte, wo die Davyschen und Stephensonschen Lampen erloschen.



Clannys „steam safety-lamp"

Inzwischen waren nämlich auch diese bekannt geworden. George Stephenson hatte seine erste Lampe am 21. Oktober 1815 fertiggestellt, während Davy seine ersten Versuche erst am 9. November 1815 in den „Transactions of the Royal Society of London" veröffentlichte. Die ersten Davylampen waren übrigens noch nicht mit einer Hülle von Drahtgaze umgeben, sondern nur am Boden und am Schornstein mit den

von ihm erfundenen sogenannten „safety-canals“ versehen.

Erst in einer weiteren Abhandlung vom 11. Januar 1816 schlug er die völlige Umhüllung der Flamme mit einem Korb von Drahtgaze vor, wodurch die Lampe die bekannte charakteristische Gestalt erhielt. — Der Ruhm aber, die erste zuverlässige Sicherheitslampe für den Bergwerksbetrieb geschaffen zu haben, kann Clanny dadurch nicht geschmälert werden.

W. Riemann, Charlottenburg

Aphorismen

Von Moritz Goldschmidt

Wie wenig haben selbst die Menschen für uns übrig, die „viel für uns übrig“ haben!

*

Ein Kerker, der einen Helden gefangen hält, läßt einer Maus alle Freiheit.

*

Unsern Freunden sind wir besonders lieb durch unsre Fehler, die ihnen ein Recht geben, uns zu tadeln.

*

Die Frauen sind immer und überall in der Majorität — auch wenn sie in der Minorität sind!

*

Berechnende Menschen sind empört über — berechnende Menschen.

*

Wenn gewisse Menschen auch nicht wissen, was sie wollen — was wir wollen, wissen sie immer!

*

Deine eignen Angelegenheiten sind die Angelegenheiten des Mannes — die Angelegenheiten der andern sind das Ressort der Frauen.

*

Auf dem kleinsten Thron sitzt der herrschsüchtigste König.

*

Ein Elend, an das man sich gewöhnt hat, ist immer noch besser als ein Glück, das man nicht vertragen kann!

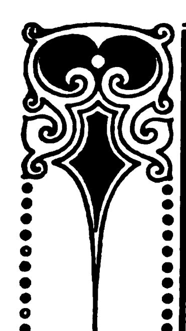
*

Meistens sind das die Vorzüge der andern, was wir für ihre Fehler halten — und umgekehrt.



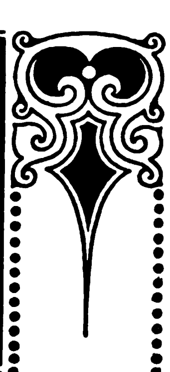
Frei ist der Bursch! Nach einem Gemälde von Richard Gutschmidt





Richard Voß: Das Große

Aus einem Tagebuch



I

Giseh, Menahouse, im Januar.

Ich soll seit längerer Zeit leidend sein — nur etwas leidend. Trotzdem schickte man mich in Begleitung eines Arztes nach Ägypten. Meine Kameraden auf der Universität und bei der Garde nannten mich „dekadent“. Sie meinten es spottend. Trotzdem imponierte ich einigen von ihnen als großer Ästhet. Im ganzen mochten sie mich gut leiden. Sie verziehen mir sogar, daß ich mich von ihren Weibern und Trinkgelagen fernhielt. Ich sei im ganzen ein guter Junge, meinten sie und ließen mich meiner einsamen Wege gehen.

Dann aber wurde ich „leidend“; und als ich letzte Woche in Berlin auf dem Anhalter Bahnhof in den Südexpreß stieg, kamen von Potsdam viele herübergefahren, um ihren dekadenten Ästheten nach Ägypten abdampfen zu sehen. Sie waren ungeheuer lustig, neckten mich weidlich ob meiner „femininen“ Reiseausrüstung, taten mir noch allerlei Liebes an, und als sich der Zug in Bewegung setzte, riefen sie mir ein donnerndes „Auf Wiederschauen!“ nach. Einige riefen es allerdings mit einem eigentümlichen Ausdruck, einem eigentümlichen Gesicht. Weshalb wohl? Weil ich „etwas leidend“ sein soll? Vielleicht rührt mein sogenanntes Leiden von meiner Lebensweise her, die schließlich mehr die eines Asketen als eines Dekadenten ist. Askese aber, wie ich sie übe, ist lediglich ein möglichstes Enthalten von allem Häßlichen, ein möglichstes Erleben alles Schönen, und ein solches gleicht einem Wandeln unter Palmen, was der Mensch bekanntlich nicht ungestraft tut — wie uns sogar „klassisch“ beglaubigt wird...

Nach dem Abschied von den Kameraden kam das Scheiden von meiner Mutter auf Schloß Stegen. Das war weniger heiter. Meine schöne, feine Mutter sieht in mir nicht einen Dekadenten, nicht einen modernen Ästheten, sondern nur ihren Sohn. Nebenbei hält sie mich in törichter Mutterliebe für eine Art von Dichter: für einen ganz kleinen, immerhin aber doch... für einen Dichter.

So oft ich das Wort nur denke, durchschauert es mich. Das Wort hat für mich einen Klang wie von oben herab: und bei dem, was vom Himmel, also von der Gottheit ist, fassen Schauer den Menschen. Das ist alles Mysterium. Und das Höchste alles Hohen ist Dichter sein — was ich Dichter nenne...

*

Der Abschied von meiner Mutter war — wie es eben ist, wenn eine überzärtliche, überbesorgte Mutter von ihrem einzigen Sohn scheidet, der etwas leidend sein soll und der ohne sie in ein fremdes Land gehen muß. Denn meine wunderschöne und wunderfeine Mutter kann mich nicht begleiten, hat sie doch

noch ein Kind, das nicht nur etwas leidend, sondern krank, sehr krank ist, so gut wie hoffnungslos, schlimmer als sterbend. Mein blutjunges, holdseliges Schwesterlein Lia wird wohl in einem sogenannten Sanatorium für Nervenkranke untergebracht werden müssen. Bis das entschieden ist, kann meine Mutter von ihrer Tochter nicht weichen; und will sie noch immer nicht glauben, daß es bereits entschieden ist — die Grafen von Stegen sind in Gottes Namen ein sehr altes, ein zu altes Geschlecht. Das müssen wir Letzten, die wir die Ersten eines neuen Geschlechts sind, eben büßen. Wäre ich mehr als nur etwas leidend; wäre ich sehr leidend, hoffnungslos leidend, so — wäre es gut, wenn ich als letzter Graf Stegen aus dieser schönen, wunderschönen Welt ginge. Diese große neue Zeit bedarf eines gesunden neuen Geschlechts. Nicht einmal sehen durfte ich meine Schwester; und wenn ich im Frühling wiederkomme ...

II

Da ich noch ein kleiner Knabe war, schwatzte ich viel davon, einmal etwas „Großes" erleben zu wollen. Ich stellte mir darunter etwas Ungeheuerliches vor; etwas, das nicht von der Erde, sondern „von dem Himmel" wäre; etwas, das der Mensch also nicht ertragen könnte. Es zermalmt den Menschen, löst ihn auf; der Mensch zerfließt in Glorie und Glanz: Bei dem „Großen".

Wenn ich als kleiner Knabe von diesem geheimnisvollen Etwas plauderte, als sei es eine Blume oder ein bunter Kieselstein, so ergriff mich heiße Sehnsucht nach fernen Küsten jenseits blauender Meere, nach erwärmten Buchten und Ländern voll ewigen Sonnenscheins, voll ewiger Schönheit. Dieses Wunderland soll ich nun erreicht haben:

> Du bist Orplid, mein Land!
> Das ferne leuchtet.
> Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
> Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
> Uralte Wasser steigen
> Verjüngt um deine Hüften, Kind!
> Vor deiner Gottheit beugen
> Sich Könige, die deine Wärter sind.

Über eine blauende See führte mich das Schiff her; an den Küsten Italiens und Griechenlands vorüber. Ich bin nur ein kleiner Gardeleutnant — der freilich ein großer Dekadent und Ästhet sein soll —, werde nur von einer anbetenden, den Sohn mit ihrem eignen Glorienschein verklärenden Mutter für etwas Besonderes gehalten; aber das Land der Griechen such' auch ich „Moderner" seit langem mit der Seele. Jetzt schauten es meine Augen.

Anders ist es, ganz anders, als meine Sehnsucht sich träumen ließ. Eine wilde Gebirgswelt mit einem himmelhoch aufschlagenden Meere von Eisesgipfeln tauchte vor mir aus dem Azur der Wogen empor. Nichts als Fels und Fels. Und dieses in einem nordischen Winter starrende Klippenland war die Wiege der Schönheit. Denn in Griechenland war sie geboren, um von Hellas aus die Welt zu ihrem Tempel zu machen.

Kaum waren die weißen Gipfel wieder versunken, als ein grauer Tag anbrach mit Sturm und jagendem Gewölk. Nur mühsam, nach stundenlangem Warten, konnte das Schiff in den Hafen von Alexandria einlaufen: Ägyptens Gestade schienen die Küsten Hollands zu sein bei Nebeldunst und Wintersturm.

Ich bin nur leidend. Wäre ich wirklich krank, schwerkrank, und langte an solchem Tage hier an in dem Lande, das mir Hoffnung und Hilfe, Heilung und neues Leben bringen soll, so müßte diese Landung im Hafen von Alexandria gleich einem Miserere, gleich einem Totenamt wirken.

Gerade als ich so dachte, hatte ich ein Schauspiel, dessen Bild nun in mir ist und aus mir nicht wieder weichen will...

Neben unserm Schiff lag ein andrer großer Dampfer, dessen Passagiere zugleich mit uns an Land gingen; an einen häßlichen Kai, darüber Regen und Sturm fegten, wimmelnd von widrigem braunem Volk, das schrie, heulte, sich wie rasend gebärdete.

Inmitten des Getümmels sah ich das holde Kind; denn ein Kind ist es noch. Wie des Jairus Töchterlein lag es mit geschlossenen Augen und wurde gleich einer Aufgebahrten durch die wimmelnde, drängende, heulende Masse getragen. Es war jedoch nicht tot. Meine götterlose Seele dankte der Gottheit, als ich erkannte, daß das liebliche Geschöpf lebte.

Aber es war krank, sehr krank. Und es hoffte von diesem Wunderlande Hilfe, Heilung, Rettung — Leben. Seine Mutter hoffte. Denn das Kind hatte seine Mutter bei sich.

Welch ein Gesicht; welch ein Blick!

Da schlug das Töchterlein die Augen auf; sah seine Mutter an, lächelte. Und es lächelte die Mutter.

Werde ich dieses Lächeln von Mutter und Tochter jemals vergessen können?... Ich will es nicht wieder vergessen. Es soll in mir bleiben und in mir wirken wie ein Gebet der göttlichen Liebe.

III

Die Reise griff mich an, liebe Mutter. Wie konnte sie das? Freilich griff sie mich nur etwas an — wie ich ja nur etwas leidend bin. Eigentlich ist es ein Unding, daß ich leidend sein soll. Unnatur ist's. Jugend muß gesund sein, strahlend wie ein Maienmorgen; glücklich wie ein Mensch ohne Schuld. Jugend muß sich als Unsterblichkeit dünken können. Ach, und das todkranke Mägdlein —

Ich vergaß zu berichten, daß die menschliche Meute der Araber auf dem Kai von Alexandria bei dem Anblick des todblassen, holdseligen Geschöpfs plötzlich in ihrem Geheul verstummte. Plötzlich wurde es still. Unter feierlichem Schweigen wurden Mutter und Tochter nach dem Zuge geleitet! Derartig magisch wirkte der Anblick von Jairi Töchterlein, wie ich das liebliche Wesen taufte, auf ein Volk von Halbwilden. Wie sollte ich also nicht noch immer unter dem Eindruck stehen? Und immer wiederholte ich mir, des kranken Kindes gedenkend, die göttlichen Worte:

„Mägdlein, ich sage dir, stehe auf!"

Ich möchte es der Mutter zurufen, deren Blick und Lächeln ich nicht vergessen kann...

Vielleicht ist es dieses kleine Erlebnis, das mich angriff. Immerhin sollte ich großer Junge mich schämen, nicht mit Leib und Seele gesunde, strahlende, glückliche, glückselige Jugend zu sein, durchdrungen von einem Gefühl der Unsterblichkeit.

*

„Menahouse" ist ein Haus in der Wüste. Obgleich das Hotel nur erst am Rande der Libyschen Wüste liegt: dort, wo die letzten Bäume stehen, der letzte Grashalm grünt, befindet man sich in Menahouse gleichsam inmitten jenes Reiches, das ich noch nicht kenne, das mich noch erschreckt, das für mich etwas Geheimnisvolles, Mystisches, Schreckliches ist — die Wüste.

Ich sollte sagen: Menahouse liegt unter dem Wüstenrand. Denn unmittelbar neben dem Hotel, das eigentlich ein Sanatorium ist, steigt steil und hoch eine gelbe Sandwelle auf. Man muß also zur Wüste emporsteigen.

Unsre Zimmer befinden sich im höchsten Stockwerk, nach Südwest gewendet, der Wüste zugekehrt. Wenn ich mich am frühen Morgen im Bett aufrichte — meinen Kopf um ein weniges hebe — so erblicke ich die große Pyramide. Ich sehe sie jeden frühen Morgen im Schimmer blaßroter Rosen. Noch begriff ich nicht, daß dieser Felsengipfel von Menschen aufgetürmt ward und ein Grab sein soll.

Freilich ein Königs-, ein Pharaonengrab ... Das Wahnwitzigste, was römischer Cäsarenwahnsinn je ersinnen konnte, ist nüchterner, blöder Verstand im Vergleich zu dem Götterbewußtsein, das diese toten Herrscher in ihrem Leben erfüllen mußte. Aber ihr Gotteswahn war so titanisch und übermenschlich, daß er — eben göttlich gewesen ist. In dem Innern dieses über dem Sande der Wüste aufgetürmten Berges befindet sich nur so viel Raum, wie ein Toter im Grabe einnehmen kann. Das gab eine wahrhaft königliche Einsamkeit im Tode ...

Mein weiser und gütiger Arzt erlaubt mir noch immer nicht, das Zimmer zu verlassen, eine höchst unnötige Vorsicht, die ich über mich ergehen lasse, weil ich darin liebevolle Sorge erkenne und weil der freundliche Mann mich an Stelle meiner Mutter begleitet. Gehorche ich ihm, so bin ich ein gehorsamer Sohn. Ein großes zwanzigjähriges Kind bin ich; wenn ich an meine wunderfeine Mutter denke, will ich gar nichts andres als Kind sein ...

Die Fenster unsres Wohnzimmers stehen weit offen; vor den offenen Fenstern ruhe ich in meinem geradezu „dekadent" behaglichen Liegestuhl, lasse mich von der Sonne Ägyptens bestrahlen, lasse die Wüstenluft über mich hinwehen, staune hinaus auf einen Palmenwald unter dem Wüstenrande; staune hinauf zu der goldgelben Wüstenwoge und jener glanzvollen Steinpyramide, die ein Königsgrab ist.

Hinter der einen Spitze ragt eine zweite, eine dritte empor: und man sagt mir, dort drüben reihe sich Pyramide an Pyramide — Königsgrab an Königsgrab.

Und dann der Sphinx —

Von meinem Fensterplatz aus kann ich den Koloß nicht erblicken, von dem ich schon raunen hörte, da ich noch ein Knabe war, der einstmals Großes erleben wollte: „das" Große.

Ob es wohl einmal kommt? Wann? Und was es dann wohl sein wird?

Erste Liebe soll etwas Großes sein; Taten sind etwas Großes; Arbeit ist es. Und etwas Großes ist es um die Sehnsucht des Menschen.

Erste Liebe habe ich noch nicht erlebt, große Taten habe ich noch nicht getan, und ich habe noch nicht gearbeitet. Von allem Großen kenne ich nur die Sehnsucht.

Ich erlebe sie, erlebe sie jeden Tag, jede Stunde. Sie ist jedoch nicht „das" Große.

Dieses ist nur ein einziges.

Wer? Was?

Wie jung ich bin!

*

Ich betrüge meinen guten Arzt, betrüge also meine liebe Mutter.

Heimlich lese ich. Ich lese jene Gedichte, die ich nicht lesen darf. Ein Jüngling schrieb sie, der das Leben nicht ertrug; der eigenmächtig aus dem Leben schied, in dem Glanz eines Seraphs von der dunkeln Erde dahinging. So jung er war, empfand schon der Knabe des Lebens ganzen Jammer; wurde davon gepackt, dadurch entgeistert, vernichtet.

Ihm gab ein Gott, zu sagen, was er litt; er war ein Dichter! Dieser feine, feine Knabe, der sich den blutigen Todeskuß auf die bleiche Stirn unter den

lichten Locken drückte und als welke Menschenknospe in seines Lebens Frühling ins Grab sank.

Ich bin etwas leidend, wurde deshalb nach Ägypten geschickt und lese angesichts des majestätischen Totenfeldes der Libyschen Wüste heimlich die nachgelassenen Gedichte des jungen Grafen Leopold von Kalckreuth, die ein einziger Hymnus auf den Tod sind.

Ich lese und erkenne, daß der Tod schön sein kann. Und ich erkenne, daß dieser Jüngling sterben mußte. Trotz der blutigen Todeswunde auf seiner Stirn starb er in Schönheit; denn er starb in Reinheit, die des Menschen höchste Sehnsucht ist.

IV

Menahouse, im Februar.

Ich bin wohl, fühle mich stark. Jung fühle ich mich — „unsterblich jung", wie es heißt. War ich wirklich etwas leidend, daß meine Mutter um mich sorgen mußte, so tat dieses Wunderland ein Wunder an mir; denn ich bin gesund, stark, jung!

Unbegreiflich, wie mein weiser Arzt und Mentor noch immer so vorsichtig mit mir sein kann. Welche übertriebene Ängstlichkeit! Meine liebe Mutter hätte sie freilich genau ebenso um mich. Deshalb ertrage ich sie, lediglich deshalb.

Ich gehe viel in die Wüste und würde in der Wüste leben, wären die Fremdenhorden nicht. Sie überschwemmen diese majestätische Wildnis. Ihre Fluten steigen den Wüstenrand empor, erklimmen die Pyramiden, umbranden den Sphinx. Und es ist gerade der Sphinx, in dessen Anblick ich meine Tage verbringen will.

Um der widrigen Menge zu entgehen, stehe ich in erster Frühe auf und schleiche hinaus. Ich muß schleichen. Denn ich muß diese frühen Wege so heimlich tun, wie ich jene Gedichte heimlich lesen muß, die mir mehr und mehr zu Offenbarungen werden. Ich möchte weinen über dieses zertrümmerte edle Gefäß einer Dichterseele, ich könnte jauchzen, weil es für uns seinen Inhalt zurückließ, wenn dieser auch des Lebens ganzer Jammer ist.

Auch das erkannte ich armer moderner Dekadent und Ästhet.

Achtzehn Jahre war der Knabe alt, als er hinging, wohin seine Sehnsucht stand. Und er konnte bereits des Lebens ganzen Jammer empfinden, konnte den ganzen Jammer schon s a g e n . . .

In dem Purpurschein des Frühlingsmorgens liege ich ausgestreckt im Sande der Wüste vor dem Sphinx; starre dem Fabelwesen, das einen König darstellt, Mensch und Tier zugleich, zugleich ein Dämon und ein Gott, in das zertrümmerte, entstellte Antlitz und denke — denke — denke —

Wenn den lang hingelagerten, gelben, gewaltigen Leib die Morgenröte umfließt, wenn ein unirdischer Schein das Haupt berührt, alsdann im Osten, dem Steinbild gerade gegenüber, die Sonne über der arabischen Wüste aufgeht und ihre ersten Strahlen den Ewigen treffen, so ist mir's, als müßte der Sphinx jener andre Wüstenkoloß sein, der bei Sonnenaufgang zu klingen, zu singen, zu reden beginnt.

Was würde seine Sprache sein? Was würde der Sphinx von Giseh sagen können? Von sechs Jahrtausenden, von all den Geschlechtern dieser Zeiten, von Völkerschicksalen, von einer Weltgeschichte, die zugleich die Geschichte der Menschheit wäre. Und diese ist von Ewigkeit zu Ewigkeit Liebe und Haß, Kampf und Sieg, Werden und Vergehen. Und wiederum das eine von Ewigkeit zu Ewigkeit: der ganze Jammer des Lebens.

Es läßt sich nicht ausdenken . . . Aber ich weiß jetzt, weshalb der Sphinx in

der Libyschen Wüste so starr und steinern, so ewig stumm bleibt. Man muß dem Koloß nur oft bei Morgengrauen ins Antlitz schauen.

*

Von dem Leiden, davon ich befallen gewesen sein soll, blieb eine kleine Schwäche zurück. Sie ist jedoch rein seelischer Natur; und sie besteht in einer Art von Feigheit. Denn Feigheit ist diese Flucht vor der Wirklichkeit, auf der ich mich jetzt beständig befinde.

Ich möchte nämlich gar zu gern über des Jairus Töchterlein erfahren, wo es ist, wie es sich befindet. Denn da es nicht tot ist — nicht tot sein kann und darf —, so muß es irgendwo sein. Ich brenne darauf, zu fragen, zu hören, und finde dazu nicht den Mut, bin — feige.

Und der Herr sprach ja doch:

„Ich sage euch, das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft."

Dennoch wage ich nicht die Frage zu tun.

*

Meine frühen Schleichwege wurden entdeckt und mir untersagt. Da ich nun aber jeden Tag dem Sphinx ins Gesicht schauen muß, da die Abende in Ägypten für einen, der etwas leidend war, gefährlich sein sollen — selbst wenn er bereits wieder gesund ist —, so mußte ich einen Ort entdecken, wo ich am Tage, ohne die internationale Völkermenge zum Zeugen zu haben, meinen sechstausendjährigen Freund betrachten kann. Diesen Ort fand ich heute.

Er liegt nicht so nahe, daß ich meine Augen in den steinernen Blick des Uralten senken könnte, und ich muß aus einer Wüstenfalte, einer Senkung zu ihm emporschauen. Aber die Stätte ist wundersam: ein arabischer Friedhof in der Wüste, nahe bei der zweiten Pyramide, nahe bei dem Sphinx.

In dem gelben Sande reihen sich die langen, schmalen, gewölbten Sarkophage mit den kurzen Zinnen zu Häupten und zu Füßen des Begrabenen; eine greise Sykomore mit breitem Wipfel erhebt sich wie eine dunkle Kuppel inmitten des Totenackers, und eine einzelne Palme ragt auf, einer einsamen Säule gleich. Sonst ringsum Sand und Wüste, ringsum Schweigen und Erhabenheit, eine Größe, die Grauen erwecken könnte, die mich mit Entzücken erfüllt.

Unter diesen Toten in der Wüste fühle ich so recht meine Jugend, mein Leben. Hörst du es, liebe Mutter?

*

Vollmond.

Aus Kairo ziehen Völkerschaften nach Menahouse, um die Pyramiden und den Sphinx bei Vollmond zu sehen. Viele dinieren im Hotel. Alsdann geht es zu Fuß, zu Kamel und Esel den Wüstenrand hinauf. Alle Weltsprachen werden gehört. Die Beduinen schwärmen noch ärger als am Tage nach Opfern aus.

Ich bin eingeschlossen in meinem Zimmer, sitze ohne Licht, schreibe ohne Licht, schaue stundenlang auf die Wüste.

Sie ist nicht weiß im Mondenschein, ist nicht Silber, sondern ...

Was ist die Wüste bei Vollmond?

Ein Zauber, ein Wunder! Sie ist das Wunderbarste in dieser Wunderwelt.

In der Farbe blasser Zentifolien erglänzt sie bei Vollmondschein; in der Farbe blasser Zentifolien steigen die Pyramiden auf.

Das sehe ich von meinem Zimmer aus. Aber ich sehe nicht den Sphinx, und ich muß den in der Unnahbarkeit eines Gottes ruhenden Koloß mit dem Löwenleib und dem Menschenantlitz schauen, wenn diese blasse Rosenröte ihn umfließt.

Läßt mich mein sonst so guter und kluger Arzt in die Nachtluft nicht hinaus,

so tu' ich's heimlich um Mitternacht, wenn der Mond am höchsten steht, sein Glanz am leuchtendsten ist.

*

Das war — ein Erlebnis war's!

Nur ich in der nächtlichen, in der leuchtenden Wüste. Ich mutterseelenallein.

Ich umschritt die große Pyramide, kam zu der des Chefren, zu der des Mykerinos, kam zu dem Sphinx.

Auf weitem Umweg gelangte ich zu meinem mystischen Freunde.

Es war noch nicht „das" Große, das ich einmal erleben werde, einmal erleben muß; es war jedoch Größe.

In der Wüste, bei Pyramiden und Sphinx, in der Vollmondnacht ich winziges Menschlein, mutterseelenallein —

Wie kann sie nur so rosig leuchten? Für das Erhabenste, das Furchtbarste; für das, was Grauen erregt, der zarteste, der lieblichste Schein, eine sanfte Glorie, wie sie die gen Himmel auffahrende heilige Jungfrau umschimmern könnte.

Die Gräber der Pharaonen müssen sich den rosigen Schleier gefallen lassen. Das muß auch der Sphinx; er läßt es an sich geschehen mit einer Miene —

Er hatte in dieser Vollmondnacht einen Ausdruck, als sei er der Gott Moloch und hielte die ganze Menschheit unter seinen grausamen Klauen, um die ganze Menschheit lebendigen Leibes zu zerfleischen.

Welche „dekadente" Phantasie!

*

Der nächtliche Wüstengang bekam mir nicht sonderlich. Wie kann das nur sein? Bei solchem leichten Unwohlsein in einem Lande, einer Luft, die Sterbende am Leben erhält?

Allerdings sind die Nächte kühl, können nordisch kalt sein, und das nach einem glühend heißen Tage. Ich blieb nämlich bis zum Morgengrauen vor dem Sphinx hingelagert, der mir Armseligem sein Geheimnis nicht anvertrauen, sein Rätsel nicht lösen will. Dabei muß ich immer wieder und wieder denken, wie das sein müßte, wenn er plötzlich zu seufzen, zu stammeln, zu sprechen begänne?

Götterdämmerung, Weltuntergang, Ende der Menschheit müßte es sein...

Diese Nacht will ich vorsichtiger sein, weniger weit gehen, weniger lange ausbleiben.

*

Des Jairus Töchterlein —

Ich wußte es ja! Das Kind war nicht tot, sondern es schlief.

Ich sah das Kind wieder.

Es war in Kairo sehr krank gewesen, und es sieht noch immer aus, als habe der schwarze Engel des Herrn seine Stirn bereits mit seinem Hauche berührt. Aber es ist gar hold. So lieblich ist dieses vom Hauche des Todes berührte Kind, wie ich nichts Lieblicheres kenne. Ich muß bei seinem Anblick an eine weiße Lilie denken. Eine Marienlilie ist es, an die das Kind mich erinnert.

Sechzehn Jahre ist es alt...

*

Wo ich das Kind wiedersah?

Bei dem Sphinx. Nicht etwa oben, wo die tosenden Menschenströme den Uralten und ewig Schweigenden umfluten, sondern unten in der Wüstenfalte, wo die Toten ruhen. Dort begegneten wir zwei lebenden, den Tag grüßenden jungen Menschenkinder einander.

Ihre Mutter begleitete sie.

*

Man sollte jede Mutter, die um ein geliebtes Kind einen Dolch im Herzen trägt, zur Mater dolorosa erklären; sollte die Schmerzensreiche auf einen Thron setzen; sie mit Glorie krönen; ihr einen Lilienstengel in die Hand geben; Rosen vor ihr ausstreuen; Hymnen vor ihr singen lassen und ihren Kult feiern: den Kult aller Mütter! Denn es gibt keine liebende und leidende Mutter, die nicht Madonna wäre und die man nicht grüßen müßte:

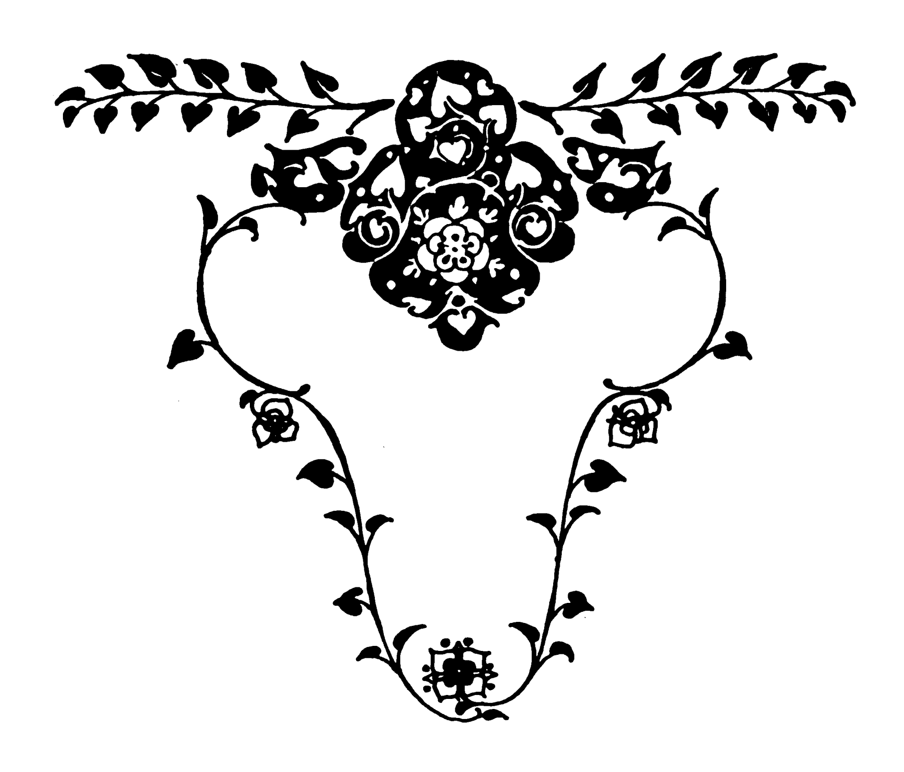
„Heilig, heilig bist du!"

Was aber ist es mit dieser Mutter?... Das Mägdlein schlief ja doch nur! Und dennoch — ihr Blick spricht noch immer Todesangst aus, und — bei diesem Blick, der heimlich, ganz heimlich ist, den nur ich sehe — und bei diesem Blick voller Todesangst lächelt ihr Mund.

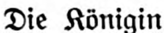
Weil das Kind immer noch etwas schwach ist, wurde sie von Menahouse aus in einer Sänfte in die Wüste getragen. Die Menschenhorden vertrieben es von dort oben; sie erblickte unter sich den Garten der Toten in der gelben Wüste mit dem schwarzen Sykomorenbaum und der einsamen Palme und wünschte dort unten zu rasten. Dort unten aber war ich, der einzige Mensch. Ich lag lang ausgestreckt im weichen, warmen Sande, erhob mich bei der Ankunft der Fremden, wollte mich schleunigst entfernen, erkannte Mutter und Kind. Ich grüßte sie. Meine Miene und mein Blick müssen zu der Mutter gesprochen haben, denn sie redete mich an.

Jetzt kennen wir uns, und jetzt —

Ja, und jetzt treffen wir uns täglich unter dem Sykomorenbaum bei den einsamen Toten in der Wüste.







Die Königin



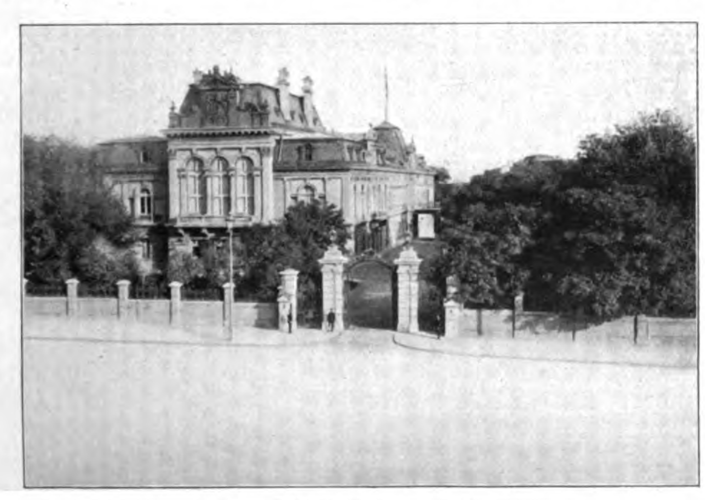
Der König

Bulgarien unter König Ferdinand

Von

Paul Lindenberg

Sein Vaterland lieben und patriotisch wirken, so hatte einst der Weimarer Große erklärt, das heiße, schädliche Vorurteile bekämpfen, engherzige Ansichten beseitigen, den Geist seines Volkes aufklären, dessen Geschmack reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise veredeln. Die Worte auf einem frischen, noch wenig gepflügten Kulturboden zu verwirklichen, soweit da ein einzelner an bevorzugter und einflußreicher Stelle mithelfen und mitfördern kann, gehörte zu den großen Aufgaben, die der jugendliche Koburger Prinz übernommen, als er vor einem Vierteljahrhundert der Großen Bulgarischen Nationalversammlung folgte und die Regierung des schwergeprüften Landes übernahm. In kluger Weise hielt er sich, nach Sofia gekommen, zunächst von jeder ernsteren Einmischung in die inneren politischen Verhältnisse des Fürstentums fern und war bestrebt, seine neue Heimat und deren Bevölke-

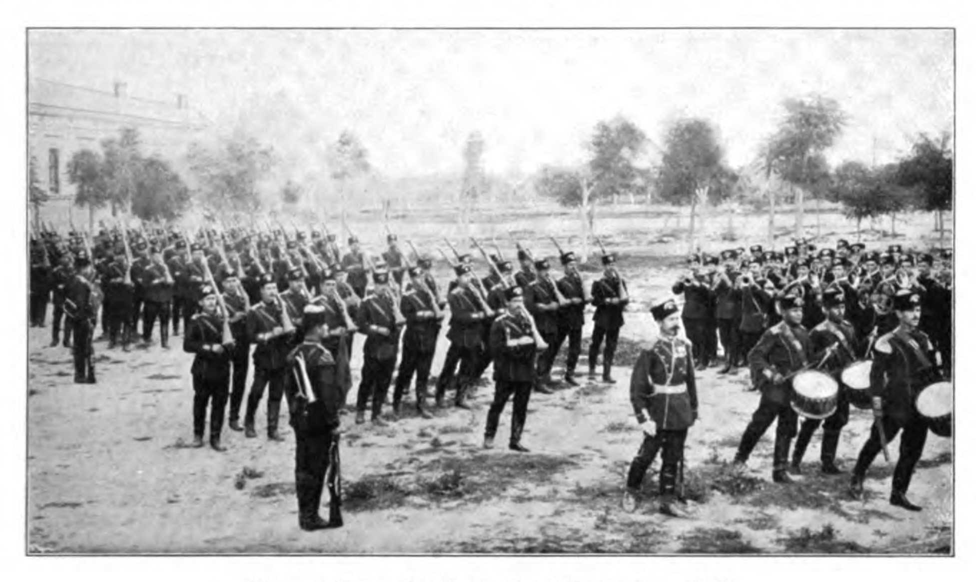


Das Palais in Sofia

rung eingehend kennen zu lernen. Hierbei kam ihm zustatten, daß er sich von früher Jugend an leidenschaftlich mit der Naturkunde beschäftigt und auf weiten Reisen, die ihn bis in das Innere Brasiliens geführt, seinen Blick geschärft hatte, um schnell die fremden Eindrücke in sich aufnehmen zu können, ohne sich von ihnen verwirren zu lassen. Aber trotz all seiner Erfahrungen in fernen Landen mag ihm bei seinen ersten Kreuz- und Querfahrten durch Bulgarien gar vieles recht fremdartig erschienen und ihm hierbei erst zum vollen Bewußtsein gekommen sein, welch schweres Werk er übernommen.

Die Zustände in Dorf und Stadt innerhalb der bulgarischen Grenzen waren vielfach die gleichen, wie sie seit Jahrhunderten gewesen. Der bulgarische Bauer ackerte sein Feld noch mit derselben Art von Pflug, er bewohnte das nach uralten Überlieferungen gebaute Haus, er trug dieselbe Tracht wie seine Vorfahren im Mittelalter; sein Standpunkt in bezug auf häusliche Bequemlichkeit, geselliges Leben und allgemeines Wohlbefinden war kaum ein andrer als in den Zeiten, als er sich zuerst unter das Joch der Türken gebeugt. Dieses Joch währte aber ein halbes Jahrtausend! Und in dieser langen Zeit wurde nichts für die Zivilisation seitens der Osmanen in den unterworfenen Gebieten getan, da von den türkischen Herrschern alles, was mit Aufklärung und Fortschritt zusammenhing, als eine Gefahr für ihr Besitztum betrachtet wurde. Aber auch noch nach dem Russisch-Türkischen Kriege, der Bulgarien von dem schweren Druck befreit hatte, vergrub der Bauer sein Geld und sogar seinen Wintervorrat an Korn in die Erde, da er gewohnt war, der Früchte seiner Arbeit beraubt zu werden, und wehrte sich hartnäckig gegen die Zulassung fremder Ideen in das Gebiet seines häuslichen und sozialen Lebens wie gegen die Einmischung Fremder in die Angelegenheiten seines Landes. Das hat seinen Ursprung in dem schroffen Unabhängigkeitssinn, dem Selbstvertrauen, der Charakterfestigkeit, die den Bulgaren vor andern slawischen Völkern auszeichnen und ihn instand setzten, Jahrhundert um Jahrhundert trotz der furchtbaren Leiden sich seine körperliche und geistige Elastizität zu bewahren, ihn befähigend, nach der Befreiung in bewundernswert kurzer Zeit ein wichtiges Kulturelement am Balkan zu werden. „Was die Völker gedeihen läßt," sagt E. von Laveleye, ein genauer Erforscher der Balkanländer, „ist den Bulgaren in höchstem Maße eigen — ungemein viel Arbeitsvermögen, ausdauerndes Beharren, natürlicher Verstand und sparsames Wirtschaften. Das Streben, sich Bildung anzueignen, wird gleichsam von einer unbewußten Triebfeder gelenkt, der die ganze Kraft des Instinktes innewohnt."

Auch in den größeren Städten, selbst in Sofia, ließ vor fünfundzwanzig Jahren der Stand der allgemeinen Bildung und die Pflege der Geselligkeit viel zu wünschen übrig, wobei man berücksichtigen muß, daß alle darauf hinzielenden Bestrebungen durch die Türken systematisch unterdrückt worden waren, ferner, daß durch die jahrhundertelangen Gebräuche während der Fremdherrschaft auch die Stellung der Frauen durch mohammedanische Vorschriften und Sitten eine bestimmte Beeinflussung erhalten hatten. Was man bei uns einen Salon nennt, gab es beim Eintreffen des Fürsten Ferdinand in der bulgarischen Hauptstadt nicht, und ebensowenig etwas, was sich mit unsern gesellschaftlichen Vergnügungen und Abwechslungen hätte vergleichen lassen können. Diners und Soupers waren unbekannt, ausgenommen in den Häusern der fremden Diplomaten, und selbst die Lebensweise der bulgarischen Staatsmänner und Beamten war höchst einfach, fremde Gäste in ihrem Heim zu empfangen und zu bewirten, bildete eine große Ausnahme. Die Gebäude, in denen die staatlichen Angelegenheiten abgewickelt wurden, glichen mehr Baracken, die sechs Ministerien mußten sich mit zwei hölzernen Häusern begnügen, das Pflaster war, falls überhaupt vorhanden, höchst fragwürdiger Natur, bei schlechtem Wetter versanken in den engen und krummen Gassen die Pferde und Esel bis zum Bauch im Schmutz, das Konzert der Frösche in der Stadt selbst und ihrer nahen Umgebung war im Frühjahr betäubend. Von einem eigentlichen Bürgerstande konnte man kaum sprechen, da vier Fünftel der Bevölkerung der Bauernschaft angehörten; sehr gering waren daher in diesem Lande demokratischer Gleichheit die sozialen Unterschiede. Die Kluft, die den Staatsmann, den



Bulgarische Infanterie (Vorbeimarsch)

Professor, den Advokaten, den Offizier vom Bauern trennte, lag kaum in der Erziehung; auch heute noch ist jeder, der lesen und schreiben kann, wählbar für einen Sitz in der Sobranje, wo Bauern im Schafspelz neben eleganten Politikern sitzen, die ihre Studien in Paris, Wien und Berlin gemacht.

Das hatte Fürst Ferdinand sofort erkannt, daß zu der gedeihlichen inneren Entwicklung des Landes und zu seiner wirtschaftlichen Kräftigung die äußere Ruhe unbedingt nötig war und er sich durch sein ganzes Verhalten vor allem das Vertrauen der Großmächte, gegen deren ausdrücklichen Willen er die Wahl angenommen, erwerben müsse. Denn die seit der Erklärung Bulgariens zu



Jahrmarkt in Rustschuk

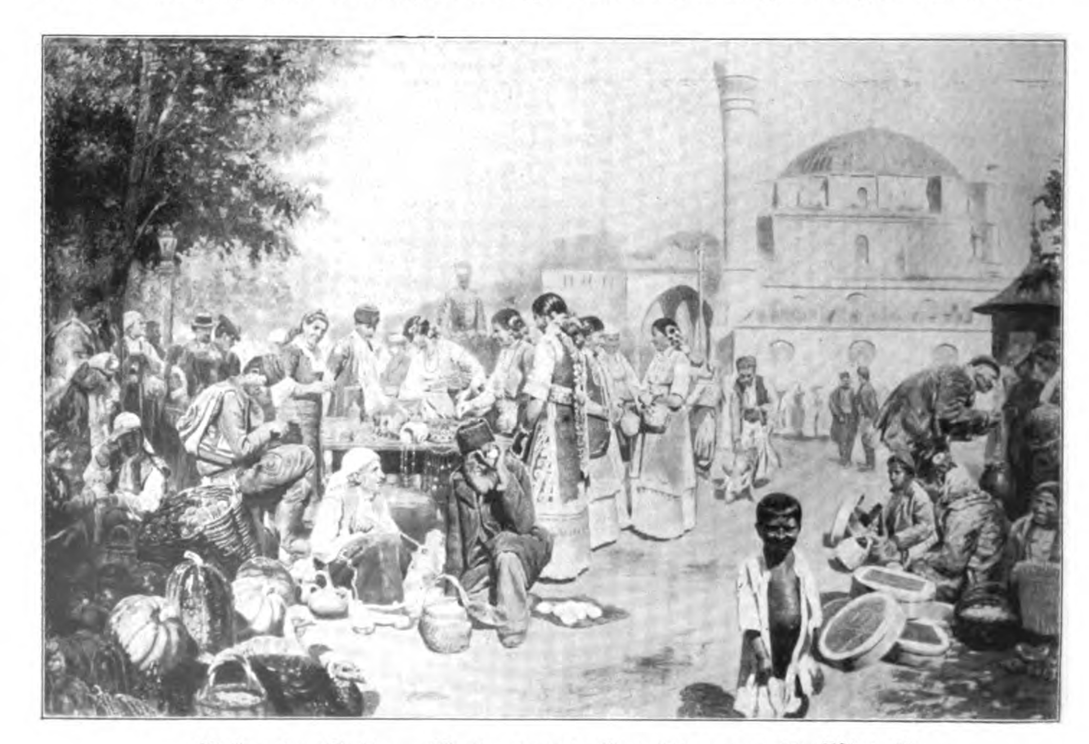
einem selbständigen Staat verlaufenen acht Jahre hatten dem Lande nichts wie Unruhen und Aufregungen gebracht. Fürst Alexander war, trotz seiner vortrefflichen menschlichen Eigenschaften, nicht der rechte Mann am rechten Platze gewesen, und seine Zauder- und Schaukelpolitik mußte früher oder später Schiffbruch leiden, den Staat in abermalige Wirrnisse stürzend. In diesen befand er sich noch, als Fürst Ferdinand die Regierung übernahm. Alles war in Gärung begriffen im innerpolitischen Leben des Landes, der Parteihader trieb in wilder, oft absichtlich geschürter Erregung direkt auf die Anarchie hin, man konnte jeden Tag



Das Dreschen (im Hintergrund ein bulgarisches Dorf). Nach einem Gemälde von J. V. Mrkvička

auf den Ausbruch eines Bürgerkrieges gefaßt sein.

Ein hoher Herr hat einmal gesagt, daß die Koburger sämtlich als Regenten geboren wären, und Fürst Ferdinand bewahrheitete das Wort von neuem. Eine Richtschnur, die in diesem schwierigen Falle einzig gegebene, hatte er sich von Anfang an genommen: er wollte nur bulgarischer Fürst sein! Dieser Standpunkt beeinflußte völlig sein Tun und Handeln, sein Fühlen und Denken. Und seine eigentümliche Blutmischung — auf der einen Seite, von den Koburgern her, deutsche Gründlichkeit und Energie, auf der andern, von den Orléans, kluge Berechnung und geduldiges Abwarten —



Basar in Sofia. Nach einem Gemälde von A. Mittoff

kamen ihm hierbei sehr zustatten und unterstützten ihn in der geschickten Durchführung seines Programms für die Zukunft, das einzig die Wohlfahrt des ihm anvertrauten Reiches bedachte. An seine Festigkeit und Ausdauer wurden damals sehr große Anforderungen gestellt, und sein Charakter ward schweren Proben unterworfen. Aber mehr und mehr auf sich vertrauend, nichts übereilend, nach keinen trügerischen Erfolgen verlangend, schritt er ruhig seinen Weg, wohl wissend, daß die Ernte der langsam und vorsichtig ausgestreuten Saat nicht schnell zu erwarten war.

Durch sein Beispiel und das seines Hofes gab er ein anregendes Vorbild für eine langsame Umwandlung der Geselligkeit in Sofia nach abendländischem Muster. Unterstützt wurde er hierbei durch seine Mutter, die Prinzessin Clementine, eine Tochter des Königs Louis Philipp, eine ganz hervorragende Dame, liebenswürdig, hochgebildet, klug, begabt, mit vornehmem Takt und Gefühl, die im Interesse ihres Sohnes manche Schwierigkeiten ebnete, die aus der merkwürdigen politischen Situation hervorgingen. Sie konnte in ihrem Salon die Diplomaten empfangen, deren Beziehungen zum Fürsten noch unbestimmt waren, sie stellte sich an die Spitze einer Gesellschaft, in der die Frauen eben anfingen, sich von der strengen Abgeschlossenheit orientalischer Gewohnheiten zu entfernen, sie tat viel für das Schulwesen und für Wohltätigkeit, gern aus ihren reichen Mitteln spendend. Auch Fürst Ferdinand übte von Anfang an eine freigebige Gastfreundschaft in seinem Palais aus, das er sich auf das wohnlichste und behaglichste eingerichtet hatte, geschmückt mit vielen Erinnerungen an seine Reisen und mit Trophäen jagdlicher Erlebnisse, ausgestattet mit einer reichen Bibliothek, in der Geschichte und Staatswissenschaften, Länder- und Naturkunde, Technik und Industrie besonders berücksichtigt waren.



Bulgarische Hochzeit: Die Trauung. Nach einem Gemälde von J. V. Mrkvička



Ein Träger bringt Gemüse und Geflügel vom Basar
Nach einem Gemälde von J. V. Mrkvička

etwas zu vergeben, traten allmählich bessere Beziehungen zu Rußland ein, das, gleich den übrigen Mächten, Bulgarien stets als Störenfried betrachtet und alle Schritte desselben mit Mißtrauen verfolgt hatte. Wie wenig dies berechtigt war, erwies am besten das Jahr 1895, in dem es dem Fürsten Ferdinand gelang, die von bulgarisch-makedonischen Komitees veranstalteten Aufstandsversuche in Makedonien, die eine erhebliche Gefahr für die Ruhe im Orient und den europäischen Frieden bedeuteten, einzuschränken und zu bewirken, daß die aus Bulgarien über die Grenze gegangenen Freischärler zurückkehrten. Die Bemühungen des Fürsten, den Ausbruch eines verheerenden Unwetters in jenem europäischen Gewitterwinkel zu verhüten, waren überall einem wohlwollenden Verständnis begegnet: der Erfolg bestand in der Anerkennung seiner Fürstenwürde seitens der Türkei, der alsbald Rußland und die andern Großmächte folgten.

Nicht mehr durch äußere politische Ablenkungen gehindert, konnte sich nun Bulgarien in stets modernerem Geiste entwickeln und wesentliche Fortschritte im Innern machen.

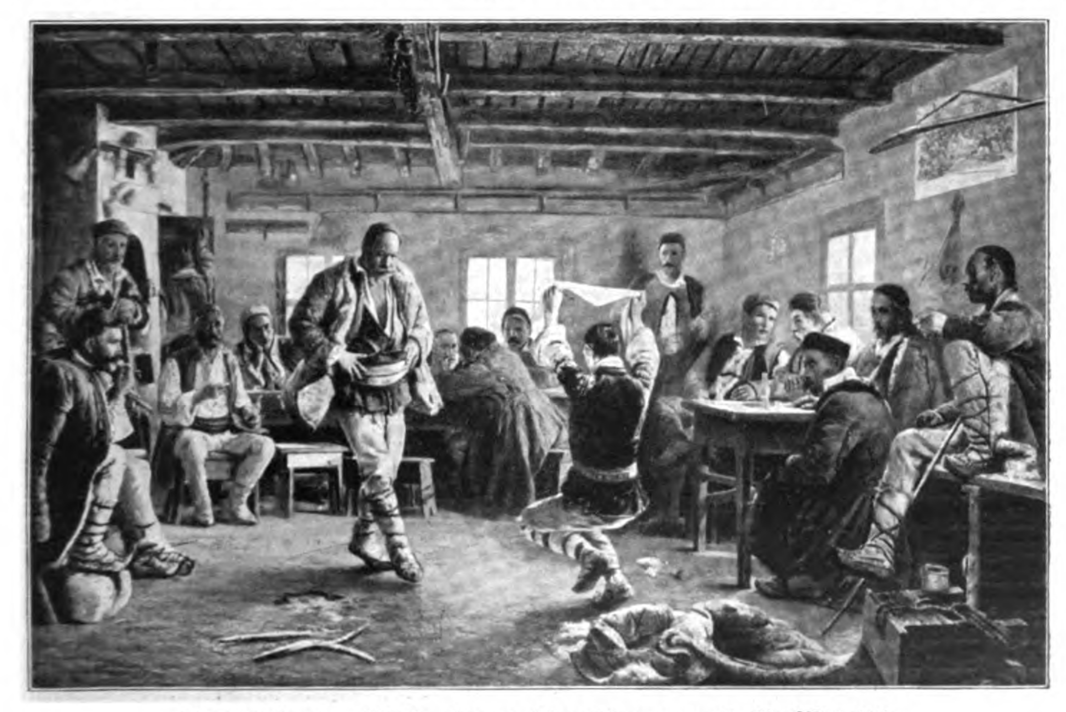
In erster Linie erstreckten sich diese auf die Schule und die Armee, welche die festen Säulen des bulgarischen Staates bilden. Dem Reisenden, der heute an irgendeiner Stelle den Boden Bulgariens betritt, werden am meisten große, neue, zweckmäßig errichtete Bauten auffallen, die sichtlich öffentlichen Interessen dienen, und auf seine Fragen wird zweifellos die Antwort lauten: „Das dort ist ein Gymnasium oder eine Mittel-, Volks- respektive Fortbildungsschule, und jene langgestreckten Bauten sind Kasernen!“ — Die höheren Schulen wurden ganz erheblich vermehrt, und der Ausbildung des Lehrkörpers ward große Sorgfalt gewidmet durch Errichtung von Seminaren; hierzu gesellten sich gewerbliche, landwirtschaftliche und technische Schulen neben der von 800 Studenten besuchten Universität in der Hauptstadt. Nicht weniger wie 25 Millionen Franken sind in diesem laufenden Jahre für Unter-

In dieses Heim führte Fürst Ferdinand, nachdem die allgemeinen politischen Verhältnisse bessere und sichere geworden, im Sommer 1893 die Prinzessin Marie Louise von Bourbon als Gemahlin, die ihm vier Kinder, zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen, schenkte, bei der Geburt des letzten Töchterchens ihr junges Leben einbüßend.

Das eben genannte Jahr bildete nicht nur in den persönlichen Verhältnissen des Fürsten, sondern auch in seiner politischen Tätigkeit insofern einen wichtigen Abschnitt, als nach der notwendig gewordenen Entlassung Stambuloffs der Fürst das Staatsruder in die eigne Hand nahm, nachdem er sich genau vertraut gemacht mit dem, was dem Wohle Bulgariens frommte, in der vorsichtigen Behandlung der schwebenden Fragen innerhalb der Landesgrenzen und der Beziehungen zum Auslande. Ohne der nationalen Würde

richtszwecke ausgesetzt, zu welcher Summe sich noch die Ausgaben der Städte, Gemeinden und Bezirke für die gleiche Bestimmung gesellen. Zu einem ernsten Machtfaktor am Balkan entwickelte sich die bulgarische Armee, die ihre innere Kräftigung und zielbewußte Gestaltung ausschließlich der unermüdlichen Fürsorge ihres Oberbefehlshabers verdankt. Sie vereint die besten Kräfte der Nation in sich und kann als die wahre Nationalversammlung betrachtet werden. Die gesamte bulgarische Bevölkerung ist von dem Bewußtsein erfüllt, wie wichtig für gute und schlimme Tage eine starke Wehrmacht ist, und sie bringt willig große Opfer dafür. Während sich beim Regierungsantritt des Fürsten Ferdinand die Ausgaben für das Heer auf zirka 18⅓ Millionen Franken bezifferten, belaufen sie sich jetzt auf 47⅓ Millionen Franken; die höchsten Ansprüche an Bewaffnung, Organisation und tüchtige Ergänzung des Offizierkorps wurden gestellt und erreicht. Hingebung und Pflichtbewußtsein, das starke Gefühl gesunder Kraft und großer Verantwortlichkeit, der Stolz auf die Unabhängigkeit des Landes und der Drang, dies bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, zeichnen die Armee, die sich bei den Manövern der aufrichtigen Anerkennung seitens der fremden Militärbevollmächtigten erfreute, durchweg aus.

Diese gewaltigen Aufwendungen des Staates für Schule und Armee waren nur möglich bei erheblichem wirtschaftlichen Gedeihen. Wenige Ziffern veranschaulichen uns am besten den Aufschwung. 1887 betrug das Staatsbudget 18 207 000, heute dagegen 190 278 000 Franken, und Bulgarien darf mit Recht als einer der wirtschaftlich gesundesten Balkanstaaten betrachtet werden. In den größeren Städten sind zahlreiche Fabriken entstanden, die Landwirtschaft wurde wesentlich reformiert und hat eine stets wachsende Ausfuhr, die Forstwirtschaft wird rationell betrieben, man beschäftigt sich mehr und mehr mit der Verwertung der ungemein reichen Mineralschätze, neben der Nationalbank und den Landwirtschaftsbanken sind gerade in den letzten Jahren viele bedeutende einheimische und fremde Banken begründet worden. Ebenso wie in diesen Jahren wichtige Handelsverträge, neuerdings erst jener mit Österreich-Ungarn, geschlossen wurden, die eine günstige Dauer des wirtschaftlichen Vorwärtsschreitens verbürgen. Sein ersprießliches Interesse widmete Fürst Ferdinand von Anfang an der Regelung und Erweiterung des Verkehrsnetzes,



Bauerntanz. Nach einem Gemälde von J. V. Mrkvička

kann man ihn doch gerade in Eisenbahn-angelegenheiten als einen erprobten Fachmann betrachten, der auf diesem Gebiet die gründlichsten Kenntnisse und Erfahrungen besitzt. Bei Beginn seiner Regierung gab es außer der durchgehenden Linie von Belgrad über Sofia nach Konstantinopel keine andre Bahn; heute wird das Land von zahlreichen Schienenwegen durchzogen, die von größter wirtschaftlicher und strategischer Bedeutung sind und eine planmäßige Vermehrung erfahren, die bald ihre Krönung finden wird durch die ihrer Vollendung nun nahende Transbalkanbahn. 400 Millionen Franken wurden für Eisenbahnen und Hafenanlagen innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts ausgegeben. Gewaltige Summen spendete man für Gesundheitspflege, vergaß nicht die Taubstummen und Blinden, wandelte die Justizpflege völlig um und errichtete mannigfache Stipendien, mittels derer tüchtig vorgebildete junge Bulgaren zur Vervollständigung ihrer Kenntnisse nach dem Ausland geschickt werden, um an dortigen Hochschulen ihre Studien fortzusetzen, die sich neben den strengeren Wissenschaften auch auf Technik und Industrie erstrecken.



Bäuerinnen im Innern Bulgariens
Nach einem Gemälde von A. Mittoff

Bei all diesen Bestrebungen vergaß man nicht der schönen Künste und Wissenschaften, die Fürst Ferdinand von Anfang an zu unterstützen und zu fördern trachtete, ganz persönlich eingreifend und bestrebt, durch sein Beispiel zur Nacheiferung anzuspornen. Nicht nur daß er bei der Ausschmückung seines Palais in Sofia sehr häufig bulgarische Künstler berücksichtigte und jährlich von ihnen auf den Ausstellungen und in den Ateliers Kunstwerke erwirbt, übte er auch ganz direkt seinen Einfluß bei der Begründung und Entwicklung der Kunstschule aus und ermöglichte es durch Beihilfe aus seiner Privatschatulle unbemittelten bulgarischen Künstlern, ihre Studien in Paris, Rom Wien, München fortzusetzen. An dieser eben erwähnten Nationalen Schule der schönen Künste, die bald in eine Akademie umgewandelt werden wird, wirken her-

vorragende Meister von hallendem Ruf, wie die Professoren Mrkvička, Mittoff, Ivanoff, Angeloff, wobei erwähnt sein mag, daß die Bulgaren viel Sinn für Kunst und Kunsthandwerk besitzen und sich auf den letztjährigen großen internationalen Ausstellungen reiche Anerkennung errangen.

Sehr große Fortschritte machten, besonders während des letzten Jahrzehnts, Buchhandel, Tagespresse und Zeitschriftenwesen; die Gesellschaft für Literatur respektive die bulgarische Akademie sorgt für weitere Anregung, die schöne Literatur und die einzelnen wissenschaftlichen Zweige verfügen über vielseitige Revuen, die besten Werke der neueren bulgarischen Literatur wurden auch in die deutsche und die französische Sprache übertragen, mannigfache Beachtung erweckend.



Ein Makedonier. Studie von J. V. Mrkvička



Das Gefühl der eignen Kraft ließ dann Bulgarien im entscheidenden Augenblick, das heißt im Herbst 1909, energisch handeln. Verschiedene Ereignisse, wie die von amtlicher türkischer Seite in Konstantinopel erfolgte Beleidigung des bulgarischen diplomatischen Agenten Geschoff und der Streik der Angestellten der Orientbahn, bildeten die Veranlassung, auch die letzten, kaum noch fühlbar gewesenen Reste des Vasallentums abzuwerfen, die völlige Unabhängigkeit des Staates und seine Erhebung zum Königreich zu erklären, was am 5. Oktober seitens des Fürsten Ferdinand im Beisein sämtlicher Minister auf dem erinnerungsvollen Zarenhügel nahe der uralten ehemaligen bulgarischen Hauptstadt Tirnovo in feierlicher Weise stattfand. Glänzend war der Einzug des Königs am 12. Oktober in Sofia, das sich während seiner Regierungszeit zu einer ganz modernen, frohsinnigen und schönen Stadt entwickelt hat, durchaus ihr ehemaliges orientalisches Gewand abwerfend und dafür ein sehr schmuckes und gefälliges europäisches anziehend. Mehr als 100000 Einwohner — gegen deren 30 000 im Jahre 1887 — zählt heute die Residenz, deren erstaunliche Fortschritte nur jener ermessen kann, der das frühere Schmutznest gekannt.

König Ferdinand, der in der Prinzessin Eleonore Reuß eine verständnisvolle und feinsinnige zweite Gemahlin gefunden, die sich an die Spitze aller ernsten wohltätigen Bestrebungen gestellt und hingebend ihre vielseitigen Pflichten ausfüllt, und der seine sorgsam erzogenen Kinder prächtig gedeihen sieht, darf mit ehrlicher Genugtuung auf das Vierteljahrhundert seiner Herrschaft zurückblicken.

Wie man sein bisheriges Lebenswerk, seine erfolggekrönten Bemühungen, das bulgarische Staatsschiff mit fester Hand durch alle Stürme und Klippen friedlich zu lenken, an entscheidendster Stelle würdigt, klang ja warm aus den bei festlicher Gelegenheit gesprochenen Worten des Österreichischen und des Deutschen Kaisers heraus, denen der König mit seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen im Laufe des letzten Juni seinen offiziellen Besuch abgestattet. Auch das bulgarische Volk weiß, was es seinem Zaren zu danken hat, und hat dies bei den mit dem Regierungsjubiläum verbundenen Festlichkeiten gewiß eindringlich gezeigt.



Die neue Alexander-Newski-Kathedrale in Sofia



Wilhelm Bölsche: Der Waldrapp, ein verschollenes deutsches Tier

Naturwissenschaftliche Plauderei

In einem der schönen Flugkäfige für Enten und andre Wasservögel im Berliner Zoologischen Garten hausen ein paar seltsame Vögel. Ihr Gesamtanblick verrät eine Sorte des Ibis, des allbekannten heiligen Vogels der alten Ägypter, dessen langer Krummschnabel in jedem Kinderbuch bis heute die Aufmerksamkeit fesselt. Aber ganz schwarz, nur mit schönem buntem Metallschimmer, ist diesmal der „Ibis", rot prangen nur Schnabel und Beine sowie der größte Teil des Kopfs, der eigentümlicherweise fast ganz in einer runzligen Greisenhaut ohne Federn steckt, dafür aber tief noch im Genick mit einem langen vielfederigen Schopf gar auffällig stolziert. Alles in allem schon für die einfache Schau ein recht kurioser Geselle, von dem man gern Näheres hörte. Wenn aber Vögel romantischen Empfindungen nach Menschenart zugänglich wären und von der Geschichte ihres Volkes mehr besäßen als ein paar altüberkommene dunkle Instinkte, so würde durch den kahlen Kopf dieses scheuen Gastes dahinten im Gebüsch seiner Voliere ein eigenartiger Traum ziehen. Der Schopfibis (Geronticus lautet der lateinische Name) kommt heute aus fernem fremdem Erdteil zu uns, vom asiatischen Euphrat oder aus dem afrikanischen Abessinien oder Marokko. In Europa ist seine Stätte nur noch im Zoologischen Garten unter ausländischem Getier. Und doch war dieser Fremdling einst ein echter und rechter Bürger nicht nur europäischer, sondern deutscher Erde!

Gute deutsche Namen hat er einmal in allen südlicheren Teilen des großen deutschen Sprachgebiets geführt, von denen „Waldrapp", eine speziell schweizerische Bezeichnung, die hochdeutsch „Waldrabe" gibt, sich in der Schriftsprache ihrer Zeit am stärksten durchgesetzt hatte. Und die Leute, die ihn so nannten, sind nicht etwa alte Alemannen und Helvetier oder gar Pfahlbauer oder Mammutjäger der Diluvialzeit gewesen, sondern Renaissance- und Reformationsmenschen.

Ein allbekanntes Tier war der Waldrapp damals im Volke. Chroniken und Naturgeschichten sowohl wie Gerichte und ihre Urkunden kannten und nannten ihn, der Koch wußte von ihm zu sagen, stellenweise bildete er geradezu ein Charaktertier der Landschaft. Die eigentliche wissenschaftliche Tierkunde hatte damals ja noch nicht entfernt so viele Vertreter wie heute; aber um so zahlreicher gab es Praktiker, die als Jäger oder sonst bei ihrem gefiederten Mitvolk im Lande Bescheid wußten — nicht vom Hörensagen wußten, sondern weil sie die Tiere selbst alle Tage sahen; und die alle müssen — vielerlei Anzeichen als Stichproben beweisen es noch klärlich genug — auch den deutschen Waldrapp gekannt haben.

Dieser d e u t s c h e Waldrapp aber ist verschollen seither. In Zeit weniger Jahrhunderte. Einer der wunderbarsten, fast möchte man sagen beängstigendsten Fälle aus der Besitzgeschichte unsers Vaterlandes liegt hier vor: ein lebendiges Tier geht in Zeiten hellster Kultur, unter den Augen — nein, nicht unter den Augen, denn gesehen hatte es zunächst niemand — unsrer Naturforscher einfach im Lande unter wie in Urtagen das Mammut — bis auf den letzten Kopf, hoffnungslos, für immer. Diese Geschichte ist wert, daß jeder sie näher kennen lernt, denn sie enthält ein Menetekel. Sie predigt mehr für die Notwendigkeit von Tierschutz und Heimatschutz, als ganze Bände vermögen. Das

gleiche Los hätte die Nachtigall treffen können in der Zeit. Es kann morgen da, dort eingreifen, uns dieses, jenes Stück Altdeutschland, deutscher Natur herausgreifen und in die Versenkung werfen. Wenn das schon einmal so geschehen konnte!

Nein, sie hatten zunächst schlechterdings nichts gemerkt, die Naturkundigen; hinter ihnen aber ebensowenig das ganze unabsehbare Heer der Jäger, Förster, Landschaftsschilderer, alle, alle, bis zum Koch herab. Der Schopfibis wurde im Jahre 1832 von Wagler als neue Entdeckung, als eine „neue Tierart aus Ägypten" beschrieben, und das war sein tatsächlicher Eintrittsmoment in die moderne Wissenschaft. Also wohlverstanden: als ein Vogel Afrikas, bisher von keinem europäischen Forscher gesehen, in Europa selbst völlig unbekannt. Er erhielt einen neuen lateinischen Namen, kam in Lehrbücher und Museen — als Exote, den sich die Museen mit mancherlei Mühen von weither jetzt übers Meer beschaffen mußten, nachdem er einmal im Verzeichnis der Arten stand. Nach diesem Datum vergingen nochmals 65 Jahre bis zu der denkwürdigen Stunde, da 1897 drei ausgezeichnete, noch lebende Vogelkenner, die Herren Hartert, Kleinschmidt und Walther Rothschild, ganz zufällig bei einem Gespräch im schönen Rothschildschen Museum zu London eine der sonderbarsten zoologischen Feststellungen machten, die jemals möglich geworden ist: nämlich eben die Feststellung, daß dieser heute nur noch exotisch fortlebende Schopfibis identisch sei mit dem alten deutschen Waldrapp des sechzehnten Jahrhunderts, den damals an vielen Orten jedermann bei uns gekannt hatte. Die Entdeckung war an sich nicht schwer. In jenem sechzehnten Jahrhundert hatte wenigstens ein einziger wirklich großer Tierforscher und Sachkenner der deutschen Tierwelt gelebt und geschrieben: Konrad Gesner zu Zürich. In seinen ursprünglich lateinisch verfaßten, dann aber gleich auch deutsch bearbeiteten Folianten ist der deutsche Waldrapp sowohl ganz vortrefflich beschrieben wie auch gut abgebildet. Der Holzschnitt zeigt auf den ersten Blick, daß man den heutigen exotischen Schopfibis und nicht eine echte Rabenart vor sich hat. Der Text sagt auch nur, daß der Vogel einem Raben in Größe und Farbe „fast ähnlich" sei. Im übrigen sehen wir den krummen roten Ibisschnabel und wehenden Nackenschopf, wir hören von der Kahlheit des Kopfes und dem schwarzen sonstigen Gefieder, auf dem damals wie jetzt der metallische Spiegel ergleißte. Daß der gemeine Mann damals ihn aber mit einem Raben verglich (er, der ja keinen Ibis zum Vergleich kannte), wird uns vollends verständlich, wenn Gesner uns berichtet, daß der Waldrapp nicht nur in „einöden Wäldern" wohnte, sondern besonders gern „in hohen Schroffen oder alten einöden Türmen und Schlössern" nistete, „dannenher er auch ein Steinrapp genannt wird und anderswo in Bayern und Steurmarck ein Klaußrapp, von den Felsen und engen Klausen, darinn dann er sein Nest macht" (Schweizer Deutsch des sechzehnten Jahrhunderts!). So steil und unzugänglich lägen oft seine Niststätten, daß „er dann etwan von einem Menschen, so an einem Seil hinab gelassen, außgenommen und für einen Schleck gehalten wird, wie er auch bey uns in etlichen hohen Schroffen bey dem bad Pfäfers (Bad Pfäffers!) gefunden wirt, da sich auch etliche Weydleut hinab gelassen haben". Hier allerdings scheint sich eine Schwierigkeit einzudrängen.

Der Ibis, wie er uns geläufig ist, der schwarzweiße der alten Ägypter wie der braunrote oder schwärzliche der Mittelmeerländer oder der schön rosenrot flamingofarbige Amerikas: er ist uns doch als Sumpfvogel geläufig. Aber ausgespart bestätigt der Fall Waldrapp die Ausnahme von dieser Regel: denn eben der Schopfibis nistet auch heute in seiner fernen Gegend noch mit Vorliebe hoch in Felsen und altem Gemäuer, zum Beispiel traf man ihn am Euphrat scharenweise so in den Ruinen eines alten Sarazenenschlosses. Gesners Vogelbuch mit seinen zum Teil ganz ausgezeichneten Bildern war nun als ein Grundwerk neuerer Tierkunde selber niemals vergessen worden. Wohl aber hatte das Kapitel „Vom Waldrapp" darin in der Zwischenzeit auch sein eigenartiges Schicksal erlebt. Der große Linné, als er im achtzehnten Jahrhundert das tat, was eigentlich Vater Adam im Paradiese schon besorgt

haben sollte, nämlich den ganzen Inhalt der großen Erdenarche mit dauernd gültigen Etiketten versah — er glaubte selber noch so viel an Gesners Autorität, daß er dessen Waldrapp als deutschen Vogel ins System nahm, anfangs als eine Art Wiedehopf, später als wirklichen Raben; sonst wissen tat er von ihm aber schon weiter nichts mehr. Der treffliche Vogelforscher Bechstein in der Wende zum neunzehnten Jahrhundert wagte dagegen einen entscheidenden Schritt. Er prüfte Gesners Bild, gab selber noch ein andres altes wieder, konstatierte aber zugleich, daß es einen so aussehenden Vogel in ganz Europa ja doch nicht gebe. Nicht mehr gebe — darauf kam er zunächst nicht. Nein, überhaupt nie gegeben habe, meinte er. Man habe den guten alten Gesner genarrt mit dem irgendwie verunstalteten Balg einer Alpenkrähe.

Und auf diese voreilige Skepsis hin wurde wirklich jetzt von der ganzen nächstfolgenden Forschung über die deutschen Vögel auch das Gesnersche Bild abgelehnt und ignoriert — der deutsche Waldrapp war also gleichsam doppelt verschollen. Und es bedurfte erst des Zufalls, daß jene drei Vogelkundigen im Rothschildmuseum gerade das Gesnerbild, das Bechsteinbild und endlich ein Bild und einen Balg des längst inzwischen unabhängig entdeckten exotischen Schopfibis von heute nebeneinander zu sehen bekamen, womit denn natürlich augenblicklich Bechsteins Schluß als falsch erkannt, Gesner wieder anerkannt und zugleich konstatiert war, daß es sich um einen wirklichen, aber heute auf deutscher Erde ausgestorbenen Vogel handeln müsse. Einmal das Eis gebrochen, ist dann unsre Kunde vom wenigstens historisch wiedererstandenen Waldrapp rasch erweitert worden noch über Gesner hinaus. Neuerdings hat besonders Professor Robert Lauterborn, der so eifrige und glückliche Arbeiter in der Geschichte deutscher Tierkunde, das Material gesichtet und vervollständigt. Wir wissen aus den verschiedenen Quellen jetzt, daß dieser dohlenhaft auf Burgruinen nistende deutsche Ibis außer in der Schweiz auch im Salzburgischen, im weiteren Österreich, im bayrischen Donaugebiet bei Kelheim und Passau im sechzehnten Jahrhundert durchaus nicht selten war. Als Vertilger widerwärtigen Ungeziefers, das sein krummer Schnabel leicht aus den tiefsten Löchern zog, wurde er gelegentlich schon damals in Steiermark und zu Zürich urkundlich geschützt. Nach Stumpfs berühmter Schweizer Chronik war er um 1606 noch ein „gemein Wildpret". Und zum Überfluß verglichen ihn wenigstens die Gelehrten schon damals selber mit einem Ibis, wobei einer eine alte Stelle bei Plinius ausgrub, die der Existenz des Ibis in den Schweizer Alpen gedenkt. Dieses alte Zitat ist an sich wieder höchst interessant, denn es ist die einzige antike Quelle über den deutschen Waldrapp. Plinius, in der besten Zeit der römischen Cäsaren Zeitgenosse des Tacitus, war als Naturgeschichtschreiber nicht eben ein Mann, dem es auf ein derbes Teil Tierfabeln ankam. Aber in seinen Tagen begann man sich aus Staatsräson und sozusagen Kolonialpolitik in Rom sehr ernst mit der Schweiz und Süddeutschland zu befassen, und bei dieser Gelegenheit wurde in Amtsberichten offenbar doch vielerlei über die Natur gerade dieser Gegenden bekannt, das den Stempel der Echtheit trägt. Von einem Alpenpräfekten seiner Zeit, Egnatius Calvinus, hatte nun Plinius gehört, er habe den eigentlich für Ägypten heimatberechtigten Ibis auch in den Alpen gesehen. Kaum ist ein Zweifel möglich, daß das wirklich auf unsern Waldrapp geht, der also in den Römertagen schon an den Felsen der Alpenstraßen genistet haben muß, genau wie zu Gesners Zeit. Warum aber ging ein so lange dem Lande treuer Vogel ein? Man hat an eine Klimaverschlechterung gedacht, die das heute auf durchaus warme Länder beschränkte Tier, dessen meiste Verwandte sogar Tropenbewohner sind, vom Rhein und der Donau vertrieb; in Wahrheit spricht dafür aber nichts. Viel deutlichere Sprache spricht „der Schleck", den nach Gesner das „liebliche Fleisch und weich Gebein" seiner Nestkücken den Feinschmeckern gewährt hätten, und um dessentwillen die Nestplünderer mit Lebensgefahr sich an den steilsten Felsen herabließen. Wehe dem Vogel, der in Tagen mangelnden Vogelschutzes durch die Gesetzgebung und den Natursinn seines Volkes in die Schußlinie eines „Schlecks" kommt. Der alte Gesner

selber weiß ja noch zu berichten, daß die Leute seiner Zeit, die die Waldrappjungen aus ihrem Nest nahmen, „in einem jeglichen eins liegen (ließen), damit sie am nachgehenden Jahr desto lieber wiederkommen". Das war in der geordneten Schweiz von 1500 und so und so viel. Anderswo und später auch dort las man's offenbar anders, und zwar so gründlich, daß die Waldrappen, Zugvögel, wie sie gleich Storch und Nachtigall waren, eben allmählich nicht mehr wiederkamen. Um die Zinnen flatterten Dohlen und Tauben, aber kein Ibis mehr. Der deutsche Ibis war ein ausgeträumter Traum deutscher Landschaft.

Wird ihm der Storch, wird ihm wer weiß noch alles von den Tieren, die in Sage und Naturschau um die Wiege unsrer deutschen Volkskraft gestanden haben, in unsern Tagen folgen? Oder werden wir den Heimatsinn finden, der wenigstens jetzt solche nicht mehr zu sühnenden Sünden an unserm Heimatsbilde endgültig bannt?



Das Paradies der Tiere

Die Tiere standen fromm in engem Bogen
Um Meister Fuchs, der sie so oft betrogen.

Er sprach zu schön von einem Paradies,
Das er den Opfern seiner List verhieß:

„Gar herrlich wächst das Korn in jenem Reiche,
Und für die Enten gibt es tausend Teiche,

Endlose Wiesen für die kleinen Lämmer . . ."
Was für ihn selbst, verschwieg der kluge Schlemmer.

Der Kater drauf: „Werd' ich dort Mäuse fangen?"
„Versteht sich," log der Fuchs, „ganz nach Verlangen."

„Und," frug der Hund, „wie steht's dort mit den Knochen?"
„Wie Sand am Meer," hat ihm der Fuchs versprochen.

„Ich will euch gern, bereut ihr eure Sünden,
Den Weg zu jenem Paradiese künden."

Da sprach das Pferd: „Ich gehe nur hinein,
Versprecht ihr mir: der Mensch wird dort nicht sein."

Lüning

Meine Erholungsreise

Von

Wilhelm Braun

Einen Tag, nachdem unsre Schwägerin ihre Absicht kundgetan hatte, ihre Ferien in Meran zu verleben, erklärte mir meine Frau in besorgtem Tone, daß ich außerordentlich erholungsbedürftig sei und jetzt unbedingt ein wenig ausspannen müsse. Sie selbst würde es sich natürlich nicht nehmen lassen, mich zu begleiten und ihre schützende Hand über meiner Ruhe zu halten. Man könnte ja für zwei bis drei Wochen in die Berge gehen, irgendwohin — vielleicht nach — Gott, ihr sei ja alles gleich —, aber man könnte vielleicht an Meran denken. Ich erlaubte mir die schüchterne Einwendung, daß ich mich ganz frisch und munter fühle, daß ich dagegen nicht die mindeste Zeit zu Reisevorbereitungen hätte. Meine Frau erwiderte zu Punkt eins, daß das Auge der Liebe darin am schärfsten sähe, zu Punkt zwei, daß sie alle, aber auch alle Vorbereitungen auf sich nähme. Da sie übrigens gewohnt sei, ihre Wünsche den meinigen unterzuordnen, so sei sie mit der Wahl Merans einverstanden.

Getreu ihrem Versprechen (zu Punkt zwei) ließ meine Frau beim Grauen des folgenden Morgens das neueste Reichskursbuch holen und widmete seinem Studium zwei volle Tage. Die Ergebnisse ihrer Forschungen bedeckten fast einen Foliobogen. Auf die kürzeste Ausdrucksform zurückgeführt, besagten sie etwa folgendes: 1. Die Kilometerzahl unsrer Reise, von meiner Frau mit überflüssiger Genauigkeit berechnet, betrug nur um ein geringes mehr als die einer Südpolarexpedition von der gewöhnlichen Sorte; 2. nichtsdestoweniger war der Fahrpreis niedriger als für andre Strecken, die einen weitaus kürzeren Eindruck machten (diese Einrichtung war, laut mündlicher Erläuterung meiner Frau, von der Vorsehung eigens dazu getroffen, um einen neuen Hut für meine Frau dabei abfallen zu lassen); 3. gewisse Züge, die bei der Abfahrt einen ganz normalen Eindruck machten, hatten die unbegreifliche Bestimmung, sich an einem noch ziemlich nahegelegenen Ort festzufahren, dermaßen, daß weder für die Züge noch für die Reisenden die geringste Möglichkeit ersichtlich war, diesen Ort jemals wieder zu verlassen; 4. andre Züge hatten die merkwürdige Fähigkeit, ihr Endziel zu erreichen, ehe sie noch ihren Ausgangspunkt verlassen hatten; 5. ein Zug, der auf gewöhnliche Weise ohne launische Einfälle oder übernatürliche Vorgänge seinen Weg zurücklegte, war im ganzen Kursbuch nicht zu entdecken. — Da es indessen kaum einem Zweifel unterlag, daß manche Leute derartige Reisen ohne aufsehenerregende Zwischenfälle beendeten, so schloß meine Frau scharfsinnig daraus, daß das Reichskursbuch willkürlich mit den Tatsachen umspringe, daß sich kein Mensch daraus richtig informieren könne und daß ich daher das Reisebureau würde aufsuchen müssen, um Zuverlässiges zu erfahren.

Am nächsten Tage ging ich zum Reisebureau. Als ich abends darüber berichtete, meinte meine Frau, diese Auskunft könne unmöglich stimmen. Sie schlug vor, daß wir noch einmal gemeinsam das Reisebureau aufsuchten. Dies geschah, und meine Frau gab zu, daß das Resultat dem gestern von mir berichteten entspreche; es hätte ihr auch gleich eingeleuchtet, wenn ich die Sache nicht so verworren dargestellt hätte.

Beide Abende war ich infolge meiner ehrenvollen Aufträge je anderthalb Stunden später wie sonst aus dem Geschäft heimgekommen. Dafür hätte ich mich am dritten Tage der wohlverdienten Ruhe hingeben können, wenn ich nicht

meine Frau hätte in ein Geschäft begleiten müssen, um den Stoff für ein Reisekostüm auszusuchen. Ich nahm einen Anlauf, meine Frau an ihr Versprechen zu Punkt zwei zu erinnern. Jedoch wurden schon bei meinen ersten Worten ihre Augen feucht, was mich sofort von meinem Unrecht überzeugte.

In dem betreffenden Geschäft gelangte meine Frau nach flüchtiger Durchsicht der gesamten Lagerbestände zur engeren Wahl zwischen sieben Stoffen und wünschte, daß ich nunmehr meine Meinung äußere. Die Zeit war mittlerweile vorgerückt, und ich erklärte daher, daß mir alle sieben Stoffe ausnehmend gefielen und im eigentlichen Sinne als ein Triumph der Industrie zu betrachten wären. Meine Frau bestand jedoch darauf, daß ich die Entscheidung treffe, und so suchte ich rasch einen Stoff heraus. Alsbald brach meine Frau in Tränen aus und bemerkte, es wäre mir offenbar vollkommen gleichgültig, wenn sie wie eine Vogelscheuche aussähe. Ich schützte ein Versehen vor und deutete mit einer unbestimmten Handbewegung auf drei andre Proben, von denen eine auch wirklich den Zuschlag erhielt. Dann mußte ich meine Frau in eine Konditorei führen, um ihre erregten Nerven zu beruhigen. An diesem Tage hatte ich bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten.

Ich will nicht alle Besorgungen aufzählen, die mir noch, natürlich nicht durch irgend jemandes Schuld, sondern durch ein eigentümliches Walten des Schicksals zufielen. Genug, ich fühlte mich kurz vor dem Antritt der Reise wirklich erholungsbedürftig. Meine Frau hatte also wieder einmal recht gehabt.

Endlich kam die Stunde der Abreise. Nachdem meine Frau den Tag über unablässig mir und sich selbst versichert hatte, daß wir ja die Kinder in guten Händen zurückließen, fuhren wir abends zum Bahnhof und bestiegen den Zug in der Hoffnung, einen gesunden Schlaf zu tun. Es ist ein bedrückender Gedanke, daß das Geschick zur Vereitlung dieses unsres Vorsatzes schon mehrere Jahrzehnte vorher Schritte getan hatte, nämlich damals, als es unsre Mitreisenden mit allen sie auszeichnenden Eigenschaften in die Welt setzte. Da war zunächst ein älterer Herr von menschenfreundlichem Äußern. Dieser schnarchte auf eine ganz neue und originelle Weise und erzeugte dabei Töne, die selbst einer Symphonie modernsten Stils nicht zur Schande gereicht hätten. Uns gegenüber saß eine Dame mit einem kleinen Kinde. Wollte der Himmel, daß sich alle Mütter so unausgesetzt mit ihren Kindern beschäftigten und ihre Erziehungskünste so eindringlich und so frei von allen Rücksichten auf die Mitwelt betätigten wie diese Dame! Es war eine Szene von holdester Anmut und in weit höherem Grade geeignet, das Gemüt zu erheben, als Schlaf zu erzeugen. Ferner erfreuten uns durch ihre Gesellschaft zwei junge Damen von ungemein heiterem und mitteilsamem Temperament, die aus mir unbekannten Gründen Jahre hindurch bis gerade zu dieser Nacht gewartet hatten, um sich eine Reihe wichtiger Tatsachen aus ihrem Vorleben anzuvertrauen. In vollkommenstem Gegensatz zu ihnen stand eine gleichfalls anwesende, etwas ältere Dame. Sie besaß eine ausgesprochen trübe Sinnesart. Wenigstens glaubte ich das daraus schließen zu müssen, daß sie von Zeit zu Zeit irgendwelche schlimmen Ahnungen äußerte und den Mitreisenden entsprechende Fragen vorlegte, zum Beispiel, ob wohl während ihrer Abwesenheit zu Hause eingebrochen werden würde, ob ihr Sohn nicht etwa schlechte Streiche verüben würde, ob ihr Papagei von dem Verwalter mißhandelt würde und ähnliches. Sie war, wohl nicht mit Unrecht, etwas verdrießlich darüber, daß keiner von uns allen ihr befriedigende Aufschlüsse über diese Punkte geben konnte. Schließlich geriet sie mit dem schnarchenden Herrn, als sie ihn durch eine ihrer bösen Ahnungen geweckt hatte, in einen Streit, in dessen Verlauf sie ihre Absicht kundgab, vor Ärger zu platzen, und von dem Herrn mit dem menschenfreundlichen Äußern aufgefordert wurde, ihr Vorhaben auf Grund der ihr durch die Platzkarte verliehenen Befugnis doch ja auszuführen.

Bei all diesen interessanten Erlebnissen hatten wir kein Auge zugetan und beschlossen, da wir uns ziemlich zerschlagen fühlten, in Innsbruck Station zu machen. Wir gingen dort nachmittags spazieren und legten uns früh zu Bett, um das Versäumte nachzuholen. Kurz nach Mitternacht erwachte ich von einem heftigen Weinen meiner Frau. Sie sagte, wir wären Rabeneltern, und sie wüßte

ganz genau, daß mindestens einem der beiden hilflos von uns zurückgelassenen Kinder bereits etwas zugestoßen wäre. Ich suchte sie zu beruhigen und ihr klarzumachen, daß sie nur von der Dame mit den schlimmen Ahnungen angesteckt sei. Aber es half nichts, und wir verbrachten den Rest der Nacht schlaflos.

Nach Tagesanbruch telephonierten wir sofort nach Hause. Niemand meldete sich. Wir versuchten es noch einmal, leider mit dem gleichen Erfolg. Nachdem meine Frau zwölf (glücklicherweise nicht dreizehn) verschiedene Unglücksmöglichkeiten konstruiert hatte, fiel ihr ein, daß sie den Fernsprecher umzuschalten vergessen hatte und daß daher die Mädchen den Wecker nicht hören konnten. Nunmehr sandten wir an unsre Berliner Adresse ein Telegramm mit bezahlter Antwort, das gleichzeitig das Ersuchen enthielt, das Telephon umzuschalten. Wir warteten Stunde auf Stunde; keine Antwort kam. Eine weitere Nacht verlief schlaflos. Als auch am Vormittag das ersehnte Telegramm nicht einlief, steigerte sich unsre Angst aufs äußerste, und wir fuhren mit dem nächsten Zug nach Berlin zurück.

Zu unsrer unaussprechlichen Freude trafen wir die Kinder ganz gesund an. Die Mädchen hatten gleichfalls über nichts zu klagen. Von unserm Telegramm jedoch wußten sie nichts. Das war auch nicht gut möglich, denn es lag, wie sich nachher zeigte, in Meran, wohin meine Frau in der Hoffnung, mich zu überraschen, alle unsre Postsachen nachzusenden beantragt hatte. Mein süßes Weib! Sie hatte es einmal übernommen, alle Vorkehrungen zu treffen, und dieser Verpflichtung genügte sie bis zur Grenze des Möglichen.

Übrigens finden alle Bekannten, daß ich seit meiner Erholungsreise erheblich wohler aussehe.



Über alle Berge

Nach einem Gemälde von P. F. Messerschmitt



Wandervögel

Von

H. Hein

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Es mögen etwa zehn Jahre her sein, da marschierte ich, den Rucksack auf dem Rücken, das Ötztal hinab. Ich hatte mit meinem Führer den Habicht, das Zuckerhütel, die Schaufelspitze und noch mehrere andre der schneebedeckten Alpenriesen bestiegen und stapfte nun der Bahnstation zu, um wieder nach Hause zu fahren. Ich war vollgesogen von Licht, Luft und Schönheit und hatte so viele herrliche Eindrücke gesammelt, daß ich ein ganzes Jahr und länger daran zu zehren vermochte. Fröhlich vor mich hin singend, wanderte ich meine Straße. Da stieß ich an einer Wegbiegung auf ein Lager junger Leute, die gerade damit beschäftigt waren, abzukochen. Das war ein Leben! Die einen knieten am Feuer und rührten in den Kochtöpfen, die andern trugen Wasser herbei, und noch andre saßen vor den Zelten und sangen zur Gitarre. Ich rief ihnen einen fröhlichen Gruß zu, und ein „Heil" von aller Lippen antwortete mir. Es waren Wandervögel, die ersten, die ich kennen lernte. — Im Laufe der Jahre bin ich ihnen dann immer häufiger begegnet, und immer habe ich mich gefreut an den kräftigen Gestalten mit den hellen Augen und den fröhlichen Herzen.

Aus kleinen Anfängen ist der Bund der Wandervögel in den fünfzehn Jahren seines Bestehens zu einer großen Vereinigung angewachsen, die über ganz Deutschland verbreitet ist und der weit über sechzigtausend Teilnehmer angehören. „Der Verein hat den Zweck, unter der Jugend höherer Lehranstalten und Lehrerbildungsanstalten das Wandern zu fördern und dadurch ihren Körper und Geist zu stählen, ihr Gelegenheit zu geben, Land und Leute der deutschen Heimat aus eigner Anschauung kennen zu lernen und ihren Sinn für Natur zu wecken und zu pflegen. Hierzu dienen kleinere und



Auf großer Fahrt

größere Wanderfahrten, auf denen größte Einfachheit beobachtet wird." So heißt es in den Satzungen. Wieviel aber läßt sich aus diesem Satze herauslesen, wenn man ihn richtig auffaßt! Der Wandertrieb liegt uns Deutschen im Blute. Es war deshalb ein sehr glücklicher Gedanke, unsre Jugend darauf hinzuleiten, das Wandern systematisch zu betreiben, ihr die Freude am Wandern zu erhöhen. Gerade die Zeit vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre ist für junge Leute am gefährlichsten, sie geraten hier leicht auf Abwege. Ich brauche dies ja nicht erst weiter auszuführen. Die überschüssige Kraft will sich betätigen, der Geist sucht nach Anregung, man will etwas leisten. Und wo ist hierzu bessere Gelegenheit geboten als auf Wanderfahrten? Tritt der Jüngling einer Ortsgruppe der Wandervögel bei, so findet er eine Anzahl gleichgestimmter und auf gleicher Bildungsstufe stehender Gefährten. Die Führer, deren es in jeder Gruppe mehrere gibt, sind die reiferen, die sich als zuverlässig und besonnen erwiesen haben. Diese nehmen sich des Neulings an und machen ihn mit den Zielen und Zwecken des Bundes bekannt. Ihnen ist ein Ortsleiter vorgesetzt, der in Verbindung mit einer Anzahl älterer Leute (Eltern und Freundesrat, kurz „Eufrat" genannt) die Gruppe beaufsichtigt und die Geschäfte führt. Es wird strenge auf Zucht und Sitte gehalten. Die jungen Führer sind sich ihrer Verantwortlichkeit voll bewußt, und jeder Teilnehmer weiß, daß er ihnen auf der Fahrt unbedingt Gehorsam leisten muß, auch wenn er älter ist als der Führer. Überhaupt wird der Wandervogel zur Selbständigkeit und zur Selbstzucht angeleitet. „Wenn zwei Wandervögel sich am Tage streiten, müssen sie beide sich noch am selben Abend vertragen. Dabei hat jeder die Pflicht, zum andern zu gehen, gleichgültig, wer recht oder unrecht hat." Das ist ein ungeschriebenes Gesetz, das jedem echten Wandervogel in Fleisch und Blut übergegangen ist. Daher herrscht bei den jungen Leuten stets größte Einigkeit. Sie betrachten sich als Glieder einer großen Familie, deren jedes sich einordnen und es überhaupt „recht machen" muß.



Auf dem Lagerplatz („Eufrat"-Fahrt)

„Der Wandervogel lernt nicht nur Marschieren und Singen, er lernt auch die Karte lesen, Fahrpläne und Verkehrsgelegenheiten studieren. Die Fertigkeiten des Lagerlebens sind ihm geläufig, das Kochen lernt er nicht nur so nebenbei,



Abkochen

der unter den Wandervögeln herrscht, sind die Worte bezeichnend, die Herr Jahn in Frankfurt a. O. unter andern bei einer Sonnwendfeier gesprochen hat: „Das Licht, das leuchtende Feuer kann und soll das Symbol des Wandervogels sein. Es ist Licht geworden in den Herzen der deutschen Jugend. Aus sich selbst heraus, aus eignem Antriebe hat sie in dem ‚Wandervogel' sich ein Werk geschaffen, das ich unter allen heutigen Bestrebungen der Jugendpflege für das fruchtbarste und zukunftreichste halte. Sie ist wieder erwacht in unsrer Jugend, die innige Liebe zur Natur, die in unserm Wandervogel vor allem eine Pflegstätte gefunden hat. Die Jugend, die diesen Zusammenhang mit der Natur, der ewig sich und ewig auch den Menschen erneuenden, wiedergewonnen hat, von der brauchen wir nicht zu fürchten, daß sie auf Abwege gerate. Wie unsre Wanderungen den Körper stärken und stählen,

sondern übt es täglich. Dabei ist er bald mit dem Ausheben der Kochgruben vertraut und mit der Beschaffung und Zurichtung des nötigen Holzes. In der Fertigkeit des Zeltaufschlagens steht er dem Soldaten nicht nach. Bei den Kriegsspielen ist er bald Späher, bald Posten, und viele kennen das Morsewinken und das Abfassen von Meldungen und Skizzen." Beim Quartiermachen muß er nicht nur umsichtig sein, sondern auch mit den verschiedensten Elementen verkehren. Manchmal ist es nicht ganz leicht, von den Landleuten ein Scheunenquartier zu erlangen; da heißt es die ganze Beredsamkeit aufwenden. Und erlangt er es trotzdem nicht, so scheut der Wandervogel nicht davor zurück, im Freien im Schlafsack und unterm Zelt zu übernachten. Das werden gute Soldaten, die freiwillig alle jene Strapazen auf sich nehmen, an die diese erst gewöhnt werden müssen.

Für den Geist,



Salatputzen der jungen Mädchen (Gäste der Wandervögel)

so stärken sie auch in dem gesunden Körper den gesunden Geist. — Das Licht, die leuchtende Flamme ist uns aber auch das Symbol der Freude, der echten Jugendfreude, die in unserm Wandervogel wieder heimisch geworden ist. Es gibt nichts Bejammernswerteres als eine Jugend, die sich nicht mehr begeistern, die sich nicht an edeln Genüssen erfreuen kann. Hier im Wandervogel werdet ihr hingewiesen auf Genüsse, die nicht erschlaffen, die euch stärken zu echter Lebensfreude. Ja, eure Lebensfreude, die aus den jugendlichen Augen uns entgegenblitzt, die zündet sie auch in unsern, den älteren Herzen wieder an. Wer mit der Jugend sich freuen kann, den kriegen die vielfachen Sorgen und Nöte des Lebens nie gänzlich unter. Das Licht der Freude wird das Dunkel des Leidens immer wieder verdrängen. — Das lodernde Licht, die leuchtende Flamme ist uns zuletzt noch das Symbol der Freiheit. Das Lied, das wir zu Beginn unsrer Feier gesungen haben, es feierte die politische Freiheit, die sich unser deutsches Volk unter schweren Kämpfen errungen hat. Aber es gibt auch eine persönliche, individuelle Freiheit, die sich jeder selbst erringen muß. Er findet sie, wenn er sich freiwillig einem höheren Ganzen hingibt, wenn er seinen Eigenwillen zu brechen versteht, wenn er sein Leben gestaltet über rein egoistische Ziele hinaus. Hier unser Wandervogel ist solch eine Schule zur Selbstzucht. Hier lernt ihr früh freiwillig, nicht gezwungen, euch gegenseitig unterzuordnen. Da gehorcht jeder freudig, weil auch er zum Gelingen einer frohen Wanderfahrt beitragen will. So entwickelt sich der freudige Gehorsam, der allein wahre Freiheit ist."



Musikvortrag (Volkslieder)

Daß der Wandervogel das Volk besser kennen und schätzen lernt als die andern Stadtbewohner, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Der einfache Landbewohner ist ihm gegenüber zuerst wohl etwas zurückhaltend. Hat er aber herausgefunden, daß er es mit gebildeten, harmlosen Menschen zu tun hat, wird er zugänglicher. Und nehmen die jungen Leute dann erst ihre „Zupfgeigen" und singen dazu die herrlichen deutschen Volksweisen, die dem Landbewohner mehr vertraut sind als dem Städter, dann haben sie aller Herzen gewonnen. Die Bauersfrau räumt den Wandervögeln die Küche ein, hilft ihnen beim Kochen, der Hausvater führt sie in die Scheuer und bereitet ihnen



Guter Appetit

das Nachtlager, und am andern Morgen reicht man ihnen treuherzig die Hand und sagt: „Auf Wiedersehen."

Die Volkslieder. Man darf getrost sagen, daß der Wandervogel die Pflege des Volksliedes wieder in die Hand genommen hat. Es lief schon längst Gefahr, über dem Gassenhauer vergessen zu werden. Wenn die jungen Leute an den Singabenden im Nest sitzen — das ist irgendein Gartenhäuschen oder dergleichen, das ihnen ein „Eufrat" eingeräumt hat — dann üben sie nur Volkslieder. Hat einer auf der Fahrt ein neues kennen gelernt, trägt er es vor, und die andern lernen es. Die bringen es auf ihren Fahrten dann den Wandervögeln andrer Städte. Ebenso ist es mit den Volkstänzen. Ich war Zeuge, wie ein junger Wandervogel bei einer „Eufratsfahrt" (daran nehmen Eltern und Schwestern teil — unter unsern Abbildungen sind drei von einer solchen Fahrt) zu einem Führer sagte: „Ihr tanzt Walzer, das darf doch nicht sein!" worauf der ältere begütigend erwiderte: „Laß nur, es geht heute nicht anders, wir werden gleich wieder Reigen tanzen!"

Es gibt unter den Wandervögeln auch Mädchengruppen. Die Fahrten werden aber getrennt gemacht. Ist ja auch richtig so. Abgesehen davon, daß jugendliche Herzen leicht entflammen — bei den an Selbstzucht gewöhnten Wandervögeln wäre das nicht zu gefährlich — aber Mädchen haben andre Interessen als Jünglinge und sind Marschleistungen, wie sie die letzteren machen, nicht gewachsen. Aber wandern sollen auch sie, der Nutzen, den sie an Körper und Geist davon haben, ist genau derselbe wie bei den Knaben. — Das größte Ereignis ist bei den Wandervögeln die große Fahrt. Das ist eine Ferienfahrt von acht, vierzehn Tagen und darüber. Der Führer hat den Plan hierfür entworfen und der Bundesleitung zur Genehmigung eingereicht. Hat der Plan Zustimmung gefunden, wird der Führer bevollmächtigt, die Ortsgruppen in den Städten, die man besucht, werden benachrichtigt und um Besorgung von Quartieren gebeten. Währenddessen rüsten sich die Teilnehmer. Wäsche, Zelte, Kochtöpfe und so weiter werden zusammengepackt und die Speisekammer der Mutter geplündert. Denn der Wandervogel nimmt so viel wie möglich Lebensmittel mit auf die Fahrt, das heißt solche, die er in den Dörfern nicht kaufen kann, Kakao, Wurst, Knorrsche Suppen, Tee und was sonst noch alles, vergißt auch nicht die Zupfgeige. In der ersten Zeit brummt Mutter wohl — das gibt sich aber, sobald sie gesehen hat, wie gut der Sohn kochen kann. Hier möchte ich einflechten, daß die Wandervögel Abstinenten sind, sie trinken keinen Alkohol und rauchen nicht. Zur festgesetzten Zeit, meistens vor Tagesanbruch, findet sich die Horde (das ist die Bezeichnung für die an einer Fahrt Teilnehmenden) zusammen; man ist pünktlich wie der Soldat und wartet nicht auf etwaige Langschläfer. Schwer zu tragen haben sie. Das hindert die daran Gewöhnten aber nicht, sie marschieren tüchtig darauflos, bis man nach einigen Stunden haltmacht, um abzukochen. Die Zelte werden aufgeschlagen, Feuer-

plätze zurechtgemacht, und bald brodelt es in den Töpfen. Ist das Mahl auch nur einfach, es schmeckt den Wanderern ausgezeichnet. Während der heißen Mittagszeit hält man Rast, dann wird das Lager abgebrochen, die Feuerplätze werden wieder eingeebnet, Papier und Abfälle verbrannt, und weiter geht es. — Kein Wandervogel verläßt den Lagerplatz, ohne Ordnung gemacht zu haben, so will es die Regel. — Des Abends sucht man bald ins Quartier zu kommen und nimmt mit allem vorlieb, was man erlangt. Kakao und Brot bilden gewöhnlich die Abendmahlzeit.

So wandert man Tag für Tag weiter, benutzt hin und wieder auch wohl die Eisenbahn und sieht auf diese Weise ein groß Stück Land. Wir Alten hören oft mit Neid, wo unsre Jungen überall gewesen sind — sie kennen viel mehr als wir, und wir wundern uns auch, wie wenig Geld sie auf einer großen Fahrt ausgegeben haben.

Das muß auch noch gesagt werden, daß die Wandervögel überall beliebt und gern gesehen sind. Stehen da zum Beispiel am Bodensee in Ermatingen einige junge Leute; sie waren vom Hohentwiel gekommen und hatten Schwierigkeiten mit dem Zollwächter. Da kam eine Frau auf sie zu: Ob sie Wandervögel seien. Dann bäte sie sie, bei ihr zu Mittag zu essen. Das ließen sich unsre Wandervögel nicht zum zweiten Male sagen! — Oder eine Horde Oldenburger. Die waren nach Jever gewandert und kamen an das Schloß des Großherzogs. „Lat uns den Mann doch eens upsingen!" meinten sie und stellten sich an die Schloßpforte. Als sie anfangen wollten, kam ein Lakai und führte sie ins Schloß. Die Mittagstafel war gerade zu Ende. Da haben sie dann einige Volkslieder gesungen, und die Zuhörer haben „düchtig mit ehr Hänn klappt un wären recht fründlich tägen uns". Und dann hat der Großherzog sie in't „Hoff von Ollenbörg, das allernobelste Hotel", geschickt, und dort haben sie „Abendäten un Kwartier up Kosten van den Großherzog" erhalten — zum größten Erstaunen des „Ober".

Leider werden die Wandervögel auch von einigen Seiten angefeindet. So ging zum Beispiel kürzlich durch die Zeitungen, wie ein bayrischer Landtagsabgeordneter sich gegen sie ereifert hat. „Sie wandern am Sonntag und können dann die Kirche nicht besuchen, und baden tun sie auch."

Man denke — sie baden!

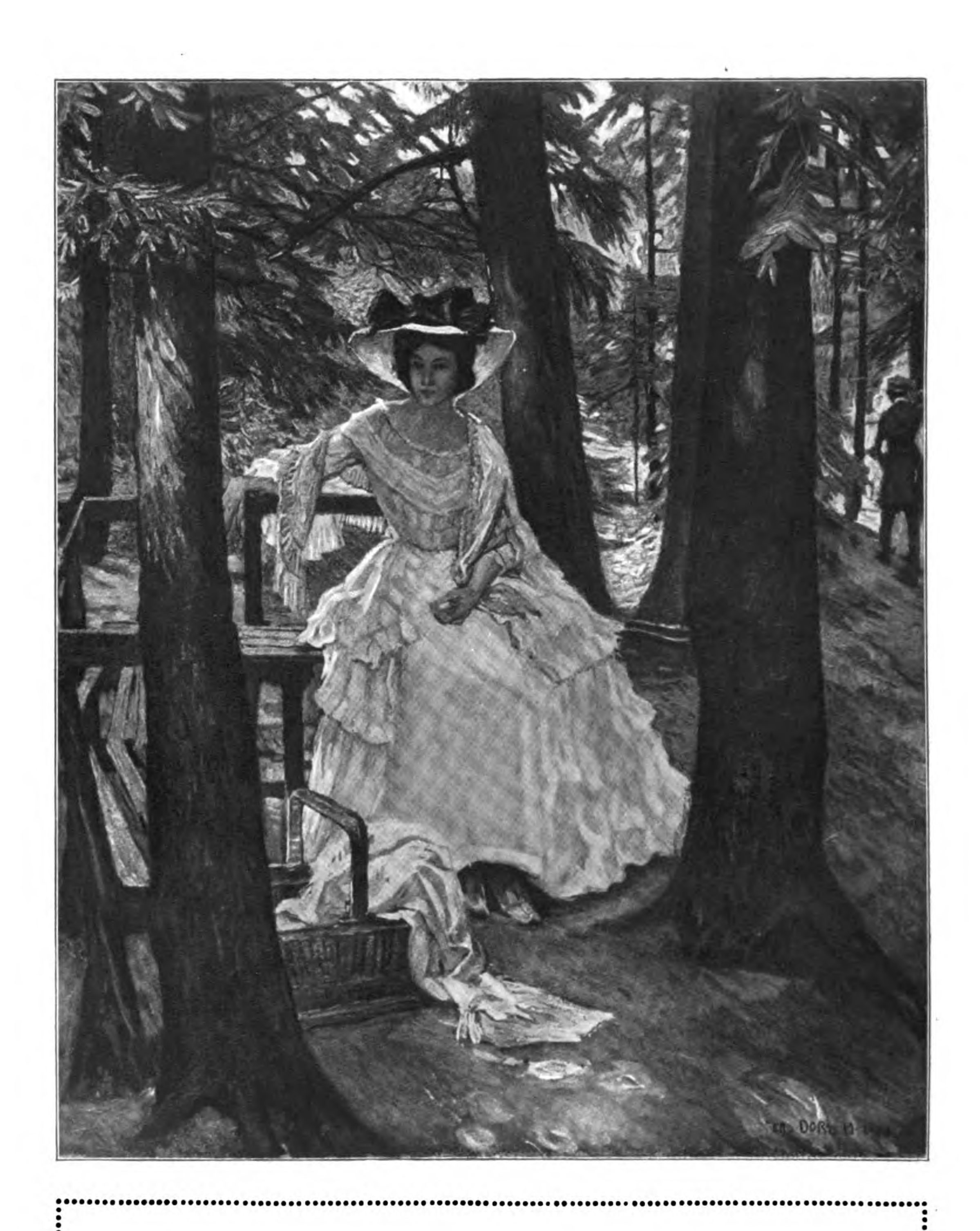
Ich will mich mit dem Herrn Abgeordneten nicht auseinandersetzen, die Tageszeitungen haben es schon ordentlich besorgt; ich verzichte auch darauf, ihm eine andre Meinung von den Wandervögeln und deren Bestrebungen beizubringen.

Wir können uns nur freuen, daß unsre Jugend einen Weg betreten hat, auf dem sie körperlich und geistig gesund bleibt, so daß in ihr eine kraftvolle Generation heranwächst.

Nur vorwärts, ihr Wandervögel, wer wie ihr den Zusammenhang mit der Natur wiedergewonnen hat, der gerät nicht auf Abwege, sondern wird ein ganzer Mensch! Heil!



Ein Trio



Im Walde

Nach einem Gemälde von Ferd. Dorsch



Briefe eines Türken an seine Frau

Von

Dorothea Schumacher

(Dr. Hilal=Bei Rageb, zurzeit in Berlin, an Frau Feïa=Hilal=Bei in Brussa)

Berlin, 20. Januar 1911.

Mein Vögelchen!

Kannst Du Dir eine dunkle Zeit, ganz ohne Sonne, voll von Dünsten und Schnee vorstellen, mein sonniger Liebling, und ganze Tage, an denen statt der Sonne nur meine Lampe vor mir steht? Gerade in dieser dunklen Zeit ist etwas Neues, Herrliches in meine Seele gedrungen wie lauter Licht; die europäische, oder besser, die deutsche Musik, die ich hier verstehen und genießen lernte! Diese Musik hat mir die Sonne ersetzt und erfüllte mich mit einer Frömmigkeit, wie ich sie nur in meiner Liebe zu Dir gefühlt habe. Aber es war auch etwas wie Schmerz dabei und viele andre wunderliche Gefühle. Aus dem ganzen süßen Tongewirr glühte mir immer Dein Gesicht, Feïa. In der Nacht weiß ich klar, was ich sagen will, am Morgen ist alles verschwunden, und meine Briefe enthalten nichts als leere, undeutliche Sätze.

Mit jeder Meile, die ich mich von Dir und den Kindern entfernte, wuchsen die Sorgen in mir. Als ich noch daheim in Brussa war, immer neben Dir, da dachte ich nicht an all das, sah immer nur mein Ziel vor Augen. Seit ich in Berlin bin, weiß ich, daß es notwendig und vorteilhaft ist, hier zu sein. Ich finde viel mehr Liebenswürdigkeit, als ich erwartete, und ein unendliches Feld zum Lernen und Wirken. Als ich 1896 als zwanzigjähriger Kerl zum allerersten Mal in Europa, in Berlin bei dem Kliniker Bernhard Fränkel, lernte, war die Stadt erst das Ei von dem, was sie heute ist. 1896 gab es hier eine Ausstellung für Gewerbe. Ich ging mit meinem Kameraden Ekrem=Bei, der jetzt Militärarzt in Tripolis ist, an einem Junimorgen zur Ausstellung — ich erinnere mich noch genau — wir trugen beide den Fes und wurden von den Ausstellungsbesuchern wie Halbwilde angestaunt. Heute tragen unsre Landsleute hier keinen Fes mehr — höchstens offiziell — und man erkennt uns nicht als Türken, worauf manche von uns unbegreiflicherweise Wert legen.

Damals, meine Feïa, als Du für mich noch nichts weiter warst als „die kleine Tochter des Nachbars" — da betrachtete ich mir die jungen Damen hier mit scharfen Augen. Ich erinnere mich, daß die Berlinerinnen vor fünfzehn Jahren anders waren. Mein Freund meinte, daß die blonden, rundlichen Mädchen von Alt=Berlin selten geworden und den schlanken, pikanten, blassen Dämchen gewichen sind. Bist Du mir nicht bös, Vögelchen, daß ich von den Frauen rede? Für mich lebst Du allein; wie dürfte ich Interesse hegen für solche Frauen, die für alle ein Lächeln haben, die sich auf der Straße besser kleiden als daheim ... Bist Du nicht ganz allein für mich da, in allem, Feïa? Du

gabst mir Heim und Kinder; Du gabst mir Streben und Ruhe zugleich. Nach allem, was ich sehe und höre, danke ich Dir nur, daß Du mein bist.

Dr. Hilal-Bei Rageb.

*

Berlin, den 16. April 1911.

Liebe Feïa!

Ich muß Dich doch schelten, daß Du immer noch mehr von den Berliner Frauen hören willst, als von dem, was Dein Mann hier tut! Aber vielleicht glaubst Du mich irgendwie fangen zu können bei einem meiner Worte, um mir nachher vorzuwerfen, daß ich Dich vor andern vergesse? Fürchte nur nicht, Feïa, daß es hier reinere, zartere und schönere Frauen gibt als Du. Sei nicht eifersüchtig auf die, welche ich hier sehe... Reine Schönheit ist selten in der Riesenstadt. Tausendmal mehr gilt hier der „Schick“. Weißt Du, was das ist? Ich will versuchen, es Dir zu erklären. Nein, es ist zu schwer... Du siehst hier den Gang hochbeiniger Vögel, die eckigen Bewegungen des Karagyos; das Flattern breiter Spitzenkrausen um dünne Hälse; enge Röckchen; blasse, kluge Gesichter, halbverdeckt von wildgeschweiften Hüten. Das alles gehört zum Schick. Aber es ist wie ein entnervendes Opium, wenn ich es mit Deiner reinen, einfachen, rosenroten Schönheit vergleiche, die nicht mehr von sich weiß als eine Blume am Frühlingstage.

Du hast mich gefragt, ob in Berlin ein Bethaus für unsern Glauben steht. Nein, „noch nicht“ — sagte man mir. Aber der Wald, der nicht weit von der Stadt ist, ist so groß, öde und still, daß er sich zu jeder Andacht eignet, wenn man sich danach sehnt. Je mehr man studiert und praktiziert, desto seltener denkt man an das Beten, Feïa. Immer, wenn ich Zeit habe, meinen Gedanken zu folgen, dann denke ich allein an Dich, und meine fromme Stimmung gipfelt in dem Bewußtsein, Dich und die Kinder mein zu nennen.

In der ersten Zeit bereute ich fast, Dich nicht mit nach Berlin genommen zu haben, Feïa. Jetzt aber sehe ich ein, daß es für Dich und für mich besser so ist. Der Schleier, den Du in Brussa auf der Straße trägst, hier müßte er noch hundertmal dichter sein!

Ich sehne mich nur danach, Dir die großen Kaufhäuser zu zeigen, kleiner Vogel. Jene wenigen edlen, kostbaren, plumpen Erbstücke, die unsre Habe daheim sind, verwandelten sich im modernen Europa in tausend bunte, zierliche Nichtigkeiten, die vergänglich und billig sein müssen, da die „Mode“ übermorgen wieder neue, andre Formen und Farben verlangt.

Aber ich liebe Deutschland, wie der Schüler den Lehrer, wie der Gast den freundlichen Wirt liebt. Wenn ich an Dich und unsre Kinder denke, dann bin ich indessen hier nichts als eine abgepflückte Blume, deren Wurzeln in der Heimaterde blieben.

Dr. Hilal-Bei Rageb.

*

Berlin, 19. Juni 1911.

Liebe Frau!

Dein Briefchen war, wie ich es erwartete, ein Sack voll Fragen, deren jede eine kleine Falle für Hilal sein sollte. Du willst hören, ob es hier Liebe gibt, so süß und heimlich wie daheim? Alle Deine Fragen rufen die Sehnsucht nach Dir in mir wach. Warum quälst Du mich?

Nein, Feïa; hier zeigt sich die Liebe häufig auf der Straße; sie zeigt sich ohne Scheu! Die jungen Leute naschen von ihr wie aus Bonbonkästchen. Deshalb hat vielleicht die Ehe an Reiz für solche verloren... Sie gehen keine Ehe ein, da sie ihre Pflichten nicht auf sich nehmen wollen. Das sind ja auch nur Ausnahmen, aber sie fallen in meine Augen! Ich sehe zuerst immer die

Schattenseiten; ich kann nicht mehr so unbefangen und froh sein wie vor fünfzehn Jahren, als ich hier mit Ekrem Medizin studierte und in einer Kammer auf der Luisenstraße wohnte. Seitdem sah ich so viel Elend und Schmerzen und Verderb in meinem Beruf, der ein fortgesetztes Examen ist — und meine Seele wurde ernst und fühllos. Was ich an Wissenschaft gewonnen habe, das verlor ich am Gefühl.

Du zweifelst, daß es für mich nötig war, in das Ausland zu gehen, Feïa? Ich war ein Schüler und suchte den besten Lehrer; ich fand ihn hier, denn wir, die einstigen Lehrer des Abendlandes, sind jetzt wieder seine Schüler geworden, da der Orient all sein Licht dahingegeben hat. Unsre alte Kultur war gut und hinlänglich für unsre Zeit. Aber der Hauch des Abendlandes hat uns eingeschüchtert und vertrieben, hat uns wieder arm gemacht, so daß wir von neuem beginnen mußten, zu lernen.

Zuerst stand ich wie ein Kind vor den neuen bunten Sachen, wollte alles für Dich kaufen und erinnerte mich Deiner Träume von unzähligen bunten Kästchen, Kissen, Beuteln und Dosen, aus denen immer mehr Herrlichkeiten quollen, immer mehr. Ähnliches fand ich hier in Wirklichkeit, Feïa, kaufte es, und der Hundertmarkschein in meiner Hand, den ich für so gewaltig hielt, er verschwand plötzlich und ließ einige goldene Junge zurück. Auch diese gingen und hinterließen mir eine Legion kleiner Nickeljungen, die mir schnell entwischten bis auf den letzten. Eines Abends hatte ich das Zimmer voll bunter Sachen, und die Taschen waren leer. In allem bist Du verborgen: in Trübsinn und Begeisterung ... Nähme Gott Dich mir fort, Feïa, dann wiche alles Leben und alle guten Kräfte von mir. Gott hat die Welt erst hell und süß gemacht durch die Frau; vor ihrem Dasein vermochte auch die Sonne keine Helligkeit zu geben.

Jetzt fühle ich, wie ich zur Höhe des Lebens hinansteige, auf der Du stehst und meiner wartest. Feïa, Du darfst nicht weinen! Deine Einsamkeit will ich tausendfach gutmachen bei meiner Rückkehr; so Gott will.

Dr. Hilal-Bei Rageb.

*

Berlin, 12. August 1911.

Meine kleine Taube!

Meine Feiertage beunruhigen Dich? Gott möge es mir nicht verargen, wenn ich mit der Herde, deren Leitschafe auch meine Lehrer sind, am Freitage arbeite wie an allen andern Tagen, Feïa! Am „Sonntag" tue ich es auch meiner Herde und meinen Leitschafen gleich und erhole mich im Freien. Ich fliege aus nach verschiedenen Gegenden, denn mein Freund erklärte mir, daß Berlin noch nicht alles sei, daß es auch außerhalb vieles Bedeutende gäbe. So gelangte ich neulich in einige historische Plätze der „Altmark". Mein Freund nannte sie „Preußens Kinderbett", wo der junge Staat schlief, von der Zukunft träumte und wuchs, bis er seine Wiege sprengte! Unter diesem Gleichnis interessiert Dich vielleicht diese geschichtliche Bemerkung.

Übrigens — ist unser Mourad in die vierte Klasse aufgerückt? Assaf-Efendi braucht ihn nicht so zu quälen, da ich Mourad besser zum Offizier als zum Gelehrten für brauchbar halte. Schlug ich, sein Vater, aus der Art, so wird er, der Enkel von Osman Ghazi-Pascha, wieder zu der Art zurückschlagen, Gott gebe es, Feïa! Dann bitte ich Dich, mein Vogel, lasse unsre Güla nicht mehr allein auf der Hauptstraße gehen, wo manche Kranke, Abenteurer und Dummköpfe vorbeikommen. Kinder nehmen alles, was sie sehen und hören, gierig auf und verderben dabei. Trägt Güla auch schon den Schleier? Wir würden es mit der gestrengen, söhnereichen Remsia-Hanoum verderben, wenn es noch nicht geschähe! Ich will es auch nicht haben, Feïa, daß Güla mit Saïd über die Gartenmauer

redet, aber das weißt Du wohl selbst. Kleide unsre Güla nicht in Grasgrün, wenn Du Remsia mit ihr besuchst; es ist altmodisch und unfein.

Ich schicke euch für das Beiramfest einige Kleider für Dich und Güla, Parfüme und Bänder für Dich und Bücher für Mourad. Da ist auch noch ein Hütchen für Dich, Feïa, das Du zum Scherz im Garten aufsetzen kannst, wenn Edibéa und Raïta Dich besuchen. Ich weiß ja, daß die Hüte die einzigen Dinge sind, um die Du die europäischen Damen beneidest. — Erst seitdem ich fern von Dir im Ausland bin, weiß ich, wie sehr ich Dich liebe und wie schön und unschuldig Du bist.

Jetzt läutet es... ein Italiener, mein bester lustigster Studienfreund, kommt, mich abzuholen. Er trommelt einen Kriegsmarsch an meine Tür und will mich zu einem Abend im Lunapark überreden.

Ich rede ihm ab. Am Himmel türmen sich dunkelblaue Wetterwolken. Das steigende Gewölk wirft einen Schatten über meine Seele. —

Leb wohl, Feïa; vertraue mir und gehe nicht mehr, als unbedingt nötig, durch die Gassen.

Dr. Hilal-Bei Rageb.

*

Salzburg, Bristol Hotel, den 18. Oktober 1911.

Süße Feïa!

Erschrecke nicht, daß ich Dir von unterwegs und ganz in der Eile schreibe; um Himmels willen! Erinnere Dich, daß Du die Frau eines Arztes bist.

Ich bin auf der Reise nach Tripolis; ich will über das Hochgebirge nach Italien und von einer der Hafenstädte aus weiter; ich muß es tun! Seit ich weiß, daß jetzt schon Hunderte der Unsern verwundet dort liegen, hielt es mich nicht mehr im Norden! Gott allein weiß, wie es enden soll. Ich reise von Salzburg ab mit einem europäischen Namen, da ich Italien als Türke jetzt nicht passieren dürfte. Was ich jetzt tun werde, ist sehr gewagt. Widerfährt mir ein Unglück, so versuche auf jeden Fall mit Güla und Mourad zu mir zu gelangen, wo ich auch immer sein möge.

Das friedliche Leben und Lernen in dem sicheren, gutartigen Berlin liegt fern und golden hinter mir. Ich sehe keinen Weg mehr dorthin zurück.

Jetzt aber hat die Zeit für mich begonnen, in der ich das Gelernte anwenden soll. Meine Ernte will ich vor Dich hinlegen, Feïa. Und wenn nicht anders, so will ich selbst vor Deinen Füßen liegen und knien.

Dr. Hilal-Bei Rageb.

*

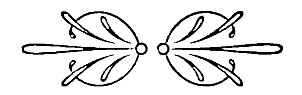
Genova, Prigione Municipale, 20. November 1911.

Liebe Feïa, liebe Kinder!

Nur schnell einige Worte... ob sie zu Euch gelangen? Schon an Bord des „Rastaquère" für Tripolis, wurde ich an meinen Effekten und Papieren als Osmane erkannt, in das Gefängnis in Genua gebracht und soll in vierzehn Tagen freigegeben werden, um die Heimreise nach der Türkei anzutreten... doch nur dann, wenn ich mein Ehrenwort ablegen würde, weder als Krieger noch als Arzt nach Tripolis zu gehen.

Ich erwarte Dich und die Kinder hier; reiset, sobald ihr könnt, da ich meine Schmach nicht länger allein zu tragen vermag.

Dr. Hilal-Bei Rageb.



Frauen aus Flandern

Nach einem Gemälde von Claus Meyer





Zu den Booten im Morgengrauen

Kieler Sprotten

Von

Paul Schreckhaase

(Mit sechs Reproduktionen nach Originalzeichnungen des Verfassers)

Der letzte Augustabend verwandelt alljährlich die etwas schläfrige Stille des Eckernförder Hafens in fieberhafte Geschäftigkeit, denn mit dem Morgengrauen des 1. September beginnt die Fangzeit für Sprotten und Heringe, ein Ereignis für eine Stadt, in der ein Sechstel der Bevölkerung ausschließlich vom Fischfang und seinen Nebenindustrien lebt. Längst sind die schlanken und doch seetüchtigen Boote, die im hintersten Winkel des Hafens ihren Sommerschlaf hielten, ausgerüstet und liegen dichtgedrängt in langen Reihen am vorderen Bollwerk, beladen mit den rostroten Haufen der frischgetranten Netze. Ein leichter Rauchschleier von schwelendem Buchenholz schwebt über den paar Dutzend Fischräuchereien, dem Hafen und dem Gewimmel der hellen Masten, die mit zunehmender Dämmerung bald unter den braunen Segeln verschwinden. Zu Hunderten bedecken diese die ruhige Bucht der weiten Förde, meist zu zweien gekoppelt, jedes Fahrzeug mit der Hälfte der riesigen Netzmasse an Bord, streben sie den fernen

Fangplätzen zu, die für jedes einzelne Paar Boote durch ausgelegte Tonnen genau bestimmt sind und allnächtlich wechseln. Das Fanggerät, das den ziehenden Sprottschwärmen entgegengestellt wird, ist die Waade, eine Flügelreuse von gewaltigen Abmessungen. Sie wird in tiefem Wasser gesetzt und durch Leinen der Küste zu eingeholt. Die Höhe jedes der beiden im Wasser aufrecht stehenden Flügel von je 120 Metern Länge beträgt am äußeren Ende 7 Meter und wächst beim Netzsack, hier Hamen genannt, aufs Dreifache an. Der hinten spitz zulaufende engmaschige Netzsack wird durch Blei und Kork offen gehalten.

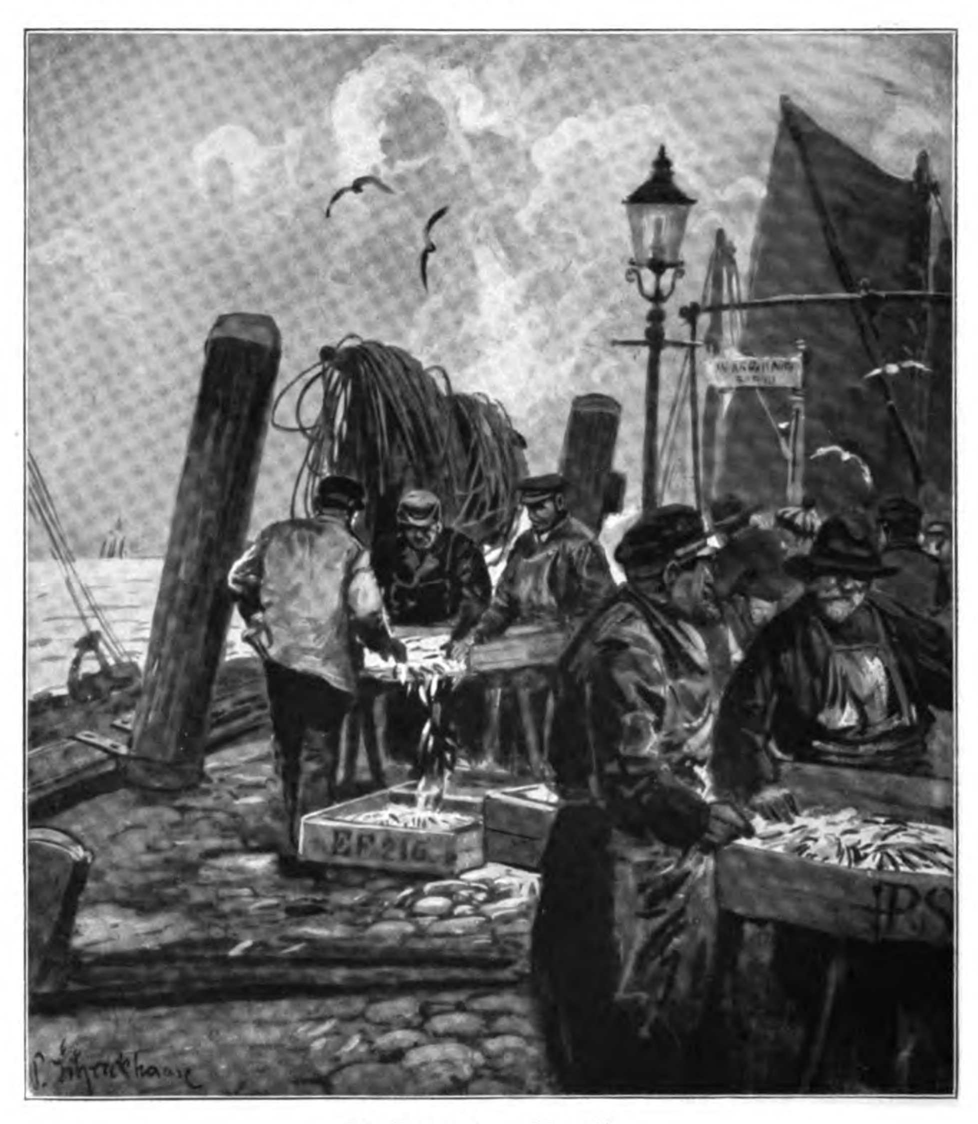
Bei mattem Sternenlicht hatten wir die Nummern der beiden Bojen, zwischen denen unsre Boote in dieser Nacht ihren Waadenzug machen mußten, bald gefunden und ruderten nun mit langsamen, bedächtig abgezählten Schlägen seewärts. Gewaltige, ungeschlachte Riemen knarren taktmäßig in den Dollen, und an ihrem Rhythmus schätzt der Vormann der Fischer die zunehmende Entfernung vom Ufer ab, für die ein andrer Anhalt fehlt in der dunkeln Nacht, denn die Wasser-



Gekoppelte Boote, jedes das halbe Netz tragend



Auslaufende Flotte der Sprottfischer von Eckernförde



Sortieren der Sprotten

tiefe ist sehr verschieden. Zweihundert Schläge — noch fünfzig — dann Riemen ein! Die noch immer Bord an Bord liegenden Boote machen sich frei und befördern den Netzsack über die Reling, nachdem das spitze Ende sorgsam verschnürt ist. Nun verlassen wir unsre Gefährten und rudern querab zur Richtung des Hamens fort, um unsern Flügel nach und nach auszubreiten, lassen dann noch die Zugleine von der Länge eines halben Kilometers auslaufen, während wir uns, beschleunigt durch eine schnell aufgekommene Dünung, im Halbkreis zum Ufer zurückarbeiten und dort neben dem zweiten Boot, das inzwischen den andern Flügel ausfuhr, vor Anker gehen. Die Fischer ziehen ihre schweren Seestiefel an und binden Schürzen von Öltuch über die dicken Wolljacken, denn jetzt kommt eine nasse Arbeit, zumal aus Nordost eine frische Brise über die dunkeln Fluten weht. Die vor den Ankern tanzenden Boote holen die Zugleinen ein. Langsam und ächzend drehen sich die Holzwinden, denn bei dem starken Küstenstrom stehen die Leinen zum Brechen steif, und nur widerwillig folgt die schwerfällige Masse des Netzes. Nach langer harter Arbeit Zoll für Zoll sind endlich beide Flügel parallel zueinander geholt, so daß nun alle zwischen ihnen befindlichen Fische in den Hamen gescheucht sind. Da ein neues Zusammenkoppeln beider Boote wegen

des Seeganges unmöglich ist, greifen die Leute zur „Pulsche", einem Stock mit trichterförmigem, breitem Blechrand, den sie mit lautem Knall ins Wasser stoßen, um die Sprotten und Heringe am Entweichen zwischen den Flügeln nach dem Lande zu verhindern. So schnell wie möglich werden Flügel und Sack aufgenommen, der, wohlgefüllt, die Erwartungen der Fischersleute noch über-

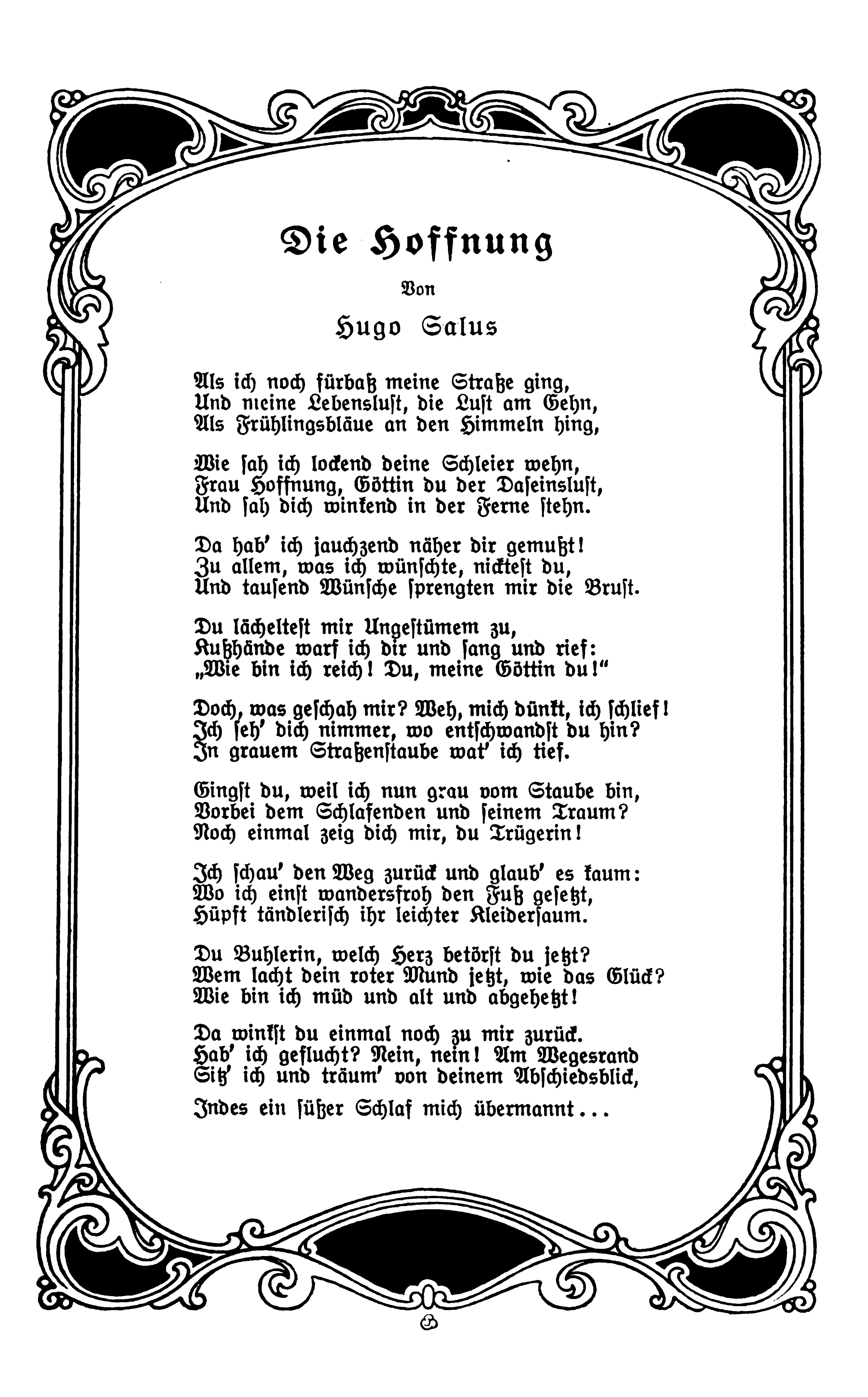


Die auf Drahtstäbe gesteckten Sprotten trocknen ab

trifft. Durch die gelöste Verschnürung gleitet und quillt aus den Maschen des Hamens ein Berg grünlichsilbern glitzernder Fischleiber und bedeckt den Boden des Bootes fußhoch. Hauptsächlich die kleinen, zierlichen Sprotten zu Tausenden, dazwischen Heringe verschiedener Größen, die eleganten Makrelen und zwei, drei Dorsche, die Riesen unter diesem Kleinzeug. Zwei Stunden später sind wir im Hafen, der Fang wird auf Tische geschüttet und sortiert, dann sogleich meistbietend verkauft und in die zahlreichen Räuchereien befördert. Dort werden die Sprotten gewaschen, auf lange Stäbe aufgesteckt, die von besonderen Leuten in viereckige Rahmen gehängt und zum Abtrocknen auf große Gerüste gebracht werden. Solche Rahmen schiebt man in die Räucheröfen, auf deren Steinboden Buchenkloben lodern. Die Flammen werden aber durch Schließen der eisernen Türen so weit erstickt, daß nur noch beizender Qualm im Ofen bleibt, der die Fischchen nach wenigen Stunden goldig gebräunt hat. Die Sprotten werden nun mit wahrhaft virtuoser Schnelligkeit verpackt und gehen als „Kieler Sprotten“ in die weite Welt. Denn Eckernförde, nicht Kiel, ist der wichtigste Fangort und Versandort deutscher Sprotten, von denen 1910 nicht weniger als eine Viertelmillion Wall zu je 80 Stück dort gefangen wurden. Wie umfangreich der Betrieb ist, erhellt am besten aus einem halben Dutzend mit den neuesten Maschinen ausgerüsteter Sägewerke, die ausschließlich Schachteln für Sprotten und Heringe (Bücklinge) fabrizieren. In genialer Weise wird ein in Dampf gekochter Buchenstamm in lauter 2 Millimeter dicke Schichten zerlegt, die, zu den bestimmten Größen gleich abgeteilt, Böden, Seiten und Deckel der Schachteln nach dem Trocknen ergeben. Freilich kann die Eckernförder Fischerflotte, so intensiv sie auch arbeitet, den stets gleichbleibenden Ansprüchen der dortigen Fischindustrie mit ihren unsicheren Fängen nicht genügen, weshalb Dänemark und Norwegen aushelfen müssen.



Einschieben der Sprotten in die Räucheröfen



Die Hoffnung

Von

Hugo Salus

Als ich noch fürbaß meine Straße ging,
Und meine Lebenslust, die Lust am Gehn,
Als Frühlingsbläue an den Himmeln hing,

Wie sah ich lockend deine Schleier wehn,
Frau Hoffnung, Göttin du der Daseinslust,
Und sah dich winkend in der Ferne stehn.

Da hab' ich jauchzend näher dir gemußt!
Zu allem, was ich wünschte, nicktest du,
Und tausend Wünsche sprengten mir die Brust.

Du lächeltest mir Ungestümem zu,
Kußhände warf ich dir und sang und rief:
„Wie bin ich reich! Du, meine Göttin du!"

Doch, was geschah mir? Weh, mich dünkt, ich schlief!
Ich seh' dich nimmer, wo entschwandst du hin?
In grauem Straßenstaube wat' ich tief.

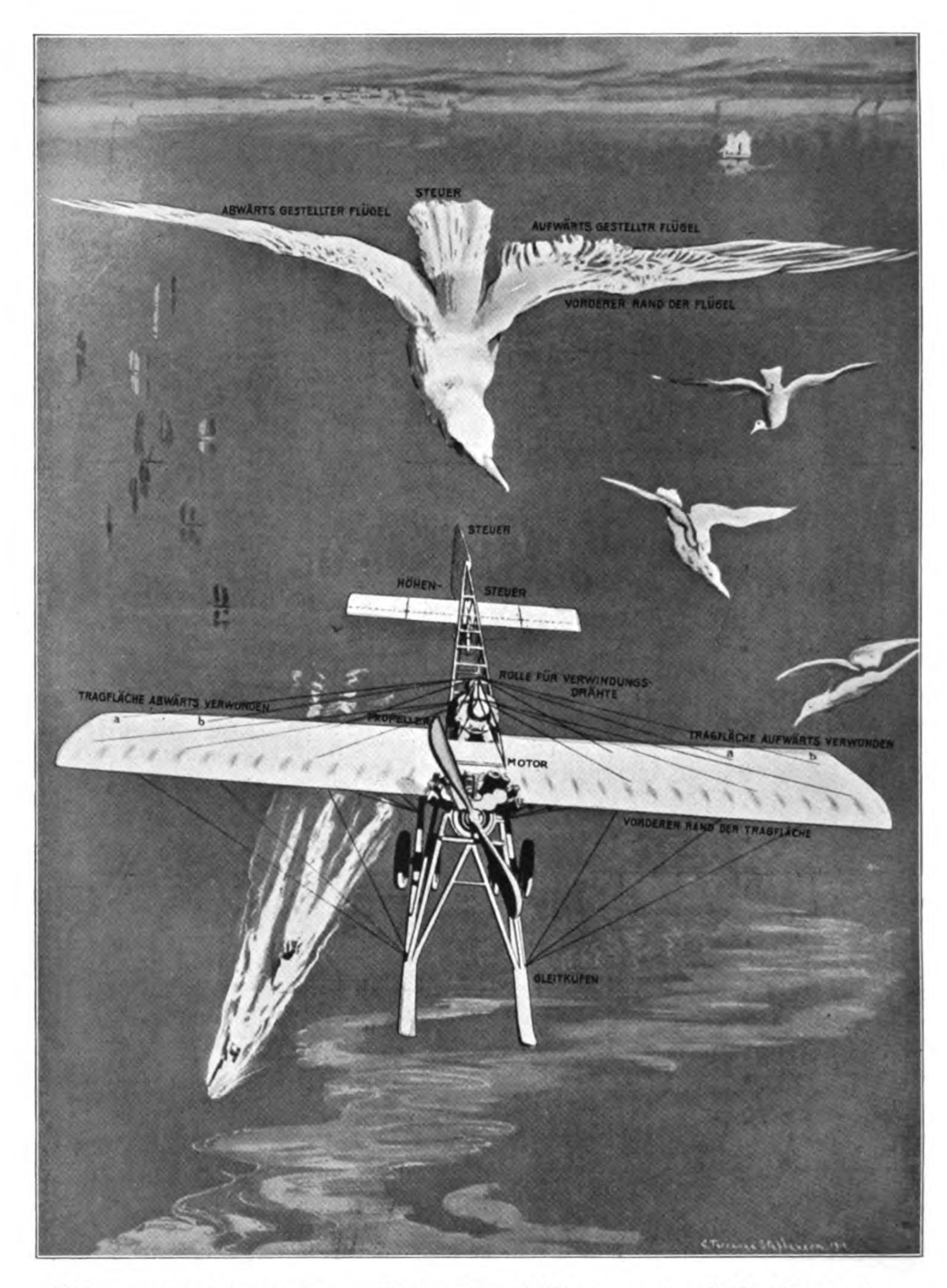
Gingst du, weil ich nun grau vom Staube bin,
Vorbei dem Schlafenden und seinem Traum?
Noch einmal zeig dich mir, du Trügerin!

Ich schau' den Weg zurück und glaub' es kaum:
Wo ich einst wandersfroh den Fuß gesetzt,
Hüpft tändlerisch ihr leichter Kleidersaum.

Du Buhlerin, welch Herz betörst du jetzt?
Wem lacht dein roter Mund jetzt, wie das Glück?
Wie bin ich müd und alt und abgehetzt!

Da winkst du einmal noch zu mir zurück.
Hab' ich geflucht? Nein, nein! Am Wegesrand
Sitz' ich und träum' von deinem Abschiedsblick,

Indes ein süßer Schlaf mich übermannt...



Möwe und Aeroplan. Nach einer Zeichnung von G. T. Stephenson

Die Zeichnung zeigt die Verwandtschaft im Bau der Möwenflügel und der Tragflächen unsrer Aeroplane. Der vordere Rand ist bei beiden erhoben und bewirkt dadurch das Aufsteigen. Und wie bei den Flügeln der Möwe kann der hintere Rand der Tragflächen auf und ab bewegt werden. Nur die motorische Kraft, die der Vogel mit den Flügeln ausübt, wird beim Aeroplan auf den Propeller übertragen.

(Zu nebenstehendem Artikel)

Vögel im Sturm. Von Georg Henner

Während die ersten gelungenen Flüge mit Maschinen „schwerer als die Luft“ erst vor wenigen Jahren ausgeführt werden konnten, haben Berufene und Unberufene schon seit Jahrhunderten an der Erforschung des Fluges der Vögel, der Urbilder für jede Art von Flugmaschinen, gearbeitet. Leonardo da Vinci war der erste, dem seine eminente Beobachtungsgabe einigermaßen richtige Anschauungen vermittelte. Einen Niederschlag seiner Studien über den Taubenflug hat er in einer Reihe von prächtigen Handzeichnungen der Nachwelt hinterlassen. Später machte sich der italienische Mathematiker Borelli (1680) an die Erklärung des Vogelfluges; es gelang ihm auch, die Flügelbewegung zu beobachten und zu erklären, und die Ergebnisse seiner Forschungen sind im großen und ganzen heute als richtig anerkannt. Der streng wissenschaftlichen Untersuchung aber ist das schwierige Gebiet erst seit der Erfindung und Vervollkommnung des kinematographischen Apparates zugänglich geworden. Die Arbeiten sind hier noch lange nicht abgeschlossen. Immerhin liegt eine solche Fülle von Beobachtungen vor, daß sie allgemeines Interesse beanspruchen können.

Bei einem plötzlichen Windstoß muß der Führer eines Flugzeuges erst die Situation erfassen und dann durch Hebel und Gestänge seine Maschine der veränderten Lage anpassen; er braucht also stets eine mehr oder weniger große Spanne Zeit, bis er sich wieder im Gleichgewicht befindet. Der Vogel dagegen pariert fast momentan und instinktiv jeden Stoß. Er ist unendlich vollkommener gebaut als die denkbar beste Flugmaschine — und doch gibt es kaum einen Vogel, der sich während eines Sturmes in die Lüfte wagt. Wenn schon ein so wundervoll ausgestattetes Geschöpf Schwierigkeiten hat, sich bei starken Luftbewegungen im Gleichgewicht zu halten — wie viel schwerer noch ist dies für den Flieger! Schon mehrfach sind Flugunglücke von Vögeln beobachtet worden. Ein Volk Hühner, das in einen Windwirbel geraten war, hatte Zusammenstöße von solcher Heftigkeit, daß einzelne tot zur Erde niederfielen. Solche Fälle sind freilich selten, und die Vögel bleiben bei Sturm fast immer am Boden. Ein Schwarm von Staren, die abends durcheinanderfliegen, ehe sie zur Nachtruhe übergehen, ist ein entzückendes Bild; die Gewandtheit, mit der sie einander ausweichen, sich überholen, unter- und übereinander hinweg sich tummeln, erregt unsre neidvolle Bewunderung; bei starkem Sturm wird man aber niemals Staren ziehen sehen. Eine Reihe von Vögeln, so insbesondere die Möwen, scheinen schweres Wetter schon einige Zeit vorher zu merken und bringen sich in Sicherheit, ehe der Wind mit voller Kraft losbläst. Ein interessantes Beispiel, wie dies geschieht, berichtet der englische Ornithologe Kearton von den Hebrideninseln. Es wütete ein Sturmwind von solcher Stärke, daß der Gischt der Brandung mehrere hundert Meter landeinwärts getrieben wurde. Tausende von Seemöwen, die vor Ausbruch des Sturmes sich umhergetummelt hatten, waren verschwunden und hatten sich in den Klippen versteckt. Meerschwalben hatten sich ein Stück landeinwärts hinter Kieselsteinen in Sicherheit gebracht. Die größte Überraschung aber erwartete den Forscher, als er sich mit Aufgebot aller seiner Kräfte zu einer ziemlich großen Höhle in den Klippen durchgekämpft hatte. Inmitten einer Gesellschaft von einem halben Hundert Felsentauben saß ein Wanderfalke; der gefürchtete Feind hatte sich bei ihnen niedergelassen, ohne ihnen etwas zu leid zu tun. Die gemeinsame Furcht vor dem Unwetter hatte das Unglaubliche fertiggebracht. Beim Eintreten des Forschers schoß der Falke wie ein Pfeil davon und war den Blicken bald entschwunden. Sobald sich die Tauben jedoch über die Ruhestörung beruhigt hatten, ließen sie sich wieder in der Höhle nieder.

Kein Vogel fliegt gern mit einem sehr

starken Wind im Rücken, der ihm die Federn zerzaust. Dagegen fliegen insbesondere Vögel, die kurze Schwingen haben, fast immer nur gegen den Wind auf, der ihnen das Hochkommen bedeutend erleichtert. Für einen verhältnismäßig schweren Vogel wie unsern Storch ist das Auffliegen vom Boden nicht leicht; er ist gezwungen, erst ein paar Luftsprünge zu machen, um den nötigen Raum zur Entfaltung seiner mächtigen Schwingen zu gewinnen. Diese Beobachtung hat viele Konstrukteure dazu geführt, ihre Flugmaschinen mit einer Art von Stelzen zu versehen, um den Abflug von der Stelle aus, ohne vorheriges Anlaufen am Boden, zu ermöglichen. Sobald eine gewisse Geschwindigkeit erreicht ist, schnellen die Stelzen gegen den Körper des Flugzeuges. Unter der Einwirkung der Schwerkraft sinkt die Maschine nach unten und dreht sich dabei derart, daß die vorher mit dem Erdboden parallelen Tragflächen sich schräg stellen, während sie durch die Propeller nach vorwärts getrieben werden; dabei wird die Luft unter den Tragflächen verdichtet, so daß das ganze Gewicht der Maschine vom Auftrieb getragen werden kann und das Flugzeug nach vorwärts emporgleitet. Ein Modell dieser Art von Regierungsrat Hofmann in Berlin hat den Erwartungen vollkommen entsprochen, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß nach diesem Prinzip die Anlaufstrecke eines Flugzeuges bedeutend kürzer ausfallen wird, als sie im allgemeinen heute noch ist. Die kinematographischen Bilder des Auffluges einer Möwe lassen deutlich erkennen, daß die Bewegungen der beiden Flügel keineswegs gleichzeitig erfolgen; der Vogel paßt sich genau der Windrichtung an. Auch bei Schwalben konnte man die überraschende Tatsache feststellen, daß sie häufig mit abwechselnden Schlägen ihrer Schwingen fliegen.

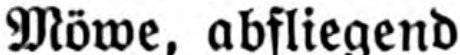


Kinematographische Aufnahme einer in ihr Nest einfallenden Möwe

Der Vergleich zwischen Vogel und Flugzeug kann besonders bei Eindeckern fast bis in jede Einzelheit durchgeführt werden. Anderseits wäre es verkehrt, bei der Flugmaschine nun auch durchaus in allem den Vogel nachahmen zu wollen — ein Bestreben, das fast alle früheren Konstrukteure von Flugmaschinen zu Mißerfolgen geführt hat. Die Flügelschläge des Vogels wurden durch Bewegungen riesiger Schwingen ersetzt, und noch heute ist die Idee des Schwingenfliegers nicht ausgestorben, hat aber noch niemals brauchbare Resultate ergeben. Außerdem ist die Schwierigkeit, einen Schwingenflieger in der Luft stabil zu halten, ungleich größer als beim Drachenflieger, wie er heute ausschließlich benutzt wird.

Die sinnreiche Einrichtung der Verwindung der Tragflächen, die zwar schon länger bekannt, aber erst durch die Brüder Wright mit durchschlagendem Erfolg angewendet worden ist, kann man auch beim Vogel nachweisen. Unsre Abbildung zeigt die Übereinstimmung ganz deutlich. Auch das Landen nach Beendigung der Fahrt erfolgt bei Vogel und Maschine in ähnlicher Weise. Der Vogel streckt im Augenblick des Niedergehens die Beine vor — an der Maschine nehmen die federnden Räder oder Kufen den Stoß auf und verhindern ein allzu hartes Aufsetzen. Der Schwanz des Vogels vereinigt Höhen- und Seitensteuer. Man kann häufig beobachten, zum Beispiel bei Krähen oder Staren, denen einige Schwanzfedern fehlen, wie sehr sie gegenüber besser ausgerüsteten Kameraden im Nachteil sind und bei starkem Wind lange nicht so ge-





Möwe, abfliegend



Möwe, sich niederlassend

schickt zu manövrieren vermögen wie diese, wenn es sich darum handelt, einen bestimmten Punkt zu erreichen. Es kommt vor, daß sie vom Wind erst ein paarmal an ihrem Ziel vorbeigetragen werden, ehe sie dieses erreichen.

Im engsten Zusammenhang mit dem Flugproblem steht die Erforschung der Gesetze des Luftwiderstandes; eigentlich erst seit die Luft- und Flugschiffahrt den erneuten Anstoß gegeben hat, sind grundlegende Versuche unternommen worden; insbesondere arbeitet auf diesem Gebiet der bekannte Physiker Professor Prandtl; und die Ergebnisse dieser Forschungen haben weit über das Gebiet der Flugwissenschaft hinaus Bedeutung für die gesamte Technik, die heute noch fast allgemein mit dem quadratischen Luftwiderstandsgesetz rechnet, während schon jetzt behauptet werden kann, daß es für größere Geschwindigkeiten nicht richtig ist.



Kreisende Meerschwalben

Sprüche

Das Kind des Irrtums und der Wahrheit heißt — Hypothese.

*

Der Optimist kennt den Menschen, der Pessimist die Menschen.

*

Es gibt Wohltaten, die den Geber erniedrigen, und solche, die den Empfänger adeln.

*

Wer Gutes tut, muß sich am meisten seiner Haut wehren.

*

Die höchste Gerechtigkeit kann den niedrigsten Motiven entspringen.

Hans Reiter

Von Kindern, die durch zu viel Zwang trotzig geworden sind, denkt man leicht, daß der Zwang angewendet werden mußte, weil sie trotzig waren.

*

Der höchste Grad des Strebertums geht nicht, wie man zu sagen pflegt, über Leichen, sondern über Lebendige.

*

Man ist da unentbehrlich, wo man sich ausnutzen läßt.

*

Manche Leute loben die Eigenschaften an andern, die sie selbst zu besitzen glauben.

*

Wenn manche Menschen sagen, daß sie sich jemand erkenntlich zeigen möchten, so wollen sie ihn sich verpflichten.

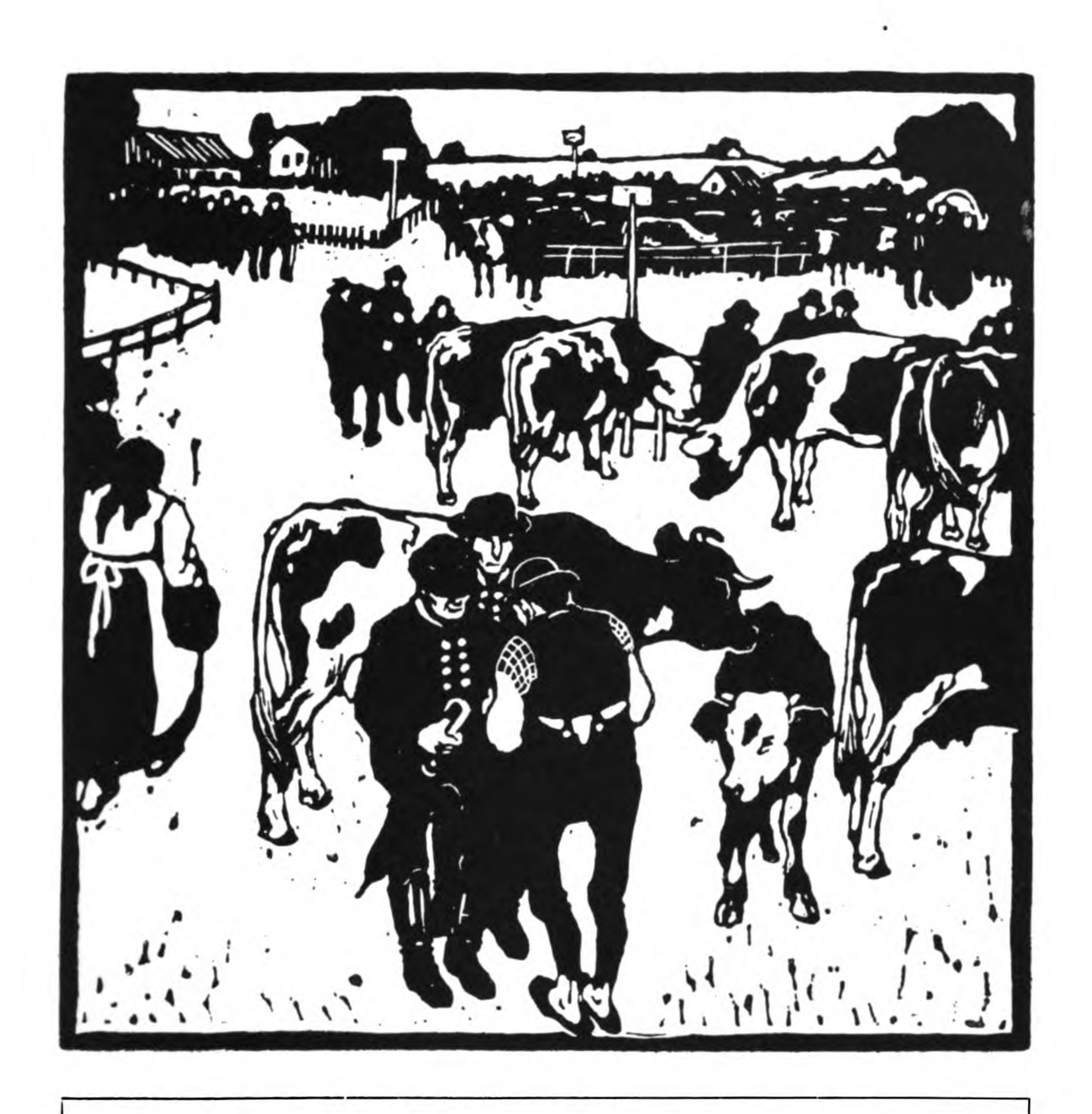
*

Freundschaft verteidigt, Liebe klagt an.

*

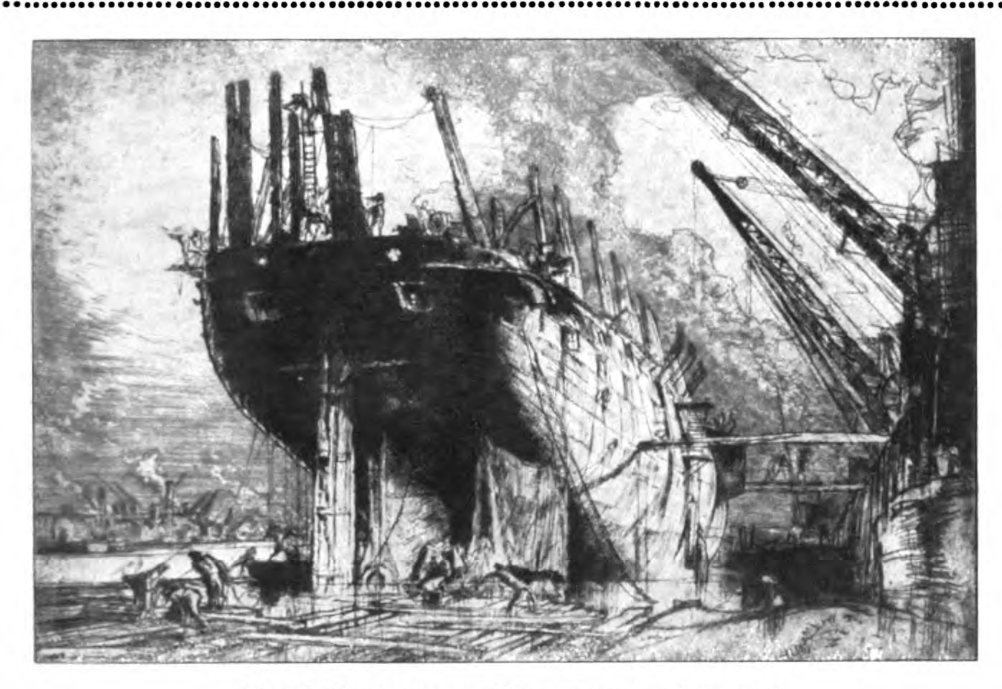
An dem, was man sich in der Jugend nicht wünscht, hat man oft in späteren Jahren die meiste Freude.

Luise Tyrol



Viehmarkt in Dachau

Nach einem Holzschnitt von Walther Klemm



Frank Brangwyn: Abbruch der „Duncan"

Stätten der Arbeit

Die Technik im Spiegel der Kunst

Von

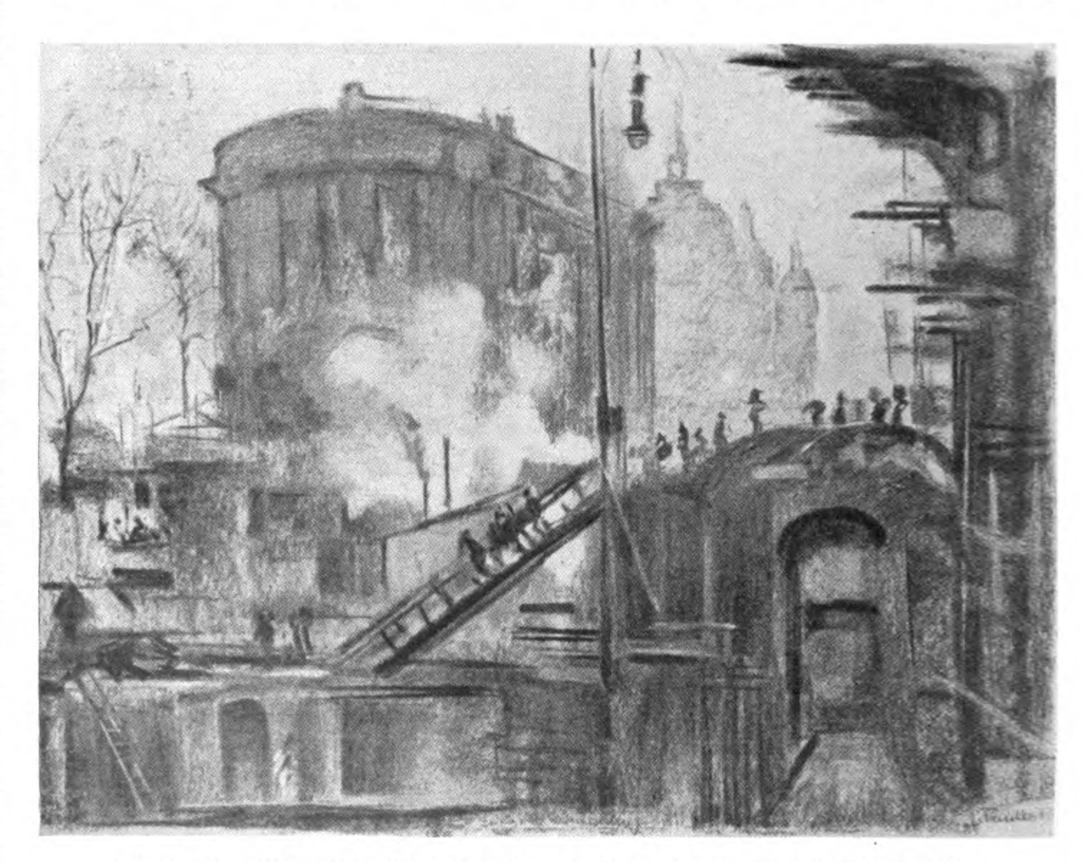
Artur Fürst

In der diesjährigen Ausstellung der Berliner Sezession konnte man deutlich und mit Entsetzen erkennen, wohin der Mangel an wirklich künstlerischen Ideen begabte Menschen zu führen vermag. Die irrsinnigen Pinselübungen, die man dort quadratmeterweis an den Wänden sah, die gewaltsame und gänzlich willkürliche Einzwängung aller irdischen Formen zwischen bestimmte Linien, die Umwandlung der Schöpfung in einen chaotischen Haufen geometrischer Gebilde, alle diese Tollheiten haben ihren Ursprung sicherlich zum größten Teil in dem Gefühl der jungen Künstler, daß alles regulär Erschaute oder zu Erschauende ihnen bereits von der Vorwelt, von den älteren Meistern „weggemalt" worden sei. Sie fürchten, daß sie nichts Originales mehr finden können, wenn sie sich mit unbefangenen Augen in der Welt umschauen, und so legen sie sich ein verrücktes Weltbild zurecht, in dem alle Körper wie Würfel, wie Pyramiden oder wie Kegel aussehen. Diese Kubisten, Triangelisten oder wie sie sonst heißen mögen, müssen sehr kurzsichtige Gesellen sein. Sie lassen den Blick nur über dürre Heide schweifen, und ringsumher liegt frische grüne Weide. Ganz abgesehen davon, daß eine wirklich künstlerische Individualität auch in jenen Stoffgebieten, die schon ungezählte Male behandelt sind, immer wieder

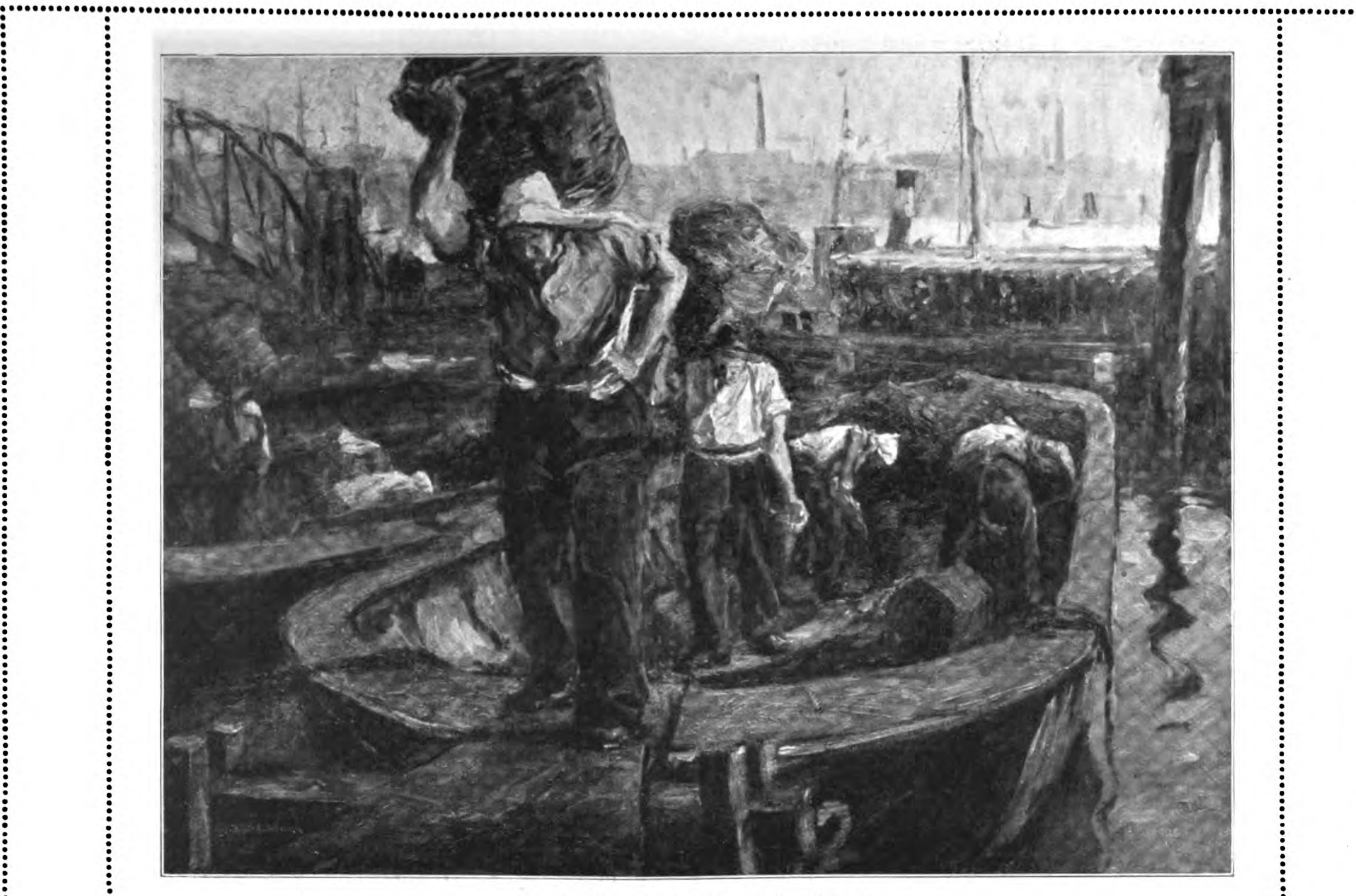
neue Motive findet, ist die moderne Welt so eminent formenbildend, daß an neuen Linien, neuen malerischen Stimmungen ganz gewiß kein Mangel ist. Insbesondere die Technik hat die Eigenschaft, auch in dieser Beziehung schöpferisch zu sein. Wer die modernen Arbeitsstätten mit suchendem Auge betrachtet, der wird der künstlerischen Anregungen genug und übergenug finden.

Eine große Anzahl von Künstlern, mehr als man bisher geglaubt hat, haben sich dieses Stoffgebietes bereits bemächtigt. Das zeigt in sehr schöner Weise eine Ausstellung, die augenblicklich eine Reise durch deutsche Städte macht. Sie führt den bezeichnenden Kollektivnamen „Stätten der Arbeit", hat zuerst ihr Heim in Dresden in der bekannten Galerie Arnold aufgeschlagen, wird dann in Breslau, in Essen und in Berlin zu sehen sein.

Wer viel durch industrielle Anlagen gewandert ist, den kann es nicht in Erstaunen setzen, daß die Darstellungen auf diesen Gemälden außerordentlich abwechslungsreich sind. Ist doch die Welt der Technik voll der malerischsten Bilder. Wieviel Anregungen gibt allein schon die mannigfache Art der Anwendung des offenen Feuers, das Spiel der Flammen in den halbdunklen Werkstätten, das Huschen der Lichter über arbeitende Menschen und Maschinen! Der Hochofen wird abgestochen. Aus der runden Öffnung fließt ein armsdicker Strahl flüssigen Eisens heraus. Der glühende Strom verteilt sich über eine weite Sandhalde, in deren Vertiefungen das Eisen aufgefangen wird, um allmählich zu erstarren. Eine Schar von Arbeitern steht ringsumher, bewaffnet mit langen Stangen, mit riesenhaften Feuerkrücken, durch deren Bewegungen dem Feuerstrom der Weg gewiesen wird. Alle Gesichter sind der glutenden Masse



Paul Paeschke: Die Messelbauten auf der Museumsinsel in Berlin



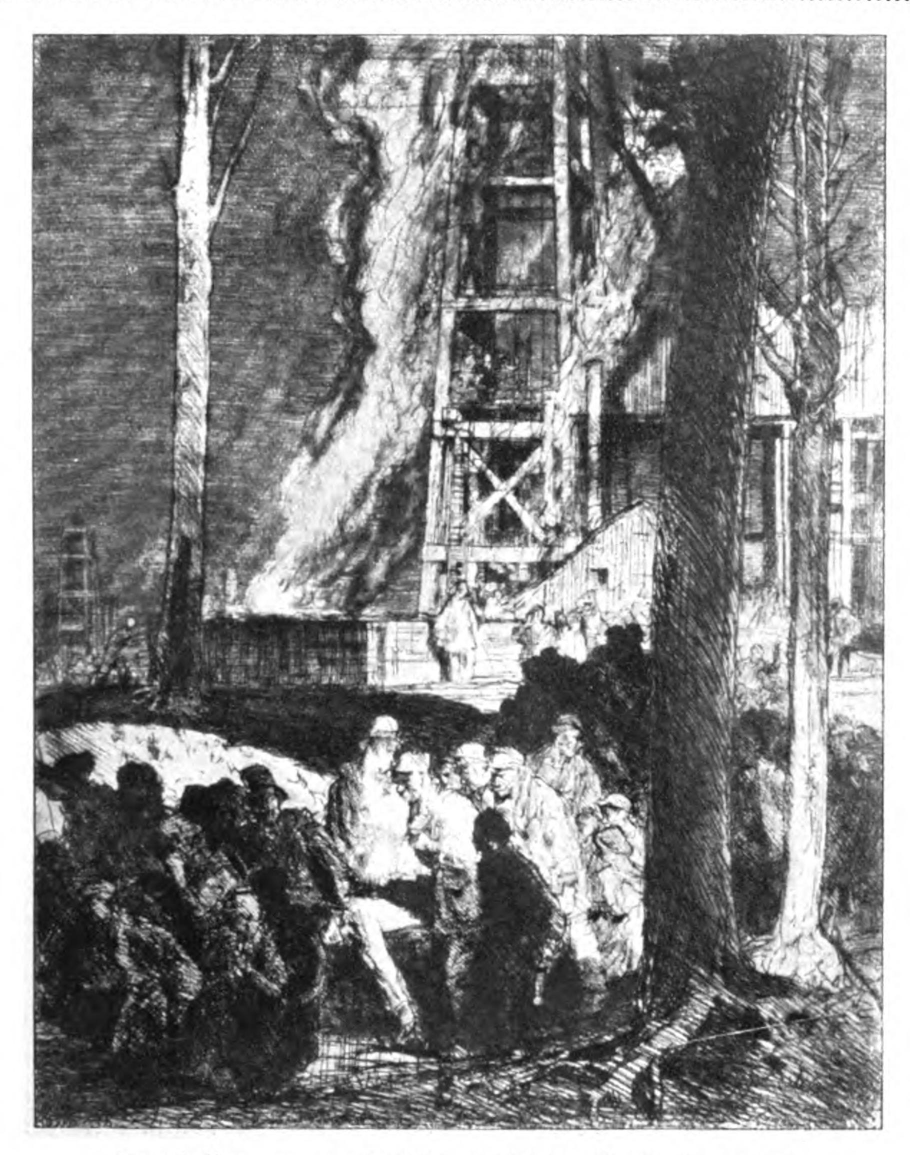
Leonhard Sandrock: Kohlenträger

zugekehrt, Spannung ist in jedem Muskel, in jedem Auge, denn die Zahl der Gefahren ist groß. Das grandiose Bild dieser wild und hart arbeitenden Menschen wird bestrahlt von dem aus dem Ofen kommenden Feuerstrahl, und auch vom Boden her, wo kleine Seen flüssigen Metalls sich gebildet haben, schimmert ein sprühendes und zugleich gedämpftes Licht zu den vornübergebeugten Antlitzen empor. Welch eine Aufgabe für einen Maler, diesen Feuerzauber festzuhalten!

Ganz anders wiederum, aber vom malerischen Standpunkt nicht weniger köstlich sind die Beleuchtungen in einer Gelbgießerei. Aus der dunkelroten riesigen Gießpfanne, die an langen Hebeln von zwei Arbeitern gekippt wird, rinnt im Bogen das blendendweiß strahlende Metall in die schwarze Form. Ein dichter gelblicher Dunst steigt aus dieser empor und erfüllt die ganze Halle mit seinen verschleiernden Wolken. Einzelne Tropfen des glühenden Metalls sprühen wie leuchtende Sterne empor und bilden ein blendendes Feuerwerk, das bis zum Dach hinaufsteigt. All dieses und die kräftigen Bewegungen der Werkmänner vollziehen sich wie hinter einem dichten, leicht gefärbten Schleier. Ein echter Künstler, wer diese Stimmung mit seinem Pinsel in Treue wiederzugeben vermag! Dann gilt es die lodernden Schmiedeeisen zu schildern, die eben aus dem Ofen kommenden gewaltigen Walzblöcke, die hoch über alles intensive Schaffen hinweg von einem Kran durch die Halle getragen werden, die sich windenden glühenden Schlangen dünn ausgewalzten Materials, die über den Boden huschen, das rasende Feuerspeien der frisch beschickten Bessemerbirnen, die puffende Hölle eines Koksofens, der eben abgestochen wird. Das sind gewiß der köstlichsten Motive genug für Maler, die raffinierte Lichteffekte suchen. Auch die Bauwerke selbst sind voller Reize. Solch ein Hebezeug, das fünfzigtausend Kilogramm mit Leichtigkeit tragen kann, ist



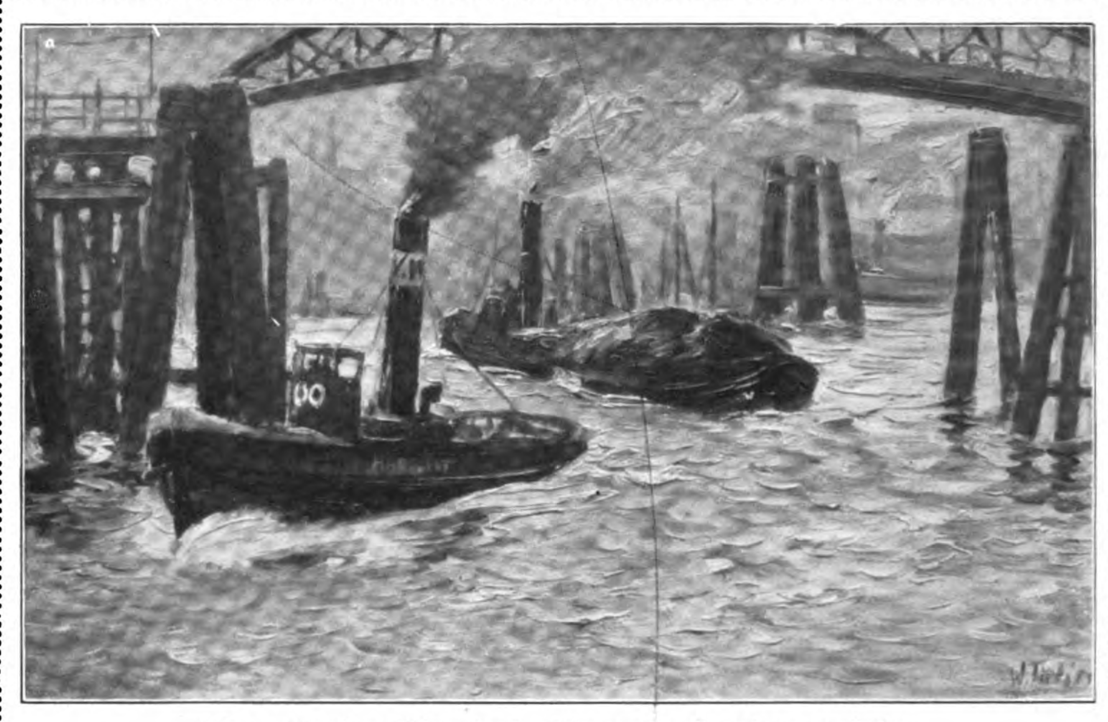
Pierre Paulus: Nach der Arbeit



Frank Brangwyn: Schichtwechsel im Kohlenbergwerk

nicht nur stark, sondern auch von eigenartiger Schönheit.

Schlank und hell steigt die Kransäule empor. Durch die dunklen Maschen des Gitterwerks erblickt man den helleren Hintergrund oder den Himmel. Jede Linie deutet auf Kraft, offenbart ohne weiteres den Zweck, zu dem der zugehörige Körper gefügt ist. Droben liegt der Laufwagen, wirklich wie eine Katze, von der er den Namen hat, niedergeduckt, jeden Augenblick bereit, in die Tiefe hinabzugreifen und auch die schwerste Last von dort unten heraufzuholen. Köstlich ist der Anblick des Gewirrs der ungeheuren Gebläsezylinder, die um den Hochofen stehen, durch riesenhafte Röhren mit diesem verbunden sind und ihre Füße auf einen mit eisernem Gestrüpp bedeckten Boden setzen. Feinste architektonische Wirkung wird nicht selten gewonnen durch die geschickte Anordnung schlanker Schornsteine und gedrungener Wasserbehälter durcheinander, und um all diese Gebilde herum fliegt und streicht nun wiederum der Dunst,



Willy Tiedjen (München): Abend im Hamburger Hafen

jener silberne Nebel, der sich aus den Essen niederschlägt, alle Konturen weich macht, jeden Gegenstand verschleiert und dadurch interessant erscheinen läßt.

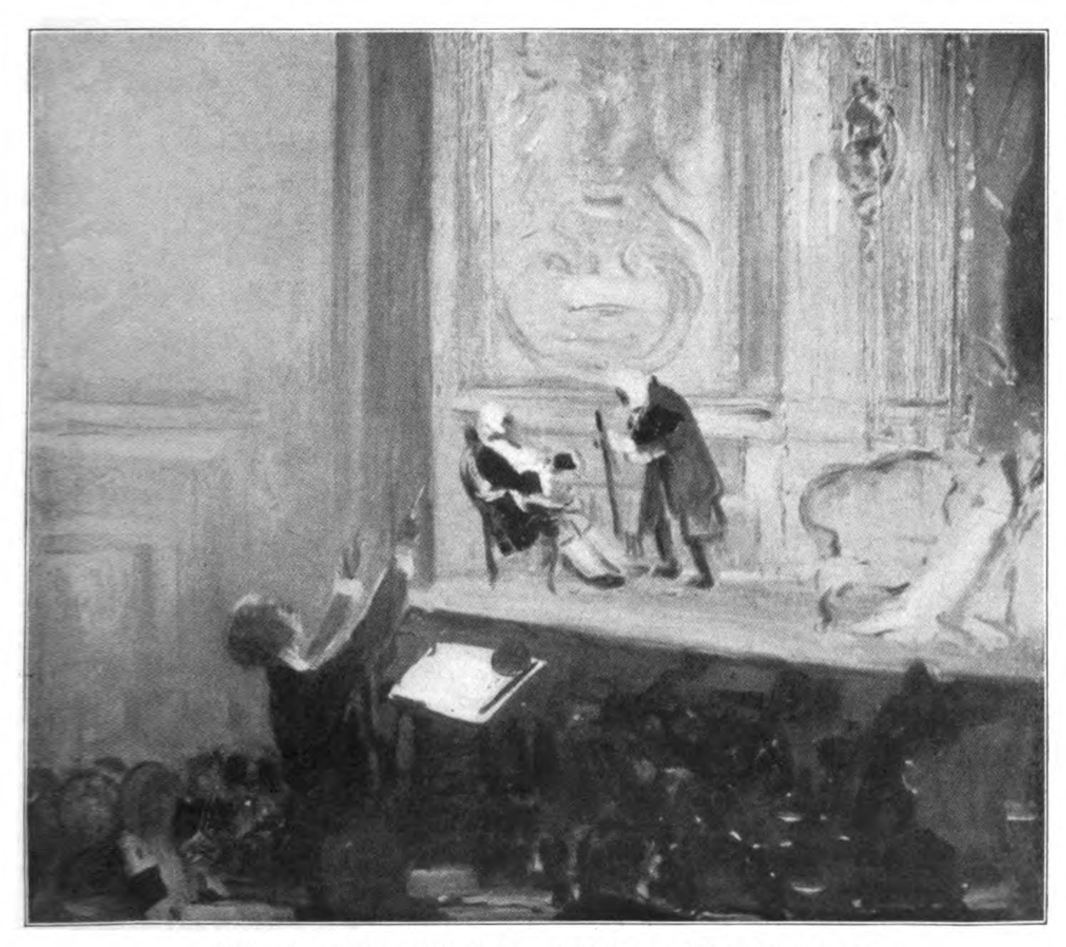
Und dann die Menschen! Das geöffnete Tor eines Bergwerks, aus dem zur Zeit des Schichtwechsels die Arbeiter in quellenden Massen strömen, alle noch ein wenig in der geduckten Haltung, in der sie da unten tätig gewesen sind, und doch schon wieder sich reckend unter der freien Höhe des Himmels, diese Leute, denen das Tageslicht noch schmerzend in die Augen dringt und die darum die Stirn unter dem breiten Mützenschirm verstecken — das ist ein Bild, das hundertmal mit dem Pinsel festgehalten werden kann und doch immer neu ist. Welch ein unerschöpfliches Motiv ist die Frau, auf deren Gestalt der ganze Jammer schwerster körperlicher Fron lastet, und die doch zu gleicher Zeit eine stolze und herrliche Erscheinung ist, wenn sie, ihr Kind sorgend auf dem Arm, als ein Bild der Mutterliebe über die schmutzige Arbeitsstätte dahinschreitet.

Alle diese Dinge sind auf den Bildern in der Ausstellung aufs ausführlichste behandelt. Obgleich ein einheitlicher und nirgends wirklich durchbrochener Rahmen die ganze Kollektion zusammenhält, findet man doch eine außerordentliche Mannigfaltigkeit. Es zeigt sich, daß die Großen der Malkunst auch dieses Stoffgebiet vortrefflich meistern, und manche jungen, nicht wenig neue Talente treten hier in überraschender Weise hervor. Es war natürlich nicht zu vermeiden, daß gewisse besonders prägnante Bilder aus der Welt der Technik immer wieder gemalt wurden, so das Bergwerk, der Hochofen mit seiner Umgebung und der Hamburger Hafen mit den leicht dahinschießenden Dampfern, die einen so scharfen Gegensatz bilden zu der wuchtigen Ruhe der Dückdalben, der in den Fluß getriebenen mächtigen Anlegegerüste. Aber Männer wie Brangwyn und Pennel haben die Arbeitsstätten immer wieder bis in die letzten Winkel durchstreift, und sie haben da Anregungen für ihre köstlichen Radierungen in so reicher Zahl gefunden, wie es kaum in einem andern Stoffgebiet möglich gewesen wäre. Brangwyns Bild von der Abrüstung des alten berühmten Schiffes „Duncan“ zeigt, wie das Auge

eines Meisters solch einen an sich recht bescheidenen Vorgang erschaut. Das Heraufwuchten der schweren Lasten aus dem Wrack und das wimmelnde Treiben auf solch einem Dock sind mit größter Delikatesse durch einige andeutende Beispiele zur Anschauung gebracht. Bei allen Bildern ist es interessant zu verfolgen, wie weit die klare Wiedergabe des technischen Vorgangs den künstlerischen Ausdruck des Bildes steigert, wie die Wirkung auf den Beschauer größer wird, wenn der Maler die Technik des Geschehens, das er festgehalten, verstanden und sicher aufgezeichnet hat.

Besondere Beachtung findet auf der Ausstellung ein Bild von Robert Sterl. Es wird stets mit lächelndem Verständnis betrachtet. Denn im ersten Augenblick glaubt man, daß es als einziges nicht in den Rahmen paßt, dann aber sieht man rasch seine Zugehörigkeit ein. Das Gemälde zeigt den berühmten Dirigenten des Dresdener Königlichen Opernhauses, Schuch, wie er den Straußschen „Rosenkavalier" dirigiert. Wer könnte daran zweifeln, daß das Pult, von dem aus ein so schweres Werk geleitet wird, eine „Stätte der Arbeit" ist?!

Außer diesem einen Witz aber ist die Ausstellung entsprechend dem Gegenstand, den sie behandelt, sehr ernst. Wenn man all diese Bilder beschaut, erhält man einen guten Eindruck von der Größe der industriellen Arbeit, durch die die Unzahl unsrer täglichen Gebrauchsgegenstände geboren wird. Man blickt in eine Welt, die von der allgemeinen Straße abseits liegt, und die darum von manchem Suchenden nicht gefunden wird.



Robert Sterl: Schuch dirigiert den „Rosenkavalier"



Dampfer „Imperator" der Hamburg-Amerika-Linie

Eine Probe auf die Sicherheit des Schiffes

Zur Festigkeitserprobung der wasserdichten Schotten, die bei der „Titanic" den eindringenden Wassermassen nachgegeben haben sollen, wurde beim „Imperator" ein ganzes Schiffsabteil künstlich bis oben vollgepumpt. Das Bild zeigt den Augenblick, wie die zur Wiederentleerung von der Stadtfeuerwehr entliehene Dampfpumpe von dem 200-Tonnen-Kran aus dem Schiffsinnern gehoben wird. Es sei hinzugefügt, daß die am Kran schwebende Dampffeuerspritze zurzeit die größte des Kontinents ist.

Kultur der Gegenwart





Literatur

Bilde, Künstler, rede nicht! — so möchte ich dem Dichter **Friedrich Lienhard** zurufen, so oft ich ihm auf andern Pfaden als denen des Dichters begegne. Jeder neue Gedichtband von ihm erfüllt mich mit Freude; jedes noch so kluge, belehrsame Buch von seiner Hand läßt mich über seinen Verlust an besser zu verwertender Zeit klagen. Lienhards neue Gedichte „Lichtland“ (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) enthalten wiederum so viele Volledelsteine aus der unerschöpflichen Schatzkammer Poesie, daß ich dem Dichter, wie gesagt, nicht laut genug zurufen kann: Bilde, bilde, rede nicht!

*

Julius Babs dramatische Versuche haben mir bisher weit mehr den Eindruck eines heftigen Könnenwollens als eines wirklichen Könnens gemacht, und seine mancherlei wohlweisen Abhandlungen über das Drama haben mir keine bessere Meinung von dem Dramatiker Bab beigebracht. Den beachtenswerten Dichter Julius Bab entdecke ich zum erstenmal in seinen „Lyrischen Porträten“ (S. Fischer, Berlin), einer Sammlung von 45 Gedichten auf bedeutende Menschen der Tat, des Wortes und der Kunst. Arg gesucht, bis zur Unverständlichkeit verschnörkelt, sich selbst gewaltsam aufregend sind gar manche dieser Gedichte; doch auch viel Innerliches und in treffenden Worten Neugeprägtes ist darunter. Ja, zuweilen erklingt ein feiner lyrischer Silberton, der die Überschrift des Bändchens rechtfertigt, so zum Beispiel in diesem Gedicht auf Geijerstam:

Leben, das ich liebgehabt,
— — — — — — — — — — —
Erstes Licht im Sommergarten,
Bienenschwarm auf Honigfahrten,
Rosen, die den Dieb gelabt.

Leiser Schritt von frühen Schuhen,
Weiße Mädchenkleider rauschen;
Schlaflos selig muß sie lauschen:
Alles Glück will blühen nun!
— — — — — — — — — — —

Abend fällt in bangen Wind,
Nebel triefen in den Beeten;
Sind die Rosen nicht zertreten,
Wo wir früh gegangen sind?

Die nach Licht die Hände breiten,
Trifft der Wind mit kühlen Schlägen,
Leere Luft hineinzulegen.
Und du wirst ins Ende gleiten.

Der in breitem Triebe trabt,
Alltag treibt in dumpfen Spuren
Fort die müden Kreaturen.
— — — — — —
Leben, das ich liebgehabt.

Übrigens eine bescheidene Anfrage: Warum nennt dieser in deutscher Sprache dichtende Verfasser seine Menschenbilder oder -bildnisse „Porträte“? Ist das etwa deutlicher, feiner, dichterischer als Bildnisse? Und welche Beugungsregeln herrschen über die Mehrzahl Porträte gegenüber der Einzahl, die doch wohl



Phot. M. Meier, Straßburg i. E.

Friedrich Lienhard



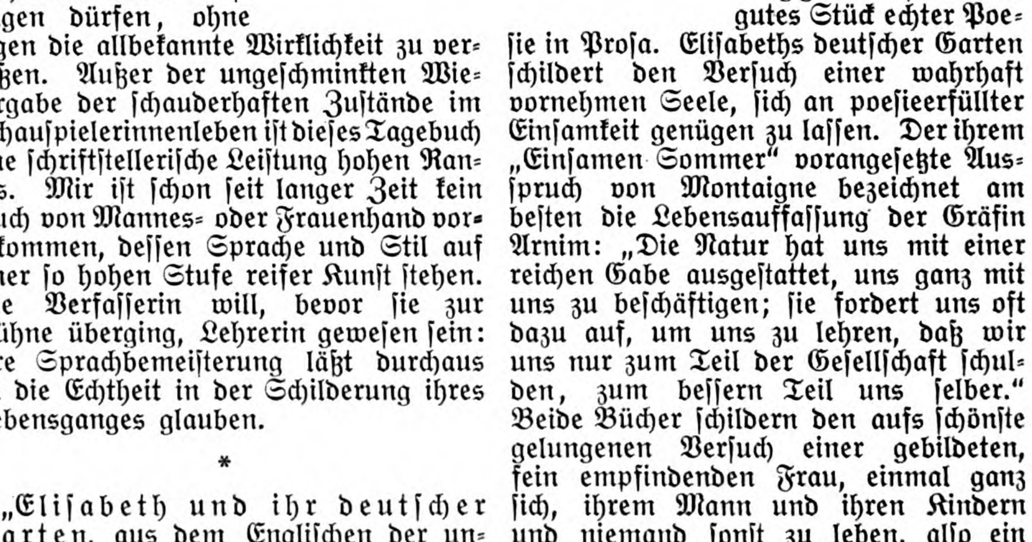
Porträ gesprochen wird? Aber das Deutsche mit seinen gemeinen Bildnissen ist eben eine gar zu arme, eine gar zu plumpe Sprak, nicht wahr?

*

Um die Verfasserschaft des zu schnellem Erfolge gelangten Buches „*Aus dem Tagebuch einer deutschen Schauspielerin*" von Helene Scharfenstein (Robert Lutz, Stuttgart) hat sich in der Presse ein Streit erhoben; die sogenannte Echtheit des Tagebuches wurde angezweifelt, obwohl doch nicht das geringste an ihr gelegen ist. Inhaltlich echt oder unecht? Das ist die einzige Frage, die einem solchen Buche gegenüber aufzuwerfen ist. Die Lebenswahrheit dieser Aufzeichnungen aus dem Schauspielerinnenleben ist für jeden, der in Berührung mit dem Bühnenwesen gekommen, über allem Zweifel erhaben. Man kann auch nicht sagen, daß Helene Scharfenstein — wie immer sie mit ihrem wahren Namen heiße — übertreibt; sie hätte noch viel dicker auftragen dürfen, ohne



Julius Bab



gegen die allbekannte Wirklichkeit zu verstoßen. Außer der ungeschminkten Wiedergabe der schauderhaften Zustände im Schauspielerinnenleben ist dieses Tagebuch eine schriftstellerische Leistung hohen Ranges. Mir ist schon seit langer Zeit kein Buch von Mannes- oder Frauenhand vorgekommen, dessen Sprache und Stil auf einer so hohen Stufe reifer Kunst stehen. Die Verfasserin will, bevor sie zur Bühne überging, Lehrerin gewesen sein: ihre Sprachbemeisterung läßt durchaus an die Echtheit in der Schilderung ihres Lebensganges glauben.

*

„*Elisabeth und ihr deutscher Garten*, aus dem Englischen der ungenannten Verfasserin übersetzt von Hedwig Deneke-Wächter" (Julius Zeitler, Leipzig) ist in England eines der bekanntesten neueren Bücher, aber auch in Deutschland schon seit etwa fünfzehn Jahren recht bekannt. Warum man heute noch von einer „ungenannten Verfasserin" spricht, begreife ich nicht, denn ihr Name ist schon vor Jahren von mir zur öffentlichen Kenntnis gebracht worden. Sie heißt Mary Annette *Gräfin von Arnim*, stammt aus der angesehenen englischen Familie Beauchamp, ist geboren am 31. August 1866 und die Gattin des vor einigen Jahren verstorbenen einzigen Sohnes Harrys von Arnim, des durch seinen Streit mit dem Fürsten Bismarck bekannt gebliebenen ehemaligen Botschafters des Deutschen Reiches. Die Gräfin Arnim hat noch ein zweites Buch von deutschen Gärten geschrieben: „Der einsame Sommer", der im gleichen Verlage in deutscher Ausgabe erscheint. — Was in ihren Gartenbüchern steht? Handlung gar keine, aber ein gutes Stück echter Poesie in Prosa. Elisabeths deutscher Garten schildert den Versuch einer wahrhaft vornehmen Seele, sich an poesieerfüllter Einsamkeit genügen zu lassen. Der ihrem „Einsamen Sommer" vorangesetzte Ausspruch von Montaigne bezeichnet am besten die Lebensauffassung der Gräfin Arnim: „Die Natur hat uns mit einer reichen Gabe ausgestattet, uns ganz mit uns zu beschäftigen; sie fordert uns oft dazu auf, um uns zu lehren, daß wir uns nur zum Teil der Gesellschaft schulden, zum bessern Teil uns selber." Beide Bücher schildern den aufs schönste gelungenen Versuch einer gebildeten, fein empfindenden Frau, einmal ganz sich, ihrem Mann und ihren Kindern und niemand sonst zu leben, also ein



Kultur der Gegenwart

Dasein zu führen in möglichster Abgeschiedenheit vom Tageslärm und von aller Kleinlichkeit der Welt, nur im Zusammenhange mit einigen liebsten Menschen und mit der blühenden Natur. Das ist der Inhalt der zwei Gartenbücher Elisabeths, äußerlich ein ganz geringer, innerlich so reich, wie eine vornehme Seele und eine ungemein reizvolle Darstellung ihn nur irgend gestalten konnten.

*

Mit einem überaus wichtigen Beitrag zur Literatur der geschichtlichen Denkwürdigkeiten beschenkt uns der Verlag G. Westermann in Braunschweig: „Luise von Preußen (Fürstin Anton Radziwill): Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben (1770 bis 1815)“, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von der Fürstin Radziwill-Castellane. Aus dem Französischen übertragen von E. von Kraatz. — Zunächst die Bemerkung, daß die Übersetzung ausgezeichnet und die Ausstattung überaus vornehm ist. Der inhaltliche Wert dieser Aufzeichnungen der Schwester des heldenhaften Prinzen Louis Ferdinand von Preußen beruht zunächst in der hervorragenden Stellung der Tagebuchschreiberin, die sehr vieles Wichtige selbst gesehen oder aus berufenem Munde vernommen; dann aber auch in der schlichten Wahrhaftigkeit, womit diese preußische Prinzessin berichtet, was sie in wildbewegten Zeiten aus unmittelbarer Nähe erlebt oder erfahren hat. Besonders über Napoleon in seinem Verkehr mit dem preußischen Königspaar bieten diese Aufzeichnungen manchen Zug, der von nun ab in jede gründliche Darstellung des Napoleonischen Zeitalters übergehen wird.



Prinzessin Luise von Preußen

*

Ich habe Bismarck von 1871 bis zu seinem Austritt aus dem Amt in nächster Nähe zu beobachten das Glück gehabt, wenigstens soweit sein Erscheinen und rednerisches Handeln in unsern Parlamenten in Frage kam; habe auch eine reichliche Masse guter, mittelmäßiger und schlechter Bismarckliteratur gelesen und muß doch bekennen: das richtige Bismarckbuch ist mir noch nicht begegnet. Der eine, der es aus noch viel besserer persönlicher Kenntnis als ich hätte schreiben können, ja sollen, Ludwig Bamberger, hat es nicht geschrieben.

Wohl nur der Tod hat ihn daran verhindert, denn als ich ihm wenige Tage vor seiner letzten Erkrankung seine Pflicht vorhielt, das uns fehlende seelenkundige Werk über Bismarck zu schreiben, schien er nicht abgeneigt, wandte er mir nur sein Alter und seine Gebrechlichkeit ein.

Kultur der Gegenwart



Fast jeder, der heute über Bismarck ein Buch schreiben will, muß es aus papierenen Quellen schöpfen, kann uns also je nachdem manches Kluge und Geistreiche sagen, nicht aber den großen Toten ins Leben heraufbeschwören; denn dazu gehört die Kenntnis von Angesicht zu Angesicht, und wer unter dem jüngeren Schreibergeschlecht hat den seit 1890 aus dem Amt, seit 1898 aus dem Leben Geschiedenen oft leibhaftig gesehen? Emil Ludwig nennt seinen „Bismarck" (S. Fischer, Berlin) einen „psychologischen Versuch", und einen solchen mag man bis zu einem gewissen Grade gelten lassen; nur lobhudle man nicht, jetzt sei uns das erschöpfende Werk über Bismarcks Seele beschert. Schon das fast gänzliche Fehlen des Schattens in Ludwigs strahlendem Lichtbilde Bismarcks macht das Buch in den Augen der wirklichen Kenner des Helden zu einer recht bescheidenen Leistung. Die noch unter uns lebenden parlamentarischen Zeitgenossen Bismarcks — sehr viele sind ihrer nicht mehr — haben ihn ganz anders im Fleische gesehn als Emil Ludwig im Papier.

*

Sigmar Mehring hat seine lesenswertesten Aufsätze über deutsche und fremde Dichter zu einem Sammelbande „Lorbeerkränze" (Verlag Continent, Berlin) vereinigt, auf den ich nachdrücklich hinweisen möchte. Über Christian Günther, Johann Peter Hebel, Platen, Musset, Baudelaire, Browning, Swinburne und einige andre liest man in Mehrings geistvollem Buche gar manches, was nicht auf der Oberfläche liegt. Für die fremden Dichter hat Mehring seine hervorragende Verdeutschungskunst eingesetzt, durch die er uns sein Urteil unmittelbar beleuchtet. Für den wertvollsten dieser Aufsätze halte ich den über Heinrich Heine und seine Lobredner, worin er ohne kritiklose Begeisterung das heraushebt, was doch schließlich nach allem Streit über Heine die Lobredner, die Tadler und die Beschimpfer überdauern wird.

*

Wie tief muß in deutschen Landen die Überzeugung gedrungen sein, daß unser Prosastil kläglich ist, da schwerlich ein Monat, vielleicht kaum eine Woche vorübergeht, ohne ein Buch oder doch ein Büchlein voll Schimpf und Glimpf zur Verbesserung des deutschen Stils. Ich selbst gehöre ja mit meiner „Deutschen Stilkunst" ebenfalls zu den Unzufriedenen, die nach einer besseren, namentlich einer reineren deutschen Prosa rufen. Da ist es mir eine Freude, auf die trefflichsten unter meinen Gesinnungsgenossen hinzuweisen, zumal wenn sie sich von jener kleinlichen Sprachschulmeisterei freihalten, die so vielen Freunden deutscher Sprache den Zeterer Wustmann verleidet. Eduard Schill gibt ein überaus nützliches Büchlein heraus: „Hundert Fehler des Amtsstils, Handbuch für Behörden und Beamte" (Wildsche Buchdruckerei, München), von dem ich dringend wünsche, daß es in jeder deutschen Amtsstube, von der des Schulzen bis zu der des Reichskanzlers und der kaiserlichen Kabinette, bereit liege und durch tägliche Abnutzung jedes Jahr die Neuanschaffung notwendig mache. — Der Generalleutnant W. von Unger hat in einem Heftchen von nur vier Bogen: „Vom militärischen Stil" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) die Fehler unsrer Heeressprache zusammengestellt, die um so unangenehmer wirken, je vorteilhafter sich im allgemeinen die Sprache unsrer Heeresverwaltung von der in den meisten übrigen Ämtern bräuchlichen unterscheidet. Auch für Nichtbeamte, ja für alle Schreiber im Bürgerrock sind diese beiden Büchlein reich an nützlicher Belehrung.

Eduard Engel



Bildende Kunst

Die neuen Tendenzen der Malerei

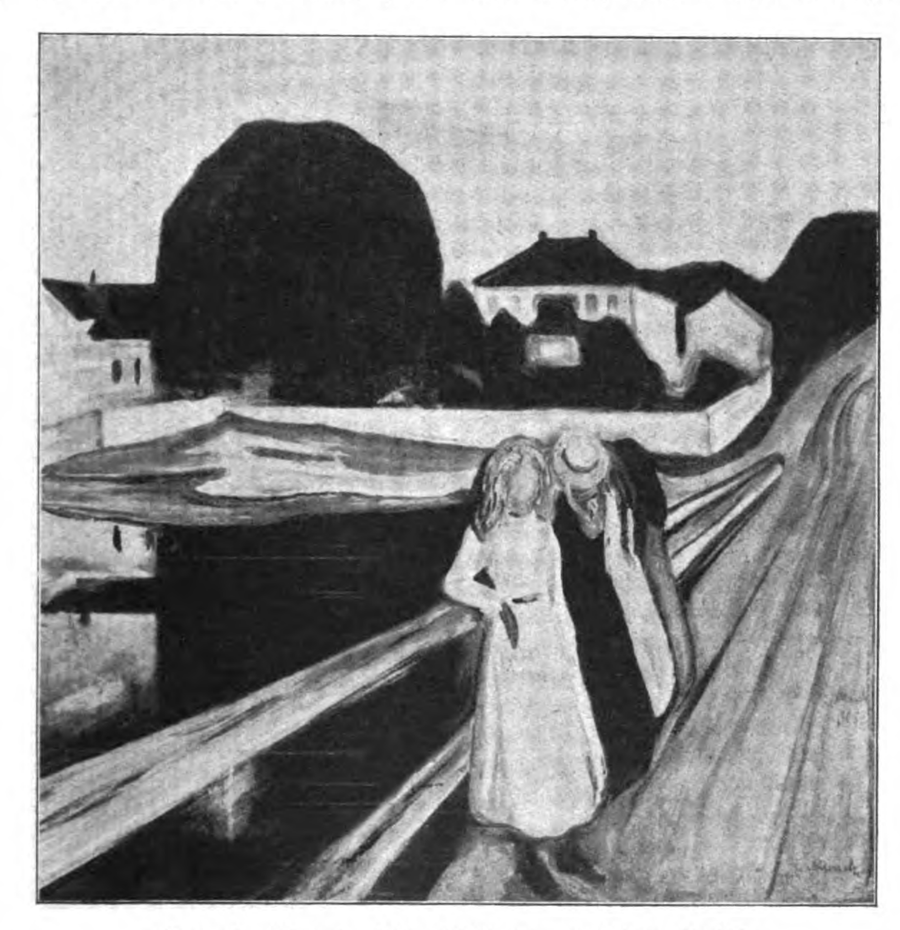
(Zu der Kunstausstellung in Köln)

Die jungen Leute am Rhein, die Fühlung mit den neuen künstlerischen Be-



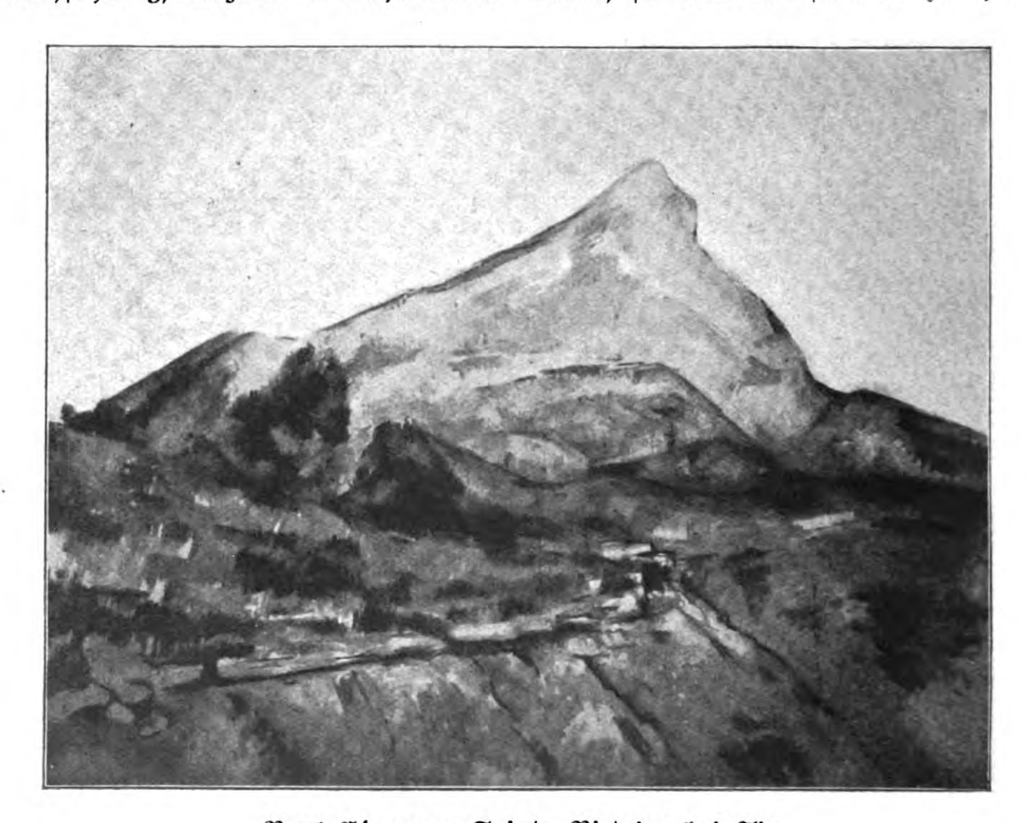
strebungen draußen gewonnen haben, sind natürlich seit langem gegen den beharrenden Kunstbetrieb in Düsseldorf aufgebracht. Zuerst haben sie nur geschimpft oder höchstens den kleinen Krieg gegen die Machthaber geführt, dann aber mit ihren Freunden aus dem Kreise der Laien sich zu positiver Arbeit verbunden, die den Zweck hat, dem Publikum zu zeigen, was ihm die Düsseldorfer gern verbergen möchten: daß es noch eine andre Art von Malerei gibt als die regelmäßige und fleißige Bilderproduktion seiner gut bezahlten „Lieblinge“. Diesmal wollten sie es ganz im großen anfangen: Cézanne, van Gogh, Munch und alle die vielen Maler aller Nationen, die von ihnen beeinflußt worden sind, sollten Revue passieren. Und da man ihnen in Düsseldorf Steine in den Weg legte, sind sie nach Köln gegangen, das in bekannter „Freundschaft“ für die Nachbarstadt gern zugriff und seine Stadthalle für die Demonstration hergab.

Die Bedeutung dieser Ausstellung für uns andre, man möchte beinahe sagen: für die Welt, liegt darin, daß das, was der rheinische Sonderbund hier unternommen hat, noch niemals versucht worden ist. Von den offiziellen internationalen Ausstellungen ist diese Kunst so gut wie ganz ferngehalten, in Paris, in Berlin und — mit großem Abstand — in München sind immer nur einzelne Künstler oder gar nur einzelne Werke gezeigt worden, so daß eigentlich nur



Eduard Munch: Vier Mädchen auf der Brücke
(Aus der Sammlung des Herrn Dr. Griesebach, Jena)

wenige Künstler und Kunstfreunde, die sehr viel sehen, eine deutliche Vorstellung davon hatten, um was es sich eigentlich bei diesen vielbesprochenen neuen Strebungen handelt. Das ist nun hier sehr deutlich zu sehen. Auch wer vielleicht mehr ablehnt als annimmt, muß deshalb das Unternehmen loben. Und ebenso die Durchführung, trotzdem es nicht immer möglich gewesen ist, die besten Werke der Künstler zu erlangen.



Paul Cézanne: Sainte Victoire bei Aix

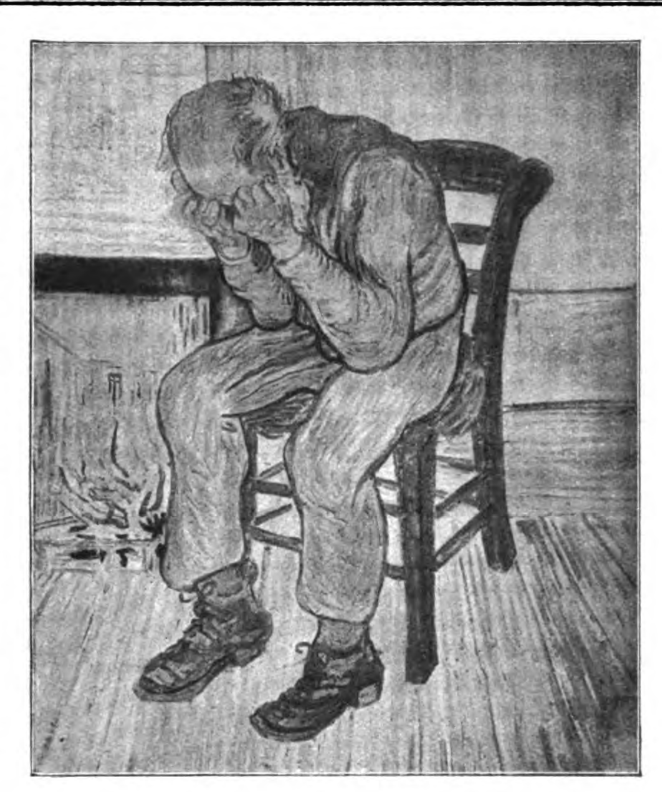
Sucht man den Kern der ganzen Bewegung, deren Träger so ganz verschiedenartige Künstlerpersönlichkeiten sind, zu fassen, so kommt man schließlich darauf, sie als eine Renaissance der Farbe zu bezeichnen.

Das mag dem Laien zunächst schwer eingehen. Er wird sagen, daß die Farbe doch niemals aufgehört habe, als eine Qualität der Malerei zu gelten, auch nicht in dem Impressionismus, gegen den die neue Bewegung sich besonders wende; ja, daß man ihm gerade nachgerühmt habe, die alte konventionelle durch eine neue, aus frischer Naturbetrachtung geschöpfte Farbe ersetzt zu haben. Das ist richtig, aber das Wort Farbe bedeutet jetzt eben etwas andres. Man könnte den Unterschied etwa so ausdrücken: Die Farbe war degradiert worden zu einem Mittel, sie kam nur so weit zu ihrem Rechte, wie es das Motiv und seine Stimmung erlaubten, und wie früher durch die Mischung, so wurde sie nun durch die Teilung in Punkte und Striche gebrochen. Es kam eben dem Künstler auf ganz andre Dinge an, auf Luft und Licht. Dem neuen Maler dagegen ist wie den ursprünglichen und wie fast allen großen der späteren Epochen die Farbe ein Eigenwert. Er will, daß sie rein wirke und, indem sie darstellt, doch mit allem Glanz die Fläche ziere. Er kommt gar nicht darauf, Motive zu malen, die sie um diese Wirkung bringen; solche scheinen



ihm außerhalb der Malerei zu liegen.

Es ist kein Zufall, daß der Südfranzose Paul Cézanne zuerst diese Empfindung hatte und daß der Holländer Vincent van Gogh erst, als er in dasselbe Sonnenland kam, zu ihr gelangte, während die Impressionisten in der ausgesprochen nordeuropäischen Natur der Pariser Landschaft ihre Art gebildet hatten. Cézanne war ein Altersgenosse Manets. Er wurde zu den Impressionisten gezählt, zählte sich wohl selbst zu ihnen. Aber man nahm ihn nicht ganz für voll, und erst viel später wurde es klar, daß er, während er ihnen nachzugehen, nachzuhinken schien, in der Tat auf ein neues Ziel vorangeschritten war. Wir





Vincent van Gogh: Olivenbäume. Oben: Weinender alter Mann



sehen in ihm den entscheidenden Neuerer, in dem Impressionismus nur den letzten Ausläufer der alten Malerei. Deshalb konnten auch die Monet, Sisley, Pissarro eher „fertig“ werden als er, der durch die Neuheit seiner Absicht zum Fragmentarischen verurteilt wird.

Cézannes Wesen wird oft verkannt, weil er dieses Fragmentarische stehen ließ, aufhörte, wenn etwas verunglückt war oder er es nicht zu Ende bringen konnte. Man nimmt ihn für einen, dem es nicht sehr um den Gegenstand zu tun war, oder gar für einen schnellen Skizzierer. In Wahrheit war er ein Pedant, eine so tief wahrhaftige Natur wie unser Menzel; es war ihm unmöglich, eine inhaltslose Redensart zu machen, hinzusetzen, was er nicht wirklich gesehen hatte, kurz „fertig zu machen“. Deshalb ist er ganz zu Rande gekommen fast nur mit den toten Dingen, die auch der längsten und peinlichsten Beobachtung standhalten. Seine Stilleben sind wahrhaft klassisch. In der Landschaft wählte er, ganz entgegengesetzt den Impressionisten und also ganz gemäß seiner Absicht, die beruhenden Stimmungen. Und ebenso geht er im Porträt den bleibenden Zügen, nicht dem momentanen Ausdruck nach. Trotzdem blieb von den Werken vieles unbeendet.

Van Gogh ist menschlich sein konträrer Gegensatz. Ganz Temperament, man möchte sagen ganz Wut, die Bewegtheit der Welt zu fassen. Für ihn gibt es nichts Festes. Es ist, als ob auch die geraden und toten Dinge sich noch recken und schnörkeln und irgendein geheimnisvolles Leben haben. Er schlägt, er reißt, er nudelt die Farbe, bis sie sein intensives Erlebnis irgendwie ausdrückt. Wenigstens in den Bildern seiner späteren Zeit, seinen eigensten, erscheint er so. Und er wird nur ruhig, wenn er ein Menschenantlitz schildert. Welche Kraft in der alten Frau aus Arles! Es gehört zu den unvergeßlichen Menschenbildern, auch in den starken, ganz ungebrochenen Farben, den Blau, Gelb, Grün, Rot!

Zum ersten Male seit langer Zeit stellt hier auch Eduard Munch wieder aus, der Norweger, dessen erstes Auftreten in Berlin — es sind nun wohl zwanzig Jahre her — so viel Aufsehen machte und die Abtrennung der Sezession vorbereitete. Er hat als Anreger eine große Rolle gespielt, und mancher hat Ruhm und Geld geerntet, der ihn zehn Jahre später sehr äußerlich imitiert hat. Munch ist viel komplizierter als die Maler, von denen bisher die Rede war. Er wollte mehr malen, als was das Auge sieht: Menschenschicksal, wie es eine tief mitleidende Natur fühlt. Das hat ihn oft abseits von der Bildkunst geführt, hat ihm aber manchmal erschütternde Werke gegeben. In seinen neuen Arbeiten kommt mehr die andre Seite seines Wesens heraus: der scharfe Beobachter, der sich scharf und schlagend mitteilt. Am besten bezeichnen ihn seine Porträte. Sie sind sozusagen Abbreviaturen. Er gibt nur die entscheidenden Züge und läßt das Selbstverständliche fort. Dafür hat er nun erst den rechten Stil gefunden; das Ganze ist schon durch die Farbe so gegen die Wirklichkeit abgesetzt, daß man sie nicht mehr zum Maßstab für die Erscheinung nimmt und nicht mehr „vermißt“, was zu ihr fehlt.

Ich kann nicht finden, daß die Maler, die sich näher oder ferner zu diesen Meistern bekennen, wirklich auf den Kern der Bestrebungen eingegangen sind. Es handelt sich in den besseren Fällen um gutes Arbeiten in ihrer Art, in den viel häufigeren schlimmeren um die peinlichste Form der Nachahmung, die Übertreibung. Schon daß sie einen Namen für sich haben — sie nennen sich „Expressionisten“ —, ist verdächtig. Es zeigt eine Absichtlichkeit, die sich mit freiem künstlerischem Schaffen aus persönlicher Empfindung heraus nicht verträgt. So sind denn Rezepte aus den Werken Cézannes und van Goghs gezogen worden und — nicht einmal aus den besten, und man malt mit denselben Linien und Farben in Wien, in Berlin und in Christiania. Ich denke nicht daran, die Bewegung damit abzutun. Es sind ungeheure Anregungen durch die Meister gegeben worden, die wirken müssen und werden. Aber entweder sind die rechten Künstler noch nicht da oder sie stecken noch zu sehr im Äußerlichen oder — wir können sie in der Masse noch nicht unterscheiden.

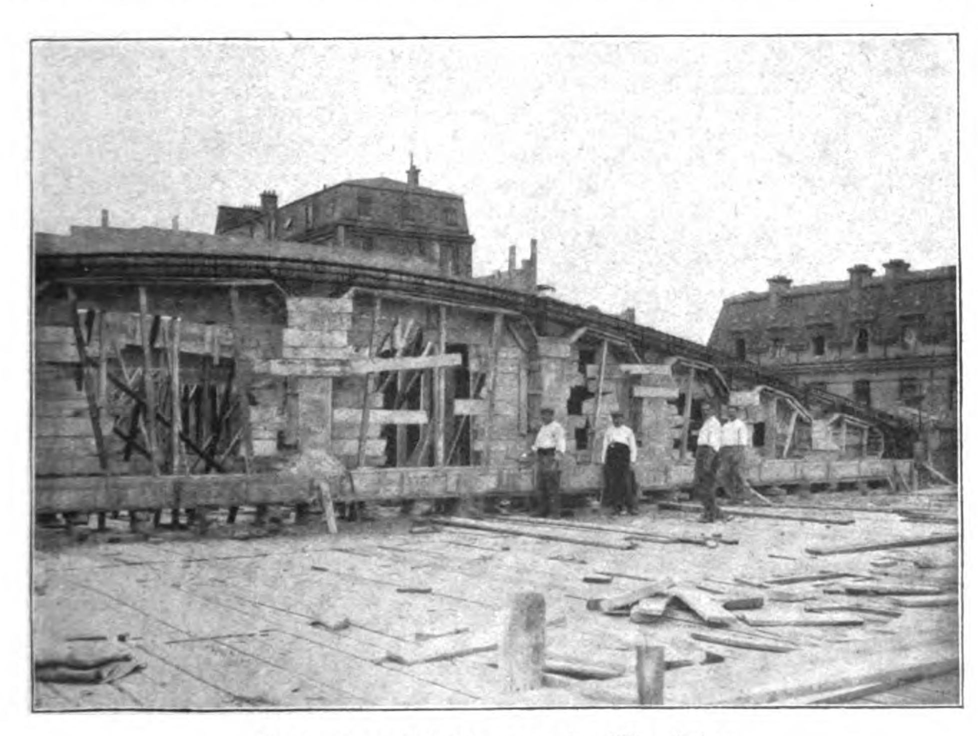
Fritz Stahl

Kultur der Gegenwart

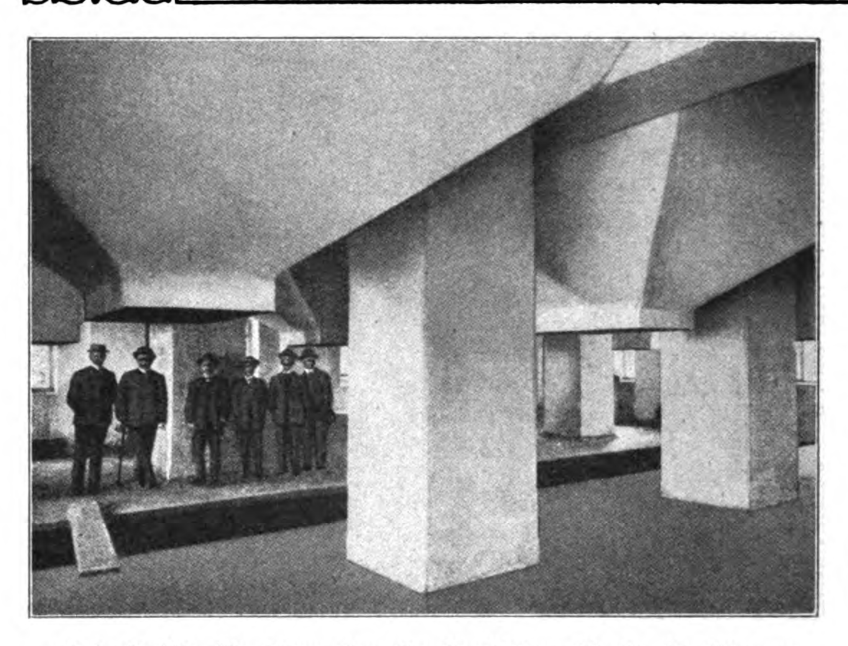


Architektur

Zu den durch Jahrtausende üblich gewesenen Bauweisen in Holz und in Stein ist im neunzehnten Jahrhundert die Bauweise in Eisen getreten. Sie hat ihre Entwicklungsjahrzehnte durchgemacht; nach anfänglicher Anwendung des brüchigen Gußeisens ging man bald ganz zum Schmiedeeisen (Walzeisen) über. Aus Eisen wurden die tragenden Teile, gewissermaßen das Gerippe von Gebäuden, gebildet, die Zwischenräume (die Fache) erhielten eine Ausfüllung aus Ziegel, Terrakotta, Glas (Bahnhofshallen), Beton. Dann folgte jene eigentümliche innige Zusammenschließung von Eisen und Beton, die mit dem Namen ihres Erfinders Monier verknüpft ist, und die man Monierbauweise nannte. Sie bildet die Grundlage zu der heutigen Eisenbetonbauweise. Diese hat sich bereits ein enormes Feld erobert; Brücken, Türme, Fabriken, Bahnhöfe, Hallen, Geschäftshäuser, Warenhäuser, Theater, große öffentliche Gebäude jeder Art werden jetzt in Eisenbeton gebaut. Die Vorzüge des Eisenbetons bestehen in der sehr großen Druck- und Zugfestigkeit und in einer vollkommenen Steifigkeit, die die verwegenste Art von Deckenspannung, Auskragung, Überwölbung gestattet. War früher die gesamte Baukonstruktion auf Stütze und Tragbalken (wie in der griechischen Baukunst) oder auf dem Gewölbebogen begründet (wie in der römischen und der mittelalterlichen Baukunst), so ist der moderne Konstrukteur freier geworden, er kann Raumumschließungen wählen, wie er sie will, und die Spannweite seiner Überdachungen und Überbrückungen ist ins Ungeheure gewachsen. Das Wesen des Eisenbetons beruht auf der eigentümlichen Erscheinung, daß Eisen und erhärteter Zement fast genau denselben Ausdehnungskoëffizienten haben. Bei steigender Temperatur vergrößert sich also zum Beispiel die Länge eines Betonbalkens genau um dasselbe Maß wie die eines ebenso langen Eisenstabes. Bettet man nun den Eisenstab in den Zement oder Beton ein (Beton ist eine



Bau eines Dachbogens in Eisenbeton



Getreidesilo für Wormser Kunstmühlen, A.-G., in Worms

Mischung von einem festen Material, meist Kiesel, und angefeuchtetem Zement), so daß aus dem einfachen Betonbalken ein sogenannter armierter oder mit andern Worten ein Eisenbetonbalken wird, so kann bei Temperaturschwankungen keinerlei Spannung zwischen der Einlage und der Umhüllung entstehen, der Balken bleibt vollständig homogen. Würde sich das eine Material schneller ausdehnen als das andre, so träten widerstrebende Kräfte in Erscheinung, die nicht nur das baulich statische Verhalten stören, sondern sogar Berstungen im Balken selbst hervorbringen würden. Durch die Einlage von Eisen, das meist in runden Stäben eingefügt wird, erhöht sich die Standfestigkeit des Betons ganz bedeutend, so daß die Sparsamkeit in der Dimensionierung aufs äußerste getrieben werden kann. Die Eiseneinlagen und die Betonstärken werden durch Berechnung bestimmt. Die Bauweise bezeichnet den Gipfel der Rationalität.

Scheinen so alle Vorteile auf der Seite der Eisenbetonbauweise vereinigt zu sein, so hat sich doch neuerdings ein Mißstand auf einem Nebengebiete gezeigt, an das niemand gedacht hatte. Er liegt darin,

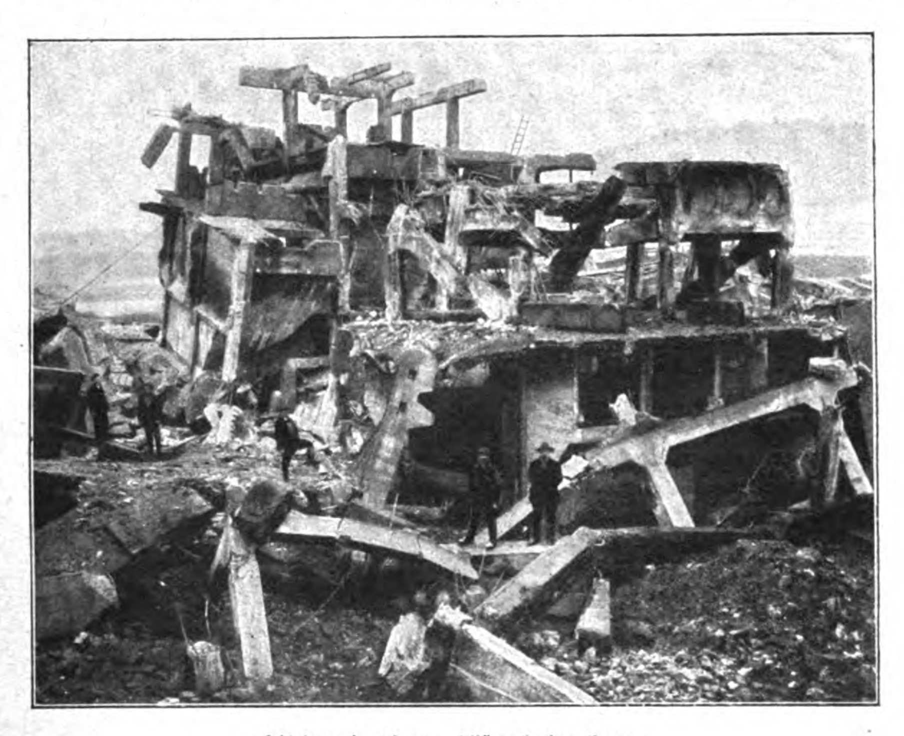


Fabrik aus Eisenbeton
Ziseliersaal der Gladenbeck-Aktiengesellschaft Friedrichshagen



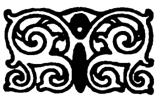
Kultur der Gegenwart

daß Betonbauten dem Abbruch außerordentliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Sie sind, einmal gebaut, fast nicht wieder wegzubekommen. Konstruktionen für die Ewigkeit. Es liegt nun eine gewisse Ironie des Schicksals darin, daß sie gerade einer Zeit geschenkt wurden, die so schnellebig, in ihren Verhältnissen so wechselnd, in ihrer Entwicklung so vorwärtsstürmend ist wie die unsre. Ein Geschäftshaus in den Straßen Berlins steht heute kaum länger als dreißig Jahre. Dann wird es abgerissen und macht einem neuen Platz, das sich besser rentiert. Unsre Bahnhöfe sind in weiteren dreißig Jahren sicher veraltet, so wie die 1860 gebauten im Jahre 1890 veraltet waren. Der Betrieb in unsern Fabriken erfährt ständige Verbesserungen, die Maschinen werden vervollkommnet, neue Typen treten an Stelle der alten; oder die Betriebe vergrößern sich, es werden Anbauten, Aufbauten und Umbauten nötig. In allen diesen Fällen bereiten Eisenbetonbauten die größten Schwierigkeiten. Da wo Sprengmittel angewendet werden können, kann wenigstens der abzubrechende Bau in einzelne große Partien zerlegt werden. Diese werden dann weiter zu solchen Stücken zermeißelt, die auf einem Fuhrwerk wegtransportiert werden können. Wo aber nicht gesprengt werden kann (und das dürfte in allen bewohnten Ortschaften der Fall sein), ist die Situation fast hoffnungslos. In unsäglicher Mühe muß hier mit dem Schrotmeißel und Vorhammer Stück für Stück einzeln abgetrennt werden. Zur Durchschneidung der Eiseneinlagen wird nach deren Bloßlegung das Sauerstoffgebläse verwendet. Es ist mehrfach festgestellt worden, daß das Abbrechen des Kubikmeters Eisenbeton etwa dieselben Kosten verursachte wie das Aufbauen.



Abbruch eines Eisenbetonbaus

Die bisherigen Abbrüche von Häusern (sie sind in großstädtischen Straßen eine Alltäglichkeit) kosteten nicht nur nichts, sondern brachten den Besitzern noch eine Einnahme für die dabei gewonnenen alten Materialien. Außerdem wurden sie durch besonders darauf eingerichtete Geschäfte in kürzester Zeit (bei einem großen Geschäftshause im Verlaufe einiger Wochen) bewirkt. Die Abbrüche von Eisenbetonbauten werden sehr lange dauern, sehr kostspielig sein und keine verwendbaren alten Materialien ergeben. Sie werden daher unbedingt in der Rentabilitätsberechnung ihre Rolle spielen müssen. Man denke allein daran, was es aus-



macht, ob ein Grundstück, dessen Wert täglich 200 Mark Zinsen repräsentiert, durch einen fünf Monate währenden Abbruch brachgelegt wird, und ferner, wie stark das Anwesen belastet wird, wenn zunächst der Abbruch des Bestehenden halb so viel kostet als der zu erstellende Neubau. Diese Dinge sprechen gegen den Eisenbeton in allen solchen Fällen, in denen nicht mit einer sehr langen Lebensdauer des Baues gerechnet werden kann. Sie werden dazu beitragen, das Anwendungsgebiet des Eisenbetons stark zu beschränken. Man wird sich bei Geschäftshäusern, Fabriken, Bahnhöfen fragen, wie lange sie stehen werden, ob mit Umbauten und Erweiterungen zu rechnen ist, was dann der Abbruch kostet, und ob es unter solchen Umständen lohnt, zu dem eisenfesten Material zu greifen. In vielen Fällen wird sich ergeben, daß die alte Bauart mit Ziegelsteinen die rationellere ist. Konnte man schon angesichts dieser das Scherzwort münzen, daß wir heute für 200 Jahre bauen und nach dreißig Jahren wieder abreißen, so lassen sich bei Eisenbetonbauten diese 200 Jahre leicht mit zehn, ja zwanzig multiplizieren. Um so weniger lohnt es, sie für die ephemeren Bauten unsrer in rascher Entwicklung dahinstürmenden Jahrzehnte zu errichten.

Hermann Muthesius

Recht u. Gesellschaft

Das Naturrecht

Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Das Recht, das mit uns geboren, das durch die natürliche Aufgabe der Menschheit und durch die Stellung des einzelnen in der Gesellschaft von selber gegeben ist, das über dem positiven Recht steht und dem sich das positive Recht fügen soll, das ist das Recht, das Mephisto dem Jünger als das Ideal darstellt, von dem in unsern Hörsälen nie die Rede sei, da sich Gesetz und Recht wie eine ewige Krankheit fortpflanze und Vernunft Unsinn, Wohltat Plage werde.

Für die Zeit Goethes war dieser Spruch nur teilweise berechtigt; allerdings bezeichnete das Ende des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts einen gewissen Niedergang der Rechtswissenschaft, aber nicht, weil man das Naturrecht zu wenig beachtete, sondern weil man es unrichtig verstand und weil man das Verhältnis zwischen dem Naturrecht und dem positiven Recht verloren hatte. Das achtzehnte Jahrhundert war sogar noch ganz in den Banden des Naturrechts gekettet, aber allerdings seine Lehre vom Naturrecht war durch unrichtige Ideen getrübt, und die großen Gedanken des Aristoteles und der Scholastiker waren in das Gegenteil verkehrt worden; von einem göttlichen Rechte wurde das Naturrecht zu einem Rechte für Philister und dürftige Geister, die nicht über den Moment hinausschauten und keine Ahnung hatten von der ewigen Bewegung der Kultur in der Menschheit.

Das Naturrecht ist das Recht, das der Natur gemäß ist; die Natur des Menschen aber ist nicht eine ewige und unverbrüchliche, sondern sie ist gegeben durch seine spezielle Kulturstellung. Die Menschheit hat an der Kultur zu arbeiten — das ist ihre wesentliche und unverbrüchliche Bestimmung. Mit der Änderung der Kulturstellung ist auch die Aufgabe der Menschheit eine andre, und auch das Recht, das der Menschheit in ihrer Kulturtätigkeit die Richtung geben soll, gewinnt andre Aufgaben.

Daraus ergibt sich von selber, daß das Naturrecht nicht ein gleichbleibendes Recht sein kann, sondern sich ändern muß, wie die Menschheit sich in ihrer jeweiligen Wirksamkeit und in den Zielen ändert, die sie zu erstreben hat. In diesem ständigen Wandel bleibt allerdings die Richtlinie die gleiche, nämlich die Aufgabe des Rechts, Zustände herbeizuführen, welche die Menschheit befähigen, an der Vervollkommnung zu arbeiten und das zu leisten, was ihr beschieden ist.

Wenn wir die alten Meister wie Aristoteles oder auch Thomas von Aquin lesen, so finden wir nichts, was diesen Anschauungen widerstrebt, nur daß natürlich die kirchlichen Schriftsteller in manchen Beziehungen durch das Dogma



gebunden sind und ein für allemal gewisse Bestrebungen billigen oder mißbilligen müssen; aber davon abgesehen, wird hier anerkannt, daß eine unaufhörliche Beziehung zwischen dem Recht und dem jeweiligen Wandel menschlicher Ideen bestehen muß; damit ist gesagt, daß das Ständige im Recht immer etwas Relatives ist, aber stets bleibt ein Ständiges, es bleibt die kulturfördernde Aufgabe des Rechtes.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert finden wir dieses Naturrecht in Entartungen. Man verkannte die Relativität in der menschlichen Entwicklung, man nahm an, daß die Prinzipien des Rechtes und der Moral immer die gleichen, die Rechtsinstitute immer dieselben bleiben müßten, und so kam man zu der Anschauung, daß es einen gewissen Kodex des Rechtes gäbe, der ein für allemal für alle Völker Geltung habe.

Das war ein Irrtum, der noch bis in unsre Zeit hineinragt. Während alle unsre Institute in ständigem Wandel begriffen sind, wollte man das Recht festhalten, und so wurde das Naturrecht statt der Leuchte für die künftigen Zeiten zu einem dürftigen Lichte, das immer trüber brannte und schließlich im neunzehnten Jahrhundert erlosch.

Die eine Wahrheit allerdings ist aus dem Naturrecht geblieben, nämlich die Wahrheit, daß das positive Recht nicht das erste und letzte, und daß das vorhandene Gesetz nicht der unerschütterliche Kanon des Rechtes ist, sondern daß alles positive Recht immer nur bestrebt sein soll, den Zielen zu folgen, die das kulturerfüllte Naturrecht uns setzt. Ein positives Recht kann sehr ungerecht sein, es kann unserm Tadel unterliegen. Es gibt nichts Unrichtigeres als die Behauptung, daß wir uns kritiklos dem vorhandenen Rechte beugen müßten und das, was die Gesetzgebung verkündet, als vollendete Weisheit anzunehmen hätten. Wenn die Gesetzgebung im Widerspruch steht mit unsern Kulturaufgaben, wenn sie, anstatt diese zu fördern, sie hemmt, dann ist sie ein veralteter Mechanismus, der seine Aufgabe nicht erfüllt und nicht mehr für unsre Zeit paßt.

Glücklicherweise steht uns die Änderung frei. Durch Gesetz und Gewohnheitsrecht können wir über das vorhandene Recht hinaus uns ein neues Recht schaffen, denn es gibt eben kein Naturrecht in jenem Sinne, als ob gewisse gegebene Grundsätze für alle Zeiten maßgebend wären. Wo immer das Recht unsre Menschheit zum Verderben führt und unheilvoll wirkt, die Keime der Kultur niederdrückt, statt sie zu hegen, da ist es an der Zeit, es zu ändern, und es ist eine der Hauptaufgaben des Juristen, ständig auf diese Lücken und Mängel hinzuweisen und darauf zu sinnen, wie dem heilwidrigen Zustande am besten abgeholfen werden kann. Das ist nicht immer anerkannt worden. Es gab eine Zeit des Positivismus im Recht, wo man uns lehrte, das Recht, das einmal bestehe, sei unsre unverbrüchliche Norm, nicht nur, daß wir einstweilen danach leben müßten, sondern wir hätten auch gar kein Recht, daran Kritik zu üben; ein Gesetz sei Gesetz, und wie immer das Gesetz wäre, so wäre es gut, denn es gäbe kein Mittel, um den Wert zu taxieren, es gäbe kein Ideal, an dem wir den Wert des Vorhandenen messen könnten. Danach wäre ein Gesetz, das bestimmte, daß die überzähligen Menschen getötet werden sollten, ebenso gut wie ein Gesetz, das für die Bildung der Jugend und für die Verminderung der Verbrechen sorgt.

Dieser Positivismus ist es nun, den Mephisto ins Auge faßt. Wenn auf solche Weise das Gesetz, das für frühere Zeiten paßte, fehlerhaft in weitere Perioden hinein bestehen bleibt, dann wird allerdings Vernunft Unsinn und Wohltat Plage. Jeder Positivismus ist grundverfehlt. Wir haben dafür zu sorgen, daß das Recht immer auf der Höhe bleibt, und das Naturrecht im richtigen Sinne, das heißt das den Kulturbestrebungen entsprechende Recht muß der Leitstern unsrer Tätigkeit sein. Darum müssen die Juristen an der Gesetzgebung mithelfen, darum müssen aber auch die Juristen mithelfen an der Bildung des Gewohnheitsrechtes. Sehr häufig wird ein verfehltes Gesetz durch die Gewohnheit, und zwar durch die

Gewohnheit der Gerichte, aus den Angeln gehoben, indem die Gerichte es im Sinne des Fortschrittes auslegen und seine schädlichen Wirkungen zu besänftigen, sein Gift zu neutralisieren suchen. Dieses Gewohnheitsrecht wird namentlich dann von Bedeutung sein, wenn die Gesetzgebung nicht auf der Höhe bleibt; denn in irgendwelcher Weise muß der Trieb des Rechtes sich Geltung verschaffen.

Wie auf solche Weise das richtige Naturrecht gewirkt hat, davon sollen nur zwei Beispiele gegeben werden:

Ende des achtzehnten Jahrhunderts brach in der Französischen Revolution das Rechtsgefühl wie eine vulkanische Eruption hervor; die rechtliche Stellung des sogenannten dritten Standes mußte verbessert, die Privilegien des Adels entweder aufgehoben oder doch beschränkt und dem Verstand und der Tüchtigkeit des einzelnen die Möglichkeit gewährt werden, sich zum Höchsten zu erheben; der Druck auf der Landwirtschaft mußte aufhören, damit der Landwirt sich wirtschaftlich emporarbeite und eine menschenwürdige Stellung erringe, der Druck auf dem Gewerbe mußte schwinden, und die Monopolwirtschaft, welche die besten Kräfte der Nation zur Untätigkeit verdammte, mußte gebrochen werden; das sogenannte geistige Eigentum mußte seine Anerkennung finden, ebenso wie das körperliche; aber auch in der Familie mußte der einzelne eine Stellung erringen, die ihn von der Tyrannei befreite. Die Menschheit war erfüllt von dem Gedanken, daß nur, wenn das Einzelwesen seine Kräfte entfalten und seine Gaben zur Entwicklung bringen könne, gesunde Verhältnisse entstünden. Längst vorher schon hatte in England die Idee sich emporgerungen, daß die religiöse Stellung des Menschen von Schranken befreit werden müsse, daß dem Individuum nicht seine Religion zudiktiert werden dürfe, sondern daß es sich selber seine Religion zu schaffen habe. So entstanden die Grundrechte und Menschenrechte in den amerikanischen Staaten, und die Befreiung des Individuums wurde hier auf die Fahne gesetzt.

Dem hat sich das moderne Recht früher oder später gefügt; jetzt entstanden die Verfassungen und Grundrechte, nicht nur in Amerika und Frankreich, sondern auch in unsern Ländern; jetzt entstand Gewerbefreiheit, und alles, was an ein monopolisierendes Kastenwesen erinnerte, mußte in die Brüche gehen. Die Gesetzgebung wurde durchgängig eine bürgerliche, und wie das Gewerbe frei wurde, so wurde auch dem Handel nach allen Richtungen ein Freipaß gegeben; die Institute des Handels entwickelten sich mit Macht, das Gesellschaftswesen blühte auf, und in der Morgenröte des neunzehnten Jahrhunderts entstand das Gesetz, das hauptsächlich die Flagge der Neuzeit trug, nämlich der Code Napoleon.

Aber gerade der Code Napoleon zeigt, daß zu jener Zeit noch viele Keime in der Menschheit schlummerten, die erst eine spätere Zeit erwecken mußte. So beruht der Code Napoleon noch auf dem Prinzip der Minderstellung der Frau, namentlich auf ihrer Minderstellung in der Ehe. Dem entsprachen damals die sozialen Verhältnisse. Man gab den Männern alle Bildungsinstitute und versagte sie den Frauen, man eröffnete den Männern die Pforten zur Beamtenlaufbahn, zu niederer und höherer Gewerbetätigkeit, während man der Frau nicht nur die Bildungsmittel versagte, sondern auch die Möglichkeit abschnitt, in herrschender Geistestätigkeit zu wirken und eine gesellschaftliche Stellung auszufüllen. Die Frau wurde auf das Haus verwiesen und hier in eine gewisse Untertänigkeit gebracht; denn in allen rechtlichen Angelegenheiten sollte sie der Zustimmung des Mannes bedürfen. Das betrachteten die früheren Zeiten als selbstverständlich: die Männer wollten es nicht anders und die Frauen nicht. Wenn ausnahmsweise eine Frau als Handelsfrau ein eignes Gewerbe betrieb, so wußte man dies mit den geltenden Grundsätzen nur in der Art zu versöhnen, daß man sie gleichsam als männliches Wesen fingierte; wenn aber eine Frau einmal Gelehrtin wurde, so war dies ein weißer Rabe, und nur in der Kunst konnte man sie



Kultur der Gegenwart

nicht entbehren, vor allem nicht im Schauspiel und in der Musik. In diesen Beziehungen ist ein ungeheurer Wandel eingetreten; er mußte allerdings durch verschiedenes vorbereitet werden. Die Frau mußte zwar als Ehefrau die Sorge des Hauses behalten, allein unter richtiger Anwendung der Kräfte konnte es ihr ein leichtes sein, neben dieser Sorge sich andern Aufgaben der Menschheit zu widmen: unsre Maschinentechnik und die Teilung der Arbeit, die der Hausfrau eine Menge von niederen Tätigkeiten abnahm, gab ihr die Möglichkeit, in Wissenschaft und Kunst zu wirken; war man einmal so weit, so mußten Bildungsanstalten geschaffen werden, die es auch den Frauen ermöglichten, die Vorschule für eine höhere geistige Tätigkeit durchzumachen und sich auf gelehrte Berufe vorzubereiten, und so ist in den letzten dreißig Jahren die Frauenbewegung mächtig emporgediehen. Namentlich in der sozialen Fürsorge, in der Vereinstätigkeit haben die Frauen Ausgezeichnetes geleistet, und auch im übrigen stehen ihnen neue Tätigkeiten bevor. Es sind dies Dinge, die man vor dreißig Jahren nicht für möglich gehalten hätte, am allerwenigsten in Deutschland, wo man immer noch von der Ansicht ausging, daß diejenige Frau die beste sei, von der man am allerwenigsten spricht, das heißt diejenige, die im Dunkel des Haushaltes aufgeht und sich an keinen Aufgaben der Nation beteiligt.

Nur ein weiterer Schritt ist es, den Frauen auch die politische Laufbahn zu eröffnen; die Wahlfähigkeit und Wählbarkeit der Frau ist nur eine Frage der Zukunft. Eine Änderung unsrer Gesetzgebung nach dieser Richtung hin wird nicht auf sich warten lassen, und es wirft sich sogar die Frage auf, ob nicht manche Gesetze, die von „wer" und „er" sprechen, aber das männliche Geschlecht nicht zur Voraussetzung erheben, so auszulegen sind, daß den Frauen schon heutzutage politische Rechte zustehen, wenn es auch bisher als selbstverständlich galt, diese Gesetze nur auf das männliche Geschlecht anzuwenden und die Erwähnung des „Wer" und „Er" als die Erwähnung des Mannes zu betrachten. Auch hier muß unsre Zeit zeigen, daß sie vom Rechte, das mit uns geboren ist, das heißt von dem Rechte, das dem fortgebildeten Kulturzustande gebührt, sehr wohl zu sprechen versteht. Die Gestalt Mephistos ist eben die Gestalt des verneinenden Pessimisten, und seine Aussprüche sind das Menetekel für die Menschheit; sie zeigen, was ihr bevorsteht, wenn sie die Gottesgabe der optimistischen Phantasie verleugnet.

Josef Kohler



Erziehung u. Schule

Der Religionsunterricht

„Religionsunterricht": das Wort frißt sich fast selbst auf wie jene bekannte Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Denn kann man wohl Religion — unterrichten, und gar in der Schule? Gibt es diskretere Angelegenheiten als das religiöse Empfinden? Gibt es Gefühle, die individueller sind als die religiösen?

Ein junges Mädchen antwortet mir: die Liebe.

Jawohl, Verehrteste — für Sie selbst nämlich gibt es dies andre, stärkere. Aber dann ist die Liebe — Ihr lieber Gott. Nein, da ist (zum mindesten) kein Gradunterschied, und Sie müssen es einfach glauben. Denn auch darin unterscheiden sich die Liebe und die Religion von allem andern: daß für sie der Glaube das einzig Überzeugende ist. Er kommt von selbst und ist da. Und gewiß läßt er sich wohl auch vermitteln, anerziehen sozusagen; aber denken Sie nur an die Liebe (und glauben Sie einmal, daß es mit der Religion nicht anders ist!): ganz furchtbar bestimmte Einzelne, Auserwählte, für jeden Fall Berufene müssen die Lehrer sein... *Diese* Lehrer aber, mögen sie wollen oder nicht, von ihnen *muß* man lernen. Sie lehren, das heißt: es geht eine Kraft von ihnen aus, die zur Überzeugung zwingt. Die *Sie* zur Überzeugung zwingt, und sonderbar, Ihre beste Freundin verspürt nichts von dieser Kraft, die von dem Geliebten ausgeht,

oder die Mitschülerin, die neben Ihnen sitzt, haßt wohl den Lehrer, den Sie „anbeten".

Aber auch diese Sache hat ihre zwei Seiten, und man darf die andre nicht unbeachtet lassen, um dies ganze, für unser modernes Schulwesen so überaus wichtige Problem zu durchschauen.

Man kann die Religion (wie die Liebe) als etwas Selbstverständliches, nicht Diskutierbares voraussetzen, und dann gibt es mancherlei zu wissen. Zum Beispiel allerlei vom Hauswesen für die verliebte Braut, Hygienisches und Praktisches ... und auf der Seite der Religion: das Lesen, um die Gebete und Gesänge zu lernen, die Kirchengeschichte ... und, wenn man weitergeht, gibt es gar eine besondere Wissenschaft, die die Religion zum Inhalt und zum Zweck hat, die Theologie, die die Priester, die Beamten der Kirche heranbildet.

Genau so muß man den Religionsunterricht in seinen Anfängen historisch verstehen. Die Anfänge der Schulen waren überhaupt Religionsschulen, waren die „Klosterschulen" des Mittelalters, die keine andre Absicht hatten als die, Geistliche auszubilden. Später kam dann hinzu, daß man auch die Laien so weit bringen wollte, Gebete und Gesänge lesen zu können — und es bedeutet schon wieder einen beträchtlichen Zeitabstand und eine energische Kulturentwicklung, bis man so weit war, auch die Anfangsgründe des Rechnens für den Laienunterricht hinzuzunehmen. In der ferneren Entwicklung blieb dann der Unterricht in diesen kirchlichen Bahnen — nicht nur aus Beharrungsvermögen, so wie der geworfene Stein seine Wurfrichtung nur unter erheblichen Widerständen aufgibt, sondern vor allem, weil lange Zeit das gesamte gesellschaftliche und staatliche Leben den Stempel einer überwiegend einheitlichen Kirchlichkeit trug. Erst als die Reformation, zumal in Deutschland, die Konfessionen mehrte und als im Gefolge der Reformation der Dreißigjährige Krieg die Besitzverhältnisse der Staaten in Beziehung auf das Glaubensbekenntnis verwirrte, als das Axiom „Cuius regio, eius religio", das heißt die eine, anerkannte Staatskirche, oft zum schwierigen Rechenexempel wurde, ist die Frage der religiösen allgemeinen Erziehung zum Problem geworden — das bis heute ungelöst und heiß umkämpft blieb.

Aus diesen Kämpfen haben sich mit der Zeit einige enger umgrenzte Forderungen herauskristallisiert, die in ihrem Verhältnis zueinander die ganze Frage scharf durchleuchten.

Am weitesten geht die Forderung nach der religionslosen Schule, die sich besonders in Holland und in den Vereinigten Staaten von Amerika durchgesetzt hat; sie sagt: die Religion ist Privatsache. Der Staat hat kein andres Recht und keine andre Pflicht als die, Staatsbürger heranzuziehen. Mag daneben die Familie oder die Kirchengemeinde — außerhalb der Schule — für die Religiosität ihrer Kinder tun, was ihnen gut erscheint.

Eine andre Forderung verlangt die Simultanschule, das heißt eine Schule, in der (simul = zugleich) allen Schülern einer Anstalt, welcher Konfession sie auch angehören, ein einheitlicher konfessionsloser Religionsunterricht gegeben wird, und zwar vom Lehrer. Hierbei wären also die verschiedenen Konfessionen gleichsam auf einen gemeinsamen Nenner gebracht, und die Reste, das Dogmatische zumal, kurz das, was die Familie und die Konfessionen trennt, bleibt Angelegenheit der Gemeinde.

Die dritte Lösung ist schließlich die paritätische Schule, die gleichfalls jeden nach seiner Fasson selig werden läßt, indem getrennt nebeneinander in der Schule von Geistlichen der verschiedenen Konfessionen den Angehörigen der verschiedenen Konfessionen Religionsunterricht erteilt wird.

Gegen die „religionslose Schule" sagt etwa schon Luther: „Wo die Heilige Schrift nicht regiert, da rat' ich fürwahr niemandem, daß er seine Kinder hintue" — und man darf es einer frommen Familie nicht verdenken, wenn ihr vor dem erzieherischen Geist solcher Religionsloser graut wie dem Gärtner vor dem Bock. Trotzdem erscheint wohl die

Kultur der Gegenwart



Gefahr bei weitem größer, als sie wirklich ist: denn wenn die Frommen von ihrem Ideal rein konfessionell getrennter Schulen wie von Utopien absehen, ist die religionslose Schule — eben mit den Gründen ihrer schärfsten Gegner — vielleicht die rationellste Lösung des Problems. Sie sagen: erziehen kann man überhaupt gar nicht ohne Religion. Es ist wie mit der Politik; so wie ein politischer Fanatiker als Lehrer seinen Fanatismus notwendig auch in den Literatur-, in den Geschichtsunterricht einfließen lassen muß, wird sich auch ein konfessioneller Fanatismus überall äußern. Wird er sich aber im allgemeinen, neutralen Religionsunterricht der Simultanschule nicht stärker betätigen können und müssen als im Literaturunterricht dieser selben Schulart?! Die paritätische Schule aber kann vor einem pädagogischen Urteil schon deshalb nicht bestehen, weil hier fremde und sogar verschiedenartige und feindliche Körperschaften bestimmend in die staatliche Schulleitung eingreifen müssen, wodurch der Gesamtunterrichtsplan durch die verschiedenen Konfessionen gestört wird. Um nur ein besonders eklatantes Beispiel anzuführen: die jüdischen Schulkinder werden, um ihre hebräischen Gebete lesen und verstehen zu können, noch mit hebräischer Sprache und Schrift geplagt, was sowohl für die Lehrer als auch für die Schüler — etwa der badischen paritätischen Schule — eine ganz unsinnige Überlastung bedeutet.

Hier spielt also schon in diese pädagogische und kirchliche Frage die nicht minder wichtige politische und administrative Frage der Trennung von Schule und Kirche hinein, die wir hier nur andeuten können. In Frankreich, wo der Religionsunterricht schon 1882 von der weltlichen Schule losgelöst wurde, hat man in der Erkenntnis, daß ein religiöses Moment dem Unterricht nicht wohl mangeln dürfe, den Moralunterricht eingeführt, der seit Kant und der Aufklärungsphilosophie auch in Deutschland viele Freunde gefunden hat; ein internationaler Ethischer Bund und der in Deutschland von ihm geschaffene Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht arbeiten eifrig für seine Idee: „Die Verwirklichung der weltlichen Schule und die Einführung eines rein menschlich-natürlichen Moralunterrichts.“ Dabei ist der Moralunterricht als ein besonderes Fach gedacht, das im Anschluß an Geschichte, Literatur und Leben moralisch wirken soll. Unaufdringlich natürlich, um alles unaufdringlich. — — —

Ich zitiere aus einer Programmschrift, aus einer Flugschrift des Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht:

„Hier, wo es sich um rein menschliche Dinge handelt, da bedarf es eines vertraulichen Verkehrs zwischen Lehrer und Schüler. Im Moralunterricht müssen die Schüler vor allem frei und offen das aussprechen können, was sie auf dem Herzen haben ... Die Schüler müssen das Bewußtsein haben, in jeder Stunde innerlich reicher geworden zu sein ... Der Lehrer ... muß Liebe zur Sache in den Kindern wecken und ihre Herzen für ethische Willensarbeit gewinnen ... Moral darf nicht gepredigt werden ... Moral muß erarbeitet werden ... Die Schüler sollen vielmehr zur Selbständigkeit im ethischen Denken erzogen werden ...“

Das alles klingt recht schön; im Volksmund aber sagt man in solchen Fällen wohl zweifelnd und ironisch: der Bien muß! Ob er kann, ist eine andre Frage.

„Der Lehrer darf keinen Dogmen irgendwelcher Art verschworen sein,“ wird in ähnlicher Weise von einer andern Seite für eine ideale Form des Religionsunterrichts dekretiert. Ich erinnerte mich dabei an ein unvergeßliches Erlebnis aus einem pädagogischen Universitätskolleg; der Herr Professor verkündigte: der Lehrer darf sich nicht hinreißen lassen, er muß mäßig sein und mit Überlegung handeln. Und mein Vordermann hat diese Weisheit eifrig aufgeschrieben. Über seine Schultern weg sah ich es schwarz auf weiß in seinem Kollegheft stehen; und im Geist hörte ich, wie er diese guten Lehren zu Haus, in der Studierstube auf und ab gehend, auswendig lernte.

Nein, man wird keine Art von Gemütsvermögen als eine notwendige

Lehrertugend verlangen können. Ein vernünftiger Moralunterricht beruht aber viel mehr auf solchen Veranlagungen als auf den besten Lehrbüchern. Und wenn schon solche Talente in einem Lehrer sind, drängen sie sich bei jeder Lebensäußerung sozusagen hervor: sein ganzes pädagogisches Wirken wird ein „Moralunterricht“ sein. Von andersgearteten Lehrern aber wird diese „Arbeit“ um so schlechter getan werden, je mehr sie sich auf die moralische Wirkung spezialisiert.

Die Sache liegt also mit der Moral nicht viel anders als mit der Religion: gewiß, die Möglichkeit solchen unterrichtlichen Wirkens muß man anerkennen. Aber diese Möglichkeit jedem Durchschnittslehrer zuzumuten — ist eben eine Zumutung. Und eine Gefahr.

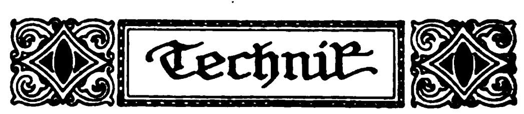
Indessen ist der Moralunterricht neben dem konfessionellen Religionsunterricht doch immerhin die bei weitem kleinere Gefahr, und darum ist dieser Kampf um den Moralunterricht als ein Feind des konfessionellen Religionsunterrichts, als eine Übergangsform sozusagen, sehr zu begrüßen.

Aber innerhalb des Schulganzen bleibt er eine Gefahr, dieser Moralunterricht. Denn nur Berufene werden sein hohes Ideal erfüllen — was aber unter ihm bleibt, ist notwendig vom Übel. Unmöglich darf man so Außergewöhnliches von jedem durchschnittlich begabten Lehrer verlangen. Der Durchschnitt ist aber das Maß!

Und die Außergewöhnlichen mögen ihr Talent in einem freien, externen, von der Schule losgelösten Moralunterricht betätigen. Sie werden den Willen haben, es zu tun, eben weil sie dazu Berufene, Außergewöhnliche sind, und eben deshalb auch kann es ihnen an Publikum nicht fehlen.

Das wichtigste aber wäre eine freie, zentralisierte Organisation; es müßte eine „Schule“ sein im besonderen, nicht schulmäßigen Sinn des Wortes — eine Organisation wie die der „ethischen Bewegung“ oder — ein Teil von ihr, da sie zum mindesten ein Mittel zu ihrem Zweck bedeutete.

Dr. Ernst Guggenheim

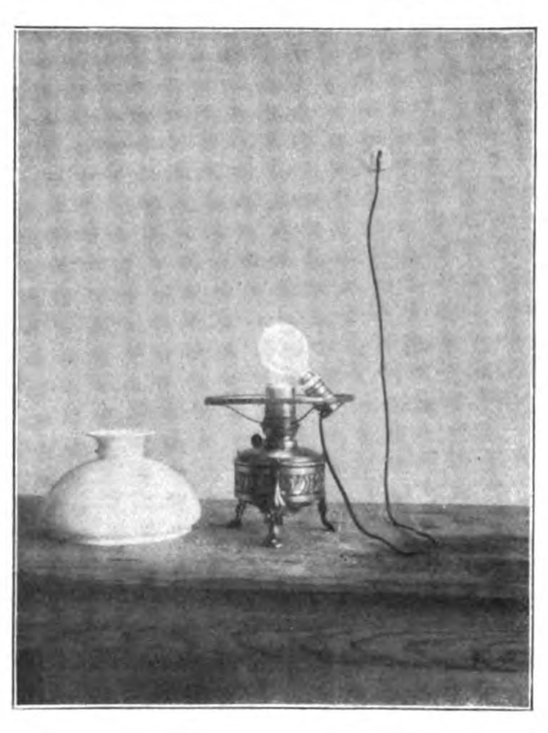


Technik

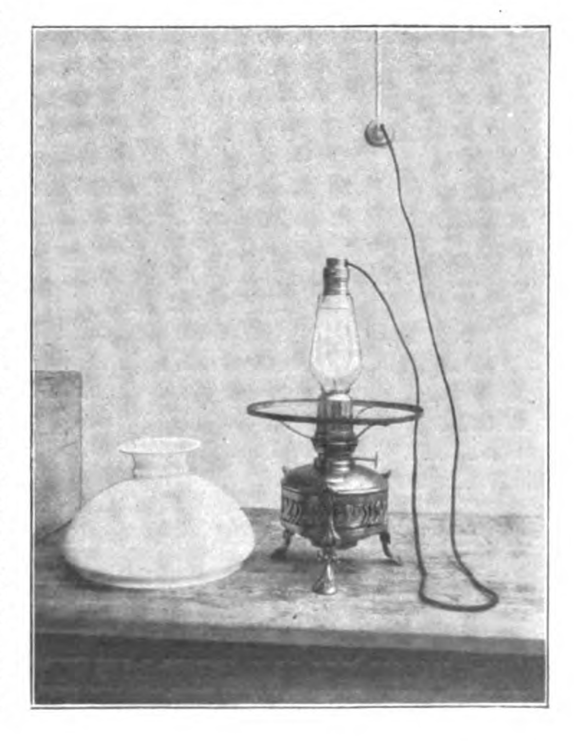
Wir steuern wieder der dunkeln Jahreszeit entgegen, aber für uns moderne Kulturmenschen hat sie das Schreckliche längst verloren. Wenn die Sonne uns ihr Licht verweigert, so fehlt es uns nicht an künstlichen Ersatzmitteln. Das liebe Publikum braucht sich dabei gar nicht anzustrengen. Die industrielle Entwicklung hat auch auf diesem Gebiet einen Konkurrenzkampf der Erfinder und Fabrikanten erstehen lassen, dessen Früchte der Allgemeinheit in den Schoß fallen. Schwierig ist es höchstens, unter den zahlreichen Früchten die richtige Auswahl zu treffen. Die Wünsche des Verbrauchers lassen sich zusammenfassen: ein helles Licht, ein gesundes Licht, dabei billig, ungefährlich und bequem. An den Beleuchtungsmitteln der Vergangenheit gemessen, werden diese Forderungen von allen modernen Beleuchtungsmethoden erfüllt, vergleicht man diese jedoch untereinander, so sind selbstverständlich Unterschiede vorhanden; was die Helligkeit anlangt, so ist diese ja theoretisch bei allen Beleuchtungsarten in das Belieben des Verbrauchers gestellt. In der Praxis liegt die Sache aber etwas anders. Beschränken wir uns im folgenden auf einen Vergleich der Petroleumbeleuchtung mit der Gasbeleuchtung und dem elektrischen Licht, so muß festgestellt werden, daß für jede Art sich Normallampentypen herausgebildet haben. Man könnte theoretisch natürlich auch Petroleumlampen für 100 Kerzen Lichtstärke verwenden und Gaslampen für 5 Kerzen. Aber dem, der das wollte, würde es schwer, im Handel die entsprechenden Brenner aufzutreiben. Das Publikum will nicht nur das Licht, sondern auch die Lampen möglichst billig einkaufen, und das zwingt die Fabrikanten zur Massenfabrikation einiger weniger Modelle. Jedem Sonderwunsch kann dabei unmöglich Rechnung getragen werden. Die hellste „Normallampe“ besitzt gegenwärtig die Gasbeleuchtung. Ein gewöhnlicher Glühstrumpf des Handels strahlt, wenn er neu ist, etwa 100 Kerzen aus. Kleinere



Brenner sind zwar auch vorhanden, aber nicht üblich. Das elektrische Licht hat bis vor wenigen Jahren als Normallampe die sechzehnkerzige Lampe geführt, heute streiten sich Lampen von 25 und 32 Kerzen um den Vorrang. Die Petroleumbeleuchtung hat früher gleichfalls Lampen von etwa 16 Kerzen als normale gekannt und daneben solche von etwa 20 bis 25 Kerzen geführt. Wir sehen, das Gas nimmt eine Sonderstellung ein. Es arbeitet mit wesentlich größeren Lichteinheiten, und das mag gemeinhin den Glauben erweckt haben, als wäre es das hellste Licht für den Hausbedarf. In Wahrheit kann man natürlich, wenn man will, sowohl mit elektrischem Licht wie mit Petroleum die gleiche Helligkeit erzielen. Bei elektrischem Licht ist das sogar sehr einfach, man braucht bloß eine Birne von 100 Kerzen, wie sie im Handel erhältlich sind, an Stelle einer andern einzuschrauben, die Einschraubegewinde stimmen überein. Wer die Frage objektiv beurteilt, wird zugeben müssen, daß für die Zwecke der Hausbeleuchtung 25 Kerzen in den weitaus meisten Fällen völlig genügen, daß also mit hundertkerzigen Gasbrennern in der Regel eine Überbeleuchtung erzielt wird. Die Erfahrung hat uns längst bestätigt, daß unsre Augen selbst bei sechzehnkerzigen Lampen willig ihre Arbeit verrichten, ohne Schaden zu leiden. Selbstverständlich kann nie die Helligkeit der Lampe ausschlaggebend sein, sondern die Helligkeit des Arbeitsplatzes, falls bei Licht gearbeitet oder gelesen werden soll, und diese Helligkeit ist abhängig von der Entfernung, in der die Lampe steht. In der Technik mißt man hierbei nach Meterkerzen und nennt diese „Lux“. Wenn die Lampe genau 1 Meter weit vom Arbeitsplatz steht, so entspricht die Zahl der Lux der Zahl der Kerzen. Ich habe also bei einer fünfundzwanzigkerzigen Lampe in 1 Meter Entfernung 25 Lux. Bei doppelter Entfernung, also 2 Meter, habe ich nun aber nicht etwa die Hälfte, sondern bloß noch den vierten Teil, das heißt 6,25 Lux, bei halber Entfernung, also $\frac{1}{2}$ Meter, nicht die doppelte, sondern die vierfache Helligkeit, das heißt 100 Lux. Da 25 Lux für die meisten Arbeiten, Lesen, Schreiben und



Die neuen elektrischen Aufsteckfassungen für Petroleumtischlampen



dergleichen, völlig ausreichen, so kann man sagen, daß, wenn auf einem runden Tisch von 2 Meter Durchmesser in der Mitte eine Lampe von 25 Kerzen Helligkeit steht, alle am Tisch sitzenden Personen genügend Licht bekommen.

Nun sei allerdings gleich hinzugefügt, daß das Licht dann frei ausstrahlen muß und nicht durch Schirme oder dergleichen geschwächt sein darf. Im Interesse der Augen, die nicht unmittelbar ins Licht sehen sollen, wird man daher zweckmäßig die Lampe, wenn möglich, höher hängen, so daß das Licht mehr von oben kommt und beim Aufsehen nicht blendet. Tischlampen müssen stets mit Schirmen abgeblendet werden und geben dann entsprechend weniger Licht, beziehungsweise sie müssen nähergerückt werden.

Für die Praxis des täglichen Lebens sind nach alledem Vergleiche, die sich auf theoretische Verhältnisse beziehen, unbrauchbar. Solange die Gastechnik an ihren sehr hellen Einheitslampen festhält, muß sie es sich gefallen lassen, daß man praktische Vergleiche auf Grund dieser Normallampen anstellt. In der Praxis stellt sich ein Kostenvergleich dann etwa so: Kosten einer Lampenbrennstunde bei Gas = Gaspreis : 10, also bei 14 Pfennig Gaspreis pro Kubikmeter 1,4 Pfennig. Bei elektrischem Strom und fünfundzwanzigkerzigen Birnen: Strompreis : 40, also bei 50 Pfennig Strompreis 1,25 Pfennig. Die Petroleumlampe von 20 Kerzen kostet demgegenüber bei heutigen Petroleumpreisen etwa 1,6 Pfennig, *ist also in der Praxis die teuerste.*

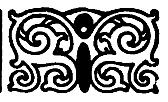
Ich weiß von vornherein, daß eine große Zahl meiner lieben Leserinnen mir das nicht glauben wollen. Die Meinung, Petroleum sei die sparsamste Beleuchtung, ist so fest eingewurzelt, daß seit vielen Jahren von Hunderten von Fachleuten vergebens dagegen angekämpft wird. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß man das Petroleum in kleinen Mengen einzukaufen pflegt und bei der Umständlichkeit der Lampenbedienung weniger Lampen zu brennen pflegt als bei Gas oder elektrischem Licht. Mit Gas und elektrischem Licht wird leicht etwas verschwenderischer umgegangen, und wenn dann am Monatsende der Kassenbeamte die Rechnung präsentiert, ist man über die Summe sehr erschrocken.

Immerhin bricht sich doch von Jahr zu Jahr die Überzeugung auch bei den Hausfrauen mehr Bahn, daß die Petroleumbeleuchtung nicht die billigste ist. Die sehr eifrige aufklärende Arbeit der Gas- und elektrischen Industrie hat dazu nicht wenig beigetragen. Rein statistisch beweist das am besten die Tatsache, daß der Leuchtölverbrauch so gut wie stillsteht, während der Verbrauch an Gas und elektrischem Strom bedeutend zunimmt.

Ein Hindernis für den Wechsel in der Beleuchtungsart bildet nun für viele Familien die Frage: Was machen wir mit unsern alten Lampen? Die Ausgabe für neue Beleuchtungskörper erscheint sehr hoch. Die Gasindustrie hat das zuerst eingesehen. Auf der einen Seite hat man es verstanden, für sehr billiges Geld verhältnismäßig hübsche Gasbeleuchtungskörper zum Verkauf zu bringen, auf der andern Seite haben fortschrittlich geleitete Gasanstalten kleineren Familien die Beleuchtungskörper gegen eine geringe monatliche Miete zur Verfügung gestellt. Die elektrische Industrie ist in dieser Beziehung etwas schwerfälliger gewesen, aber immerhin werden jetzt auch für elektrisches Licht sehr preiswerte Lampen geliefert, nachdem endlich die Meinung vieler Verkäufer ausgerottet ist, daß es dem Benutzer elektrischen Lichtes auf ein paar Mark mehr oder weniger nicht ankommen dürfe.

Außerdem besteht die Möglichkeit des Adoptierens oder Anpassens. Man kann für elektrisches Licht sowohl Petroleumlampen wie Gasbeleuchtungskörper umwandeln. Nur muß man dabei mit der nötigen Vorsicht zu Werke gehen, weil sonst die Änderung unter Umständen mehr Geld kostet als eine neue Lampe. Recht praktisch sind für gewöhnliche Petroleumtischlampen die neuen Aufsteckfassungen von Voigt & Haeffner, die wir als Beispiel für etwas praktisch Brauchbares im Bild vorführen. Die ganze Arbeit besteht darin, daß man den Zylinder der Petroleumlampe abnimmt und statt dessen die vorbereitete Fassung mit der Glühlampe aufsteckt. Natürlich

Kultur der Gegenwart



läßt sich die gleiche Vorrichtung auch bei Hängelampen verwenden.

In ähnlicher Weise ließe sich noch manches vereinfachen, um dem Publikum den Übergang zu einer besseren und billigeren Beleuchtung zu erleichtern, sei es nun Gas oder elektrisches Licht.

Siegfried Hartmann



Die neue Theatersaison beginnt. Mit was? Nun mit dem, womit alles in Dingen der Kunst und der Menschlichkeit beginnt, alles Gute und Schlechte, alles Echte und Kitschige, alles Vornehme und Niedrige: mit *Versprechungen*.

Aber nicht nur versprochene Eier gehen hundert auf das Zehnt, wie der Russe sagt. Auch von versprochenen Theaterstücken gehen in Berlin nicht weniger aufs Zehnt wie Eier in Rußland.

Jeder Theaterleiter, der beginnt: sein Geschäft, den Winter, die Liste seiner Versprechungen, hat den guten Willen. Zunächst den Willen für sich und seine Hintermänner, Geld zu verdienen mit der Kunst. Es ist eine üble Sitte geworden, *diesen* guten Willen von vornherein zu schelten und zu höhnen. Warum? In der Kunst hängt viel mehr mit dem Erwerb zusammen, als man bei oberflächlicher Schätzung glaubt; die besten Arbeiten sind in der bildenden Kunst oft Bestellung gewesen, in der redenden Kunst mit einem Blick nach dem Markt geschrieben. Selbst Goethe bekennt im Alter: „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen und als könne ich zu solchem Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine „Iphigenie“ und meinen „Tasso“ und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die „Iphigenie“ und den „Tasso“ geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie gesagt, es fehlten die Schauspieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“ Also *bloß* für die Unsterblichkeit der Bürger jener Zeiten, die kommen werden, Theaterstücke zu schreiben, fiel selbst unserm Größten nicht ein. Und an andrer Stelle verteidigt er seinen Großherzog, der dem Theater in erster Linie den Zweck bestimmt hatte, Geld zu verdienen, und sagt: „Diese Ansicht klingt beim ersten Anhören etwas materiell; allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite. Denn will ein Theater nicht bloß zu seinen Kosten kommen, sondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, so muß eben alles durchaus ganz vortrefflich sein. Es muß die beste Leitung an der Spitze haben, die Schauspieler müssen durchweg zu den besten gehören, und man muß fortwährend so gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört, um jeden Abend ein volles Haus zu machen. Das ist aber mit wenigen Worten sehr viel gesagt und fast das Unmögliche.“ Also lasse man doch den Theaterleitern ihren ersten und heißesten Wunsch. Aber die besten unter ihnen haben — wie des verewigten Weimarschen Kollegen Auslassung zeigte, schon aus Klugheit — auch den Wunsch, künstlerisch Gutes und Neues zu bringen. Und *das* gibt selbstverständlich in den Versprechungen den vorklingenden Ton.

Ein Erfreuliches wäre vielleicht zuvor zu notieren: ein bescheidenes Abrücken von der Operette, die zuletzt die Alleinherrschaft anzutreten drohte. Die Berliner „Komische Oper“ hat unter dem stolzen Namen Deutsches Schauspielhaus ihre Pforten wieder geöffnet. Direktor: Adolf *Lantz*. Ein neuer Mann, der nicht schüchtern im Versprechen ist. Und das neue Operettentheater wird als „Komödienhaus“, von dem fleißigen und betriebsamen Rudolf *Lothar* geleitet, den Rekord an Novitäten erreichen: sechsundzwanzig. Neun Lustspiele, sechs Komödien, drei Schauspiele, drei Schwänke, eine Marinesatire, ein „heiteres Quartett“, eine Operette ohne Musik, eine dramatische Historie und eine Farce

zeigt Dr. Lothar mit Genugtuung an. „Der lächelnde Knabe" von Dreyer, „Dressur" von Felix Dormann, „Die heitere Residenz" von Georg Engel, „Die Hydra" von Karl Ettlinger, „Die Generalsecke" von F. Skowronnek, „Der junge Medardus" von Artur Schnitzler, „Ein Muttersohn" von Siegfried Trebitsch, „Die nackte Wahrheit" von Alfred Schmieden und „Der gute Ruf" von Hermann Sudermann ... Hier stock' ich schon. Sollten so kluge und umworbene Autoren wie Sudermann, Schnitzler, Engel sich nicht kontraktlich ausbedungen haben, daß ihr Stück nicht abgesetzt werden darf, solange es noch eine Durchschnittseinnahme von soundso viel Mark ergibt? Nicht anzunehmen. Was aber dann, wenn auch nur diese drei Autoren zunächst Erfolge haben? Bleiben dreiundzwanzig Stücke übrig, für die die Termine „gütlich" auf nächstes Jahr oder — ad calendas graecas zu verschieben sind. Oder — Konventionalstrafen ... Die Sache liegt wohl so, daß Lothar, der mit dem von ihm engagierten Personal einfach alles spielen kann, also nicht auf einen bestimmten Stil festgelegt ist, sich zunächst mal eine Reihe von Stücken sicherte und dann plötzlich und unvermutet auch noch die — sagen wir sichereren Autoren dazu bekam. Nun wäre er — wenn er so ganz allein in seiner Kanzlei sitzt — so manche der mühevoll erworbenen Komödien gerne wieder los, und seine Bewerbung um das „Neue Schauspielhaus" hängt natürlich damit zusammen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, alle diese erworbenen Stücke herauszubringen, wenn nicht ... eins nach dem andern durchfällt und die Lückenbüßer nicht rasch genug in die Bresche springen können.

Es wäre schade um Alfred Halm, wenn er aus dem Neuen Schauspielhaus weichen müßte. Er hat ehrlich und künstlerisch gearbeitet. Seinen eignen Stil hat er nicht finden können, hat's auch wohl nicht gewollt. Sein Theater entstand als Bodenspekulation am Nollendorfplatz, und recht unkünstlerische Leute mögen ihm oft hineingeredet haben. Und die Geschäftsleute, die den ganzen Bau mit Konzertsaal und Restaurant spekulierend hingestellt hatten, haben ihm schließlich die stärkste Konkurrenz noch ins eigne Haus gesetzt: ein Kino, das immer voll war, wenn die Hebbelvorstellungen im benachbarten Theater leer und öde blieben. Halm hat Mut gehabt und Novitäten anständig und fleißig inszeniert, hat — auf Reinhardts Spuren — klassische Dramen in sauberer Regie herausgebracht, hat die Posse versucht und — im Sommer, von vorgeschobener Direktion gedeckt — das Sensationsstück. Starke pekuniäre Erfolge hat er wohl nur mit Kainzens Gastspiel erzielt. Kainz kommt nicht wieder. Und die Gläubiger drängten, just da Halm in München gastspielend als Nachfolger Reinhardts künstlerische Erfolge hatte. Es wäre schade um den Mann, schade um sein gutes Wollen und seine ehrliche Arbeit, wenn er endgültig gehen müßte.

Reinhardt arbeitet wieder ins Große. Das „Mirakel", das die Engländer sahen, soll uns beglücken. Dazu soll der Sportpalast gemietet werden. Dort soll auch der „Julius Cäsar" sich ermorden lassen. Im eignen Hause — denn neben Zirkus und Sportpalast bleibt das Deutsche Theater der Kunst erhalten — wird ein Stück von Carl Sternheim: „Don Juan", die Saison beginnen. Maeterlincks „Blauer Vogel", eine preußische Tragödie des talentvollen Verfassers der „Offiziere" Fritz von Unruh, deren Held Prinz Louis Ferdinand sein soll, „Schöne Frauen", ein Lustspiel von Etienne Rey, „Der Prolet", eine Komödie von Karl Sternheim, „Chastelard", eine Tragödie von Algernon Charles Swinburne, „Der Held des Westerlands" von J. M. Synge werden folgen. Im allgemeinen macht sich bei den Ankündigungen und Versprechungen der führenden Theater diesmal die Tendenz geltend, auch einige als Dramatiker weniger bekannte Dichter oder überhaupt neue Leute zu Worte kommen zu lassen. So verspricht die Wiener Burg: Stephan Zweigs Schauspiel „Das Haus am Meere", Thaddäus Rittners Komödie „Der Sommer", G. A. Crüwells Schauspiel „Schönwiesen" und „Ein Muttersohn" von Siegfried Trebitsch.

An Verheißungen fehlt's also nicht. Bewährte Namen, Namen, die Hoff-



nungen erwecken, alte Kenner der Szene, Stimmungspoeten, die's mit der Bühne versuchen, junge Ungarn, die, wie's scheint, die Sensation wieder zu Ehren bringen möchten. Und auch die Franzosen werden nicht fehlen, dafür dürften Residenztheater und Lustspielhaus sorgen. Man darf gespannt sein, aber man wird sich hüten, zu prophezeien. Heute mehr wie je. Der Altmeister urteilte: „Es kommt darauf an, daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publikums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publikums zusammen, so ist alles gewonnen." Auch heute noch richtig. Bloß daß in unsern Zeiten der Stilmischung und Versuche kein Mensch die Richtung des Publikums mit Sicherheit anzugeben weiß.

Rudolf Presber

Frauenrundschau

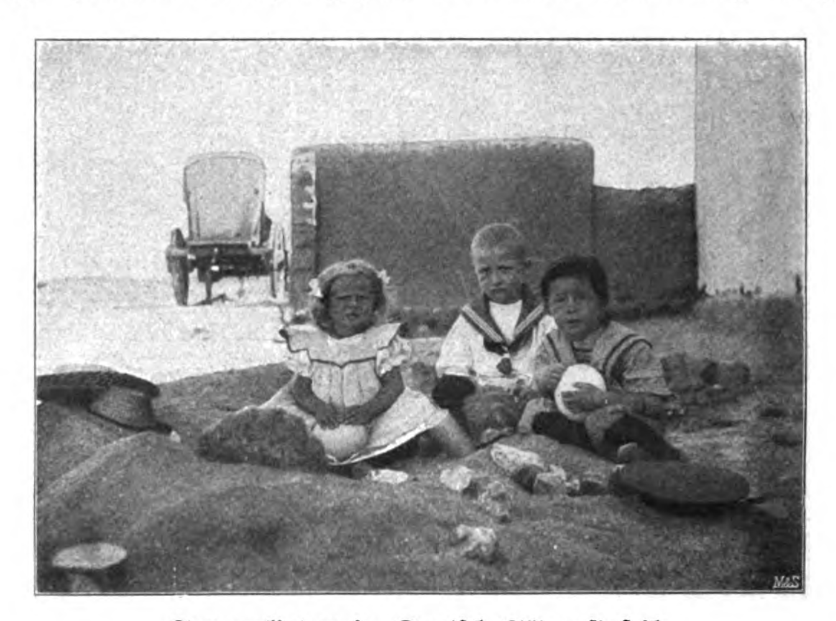
Die deutsche Frau in den Kolonien

Die Frau als Mitarbeiterin des Mannes — das ist die Formel der Frauenbewegung, unter der sie das Leben und Schicksal des Weibes betrachtet haben will. Ein dehnbarer Begriff. Er kann so verstanden werden, daß die Frau, indem sie auf eigne Weise erwirbt, zu den Kosten des Haushalts beisteuert, oder daß unter ihrer Mitarbeiterschaft ihr Einfluß auf die gesamte Kultur gemeint ist. Ja, auch die Dame der höheren Stände wird sich nicht selten als „Mitarbeiterin" fühlen, bloß weil sie sich reichlich beschäftigt glaubt — in ihrer Stellung als Repräsentantin des Hauses, in dem sie alle notwendigen positiven Arbeiten von andern ausführen läßt. In unsrer Kulturzone ist an eine buchstäbliche „Mitarbeit" der Frau am Werke des Mannes im Rahmen der Privatfamilie nur schwer zu denken. Haben Mann und Weib den gleichen Beruf, so geschieht es nicht selten, daß dieses beständige Eingreifen des einen in die Berufssphäre des andern eher störend empfunden wird. Hat die Frau einen andern Beruf, so paßt die Bezeichnung Mitarbeit auf ihr Tun nicht in wörtlichem Sinne. Sie tut dann eben ihr besonderes Werk, das von dem seinen verschieden ist. Ein Gebiet gibt es aber, auf dem sich dieses stolze und harte Wort seinem vollsten Umfange nach bewährt; und hat der Dichter gesungen: „Im Felde, da ist der Mann noch was wert," so muß es heißen: in der Wildnis des fremden Erdteils, in die der weiße Mann mit freudiger Tatkraft hinauszieht, um hier Kultur und Gesittung seiner Rasse zu verbreiten — da ist auch die Frau noch was wert! Da ist sie wahrlich keine Überzählige, wie es Millionen weiblicher Existenzen im Zentrum der Kultur wirtschaftlich und biologisch leider werden. Raum für alle hat die Erde, auch für die Frauen, die inmitten der großen Menschenansammlung der Zivilisation zu keinem befriedigenden, voll erfüllten Dasein gelangen. Sind sie gesund und stark und im Besitze ungebrochener Arbeitsenergien, dann bietet sich ihnen ein weites Feld gesegneter Tätigkeit in den Kolonien. Ist doch die ganze Frauenbewegung eine Art Auswanderung aus einer beschützten Zone in eine neue, fremde, wie erst jüngst Selma Lagerlöf auseinandergesetzt hat. Eine besondere Art dieser Emigration aber ist die tatsächliche Auswanderung deutscher und überhaupt weißer Frauen in die Kolonien ihres Landes.

In Südwestafrika leben jetzt im ganzen, wie wir aus den Mitteilungen des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft entnehmen, 2468 erwachsene weibliche Personen. Davon entfielen 284 auf Regierungsbeamte und Schutztruppenangehörige, 33 auf Geistliche und Missionare, 1444 auf Private, 31 leben als Missionsangehörige da, 37 als Pflegeschwestern, 16 Lehrerinnen und 623 in sonstigen Beschäftigungen. In Ostafrika leben 761 deutsche Frauen nach der Zählung vom 1. Januar 1911. Dazu kommen noch die deutschen Frauen in Kamerun, Togo und in der Südsee; im ganzen leben in unsern Kolonien 3760 weibliche Reichsangehörige. Und hier hat die Frau Gelegenheit, auf ihrem unbestrittensten Gebiet, nämlich in der Hauswirtschaft, außergewöhnliche, ja produk-



tive Leistungen zu erbringen. Allerdings sind ihre Haushaltungspflichten ungeheuer erweitert, und sie muß auf eine ganz andre Art ihren „Mann" stehen als hierzulande. Da gibt's keine Möglichkeit, andre für sich arbeiten zu lassen, zumindest nicht ohne beständige Anleitung. Da gibt's keine Erleichterungen der Technik, keine Wasserleitung, keine Zentralheizung oder Warmwasserversorgung, kein elektrisches Licht oder Gas. Da kann man nicht fertige Produkte einkaufen gehen, sondern es heißt, alles selbst produzieren und dabei die natürlichen Landesprodukte auf die beste und vielfältigste Art verwenden. Da können nicht telephonisch beim Fleischer und Bäcker oder im Warenhaus Bestellungen gemacht werden, sondern da gilt es, mit eigner Hand dem afrikanischen Sandboden jedes bißchen Obst und Gemüse zu entlocken, das Vieh zu pflegen, das Fleisch in Riesenstücken zu verwerten, es in der Hitze haltbar zu machen, also von den Knochen abzulösen, und andres mehr. Vor der größten Schwierigkeit steht die deutsche Farmerin aber in bezug auf die häuslichen Hilfskräfte. Weiße Dienstboten sind noch schwer und selten zu haben, und meist ist sie auf die Eingeborenen angewiesen. Die Vorratskammern, in denen auf Monate hinaus alles aufgestapelt sein muß, heißt es hermetisch vor den Diebsgelüsten der Schwarzen abschließen; das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß jeder Gegenstand, der im Hause gebraucht wird, durch die Hände der leitenden Frau gehen muß, daß sie mathematisches Genie entwickeln muß, um genau festzustellen, was zu einer jeden einzelnen Mahlzeit entnommen werden muß. Es gibt heute schon eine koloniale Frauenfrage, und der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft arbeitet in ihrem Dienst. In Keetmanshoop ist ein Heimathaus entstanden, das die aus Deutschland kommenden jungen Mädchen aufnimmt und sie in den Zweigen der afrikanischen Wirtschaft unterrichtet, in Lüderitzbucht ist ein Jugendheim im Entstehen, das die Kinder der deutschen Bevölkerung nach Art eines Kindergartens versorgen soll. Wenn irgendwo, so ist ein solcher Kinderhort gerade dort vonnöten, wo die Frau von frühmorgens an, mit der aufgehenden Sonne, bis spät abends in ihrer Wirtschaft arbeiten muß. Die Farmersfrau, die Missionarsfrau, die Offiziers- und



Farmerkinder in Deutsch-Südwestafrika
(Aus: „Wo sonst der Fuß des Kriegers trat")

Beamten- und die Kaufmannsfrau, besonders aber die „Stütze“, Wirtschafterin und Hausdame, stellen das Hauptkontingent der weiblichen Auswanderung. Sehr gesucht wird auch die Lehrerin, die Erzieherin, die Schneiderin und vor allem die Krankenpflegerin, obwohl jede Frau, die sich dort behaupten will, in der Krankenpflege erfahren sein muß. Ein interessanter Typ ist auch der weibliche Farmvolontär, und ich kann mir wohl denken, daß die Möglichkeit, hier auf freiem, weitem Boden ungehemmt alle Kräfte spielen zu lassen, so manche weibliche Persönlichkeit, die in der Heimat als besonders „emanzipiert“ gilt, anzieht.



Schulfest der Bugdamara in Okombahe
(Aus: „Wo sonst der Fuß des Kriegers trat“)

In ihrer Schrift „Die deutsche Frau in Südwestafrika“ * erzählt Klara Brockmann von einem Mädchen, das sie in dieser Tätigkeit kennen gelernt hat: „Sie war von Beruf Oberlehrerin, ein zartes, zierliches Figürchen, aber eine Arbeitsbiene, wie sie sich selbst bezeichnete, und dies nicht nur in geistiger Beziehung. Ich habe sie selbst dabei überrascht, wie sie sich eigenhändig Lehmziegel brannte und Wellblechplatten auf dem Dach des selbstgebauten Stalles festnagelte. Sie war ein Landkind und liebte das Landleben über alles; dies ist auch das immer wieder durchbrechende Leitmotiv ihres Lebens gewesen, und die Liebe zur Freiheit und Natur hat sie auch aus dem Studierzimmer in das einsame Hereroland getrieben. Mancher Widerstand und manches Vorurteil



Fräulein Maria Karow auf der Farm ihres Schwagers in Okombahe

* Mittler & Sohn, Berlin.

war wohl zu besiegen gewesen, bis sie eines Tags erklären konnte: Ich gehe nach Südwest, um zu farmen."

Besonders interessant ist, daß dieses Mädchen durch ihre Ersparnisse von ihrem Lehrerinnengehalt nach und nach, langsam, zäh und beharrlich die notwendige Einrichtung für die Farm zusammenkaufte. Sie erstand zehn Kühe und einen Bullen, Hühner, zwei Pferde, Ackergeräte. In ihrer freien Zeit beschäftigte sie sich mit Viehtreiben und Dammbauarbeiten. Sah man sie auf dem Ball des Gouverneurs in weißem Mullkleide beim Tanze, so traf man sie zu andrer Zeit in Reithosen und Schlapphut, aus einer kurzen Pfeife Tabak rauchend, hinter ihrem Vieh, das sie von einer Station zur andern trieb. Wenn die Verfasserin versichert: „Ballgespräche lagen ihr anscheinend nicht," so wollen wir ihr das gern glauben. Sie kaufte sich dann ein Grundstück, baute eigenhändig Stallungen und wirtschaftete hier mit zwei Herero-jungen. Später wollte sie in Diamanten spekulieren, dann wieder Schnaps brennen oder Milchwirtschaft treiben. In ihrer kleinen Karre machte sie schöne Spazierfahrten und freute sich, den „engen Verhältnissen in Deutschland entronnen zu sein, wo man jede Abweichung von der Norm als fixe Idee behandelt". Mein Wahlspruch ist: „Kämpfen und arbeiten in Südwest, dem Lande der Freiheit." Nach einiger Zeit lernte sie eine durchaus gleichgestimmte Dame kennen, die in einem Bureau tätig war und ebenfalls jeden Monat von ihren Ersparnissen eine Kuh anschaffte. Wir können uns dem Ausspruch der Verfasserin: „Solche Leute gehen nicht unter in Südwest," nur anschließen. Durchaus zu warnen aber sind jene Frauen, die ohne Empfehlung, ohne erwartet zu werden, auf gut Glück hinübergehen; sie werden von vornherein als Abenteurerinnen betrachtet. Nur wirklich gediegene Leistungen erwecken dort Vertrauen. Viele Mädchen lassen sich durch Heiratschancen, die dort in der Tat größer sind, hinüberlocken. Mit Recht bekämpft man die Mischehen, die den Weißen degradieren, und fordert die Einwanderung weißer Frauen zum Zweck der Familiengründung. Auch in diesem Sinne ist die Frau dort noch was wert. Es gibt aber auch Abenteurer, die unter der Vorspiegelung, wohlhabende Farmer zu sein, Mädchen hinüberlocken. Die Auswanderin wird den Schutz der Kolonialgesellschaft und gründliche Vorbereitung unbedingt brauchen. Sehr frische Schilderungen des Farmerlebens in Südwest gibt Maria Karow in ihrem Buch: „Wo sonst der Fuß des Kriegers trat." * Die Farm ihres Schwagers, auf der sie drei Jahre gearbeitet hat, liegt von der letzten Station der Otavibahn noch ein wenig entfernt. Man muß nämlich von da noch sechs Tage mit dem Ochsenwagen reisen, der in einer Art epuipiert ist, die an unsre herumziehenden Thespiskarren gemahnen könnte (nur gediegener). Mit Hilfe der gänzlich unzuverlässigen schwarzen Bambusen muß die endlose Arbeit geleistet werden. Beachtenswert ist in den Schilderungen die Darstellung der Art und Weise, in der selbst aus diesem zur Arbeit so wenig geeigneten Menschenmaterial nach und nach doch brauchbare Diener herangezogen werden. Die Löhne sind enorm. Ein schwarzer Hausbambuse im Alter zwischen 12 und 16 Jahren (später verheiraten sie sich und geben dann das Arbeiten auf, weil sie den Zeitpunkt, sich „zurückzuziehen", schon für gekommen erachten) erhält 15 bis 50 Mark monatlich, neben freier Verpflegung und Kleidung. Dabei lieben es die Schwarzen, ihre Kost weiterzuverkaufen, beziehungsweise zu vertauschen, und trinken dafür den Ziegen die Milch weg oder schlachten ein paar Stücke Vieh, die dann die wilden Tiere geraubt haben sollen. Das Klima mit seinen jähen Gegensätzen erfordert die beste Konstitution. Für solche Emigrantenarbeit sind überhaupt nur die Tüchtigsten und Gediegensten gerade gut genug. Der rüstige Mensch, der mit vollen Kräften zugreifen kann, ist hier am Platz. In Krankheitsfällen muß man sich zumeist mit Hilfe einer kompletten Hausapotheke selbst versorgen. Am gefährdetsten ist natürlich das Kind, und die Frage, ob sich die Weißen dauernd in den Tropen assimilieren können, ist wohl noch nicht

* Mittler & Sohn, Berlin.

endgültig gelöst. Spottbillig ist nur der Boden, alles andre aber hat phantastische Liebhaberpreise. Der Farmer baut zumeist sein Haus selbst, reguliert seinen Fluß, legt Gärten und Felder an und muß alles Praktische können und wissen.

Die Schwarzen können sich nicht genug wundern, daß die Weißen, trotzdem sie genug zu essen haben, immer noch arbeiten, und lachen sie im stillen dafür aus. Bei ihnen gilt Arbeit als eine Schande, und von besonderem Hochmut sollen in dieser Beziehung die Hereros erfüllt sein. Die junge Farmerin kommt in der afrikanischen Küche mit Mutters bewährten Rezepten schwerlich aus. In reicher Zusammenstellung sah man in der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ den tropischen Speisezettel. Alles Brot und Gebäck muß natürlich selbst gebacken werden, und man kann sich vorstellen, was die Arbeit am Backofen in der afrikanischen Sonnenglut bedeutet. Das Obst wird geerntet und auf unzählige Arten verwendet, Tabak wird gebaut und verarbeitet. Die vielen Schädlinge aus der Tierwelt müssen bekämpft werden, und unter Umständen wandelt sich die deutsche junge Dame in eine mutige Schlangentöterin. Die Kinder müssen in den ersten Jahren dabei auch noch selbst unterrichtet werden, da es nur in wenigen Ansiedlungen Jugendhorte gibt. Auf besondere Romantik darf sich die auswandernde Frau nicht gefaßt machen, auch nicht glauben, daß auf schnelle Art Schätze anzusammeln sind. Am besten werden sich jene Frauen einleben, die aus ländlichen Verhältnissen stammen, viel praktischen Sinn und wirkliche Arbeitsfreudigkeit besitzen; auch der Humor darf nicht fehlen, da er zum Widerstand gegen die vielen Schwierigkeiten erheblich beiträgt.

Außerdem aber muß die Frau, die ein zivilisiertes Familienleben in den Kolonien führen will, auch geistige Interessen haben, die sie mit der Heimat und deren kulturellen Bestrebungen in engem Kontakt erhalten, sonst würde die Familie unfehlbar verbauern. Nicht auf das Niveau der Umwelt zu sinken, sondern umgekehrt, dieses zu heben, ist die Mission des deutschen Kolonisten und vor allem der hier wirklich *mit* ihm arbeitenden Frau.

Grete Meisel-Heß



Mode

Wenngleich unter dem Einfluß der Mode heute dieser, morgen jener Industriezweig begünstigt wird, so ist dieser Wechsel für die einzelnen Branchen nicht so gefahrbringend, als manchmal angenommen wird. So herrschte eine Zeitlang ein bedeutend verminderter Konsum an Valenciennesspitzen und gewissen Seidenstoffen, bedingt durch den stark herabgesetzten Verbrauch reich garnierter Unterkleidung, im besonderen reich berüschter, weiter Jupons, denn das Prestige des in Verbindung mit dem eleganten Frauenanzug fast traditionell gewordenen Froufrou der rauschenden seidenen Jupons stürzte von den höchsten Höhen wahrer Eleganz sehr plötzlich herab. Über Nacht war so ein reich berüschtes Salonwunder zur aufdringlichen Vorstadteleganz geworden. Über Nacht hatte es der enge Kleiderrock degradiert. Aber wenn der enge Kleiderrock in seiner heutigen Gestalt — denn eng bleibt der Rock auch in der kommenden Saison — dem pompösen Taftjupon auch jede Existenzberechtigung nahm, so erließ er deshalb noch nicht das Dekret, daß überhaupt kein Jupon zu tragen sei. Wenn kein Jupon getragen wird, so gibt es dafür verschiedene Gründe: Geschmacklosigkeit, persönliche Liebhaberei, *Sparsamkeit*. Im besonderen wird wohl der letztgenannte Grund heute häufig dazu verleiten, den Unterrock beiseite zu lassen, denn tatsächlich ist er ja entbehrlich bei den allgemein getragenen fußfreien Straßenkleidern, die das Aufraffen überflüssig machen, bei der von der Mode gewollten, die Körperformen verfolgenden Linie der schleppenden Zimmertoiletten.

Die Eleganz aber bleibt dem Jupon treu. Aber *welchen Jupons*? Die ehemaligen reichen Taftunterröcke sind gegen die heutigen widerstands-



fähige Solidität. Der heutige Jupon soll seine Gegenwart beim Gehen womöglich nicht verraten, er darf in nichts den Fall des Kleides beeinträchtigen, muß also ein Nichts sein an Volumen und Gewicht. Dieses vom Luxus und der Modedame angestrebte Ziel läßt sich nur erreichen durch Verarbeitung weicher, in sich zusammenfallender Stoffe: Seidenvoile, Tüll, Batist, dünnes Seidentrikot, Japonseiden und andre ganz weiche Seidenarten, als da sind Liberty, Ondoyant, Charmeuse und so weiter. Der Jupon aus Seidentrikot mit angesetztem, flach plissiertem Volant aus Seidenstoff ist — das elegante Genre anbelangend — das Solideste, was die Mode zu bieten hat. In Taft gibt es anspruchslosere, einfachere Formen. Entsprechend der augenblicklichen Lage der Dinge sind viele dieser Röcke ganz glatt gehalten, passen auf der Hüfte genau an und sind unten beiderseitig geschlitzt, so daß sie sehr eng sein können, ohne das Ausschreiten zu behindern. Die Garnitur besteht lediglich in kleinen Rüschchen oder feinen schmalen Plissees, flach ausgeführten Ornamenten, Samtband und dergleichen mehr, was nicht als Feind der Silhouette zu betrachten ist. Es werden hier mit Vorliebe Changeantstoffe verwendet, auch stellt man zweierlei Seiden zusammen, um etwas Abwechslung in das Ensemble zu bringen.

Den weißen Jupon anbelangend, gilt dasselbe. Fand man vor einigen Jahren keinen Brokat, keine starre, schwere Seide kostbar genug, so ist heute keine zu hauchdünn, als daß sie nicht für geeignet befunden würde, einen Unterrock abzugeben. Zu den praktischsten Röcken, bei Wahrung strenger Modernität, gehören solche, gänzlich aus abgepaßten Stickereien hergestellt, also ganz glatt, und in der oben angeführten Weise seitlich geschlitzt. Praktische Frauen werden unmodern gewordene Stickereikleider in den Dienst dieser guten Sache stellen. Diese Röcke sind am besten nur aus zwei Teilen, mit zwei auf der Hüfte liegenden Nähten zu arbeiten.

Angesichts dieser Konstellation, dieser Stoffdürftigkeit, dieser Sparsamkeit an Volants und Spitzenrüschen auf Jupons und allen andern Dessous, ist es nur natürlich, daß sich die Maschinenspitzenfabriken sowie die Taftindustrie und namentlich die Unterrockfabrikation unangenehm betroffen fühlten. Aber die Krise dauerte nicht lange, und wenn in dieser Hinsicht auch heute noch ein geringerer Spitzen- und Seidenbedarf besteht, so konsumiert dagegen die Kleiderindustrie von beiden Artikeln mehr, denn wir tragen heute mehr Seidenkleider als früher, und jenes Genre, das unter dem Sammelnamen Lingeriekleider, Lingerieblusen und Jabots figuriert, ist heute gegenüber früheren Jahren ganz bedeutend in den Vordergrund getreten, und das auf der ganzen Linie, vom billigsten bis zum teuersten Artikel. Der billige einfache Lingerieartikel konsumiert in der Hauptsache Valenciennesspitzenimitationen, Weißstickereien und Stoffe im Madeirastil sowie Baumwollbatiste und beschäftigt unsre heimischen Fabriken sehr stark; der teure, komplizierte Lingerieartikel aber wird bis auf einen verschwindend kleinen Teil aus ausländischen Artikeln hergestellt, wenn er nicht fertig importiert wird. Leinenbatist, haarfeiner weicher Baumwollbatist oder Voile, feine Valenciennes- oder Klöppelspitzen, echt oder imitiert, Reticella, Punto-Tirato-Arbeiten, Weißstickereien, irische Spitzen kommen aus England, Frankreich und Italien und bieten in ihrer früher ungekannt reichen Verwendung Ersatz für den Ausfall an andrer Stelle.

Die praktische Seite des Lingeriekleides wird zumeist unterschätzt. In einfachen Lebensbedingungen genügt das einfache Lingeriekleid für jede Tanzstunde, jede kleine Tanzunterhaltung, und man tut besser, für ein derartiges Kleid verhältnismäßig viel anzulegen, um es in guter Ausführung zu kaufen, als billige Seidenkleider zu wählen, deren es mindestens zwei bedarf, um ein Lingeriekleid zu überdauern. Und auch in kargeren Verhältnissen genügt für jede Tanzstunde, für viele Arten geselliger Veranstaltungen, im besonderen in kleinen Städten, ein feines Lingeriekleid, das, obwohl nicht billig, immerhin noch billiger ist als seidene



Kultur der Gegenwart

Kleider, und auf alle Fälle kleidsam. Ein feines Lingeriekleid wird die Frau, die „ihre Kleider liebhat" — und nur solche Frauen sind gut angezogen — natürlich nie in die „Waschanstalt" geben. Wer mit der Absicht umgeht, dergleichen zu tun, stehe lieber von dieser Anschaffung ab. Diese Kleider, ebenso wie feine Lingerieblusen, Jabots, Fichus und so weiter, gehören in die Hand eines erfahrenen Stubenmädchens oder — in die der Besitzerin selber. Ein Lingeriekleid, eine Lingeriebluse, die „frisch gewaschen und gestärkt" mit in die Länge gezogenen Spitzen und getollten, anstatt subtil gefältelten Volants aus der Waschanstalt kommt, hat jeden Reiz verloren, jede Eleganz, fast jede Daseinsberechtigung.

Und manche Haustochter würde gut tun, manche mit Tennisspiel und andern zur Wahnvorstellung gewordenen Sportspielen verbrachte Stunde lieber dem Zurichten eleganter Kleidungs- und Unterkleidungsstücke zu widmen, um dadurch andern ein Vergnügen zu bereiten, da ja so viele Frauen ganz unbegreiflicherweise sich selber durch die Zierlichkeit und Gepflegtheit ihres Anzuges kein Vergnügen zu machen scheinen.

Auch schwarze Spitzen und schwarzer Tüll finden dank der augenblicklichen Situation reiche Verwendung, und wir bringen ein Bild, welches Anregung geben kann, breite, gute Chantillyspitzen, die manche Besitzerin brach im Schranke liegen hat, glänzend zu verwenden. Das Kleid ist einfach herzustellen und dadurch wertvoll. Der Rock ist aus weißem Liberty und zweiteilig. Er kann ebenso gut ohne, als mit Schleppe gehalten sein. Das Leibchen ist in Kimonoform aus dichter Marquisette hergestellt. Darüber fällte eine Art zweites legeres, ärmelloses Leibchen, hinten gekreuzt, aus Liberty. Die breite Spitze braucht nicht zerschnitten zu werden, denn ein langes Stück kann zusammengenäht werden, sich vorn zipfelförmig auf die Taille legen, über die Hüften nach hinten geleitet werden und in Form einer langen spitzen Tunik über den Rock herabfallen. Eventuell können die Tunik auf dem Rock und der Latz auf der Taille unabhängig voneinander gearbeitet sein. Ein breiter schwarzer Samtstreifen verläuft vorn auf der Taille unter dem Atlasteil, tritt aber als Abschluß des Spitzenlatzes als große Schleife wieder hervor. Hinten hängt ein langes Ende herab, etwa 25 Zentimeter breit,



Weißes Libertykleid mit Chantillyspitzen

welches leicht umgeschlagen auf dem Rock befestigt wird und unter der Spitze durchgleitet.

In derselben Weise, die ein ebenso modernes als kleidsames Arrangement darstellt, können weiße, echte Spitzen verwertet werden, im besonderen ein breiter Volant, der sonst heute so wenig Wert hat und den keine Frau

Kultur der Gegenwart



gern als Rockabschluß hergibt. In der dargestellten Art und Weise ist der breite echte Volant vor sicherem Ruin geschützt, und zum Taillenarrangement kann eventuell schmale gleichartige Spitze zusammengesetzt — auf einer Unterlage von Pudertüll — verwertet werden.

M. v. Suttner

Sport

Der Rennsport pflegt überall konservativ zu sein. Das liegt so halb im Wesen des Turfs. Man arbeitet nach altbewährten Rezepten, schreibt Jahr um Jahr, Saison um Saison Rennen nach den gewohnten „Propositionen aus" und zerbricht sich nicht den Kopf über eine neue Melodie im klassischen Turfkonzert. Man bessert vielleicht die Preise auf und legt da und dort ein paar tausend Mark hinzu. Gewisse Ausnahmen, wie die Schaffung einiger neuer Rennen gerade in Deutschland, bestätigen nur die Regel, daß möglichst im ausgefahrenen Gleis der Rennsport sich hinzieht. Erst die Sommerkampagne von 1912 hat für den grünen Rasen Deutschlands eine sehr starke Umwälzung mit sich gebracht, eine Maßregel, die so einschneidend ist, daß sie die deutschen Rennklubs dazu zwingen muß, ihre Programme zum großen Teil über den Haufen zu werfen und wieder von vorn aufzubauen.

Es war von den maßgebenden Körperschaften angeregt worden, das zweijährige Vollblut mehr zu schonen als bisher, und zu diesem Zwecke sollten einmal vor dem 1. Juli zweijährige Pferde überhaupt nicht in Rennen laufen. Weiter sollten vom 1. Juli bis 31. Juli Zweijährige nur in Rennen gestartet werden, die mit einem Preis von höchstens 4000 Mark für den Sieger ausgeschrieben sind. Vor dem 1. Oktober dürfen keine Rennen stattfinden, in denen zweijährige und ältere Pferde zusammen starten. Und derlei andre Paragraphen, die auf möglichste Schonung der Youngsters berechnet sind. Im Gegensatz zu Frankreich, wo die jüngste Altersklasse des Turfs erst vom 1. August ab sich öffentlich zeigen darf, war es bisher in Deutschland üblich, daß die Zweijährigen schon vom 1. Juni an miteinander in Konkurrenz traten über Distanzen, die sich auf 900, 1000 und 1200 Meter zu erstrecken pflegten. Es ist nicht ganz bei diesen Anregungen geblieben, dennoch sollen die Youngsters mehr als bisher geschont werden. Die zweijährigen Babys hatten schon in den ersten Wochen Rennen für sich, in denen es hoch herging: bis zu 10 000 Mark und höher hinauf. Und so war es der Ehrgeiz so manchen Trainers und Herrn, die jungen Pferde möglichst frühzeitig auf Biegen und Brechen in Rennkondition zu bringen und Preise zu gewinnen.

Daß auf diese Art gar viele Pferde im Keim verdorben wurden, war die Folge, und die an sich schon übergroße Weichheit des deutschen Rennmaterials wurde noch stärker fühlbar. Ein zweijähriges Pferd ist keine Maschine, es muß sich erst langsam entwickeln, wenn auch der Laie ein Feld junger vierbeiniger Kämpen für ganz ausgewachsen ansieht und es schwer von älterem Material unterscheiden kann. Es gibt kaum einen Sportzweig — die Aviatik vielleicht ausgenommen —, wo so viel mit „Bruch" gerechnet und daher doppelt schonend gearbeitet werden muß wie im Rennsport, und gerade die letzte Kampagne hat eine ganze Reihe von Invaliden mit sich gebracht, hat Pferde brachgelegt, die berufen waren, von Sieg zu Sieg zu eilen.

Am härtesten hat die glorious uncertainty des Turfs einer der vornehmsten und ältesten deutschen Rennställe fühlen müssen, die Schlenderhaner Zuchtstätte des Freiherrn S. A. von Oppenheim. Dieser Stall hat unter seinem Aufgebot ein Pferd mit Namen „Dolomit", einen prachtvollen braunen Hengst, der schon zweijährig eine „Klasse für sich" war und 1912 als Dreijähriger sich so gut entwickelte, daß er als Favorit zweier Derbys, des österreichischen und des deutschen blauen Bandes, installiert und schon manche Wette auf den Sieg von mutigen Wettern abgeschlossen wurde. Bis eines Tages im Frühjahr die Kunde kam, daß der böse Husten den Stall Oppenheim heimgesucht und auch den Derbycrack

„Dolomit“ angesteckt hätte. Die Folge war, daß „Dolomit“ aus dem Training genommen werden und lange Wochen pausieren mußte, bis der Körper wieder gesund war und die Beine Galopp gehen konnten. Darüber war die Zeit verflossen, wo an eine Derbypräparation zu denken war, und der stolze Hengst mußte ruhig in der Box bleiben und zusehen, wie andre seinesgleichen mit den höchsten Turfehren sich schmückten. Erst im Juli war der bisher ungeschlagene „Dolomit“ so weit auf dem Posten, daß der erste Schlag gewagt und der Hengst im Großen Preis von Berlin abgeschossen werden konnte, dem mit 75 000 Mark wertvollsten Flachrennen der Reichshauptstadt. Das Rennen war nicht viel mehr als ein Spaziergang für „Dolomit“, so überlegen fertigte er seine Gegner ab. Der Sieg war ein wenn auch nur schwacher Ersatz für zwei entgangene Derbys.

Noch böser hat das Turfschicksal einem andern Träger der Farben des Freiherrn von Oppenheim mitgespielt, der auch eine Klasse für sich in seinem Jahrgang bildete. Es war der Hengst „Danilo“, der zweijährig alles schlug, was ihm in den Weg kam, und ehe er sein Winterquartier aufsuchte, noch den klassischen, mit 100,000 Kronen ausgestatteten Austriapreis in der Wiener Freudenau über die schwarzgelben Grenzpfähle forttrug. Als Dreijähriger konnte „Danilo“ aber zum Schrecken seines Stalles gar nicht herausgebracht werden, weil er ein Training nicht durchzuhalten imstande war. Und auch in der Saison von 1912 als Vierjähriger war der Hengst nicht in Rennfasson zu bringen und wurde schließlich als Deckhengst hingegeben, um sein wertvolles Blut zu vererben. Nicht viel glücklicher waren zwei andre Vollblüter von Schlenderhan in ihrer Rennlaufbahn. Es ist schon mehr als zehn Jahre her, seit der damals zweijährige „Edgardo“ im Austriapreis die besten zweijährigen und dreijährigen Pferde Österreich-Ungarns schlug, aber er wurde seines Sieges nicht froh, denn er wurde auf einen Protest wegen angeblichen Kreuzens in der Graden disqualifiziert, ein Schiedsspruch, der seinerzeit viel kritisiert wurde. „Edgardo“ hat später nicht alle Hoffnungen erfüllt, die sein Laufen in jenem unglücklichen Austriapreis versprach.

Wenige Jahre vorher sandte der Stall des Freiherrn von Oppenheim das damals beste deutsche dreijährige Pferd der Saison, „Saphir“, nach Wien, um den Wurf im österreichischen Derby zu wagen. Der Coup glückte, „Saphir“ gewann das reiche Rennen, aber er passierte das Ziel nur mit „drei Beinen“, denn er brach gerade da, wo der Zielpfosten stand, nieder und beschloß so seine Rennlaufbahn, um noch heute als Deckhengst seine glänzende Galoppierfähigkeit im Gestüt Schlenderhan zu vererben. „Saphir“ hat als Vaterpferd zahllose Sieger geliefert, wenn er auch zu den sogenannten weichen Pferden gerechnet wird.

Die Zufälligkeiten des Rennbahnlebens hat gerade im Laufe dieses Jahres auch das preußische fiskalische Gestüt Graditz auskosten müssen. Es hat seinen besten Dreijährigen, den in mächtigem Rahmen gewachsenen Hengst „Gulliver“, der schon äußerlich seinem Namen Ehre macht, vorläufig brachlegen müssen, wenige Tage nachdem er das deutsche Derby auf dem Hamburg-Horner Cours gegen den Ansturm der österreichisch-ungarischen Streitmacht in glänzendem Stil gewonnen hatte. Dieser „Gulliver“ erhielt einige Tage nach dem Derby einen Morgengalopp, kehrte aber nicht mehr heil zurück, da er sich am Knöchel des linken Vorderfußes geklopft hatte. So klein auch die Ursache, so groß war die Wirkung. Der Derbysieger, dem noch große Aufgaben gestellt waren, mußte aus dem Training genommen werden und wird erst als Vierjähriger wieder die Rennbahn aufsuchen können. So zart sind Pferdebeine gebaut, und so behutsam müssen sie geschont werden. —

Wie im Kampf der Rosse die deutsche Zucht alle Hebel ansetzen muß, um die Gegner im eignen Lande abzuwehren, geschweige denn, daß sie sich auf waghalsige Exkursionen nach dem Ausland einlassen kann, so geht es auch mit so vielen andern deutschen Sports. Das hat schlagender als alle Kleinkämpfe das olympische Schauspiel vor Augen geführt, das im Juli im Stadion von Stockholm in Szene ging. Zu Tausenden waren



die Träger des **olympischen Sports**, die Läufer und Springer, die Kugelstoßer, Speerwerfer, Fußballer, Ringer, Turner, Ruderer, Schwimmer und als Zubehör die Segler, Tennisspieler, Reiter aus aller Welt nach Schweden gekommen, ihre Kräfte gegeneinander zu messen. Deutschland hatte ein recht starkes Kontingent aufgebracht, aber so viele nationale Größen auch unter den deutschen Kämpen zu finden waren, die deutsche Streitmacht ist zwar nicht mit leeren Händen in die Heimat zurückgekehrt, sie hat aber lange nicht alle Hoffnungen erfüllt. Die Leichtathleten, die Läufer, Springer, Fußballer und ihr Anhang, gingen so gut wie leer aus, und ganz reine Freude und Ehre schafften dem deutschen Sport nur die Schwimmer und die Ruderer, die stolze Siege über das Ausland an sich brachten. In den reinen olympischen Kämpfen schlugen die Amerikaner und Schweden sich am tapfersten. Das war von vornherein zu erwarten, denn die Amerikaner pflegen seit Dezennien die athletische Sportkultur, und auch die Schweden, die schon an Zahl das Übergewicht hatten, sind geborene Sportgestalten, ihre ganze Jugendbildung geht auf die Stählung des Körpers aus; kein Staat der Welt fördert auch den Sport in dem Maße, wie es in Schweden der Fall ist. In Deutschland und in England, das gleichermaßen auf dieser Olympiade in den Hintergrund trat und nur den dritten Platz in der Rangordnung hinter Schweden und Amerika einnahm, ist nach den Gründen der Überlegenheit der Amerikaner und Schweden viel gefragt worden, und gerade die Engländer, die so lange auf den olympischen Spielen den Vortritt hatten, kamen sich in ihrem Nationalstolz verletzt vor. Nach den Gründen der Überlegenheit zu suchen, ist nicht schwer. Ganz abgesehen davon, daß die Erziehung zum Sport in Deutschland noch ganz jungen Datums ist, züchten Amerikaner wie Schweden und Finnen, die sich auch noch vor Deutschland plazieren konnten, förmlich Kraftmenschen, sehen viel mehr als wir auf Einzelleistungen. Der Rekord spielt gerade in Amerika die Hauptrolle; wer einen neuen Rekord aufgestellt hat, wird als eine Art Heros gefeiert, wird wie eine Primadonna behandelt. Es ist keine Frage, daß eine so geartete Begeisterung immer neue Jünger schafft und zur Nacheiferung reizen muß; ob solche Zustände im Kern gesund sind, mag dahingestellt sein. Wir Deutschen sehen mehr auf die Massenentfaltung, der einzelne tritt noch bescheiden zurück. Ein Prinzip, das noch aus der Turnerei uns im Leibe steckt, aber mit der Zeit, wenn der Sport die Arme weiter ausgestreckt haben wird, wohl verschwinden muß, wenn anders Deutschland auf der Olympiade von 1916, die endlich einmal in der deutschen Reichshauptstadt sich abspielt, mit Ehren bestehen soll.

Arno Arndt



Stabhochsprung bei den olympischen Spielen

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



Die Schauspielerin Steckelberg

Nach einem Gemälde von Alexander Fuks

[illegible] der Gegenwart

[illegible]lichen [illegible]ringer, [illegible]ballser, [illegible]ammer [illegible]spieler, [illegible]den ge[illegible]einander zu [illegible] starkes [illegible] so viele [illegible]

Rangordnung hinter Schweden [illegible] Amerika einnahm, ist nach den [illegible] der Überlegenheit der Amerikaner und Schweden viel gefragt worden, [illegible] Engländer, die [illegible] auf den [illegible]schen Spielen den Vortritt [illegible] und in ihrem Mutterland [illegible]. Nach den [illegible] der [illegible] zu suchen, ist nicht schwer. [illegible] davon, daß [illegible] Deutschland [illegible]

Stabhochsprung bei den olympischen Spielen

[illegible] Der [illegible] gerade in [illegible] die [illegible] wer einen neuen Rekord [illegible] hat [illegible] wird [illegible] Frage daß [illegible] [illegible] zur [illegible]

[illegible] zu er[illegible] [illegible] Sammlern, die [illegible] Übergewicht haben, [illegible]gehalten, ihre ganze [illegible] auf die Erziehung [illegible] kein Staat der Welt [illegible], wie [illegible]. In Deutsch[illegible] [illegible]ermaßen [illegible]hintergrund [illegible] Platz in der

solche [illegible] im Sinn [illegible] man [illegible] sein. [illegible] der einzelne [illegible] Ein [illegible], das [illegible] aus der [illegible] uns im Leibe [illegible], aber mit der Zeit, wenn der Sport die [illegible] weiter [illegible] gebracht haben wird, [illegible], wenn anders [illegible] Olympiade von 1916, die endlich [illegible] in der [illegible] spielt, mit Ehren bestehen soll.

[illegible]

[illegible] in Berlin-Grunewald [illegible] [illegible] Berlin SW 11, [illegible] Straße [illegible]



Die Schauspielerin Steckelberg

Nach einem Gemälde von Alexander Fuks





Im Scheine des Nordlichts

Eine Geschichte aus Lappland

von

Sophus Bonde

(Fortsetzung)

Walter war schon vierzehn Tage bei den freundlichen Leuten; er half Ole im Schuppen beim Ausbessern von Schlitten und Skis, fuhr mit Ingeborg auf Skis durch den weiten, schweigenden Wald und erzählte dem mit leuchtenden Augen aufhorchenden Mädchen von seiner fernen Heimat und — vergaß in ihrer munteren Gesellschaft das schwermütige Finnenmädchen.

Eines Tages waren sie spät am Nachmittag von einer weiten Skitour zurückgekommen und saßen in der Stube um den großen Tisch, tranken Kaffee und aßen leckeres, frischgebackenes, mit Honig bestrichenes Feinbrot dazu.

Walter hatte schon draußen neben dem Stallgebäude einen fremden Schlitten stehen sehen und Ingeborg gefragt, wessen er sei, da hatte sie ausgerufen: „Oh, das ist Gustav Jarlsons Schlitten, der wird hier sein; dann wird's heute abend lustig."

Und als sie hineinkamen, fragte sie ihre Mutter: „Gustav Jarlson hier?"

„Ja, er kam kurz nachdem ihr fort waret, er schläft nun."

Sie plauderten über ihre Tour, und bei dem heißen belebenden Getränk kam bald ein munteres, lebhaftes Gespräch in Gang.

Plötzlich ertönte aus einem der Alkoven ein lautes Gähnen: „Uhaaah, uhuweih!" das von einem silberhellen Lachen Ingeborgs beantwortet wurde.

Darauf folgte ein Stöhnen, ein Krachen und Bumsen, die Friesgardine wurde zurückgerissen, und ein rotes, frisches Gesicht, umrahmt von grauen kräftigen Haaren, kam zum Vorschein.

Es verzog sich zunächst zu einem Gähnen, welches das Gesicht zu einer furchtbar lächerlichen Fratze verzog: „Uhuaahahaha!" und als das vorüber war, ruckste, bumste und krachte es in den Alkovenwänden, die Decken

flogen beiseite, und der Mann, dem das Gesicht gehörte, kletterte ächzend und stöhnend heraus, während er mit einer tiefen Baßstimme räsonierte: „Jo, da sitten de Herrschaftens vermögend beim Tisch und schmieren die Bäuche mit Kaffee und Finbrot wie die Ägypter während der sieben fetten Jahre, oder waren es neun, und lassen währenddessen einen in dieser von Gott und Düwel verlassenen Gegend verirrten Jägersmann in de stinkerige Koj vermolschen, bis er stinkt wie die Pest aus Kalkutta und greint wie der Tod aus Lübeck. — Uhuaahahaha!"

Eine Lachsalve, die die Stube erzittern ließ, war die Antwort auf seine Epistel.

„Ich wollte dich wecken," sagte Ilse, die Riesin, nachdem das schallende Gelächter sich gelegt hatte, „aber Ole meinte, ich solle es nicht tun, denn du wärst der allerbeste Mensch, wenn du schliefest."

Der Mann, der nur mit Unterzeug bekleidet aus dem Alkoven gekrochen war, hatte sich indessen seine Hosen angezogen und seine Füße in ein Paar große, unförmige, aus dickem Schilf geflochtene Schuhe gesteckt, die neben dem Stuhl standen, kam an den Tisch und setzte sich auf die Bank, Walter gegenüber.

Dann streckte er seine nervige Rechte über den Tisch gegen Walter.

„Dag, junger Freund, uk in den gottvergessenen Ütawald verschlagen? Ich heiße Gustav Jarlson, Sohn des Jarl, jedoch nicht Sigurd Jarl, und bin von Profession Rumdriwer und Bärentöter; in meine Wohlmachtstage war ich Kaufmann, Schiffsreeder, Ehemann und Seehundsjäger. Und wie heißen Sie, und wessen Art, und wohin die Fahrt?"

Walter gab ihm die Hand. „Ich bin Deutscher und gehe nach Deutschland."

„Szü mal, szü! Ein Made in Germany! Na, denn nochmal bestens willkommen, das sind immer gute Waren, die aus diesem gesegneten Himmelsstrich kommen. — Aber wie ist es nu mit Kafforum? Willt ji himmelherrgottsakramentschers Weibsleute dem verschmachtenden Jägersmann keinen geben? — Soll ich vielleicht zur Offensive übergehen und die ganze Ballade mit bewaffneter Macht annektieren und verschlingen, wie Bismarck das Königreich Hannover und die umliegenden Dörfer verschlang?!"

Die Riesin schob ihm lachend eine große, frisch gefüllte blaugeblümte Tasse zu und schnitt von dem Feinbrot einige daumendicke Scheiben, die sie ihm reichte.

„Hier, Herr verschmachtender Jägersmann, langen S' zu, aber brennen Se sich man kein Loch in de Maag, der Kafforum is heit!"

Das war ein heiteres Mahl, der gesunde, fröhliche Jägersmann würzte jeden Bissen mit lustigen Schnurren und kräftigen Witzen, und alle Augenblicke erzitterten die Wände des Blockhauses von ihren dröhnenden Lachsalven.

Gustav Jarlson war ein in der Mitte der fünfziger Jahre stehender kräftiger, breitschultriger Mann, in dessen rotem, gesundem Gesicht Wind und Wetter ihre Runen eingegraben hatten.

Er war früher Kaufmann gewesen, doch als seine Frau starb, gab er das Geschäft auf, verkaufte es und lebte seitdem ausschließlich seiner Passion, der Jagd. Fuhr mit seinem Schlitten in die Berge und Wälder und war wochenlang unterwegs.

Die erlegten Tiere verschenkte er, nachdem er sie enthäutet hatte, an die Bauern, die ihm dafür Herberge gaben, und war deswegen und auch seines köstlichen Humors wegen überall ein gern gesehener Gast, denn mit ihm zog das Lachen in die meist stillen Höfe ein. Er verstand fesselnd zu erzählen und hatte immer neue Abenteuer zu schildern, die er erlebt haben wollte. So auch an diesem Abend, als sie nachher um den warmen Herd saßen.

Während draußen der scharfe Frost die Landschaft in eisiger Todesstarre gefesselt hielt, zauberte er seinen aufhorchenden Zuhörern mit seiner lebhaften Erzählerkunst grünende Wälder, blumenbesetzte Wiesen und Hänge und in Sonnenglut getauchte Felsen vor, bevölkert mit lustigen und seltsamen Menschen und mit Tieren, die er jagte und meist nach fast traumhaften Schwierigkeiten einfing oder erlegte.

Breit und vor Gesundheit strotzend, saß er in einem Lehnstuhl am Herd und erzählte:

„... Ja, ja, so ist es. Ich bin nun einmal ein unruhiger Vogel und weile nicht gern an einem Ort. Ich bin am besten zuwege, wenn die Wälder mir über meinem Kopfe rauschen und ich allem, was da kreucht und fleucht, zu Leibe gehen kann; doch gehe ich am liebsten den Bären an, er ist ein edler Geselle und ein Fürchtenichts, und ich habe manchen Strauß mit Angehörigen seiner Zunft ausgefochten. Im letzten Sommer hätte es mich allerdings beinahe Kopf und Kragen gekostet, und wäre nicht so per varios casus ein für meinen Gegner, einen alten brummigen Herrn, höchst fataler Unglücksfall eingetreten, so hätte ich wahrhaftiger Gott nicht hier sitzen können und Tobak schmöken und euch Geschichten erzählen, ich wäre einfach ein Enfant perdu gewesen. Gott du bewahre, wenn ich daran denke, muß ich noch schwitzen.“ Er zog sein großes rotes Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Die Riesin lachte. — „Wenn Se schweten, so kömmt dat nich von de Erinnerung, sondern von 't Herd. Dat is doa bannig warm, und Se sitten jo binah mit dat Achterkastell dadrin. Hohohohoho!“

„Wat?! — Jo, wohrhaftigen Gott! Und ich dacht, dat käme von der Erinnerung.“ Achzend und stöhnend rückte er seinen Stuhl unter dem Lachen der Anwesenden beiseite. „Jo, wohrhaftig, ich glöw, ich ward olt und geistesabwesend wie 'n Professor Extraordinarius bei der Hochschule.“

„Ja, wie war es nun damals mit dem Bären?“ fragte Ingeborg neugierig.

„Szü, szü! Is dat lüttje Fräulein neugierig? He? — Krieg' ich einen Kuß, erzähl' ich die Geschichte!“

„Sie kriegen einen, aber erst zu Weihnachten!“

„Hahaha, na, das ist ja immerhin etwas, und für dein Versprechen sollst du die Geschichte hören.

Der Sommer war also wieder ins Land gekommen, und ich dachte, du sollst doch mal in die Berge fahren und sehen, wie es den Bauern dort geht. Ich spanne also meine Liese vor die Karriole und gondle los.

Oben im Storlövstal kehrte ich auf einem Gehöft ein, das einem Bauern namens Halword gehörte. Sowie er mich sah, rief er mir schon von weitem ein Willkommen zu und freute sich augenscheinlich, daß ich da war.

Nachher bei dem gut gedeckten Tisch kam es denn heraus, warum er sich freute: seit einigen Wochen hauste in der Gegend ein Bär, und der hatte schon viel Unheil angerichtet.

Meinem Wirte hatte er vor zwei Tagen oben in der Sätte (Alm) bei hellem, lichtem Tage ein Kalb zerrissen. Die Sätterin, die, nur mit ihrer Peitsche bewaffnet, die Bestie hatte wegjagen wollen, hatte er natürlich in die Flucht gejagt und schließlich das Kalb weggetragen.

Aber auch der Herde andrer Nachbarn hatte Petz einen Besuch gemacht und hier ein Schaf, dort ein Lämmlein und drüben auf der andern Seite des Berges sogar eine junge Kuh zerrissen.

Die Bauern hatten schon ein paarmal Treibjagd nach dem Ungetüm veranstaltet, aber ohne jegliches Resultat, und man munkelte schon, daß es nicht mit rechten Dingen zuginge. Und nun freute sich Halword, daß ich gekommen sei, ich würde schon dem Burschen das Handwerk legen und so weiter.

Na, das war ja Wasser auf meine Mühle. Einem Bären, und zwar einem solchen Kapitalkerl, wie er nach der Beschreibung sein mußte, nachzusteigen und ihn aufzupirschen, ist noch immer ganz was Besonderes und lohnt sich der Mühe.

Es galt nun zunächst festzustellen, wo der Bursche seinen Unterschlupf hatte. Wenn ich solches erst genau weiß, will ich dem Herrn schon in den Bau steigen.

Die Bauern wußten's natürlich nicht. Aber nach den Ausfällen, die er gemacht hatte nach beiden Seiten des Berges, mußte er oben in dem zum Teil bewaldeten und ziemlich hohen Felsen sitzen, der, schwer zugänglich, zwei oder drei natürliche Höhlen aufwies, wie ich schon bei früherer Gelegenheit festgestellt hatte.

Denn wer ein richtiger Jäger sein will, muß sein Jagdrevier, und wenn es, wie meines, eine noch so große Ausdehnung hat, kennen wie seine Hosentasche.

Nach dieser Feststellung kam ich zu der Einsicht, daß ich nach der andern Seite des Berges hinüber mußte und von dort den Aufstieg unternehmen.

Gedacht, getan; nach gehabter Ruhe fuhr ich sogleich los und kam spät abends auf der andern Seite bei einem Bauern an, der Michel Browik hieß.

„Gott sei Dank, dat du doa büßt!“ schrie er mir entgegen, als ich kam. „Hier is de Düwel los! Hei holt uns dat Veih ut den Stall und frett dat mit Hut un Hor. Dagsöwer löpt hei wie 'n Bor herüm und terriet uns dat Veihtüg, und des Nachts kömmt hei wie 'n schmucker Bursch und schamfiert de Deerens!“

„Wat? Schamfiert de Deerens?“

„As ik di segg, Minsch. — Wi hebben all Jagd op em mokt, ober holpen hat dat einen Dreck; am annern Dag hät hei Buer Tord sin halwjähriges Kalw holt, un inne Nach het hei Buer Euwind sine Deern, obwoll dat sei 'ne bannig stramme Deern is, bi de Slafitten kreegen. As sei het krischen wullt, het hei ehr draugt und seggt: „Wist du man still sin Deern, sonst nehm ik di mit nah mine Grotmoder und denn mötst du de ehr Krallen putzen.“ Dunn is de Deern uk still west; wat schull sei uk moken? Sei wull doch leiwer hierbliwen, as den Düwel sine Grotmoder ehr Krallen putzen.“

„Na, was hat er denn mit ihr angestellt?“ fragte ich.

„Dat het sei nich seggen wullt, sei het bloß seggt, hei weer nahher ganz nett west und — he, na, dat had ehr sunst sier gaud gefollen, wenn dat man bloß nich so 'n Düwelskeerl west wär. Sowie aber de erste Hahn ünnen kreiht had, wär hei verschwunnen, as wenn hei dörch den Schornstein flogen wer. — Nu segg mol, Minsch, wat mok wi dobi?"

„Wir wollen ihn einfach einfangen und ihm das Handwerk legen," sagte ich.

„Dem Düwel?!"

„Ja, natürlich! — Die Sache ist nämlich nicht ganz so, wie ihr es darstellt, sie liegt anders: es ist nicht Luzifer selbst, der Herr der Hölle, der hier haust — zu solchen Faxereien hat der keine Zeit —, sondern es sind zwei seiner Abgesandten, die in irgendeiner Sache zur Oberwelt geschickt wurden und nun, wie ein unzuverlässiger Knecht, den man zur Stadt schickt, unterwegs im Kruge hängen bleibt, einen Abstecher in eure Berge gemacht haben, weil es hier fette Kälber und schmucke Dirnen gibt. Der eine hat dann die Gestalt eines Bären angenommen, weil er als solcher besser die fetten Happen zerreißen und verspeisen konnte; na, und der andre mußte, um die Dirnen einfangen zu können, in der Gestalt eines schmucken Burschen erscheinen; hahaha, er scheint sein Handwerk gut zu verstehen, der Deuwelskerl, und ich taxier, daß Euwind seine stramme Dirne nichts dagegen hätte, wenn er heute abend wiederkäme. Nun will ich euch einen Rat geben: legt euch morgen abend, wenn's dunkel wird, auf die Lauer und wartet, bis der Hahn kräht, wenn er dann kommt, verdrescht ihr ihm gehörig das Fell — das heißt, wenn das Mädel sich nicht ins Mittel legt und ihn schützt — er wird dann schon künftig die Sätterinnen in Ruhe lassen.

Was den andern betrifft, den Bären, den nehme ich auf mein Gewissen, ich werde dem Burschen das Handwerk schon legen."

Es war an diesem Abend natürlich zu spät, um irgend etwas gegen den Bären unternehmen zu können. Ich beschloß, am andern Morgen zuerst das Feld zu rekognoszieren und danach meinen Angriffsplan zurechtzulegen. Am andern Morgen untersuchte ich das Feld gründlich durch das Glas und entdeckte hoch oben am Felsen ein schmales Band und da — wer spaziert da! — Meister Petz in aller Gemütsruhe, von einem nächtlichen Ausflug zurückkehrend. Über fünf Minuten habe ich ihn beobachtet, wie er langsam und behäbig, von dem bräunlichen Felsen mit bloßen Augen nicht zu unterscheiden, an dem Band entlang klettert. Schließlich verschwand er hinter einigen Büschen, die in einem Spalt wuchsen, und kam nicht wieder zum Vorschein. Da war also sein Standquartier.

Ich beabsichtigte nun, nachdem ich wußte, wo Freund Petz saß, am Nachmittag hinaufzusteigen und ihn mit einem freundlichen Gruße zu empfangen, wenn er sein Quartier verließ; doch der Mensch denkt und irgendein Zufall lenkt; ich kam an diesem Nachmittage nicht hinauf zu dem Bären.

Als ich von dem Erkundigungsgang zurückkam und meine Vorbereitungen für die Tour treffen wollte und mit meinem Gastgeber Michel Browik über die Aussichten der Jagd sprach, kommt ein andrer Bauer namens Jürgen hinzu. Wie er sonst mit dem Familiennamen hieß, weiß ich nicht, in der Gegend aber wurde er nur „Jürgen-As" genannt, und diesen Namen hatte er daher, daß er so unmenschlich gern Karten spielte. Er spielte Karten, wo er nur irgendwie

damit ankommen konnte, und für diese Leidenschaft hätte er sein Seelenheil verpfändet, wenn es hätte sein müssen. Er hatte sich schon von Haus und Hof gespielt und hatte es wieder gewonnen; nichts war ihm zu gut, um es auf ein Spiel zu setzen, und die Leute in der Gegend erzählten die tollsten Dinge von seiner Spielwut.

So erzählten sie, daß er einst oben im Bergwalde, als er einen Baum fällen wollte, von zwei Trollen angefallen wurde, die ihm das Leben nehmen wollten. Plötzlich waren sie vor ihm aufgetaucht und hatten ihn beim Kragen erwischt, ehe er Zeit bekam, den plumpen Ungeheuern zu entrinnen.

„Du hast den Grundstock meines Hauses mit deinen Beilhieben zerstört," schrie der eine, „und dafür sollst du sterben!"

Und der andre schnürte ihn währenddessen an den Baum, den er hatte fällen wollen. Darauf setzten sie sich vor ihm auf die Erde und begannen zu beraten, wie sie ihn am besten umbringen könnten. „Am besten ist es," meinte der eine, „daß wir ihm mit Großvaters Schneckenbohrer ein Loch in den Bauch bohren und ihm dadurch die Gedärme herausziehen, das sollen diese Erdenwürmer nicht vertragen können und daran sterben, wie ich gehört habe."

Jürgen schwitzte währenddessen beinahe Blut vor Angst, und im Bauche begann es ihn arg ungemütlich zu kribbeln.

„Hört, ihr lieben Leute," sagte er, „ich habe hier in meiner linken Hosentasche ein kleines Paket bunter Blätter, das sind Zauberblätter, und wer damit zu spielen versteht, spürt keine Langeweile und wenn er zweihundert Jahre alt werden sollte; laßt ihr mich am Leben, will ich euch damit spielen lehren."

Die beiden Trolle sahen ihn ungläubig an; wenn es wahr wäre, was der Erdenwurm sagte, war es eine schöne Sache; sie wurden gar oft arg von Langeweile geplagt und wußten nicht, wie sie sie vertreiben könnten. Sie berieten erst leise miteinander.

Da sagte der eine: „Wenn es wahr ist, was du sagst, wollen wir dich laufen lassen, lügst du aber, so schlagen wir dir den Kopf so in deinen Bauch hinein, daß du, wenn du künftig deine Nase schneuzen willst, ihn hinten herausstecken mußt. Zeig deine Zauberblätter!"

Sie lösten ihm seine Fesseln, und es kamen die Karten zum Vorschein, die er stets bei sich trug.

Der eine Troll wälzte einen mächtig großen Stein heran, um den sie Platz nahmen, und nun begann Jürgen ihnen mit Eifer den Wert der Karten und die Methode des Hasardspiels „Napoleon" zu erklären.

Als er nach seiner Meinung ihnen die Sache genug auseinandergesetzt und erklärt hatte, dachte er sich, teuw man, den dummen Luders, die dich so erschrocken haben, mußt du einen ordentlichen Schreck in die Knochen jagen. Und da er in puncto Kartenspiel mit allen Teufeln beschlagen war, meinte er es wagen zu können. Er sagte also zu den Trollen: „Da ihr nun den Wert der Karten und das Spiel kennt, könnten wir auch ein kleines Spielchen machen. Es ist aber Sitte, daß man etwas aufs Spiel setzt, und so rechnet man für einen Stich ein Ohr, für zwei die Nase, für drei die Augen und für einen Napoleon, also fünf Stiche, beide Beine. Ihr seid doch damit einverstanden, daß wir auch so spielen?"

Die Gesellen rutschten zwar unruhig hin und her und sahen einander an; das Spiel kam ihnen doch ein wenig unheimlich vor, aber abschlagen mochten sie es ihm auch nicht, das wäre doch zu beschämend für sie gewesen, als hätten sie vor dem Erdenwurm Angst. „Ja," sagte Jürgen nun wieder, „habt ihr nun auch ordentlich begriffen? Denn nun wird es Ernst."

„Ja," meinten sie, begriffen hatten sie schon.

Ja, das hatten sie schon, aber spielen konnten sie doch nicht wie der alte Fuchs Jürgen-As, das sollten sie bald zu ihrem Leidwesen gewahr werden.

Also das Spiel ging los.

„Zwei," sagte der erste Troll.

„Oha!" schrie der andre, „ich habe drei!"

„Paß," sagte Jürgen.

Der erste Troll spielte aus, der zweite stach, und Jürgen bekam den Stich, denn er saß in Hinterhand und hatte die besten Karten.

Nun spielte er wieder ein As, das bedient werden mußte, und außerdem hatte er noch Trumpfzehn und -könig in der Hand, so daß es dem armen Trollen rein unmöglich wurde, seine drei Stiche zu bekommen.

„Hahaha!" lachte Jürgen, „nun gib deine Nase her, denn du hast verloren und wir beiden Gewinner teilen sie."

Er holte umständlich sein Messer heraus und wetzte es an der Stiefelsohle.

Dem Trollen trat der Angstschweiß auf die Stirn. „Aber dann kann ich ja nachher die Nase nicht schneuzen," meinte er bedrückt.

„Geiht uns gor niks an! Her mit de Schnut!" — Jürgen schwang in drohender Weise sein Messer.

Sein Mitgewinner, der andre Troll, lachte wie ein Frosch in der Regentonne und schrie vor Wonne. Er hatte gut schreien, denn er hatte ja nicht verloren.

„Na, wird's bald?!" schrie Jürgen.

„Ich will euch was sagen," sagte der Verlierer, „meine Nase muß ich behalten; ich gebe dann dies hier als Lösegeld." Er holte eine ganze Handvoll Speziestaler hervor und warf sie auf den Spieltisch, den Felsen.

Der andre Troll wollte nichts davon wissen und protestierte, er hätte gar zu gern gesehen, wenn sein Kollege die Nase verloren hätte. Aber Jürgen, dem das Geld natürlich lieber war als die Nase, sagte: Anständige Spieler könnten sich immer loskaufen, und so wollten sie es auch machen.

Nach und nach verloren nun die beiden dummen Trolle ihre Nasen, Ohren, Augen und Beine und mußten, um diese schönen Güter zu behalten, all ihr Geld und was sie an Geldeswert bei sich hatten, an Jürgen hergeben. Und als sie absolut nichts mehr hatten, mußten sie es sich gefallen lassen, als sie wieder einmal Nasen und Ohren verloren, daß Jürgen alle ihre schweren silbernen Knöpfe von ihren Kleidern abschnitt. Als dies geschehen war, glotzten die beiden Gesellen sich gegenseitig dumm an und dachten: Wenn der Kerl doch bloß endlich aufhören wollte, sonst verlieren wir jetzt wirklich unsre Nasen. Selbst den Schluß verlangen mochten sie nicht, das sah zu feige aus.

Und als wenn Jürgen ihre Gedanken erraten hätte, erhob er sich und sagte: „Ich will nun Schluß machen und nach Hause gehen, denn mit Prackers, die kein Geld in der Tasche haben, spiele ich nicht. Aber das laßt

euch noch sagen: Wenn ihr dummen Halunken glaubt, mich, Jürgen-As, überdeubeln zu können, dann seid ihr auf dem Holzweg. So, un nu adjüs ok!"

Die beiden Trolle sahen sich an; das mußten sie sich gefallen lassen?! Von so 'n wanschapen Kierl?! Der Zorn kochte in ihnen hoch, sie sprangen beide zugleich auf und wollten sich auf den Beleidiger stürzen, aber da verloren sie plötzlich die Hosen — Jürgen hatte ihnen ja die Knöpfe abgeschnitten.

Da schlichen sie sich beschämt nach ihrer Behausung in dem Berg; sie sahen ein, daß Jürgen-As ihnen über war.

Der aber ging triumphierend nach Haus, die Taschen voll Silber, Gold und Speziestalern.

Also dieser Jürgen-As kommt bei uns an, beginnt auch auf den Bären zu schimpfen, der ihm auch ein Schaf weggeholt hatte, und holt schließlich die Karten aus der Tasche und begann sie zu mischen. — „Na, wie ist es mit 'n lütten Napoleon? He? — Willen wi eins riskieren?"

Na, man is jo ok kein Unmensch und will auch sein Vergnügen haben, und außerdem reizte es mich, mit dem berüchtigten Kartenspieler zu spielen. Mein Wirt Michel war auch nicht abgeneigt, ein andrer Bauer kam hinzu, und so saßen wir denn vier Mann und spielten Karten, Napoleon, und vergaßen Jagd und Bär und alles um uns herum.

Es wurde Mittag, die Frau schimpfte und gab uns zu essen, und während des Essens spielten wir.

Am Nachmittag kam ein Mädchen, sie sollte den andern Bauern bitten, nach Hause zu kommen, seine Frau wäre krank geworden. „Ik komm gliks; goh man to Hus," sagte er und spielte weiter. Es wurde Abend, wir aßen, während wir spielten, Abendbrot. Da kommt ein Junge, der Sohn Jürgens, Vater möchte nach Hause kommen, die rote Kuh wäre dabei, zu kalben. — „Goh man to Hus, ik komm gliks." — Wir spielten weiter. — Es wurde Mitternacht. Michels Frau schimpfte, daß es im Hause gellte, es störte uns nicht, wir spielten weiter. — Zweimal hatte ich mein ganzes Geld, meinen Schlitten, mein Pony und meine ganze Jagdausrüstung verloren und wiedergewonnen. Gott du bewahre, nie in meinem Leben habe ich so Karten gespielt!

Am andern Morgen, so gegen zehne herum, machten wir endlich Schluß. Wir konnten nämlich die Karten nicht mehr halten, ich wenigstens nicht, und unsre Beine waren von der langen Sitzung so steif geworden, daß wir kaum stehen konnten. Die Frau des andern Bauern aber, des vierten von der Partie, hatte indessen ein Baby gekriegt, Jürgens rote Kuh hatte gekalbt, uns waren die Bärte um einen Viertelzoll gewachsen und unsre sündigen Seelen waren viermal in das glühende Schuldbuch der Hölle eingeschrieben, so sagte wenigstens Michels Frau.

Na, ich ging hinaus zum Brunnen und steckte meinen Kopf in das kalte Wasser; das tat wohl und machte mich einigermaßen klar.

Darauf packte ich meinen Rucksack, sah das Gewehr nach und machte mich für den Aufstieg bereit.

Die andern rieten zwar wohlmeinend ab, aber ich fühlte mich ganz frisch und freute mich nun nach der langen Sitzung in Toddy und Tabaksdunst auf die Kletterei über Berg und Wald. Michels Frau packte mir noch eine ge-

bratene Lammkeule in den Rucksack. — „Se habben 't zwors nich verdeint," sagte sie, „ober wenn Se den Voren kriegen, denn soll 't mi nich op 'n Lammkül ankomm'n."

Na, ich klettere nun los, steige durch Wald und über Felsen, stundenlang, und komme endlich auf das bewußte Band, das ich unten vom Tal aus entdeckt hatte.

Ich schlich mich vorsichtig vorwärts, bis ich zu einer Ecke kam, von wo aus ich den Schlupfwinkel des Bären sehen konnte. Hier machte ich halt. Ich legte den Rucksack vor mir auf das kaum drei Fuß breite Band, bog einige Zweige eines Busches, der dort in einer Spalte sich festgeklammert hatte, herunter und schuf mir so eine Deckung, wodurch ich das Band bis zur Höhle gut übersehen konnte, ohne von dort aus gesehen werden zu können. Dann streckte ich mich dahinter, lang auf den Bauch, und das tat wohl, denn es war sehr heiß, die Sonne brannte unbarmherzig auf den Felsen herunter, und ich war doch von der Kletterei müde geworden.

Vor mir lag der Rucksack, darauf das Gewehr, schußbereit, mit der Mündung nach der Höhle und ich selbst im bratenden Sonnenschein dahinter und hatte seit fast dreißig Stunden keinen Schlaf gehabt. — Dieser verdammte Jürgen-As mit seinem Napoleon! — Oha, hätte ich doch bloß ein bißchen rauchen dürfen; aber es ging nicht, mit dem besten Willen nicht, dann würde Petz Lunte oder vielmehr Tobak riechen und nicht kommen, und ich mußte ihn doch haben, das erforderte mein Ruf als Bärentöter.

Es schien mir, als wenn es auf meinem Standorte, oder richtiger gesagt Liegeorte, immer heißer wurde; die Sonne brannte mir geradezu mörderisch auf meinen Buckel.

Rechts von mir erhob sich eine Felswand, ziemlich steil, hier und dort spärlich mit Moos und kleinen krüppeligen Büschen besetzt. Streckte ich meine linke Hand aus, so hielt ich sie über einen etwa dreihundert Fuß tiefen Abgrund. Jäh und steil ging es hier hinab, und wer hier hinunterkollern wollte, tat gut, schon vorher seinen letzten Willen testamentarisch und notariell festzulegen.

Ja, Petz hatte sich hier einen schönen Schlupfwinkel ausgesucht, und es war durchaus kein Wunder, wenn die Bauern ihn nicht erwischen konnten. Oha, wie er sich wohl wundern würde, wenn er so plötzlich und unvermutet einen aufgebrannt bekäme! Aber sicher mußte ich treffen! — Mord und Teufel, wenn ich nicht sicher träfe! Dann nahm er mich an, und ich mußte mich hier auf dem schmalen Band in ein Handgemenge mit ihm einlassen!

Hatte ich mein Messer? — Ja, hier war es. — Es war lang und spitz und sehr scharf. Ich legte es handgerecht vor mich auf den Rucksack neben das Gewehr, man mußte sich auf alle Eventualitäten vorbereiten, denn obwohl ich sonst nie fehle, konnte der Deubel doch seinen Finger mit im Spiele haben und dann war es gut, wenn man das Messer bei der Hand hatte.

Nachdem ich das alles durchdacht und überlegt hatte, fiel mir der Bursche ein, der, den Aberglauben der Bauern benutzend, auf Mädchenfang ging.

So 'ne Kanaille! — Ob sie den wohl erwischen konnten?

Nun passierte mir etwas, was einem Jäger nicht passieren darf, am allerwenigsten, wenn er auf einer schmalen Felsenplatte dreihundert Fuß über

einem Abgrund liegt und jeden Augenblick das Erscheinen eines kampfesmutigen Bären erwarten kann — ich schlief ein. —

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht; es muß aber eine längere Zeit gewesen sein, denn meine Knie, die ja auf dem harten Felsen ruhten, taten mir weh, und ich träumte, daß ich, Jürgen-As und die beiden Trollen um einen großen Stein säßen und Napoleon spielten. Und in der Aufregung drückte ich meine beiden Knie hart gegen den Stein, so daß sie mir weh taten. Die beiden Trolle aber brummten fortwährend unverständliches Zeug in ihre Bärte, und darüber wurde ich ärgerlich und — wach.

Aber das unverständliche Brummen hielt an. Ich sah auf und ... vor mir, keine drei Schritte von mir entfernt, sitzt der Bär — auf meinem Rucksack, den er aufgerissen hat, mit meinem Gewehr zwischen seinen Hinterpranken und frißt, während er gemütlich brummelt, meine Lammkeule.

Herre du meines Lebens, nie in meinem ganzen bewegten, abenteuerreichen Leben bin ich so in der Klemme gewesen!

Ich war zuerst absolutemang perplex; mir war zumute, als wenn mir einer mit einer Steinwalze mein Gehirn breitgequetscht hätte, und ich war nun nicht mehr imstande, irgendeinen Gedanken zu fassen.

Erst allmählich wurde mir die Lächerlichkeit und der Ernst meiner Lage klar.

Ich versuchte zunächst meine schmerzenden Knie in eine andre Lage zu bringen, aber kaum begann ich mich zu bewegen, als Petz in rasendem Zorn aufbegehrte. Er zeigte mir seine Zähne, und seine kleinen Augen funkelten mich mit teuflischer Bosheit an.

Er leckte sich das Maul und brummte noch einmal zornig, als wenn er sagen wollte: Rührst du dich, drehe ich dir das Genick um.

Und ich Unglückswurm hatte — zur Vorsicht! — mein Messer aus der Hand gegeben: ich war gegen die Bestie absolut wehrlos.

Ich lag also ganz still und strengte mein Gehirn vergeblich an, um einen rettenden Gedanken zu finden.

Der Bär fraß indessen gemütlich weiter, brummelte dazwischen und behielt mich ständig im Auge.

Endlich war er mit der Keule fertig, leckte sich das Maul und seine fettigen Pranken, dann setzte er sich gemütlich zurecht, als wenn er sich überlegte, was er mit mir anfangen sollte, und guckte mich mit seinen boshaften Augen an.

Nach einiger Zeit schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein; er zeigte mir unter wütendem Knurren seine Reißzähne und begann dann den Inhalt meines Rucksackes einer näheren Visitation zu unterziehen.

Stück für Stück holte er die Sachen heraus: Patronen, einen Beutel mit Pulver, den er mit seinen Zähnen zerriß — als er das körnige Pulver zwischen die Zähne bekam, wurde er rasend, es sah einen Augenblick aus, als wenn er sich in seiner Wut auf mich stürzen wollte, und ich war an diesem Mißgeschick doch gänzlich schuldlos, ich habe das Pulver nicht erfunden, und der Erfinder Schwarz hat jedenfalls auch nicht im entferntesten daran gedacht, seine Mischung für Bären schmackhaft zu machen — dann holte er nacheinander Wichsbürste, Fußlappen, Putzzeug, Bartschere, Strümpfe, Wollhemd und was man an solchen Kleinigkeiten mehr im Rucksack hat,

heraus und warf es geringschätzend, als wenn alles für die Katz wäre, dreihundert Fuß tief in den Orkus. Mir gab es aber jedesmal einen Stich in die Leber, wenn ich so ein mir ans Herz gewachsenes Stück hinunterfliegen sah.

Schließlich beкömmt dat infame Undeert auch meine gefüllte Pulle zu fassen; Gott du bewahre, mir wurde es ganz grün vor den Augen, als ich meinen schönen Schluck in seinen schmierigen Pranken sah, und mußte laut aufseufzen. Das rührte ihn aber nicht im mindesten, im Gegenteil, er schien sich an meinen Qualen zu weiden und begann in aller Seelenruhe mit seinen Zähnen den Kork zu lockern.

Als er den heraus und den Inhalt der Pulle vorsichtig geprüft hatte, setzt er — Gott soll mich ewig verdammen, wenn ich lüge — die Pulle vor den Hals und läßt den ganzen schönen, herrlichen Inhalt, der mich erquicken und stärken sollte, mit einem einzigen Gluckser durch die Kehle in seinen infamen Schmerbauch gleiten. Und als das geschehen war — futsch perdu, den Buddel in den Orkus.

Und alle diese Untaten geschehen keine drei Schritte von mir entfernt, vor meinen sichtlichen Augen, ohne daß ich imstande bin, auch nur einen Finger zur Gegenwehr zu rühren — Mord und fliegender Brand, wenn ich daran denke, steigt mir heute noch die Galle ins Blut.

Na, jede Qual hat auch hier auf Erden ein Ende, und schließlich siegt die Tugend doch; so auch hier.

Als er nun den Inhalt meines Rucksackes expediert und ins Jenseits befördert hatte, setzte er sich wieder hin und begann über mein Schicksal nachzudenken.

Die Gedanken, die er sich dabei machte, schienen für mich nicht besonders freundlicher Natur zu sein, denn seine Schweinsaugen funkelten immer boshafter und seine Zungenspitze fuhr immer wie eine Schlange von einem Nasenloch ins andre; dabei wurde sein brummelndes Selbstgespräch immer wütender, und ein paarmal knirschte er mit den Zähnen, was sich anhörte, als wenn der Müller die Mahlsteine gegeneinander reiben läßt.

Gott du bewahre, denke ich so bei mir, was tust du bloß, um seinen Gedanken eine freundlichere Richtung zu geben oder ganz von mir abzulenken.

Da fiel mir mein Tabakbeutel ein, den ich in meiner Jackettasche hatte. Den biete ihm an, dachte ich, vielleicht schmökt er auch gern 'n Piep Tobak oder nimmt sich eine Prise, wer kann's wissen!

Gedacht, getan; mit einem Rucke habe ich den Beutel heraus und halte ihn dem Bären entgegen.

Der erschrak erst über meine plötzliche Bewegung und sprang hoch, mir die Zähne zeigend. Als er aber meine friedliche Absicht gewahr wurde, setzte er sich ruhig wieder hin und nahm neugierig den Beutel an.

Ehe er sich aber näher damit beschäftigte, guckte er mich so eindringlich und mit gespannter Aufmerksamkeit an, als wenn er mich auf meine Ehrlichkeit hin prüfen wollte.

Ich aber setzte das allerschafdummste Gesicht auf, was ich konnte, und das schien ihn doch zu beruhigen.

Nun begann er an dem Beutel herumzuschnüffeln und ihn zu untersuchen. Schließlich gelingt es ihm, ihn auseinander zu kriegen, er riecht, guckt mich

wütend an — steckt dann die Schnauze ganz in den Beutel hinein, indem er ihn mit seinen Vordertatzen festhält, zieht die Schnauze mit einem plötzlichen Ruck heraus, wirft den Beutel weg — ins Dreihundertfußjenseits — und beginnt — zu niesen; er guckt mich mit rasend funkelnden Augen an und niest nochmal.

„Prosit!“ sagte ich. Nun aber beginnt eine wahre Niesorgie: der Bär niest ununterbrochen, zehnmal, zwanzigmal und noch mehr; hüpft und springt, prustet und faucht, brüllt mich rasend an, niest nochmal, ergreift in wahnsinniger Wut das Gewehr, beißt in den Schaft, daß das Holz kracht, kommt wohl dabei an den Abzug — Bumm! — kracht ein Schuß, die Kugel pfeift mir am Ohr vorbei, Petz macht vor Schreck einen Hüpfer und — fliegt in den Orkus.

Gott du bewahre, wenn ich heute daran denke, zieht mir ein Grausen, wie das Kribbeln einer Lausefamilie — Urahne, Großmutter, Mutter und Kind — über den Rücken, und ich habe Amen und Halleluja gesagt vor Freude, daß ich nicht derjenige war, der hinunter mußte. Ich guckte vorsichtig hinunter und sah meinen Feind weit drunten ganz still liegen: er hatte sich, wie ich nachher feststellte, das Genick gebrochen.

Na, ich krabble den Berg wieder 'runter und suche meinen Bären und meine ihm vorausgegangenen Siebensachen zusammen. Ich habe alles gefunden, bis auf meine Pulle.

Das Gewehr war kaputt, er hatte es im Fallen mitgenommen, und es war mit dem Schloß irgendwo gegen einen Stein geschlagen und so demoliert worden.

Den Bauern zeigte ich nachher mein kaputtes Schießzeug und erzählte ihnen von greulichen Kämpfen, die ich mit dem Bären gehabt haben wollte. Da meinte Michel: „Jo, hew ik 't nich seggt?! Einen richtigen Bären kann 't nich west sin!“

Ja, das war eine höchst merkwürdige Bärenjagd, die merkwürdigste, die ich je erlebt habe.“

Der Jäger streckte die Beine behaglich von sich, riß einen Schwedischen am Hosenboden an und entzündete die Pfeife aufs neue. Man lachte über das Abenteuer, und Ole erzählte von einer Bärenjagd, die er in seiner Jugend miterlebt haben wollte.

Als er schwieg, wandte Jarlson sich zu Walter. „Ja, nun haben wir unsern Vorrat an Worten verausgabt, bis auf unsern jungen Freund, der sehr schweigsam ist. — Seit wann sind die Deutschen so schweigsam?“

„Seit sie das Nordlicht sahen,“ antwortete Walter mit einem etwas verunglückten Lächeln.

„Oha, da sitzt es! Dagegen gibt es nur ein einziges Mittel: Musik, Gesang und Tanz! Ole, krieg dein Wimmerholz beim Genick und spiel auf zu einem lustigen Tanz, ich begleite in altgewohnter Weise!“

„O ja, tanzen!“ schrie Ingeborg und sprang auf und holte die Geige von der Wand, die sie ihrem Vater reichte.

Über das grobe Gesicht der Riesin lief ein verklärendes Lächeln, schelmisch blinzelte sie zu dem Riesenjüngling hinüber. Der sprang auf, als wenn ihn jemand von hinterwärts mit einer Nadel gestochen hätte, machte einen Hüpfer

und stampfte mit den Füßen auf den Boden, daß das Haus bebte. Dann tänzelte er wie ein Elefant, während er in die Hände spuckte, auf seine Mutter zu und machte vor ihr einen mächtigen Kratzfuß.

Ole stimmte indessen die Geige: Ahaaah, brumbrum, himm, hiiiim, brumromrom.

Beim Klange der Geige konnte Ingeborg sich auch nicht mehr halten, wie ein Fieber hatte es sie gepackt, sie sah sehnsüchtig nach Walter: worauf wartete der schwerfällige Junge noch?

Nun sprang sie auf, lief, die Hände in die Hüften gestemmt, mit tänzelnden Schritten um den Tisch, blieb vor Walter stehen und verneigte sich tief.

„Ich habe gehört, die Deutschen sollen tüchtige Tänzer sein, nun wollen wir sehen, ob es wahr ist, was sie darin leisten können," sagte sie schelmisch und nahm Walter ohne weiteres beim Arm.

Ole legte los und spielte einen flotten Walzer, Jarlson nahm einen Stuhl, und indem er mit dem einen Stuhlbein auf dem Fußboden scheuerte, lockte er Töne hervor, die den begleitenden Tönen eines Kontrabasses nicht unähnlich waren, und im Dreivierteltakt klang es zu dem flotten Spiele Oles: „Rumm — rumm — rumm."

Die Riesin und ihr Sohn drehten sich im Kreise nach den Tönen der Geige ruhig und gemessen wie zwei Türme durch die Stube. Trotzdem die Decke, mit dem Maße des Normalen gemessen, ziemlich hoch war, strichen ihre Köpfe eben unter dem mittleren Tragbalken durch. Die Hängelampe warf die Schatten der beiden scharf gegen die Wände, zog sie in den Ecken aus zu langen verzerrten Silhouetten, die, den Wänden entlang huschend, zusammenschrumpften und sich wieder ausdehnten.

Walter machte aus der Not eine Tugend und wirbelte mit dem schlanken, schönen Mädchen um die beiden sich drehenden Türme.

Er war ein gewandter Tänzer. Jauchzend vor Freude hatte das Mädchen dies bemerkt und jodelte ausgelassen zu den Klängen der Geige.

Plötzlich schrie Jarlson: „Achtung! Der Trolletanz!" Gleich glitten die Geigentöne zu einem andern Thema über, und Ole spielte, während die beiden Männer sangen:





Kommt da 'ne Källing
Von Nörrehälling,
Hebt ihre Röcke,
Zeigt ihre Stöcke (dünnen Beine).
Springt mit im Tanze
Wie eine Wanze;
Kräht mit im Singen,
Hüpft mit im Springen;
Übt sich im Trollewalzer.
Und ihre Röcke, sie fliegen im Kreise!
Ja, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalia-lialü,
Und ihre Läuse, sie piepsen wie Mäuse!
Ja, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalü.

Über die Nüsse (den Waldboden)
Fliegen die Füße;
Über die Steine
Schwingen die Beine.
Gleich jungen Rossen
Nach Elverfossen,
Tanzen die Trolle
Drüben von Holle
Mit der von Nörrehälling.
Das Brausen des Wassers ertönt hier mit Grausen.
Ja, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalia-lialü.
Laßt ab vom Tanze und bleibet da draußen!
Ja, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalü.

Da lacht die Källing
Von Nörrehälling,
Singt eine Weise,
Wirbelt im Kreise
Wie eine Wanze
Im Trolletanze.
Und hoch im Bogen
Über die Wogen
Fliegt sie in Elverfossen.
Im Brausen des Wassers ertönten ihre Schreie:
Ja, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalia-lialü.
Tanzst du mit Trollen, kommst du an die Reihe!
Ja, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalia-lia, lohalü.

Ole brach sein Spiel ab mit einem forschen Bogenstrich über alle Saiten und legte die Geige beiseite.

„Das war eine von Spielmann Euwinds Melodien," sagte er; „er war seinerzeit der flotteste Spielmann in ganz Tromsö-Amt."

„Und der größte Weiberjäger in ganz Nordland," sagte Jarlson. „Ich habe Euwind auch gekannt."

„Daß er ein Weiberfreund war, ist nicht zu verwundern, das langhaarige Volk lief ihm ja überall nach, wo er sich mit seiner Geige blicken ließ. — Kennst du die Geschichte, die er mit dem Priester hatte?"

Nein, die kannte Jarlson nicht und Walter begreiflicherweise auch nicht.

„Na, dann will ich sie euch erzählen, wenn ihr sie hören wollt."

„Los, und halte dich nicht lange bei der Vorrede auf; du siehst, wir sind alle neugierig und gespannt wie Fliegen im Spinnenneße," rief Jarlson und stopfte seine Pfeife. „Aber immer machen wie ich: bei der Wahrheit bleiben, wenn's auch schwerfällt."

„Höhöhöhöhö!" lachte die Riesin. „Die Wahrheit ist eine alte, häßliche Frau, von der ein flotter Jäger meist nichts wissen will." — „Was?!"

„Höhöhöhöhö, Jäger und Musiker sind sich beide gleich: sie lieben am meisten Jugend und Leichtsinn, und dazu gehört nicht immer die Wahrheit."

„Himmelbomben und Reisknödel, ich liebe die Wahrheit wie meine Tobakspfeife," schrie Jarlson scheinbar erbost, „und gehe ihr nicht aus dem Weg. Ich bleibe immer bei der Wahrheit und erzähle höchstens Geschichten auf diplomatische Art. Aber nun lege los, Ole, und tue, wie ich dir sage; höchstens darfst du ein wenig diplomatisieren."

Ole lächelte auf seine eigne stille Art und begann:

Euwind der Spielmann

„Vor einigen Jahren lebte unten in einem Kirchdorf in Tromsö-Amt ein Priester namens Hans Hammer. Er war so fromm und gottesfürchtig, wie man es nur irgend von einem Priester verlangen kann. Und des Sonntags in der Kirche wusch er den Bauern und Fischern ganz gehörig die Sünden vom Fell herunter.

Dieser gute Mann hatte nun aber wie andre Menschen auch seine Fehler und darunter einen ganz kleinen, den eigentlich ein Gottesmann nicht haben darf: er trank für sein Leben gern Branntwein.

Und wenn er am Sonntagmorgen in seine Kirche ging, trank er erst einen Schnaps, weil es Sonntag war und er sich frisch rasiert hatte, und einen zweiten, weil er nicht auf einem Bein gehen konnte, und einen dritten, weil es so besser zu der Dreieinigkeit in der Natur paßte.

Außerdem hatte er in seiner Hosentasche unter dem Talar eine kleine Lerche (kleine flache Flasche), gefüllt mit Branntwein, aus der er verstohlen hinterm Altar Sprechwasser trank — so nannte er das, was er mit zur Kirche nahm —, um nachher besser wider die Sünde, das Saufen und die Unmäßigkeit wettern zu können.

Eines Sonntags nun, als er oben auf der Kanzel stand und würdevoll seinen andächtigen Zuhörern die Epistel las, sah er zu seinem nicht geringen Ärger, wie unten in einer Bank jemand ein wenig eingenickt war. Das konnte er für den Tod nicht leiden, die Leute sollten in seiner Kirche nicht schlafen, und der, der dort schlief, hatte sowieso das Anhören des Gotteswortes so nötig, denn das war ein Bruder Leichtsinn; es war Euwind der Spielmann.

Der zog von Dorf zu Dorf und spielte der Jugend zum Tanze auf seiner Geige auf.

Man sagte von ihm, daß er spielen könne wie kein andrer Mensch, und diese Kunst hatte er sich auf eine merkwürdige Art erworben.

In seiner Jugend hatte er das Handwerk eines Zimmermannes gelernt und so nebenbei, nach Feierabend und Sonntags, spielte er recht und schlecht Geige,* wie andre Burschen es auch können, und spielte auf zu Hochzeiten und Kindtaufen, die im Dorfe stattfanden, denn Euwind war ein schmucker Bursche, der lachend und singend durch die Welt ging, und wurde darum vielfach den andern Burschen, die die Geige zu meistern wußten, vorgezogen.

Nun geschah es, daß er in einem andern, weit entfernten Dorfe zur Hochzeit spielen sollte. Um zur rechten Zeit hinzukommen, begab er sich schon des Abends vorher auf den Weg, denn er hatte weit zu wandern, und ein Pferd besaß er nicht.

Auf seiner Wanderung mußte er durch einen Wald, durch den ein ziemlich breiter Strom floß.

Über diesen Strom führte keine Brücke, und kein Fährmann war mit seiner Fähre da, der den Wanderer hinüberfahren konnte. Aber da

* In Norwegen ist das Geigenspiel bei den Bauern sehr verbreitet.



„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!"

Marmorgruppe von Professor Hermann Schubert (Dresden)

erinnerte sich Euwind, daß weiter oben im Walde eine Furt sein mußte, über die er nach dem jenseitigen Ufer hinübergelangen konnte. Er machte sich auf, die Furt zu suchen, und ziemlich spät am Abend kam er dort an.

Hier war der Strom breit, seicht und mit steinigem Grund.

Und über die Steine schoß das Wasser mit rasender Geschwindigkeit, denn oben in den Bergen schmolz der Schnee, und viel Wasser lief zu Tal.

Euwind stand eine Zeit und schaute sich das Spiel des Wassers an, lauschte seinem brausenden Gesang und dachte bei sich: Wenn du das spielen könntest! Da hörte er neben sich ein klägliches Weinen. Verwundert sah er sich um und sah zu seinem Erstaunen ein altes, häßliches Weib im Grase sitzen, die jämmerlich weinte. Vorher hatte er sie nicht gesehen. Woher war sie mit einem Male gekommen?

Euwind dachte aber über diese Sache nicht lange nach, er hatte ein gutes Herz und trat an sie heran.

„Warum weinst du?“ fragte er mitleidig.

„Ach,“ jammerte sie, „ich bin schon so alt und kümmerlich, und wenn ich in das schnell fließende Wasser sehe, werde ich schwindlig und falle um; und meine Hütte steht drüben auf der andern Seite, aber ich weiß nicht, wie ich hinüberkommen soll.“

Euwind sah hinüber nach dem andern Ufer und, ja wahrhaftig, dort stand, halb zwischen den Büschen versteckt, eine alte windschiefe Hütte! Die hatte er früher auch nie dort gesehen! Ob das alles mit rechten Dingen zuging! Ihm begannen Zweifel aufzusteigen, ob da nicht alles Hexerei wäre. Aber da sah er das alte kümmerliche Weib an, und mitleidig sagte er: „Ich will dich schon hinüberbringen, schließe die Augen und fürchte dich nicht.“

Er bückte sich und hob das arme alte Weib in seine starken Arme und trug sie sicher durch das brausende Wasser nach dem jenseitigen Ufer, wo er sie vorsichtig niedersetzte.

„Dafür sollst du Dank haben,“ sagte sie und fragte ihn, wohin er wolle.

Und als er ihr das erzählt hatte, sagte sie, er solle die Nacht bei ihr in ihrer Hütte verweilen und sich ordentlich ausruhen, dann würde er bei der Hochzeit nicht so müde sein. Am andern Morgen würde sie ihm dann einen näheren Weg zeigen, so daß er reichlich früh genug zu der Hochzeit kommen würde.

Der Bursche hatte eigentlich nicht viel Lust, mit dem alten häßlichen Weibe zu gehen, aber er mochte ihr freundliches Angebot auch nicht abschlagen; außerdem war er müde geworden, ein wenig Ruhen konnte schon nicht schaden. Er ging also mit nach ihrer windschiefen Hütte, die kümmerlich und verfallen genug aussah.

Doch als er drinnen war, mußte er sich über das schöne Zimmer wundern.

Wie konnte bloß in einer so armseligen Hütte, bei einem so kümmerlichen, alten, häßlichen Weibe ein so wunderbar schönes Zimmer sein!

Auf dem Fußboden lagen herrliche Bärenfelle, und an den Wänden hingen kunstvoll gewebte Linnen, welche die Blöcke, woraus die Hütte gebaut war, verdeckten. Und in der Lichtöffnung war blinkendes Glas, durch das der Mond seine Strahlen sandte und das ganze Zimmer beleuchtete. In einer Ecke aber stand ein herrliches Himmelbett mit langen, herabwallenden Vor-

hängen aus feinem Gewebe, und im Bette lagen köstliche Eiderdaunenbetten mit seidenen Bezügen.

So was Schönes hatte Euwind denn doch noch nicht gesehen, und er wußte vor Staunen und Verlegenheit kaum, auf welchem Fuße er auftreten sollte.

Da nötigte ihn das alte Weib, sich auszuziehen und sich ins Bett zu legen.

Aber als er das getan hatte, zog sie sich auch aus und legte sich neben ihn. Das war ihm unangenehm, und er drückte sich soweit er konnte an die Wand.

Schlafen konnte er auch nicht, denn er fürchtete sich doch ein wenig vor dem alten Weib, das gewiß eine Hexe war, und er dachte schon daran, sich wieder zu erheben und seiner Wege zu gehen.

Wie er nun so lag und darüber nachdachte, wie er am schicklichsten wegkommen könnte — denn in seiner Gutmütigkeit mochte er dem alten Weibe auch nicht wehe tun — war der Mond auf seiner Bahn weitergeschritten und so weit hinübergekommen, daß er durch die blanken Scheiben das Bett beleuchten konnte. Und da sah er anstatt der alten Hexe, die er neben sich wähnte, ein junges, blühendes Weib liegen von solcher Schönheit, wie er noch nie gesehen hatte.

Er starrte sie ganz erstaunt an.

Da schlug sie ihre großen dunklen Augen auf, lächelte ihm zu und öffnete einladend ihre weißen, runden Arme.

Da sank Euwind halb betäubt an ihre Brust und vergaß die ganze Welt. —

Gegen Morgen, als die Vögel zu singen begannen, sagte sie ihm, daß er gehen müsse. „Vor Sonnenaufgang mußt du fort sein, länger darf ich dich nicht behalten. Aber nun sage mir, was du dir wohl wünschen möchtest — ich bin nämlich die Elverkönigin und wohne hier in der Nähe und darf dir für deinen mir so freundlich geleisteten Dienst einen Wunsch gewähren, vorausgesetzt, daß du nichts Unmögliches von mir verlangst."

„Ei," meinte Euwind denn, „einen einzigen Wunsch hätte ich, wenn du mir den erfüllen könntest ..."

„Na, und welches ist dein Wunsch?"

„Ich möchte nämlich, daß ich auf meiner Geige spielen könnte, was ich denke."

Da lächelte die Königin, nahm seine linke Hand und küßte jeden einzelnen Finger. Darauf nahm sie seine Rechte, strich mit ihren weißen Fingern darüber hin, indem sie leise sprach:

Führt den Bogen ohne Zagen,
Daß die Saiten weinen, klagen,
Daß sie lachen, jubeln, singen
Und wie Sturmgebraus erklingen,
Daß sie wecken tolle Lust
Selbst in gramerfüllter Brust.

Darauf nahm sie ihn nochmal in ihre Arme, herzte und küßte ihn, und unter ihren Küssen schlief er ein wie ein Kind an der Mutter Brust.

— —

Als er aufwachte, lag er im weichen, hohen Grase auf einem Hügel im Walde. — Verschwunden war die Hütte, das wundervolle Bett und das herrliche Weib. — Hatte er geträumt? — Ja, so mußte es wohl sein! — Durch die Bäume schien die Sonne warm und blank, als wenn der liebe Gott sie frisch geputzt hätte, die Vögel jubilierten und sangen, und rings um ihn standen schöne weiße Margareten und große rote Mohnblumen, deren Köpfe gravitätisch in dem leise säuselnden Morgenwind nickten.

Da kam eine große, wunderschöne Wasserjungfrau auf silbernen Flügeln dahergeflogen und schwirrte ihm mehrere Male um die Nase. Ärgerlich haschte er nach ihr, aber behende flog sie fort, und da war es Euwind, als wenn er das silberne, glockenreine Lachen der Elverkönigin nochmals hörte.

Er fuhr auf und sah sich um, aber nichts war zu sehen.

„Es war ein schöner Traum," sagte er zu sich selber.

„Aber zum Donnerwetter ja, du hast doch das alte Weib über den Strom getragen! — Bist mit ihr in ihre Hütte gegangen! — Das war doch kein Traum! — Aber hier ist ja keine Hütte!" — Ihm wurde ganz dumm im Kopfe. „Ach was!" rief er sich wieder zu, „du hast geträumt, geh deiner Wege."

Er sprang auf, nahm seine Geige, die er in einem Beutel aus Fuchsfell über den Rücken trug, und machte sich auf den Weg nach dem Hochzeitshause.

„Du mußt das lange Bein voraussetzen," sagte er sich, „denn du hast wenigstens noch drei Stunden zu gehen."

Aber wieder bekam er Grund, sich zu wundern, denn nach kaum einer halben Stunde war er dort.

Das war ihm schier unbegreiflich. Er kannte doch die Gegend ganz genau, und vom Strome aus hatte er mindestens drei Stunden zu gehen gehabt!

Er bekam aber keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn die Hochzeitsgesellschaft war zum Teil schon versammelt und begrüßte den Spielmann mit lauten Zurufen.

Als sie nach der Kirche gingen, spielte er den gebräuchlichen Hochzeitsmarsch, wonach sich leicht marschieren ließ.

Nachher aber, beim Schmause, wurde er aufgefordert, ein schönes Lied zu spielen. Da fiel ihm sein schöner Traum ein. Er dachte an das schöne Weib, das ihm gehört hatte, und sein Herz erfüllte sich mit Sehnsucht. Zärtlich und schmeichelnd glitt der Bogen über die Saiten, und wunderbare Töne, sehnsüchtig jauchzend und liebeverlangend, quollen aus dem Instrument in weichen, schmeichelnden Wellen hervor. Sie sangen von toller, süßer Liebeslust und weckten in den Herzen der erstaunten Hochzeitsgäste glühend verlangende Sehnsucht. Und der Braut wurde es um die Brust eng, sie konnte nicht anders, sie legte Messer und Gabel beiseite und umschlang liebestoll und verlangend ihren soeben angetrauten Mann mit ihren Armen und begann ihn zu herzen und zu küssen. Und als wenn ein Rausch der Liebe über die Hochzeitsgäste gekommen wäre, begannen sie, jung und alt, einander im tollen Liebestaumel zu umarmen und zu küssen. Und wer mag wissen, wie das geendet hätte, wenn nicht eine alte, saftlose Großmutter, über die die Töne keine Macht hatten, dem Spielmann die Geige aus den Händen geschlagen hätte.

Der aber wußte nun, daß er nicht geträumt hatte, daß er aus den Händen der lieblichsten der Elfen eine wunderbare Gabe empfangen.

Alles, was er dachte, konnte er auf seiner Geige in Tönen herausbringen und das mit solcher Gewalt, daß jeder Zuhörer vom Taumel ergriffen wurde und die Töne in die Tat umsetzen mußte.

Dachte er an Trauer und Gram, glitt der Bogen wie seufzend und klagend über die Saiten, und den Zuhörern wurde es weh ums Herz: sie mußten weinen und klagen.

Dachte er aber an Streit und Zank, dann griff der Bogen hart und zornig die Saiten an und wilde, zornige Laute quollen daraus hervor. Diejenigen aber, die dies hörten, wurden zornig und wild wie der Stier beim Anblick eines roten Tuches. Die Männer schrien auf im Zorn und schlugen in wilder Wut aufeinander los, und die Weiber begannen zu keifen und rissen sich gegenseitig die Haare vom Kopfe.

Ging er aber durch den Wald, und sein Herz war froh und leicht, und er strich die Geige, dann jubilierte sie in lachenden, jauchzenden Tönen, und die Vögel, die Sänger des Waldes, schwiegen dann und lauschten mit geneigten Köpfen dem wunderbaren Spiele.

Ja, spielen konnte Euwind nun, aber arbeiten mochte er nicht mehr; er wanderte mit seiner Fiedel von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Wo er aber hinkam und zog, ein lustiges Liedlein spielend, in einen Ort hinein, da vergaßen die Kanarienvögel, die in ihren engen Bauern gefangen saßen, ihre Triller, der Schuster warf Hammer und Leisten beiseite und die Frauen ließen das Essen im Topf anbrennen. Die Kranken vergaßen ihre Qualen, und Sterbende wachten nochmals auf, um lächelnden, sehnsüchtigen Gesichtes den lieblichen Tönen zu lauschen. Den jungen Weibern sprangen die Knöpfe am Busen, und klopfenden Herzens und glänzenden Auges flüsterten sie mit feuchten roten Lippen: „Euwind der Spielmann ist da."

Ja, das war Euwind der Spielmann."

* * *

Ole schwieg, holte seinen Tabaksbeutel hervor und begann bedächtig seine Pfeife zu stopfen.

Draußen hatte sich ein starker Wind erhoben, der in den kahlen Bäumen des Waldes ein brausendes Lied sang; klagend und heulend fuhr er um das Blockhaus, rüttelte an den Fensterläden und flog singend wie verwehte Töne einer klagenden Geige in die Weite.

Ja, was Ole da erzählte von dem Spielmann, hatte seine Zuhörer gefesselt. — Was war von der Erzählung wahr?

Walter erinnerte sich, einmal in einem Konzert gewesen zu sein, das für die Schüler seiner Heimatstadt gegeben wurde. Dort war auch ein Geigenspieler gewesen, dessen Spiel sich anhörte, als wenn die Geige Leben hätte, als wenn sie weinte und lachte. Seine Seele war damals von dem wundervollen Spiel tagelang erfüllt, und in der Nacht hatte er davon geträumt. — War dieser Künstler, den er damals gehört, gar vielleicht derselbe, von dem Ole erzählte, Euwind?

— —

Ole paffte, in Gedanken versunken, mächtige Rauchwolken von sich.

Da fragte Ingeborg: „Wie wurde es nun in der Kirche, wohin Euwind gekommen und eingeschlafen war?"

Ole suchte in seiner Erinnerung.

„Ach so, ja, wie war es noch? — Also der Priester sieht Euwind unten im Gestühl sitzen und schlafen, und das konnte er nun gar nicht vertragen. Die Leute sollten in der Kirche nicht schlafen, sondern die Predigt mit anhören, dazu waren sie ja doch gekommen. Er fuhr also, seine Predigt unterbrechend, den Schläfer donnernd an: Das Gotteshaus sei kein Wirtshaus, wo Abgesandte des Teufels ihren Rausch ausschlafen könnten, und der Schläfer solle die Kirche verlassen.

Euwind aber war ein Schelm und tat, als wenn er nichts hörte, und begann leise zu schnarchen.

Die Bauern grienten einander verstohlen zu; das war mal was andres, als die alte langweilige Predigt mit anzuhören, und sie freuten sich im stillen über den zu erwartenden Wutausbruch des Pfarrers.

Der ließ auch nicht lange auf sich warten.

„Du Schläfer, du Schnarcherspielmann, du Saufbruder," schrie der Priester in höchster Wut, „geh hinaus und schnarche den Schweinen was vor und störe uns nicht die Andacht!"

Der Schelm aber schnarchte jetzt so laut, daß die Fensterscheiben in ihren Bleifassungen klirrten.

Da forderte der Priester zwei Bauern auf, den Spielmann hinauszubefördern, was sie denn auch taten.

Der Spielmann aber schwur bei seiner Geige Rache.

Was hatte der Priester gesagt? Er solle den Schweinen was vorschnarchen? Gut, das wollte er tun.

Er setzte sich auf die Kirchhofsmauer, holte seine Geige hervor und begann darauf zu kratzen, daß sie quietschte wie eine Sau, der man den Schwanz stückweise abhackt. Kaum hörten die Schweine im Dorfe diese Laute, als sie alle rasend wurden, aus ihren Koben brachen und, wie leichtfüßige Hunde über Gräben und Umzäunungen springend, nach dem Friedhof an der Kirche liefen, wo sie sich um Euwind versammelten und ein fürchterliches Quietschkonzert begannen.

Den Bauern in der Kirche kam dies sonderbar vor; sie glaubten, es sei irgendein Unglück passiert, ließen den Priester reden, soviel er wollte, und liefen hinaus. Da sahen sie alle ihre Schweine auf dem Friedhofe und errieten gleich, wer ihnen den Streich gespielt hatte. Euwind hatte es aber vorgezogen, sich zu drücken, denn den Bauern ist manchmal nicht zu trauen.

Am andern Morgen lauerte er im nahen Wald auf den Priester, um ihm einen Streich zu spielen, denn er wußte, daß der jeden Morgen einen Spaziergang im Walde machte.

Als er nun so am Waldessaum umherschlich und Ausschau hielt, sah er ein altes häßliches Weib daherkommen, eine alte schmutzige, versoffene Källing,* die im Walde Holz sammeln wollte. Er rief sie heran, gab ihr eine ganze

* Altes, verkommenes Weib.

Flasche Branntwein und sagte ihr, sie solle hier eine Weile neben dem Wege warten, sie könne, um die Zeit zu vertreiben, von dem Branntwein trinken, und nachher sollte sie dann noch drei Schilling zubekommen.

Die Alte tat, wie er ihr gesagt, und hatte sich bald einen Rausch von dem Branntwein angesoffen.

Als sie sich so vollgesaugt hatte wie ein Schwamm im Wasser, kam auch richtig der Priester daherspaziert.

Zu Hause hatte er sich seine Lerche frisch gefüllt, er trug sie in seiner Hosentasche und tat ab und zu einen kleinen Schluck daraus, um sich zu stärken. Euwind, der sich in einem nahen Busch versteckt hatte und alles sah, wartete gespannt auf das Näherkommen des Priesters.

Als er ganz nahe bei der alten, schmutzigen Källing war, die im Straßengraben lag und ein unflätiges Lied sang, schrie er erbost: „Was tust du alte Sau hier?! Mach, daß du fortkommst!"

Aber die alte Källing lachte, schwang die Branntweinflasche über ihrem Kopf und sang:

Was ich hier tu machen,
Das macht der Paster auch, hulidiö:
Da gehn die schönsten Sachen
Hinunter in den Bauch, hulidiö.
Doch kommt es später wieder in die Luft, ohajaje,
Verbreitet es 'nen wunderschönen Duft, ohajaje!

Ehe aber der Pastor antworten konnte, setzte Euwind seine Geige unters Kinn, und leise, einschmeichelnde Töne klangen durch den Wald.

Der Priester und die alte besoffene Källing horchten erstaunt und verwundert auf. Was war das?

Die Melodie wurde milder und formte sich zu wunderbaren Wellen, die die beiden dort in der Lichtung gefangennahmen, ihre Körper durchdrangen und sie zwangen, ihrem Locken und Schmeicheln zu folgen.

Erst begannen sie zu den Rhythmen der Melodie in den Knien zu hopsen, dann ihre Köpfe und ihre Oberkörper hin und her zu wiegen, und schließlich raffte die alte Källing ihren lumpigen Rock, wie eine züchtige Jungfrau das Brautkleid, und begann in Tanzschritten sich dem Pastor zu nähern.

Der hatte seine beiden langen Rockschöße gefaßt, schlug die Beine abwechselnd in die Höhe und juchzte wie ein Bauernbursche am Fastelabend*: „Juchhuhu!" Dann ließ er die Rockschöße fallen, spuckte und klatschte in die Hände, sprang wie ein Wirbelwind um die alte besoffene Källing, klopfte abwechselnd auf seine Stiefelschäfte, daß es knallte, und sang zu der Melodie der Geige:

Wir tanzen im Walde beim Sonnenschein,
Dazu singt die Fiedel ein Liedelein;
Mein Mädel, im Haar einen grünen Kranz,
Springt mit mir und hopst einen lustigen Tanz.
Tralalalla, tralalalla, tralaluderiteriterulla.

Die Källing schlug ihre dürren Beine in die Höhe und sang:

* Abend vor Fastnacht.

Du gabst mir 'nen Jungen mit krausem Haar
Und hellblauen Augen, so rein und klar;
Er ist dir so ähnlich wie 'n Spiegelbild
Und ist auch ebenso süß und wild.
Tralalalla, Tralallala, tralaluderiteriterulla.

Nun umschlang der Priester die alte Källing wie ein verliebter Bräutigam seine Braut und walzte mit ihr über den Rasen, daß ihnen die Röcke um die Ohren flogen.

Plötzlich aber verschwanden sie, als wenn die Erde sie verschlungen hätte, und das war so zugegangen.

Im Winter vorher waren die Wölfe und die Bären so dreist geworden, daß die Dorfbewohner sich genötigt sahen, Wolfsgruben anzulegen. Das waren klaftertiefe, viereckige große Löcher, mit dünnem Reisig leicht bedeckt, worauf irgendein toter Kadaver als Lockspeise gelegt wurde.

In eine solche Grube waren die beiden gefallen.

Euwind wunderte sich, wo seine Tänzer mit einem Male geblieben seien, lief ihnen nach und fand sie in der Grube. Dann ging er ins Dorf und sagte den Bauern, in den Wolfsgraben draußen im Walde wären ein Wolf und eine Wölfin hineingelaufen, sie sollten nur hinausgehen und sie gefangennehmen. Dann ging er seiner Wege.

Die Bauern aber zogen mit Leitern, Tauen und Schießprügeln hinaus zum Wolfsgraben und brachten mit großem Hallo den Priester und die alte Källing heraus.

Der Pastor hieß aber von dieser Stunde an der Hammerwolf."

Ole schwieg.

Leise sang der Wind ums Blockhaus, und fern im Walde klang das Heulen eines hungrigen Wolfs.

„Oha," sagte Jarlson, „die Wölfe sind da, vielleicht gibt es noch ein paar frische Wolfspelze morgen auf der Fahrt nach Sildö."

„Sie wollen morgen nach Sildö?" fragte Walter.

„Ja, wenn sonst nichts passiert und ich mir über Nacht nicht im Schlafe die eigne Nase abbeiße."

„Ach, wollen Sie mich mitnehmen?"

„Ja, gewiß doch! Gern."

Die Wirtsleute protestierten zwar und drängten, er solle doch lieber bis Frühling bei ihnen bleiben. Aber Walter blieb fest. Er fühlte, wenn er länger bliebe, würde er bald nicht mehr fort können; er würde bald in Ingeborgs Fesseln festliegen, und das wollte er nicht. —

Am andern Morgen nahm er Abschied von den freundlichen Leuten und stieg zu Jarlson in den Schlitten hinein.

Die Riesin nahm nochmals seine Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Ich hätte dich gern bei uns behalten, Junge, denn du gefällst mir. Und wenn es dir draußen in der Welt schlecht gehen sollte, dann komme nur wieder, hier bei uns ist Friede und Ruhe."

Ingeborg, die neben ihrer Mutter stand, trat plötzlich hervor, nahm Walters Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn mehrere Male mit ihren heißen Lippen auf den Mund, dann lief sie ins Haus.

„Oha,“ schrie Jarlson, „ich möchte auch ein paar haben! — Ja, ja, so ist es, wenn man jung ist und blondes Haar hat und blaue Augen. — Na adjüs ok, Ilse! — Hü, Lotte! — Nu aber lauf, mein Deern; nu hast du dich ordentlich ausgeruht, was? — Aber wenn man erst alt wird, graue Haare hat und Runzeln um die Nase und dazu ein schiefes Tobaksmaul, dann küssen die jungen Deerens uns nicht mehr — was, meine Lotte? — Da sind wir nun drüber hin. Hü! Ja, nun lauf fix, mein Deern.“

Walter hörte kaum, was der redselige Mann sagte. Die Küsse Ingeborgs brannten ihm auf den Lippen und brachten seine Seele in Aufruhr. Warum verließ er sie?! — Er hatte es den Leuten angemerkt, daß sie ihn gern behielten. — Was zog ihn fort? — Ließ er nicht leichtsinnig ein großes Glück vorbeigehen? —

Leise, fast unhörbar glitten sie durch den schweigenden Wald.

Walter fragte, warum das Pferd keine Schellen trage.

„Na, man bindet doch nicht der Katze eine Glocke um den Hals, wenn sie auf Mausejagd gehen soll,“ sagte Jarlson. „Und ich werde doch nicht den Füchsen und Wölfen meine höchsteigne Ankunft durch Schellenbimmelbammel anmelden.“

Der Weg schnitt, den Bodenwellen folgend, in langen Buchten durch den Wald und bot dem Beschauer immer neue, reizendere Bilder dar.

Bald rechts, bald links hob sich der Wald hügelan; bald fuhren sie durch dunkle, schweigende Tannenwälder, bald durch Laubwald, dessen überjähriges Laub gelb und rot auf dem weißen Schnee leuchtete. Dann schloß der Wald sich über ihren Köpfen, und sie fuhren wie durch einen gewölbten Säulengang, den die schneebehangenen Zweige bildeten.

Wie eine zartblaue Dämmerung, unterbrochen von stilleuchtenden Diamantenblitzen, lag es unter diesen Säulenwölbungen; und seitwärts sah man durch die Säulen, die Baumstämme, eine sich endlos verlierende traurige Dämmerung, in der Tausende und aber Tausende von Säulen, wie die am Wege stehenden, in wunderlichem Tanze durcheinander wirbelten.

Und zwischen den tanzenden Baumstämmen tauchen seltsame Gestalten auf — wunderliche, durch Schnee und Eis gebannte kleinere und größere Büsche in bizarren Formen gleiten schemenhaft zurück und verschwinden, um neuen Platz zu machen: ein vorüberwandelndes Märchen, seltsam und schön.

Da tritt der Wald plötzlich zurück, und im Süden öffnet sich dem Vorüberfahrenden ein weiter, wunderbarer Ausblick.

Tief senkt sich das mit Bäumen dicht bestandene Tal; es liegt in einem seltsamen graublauen Dunst und gleicht oben vom Wege einem wallenden Meer. Und mitten aus diesem Meere ragt eine seltsam aufgebaute Insel hervor, ein Hügel, dicht mit dunkelgrünen Tannen besetzt, düster und schweigend wie eine Insel der Toten, aus der man dunkle, stumme Gestalten heraustreten zu sehen erwartet.

Aber dahinter, hinter dem dunklen, schemenhaften Meer und der schweigenden Insel der Toten, liegt das Märchen: wie ein lichtblaues Meer, worüber zarte violette Schleier schweben, aus denen vereinzelte Baumspitzen wie stilliegende Segler emporragen, liegt es dort, und begrenzt ist das Märchen-

meer durch ein wunderbares Ufer mit in blaue und rote Farben getauchten Märchenschlössern, deren Dächer, Kuppeln und Zinnen gegen den flammend roten Himmel wie aus purem Golde leuchten und blitzen.

Walter atmete tief. — Oh, waren das nicht die goldenen Dächer Gimles und Asgards mit den Palästen Odins: Gladsheim, Walaskialf und Walhalla?! — Und das dort drüben, blau mit goldenen Spieren und leuchtenden Kuppeln, war das nicht Thors glänzender Palast Bisskirner, was sich hier vor seinen staunenden Augen offenbarte? War es nicht das glänzende nordische Märchen selbst, welches dort stand? Entstanden diese, in den Abgründen der Zeit längst versunken geglaubten, mit goldenem Schilde gedeckten Märchenburgen nicht immer wieder aufs neue, wenn der glänzende Sol mit den beiden Rossen des Tags am Himmel emporfuhr?! — Ja, das taten sie! — Fast handgreiflich lagen sie dort, die glänzenden Stätten der im Kampfe gefallenen Germanen, leuchtend und in goldener Pracht; nicht sie waren in der Zeit versunken; noch lagen sie da in glänzender, funkelnder Schönheit — nur die Menschen hatten sich verändert — sie konnten die Paläste Asgards nicht mehr sehen. Jarlson sah sie auch nicht.

„Morgen wird das Wetter schön,“ sagte er und knallte mit der Peitsche; „der Nebel liegt im Tal, der Himmel is rot, und dröben lüchten de Bargen wie Poggenstöhls op 'n Meßhupen im Maanschien.“*

Wieder glitten sie hinein in den dämmernden Wald und zwischen schneebedeckten Hängen hindurch, und das Märchenland Walters, dessen vergoldete Zinnen und Türme in Jarlsons Augen wie „Poggenstöhls op 'n Meßhupen im Maanschien“ aussahen, glitt zurück, versank hinter ihnen im dämmernden Nebel.

Eine Zeitlang fuhren sie schweigsam, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, dahin. Walters Gedanken flogen zurück in die wunderherrliche Märchenwelt des Nordens. Er sah noch die goldstrahlenden Dächer Asgards, sah im Geiste die Schlachtjungfrauen, die Walküren, in glänzenden Rüstungen die gefallenen Kämpen mit Met laben, sah noch den einsamen, wetterumbrausten Allvaterstein und glaubte noch die jammernde Klage des dort eingeschlossenen Jetten zu hören.

Jarlsons Gedanken waren realistischer Natur, er dachte an neue Jagdabenteuer, an goldblinkenden Toddy, lustige Gesellschaft und fühlte sich von der Ausbeute seiner Jagdtour hochbefriedigt. Er lehnte sich behaglich in seinem Sitz zurück und paffte in langen Zügen aus seiner Pfeife.

Nach stundenlanger Fahrt glitten sie hinaus auf einen großen, freien Platz, auf dem mehrere große Stapel geschnittener Hölzer standen. Jarlson zeigte nach einem großen Gebäude, das rechts am Wege, an der Südseite des Platzes, lag.

„Björn Amlungs Sägerei,“ sagte er. „Björn ist ein Freund von mir; wir werden dort einkehren und erst einmal Rast machen.“

Vom Walde herunter kam, durch Felsen und Hügel sich windend, ein Flüßchen, dessen Wasser in rasendem Lauf, die Luft mit Brausen erfüllend, zu Tale lief.

* Drüben leuchten die Berge wie Pilze auf einem Misthaufen im Mondschein.

An der Sägemühle wurde der Lauf des Wassers durch Stauwehre gehemmt und reguliert. Menschenhände hatten hier in das Walten der Natur eingegriffen, die Gewalt des Wassers gebändigt und es gezwungen, erst die Räder der Mühle zu treiben, ehe es weiterlief.

Der Mond stand schon am Himmel. Leichte weiße Federwolken schwammen hoch oben im Äther und hüllten das große Nachtlicht unsrer Mutter Erde in halbdurchsichtige Schleier. In solchen Augenblicken verlor die Schneelandschaft alle scharfen Konturen und lag wie ein Traumbild, alle sichtbaren Gegenstände halbverwischt und schattenhaft. Brach der Mond aber durch, standen plötzlich wieder alle Dinge, das große Gebäude der Sägemühle, die Holzstapel und die kahlen Bäume im Garten, in scharfen Umrissen, wie Silhouetten auf weißem Papier.

Und darunter, in dem aufgestauten, unruhigen Wasser, flimmerte und wogte das silberne Licht des Mondes um die Spiegelbilder der schwarzen Silhouetten; und in diesen Spiegelbildern blitzte es auf aus dunklem Grund, wie einzelne funkelnde Diamanten im schwarzen Haare eines schönen Weibes.

Der Schlitten glitt über die Brücke am Stauwehr, donnernd fuhr das überschüssige Wasser unter ihnen über die Wehre; der Pony legte scheu die Ohren zurück und griff hastig aus, als wenn ihn das Donnern des Wassers beunruhige.

Gleich darauf hielten sie vor der Türe. Ein Kettenhund machte einen rasenden Spektakel.

Da öffnete sich die Tür, und heraus stürzte mit gewaltigem Gepolter und Geschrei ein Haufen großer, starker Kerle, die unter Schreien und Rufen sich des Schlittens, seines Vorspanns und der Insassen bemächtigten. Ehe Walter recht zur Besinnung kam, saß er in einer großen, warmen, gut erleuchteten Stube hinter einem mächtigen Tisch, der fast unter den darauf aufgestapelten Eßwaren zusammenbrach.

Ein großer, breitschultriger Mann, fast ein Riese, mit einem roten, gesunden, bartlosen Gesicht, hatte Jarlson bei den Schultern gepackt, schüttelte ihn hin und her und schrie: „Gustav! Mensch! Bist du es oder bist du es nicht?! — Wo hast du gesteckt, du Halunke? — Hattest du nicht versprochen, zu meinem Geburtstage zu kommen, he? — Tod und Hölle, Mensch, ich schwöre dir bei meiner Großmutter hinterem Hemdzipfel und bei den sieben Landplagen, daß du nicht eher wieder von hier wegkommst, als bis du drei Schinken und zwei Speckseiten verzehrt hast und vier Pott Branntwein dazu getrunken. Hohohohoho!“

Der große Mann stimmte, von zwölf baumlangen und starken Kerlen aufs kräftigste unterstützt, ein dröhnendes Gelächter an, daß die Wände des Hauses bebten.

Außer den dreizehn jüngeren Männern befanden sich noch ein alter, doch sehr rüstiger Greis und mehrere Frauensleute in der Stube, in der ein fast ohrbetäubender Lärm herrschte. Alle diese Menschen sprachen möglichst laut, mit starken, kräftigen Stimmen, lachten und schrien und liefen mit ihren schweren Schuhen an den Füßen in wuchtigen Schritten durcheinander. Walter meinte, er befände sich in einem stark besuchten Landkruge.

Die Frauensleute schleppten noch immer mehr Eßwaren auf den schon

überladenen Tisch und türmten Schinken, Würste, Speckstücke und gewaltige Brotlaibe zu wahren Bergen auf.

Der große Mann, welcher der Müller und der Freund des Jarlson war, Björn Amlung, wie es sich später herausstellte, wandte sich nun auch Walter zu, gab ihm die Hand und hieß ihn in der Mühle herzlichst willkommen.

„Du süßt so käsig ut, mien Jüngchen," sagte er, indem er ihm die Hand kräftig schüttelte, „du müßtest hier bei uns bleiben ein halbes Jahr, in der frischen Luft und bei Moders gode Futter, hahahaha, ja dann solltest du sehen, was aus dir werden könnte. Die Leute, die du hier siehst, sind alle zusammen die meinigen: meine Söhne und meine Töchter. Von den Söhnen ist noch keiner beweibt, hahaha, der da" — er zeigte auf einen jungen, vierschrötigen Mann, der etwa zwei Zentner wiegen mochte und aussah, als wäre er imstande, einen Ochsen zu heben — „ist der jüngste Sohn, er ist vierzehn und ein halbes Jahr alt, hahahaha, und von den Töchtern noch keine bemannt. Söhne sind es zwölf! Zwölf, Junge! Gerade ein Dutzend, und Kerle wie Bäume! Was?! — Und keines von den Mädeln — es sind ihrer fünf — das nicht zu jeder Zeit imstande wäre, einen Zentner Roggen auf den Boden zu tragen, hahahaha! Nicht, Inge? Was, Moder? Hahahaha! Junge, wenn du hierbleiben willst, dann halte dich an die Mädeln, da wirst du gut aufgehoben sein! Fleischnot gibt es bei uns nicht, hahahaha! Aber nun setzt euch an den Tisch und schlagt euch die Bäuche so voll als es geht, die Nacht ist lang, und vor morgen gibt es nichts mehr!"

Walter war ganz verwirrt. Erst allmählich gewann er so viel Sammlung, daß er seine Umgebung näher in Augenschein nehmen konnte.

Die Stube, in der sie sich befanden, war ein großer viereckiger Raum mit von schweren Balken getragener Holzdecke, die, wie die Wände, die in quadratischen Füllungen in Holz vertäfelt waren, durch die Jahre eine tiefbraune Färbung angenommen hatte.

Zwei mächtige Schränke, rot und blau angestrichene Bänke, einige ebenso große, breite Lehnstühle mit Kissen in bunten Bezügen, ein mächtiger Tisch und an dem großen offenen Kamin fünf Spinnräder, zum Teil mit Flachs auf den Köpfen und mit halbvollen Spulen, bildeten das Mobiliar.

An den Wänden hingen einige altmodische naive Kupferstiche, und in der Ecke neben dem Fenster befand sich das in keinem norwegischen Hause fehlende Pfeifenbord mit einigen zwanzig Pfeifen verschiedenster Dimensionen. In der entgegengesetzten Ecke stand eine alte Schrankuhr, und daneben hingen, vom Kunstsinn der Bewohner zeugend, zwei Geigen und ein Kornett.

An dem einen Ende des großen Tisches saß der Greis, der Vater des Müllers, neben seiner Frau, einer alten, frischen Frau mit noch frischem Geiste und aufrechtem Körper.

Neben ihnen saßen der Müller und seine Frau, dann kamen Jarlson und Walter, und hinter ihnen, in zwei stattlichen Reihen, die „Kinder" des Ehepaares. Drei der Brüder hatten je eine Schwester neben sich und saßen in Reihe mit den Mädchen, das waren die Zwillingspaare. Ein Junge, ein Kerl, der Bäume aus der Erde reißen konnte, und ein Mädchen hatten den Jour und bemühten sich eifrig um das Wohlergehen der Tischgesellschaft.

Jarlson und Björn unterhielten sich eifrig mit lauten, dröhnenden Stimmen, und ihre oft drolligen Einfälle lösten dröhnende Lachsalven aus, die die Munterkeit der Gesellschaft noch immer steigerten.

Nach beendetem Mahl und der Abräumung des Tisches tauchten blinkende Gläser mit dem heißen goldfunkelnden Getränk des Nordens, dem Toddy, auf.

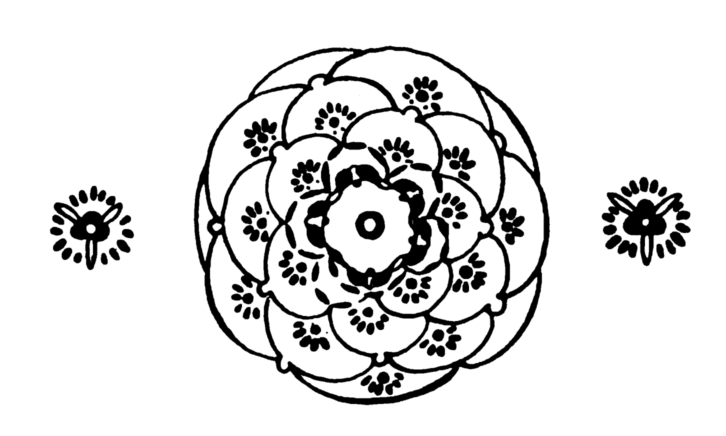
Die Pfeifen wurden vom Pfeifenbord herabgeholt, und nun saß eine Korona tabakdampfender Männer um den Tisch, die die Luft in der Stube in kürzester Zeit so undurchsichtig machten wie der dickste Londoner Nebel.

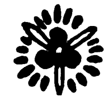
Durch den Nebel, von dem die Anwesenden nicht die geringste Notiz nahmen, strahlte die Lampe wie ein Scheinwerfer, und der goldene Toddy blinkte im Widerschein des Lichtes wie Glühwürmer am stillen Abend. Gesunde, kräftige Witze wurden erzählt und gehörig belacht, und alle Augenblicke erschütterte eine gewaltige Lachsalve die Stube.

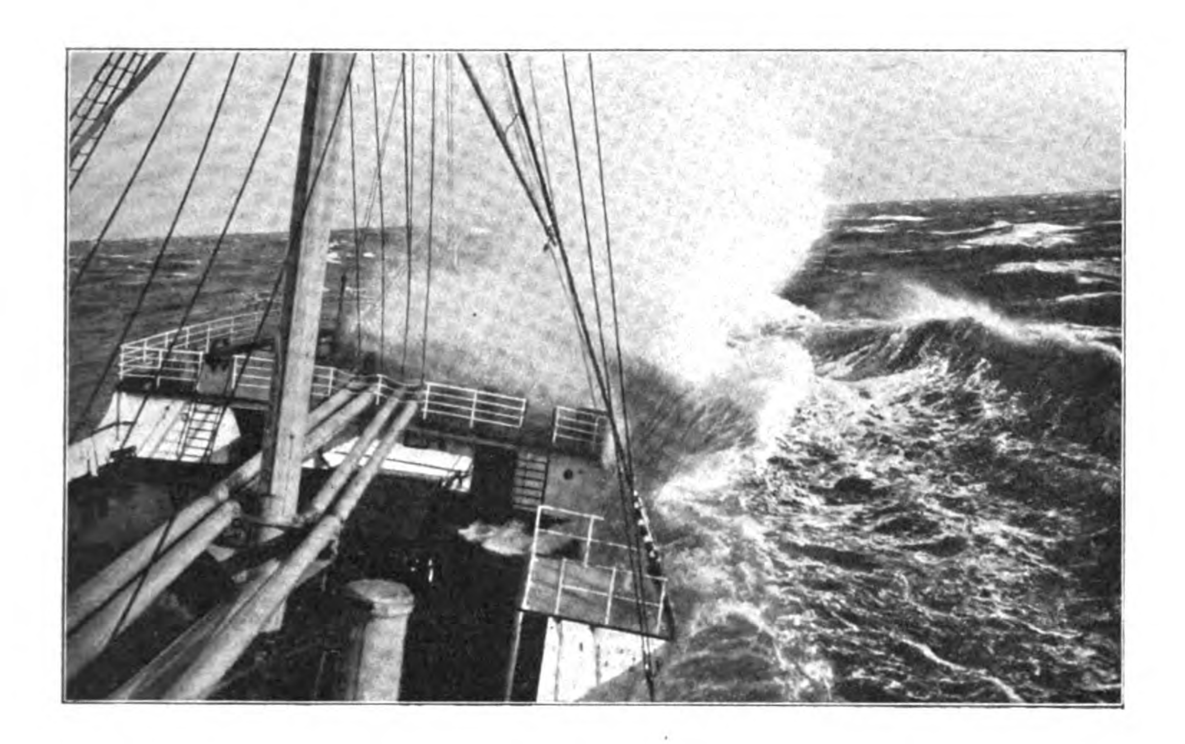
Dann nahm eines der Zwillingspaare die Geigen von der Wand, ein dritter nahm das Kornett, und nun begann ein so lustiger Thé dansant, wie Walter es noch nie miterlebt hatte. Die großen, schweren Jungen hüpften und sprangen mit ihren Schwestern wie Elefanten in einem Kral. Mit einer Hand hielten sie ihre Pfeife, die beileibe nicht ausgehen durfte, und mit der andern schwangen sie die Mädeln im Takt zu der flotten Melodie.

Die alte Großmutter, noch jung im Herzen, saß am Kamin in ihrem Lehnstuhl und schaute lachenden Auges dem tollen Wirbel der Jugend zu.

(Fortsetzung folgt)





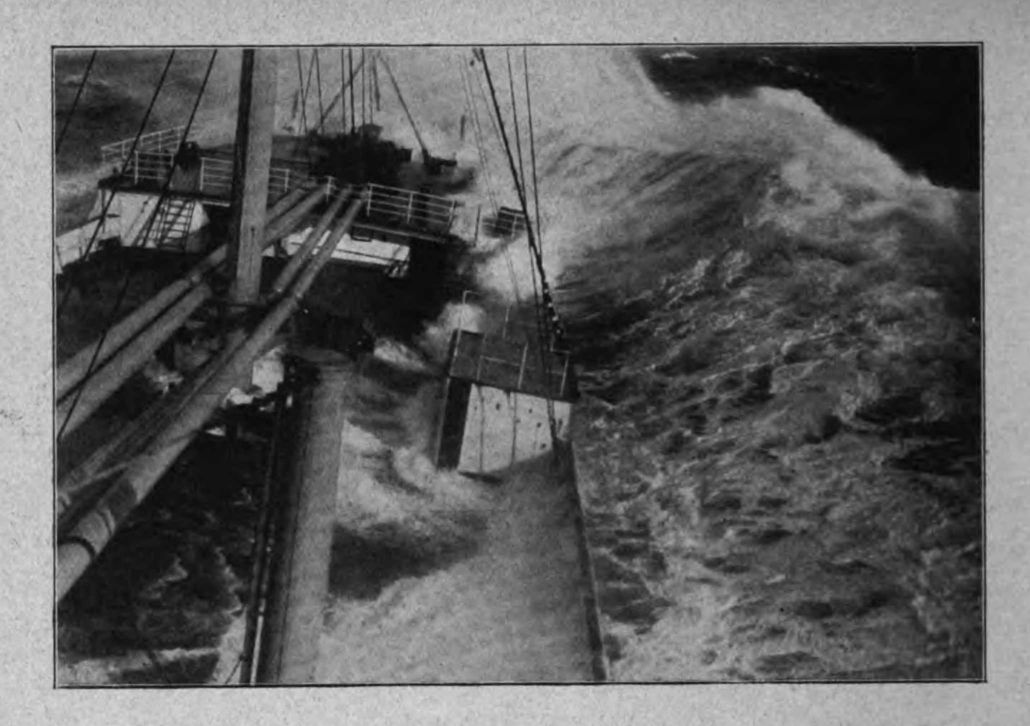


Schwere See

(Fünf Aufnahmen der Meeresoberfläche bei Sturm, vom Bord eines Schiffes)

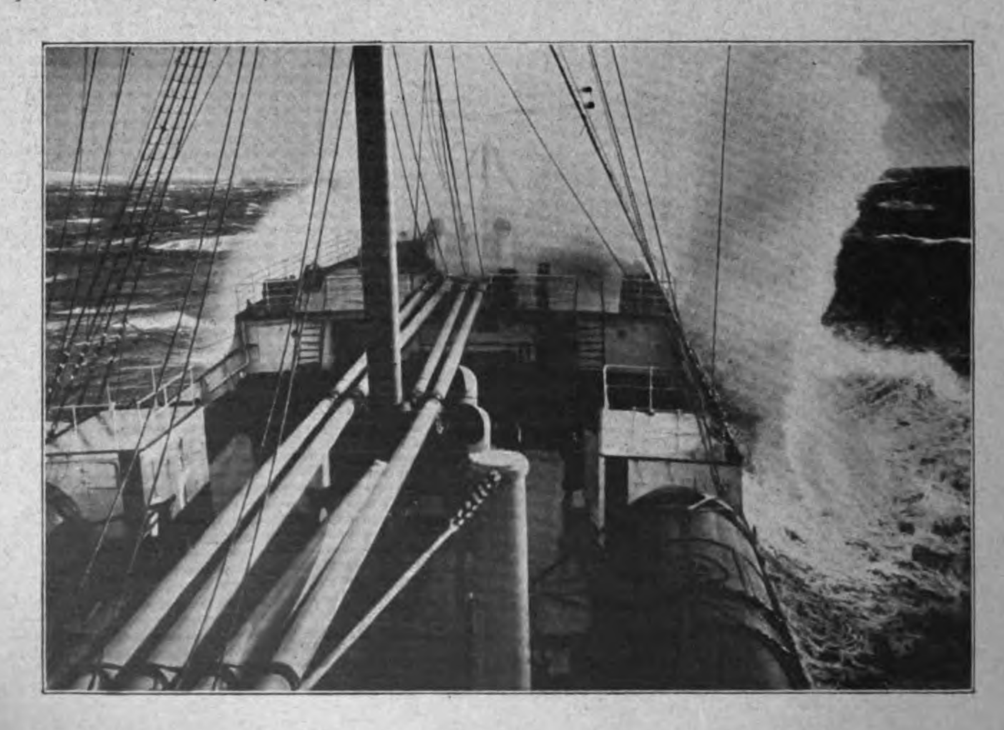
Man muß schon recht unempfänglich sein, um das Grausige der vom Sturm zerwühlten See nicht zu empfinden. Die haushohen Wellen sind zwar nur Sage. Aber wenn die Wasser auch nur einige Meter hoch sich erheben, so erwecken sie den Eindruck spukhafter Berge; von ihren Kämmen und Gipfeln schießen die Wogen, graugrün oder schmutziggrün wie flüssiges, stürzendes Geröll, hier und dort auch wie hundert eilfertige, reißende Bäche hinunter in die öde Wüste des Tales. Und Tal wird zu Berg, und Berg wird zu Tal, und unter dieser auf und nieder wuchtenden, brüllenden Oberfläche ahnt man die schreckliche, unbewegte Tiefe.

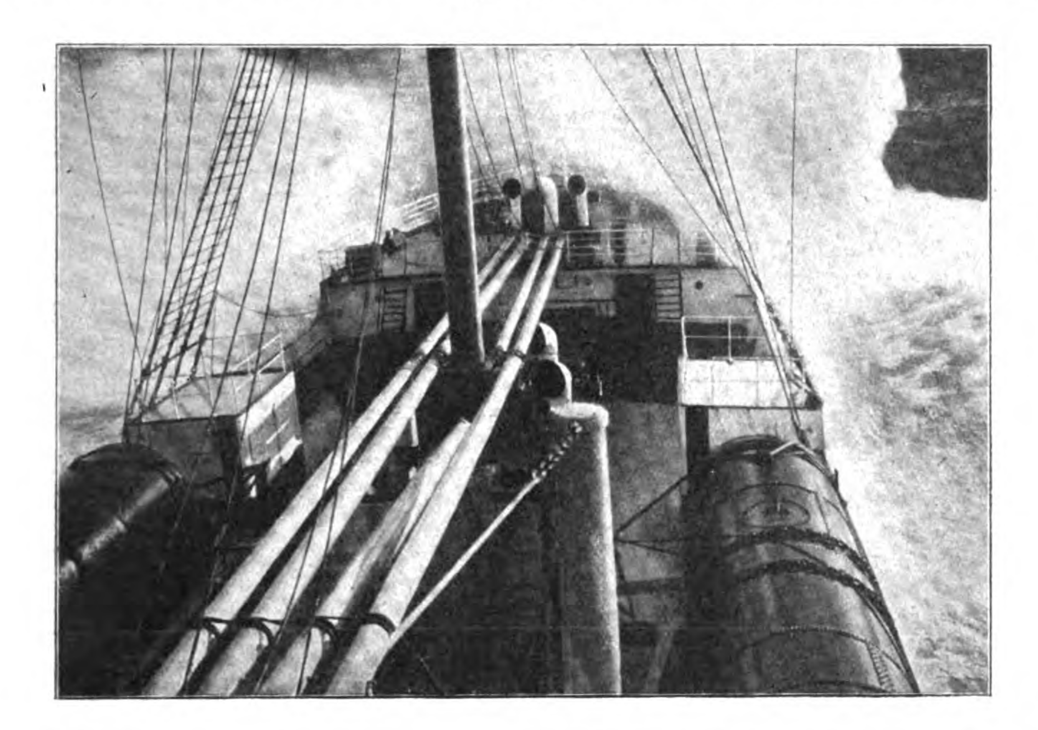
Bald ist der Bug frei und gleitet in den Hohlweg zwischen zwei Wellenbergen hinein, bald umwölkt ihn der hoch aufspritzende Schaum der seitlich anrollenden Woge. Ihr Kamm klatscht heftig gegen die Reling, und mit knisterndem Sprühen fällt der salzige Regen auf das Deck. Wenn das Schiff hoch oben auf den Wellen schwebt, so verliert sich der Blick in die Wasserwüste, die mit dem grauen Himmel in eins zusammenfließt. In der Ferne sieht sich die sturmbewegte See an, als wälze sich eine gewaltige Menge sagenhafter Seeschlangen durcheinander. Aber in der Nähe trennt sich Welle von Welle; man sieht jede einzelne herandrängen, sich an dem schwerstampfenden Schiffskörper brechen und strudelnd und kochend seitlich vergleiten. Und über diesem Aufruhr der Bewegung wütet der Aufruhr der Geräusche. Das Pfeifen und Heulen des Sturmes, das Zischen, Klatschen und dumpfe Brausen der Wogen, das ohnmächtige Schreien der Menschenstimmen, die Weisungen und Befehle zu rufen versuchen, das regelmäßige Arbeiten und Hämmern der Schiffsmaschinen, die hier und da zu stocken scheinen, wenn die Elemente ihr leiseres Lied übertönen, oder wenn etwa die



Schraube über einem Wellental hängt und sich in der Luft dreht.

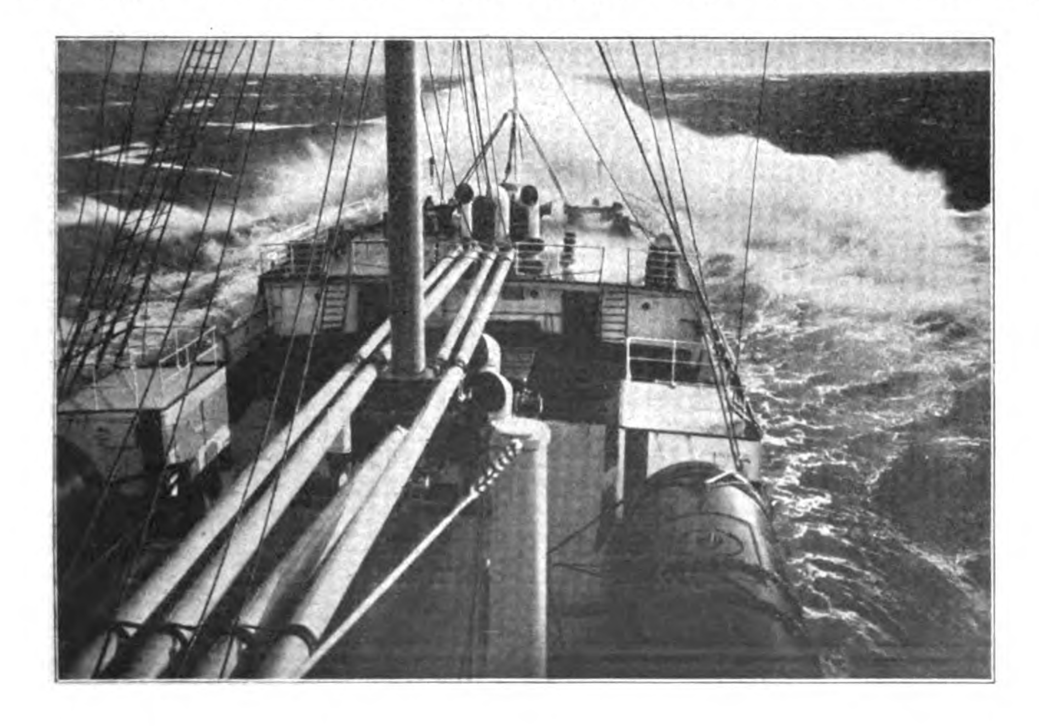
Die Planken der Verdecke sind naß und glitschig. Alle Kleidungsstücke, die sich nicht fest an den Körper anschmiegen, knattern und flattern und peitschen im Winde. Das Schaukeln von links nach rechts und das noch bösere Aufundniederkippen des Schiffskörpers von vorn nach hinten und von hinten nach vorn nimmt den menschlichen Eingeweiden jeden Halt und verwirrt das Gefühl der gewohnten Statik. Die Reaktion gegen diese Mißhandlung nennt man die Seekrankheit. Niemand ist gegen sie gefeit. Auch nicht der Berufsseemann. Denn





es ist vorgekommen, daß Matrosen und Schiffsoffiziere, die auf allen Meeren der Welt sich als seetüchtig bewiesen hatten, urplötzlich in der Scheldemündung oder auf der Fahrt elbaufwärts von Kuxhafen nach Hamburg seekrank wurden.

Bei ruhiger See wird die Mannschaft des Schiffes oft von aufregungslüsternen Passagieren mit der Frage gedrängt: Wird das Wetter wohl „auffrischen"? Werden wir wohl mal „so ein bißchen Sturm" kriegen? Wenn die Geschichte dann losgeht, ist der Jammer groß. Der Auftakt des bewegten Dramas zwischen Wasser und Wind wird wohl



noch mit Gruseln, halb und halb mit Begeisterung vom obersten Deck aus genossen. Aber je mehr sich das Schauspiel entfaltet, um so hastiger verschwinden die Zuschauer, einer nach dem andern, ebenso graugrün im Gesicht wie die rollende See.

Die Seeleute sind daran gewöhnt. Sie setzen die Beine noch ein wenig breiter und spucken ein wenig energischer. Für sie häuft sich an allen Enden des Schiffes die schwere Arbeit. Hier ist etwas dicht zu machen, dort hat sich etwas „losgearbeitet". Im Heizraum wird es ungemütlich. Die Kohlenstücke werden lebendig und fliegen umher, besonders wenn erst Wasser eingedrungen ist. Ein Kohlenzieher kommt mit seiner Karre ins Gleiten, und Mann und Karren finden sich plötzlich auf der entgegengesetzten Seite wieder. Dauert das Wetter länger an, so wird oft auch die Verpflegung schmäler. Der Koch kann nicht mehr die nötige Anzahl Töpfe auf dem Küchenherd halten, die Leute können das Essen nicht mehr nach vorn ins Logis balancieren. Manches Eßgeschirr wird von der See aus der Hand geschlagen. Der Inhalt schwimmt auf dem Deck umher. Nicht selten legt sich der Mann dazu. Schließlich wird im Heiz- oder Maschinenraum gegessen und geschlafen. Auch an die Maschinen werden bei schwerer See große Anforderungen gestellt.

Es gehört große Seetüchtigkeit, Geduld und tiefe Freude an der Natur dazu, die gegen den Kiel hoch aufschäumende erregte See mit der photographischen Kamera aufzunehmen. Die hier reproduzierten, vorzüglich gelungenen fünf Bilder wurden von Herrn C. Johannsen in Hamburg nach langen und mühsamen Versuchen an Bord eines in schwerer See fahrenden Schiffes gemacht. K. E. K.

Im Kanton Tessin. Von Frida Schanz

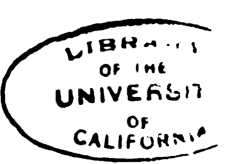
Das Schiff

Heut, als die Morgenträume starben,
Sah ich ins Dämmern, seltsam groß.
Die Bergwelt stand noch todesfarben,
Der See lag fahl und wesenlos.
Tot schien die Flut im kalten Bette,
Durchschimmernd grau floß Wand in Wand,
Vor der nach Osten offnen Kette
Zog fahl ein Schiff von Strand zu Strand.
Schnell schwamm es hin im starren, bleichen,
Totfarbnen Morgen, ohne Laut.
Nie sah ich eines seinesgleichen,
So schlank und so aus Luft gebaut.
Leicht wie ein Schemen glitt es nur
Und trug im wesenlosen Schweben
Doch eine feine Lichterschnur,
Wie ein Erinnern an ein Leben.
Bleich schwand es hin, eh' ich's begriff,
In tote, nebeldichte Weite.
Ein feiner Strich zog nach dem Schiff,
Schnurgrad wie eine Silbersaite.



Im Garten der Notre-Dame in Paris

Nach einem Gemälde von R. Bloos





Max Liebermann: Simson und Delila

Aus der Werkstatt des Radierers

Von

Siegbert Salter

Willst ein Kunstwerk du verstehen,
Mußt in Künstlers Werkstatt gehen.

Nichts ist geeigneter, den Genuß bei der Betrachtung eines Kunstwerkes zu erhöhen, den Eindruck, den wir von ihm empfangen, zu vertiefen und uns die künstlerischen Absichten seines Schöpfers aufzudecken, als eine intime Kenntnis des technischen Werdegangs des Geschaffenen und eine innige Vertrautheit mit den technischen Möglichkeiten, die seinem Urheber zu Gebote standen. Dies gilt in besonderem Maße von der Radierung, weil gerade gegenüber dieser Kunstgattung eine erstaunliche Unkenntnis der Entstehungsweise herrscht; und zwar nicht nur im großen Publikum, sondern oft auch bei feinsinnigen Kunstliebhabern. Die Worte: Stich, Lithographie, Holzschnitt und Radierung sind für viele eben nichts weiter als Worte, zu denen sich zur rechten Zeit die Begriffe meist nicht einstellen. Namentlich den Erzeugnissen der Griffelkunst gegenüber zeigt sich häufig eine geradezu rührend kindliche Unsicherheit, was um so erstaunlicher ist, als dieselbe ihrer außerordentlich vielseitigen Ausdrucksmittel wegen von fast allen großen Malern geübt wurde.

Auch den jungen Goethe „reizte die reinliche Technik dieser Kunstart“, wie er im achten Buche von „Wahrheit und

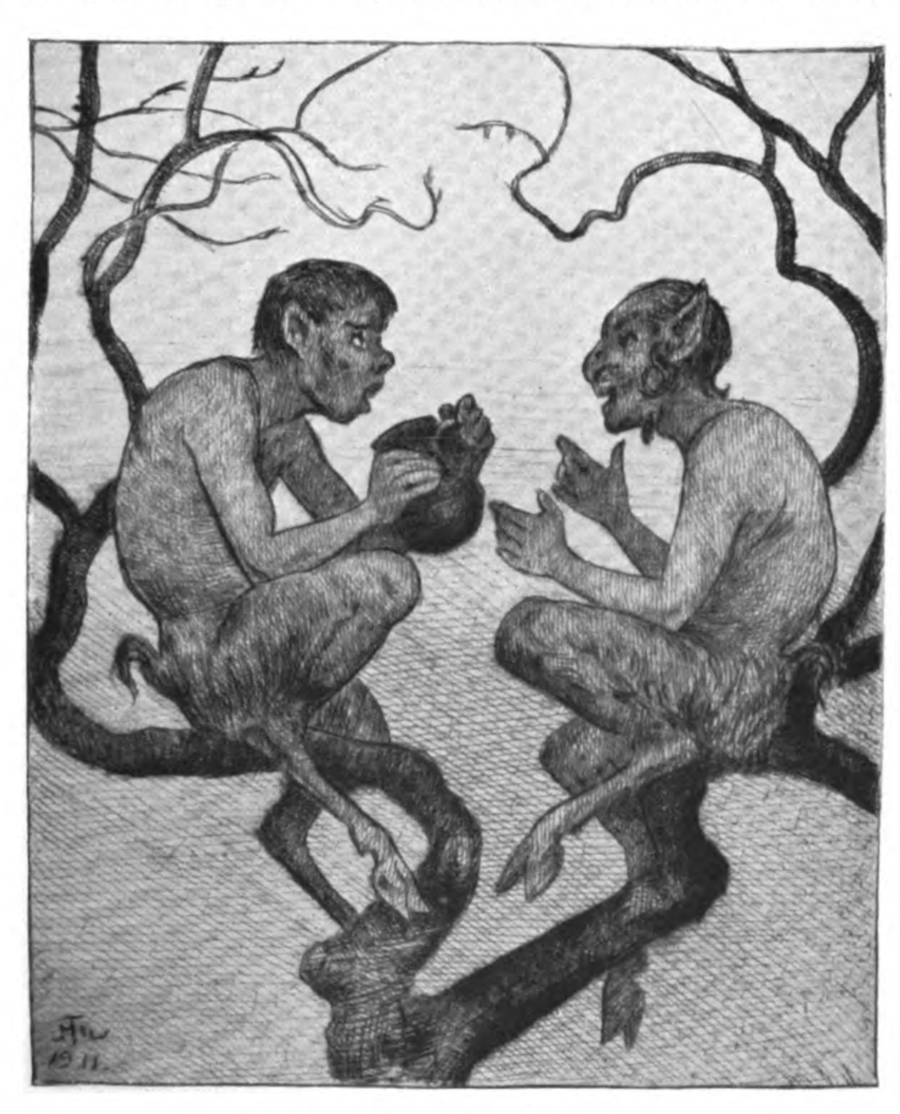


Hermann Struck: Alter Bettler

Dichtung" berichtet. Unter der Anleitung des Kupferstechers Stock radierte er damals selbst einige Landschaften, und „das Grundieren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radieren selbst und zuletzt das Ätzen gab mannigfaltige Beschäftigung". In den Worten: Grundieren, Radieren und Ätzen gibt Goethe hier mit der kristallenen Klarheit seines plastischen Stils die Hauptetappen an, die ein Werk der Griffelkunst durchlaufen muß, ehe es für die Druckwalze, das vermittelnde Glied bei der Vervielfältigung, reif ist. Die einzelnen Vorgänge und Manipulationen aber und die verschiedenen Mittel, die es dem Künstler ermöglichen, mit bloßem Schwarz und Weiß so verblüffend vielartige Tonwerte zu erzeugen, die werden wohl den meisten Lesern ihres Goethe ein ebenso dunkles Rätsel geblieben sein wie mir, solange ich nicht in der Werkstatt einiger unsrer besten Radierer die verschiedenen Phasen verfolgen und studieren durfte.

Betrachten wir einmal Max Liebermanns Blatt „Simson und Delila", das eine reine Nadelätzung darstellt. Auch der Laie wird die Hand des Meisters bewundern, der hier mit wenigen Strichen einen dramatischen Vorgang plastisch vor uns hinzaubert. Aber nur das Stoffliche des Werkes wird ihn interessieren. Dem Kundigen, dem mit der Technik Vertrauten aber wird das Blatt weit mehr erzählen. Jener sieht nur das vollendete Werk, dieser aber darf den einzelnen

Phasen des Schöpfungsaktes beiwohnen. Er sieht den Künstler, wie er sorglich eine Kupferplatte prüft, ob sie auch eben geschliffen und glatt poliert ist; sieht, wie er sie aufs gründlichste reinigt, dann über einer Spiritusflamme erwärmt und mit Hilfe eines Tupfballens, des sogenannten „Tampons", oder einer Lederwalze mit einer gleichmäßig dünnen, wohl aus Asphalt, Wachs, Pech, Mastix und Terpentin bestehenden Schicht, dem „Ätzgrund", überzieht. Er beobachtet, wie der Meister nun die „grundierte" Platte durch eine daruntergehaltene, stark rußende Wachsfackel anrußt, räuchert, bis der ursprünglich von der Kupferfarbe kaum sich abhebende „Grund" glänzend schwarz geworden ist, so daß die spätere Zeichnung hellrot davon absticht und sich leichter beurteilen läßt. Dann wohnt er dem eigentlichen Radieren bei, fühlt förmlich, wie die leicht über die Platte huschende Radiernadel die Zeichnung — und zwar spiegelverkehrt — in den ziemlich harten „Grund" einritzt, bis das ganze Bild mit metallenem Glanz aus der schwarzen Fläche herausleuchtet. Noch eine letzte eingehende Prüfung, und die nun am Rande und auf der Rückseite mit säureundurchlässigem Deckfirnis überzogene Platte wandert in eine meist mit Salpeter- oder Salzsäure gefüllte Schale, wo geheimnisvolle chemische Geister das Werk des Künstlers kopieren, in die Metallplatte



Hans Thoma: Zwei Faune



Käthe Kollwitz: Bleistiftzeichnung zu der Vernis-mou-Radierung (auf nebenstehender Seite)

hineinfressen, „ätzen“. Dessen Aufgabe aber ist es, die Kraft und Stärke der Ätzung zu überwachen. Glaubt er bestimmte Partien kräftig genug, so entnimmt er die Platte dem Säurebad und deckt diese Teile mit Deckfirnis zu. Ist derselbe genügend trocken geworden, so wandert die Platte wiederum in die Schale, damit andre Partien weiter geätzt werden, ein Verfahren, das sich beliebig oft wiederholen läßt und es ermöglicht, die allersubtilsten Unterschiede, von den hellsten Tönen bis zum kräftigsten Schwarz, hervorzubringen.

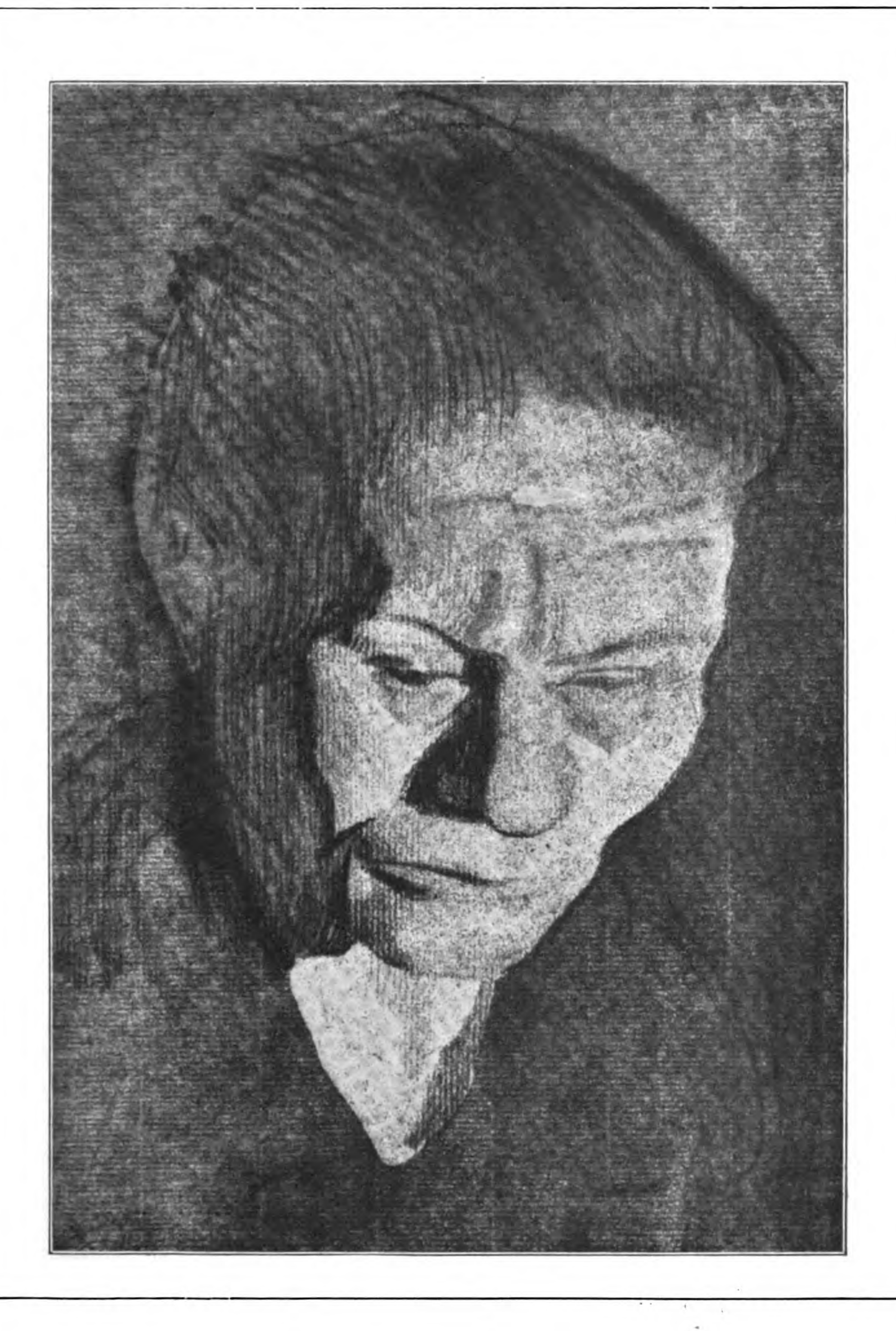
Ein Blick auf Liebermanns Radierung erzählt uns nach dem Gesagten ohne weiteres, daß sie in drei Etappen geätzt wurde: zunächst ganz fein der Körper der Delila, dann, kräftiger schon, die Striche des Hintergrundes, die Figur des Simson und die Tiefen im Kopf der Delila; schließlich, am stärksten, der Kopf des biblischen Helden.

Die Ätzung dieser Liebermannschen Radierung ist übrigens von Hermann Struck vorgenommen, der neben Emil Orlik einer unsrer besten Techniker auf dem Gebiete der Griffelkunst ist, und unter dessen Mitarbeit fast alle neueren Radierungen Liebermanns entstanden sind. Auch Hermann Strucks „Bettler“ ist eine reine Nadelätzung. Der feine, körnige Ton rechts und links auf dem Blatte ist durch unbeabsichtigtes Durchätzen entstanden. Der Grund war also an jenen Stellen nicht dicht genug, schützte die Platte nicht hinreichend gegen den Angriff der Säure.

Ist die Platte genügend geätzt, so wird sie endgültig der Schale entnommen und mit weichem Lappen und Terpentinöl von Ätzgrund und Deckfirnis vollständig befreit. Das eigentliche Werk des Künstlers ist damit vollendet, falls er es nicht für notwendig hält, hier mit Schaber oder Schmirgelpapier eine Stelle aufzulichten, dort einen fehlerhaften Strich mit dem Polierstahl zu beseitigen oder



Käthe Kollwitz: Aufruhr



Käthe Kollwitz: Porträt einer alten Frau



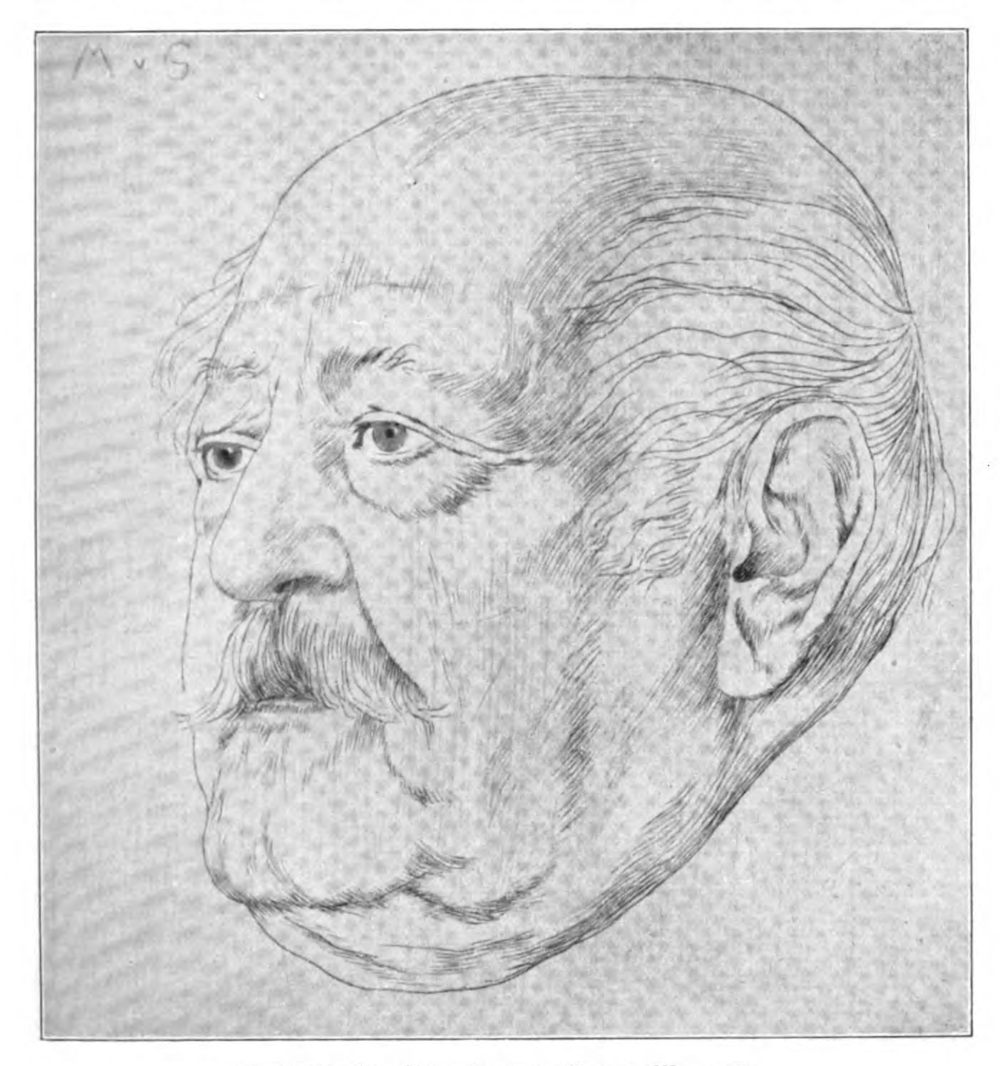
Emil Orlik: Bildnis einer Geisha

irgendeine leere Fläche mit dem Stichel zu beleben. Festgebannt in die blanke Platte liegt es da, das Werk, und hält, wenn die Platte vor allzu schneller Abnutzung beim Druck durch „Verstählen" geschützt wird, mit fast unverwüstlicher Genauigkeit die Züge fest, die des Meisters Hand ihm aufgeprägt hat. Und doch wird man bei genauer Betrachtung mehrerer Blätter derselben Radierung mehr oder minder bedeutende Unterschiede bemerken, die durch die mähliche Abnutzung der Linienränder allein nicht erklärt werden können. Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt bei dem Drucker, dem der Künstler, will er nicht sein eigner Drucker sein, die Sorge für die mechanischen Manipulationen der Vervielfältigung überläßt. Der füllt die vertiefte Zeichnung mit Farbe voll, legt gut angefeuchtetes Papier auf die Platte und läßt sie zwischen Drucktüchern durch stark pressende Walzen gehen, so daß die ganze Farbe der Zeichnung am Papier haften bleibt. Das sorgfältig getrocknete und geglättete Blatt nun ist das fertige Kunstwerk, das bestimmt ist, in die Hand des Kunstfreundes zu gelangen. Je nachdem der Drucker beim Fortwischen der überschüssigen Farbe die ungeätzten Partien der Platte mehr oder minder vollkommen von allen Farbteilchen gereinigt, je nachdem er die Farbe in den Strichen mehr oder minder schwach hinüberspielen läßt, wird auch der blanke Teil der Platte einen gewissen Ton, den „Druckerton", ergeben, wird die Zeichnung mehr oder minder scharf erscheinen. Aber trotz solcher oft interessanter Unterschiede stellt jedes Blatt doch ein Originalwerk des Künstlers dar, zeigt uns den lebendigen und ursprünglichen Ausdruck seiner künstlerischen Absicht, so daß keine zweite durch Vervielfältigung entstandene Kunstgattung so geeignet ist, das Verständnis für reine, wahre Kunst in weite Kreise zu tragen, als gerade die Radierung.

Einen ganz ähnlichen Werdegang wie die vorerwähnten Nadelätzungen weisen die „Zwei Faune" von Hans Thoma auf, nur daß hier das Kupfer durch vernickeltes Zink, der normale Ätzgrund durch den Nickelüberzug der Platte ersetzt wird. Es ist dies eine für die einfache Größe der Thomaschen Kunst vorzüglich geeignete Technik, deren Erfinder der Karlsruher Altmeister selbst ist und über die er mir schrieb: „Wie alle meine Radierungen, sind die „Zwei Faune" auf vernickeltem Zink gemacht. — Es ist die einfachste Radiertechnik, die es gibt; man braucht es nur einfach mit der Nadel einzutragen, man braucht keinen Ätzgrund aufzutragen und kann doch leicht ätzen, da der Nickelüberzug nicht angegriffen wird von Säure und die aufgeritzten Stellen das Zink bloßlegen, was nur schwache Ätzung braucht — oft bleibt es auch nur kalte Nadelarbeit. Ich habe diese Technik aus Zufall erfunden und zu meinen Zwecken ausgebildet."

Die Arbeit mit der „kalten Nadel", dem Trockenstift (pointe sèche) der Franzosen und dem dry point der Engländer, macht die Ätzung und damit natürlich auch das Grundieren der Platte überflüssig. Die Zeichnung wird vielmehr mit der Radiernadel direkt in das Metall „eingeschnitten". Der Ausdruck „kalt" ist hier also im Sinne von trocken gebraucht und deutet darauf hin, daß nicht mit Flüssigkeiten, Säuren, gearbeitet wird. Dieses Verfahren führt uns zur Technik des „Stiches", der ursprünglichsten Tiefdrucktechnik, wovon Emil Orliks prächtiges Bildnis des Herrn M. v. G. ein hervorragend schönes Beispiel bietet. An die Stelle der Nadel tritt hier der Stichel,

mit dem die Zeichnung gleichfalls direkt in die blanke Platte „eingestochen" wird. Der Stich ist mit am besten geeignet, uns die Hand des Künstlers am unmittelbarsten und unverfälschtesten in seinem Werk erkennen zu lassen. Der im Gegensatz zum rauhen, gratartigen Rand der mit der Nadel geschnittenen Linie fast ganz geradlinige Rand der mit dem Stichel gestochenen Linie ermöglicht eine unübertreffliche Reinheit und Schärfe der Zeichnung. Allerdings hat der Stich meist etwas handwerklich Gebundenes, während die Nadel eine persönlich freiere Aussprache gestattet.



Emil Orlik: Bildnis des Herrn M. v. G.

Einen von Nadelätzung und Stich ganz verschiedenen, an schöne Bleistift- oder Kreidezeichnungen anklingenden Charakter zeigt der ergreifende Kopf von Käthe Kollwitz. Er ist ein Produkt des „Durchdrückverfahrens", ein „Vernis mou", und atmet mit wunderbarer Deutlichkeit die herbe, männliche Kraft dieser großen Könnerin. Wenn ich dieses schöne Blatt betrachte und mir seinen technischen Werdegang zu vergegenwärtigen suche, fühle ich mich unwillkürlich versetzt in der bescheidenen Künstlerin bescheidenes Atelier, das mit seinen einfachen Holztischen, seinen fast jedes Schmuckes entbehrenden Wänden, seiner Druckwalze, seinem „Staubkasten" und den vielerlei Säureflaschen eher den Eindruck der Werkstatt eines kunstsinnigen



Max Liebermann: Der Dengler

Auch Heinrich Wolffs prächtigen „Studienkopf“ erkennt man unschwer als eine Ätzung auf weichem Grunde.

Als ein umgekehrtes Durchdrückverfahren könnte man das „Aussprengverfahren“ nennen, das Käthe Kollwitz bei dem zweiten hier abgebildeten Blatte angewandt hat. Hierbei trägt man mit einer Mischung von Gummiarabikum und Kremserweiß die Zeichnung mittels eines Pinsels auf die blanke Platte auf, die dann erwärmt und mit Ätzgrund überzogen und nach dem Erkalten in Wasser gelegt wird, unter dessen Einwirkung sich die gezeichneten Linien auflösen und den darüber befindlichen Grund abheben, ihn „aussprengen“, worauf dann geätzt wird.

Es ist unmöglich, auf beschränktem Raum alle Verfahren der Griffelkunst auch nur summarisch zu behandeln. Denn

Handwerkers macht als den der Wirkungsstätte einer Frau, die heute alle ihre lebenden Schwestern im heiligen Lande der bildenden Künste weit überflügelt hat. Mir ist, als sähe ich sie vor mir, wie sie ihre Kupferplatte mit weichem Zieglergrund überzieht, einen Bogen kräftig gekörnten Ingrespapiers darüberbreitet und dann mit hartem Bleistift das Bild aufzeichnet. Ich höre fast körperlich, wie das Blei in kräftigen, sicheren Zügen über das rauhe Papier raschelt, fühle, wie jeder Strich sich in den weichen Grund einmeißelt, so daß dieser an den bearbeiteten Stellen am Papier haften bleibt und beim Abheben des Bogens von der Platte losgerissen wird. Ich sehe sie, wie sie mit ihren ernsten Augen prüft, ob auch alle Striche sich „durchgedrückt“ haben, und wie sie dann ihre Vorbereitungen trifft, um die Ätzung in der üblichen Weise vorzunehmen.

Liebermanns „Dengler“ ist gleichfalls ein „Vernis mou“, zeigt indessen eine deutliche Überarbeitung durch Nadelätzung. Bei genauer Betrachtung wird man ohne weiteres die schärferen Nadelstriche von den körnig-weichen durchgedrückten Strichen unterscheiden können. Auch zeigt sich hier wieder sehr eindringlich, daß das Blatt in zwei Etappen geätzt wurde: zunächst die helleren Striche im Vordergrunde, im Hintergrunde und an der Figur des Mannes, dann die dunkeln Schattenpartien.



Heinrich Wolff: Porträt

es gibt deren eine große Anzahl, jede von ihnen hat wieder gewisse Abarten, und fast alle Künstler bilden sich eine für ihre besonderen Bedürfnisse und Neigungen am besten geeignete Technik aus. Überdies können und werden meist verschiedene Techniken an ein und demselben Blatte angewandt, wodurch eine fast unbeschränkte Vielartigkeit erzielt wird. Wer sich eingehend darüber unterrichten will, den verweise ich auf das sehr schöne und an feinsinnigen Bemerkungen reiche Buch von Hermann Struck: „Die Kunst des Radierens“ und auf Walter Zieglers Werk über „Die Techniken des Tiefdrucks“. Ich möchte nur noch kurz das Roulette- und das Aquatintaverfahren erläutern. Die Roulette ist ein kleines, an einem Holzgriff angebrachtes und um eine Stahlachse drehbares, gekörntes, gezähntes oder gerieftes Rädchen oder Wälzchen aus Stahl, mit dem die blanke oder auch die grundierte Platte bearbeitet wird.



Heinrich Wolff: Lachende Köpfe

Heinrich Wolff ist wohl der beste Meister dieser Technik. Seine von sprühen-

dem Leben erfüllten „Lachenden Köpfe" sind in dieser Weise mit breiter Roulette auf blanker Platte, also ohne Ätzung hergestellt. Beim Aquatintaverfahren, von dem Emil Orliks famoses „Bildnis einer Geisha" ein vortreffliches Musterbeispiel bietet, wird die Platte durch Bestäuben mit feinen, durch Erhitzen haftend gemachten Harzteilchen mit einem „Korn" versehen, dann werden erst die hellsten Lichter mit Deckfirnis aufgemalt und hierauf wird etappenweise geätzt. Es werden auf diese Weise sehr schöne Flächenwirkungen erzielt.

Aphorismen und Sprüche

Es gibt auch eine Nüchternheit, der kein Rausch vorherging.

*

Große Charaktere haben Willen, kleine nur Anwandlungen.

*

Man erlangt oft ein Glück dadurch, daß man es nicht als solches ansieht.

*

Was das Genie in sich hat, hat das Talent an sich.

*

Schön sein und schön aussehen ist zweierlei.

*

„Das bringt uns auf andre Gedanken" heißt meist: „Das bringt uns erst auf Gedanken."

*

Man wird sehr gern gesehen, wenn man gern gehört wird.

*

Auch einer Sache, die keine gute Seite hat, kann man die beste abgewinnen.

*

Vergessen wollen und sich nicht erinnern wollen ist zweierlei.

*

Wahre Liebe entschuldigt nichts und verzeiht alles.

Ernst Kümpel

Die Liebe der Mutter entschuldigt das am Sohne, was die Liebe des Weibes nie dem Manne verziehen hätte.

*

Die Männer spötteln am meisten über jene weiblichen Eigenschaften, ohne die ihnen die Frau nicht liebenswert erscheint.

*

Nicht alle Menschen erleben die Zeit mit, in der sie leben.

*

In der Kunst kommt manches Übel davon, daß oft Verirrte für Pfadfinder gehalten werden.

*

Es gehört Gemütsstärke dazu, sich seine schönen Erinnerungen ungetrübt zu bewahren.

*

Allzu weichen Naturen setzt das Schicksal die harten entgegen, aber die harten bezwingt es wieder durch die weichen.

Luise Tyrol

* * *

„Irren ist menschlich!" Das ist eine Lehre,
Bequem als Trumpf stets auszuspielen.
Wenn nur nicht bei den Allzuvielen
Irren das einzig Menschliche wäre.

*

's gibt manche Brust voll Mannessinn,
Der jede andere Stärke fremd
Als die, mit welcher die Wäscherin
Ihr stärkt das deckende Faltenhemd.

Aug. H. Plinke



Die Liebesfahrten des Petrus Hase

Von

Max Bittrich

I. Das Ereignis im Speisewagen

Wenn in den Tagen des goldigsten Herbstsonnenscheins an allen Apfelbäumen Leitern standen und die Frauen hinaufstiegen, als wollten sie in die Speicher sammeln, um jeden Nachfolger des alten Adam zu versuchen, so war für den Privatmann Petrus Hase in Freiburg im Breisgau ein besonders wonniges Wandern schon gewesen, als er noch eine seiner zwei Frauen besaß.

Nun er jedoch seit mehreren Jahren wieder allein dastand und seit zwölf Monaten neuerdings Umschau nach dauerndem Anschluß hielt, wollten sich seine Freiersfüße zu Zeiten der Ernteluft noch weniger bändigen lassen; ihm war an jedem Baum und in allem Rebgelände, als müsse eine Eva ihn auffordern, eine der schönsten Früchte zu kosten.

Wenn er in solchen aufregenden Zeiten abends am Münsterplatz oder am Kartoffelmarkt saß und vor einer der Stammkneipen seine drei oder vier Viertele Ölberger geschluckt hatte, so gaukelten ihm die Geister des Lebensmuts die lieblichsten Bilder aus der Geschichte seiner Lieben und Ehen vor. Und nach dem Heimgang konnte er sodann ein wenig kindisch werden, der gute Petrus Hase.

Seine Margarete hatten einige Wölkchen Tabakduft glücklich gemacht, und an Petri Stammtischtagen hatte sie in Ermanglung des höchsten Genusses ein Räucherkerzchen auf dem Nachttisch schmauchen lassen. Den Gebrauch hatte sie fortgesetzt, bis sie selber das Räucherkerzchen und infolge sonstiger Tugenden auch das Räucherkätzchen hieß.

In den solchem Überschwang zuträglichen Stimmungen war Petrus Hase im vorigen Herbst, gerade als an allen Apfelbäumen wieder die Leitern standen, durch Hecken und Felder gewandert, bis das laute Leben aus den Rebbergen wich, die vom Duft frischen Traubensaftes beschwipsten Leute nach Hause tappten und die schellenklirrenden Rosse riesige Fässer voll des „Neuen Süßen" nach den Stätten der Begehr zogen: zum „Rappe" oder „Geischt", zum Schloßbergschlößchen, zu „'s Briems" und so weiter.

Ein Räucherkerzchen der Erinnerung in seiner Stube anzuzünden, dazu war dem Wanderer die Luft an diesem Abend noch zu schwül und zu sehr mit Frohsinn gesättigt, so daß Petrus Hase, drunten angelangt, gemächlich durch die Anlagen am Schloßberg bummelte, um altes und neues Leben in den Gassen zu beobachten.

Wirklich gab es etwas Unvorhergesehenes:

Die Soldaten waren aus den Manövern im Elsaß zurückgekehrt. Wer in zweierlei Tuch seine Zeit ausgedient hatte, ließ bereits im Gefühl merkwürdiger Freiheit das Stöckchen gegen die reifen Kastanien sausen, und wenn der „Affe"

noch nicht dauernd abgelegt war, so suchte der Heimgekehrte gar hungrig seine alte Liebe in den lauschigen Gängen oder saß wohl gar schon auf grüner Bank mit der Rosalie oder der Paula. So gab es nach den fernen Manövern bereits an jeglichen Ecken und Enden frische Bataillen auf vertrautem Boden; viel erobernde Arme legten sich um weiche Taillen.

Angesichts so zahlreichen Ineinandergreifens verschiedener Mächte wurde dem verwitweten Petrus Hase arg blümerant zumute, so daß er sich dem Sammelpunkt der Abendschöppler am Kartoffelmarkt nicht auf der üblichen geraden Linie näherte, sondern ihn in der wohligen Dunkelheit umkreiste wie der Fuchs den Gänsestall.

Während solcher Umkreisung des lichten Punktes der Männerherrschaft drängte sich Petrus Hasen aber ein andrer heller Punkt auf, der sich vor ihm hin und her bewegte. Petrus Hase ging auf diesen Wandelstern zu, konnte einen langen Schweif wahrnehmen und bemerkte endlich mit Verwunderung, welch eine molligwarme Gestalt in dem weißen Kostüm steckte und welch blitzende Lichter im kecken Antlitz saßen.

Da begann Hase etwas verwirrt zu werden und schritt stadtwärts, wenn sein Gegenüber zum Berg zurückstrebte, und suchte die Höhe, sobald die Genossin so stiller Abendwanderung die Nase der Stadt zukehrte. Die Begegnungen wurden auf solche Art fortwährend rascher, bis das Fräulein einen Musketier stellte, der auf eine leise Frage laut antwortete: „Ha nei — der Herr Leutnant isch noch in Hagenau bliebe!“

Da näherte sich Petrus Hase dem vereinsamten Fräulein und meinte, man könne recht gut miteinander weiter tappen, und wirklich gingen beide Menschen in allem Anstand durch Gäßchen und elektrisch beleuchtete Straßen, wobei Hase seine Begleiterin scharf musterte, ihre Gestalt biegsam und schmiegsam gleich einer jungen Birke fand und sich dachte: Angezoge isch sie wie eine Komteß, bigott! Und sauber zum Anbeiße! Auch sog er wohlgefällig das von ihrer raschelnden Kleidung ausgehende feine Düftchen ein, wurde an das Räucherkätzchen erinnert und sagte sich, mit dieser jungen hübschen Person dürfe man nicht nur ruhig an eines der weißgedeckten Tischchen am Kartoffelmarkt gehen (wo die Nachbarschaft vor Neid „berschte“ würde), sondern unter Umständen den Lebensweg teilen.

„Fräulein werde ein bißle was nehme wolle!“ leitete er die Bekanntschaft weiter ein.

„Wie meinen —?“

„Ein wenig zwischen die Zähn zu schiebe!“

„Appetit?“ Ach ja, wenn sie die Wahrheit sagen solle, den habe sie, und für den Nachweis einer anständigen Quelle wäre sie dankbar!

O ja, das wolle er arg gern tun, sagte er, und er führte den Schützling an ein rundes Tischchen, neben dem Studenten sangen und der Brunnen plätscherte, und ließ nach Herzenslust auftafeln, während ihm Fräulein Maria Seidel aus Basel berichtete, wie sie am Schluß der elsässischen Manöver einer Einladung gefolgt und nach dem Breisgau gereist sei, um die Schwester eines Bekannten zu besuchen, der überraschenderweise noch gar nicht in Freiburg angelangt sei, um sie zur Schwester zu führen.

Da wuchs in Petrus Hasen die Teilnahme weiter, also, daß er das Kursbuch bringen ließ und mit Maria beratschlagte über die beste Gelegenheit für die junge Dame, nach Basel zurückzukehren. Das gefiel ihr sehr, und sie wollte gern erst am nächsten Nachmittag vier Uhr dreißig Minuten unter ihres Ratgebers Schutz den Schnellzug Berlin—Frankfurt—Mailand benutzen, hatte doch Petrus Hase ohnehin mit seinem Schweizer Bankier ein Geschäftchen zu erledigen, und so konnte er recht gern den jetzigen hübschen Zufall wahrnehmen. Auch ließ sich

Maria Seidel nach Schluß der Abendsitzung nach dem Hotel begleiten, nahm am Tor von Petrus Hasen Abschied und lachte, als sie hinter der Kerze des Kellners her schritt, wie selten in ihrem Leben — so erfreut war ihr junges Herz von der gütigen Hilfsbereitschaft.

Petrus Hase weilte am nächsten Tage zeitig beim Barbier, ließ den Bart ordnen, zog die feinste Hülle samt der seidenen Weste an und schaute sich auch nicht zu spät am Bahnhof um. Obwohl er noch nichts Willkommenes bemerkte, kaufte er fürsorglich zwei Fahrkarten dritter Güte. Denn besaß Maria Seidel schon eine Karte, sobald er sie traf, so konnte er mit den eignen eine Klasse höher steigen, falls ihr Wille dahin ging. Andernfalls war der Speisewagen ein standesgemäßes Asyl für beide.

Er lief erregt den Bahnsteig auf und ab. Die Insassen des Wartesaales traten bereits heraus. Die Hotelportiers setzten viel Koffer an die Schienen.

Maria Seidel, wo bleibst du?

Der Zug wurde gemeldet:

„Achtung! Zurücktreten!"

Zwei Minuten Aufenthalt!

Da, ein pflaumenblauer Hut, eine molligwarme Gestalt! Petrus Hase drängte sich hurtig dem Geländer der Sperre entgegen:

„Gnädiges Fräulein —!"

Ein holdes Lächeln: „Sie sind doch da, Herr Hase?"

„Aber ja!"

Während ein leichtes Rot über ihr schmales Gesichtchen huschte, tuschelte sie mit zwei jüngeren Herren.

Die stutzten, schauten Petrus Hasen flüchtig an und lächelten diskret. Auch trennten sie sich alsbald von Maria Seidel, um einen Wagen zweiter Güte aufzusuchen, aus dem sie fröhlich in die Welt lachten, während Petrus Hase vor dem Speisewagen stand.

„Ich besitze nur zwei Karten dritter —" gestand er ehrlich. „Ich dachte — ich wußte nicht und meinte — nehmen Sie wenigstens die eine!"

Er reichte ihr, was er besaß, und hatte ihr herzlichstes Lachen zum Dank.

Da rief bereits der Schaffner von der Mitte des Zuges sein: „Einsteigen, meine Herrschaften!"

„Steigen Sie rasch in den Speisewagen, Herr Hase! Ich gehe ein Weilchen weiter vor! Wir sehen uns nachher schon noch! Augenblicklich werde ich von vorn zu sehr beobachtet — also gucken Sie mir nicht nach! Schön setzen, Herr Hase! Rasch, rasch!" befahl Maria.

Da pflanzte er sich schön hin, überdachte mit Staunen sein diplomatisches Schwerenötergeschick und schlug die Hand auf das Knie: sauber gedeichselt! Sie hält die zudringliche Gesellschaft vorerst zurück, und wir können nachher hier um so ruhiger reden!

Aus der Bekanntschaft konnte wirklich eine dauernde Verbindung werden. Nur mußte man wohl gleich ein Fläschchen Schampus bestellen, damit das Billett dritter Güte nicht für die Dauer abschrecke! Wie hatte er in dem bedeutsamen Augenblick so schäbig sein können!

Gleich eine kaltstellen lassen!

Er drückte die Klingel, erfolglos, und rief nach einem Weilchen den Kellner.

Allein der junge Mensch kam nicht.

Welche Stille herrschte überhaupt in dem ganzen Wagen! Man nahm nicht einen Gast wahr.

Wie spät war die Uhr?

So, so: bereits acht Minuten nach vier Uhr dreißig!

Und der Grund der Verspätung?

Er zog ein Fenster herunter und blickte sich vorsichtig um. Der Bahnsteig still und leer! Weshalb rollte der Zug nicht Mailand entgegen?

Petrus Hase ließ den silbernen Knauf seines Stockes an die Wagenwand prallen. Drüben der Mensch an der Sperre blickte auf, lachte und winkte einen Kollegen vom Schienenstrang herbei.

Da trat Petrus Hase empört auf die Plattform: „Was isch zum Lache? Warum fahrt der Zug nicht?"

„Wieso fahrt er nit?"

„Fahrt er etwa bei Ihne?"

„Sell will ich meine! Er wird bald halber in Basel sein!"

„Der Schnellzug Frankfurt—Mailand?"

„Ebe der!"

„Und was isch hier mit dem Speisewage?"

„Wisse denn Sie nit, daß der Speisewage stets nur bis Freiburg mitfahrt und hier geräumt und abgehängt wird? Habe Sie nit gesehe, daß er ganz leer isch?"

„Nei!"

„Ha nu, da werde Sie halt aussteige und mit dem nächschte Zug weiterreise müsse!"

Das aber wollte Petrus Hase an dem Tag unbedingt nicht; jedoch der Generaldirektion wollte er zeigen, was eine Harke sei! — — —

Am 26. Juni des Jahres 1909, drei viertel Jahre nach solchem Abenteuer, sind die Gäste „bei's Briems" in Freiburg im Breisgau stark erregt worden. Sie hatten abends viel über den preußischen Speisewagenerlaß geschwätzt, und der Blechnermeister Dominik Meyer hatte den Privatmann Petrus Hase nach seiner Ansicht darüber gefragt.

Da hat Petrus Hase wüst auf den Tisch geschlagen und alle Gäste angeschrien: „Fahret doch ihr im Speisewage nach Beliebe! Mir kann sell Lumpefuhrwerk gestohle werde — mir!" und hat sich alsbald verabschiedet. Aber nach Räucherkerzchen und -kätzchen hat er nach dem Heimgang diesmal kein Verlangen gehabt.

II. Petrus Hase in der Champagne

Da die Liebesbataille nach den elsässischen Manövern nicht zu einem Sieg des Petrus Hase geführt hatte — war's da ein Wunder, wenn ihm frühere Ruhmesstätten vor die Augen traten?

Und nun er zu Hause die Freuden der Liebe und Ehe in Glück und Unglück zweimal ausgekostet und danach ein Manövernachspiel verloren hatte, dachte er zurück an seine selige Siebenschläferzeit, an die sieben Wochen in der Champagne während der Okkupation.

Ja, so sehr die Teilhaberschaft an den Kämpfen um Mars la Tour und Seinebabel seinen Stolz befeuerte: in Fère Champenoise war dem Kriegsgewitter der linde und der heiße Liebessonnenschein gefolgt mit einem Strahlenglanz holder Glückseligkeit, daraus noch heut, nach beinahe vierzig Jahren, Victorine Dumoulin den einsamen Witwer in Freiburg im Breisgau anblickte — die sauberste, schämigste und feurigste Tochter des Feindeslandes, ein echtes Gewächs der engeren Heimat, das dem elegantesten und prickelndsten Wein gleich war, den Petrus Hase während seiner bisherigen Erdenpilgerschaft getrunken hatte — eben bei und mit Victorine Dumoulin.

Konnte ihm nicht Victorine noch jetzt wenigstens ein bißchen zugetan sein, und würde er nicht mindestens ein paar pikante Tage in der Champagne verleben? Wie würde sich ihr Gemahl zu dem ehemaligen deutschen Reitersmann stellen,

dem Victorine eine liebenswürdige Epistel anvertraute, noch als er fünfundzwanzig Jahre nach dem rührenden Abschied ein Lebenszeichen nach Fère Champenoise geschickt hatte? Der Plan revolutionierte den Kopf Petrus Hasens, wühlte sein Inneres auf, trieb seine Beine zu rastlosen Spaziergängen durch das Zimmer und ins Freie.

Sollte er nicht gleich reisen, am Ende der Weinlese, während welcher Zeit heut noch feuriger als nach dem Krieg gesungen, getanzt und geküßt werden würde?

Gewiß, Petrus Hase wollte rasch ins Land der Franzmänner fahren, Victorine wiedersehen und den Stein des neulichen Mißerfolges mit roten Blumen bedecken.

Da würde er Frische einsaugen, Lebensmut, und konnte am Ende dank einer freundlichen Führerschaft der verehrten Frau zu einer neuen, dauernden Eroberung für den Rest seiner Tage kommen.

Die Stammtischfreunde in Freiburg im Breisgau sollten dann nicht schlecht schauen!

So fuhr Petrus Hase wohlvorbereitet und gut ausgerüstet in die Champagne, diesmal zweiter Güte, und hatte sich über die Aufnahme am Ziel nicht zu beklagen. Man hat nur müssen staunen über die Herrlichkeiten im Hause des Bernardin Dumoulin, des Gemahls der Victorine. In seinen Rebbergen hingen die feinsten Trauben, und er besaß die berühmtesten Kellereien weit und breit, täglich rollten die vollen Wagen zur Bahn und brachten Dumoulins Weine und Sekte auf das rechte Gleis nach aller Welt. In seinem Garten leuchteten die brennendsten Astern und Georginen, und im Hause blühte die prachtvollste Rose, die junge Victorine, und sah aus wie die inzwischen ein bißchen rundlich gewordene Victorine der Okkupationszeit. Und in den Kranz so vieler Schönheiten, mit dem Petrus Hase schnell wie in eines verflochten war, ragte Bernardin Dumoulins wohlig gerundetes Bäuchlein, leuchteten über dicken Backen aus Fettpolstern die zufriedenen Äuglein des Sektlieferanten, wogte seine fettige, eitel Glückseligkeit triefende Stimme.

Und Petrus Hasens Gedanken waren mehr als vorher: wie, wenn Barthel nicht nur nach dem Most langte, sondern auch nach dem frischen Blut, dem gärenden neuen Menschenleben, der verjüngten Victorine?

Die ältere, ihm wohlvertraute, war ihm zugetan wie früher. Blick und Hand, hundert Freundlichkeiten brachten Beweise und stärkten ihn wie einen Fürsten. Auch stellte die Mutter die Vorzüge des Kindes nicht in den Schatten, setzte die weichen, verheißungsvollen Schönheiten der Tochter in das rechte Licht und ließ die hausfraulichen Tugenden des Sprößlings unverhohlen zum Ausdruck bringen. Ruhten Petrus Hasens Augen auf dieser Tochter, so meinte er manchmal die Trompeten seiner Regimentskapelle zu hören, so träumte er sich in die Vergangenheit mit der damaligen Victorine zurück.

Er verstieg sich zu leisen Anspielungen, fand als Antwort ein fröhliches Lachen bei Mutter und Tochter und nahm sich nach drei Wochen vor, in den letzten acht Tagen seines Aufenthalts formgerecht anzuhalten.

Allein sobald ihm dann das Schicksal die Victorine oder das Victorinchen zuführte, keimten Bedenken auf: so jung, so jung — und er, der ergraute Kampfgenosse! Vielleicht wartete er besser bis zum letzten Tag, denn der Abschied konnte ihm die Gefühle des kecken Fräuleins ohne besonderes Zutun offenbaren und die Wege ebnen. Doch die Straßen wurden arg feucht in den Abschiedsstunden: was sich während des Besuchs als Lieblingsmarken des Eroberers entpuppt hatte, gab jetzt der Keller Dumoulins zusammen nochmals her. Der charaktervollen Hausmarke Dumoulins Widerstand entgegenzusetzen, das brachte kein Petrus Hase fertig. Er probte, bis der Zug am Bahnhof rief. Noch ein Schluck — heiße

Händchen wurden stürmisch geküßt und die beiden Victorinen inbrünstig umarmt, und auch Papa Dumoulins Brust fühlte Petrus Hasens Herz pochen.

„Ich hätte so sehr gern etwas Gutes, Schönes von hier mitgenommen!" gestand der Scheidende.

Da mußte er einsteigen.

Bernardin Dumoulin wußte jedoch zu trösten. „Holen Sie nach!" rief er zum Wagenfenster hinauf und steckte dem Freund ein feines, zartes Briefchen zu: „Darin können Sie alles lesen! Holen Sie das Beste nach — zum Trost des Herzens!"

„Ich soll — ?"

„Ja, ja!" riefen die drei. „Es steht alles darin!" bestätigte das junge Victorinchen, und die andre sagte: „Je eher, um so besser! Nichts darf seinen Beruf verfehlen! Sie haben Geschmack, lieber Freund!"

Eine köstliche, gerade Frau!

Der Zug fuhr ab, und die Händchen winkten noch lange neben der fleischigen Dumoulinpatsche.

Man hat mir den rechten Weg gezeigt! dachte Petrus Hase. Auch ich will schreiben. — Ein prachtvolles Kind, dieses Victorinchen in der wunderbaren Elternliebe! — Wie taktvoll, ihm Grüße durch den Beherrscher des Hauses mitzugeben, Erfüllung zu verheißen und ihm doch wohlüberlegte Entscheidung anheimzustellen!

Er fuhr in den dämmernden Abend hinein wie in ein Traumland des Glücks; mit heiliger Scheu öffnete er endlich das bedeutsame Schreiben — und prallte zurück: nicht Victorines zierliche Schrift leuchtete ihm entgegen, sondern er sah auf eine gedruckte Preisliste des Hauses Bernardin Dumoulin, Weine und Champagner en gros: 1890er Château Larose — Léoville — Chablis — Dumoulin superieur 10 Franken — Dumoulin extra 9 Franken — und so weiter, seitenlang!

Und dazu hatten die Dumoulins gesagt: „Holen Sie das Beste nach!" Und: „Es steht alles darin!" hatte Victorinchen ergänzt.

Vor Petrus Hase versank eine Welt — der Rest dessen, das er als Neuland gesichtet hatte. Wasser, überall Wasser!

Erst an der deutschen Grenze fühlte er die Kraft, die Bekanntschaft des alten Freundes, des Speisewagens, zu erneuern. Er nahm die Weinkarte zur Hand und bestellte eine Flasche vom Besten.

„Champagner?" fragte der Kellner.

„Nei — Rheinwein! Mit dem Schampus isch's in dene letzte dreißig, vierzig Jahr auch arg bergab gange!" erzählte er seinem Reisegefährten.

„Oder er bekommt Ihnen nicht mehr so gut wie in der Jugendzeit!"





Photogravüren-Verlag von Ludwig Möller, Lübeck

Zu Holze. Nach einem Gemälde von Carl Zimmermann





Hühnerjagd. Von Paul Haase-Biesenthal.

(Illustriert vom Verfasser)

Unser Volk ist gut durch den Winter gekommen und hat dank der sorgsamen Führung der erfahrenen Alten manche Gefahr überstanden. Wanderfalke, Hühnerhabicht, Sperber, Fuchs, Iltis, Marder, Wiesel, wildernde Katzen und Hunde, kurzum — alles, was Hunger hatte und flink genug war, trachtete den Hühnern nach dem Leben. Ein Junghahn wurde vom Habicht gekröpft, einen



Schlechte Zeiten

andern haben die Krähen zu Tode gehackt, außerdem kamen noch vier Mitglieder der Familie auf verschiedene Art um. Zu achtzehn gingen sie in den Winter, zwölf Köpfe stark sahen sie das Frühjahr kommen, und mit ihm hatte die Not ein Ende. Ganz anders klang nun der Ruf der Hähne, trotzig herausfordernd, und mancher Zweikampf wurde unter ihnen ausgefochten, bevor sie sich paarten.

Als nun der Mai ins Land kam, saß die Henne auf ihrem Gelege. Auf Wiese oder Saat, auch in der Heide kratzte sie sich eine muldenartige Vertiefung und legte fast zwei Dutzend Eier hinein.

Nicht jedes Gelege kam aus; der Bauer, der im Kleeschlag Grünfutter schnitt, mähte der brütenden Henne den Kopf ab. Die Krähen entdeckten ein andres Gelege und fraßen die Eier weg; ein drittes fand die Dorfjugend und nahm es aus. Anfang Juni sah man die Eltern ihre gelbgrauen, dunkelgestreiften Kleinen führen, eifrig auf der Suche nach Sämereien und auf der Jagd nach Gewürm und Insekten. Neun Kleine wurden, kein starkes Volk, und trotz der elterlichen Fürsorge kamen zwei um; das eine nahm die Elster, und das andre endete in den Griffen des Sperbers.

So konnte die Kette neun Köpfe stark in die Jagdzeit treten. Als im Oktober die Mauserzeit eintrat, waren vier übriggeblieben von dem Volk. Fünf wanderten, von kundiger Hand mit Speck und Weinblättern umwickelt, in die Pfanne, um, mit säuerlichem Kohl angerichtet, auf der Tafel zu prangen. Und das kam so.

Galopp — Schleifensuche unter Wind, so fegt die Alte durch Kartoffel und Rübe. — Stopp, die Hinterhand stellt sich schief — sie steht. — Schielt zu mir herüber — legt sich. So, brav, Alte! So, recht, mein Hund! Hundert Gänge — ich bin bei ihr. „Allons, vor, Alte!" Vorsichtig zieht sie dem laufenden Volk nach — bis am Ende des Kartoffelschlages die Kette aufstiebt. Zwei Flintenschüsse. „Faß, apporte!" Ein Huhn steintot, wird gebracht, das andre läuft geflügelt. „Verloren, apporte!" Ein kurzes Vorstehen, ein schnelles Einspringen und Zufassen — „Setz dich! Laß aus!" Das zweite Huhn hängt am Galgen ... So verläuft die Hühnerjagd mit vielen oder wenigen Zwischenfällen, manches Huhn bleibt für mich verloren, geflügelt oder sonstwie krankgeschossen und nicht gefunden. Nun, Freund Fuchs will auch leben, er ist doch nun mal ein prächtiger Kerl und im Haushalt der Natur ein unentbehrliches Requisit; mögen ihn andre beschimpfen — ich liebe ihn. Der Jäger, der mit Gift und Eisen gegen ihn zu Felde zieht, sollte den grünen Rock ausziehen, denn er ist ein Tierquäler.

Ripkirrip! Die Mutter des Volkes lockt die versprengten Kinder zusammen, eilig geht es mit den Kleinen die Kartoffelfurchen entlang, fort aus der Nähe der todbringenden Flinte, weg von dem greulichen Ungetüm, dem schwarzroten Hund, dem Gordon-Setter, bis zur Kante des Kartoffelschlages, unaufhaltsam, ängstlich lockend die Alten vorauf ... Abstreicht die Kette. Die Hühner halten nicht, heißt es, sie halten in manchen Gegenden schon seit Jahren nicht mehr. Das ist ein Ergebnis der weitschießenden modernen Flinten und schnellsuchenden Hunde. Da lohnt es nicht mehr recht, die Hühner vor dem Hunde zu schießen, deshalb macht man heute schon hier und da die böhmische Hühnerjagd, das heißt, man treibt



Deutscher kurzhaariger Hund, apportierend



Auf der Suche (Pointer, vorstehend)



die Hühner dem Schützen zu. Bei derart veranstalteten Jagden können von einem Schützen hundert und mehr Hühner an einem Tage geschossen werden, allerdings gehört ein schneller und guter Schütze dazu. Die Hühner kommen mit enormer Geschwindigkeit angestrichen, und viel Zeit bleibt dem Jäger nicht, wenn er eine Doublette oder mit der automatischen Browningflinte eine Triplette schießen will. In Zwischenräumen von ungefähr hundert Schritt werden die Schützen aufgestellt, auf ein vom Jagdleiter gegebenes Signal setzt sich die Treiberkette in der Richtung auf die Schützen zu in Bewegung, und nicht lange danach beginnt die Schlacht. Sind die Treiber bei den Schützen angelangt, so wird der nächste Trieb gemacht und so weiter, bis das Büchsenlicht zu Ende geht.

Getroffenes Huhn

Diese Art Hühnerjagd ist natürlich nicht jedermanns Sache, mir zum Beispiel behagt sie nicht, ich will nicht nur morden, ich will auch ästhetischen Genuß haben, und den verschafft mir der arbeitende Hund. England hat ganz hervorragende Rassen für die Hühnerjagd gezüchtet, den kurzhaarigen weißbunten Pointer, dann den Setter, der langhaarig in vier Variationen erscheint: der Gordon-Setter, schwarz mit roten Abzeichen, den einfarbig roten irischen Setter, den weißgelb gefleckten englischen Setter und den Laverack-Setter, weiß mit schwarzen Abzeichen. Keine von den vier Variationen ist an Schönheit und Nase zu übertreffen. Im wiegenden Galopp, mit Quer- und Schleifensuche fliegen diese schönen Tiere über Kartoffel- und Rüben-



Englischer Setter, nachziehend

schläge, mit hoher Nase den Wind einholend. Auf ungefähr hundert Schritt ein Volk Hühner anziehen, vorsichtig nachziehen, ohne die Hühner herauszustoßen, und fest vorstehen, das sind die großen Vorzüge dieser englischen Rassen. Bei uns zulande muß der Hund nicht nur Hühner finden und sie vorstehen, er muß auch das geschossene Huhn apportieren und das krankgeschossene verloren suchen, es dem Jäger oft nach langer Nachsuche bringen. Unser deutscher Gebrauchshund eignet sich für diese schwierige Arbeit ganz vorzüglich. Allerdings vermißt man bei ihm sehr häufig die weitausholende, flotte und sichere Suche des englischen Vorstehers. Er ist eben Universalhund, heute arbeitet er Hühner oder Hasen, morgen hängt er am Riemen der Rotfährte des krankgeschossenen Rehes oder Rotwildes nach; die wildernde Katze, Fuchs, überhaupt alles, was Raubwild heißt, schlägt er sich mit Schneid um die Behänge. Besitzt er nun noch durch Kreuzung englisches Blut und dadurch auch die Vorzüge dieser Rassen, so ist er das, was man „Gebrauchshund" nennt.

Für die Jagd auf Grouse (Moorhühner) verwendet man in England zwei Hunde, den Setter oder Pointer zum Finden und Vorstehen, den Retriever oder in neuerer Zeit auch den kleinen Spaniel (Wachtelhund) zum Apportieren. Dort gebraucht man den Vorsteher nur zum Vorstehen, den Apporteur nur zum Apportieren; man kennt in England keinen Universalhund, nur den Spezialisten.



Getroffenes Huhn



Gordon-Setter, suchend



Herbst

Nach einer Zeichnung von Ernst Liebermann

Johannes Trojan: Herbst am Meer

(Mit drei photographischen Aufnahmen vom Verfasser)

Mit dem Herbst ist das eine eigne Sache. Er macht fröhlich durch das, was er bringt, kann aber auch traurige Gedanken erregen durch das, was er wegnimmt. Er läßt das Laub von den Bäumen fallen und nach und nach immer mehr von dem verschwinden, was im Garten, auf Feld, Wiesen und Anger unsre Augen erfreut hat; hinter ihm aber kommt der Winter, der mit alledem aufräumt. Daran wird zumeist gedacht, wenn vom Herbst des Lebens die Rede ist.

In dem Naturleben aber kommen besonders für den Menschen die guten Seiten des Herbstes zum Ausdruck. Autumnus, das heißt „Spender“, wurde der Herbst von den Römern genannt, und vorzugsweise als ein Spender erscheint er auch uns. Er tritt auf die Bildfläche, in erhobenen Händen eine mit Früchten gefüllte Schale haltend, wie auf einem Gemälde Tizians die Tochter des berühmten Malers dargestellt ist.

Sehr richtig sagt der alte Logau, wenn es auch fast ein wenig prosaisch klingt, in einem seiner Reimsprüche:

Der Frühling ist zwar schön, doch wenn der Herbst nicht wär',
Wär' zwar das Auge satt, der Magen aber leer.

Traulicher noch berührt es uns, was Matthias Claudius in einem Gedichte sagt:

Wohl ist der Herbst ein Ehrenmann,
Er bringt uns Schnabelweide.

Aber nicht nur Schnabelweide, sondern auch Augenweide bringt der Herbst in reichem Maße durch wunderbare Laubfärbung. Es ist doch eine schöne Zeit, wenn nach des Sommers Unruhe die stillen Tage kommen.

Wenn wieder mit der Wintersaat
Die Felder draußen sind bestellt,
Eh' Spätherbst mit den Stürmen naht,
Wie liegt des Friedens voll die Welt!

Leer ist am Dach das Schwalbennest,
Kein muntres Zwitschern mehr erschallt,
Doch hat geschmückt zum Abschiedsfest
Mit bunten Farben sich der Wald.

Jetzt darf von ihrer Arbeit ruhn
Natur, die emsig webt' und spann,
Und mit verklärten Blicken nun
Sieht sie noch einmal alles an.

Wie ist es still auf weiter Flur
Und in den Tälern, auf den Höhn!
O Feierabend der Natur,
Wie bist auch du so wunderschön!

Ja, überall, wo man an der freien Natur sich erfreuen kann, bietet dieser ihr Feierabend viel des Schönen dar, nicht am wenigsten schön aber ist der Herbst am Meer. Da habe ich oft ihn genossen am mecklenburgischen Ostseestrande in Warnemünde und Umgegend, wohin ich mit Vorliebe gegangen bin und verweilt habe um die Zeit, da, wie es in Krummachers altem Studentenliede heißt: „sich der Schwarm verlaufen hat.“ Reich an Genüssen ist ja ein so stark besuchter Seebadeort in der Hauptsaison, wenn überall es von Badegästen wimmelt, mit unglaublicher Schnelligkeit an der Wasserkante eine Strandkorbstadt entstanden ist, unzählige Füße und Füßlein im Wasser plätschern, ein Konzert der Bademusikanten das andre ablöst und ein Vergnügen mit Feuerwerk das andre jagt; aber es kann des Guten vielleicht noch eher etwas zu viel werden als des Schlimmen, und deshalb ist die Zeit auch nicht so übel, die wieder etwas mehr Frieden und Stille in den Ort und in die Natur hineinbringt. Dann denke ich bei mir, der ich vor kurzer Zeit ganz nach Warnemünde übergesiedelt bin: O wie angenehm ist es doch, hierbleiben zu können und nicht in die Großstadt zurückkehren zu müssen!

Wir sind gewohnt, an der Ostseeküste den Sommer über unruhiges Wetter zu haben mit starken westlichen Winden

und Regenböen. Erst wenn der Herbst beginnt, pflegen stille Tage zu kommen. Gemeint ist dabei von mir nicht der Herbst des Kalenders, der mit der Nachtgleiche eintritt, sondern der Herbst, wie er in der Anschauung des Volkes dasteht, anfangend zugleich mit dem September. Dieser bringt an der See

Kiefer auf den Dünen beim Forsthaus Markgrafenheide

meist schöne und stille Tage, die andauern können, bis um das Äquinoktium herum sich Sturmwind erhebt, der die See wild aufschäumen läßt, das Laub ordentlich von den Bäumen schüttelt und die letzten Badegäste mit unfreundlichem Schelten und Zausen nach Hause jagt. Das ist die Zeit, da die Schwalben, deren hier so viele nisten, einpacken und „heimwärts ziehen", wie noch immer gesungen wird. Das ist doch ganz unrichtig, denn die Heimat der Schwalbe ist der Norden, und ich glaube mit Recht von ihr gesagt zu haben:

Die Rückkehr zu der Heimat Flur
Wird erst für sie zum Fest.
Sie ist ja doch im Süden nur
Ein Vogel ohne Nest.

Hat der Äquinoktialsturm sich ausgetobt, dann setzt in der Regel an der See noch eine Reihe von stillen Tagen ein, die sich bis weit in den Oktober hineinziehen kann. Viele Oktoberabende habe ich am Meer erlebt, an denen man lange im Freien sitzen und die Augen mit dem erquicken konnte, was Erde und Himmel an Reizendem und Schönem darboten.

Der Himmel kommt im Herbst hier am Ostseestrand besonders in Betracht. Entzückend nimmt sich die Strandlandschaft aus in dem milden Herbstsonnenschein, vor allem aber sind die Sonnenuntergänge um die Herbstzeit von großartiger Pracht. So etwas von Farbenglanz am Himmel und auf dem Wasser ist sonst in der weiten Welt nicht zu sehen. Alle Farben des Regenbogens — ja, man möchte sagen, viel mehr noch — kommen dabei zur Erscheinung. Demgegenüber muß selbst die moderne Malkunst, ob sie auch mit Farben noch so sehr um sich wirft, bescheiden den Pinsel senken und sagen: Nein, das bekomm' ich denn doch nicht fertig.

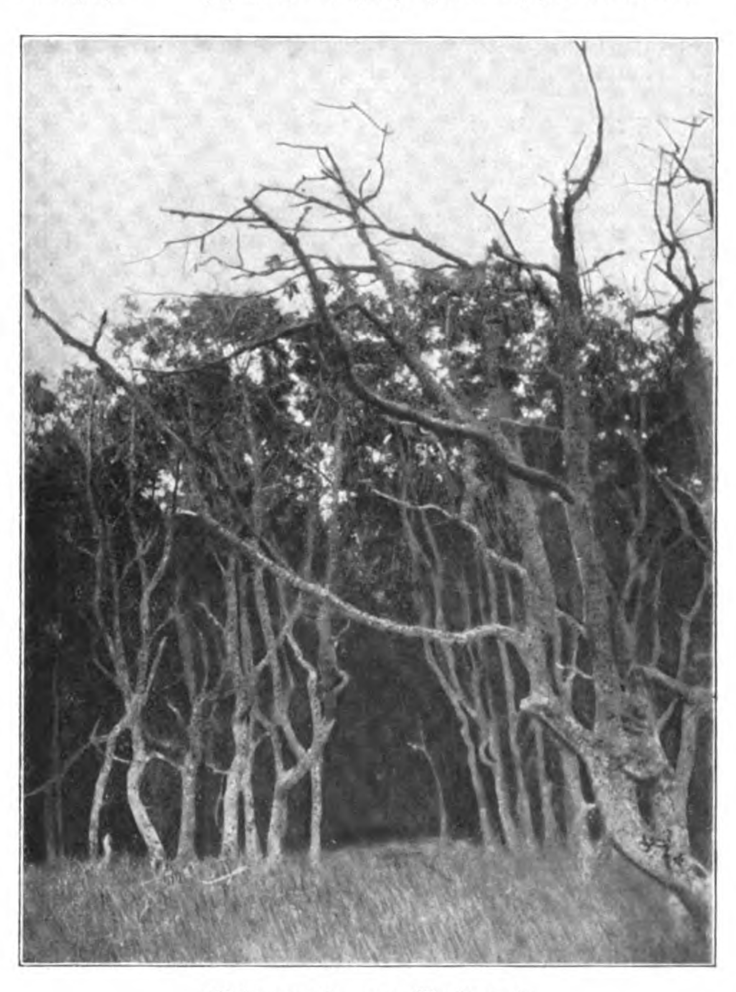
Ist aber die Sonne untergegangen, dann gewährt, wenn die Abenddämmerung der Nacht gewichen ist, am Strande hier, wo man den weiten Blick nach oben frei hat, der Himmel mit seinen Sternen wieder einen wunderbaren Anblick. Das ist ja der Fall um jede Jahreszeit, wenn der Himmel klar ist und man ihn zu sehen bekommt, aber solcher klaren Nächte gibt es um die

Herbstzeit, in der man mit Bequemlichkeit sich ihrer erfreuen kann, besonders viele. Wenn man dann den Blick erhebt zu den fernen Welten, die das Firmament bilden, dann erkennt man erst, welch eine außerordentlich großartige Sehenswürdigkeit der Sternenhimmel ist; ja, das ist etwas, sagt man sich.

Daran sich nimmer satt die Augen sehn,
So schön ist es, so prächtig und so groß!
Dabei so leicht erreichbar auch den Blicken,
Ehrfürchtiger Bewunderung so nah,
Doch für die Mißgunst und den Neid so ferne:
Des Nachts der Himmel voller goldener Sterne.

Und was bekommt man in der Großstadt von den Sternen zu sehen? Des Nachts zu ihnen hinaufzublicken ist eine gefährliche Sache, wenn man auf der Straße sich befindet. Wie leicht kann man dabei überfahren werden oder sonst verunglücken! Und wenn man auch von einem verhältnismäßig sicheren Standpunkt, etwa vom Fenster einer hochgelegenen Wohnung aus, ein paar Sterne zu sehen bekommt, so sind sie doch auch bei unbewölktem Himmel immer durch den Dunst getrübt, der stets als eine ungeheure Wolke über der Großstadt schwebt. Wie anders leuchten die Sterne in einer klaren Herbstnacht am Seestrand! Und o wie hell glänzt der Mond am nächtlichen Himmel auf!

Schön ist es in den stillen Herbsttagen an der See. Die See selbst ist still. Man muß schon sehr aufmerksam lauschen, um, auch wenn man ihr nahe ist, das leise Anschlagen der Strandwelle zu hören. Blatt auf Blatt schwebt in der windstillen Luft herunter, aber in den Gärten und Anlagen blüht es noch. Blühende Rosen würden zu finden sein noch im Spätherbst, wenn der Gärtner nicht käme und sie abschnitte, um den Strauch für den Winter einzubinden oder niederzulegen. Das mildere Seeklima auch des Ostseestrandes bewirkt, daß dort im Herbst Blumen noch unversehrt zu finden sind, die im Binnenlande schon dem Frost zum Opfer wurden.



Eichenwald am Seestrand

Von unsäglichem Zauber ist draußen der Morgen. Wenn an stillen Nächten starker Tau — der Tau ist am Seestrand ganz besonders stark — gefallen ist, tritt auch der kleinste Faden der Spinngewebe in den Büschen deutlich vor Augen durch die winzigen Tautröpfchen, die, eines dicht neben dem andern, an ihm aufgereiht sind. Das Netz einer Kreuzspinne wird dadurch zu einem Naturwunder ersten Ranges. So hat der Tau auch die von Baum zu Baum

gespannten langen Fäden des Fliegenden Sommers — Marienfäden heißen sie auch — in Perlenschnüre verwandelt, die freilich als Schmuckgegenstände nur von Elfen und Feen sich verwenden lassen. Deshalb schon, weil sie so leicht vergänglich sind, haben sie zweifellos viel voraus vor den Perlenhalsbändern, die in unsern Tagen der vornehmen Welt so häufig Kopfschmerzen und Sorgen bereiten. Kleine, mit Hilfe ihrer Fäden im Herbst umherziehende, man könnte sagen umherfliegende Spinnlein sind es, denen wir diese Meisterwerke verdanken. Man muß sie sich in der Morgenfrühe ansehen, denn wenn die Sonne auf sie niederblickt, sind nur zu bald die Perlen verschwunden. Die Dünenlandschaft zeigt auch in vorgerückter Jahreszeit ihre eigentümlich in helles Blaugrün oder Meergrün gekleidete Vegetation, zu der verschiedene Grasarten und andre Gewächse gehören. Eines der schönsten dieser Strandgewächse war früher die Stranddistel oder Seemannstreue, die leider hier seit Jahren schon gänzlich verschwunden ist, als wildwachsende Pflanze wenigstens. In Warnemünder Gärten nur, wo ein Gärtner sie angepflanzt hat, ist sie jetzt noch zu finden, und da kann ich sie, so schön sie auch blüht, nur mit Wehmut ansehen. Wie eingesperrt kommt sie mir vor, die ein freies Kind des Strandes war, als ich sie kennen lernte. Es ist ja jetzt untersagt, sie zu pflücken, aber als dies Verbot bekanntgemacht wurde, war hier schon kein Exemplar mehr von ihr vorhanden. So etwas kommt ja auch sonst im Leben vor.

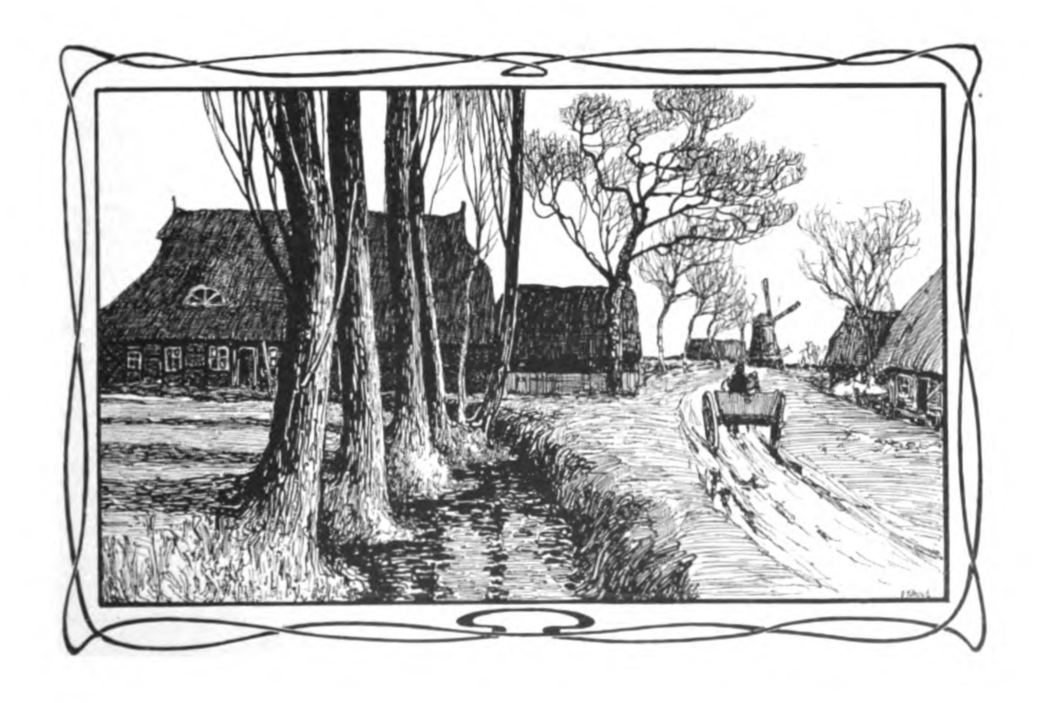
Wilder Birnbaum am Seestrand

Von wilden Blumen ist im späten Herbst nicht mehr viel am Strande zu sehen, es müßte denn auf dem Wiesengrund unterhalb der Dünen noch eine verspätete lila Salzaster sein oder ein gelber Herbstlöwenzahn, ein Rainfarn oder etwas andres noch in Gelb, das die Farbe ist, die der Herbst bei Blättern nicht nur, sondern auch bei Blüten so gern hat. Es steht aber auf den Dünen ein Strauch, Seedorn heißt er, mit dem leicht sich einprägenden botanischen Namen Hippophaë rhamnoides, der an verschiedenen Stellen wild vorkommt und hier bei Warnemünde in großer Menge angepflanzt zu finden ist als eine Pflanze, die den Dünensand befestigt. Dieser dornige Strauch, der nur recht unscheinbare Blüten hat, fällt doch sehr angenehm in die Augen durch sein silbernes Laub und die fast in jedem Jahr außerordentliche Fülle seiner goldfarbenen Beeren. Mit diesen bildet er hier eine der größten Zierden des Meeresstrandes. In nördlichen Ländern, wo dieses Gewächs häufig vorkommt, werden die Beeren an Fischbrühen getan und auch als Kompott gegessen; nachdem ich sie aber gekostet habe, überlasse ich sie gern den Vögeln, denen sie ein willkommenes Winterfutter darbieten.

Ich komme dabei zurück auf das Wort Schnabelweide in dem netten Gedicht von Claudius. Schnabelweide ist zunächst ein gutes Vogelfutter, dann aber ist der Ausdruck von den Vögeln auf die Menschen übertragen, heißt etwas Leckeres zu essen, und von einem Dichter, der aber nicht zu den Modernen gehört, wird ein Kuß so genannt. Ich habe noch nie die Ebereschen oder Vogelbeerbäume so voll mit den Büscheln korallenroter Beeren behangen gesehen wie diesmal. Dazu kommen die Seedornbeeren, von denen eben die Rede war, und sonst noch allerhand an Bäumen und Sträuchern gereifte Früchtlein und Nüßlein. Sehr gesucht von Vögeln sind die Fruchtzäpfchen der Erlen, die hier im Bruchlande vielfach kleine Gehölze bilden. Um die Zeit, da diese Früchtchen gereift sind und das Laub abgefallen ist, hängen an den Erlenzweigen schon stark entwickelt die Kätzchen, die im ersten Frühjahr des nächsten Jahres blühen sollen. Und auch schon silberweiße Weidenkätzchen sieht man. Sie gehören einer schönen, hier am Strande häufig vorkommenden Weidenart, der Schimmelweide (Salix daphnoides), an und kommen dadurch zum Vorschein, daß die braunen sie bedeckenden Schalen im Herbst schon sich ablösen und herunterfallen. Das weiße Pelzwerk, das sie einhüllt, bewahrt sie dann noch bis zum ersten Frühjahr, in das ihre Blütezeit fällt, vor der Winterkälte.

An schönen Herbsttagen, wenn man nicht mehr unter der Sonnenglut zu leiden hat, in der Strandlandschaft umherzuwandern ist ein großes Vergnügen für jeden, der die Natur liebt. Auf den Dünen, was ist da alles zu sehen, unter anderm die unter der Einwirkung des Windes so sonderbar geformten, verkrüppelten Bäume, denen ähnlich, die man auf dem Hochgebirge an der Baumgrenze antrifft. Allerlei Wild auf dem Wasser und auf dem Lande kann einem, wenn man nur etwas Glück hat, zur Beobachtung kommen um die Zeit, da es draußen still geworden. Und wie rastet es sich gut, wo man den Blick hat auf die blaue See und ungestört die Augen in sie versenken kann.

Ich habe den Badeort auch dann noch gern, wenn die Konzerte aufgehört haben und der Strand wieder von Körben und Burgen frei ist. Ruhe und Gemütlichkeit ziehen dann wieder ein, es herrscht gute Stimmung, wenn die Saison einigermaßen lohnend gewesen ist, und die Seefische, die man überall so gern auf dem Tisch sieht, werden wieder etwas billiger.



Hinter dem Sarge

Von

Carl Friedrich Wiegand

Steil schaut hier der Kirchhof auf uns nieder —
Pfiff der Wind nicht jüngst erst in den Zweigen
Der entlaubten Bäume? Ach, schon wieder
Müssen wir hinauf zum Friedhof steigen!

Ach, wie reich war einst der Kreis der Lieben,
All die Schwestern, eine tolle Meute!
Brüder meiner Sonne, alle sieben,
Sprangen wir nicht hinter jeder Freude?

Einigkeit war unser Brot am Herde,
Treue wob die Glut derselben Lohe,
Liebe war die Muttermilch der Erde —
Keiner dachte, daß uns Trennung drohe!

Als der Vater kaum ins Grab gesunken,
Trieb's den Ältesten nach fernen Zonen,
Eine ist zur Nacht im Strom ertrunken,
Eine trägt im Wahne Königskronen ...

Und der Rest, verweht nach allen Seiten!
Heut, wenn abends unsre Kinder lärmen,
Müssen wir das Herz dafür bereiten,
Daß auch sie einst auseinander schwärmen ...

Und wir sitzen fröstelnd bei den Flammen,
Und wir steigen wankend auf zu Berge!
Führt kein Glück uns heute mehr zusammen?
Nein! Wir tragen nur vereint die Särge ...

Der Bildungswert der Technik

Von

Dr. Juliusburger, Regierungsbaumeister a. D.

Es ist nun wohl bald zehn Jahre her, und doch erinnere ich mich ihrer noch genau, meiner kleinen dunkelblonden Tischdame mit dem à la Saharet gebundenen Haar und dem zarten Profil, deren kleiner Mund nicht einen Augenblick stillstand. Aber sie sprach nicht etwa über Kleinigkeiten und Nichtigkeiten, sondern behandelte wie ein Professor die verwickeltsten Fragen aus allen Gebieten der Kunst und Literatur, denn sie war ein modernes, sehr modernes und sehr gebildetes junges Mädchen. Bei den Horsd'oeuvres zum Beispiel belehrte sie mich über Schillers philosophische Arbeiten, beim Fisch gab sie mir eine Einführung in den malerischen Impressionismus, beim Braten begeisterte sie sich für Richard Straußsche Musik als den Gipfel aller Tonkunst. Mir schwindelte von all dem, was ich da gehört hatte. Ich bewunderte an diesem jungen Mädchen das Ausmaß einer Bildung, die bei aller Einseitigkeit und Schärfe des Urteils doch lückenlos und gut fundiert zu sein schien. Meine Nachbarin war sichtlich selbst etwas erschöpft von dem zweistündigen hohen Flug ihrer Gedanken und empfand wohl das Bedürfnis nach etwas einfacherer Geisteskost, denn, als der Käse aufgetragen wurde, fragte sie mich nach meinem Beruf. Ich bekannte, daß ich Techniker wäre. „Die Technik muß doch ein sehr interessanter Beruf sein," meinte sie, „mir doppelt interessant, weil ich so gar nichts davon verstehe. Da werden Sie mir gewiß die Frage beantworten können, die mich immer beschäftigt, so oft ich die Eisenbahn benutze, wie nämlich der Lokomotivführer seinen Zug durch die vielen Kurven und Weichen hindurchlenkt, ohne daß Lokomotive und Wagen die Schienen verlassen, also entgleisen. Das muß doch bei den heutigen rasenden Schnellzugsgeschwindigkeiten furchtbar schwer sein und eine außerordentliche Geschicklichkeit erfordern?"

Ich habe diese Anekdote meinen Betrachtungen vorausgeschickt, weil sie mit grellem Licht die Aschenbrödelrolle beleuchtet, zu der die Technik in unserm modernen, sonst auf möglichste Universalität des Wissens gerichteten Bildungsleben verurteilt ist. Man mag die formalistische, rein äußerliche Auffassung unsrer Generation von Bildung bedauern, man mag sie — und mit Recht — bekämpfen, die Tatsache, daß diese Auffassung bei der Masse unsrer „Gebildeten" vorherrscht, kann man nicht aus der Welt schaffen. Dann aber muß man sich verwundert fragen: Wie kommt es, daß ein einziges großes Gebiet menschlicher Geistestätigkeit, das sich der formalen, verstandesmäßigen Erfassung von selbst darbietet und dessen ungeheure Bedeutung als Kulturfaktor dem Weltfremdesten geläufig ist, als Bildungsfaktor für uns bisher ohne Belang geblieben ist? Es kann sich hier nicht darum handeln, Detailkenntnisse von dem Laien zu verlangen, aber wenn man von dem im heutigen Sinne Gebildeten erwartet, daß er die treibenden Kräfte der Kunst und Literatur wenigstens seines Vaterlandes kennt, ist es dann zu viel gefordert, wenn er wissen soll, daß die Lokomotive vom Führer nicht gelenkt, sondern durch die Spurkränze der Räder im Gleise geführt wird; wenn er auch das Prinzip kennen und verstehen soll, das die Räder des elektrischen Straßenbahnwagens in Bewegung setzt, den er täglich benutzt, das das Wort im Fernsprecher meilenweit hinausträgt, das den in voller Fahrt begriffenen Schnellzug plötzlich zum Stillstand

bringt, wenn in irgendeinem Abteil der mysteriöse Handgriff mit der Aufschrift „Notbremse“ gezogen wird? Wenn nach unsern modernen Begriffen derjenige am gebildetsten ist, der das Weltbild am vollständigsten und verständnisvollsten in sich aufgenommen hat, weshalb schließt man mit souveräner Verachtung die Technik hiervon aus, ohne die doch das Bild unvollkommen und unverständlich ist?

Es ist tatsächlich allein die Technik, der das Los beschieden ist, als Bildungsfaktor nicht für voll genommen zu werden. Ihre Schwestern, die Naturwissenschaften, spielen eine ganz andre Rolle im Geistesleben der Modernen. Sie gelten als integrierende Bestandteile des Rüstzeugs der Gebildeten. Wer von Darwinismus und Entwicklungslehre nichts weiß, wem das biogenetische Grundgesetz fremd ist, wer sich die Entstehung von Sonnen- und Mondfinsternissen nicht erklären kann, hat keinen Anspruch auf den Namen und die Ehren eines Gebildeten, wer aber das dynamoelektrische Prinzip nicht kennt oder nicht weiß, wodurch sich Stahl von Eisen unterscheidet, der befindet sich in so zahlreicher und auserlesener Gesellschaft, daß er um seinen Ruf nicht zu bangen braucht.

Es ist das Stigma der Unebenbürtigkeit der Technik im Vergleich zu ihren Schwesterwissenschaften und Schwesterkünsten, das in dieser geringschätzigen Bewertung ihres Bildungsgehalts zum Ausdruck kommt. Die Technik gilt eben noch immer als der Emporkömmling, der sich gemein gemacht hat mit dem praktischen Leben, während die adelsstolzen älteren Disziplinen sich von dieser plebejischen Berührung rein gehalten haben. Unser im Grunde so nüchternes Zeitalter drapiert sich hier mit den letzten Fetzen eines Idealismus, der eine Kunst zu verachten vorgibt, die unmittelbar nur das materielle Leben des Menschen zu bereichern vermag. Aber dieser fadenscheinige Idealismus beweist nichts gegen den Bildungswert der Technik, er beweist nur die Halbheit und Zerrissenheit, die Inkonsequenz und innere Leere eines Bildungsbegriffs, der sein Ideal in der rein äußerlichen Vollständigkeit der Erkenntnis des Weltbildes sieht, dieses Bild selbst aber willkürlich beschränkt.

Es ist keine Frage: wer noch auf das Dogma von der „allgemeinen Bildung“ schwört, ist ungebildet, solange er der Technik die Gleichberechtigung als Bildungsfaktor verwehrt. Aber einem minderwertigen Begriff zu genügen, wäre noch kein Trost für die Technik, wenn sie nicht an ihrem Teil auch jenes hohe und wahre Ideal geistiger Kultur zu fördern vermöchte, für welches Bildung die freie und harmonische Entfaltung der Individualität, die Hebung des Persönlichkeitsbewußtseins, die Entwicklung aller dem einzelnen eingeborenen Kräfte und Fähigkeiten bedeutet. Und dieser Bedingung eines wahren Bildungsmittels entspricht die Technik, insofern sie nicht Handwerk, nicht Erwerbsquelle, sondern insofern sie reine und ideale Kunst ist. Wenn die Erkenntnis von dem künstlerischen Wesen der Technik bisher noch so wenig ins Volk gedrungen ist, so liegt das naturgemäß zunächst daran, daß ihr breiter und sinnfälliger Nützlichkeitswert dem oberflächlichen Betrachter die tieferliegenden Qualitäten vollständig verdeckt. Es ist aber auch darin begründet, daß der Laie nie Gelegenheit hat, einen Blick in die Geisteswerkstatt des Technikers zu werfen. Wie für den Künstler, so ist für den Techniker der Ausgangspunkt für jede schaffende Tätigkeit die reine Intuition, im technischen Sinne der Erfindungsgedanke, und wie der Künstler, so muß der Techniker mühevoll mit dem Stoffe ringen, um dem im Geiste Erschauten Realität zu geben, um den Erfindungsgedanken zur Konstruktion auszugestalten. Künstlerisch ist die Verzagtheit des Konstrukteurs, wenn er keinen seiner Idee ganz entsprechenden Ausdruck findet, künstlerisch auch seine Befriedigung, wenn die Idee restlos in die von ihm gefundene Form eingeht. Ein Unterschied besteht nur in dem Grade der Klarheit der Idee und in der Art der auf dem Wege von der reinen Anschauung zur Realität zu überwindenden Widerstände. Die technische Intuition ist ihrem Wesen nach klarer, schärfer umrissen als die poetische oder als selbst die bildnerische, weil sie keine ins Grenzenlose schweifende, unbedingte, sondern durch das Bewußtsein bestimmter gesetzmäßiger Abhängigkeiten beschränkte Intuition ist. Anderseits aber hat sie, um Wirklichkeit zu werden,

in weit höherem Maße und in viel wörtlicherem Sinne als ihre Schwestern von den andern Kunstgattungen den widerstrebenden Stoff zu bewältigen, und zahllos sind die Fälle, wo bei Verwirklichung einer an sich bestechenden Idee die Kraft selbst des genialsten Konstrukteurs an der Unüberwindlichkeit eben dieses stofflichen Widerstandes erlahmt. Jede technische Neuschöpfung setzt bei dem Schaffenden diese intuitive Tätigkeit voraus, und den genialen Konstrukteur erkennt man, wie den genialen Künstler, daran, daß er seine Idee in der einfachsten und klarsten Form erfaßt und in der einfachsten und überzeugendsten Form wiedergibt.

Für den schaffenden Techniker zum mindesten ist also die Technik eine Kunst, für den Laien kann und sollte sie es sein. Wenn die ästhetische Betrachtungsweise in dem begierdelosen Anschauen des Objekts besteht, so ist in der Tat nicht einzusehen, weshalb allein auf die technischen Objekte eine derartige Betrachtungsweise nicht anwendbar sein sollte. Der Laie ist stets uninteressiert an dem technischen Erzeugnis, uninteressiert in dem Sinne, daß das Objekt zu seinem Willen, seinen Wünschen, seinen Begierden keinerlei Beziehung hat. Er ist, wie bei der Betrachtung eines Werks der bildenden Kunst oder beim Genuß eines Dichtwerks, reines willenloses Subjekt des Erkennens, das als solches in dem Objekt nicht mehr das einzelne Ding, sondern die diesem zugrunde liegende Idee erblickt. Die ästhetische Betrachtungsweise führt also den Beschauer unmittelbar in das Wesen des Objekts ein, läßt ihn von allem Beiwerk abstrahieren; beim technischen Objekt im speziellen lenkt sie seinen Geist auf die Gesetze und Prinzipien, die sich in dem Werke aussprechen, auf die Kräfte, die darin wirken, auf den Zweck, den es verfolgt. Sie lehrt ihn ferner die dem technischen Objekt eigne Schönheit in der durchgängigen Zweckmäßigkeit und Übersichtlichkeit, in der Harmonie und der dem Spiel der Kräfte angepaßten Formgebung der Einzelteile erkennen, welche die einem technischen Werk einzig gemäßen Mittel sind, die in ihm objektivierte und individualisierte Idee zum adäquaten Ausdruck zu bringen. Und schließlich weckt sie in dem Beschauer das Gefühl des Erhabenen, sofern wir erhaben dasjenige nennen, was in irgendeinem Betracht schlechthin groß ist. Der Eiffelturm, die Firth-of-Forth-Brücke wirken, um Kants Terminologie zu folgen, „mathematisch" erhaben durch ihre Dimensionen und Massen, ein mit 100 Stundenkilometer dahinsausender Schnellzug, eine im vollen Betrieb befindliche mehrtausendpferdige Dampfmaschine wirken „dynamisch" erhaben durch die gigantischen Kräfte, die der Laie in ihnen wenigstens ahnt.

Es ist merkwürdig, daß die Fähigkeit der Selbstentäußerung, welche die richtige Auffassung der Technik schon bei dem doch nur rezeptiv tätigen Laien weckt und fördert, bei dem produktiv tätigen Techniker noch immer verkannt wird. Es ist nicht wahr, daß die Technik als Beruf jedes idealen Schwunges entbehrt, und daß ihre Jünger, eben weil sie es stets nur mit der toten Materie und mit sehr materiellen Zwecken zu tun haben, notwendig Materialisten und Vertreter einseitig realer Interessen sein müßten. Dann ist auch der Dichter, der von dem Ertrage seiner Schriften lebt, der Maler, dessen Kunst nach Brot geht, jedes Idealismus bar. Ohne paradox zu sein, ließe sich behaupten, daß kaum eine Art menschlicher Geistestätigkeit ihrem ganzen Wesen nach so idealistisch gerichtet ist wie die technische. Der Richter, der Recht spricht, der Arzt, der seinen Patienten behandelt, selbst der Kaufmann, dessen Waren in die Welt hinausgehen, sie alle haben kein oder doch nur ein sehr mangelhaftes Gefühl des Zusammenhangs ihrer Tätigkeit mit der allgemeinen Kultur. Der Techniker aber, dessen Schöpfung heute vielleicht noch eine Quantité négligeable, morgen schon die Basis oder der Baustein zu einem neuen technischen Fortschritt ist, der hat dieses Gefühl, der weiß sich in jedem Augenblick als Mitschöpfer einer die ganze Welt umspannenden Kultur. Also nicht, daß er Kulturwerte schafft, ist das Maßgebende — den Vorzug teilt er mit vielen andern — sondern daß er sich in dem geringsten seiner Berufsgenossen, sofern er nur schöpferisch tätig ist, als Bildner neuer Werte fühlt, das unterscheidet den Techniker von den Vertretern andrer Berufe. In dieser selbstlosen Hingabe ihrer Jünger

an die Idee — wie viele ernten denn die Früchte ihrer schöpferischen Arbeit? — in dieser Fähigkeit der Selbstentäußerung liegt aber zuguterletzt der höchste Bildungswert der Technik, die dem einzelnen das Bewußtsein seines Zusammenhangs mit der Weltkultur und seiner Bedeutung innerhalb dieses Rahmens gibt, dadurch seine Kräfte anspornt und entfaltet, um sie in den Dienst eben dieser Kultur zu stellen. Ich darf mich für diese meine Auffassung von Wesen und Wert der Technik auf keinen Geringeren als Goethe berufen. An einem Goethewort soll man nicht drehn noch deuteln, und so wird man zugeben müssen: der Augenblick, da Fausts Geschick sich vollendet, der Augenblick, zu dem Faust sagt: „Verweile doch, du bist so schön,“ der findet ihn nicht als trockenen Gelehrten, nicht als feurigen Liebhaber, nicht als Künstler oder Staatsmann, er findet ihn als Techniker.

Auf der Stufenleiter der Entwicklung dieses für alle Zeiten gültigen Menschheitstypus, auf dem Wege über den Forschungstrieb, den Sinnen- und ästhetischen Genuß, den Willen zur Macht, steht obenan als subjektiv befriedigendste Lebensbetätigung, als diejenige Betätigung, in der der Mensch sich nicht mehr als Einzelwesen fühlt mit all der Qual und Unrast seines Wollens, sondern als Repräsentanten des ewigen Menschheitsgedankens, als selbstlos wirkende, schöpferische Kraft, auf dieser Stufenleiter steht für Goethe obenan als krönender Abschluß des Ganzen: die technische Arbeit.

Goethe als unser Kronzeuge, Faust als die Apologie, ja als die Apotheose unsres Berufs: ich glaube, wir Techniker können zufrieden sein.



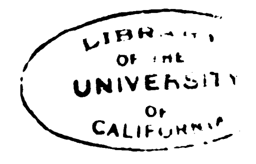
Neue photographische Gesellschaft, Steglitz

Arthur Bock: Diana mit Hunden. Plastik



Heimliche Lektüre

Nach einem Gemälde von August Rieper


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Obertägiger Abbau mit Trockenbagger

Der Bergbau

Von

S. Hartmann

(Mit fünf Zeichnungen von Wilhelm Steinert)

Schon vor altersgrauen Zeiten haben die Menschen die Erde nach Schätzen durchwühlt. Im Naturwissenschaftlichen Museum zu Brüssel sind neben vielen andern interessanten Ausgrabungen auch menschliche Überreste ausgestellt, die tief unter der Erde gefunden wurden und aus deren Stellung und daneben befindlichen Gerätschaften hervorgeht, daß ihre Eigentümer in vorgeschichtlicher Zeit, ähnlich wie viele Zeitgenossen, unter der Erde beim Schürfen nach Erzen vom Tod überrascht worden sind. Älter wie unsre Geschichte ist zweifellos der Bergbau. Aber dennoch können wir mit Bestimmtheit sagen, daß er zu keiner Epoche der Weltgeschichte auch nur annähernd diejenige Bedeutung gewonnen hat, die er im Kulturleben der Gegenwart einnimmt.

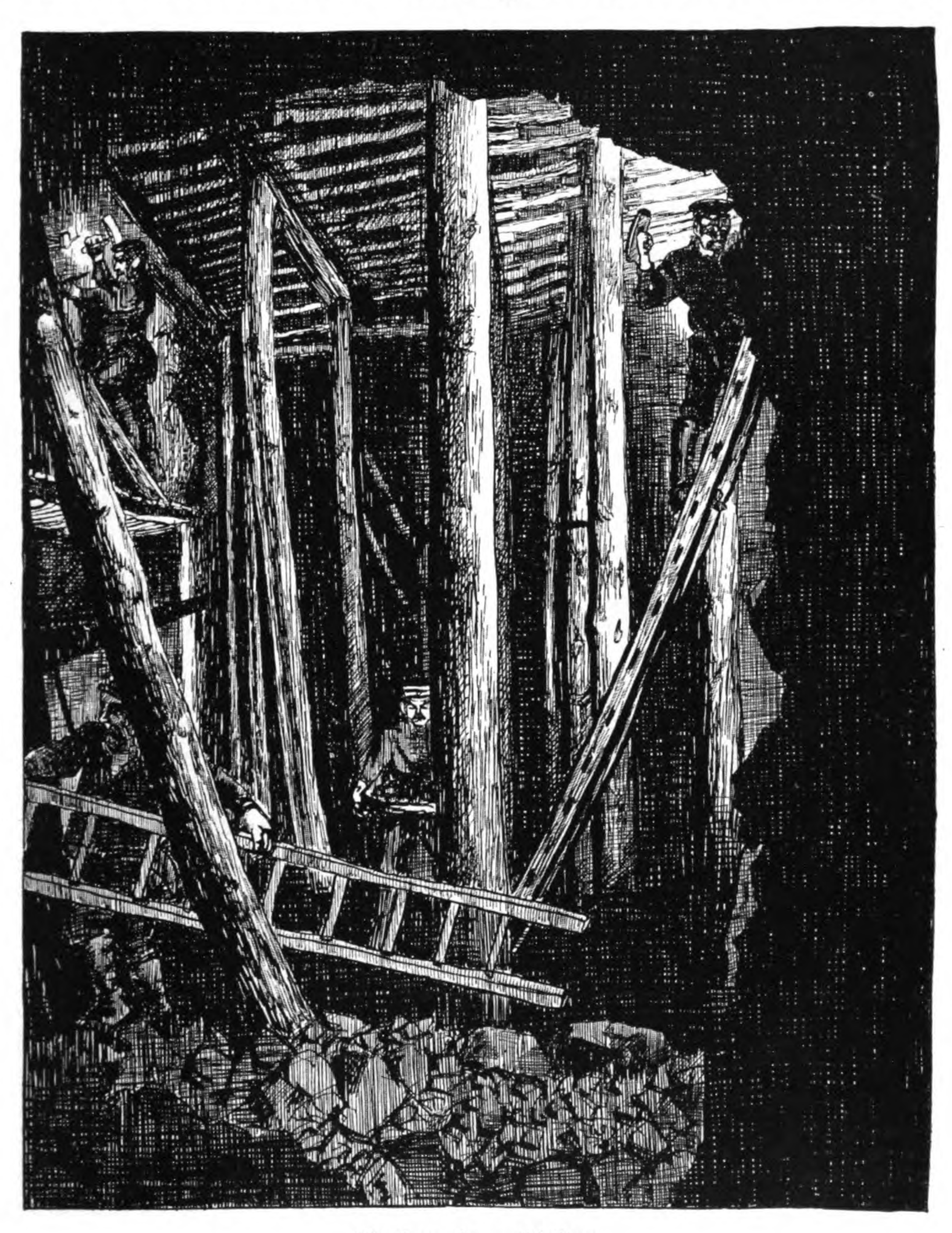
Wie wir auch um uns schauen, überall begegnen unsre Blicke Gegenständen, die letzten Endes dem Bergbau ihre Existenz verdanken. Unsre ganze moderne Industrie mit ihrem enormen Bedarf an Kraft, unser ganzes modernes Verkehrsleben mit seiner Unsumme von Maschinen, sie alle fristen ihr Dasein auf Grund bergbaulicher Erzeugnisse.

Vorausgeschickt sei, daß man unter Bergbau im technischen Sinne nicht nur die unterirdische Gewinnung von Erzen und Kohlen versteht, sondern auch den sogenannten Tagbau, das heißt diejenigen Gewinnungsmethoden, wo an der Oberfläche liegende Schätze durch

systematische Abgrabung von oben aus gewonnen werden. Letztere Methode ist selbstverständlich die einfachere, sicherere und gemeinhin auch billigere. Selten kommt es allerdings vor, daß das, was wir suchen, offen zutage liegt, aber häufig genug sind die begehrten Schätze nur von einer verhältnismäßig dünnen Erd- oder Geröllschicht bedeckt. Dann setzt der moderne Ingenieur große Trockenbaggermaschinen in Bewegung, und in kürzester Zeit ist die schützende Decke beseitigt, das Gut liegt zutage. Dieses Verfahren wird in größtem Maßstab vorzugsweise bei der Gewinnung von Braunkohle in Mitteldeutschland angewendet. Auch hier hat die moderne Technik viel dazu beigetragen, in kurzer Zeit gewaltige Massen versandfähig zu gewinnen. Im engeren Sinne versteht das große Publikum unter Bergbau jedoch die unterirdischen Gewinnungsmethoden. Zu ihrer Anwendung sind wir überall dort gezwungen, wo die für uns wertlose Decke so mächtig hoch über dem Begehrten liegt, daß ihre Wegräumung aus wirtschaftlichen Gründen nicht in Frage kommt. Dann werden tiefe Schächte zunächst senkrecht von oben in die Erde gebohrt, von denen aus strahlenförmig in verschiedenen Höhen oder Sohlen Kanäle annähernd wagerecht gebohrt werden. In diesen Kanälen und ihren Verzweigungen vollzieht sich die eigentliche Arbeit des Bergmannes. Solange man sich auf mäßige Tiefen beschränkte, genügten primitive Einrichtungen für den ganzen Betrieb. Gewöhnliche Leitern dienten zum Einstieg in den Schacht, und in der Grube selbst wurde mit Hacke und Hammer gearbeitet. Je tiefer man jedoch notgedrungen steigen mußte, weil die oberen Schichten allmählich erschöpft wurden, desto größere Anstrengungen mußte die Technik machen, um einen wirtschaftlichen Betrieb sicherzustellen. Das Erklettern der Leitern wurde mit zunehmender Länge eine immer schwierigere Arbeit, an ihre Stelle trat die sogenannte Fahrkunst, mechanische Einrichtungen, um die Menschen auf und ab zu bewegen. Heute finden wir in den Bergwerken große Aufzüge, die an gewaltigen stählernen Seilen mit oft hohen Geschwindigkeiten auf und nieder gehen. Ihre technischen Konstruktionen und die dazugehörigen Maschinen bilden ein Sondergebiet der Ingenieurwissenschaften, handelt es sich doch in der Regel darum, zahlreiche Menschen und Güter mit Sicherheit viele hundert Meter in die Tiefe oder in die Höhe zu befördern.

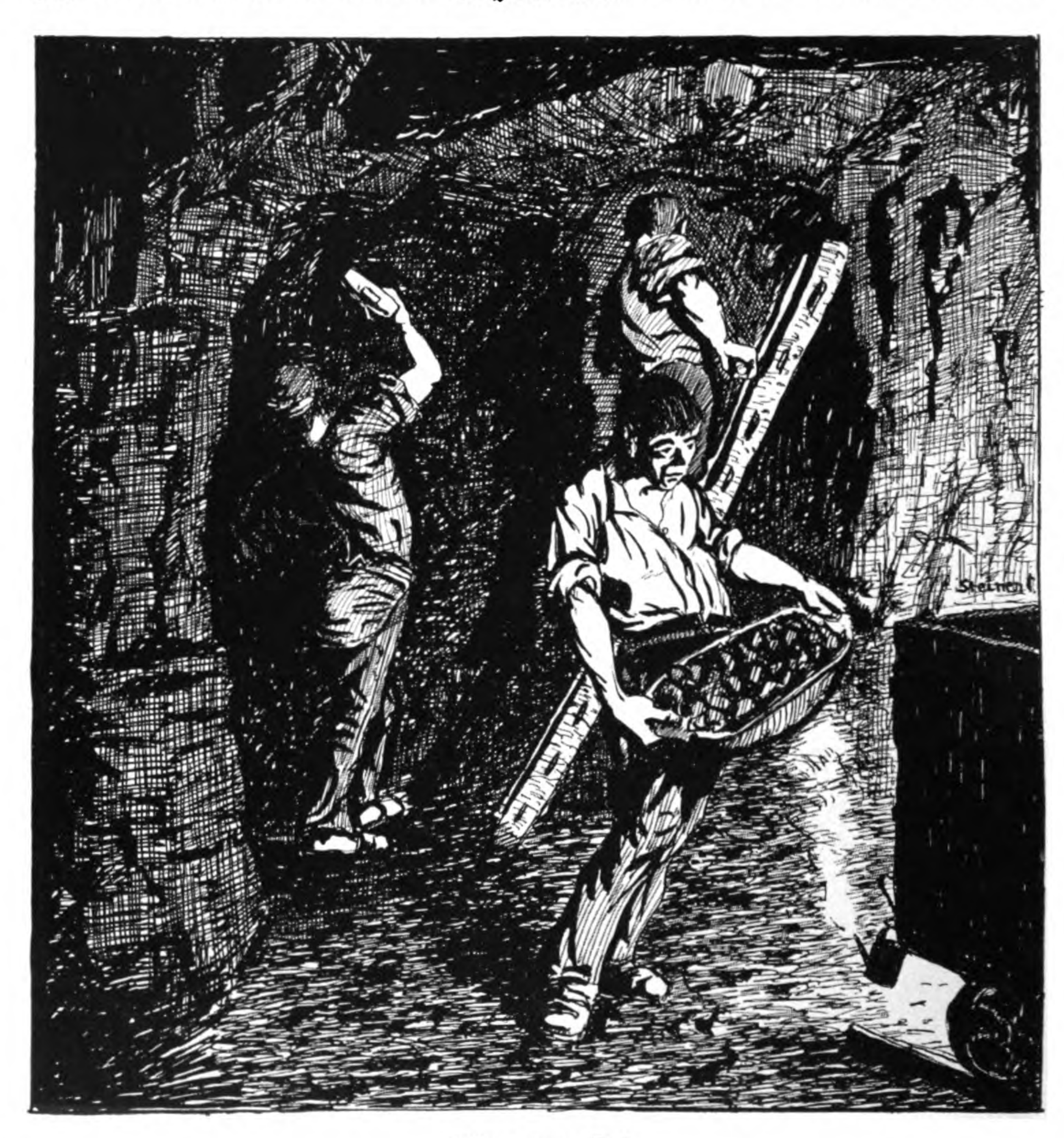
Eine zweite große Schwierigkeit in vielen modernen Bergwerken bildet das Wasser. Wir wissen, daß häufig schon beim Graben von Baugruben sich das sogenannte Grundwasser sammelt. Das gleiche tritt — nur in verstärktem Maße — im Bergbau auf. Es wird daher nötig, große Maschinen aufzustellen, die fortgesetzt das eintretende Wasser hochpumpen und aus dem Bereich des Bergwerks befördern, damit der Schacht nicht „ersäuft“. An diese Maschinen muß man außerordentlich hohe Anforderungen stellen. Bekanntlich läßt sich Wasser aus keiner größeren Tiefe als 8 Meter ansaugen. Wenn man es also aus größeren Tiefen des Bergwerks an die Oberfläche befördern will, so muß man notwendigerweise die Pumpanlage unten in den Schacht stellen. Da es nun kaum möglich ist, mit Dampfmaschinen oder dergleichen im Innern eines Bergwerkes zu arbeiten, so hat man früher die Pumpen mit äußerst komplizierten Gestängen von oben aus betrieben. Die ersten Dampfmaschinen, die überhaupt gebaut wurden, dienten diesem Zweck. In neuerer Zeit hat die Entwicklung der elektrischen Motoren die Wasserhaltungsanlagen bedeutend vereinfacht. Gleichzeitig sind die Pumpen selbst wesentlich vervollkommnet worden, so daß man sich heute darauf beschränken kann, den nötigen elektrischen Strom durch einige starke Kabel nach unten zu führen, um das verhältnismäßig kompendiöse Aggregat in Bewegung zu setzen. Aber auch hier müssen selbstverständlich alle erdenklichen Maßnahmen ergriffen werden, um jede Störung des Mechanismus oder der elektrischen Leitung zu verhüten, sonst ist der ganze Betrieb des Bergwerkes in Gefahr.

Ein zweites wichtiges Erfordernis für die Arbeit unter der Erde ist die Zuführung von Luft, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal brauchen die unter der Erde beschäftigten Menschen



Ausbau eines Stollens

ein entsprechendes Quantum Luft, und zwar schon im Interesse ihrer Arbeitsfähigkeit und Gesundheit möglichst reine und gute Luft. Dann ist die Lüftung häufig erforderlich, um aus den Gesteinen austretende schädliche Gase gehörig zu verdünnen und abzuführen. Schließlich muß auch in Rücksicht auf die Temperaturverhältnisse gelüftet werden. In größeren Tiefen steigt bekanntlich die Temperatur immer höher an. Wir haben heute schon Bohrlöcher in die



Häuer vor Ort

Erde getrieben, bei denen das Thermometer bis auf 84 Grad Celsius gestiegen ist, es fehlt also nicht mehr viel, dann kommen wir in unterirdische Regionen, wo das Wasser kocht und nur noch in Form von Dampf vorhanden sein kann. Freilich wird heute in diesen Tiefen noch kein praktischer Bergbau betrieben, immerhin gehören auch in den gegenwärtig üblichen Tiefen Temperaturen von 40 und 50 Grad nicht mehr zu den Seltenheiten. Man sieht also, daß auch die Lüftungsanlage ein sehr wichtiger Teil des Bergwerksbetriebes ist und daß ihr Stillstand ebenso alle Tätigkeit lahmzulegen vermag wie der der Wasserhaltung.

Im Prinzip sieht eine solche Anlage in der Regel sehr einfach aus. Durch einen Schacht wird Frischluft von oben hereingepreßt, durch einen andern, durch Quergänge damit in Verbindung stehenden, entweicht die schlechte Luft, häufig von Saugmaschinen unterstützt. Wenn das Bergwerk noch nicht so weit ausgebaut worden ist, daß ein derartig vollständiger Ventilationskreislauf durchgeführt werden kann, so müssen andre,

mehr oder minder komplizierte Hilfsanlagen an die Stelle treten. In den als Sackgassen verlaufenden Gängen wird meist die Frischluft durch eine Rohrleitung bis ans Ende geführt. Dort tritt sie aus und strömt dann von selbst nach rückwärts, so daß an der eigentlichen Arbeitsstelle stets Zufuhr von frischer Luft vorhanden ist.

So notwendig und nützlich diese Einrichtung nun ist, so verhängnisvoll wurde sie in manchen Fällen. Es ist allgemein bekannt, daß in vielen Flözen sich Gaseinschlüsse befinden, Löcher, Ritzen und Spalten, in denen brennbare Gase häufig unter starkem Druck eingepreßt sind. Wenn des Menschen Bohrtätigkeit sie öffnet, dann tritt — mehr oder minder bemerkbar — dieses Gas aus. Für sich allein würde es häufig noch nicht brennen, wenn es aber mit frischer Luft gemischt wird, so entsteht bald ein sehr explosives Gemisch, und wehe, wenn durch irgendeine Unvorsichtigkeit offenes Licht oder auch nur ein Funken die Zündung bewirkt. Es entsteht eine Explosion, die für alle Lebewesen im nächsten Umkreis tödlich wirkt und nicht selten die Ursache für einen Grubenbrand abgibt oder für Einstürze, die einem großen Teil der wackeren Männer unter der Erde den Rückweg zum Licht abschneiden.

Mit Rücksicht hierauf hat man schon vor langer Zeit der nun einmal unbedingt notwendigen Beleuchtung der Arbeitsstätte in der Grube die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Es ist das unsterbliche Verdienst Davys, eine im Prinzip äußerst einfache und wirksame Sicherheitslampe erfunden zu haben, indem er die einfache Tatsache anwandte, daß brennende Gase sich nicht entzünden können, wenn sie von einem Licht durch ein engmaschiges Drahtnetz vollkommen getrennt werden.



Verschüttet



Transport der Kohle im Hund. Entgleist

Die Sicherheitslampen der Bergleute haben aus diesem Grunde in allen Schächten, wo erfahrungsgemäß mit brennbaren Gasen zu rechnen ist, ein Drahtnetz um die Öllampe, das unter Tag bei strengster Strafe niemals geöffnet werden darf. In neuester Zeit ist man bemüht, das elektrische Glühlicht, das ja vollständig von der Luft abgeschlossen brennt, in ausgedehntem Maße im Bergbau zu verwenden. Wenn die leidigen Leitungsanlagen nicht wären, deren Verlegung und Instandhaltung in den feuchten warmen Gängen außerordentlich schwierig ist, so würde es sicherlich schon die Alleinherrschaft errungen haben.

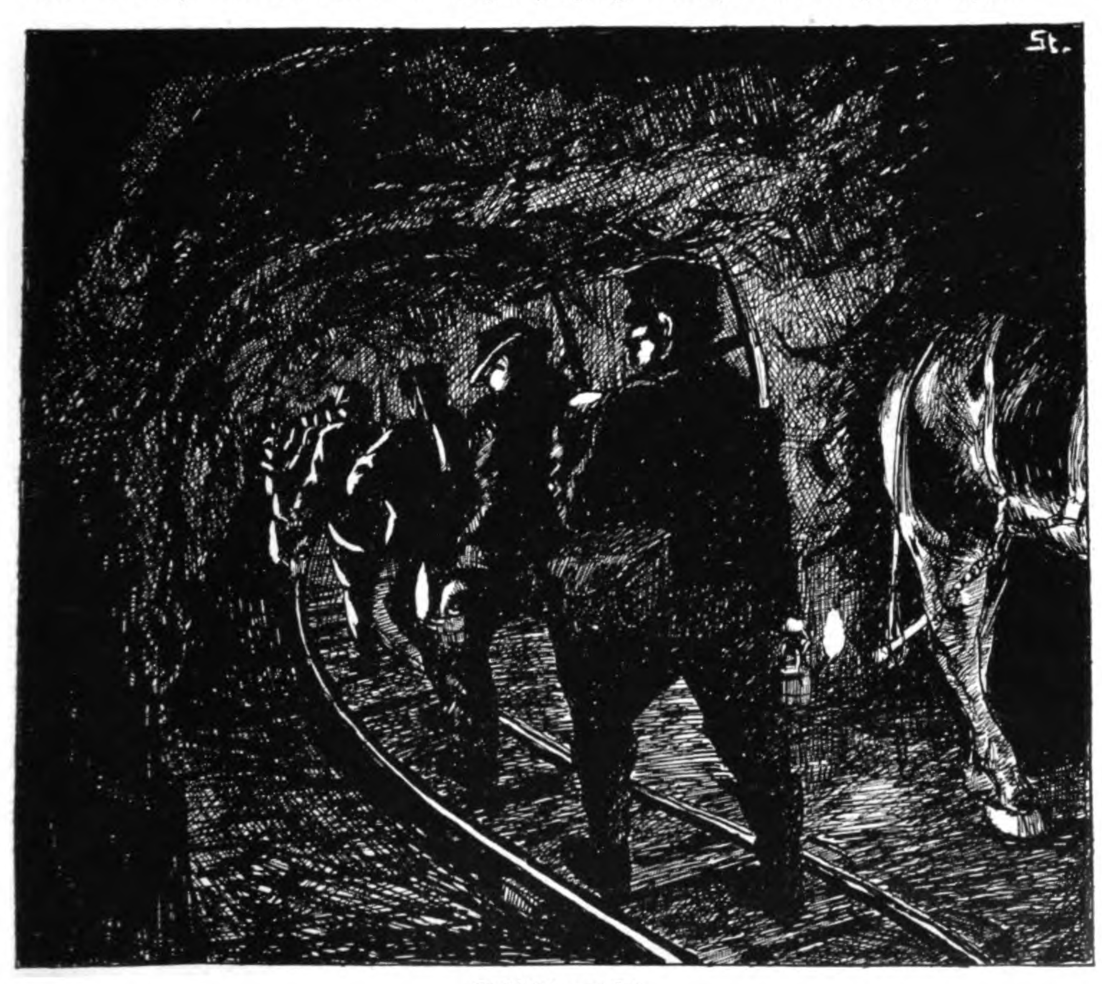
Was den Ausbau selber anbelangt, so hat man seit alters her überall dort, wo das durchbohrte Erdreich nicht aus reinem Fels besteht, wo also die Gefahr des Einbruches vorhanden ist, mit Hilfe von hölzernen Bohlen die Gänge ausgezimmert.

Da dieses Holz jedoch, wie schon erwähnt, bei Feuerausbruch sehr gefährlich ist, anderseits auch fault, sind neuerdings vielfach Versuche mit eisernen Schienen gemacht worden oder mit Betonkonstruktionen und dergleichen. Nicht alle Wünsche können dabei erfüllt werden, denn nur zu oft entscheidet, wie auch sonst im Leben, der Kostenpunkt.

Die Gewinnung von Kohle und Erzen erfolgte, wie ich schon eingangs ausführte, früher von Hand mit der Hacke. Gegenwärtig bedient man sich der Bohrmaschine, teilweise allein, teilweise unter Zuhilfenahme von Sprengstoff. Die Bohrmaschinen selbst werden in der Regel mit Preßluft bewegt, aber auch mit Hilfe von Elektrizität. Der Transport des Ausbruches geschah ursprünglich durch Menschenkraft in Körben oder Säcken, später benutzte man kleine Karren, die man schließlich auf Schienen setzte. Um Menschenkraft zu sparen, wurden Pferde in den Schacht befördert, die in unterirdischen Stallungen ihr Dasein verbrachten und ihre schwere Zugarbeit in den dunklen Gängen verrichten mußten. Die moderne Technik hat auch da Wandel geschaffen. Wir haben jetzt vorzüglich durchkonstruierte Grubenlokomotiven, die teils mit Elektrizität, teils mit Benzinmotoren, teils auch mit Preßluft bewegt werden.

Das Wesentlichste des Bergwerksbetriebs dürfte mit dem Gesagten dem Leser vor Augen geführt sein. Er kann daraus erkennen, welch außerordentlich vielseitige und hohe Anforderungen der moderne Bergbau an die Technik stellt und wieviel von dem tadellosen Funktionieren der zahlreichen Maschinen abhängt, und wie es schließlich nur durch des Menschen Witz und Geist möglich gewesen ist, die von uns als unentbehrlich betrachteten Bodenschätze aus Tiefen zu heben, an die noch vor hundert Jahren kein Mensch zu denken gewagt.

Der Bergbau ist alt, uralt, aber die fast unbeschränkte und ungeheure Förderung, die unsre moderne Kultur erheischt, ist neu und nur möglich durch gewissenhaftes Zusammenarbeiten einer großen Reihe von Wissenszweigen.



Schichtwechsel



Kinderbildnis

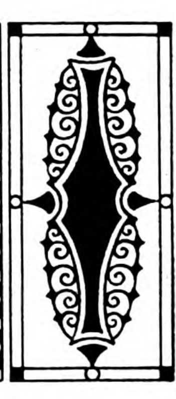
Nach einem Gemälde von L. Kirschner



Der große Irrgarten

Von

Otto Ernst



I

Kommt mit in meinen Blumen-, Irr- und Wundergarten!

Er ist nicht größer als meine Handfläche; aber ihr werdet euch wundern. Ein Leben könnt ihr damit verbringen, durch seine Gänge, Lauben, Grotten und Gebüsche zu wandeln. Tretet ein!

Als unsre Älteste eben zu sprechen begonnen hatte und meine Frau sie eines Tages fragte: „Wo ist Papa?" antwortete sie mit unvergleichlicher Gemütsruhe: „Papa puttrissen," das heißt: Papa ist kaputtgerissen.

Meiner Frau und mir selbst war von diesem jähen Ende nichts bekannt; wir fragten uns also: was kann das heißen sollen? Ich war verreist gewesen; das Kind hatte gehört, Papa ist verreist; reisen war ihm dasselbe wie reißen; verreisen soviel wie zerreißen; in seinem Kopfe hatte der Satz also geklungen wie „Papa ist zerreißt", und wie die papiernen Bilder und Puppen, mit denen sie gelegentlich spielte, immer sehr bald „puttrissen" waren, so war es jetzt ihr Vater. Sie nahm sein grauses Schicksal mit der denkbar größten „Wurschtigkeit" hin.

Als ihr Brüderchen noch am Boden kroch und spielte, hörten wir ihn wiederholt den Ruf „Hammelschitte!" ausstoßen. Lange suchten wir vergeblich nach der Übersetzung dieses seltsamen Wortes.

Endlich beobachteten wir, daß der Junge diesen Ruf jedesmal dann ausstieß, wenn eines seiner Stein- oder Holzgebäude zusammenstürzte oder wenn sich sonst eine Katastrophe ähnlicher Art ereignete. Und mit einem Male ging uns ein Licht auf. Wenn wir mit ihm gespielt hatten, so hatten wir wohl bei gleichem Anlaß gerufen: „Da ha'm wir die Geschichte!" Dieser Satz war ihm zu einem Wort und einem Begriff zusammengeschmolzen und bedeutete soviel wie Zusammenbruch, Einsturz, Umsturz; und da ein möglichst geräuschvoller Einsturz für die Kinder ein Hauptvergnügen beim Bauen, ja sozusagen der Sinn des Bauens ist, so stieß er das Wort „Hammelschitte" jedesmal mit sichtlicher Befriedigung hervor.

Ebenfalls nicht ohne weiteres, wenn auch immerhin leichter verständlich war mir die Nachricht unsrer Jüngsten, sie habe bei den Nachbarn ein Bild gesehen, auf dem wäre „Jesus mit zwölf Posteljungens" gewesen. Sie hatte offenbar von „Aposteln" und „Postillons" gehört und die beiden Berufsklassen zusammengeworfen. Vielleicht hatte auch noch das Wort „Jünger" hineingespielt.

Als dasselbe Kind uns versicherte, es habe „solche Notbremse im Hals", schenkten wir ihm keinen Glauben. Erst als wir erkannten, daß es sich um ein „Sodbrennen" handle, fanden wir seine Beschwerden verständlich. Auch als es uns erzählte, unser Wirt in der Sommerfrische füttere seine Schweine mit „Schleie", fanden wir dieses kostspielige Verfahren nicht wahrscheinlich; mit „Kleie": das war zu glauben.

In einer Warteschule hörte ich die Kinder singen: „Es regnet ohne Untersatz" statt „ohne Unterlaß". Sie wußten, daß man Gefäßen, die eine Flüssigkeit enthalten,

wie Biergläsern, Blumentöpfen und dergleichen, einen Untersatz gibt, und machten wahrscheinlich mit Befremden die Beobachtung, daß die Natur beim Regnen diese Reinlichkeitsmaßregel versäume.

Ihr werdet jetzt schon wissen, was ich mit meinem Irrgarten meine; wenn ich von seinen Schönheiten, Wunderlichkeiten und Wundern nicht immer die letzte Erklärung gebe, so gebt sie euch selbst; es ist das anmutigste und fruchtbarste Rätselraten, das ich kenne.

Ein krauses und reiches Gärtlein für sich bilden allein schon die lautlichen Irrwege der suchenden, tastenden Kinderzunge, die doch nach verborgenen Gesetzen tastet und sucht. Das Kind erfindet sich ein geniales Erleichterungsverfahren; es assimiliert Zahn- und Lippenlaut und macht zwei Lippenlaute daraus; es hat „epwas" gefunden und möchte noch „epwas" von der Torte, die ihm schmeckt; es löst einen schwierigen Hiatus auf, indem es einen leichten Konsonanten einschiebt, auf den die Zunge schon eingestellt war, ersetzt eine schwierige Konsonantenhäufung durch eine leichte Konsonantenfolge, und zwar durch eine, die es soeben erst geübt hat; darum wollte eins unsrer Kinder nichts von der „Servisette" wissen; darum sprach es, als es schon stark herangewachsen war, noch immer ahnungslos von einer „Klopdopstraße" statt von einer Klopstockstraße.

Das Kind verkehrt die Reihenfolge der Anlaute in schwierigen Wörtern und erzählt uns strahlenden Auges von der „Muckerlative", die so laut geschrien und geschnauft, und von dem „Wufflabomm", den es am Himmel gesehen habe. Mit entschlossener Abkürzung macht es aus einem Delikatessenhändler einen „Delitessenhändler"; ein völlig fremdes Wort modelt es um nach einem, das es schon gehört hat; so verbreitete eines unsrer Kinder die sensationelle Nachricht, daß seine Eltern in „Salzkamerun" wären, während wir nur bis zum Salzkammergut gekommen waren.

Ebenso erquicklich ungeniert behandelt es die Etymologie; wo ihm die Vergangenheitsformen fehlen, gebraucht es den Infinitiv oder wenigstens seinen Vokal; es hat ein heillos verknotetes Stiefelband „einfach durchgeschneiden" und fragt die Mutter, ob sie die Ernte vom Stachelbeerbusch schon „gewiegt" habe. Die unregelmäßigen Verben und ihre Ablautung sind ja bekanntlich überall und überhaupt ein lustiges Kapitel; die rote Grütze, die in der Küche bereitet wurde, „raach" so wunderschön, als Roswitha im Garten „ging, nein: gang, nein: gung"; sie möchte sich „epwas" davon „nimmen". Und wenn es eine „Faulheit" gibt, warum soll es keine „Fleißheit" geben; wenn man von Emsigkeit spricht, warum soll sich Irene nicht über die „Faulkeit" ihrer Puppe entrüsten? Ist man nicht souverän und kann man nicht einfach Plurale und Wörter schaffen, die es bis dahin nicht gegeben? Wenn Rosenkohl auf den Tisch kam, verzichtete Erasmus; er mochte die „kleinen Köhler" nicht; die Peitsche war ihm ein „Knallstock", und die Kiemendeckel der Fische waren „Fischklappen". Die Frauen, die im Kloster leben, heißen Nonnen, die Männer, die im Kloster leben, demgemäß natürlich „Nonnenmänner", und wenn man die Lampe angezündet hat, so muß man sie beim Zubettgehen „auszünden".

Muß sich der Deutsche Sprachverein nicht freuen, wenn aus dem welschen „Vestibül" ein deutsches „Westerbül" wird? Wenn es nach Süden liegt, sagt man natürlich „Süderbül".

Wurzelecht ist dieser Purismus Roswithens freilich nicht; als ich verschiedentlich scherzenderweise das Wort „naturellement" gebraucht hatte, sagte sie statt „natürlich" nur noch „natürlichrallemang".

Dagegen verfuhr sie wiederum höchst selbständig, ja tyrannisch bei der Transition des Tätigkeitsbegriffes auf Subjekt oder Objekt. Sie dichtete eines Tages bei einem ihrer Spiele, daß es regne, und spannte ihr Schirmchen auf. „Warum spannst du denn den Schirm auf?" fragte ich. „Ich beschütz' den Regen," versetzte sie.

Aber dieser Irrgarten der Wörter und Laute ist nur ein kleines Vorgärtchen zum Labyrinth der Begriffe. Denkt euch, ihr blickt von erhabenem Standort auf ein riesiges Manöverfeld, in dem eine Armee nach allen Richtungen zerstreut und durcheinandergewirrt wäre. Da ertönt das Signal zum Sammeln, und plötzlich entsteht ein so heilloses Ameisengewimmel, daß ihr glaubt, es könne sich nie und nimmer entwirren. Aber mehr und mehr kommt Ordnung in den Haufen; immer deutlicher formen sich die Gruppen, und endlich steht jede Division und jede Kompagnie an ihrem Platze und jeder Mann in seinem Zuge an rechter Stelle.

Daran muß ich immer denken, wenn ich das Gekribbel und Gewibbel und Gewusel der Vorstellungen und Begriffe in einem Kinderkopf beobachte, und kein Schauspiel dünkt mich wunderbarer und entzückender, als wie diese Begriffe und Vorstellungen sich nach und nach von selbst zurechtlaufen.

Interessant ist schon die Chronologie der kleinen Köpfe. „Einmal," so erzählt unsre Roswitha ihrer Mutter und mir, „einmal hab' ich im Eppendorfer Weg 'n ganz großen Löwe gesehen!" und als wir an der Wahrheit dieser Erzählung zweifelten, fügte sie hinzu: „Ganz gewiß, da wart ihr noch gar nicht geboren."

Als sie eines Tages hörte, daß Männe, ihr geliebter Teckel, auch einmal sterben werde, da meinte sie nach längerem Nachsinnen: „Na ja, wenn er denn stirbt, un wenn Kurti denn mein Mann is, denn lassen wir ihn ausstopfen, un denn stellen wir ihn aufs Büfett." Männe wird eben nicht eher sterben, als bis sie verheiratet ist und ein Büfett hat. Kinder sind Götter und arrangieren den Weltlauf höchstselbst. Und der Gedanke, daß etwas Geliebtes ganz aus ihrer Nähe verschwinden könnte, besteht für sie nicht.

Die Kinder, die Roswitha einmal haben wird, haben sofort ein gewisses vorgeschrittenes Alter; die früheren Kinderjahre überspringen sie. Ihre Mutter wünscht das so, weil sich interessanter mit ihnen spielen läßt als mit Säuglingen und Babys.

Roswithens ältere Schwester Hertha kennt keinen Unterschied der Zeiten nach Sitten und Gebräuchen; ihre Geschichtsbilder sind ein einziger Anachronismus. „Mutter," fragte sie, „wie hieß noch der Herr, der über die Volsker siegte?" Coriolan ist eben ein „Herr" wie der Nachbar Müller mit der karierten Hose und dem Zylinder. Geschichtslehrer sollten das bedenken.

Und alle sollten wir bedenken, daß Kinder von dem, was wir ihnen sagen, viel weniger verstehen, als wir ahnen, wenigstens von dem, was sie verstehen *sollen*. Was sie erleben, verstehen sie weit besser, als was wir ihnen sagen. Dieselbe Hertha kam mit der Theseussage nach Haus und erzählte frisch und munter: „Theseus hatte aus Versehen auf Kreta getreten." Was mag sie sich unter Kreta vorgestellt haben! Nie haben wir's herausgebracht.

Was mag sich unsre Jüngste jahrelang unter dem Worte „Dienstag" vorgestellt haben! Eines Tages sagte sie nämlich mit größter Entschiedenheit: „In mein ganzes Leben is noch nie Dienstag gewesen!" Und ein andres Mal fragte sie: „Nich, Pappi, Eis is doch kälter als Winter, nich?" Wie sah der Winter aus in diesem Köpfchen? Nicht wahr, das ist ein Helldunkel, so geheimnisvoll, wie es keinem Rembrandt je gelungen ist, nicht wahr, da tun sich zauberdunkle Höhlen voll flimmernder Nächte auf?

Zuweilen gemahnt das kindliche Tasten an den blinden Glücksgriff des Genies. „Was ist denn ein Paradies?" fragte ich einst ein kleines Mädchen. „Ein Friedhof," antwortete es ohne Besinnen. Der Friede mochte das tertium comparationis sein, das die beiden Gärten in der Seele des Kindes zu einem gemacht hatte. Und auf der Straße hörte ich einst, wie hinter mir ein Büblein zum andern sagte: „Gestern ist meine Großmutter eingepflanzt worden." Das ist eigentlich noch schöner als Schillers Verse:

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß . .

II

Wir verbinden die Vorstellungen zu Begriffen, wenn sie in den wesentlichen Merkmalen übereinstimmen; das Kind stellt solche Verbindungen nach einzelnen, oft nach einem einzigen und dazu noch zufälligen Merkmal her. Das ergibt dann Aussprüche von merkwürdigem Tiefsinn und von überraschender Komik. Ein Sechsjähriger kam an seinem ersten Schultage mit der verwunderten Bemerkung heim: „Sie sagen in der Schule gar nicht „Sie" zu mir." Daß seine Verwandten und seine Spielkameraden und die Freunde des Hauses ihn duzten, war begreiflich; sie waren ja Bekannte; aber fremde Leute sagen doch „Sie" zueinander.

Ein andrer Abcschütze berichtete mit gleicher Verwunderung: „Die Schulbänke sind gar nicht gepolstert." Man sollte glauben, er sei ein verwöhntes Seidenpüppchen gewesen; aber das Gegenteil war der Fall; er war ein einfach gewöhnter, derber Junge; aber mit dem Begriff eines Sitzgeräts war ihm das Merkmal der Polsterung verbunden.

Einer meiner Freunde ging mit seinem neunjährigen Neffen in einen Juwelierladen, dessen Inhaber ihm unter anderm auch einen hübschen Ring für den Buben anstellte. Er steckte dem Knaben den Ring an den Finger und meinte, ob er solch einen Ring nicht haben möchte; der Junge aber lehnte entschieden ab. Wieder auf der Straße, sprach er mit einer gewissen Entrüstung zu seinem Onkel: „Ich weiß gar nicht, was der Mann mit seinem Ring wollte! Ich d e n k e gar nicht ans Heiraten."

Natürlich sind es vor allem die sinnlichen Merkmale der Dinge, die in den Kindern haften und nach denen sie diese Dinge erkennen und bestimmen. Roswitha hatte mit großen, vor Teilnahme ganz dunkeln Augen das Lied von den zwei Königskindern gehört, für die das Wasser viel zu tief war. „Warum schwamm denn der Königssohn hinüber?" fragte ich sie. „Er konnte doch nicht so weit hinüberlieben," war ihre Antwort. Lieben heißt die Arme um den Hals des andern schlingen, ihn drücken und küssen.

Selbst die Geister denkt sich Roswitha in einer nicht zu überbietenden Konkretheit. Sie hatte sich im Dunkel ihres Schlafzimmers vor „Geistern" gefürchtet (wie sie darauf verfallen war, weiß ich nicht); in einer dunkeln Zimmerecke argwöhnte sie solch einen Störenfried. Wir hatten ihr versichert, daß es Geister von der Art, die die Leute bei Nacht belästigen, nicht gebe (in solchem Alter gibt's die ja wirklich nicht), und hatten sie genau in alle Winkel schauen lassen, um sie von der Gespensterreinheit des Zimmers zu überzeugen. Das hatte sie denn auch beruhigt. Aber einige Wochen später mußten ihr doch wieder Zweifel aufgestiegen sein; sie rief noch spät ihre Mutter ans Bett und vertraute ihr ihre Befürchtungen an:

„Ich weiß ja, daß es keine Geister gibt; du hast es mir ja gesagt; aber ich muß immer daran denken: vielleicht is doch noch einer nachgeblieben, un der hat sich vielleicht vermehrt."

Kann man sich Geister sinnlicher vorstellen?

Und wie sie allem Geistigen einen Körper geben, so — das ist bekannt — beseelen sie alles Körperliche. Weil ihnen Körper und Geist noch ungetrennt sind, weil ihnen die Welt überhaupt noch als ein einheitliches Ganzes, nicht als eine Vielheit erscheint! Sie besitzen durch die Gnade der Natur noch die Synthese, die der Philosoph, wenn er die Welt analytisch zerbröckelt hat, vergeblich wieder zu erringen sucht; sie sehen die Welt noch in größeren Komplexen als wir. Das zeigt sich höchst charakteristisch in ihrer Orthographie; sie hören nicht Wörter, sondern ganze Wortkomplexe, ganze Sätze als eins. Als Roswitha Briefe zu schreiben begann, da schrieb sie an ihre Freundin nicht nur: „Dann kristu (kriegst du) meine Puppe," sie lud sie „aufnganſentag", das ist auf einen ganzen Tag, zu sich und berichtete ihr, daß Männe „gansauſersich", das heißt ganz außer sich vor Freude gewesen sei.

Und sowenig sie die Worte und Dinge voneinander trennen, sowenig trennen sie sich selbst von den Dingen des Alls. „Seid umschlungen Millionen", dieses Wort im grenzenlosesten Sinn ist ihre Weltanschauung. Da kann es nicht wundernehmen, daß Hertha fürchtete, ihre Puppe werde Heimweh bekommen, und daß Roswitha von ihrem Kaninchen „Swatti" erzählte:

„Als ich Swatti fragte: „Hast du dir weh getan?" da sagte es: „Was geht dich das an!"

„Wie?" fragte ein ungeschickter Mann, „hat Swatti denn gesprochen?"

Überrascht sah ihn Roswitha an. „Er hat so gemacht," und verzog blitzschnell das Schnäuzchen, wie es die Kaninchen tun und wie es die Kinder machen, wenn sie maulen und trotzen. War das nicht Sprache genug?

Alles Leben ist eins, und in einem einzigen Strome durchzieht es alle. Darum sprang Roswitha heftig auf, als in einer häuslichen Aufführung die Königin über den Tod Sneewittchens triumphierte, und rief mit Tränen in den Augen:

„Du freche Deern, du sollts man tüchtig Haue haben!"

Und darum erlebte ich eines Tages, als ich zum hundertsten Male den „Tell" sah, etwas ganz Neues. Als die Rütlimänner auseinandergingen, und die Urner wieder die Felsen hinanstiegen, da winkten sie ihren Genossen zum Abschied, und diese winkten zurück. Und wer winkte mit? Mein Töchterchen Hertha, das an meiner Seite saß. Sie lebte zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts in der Schweiz; sie hatte mitgeschworen und kehrte nun heim „zu ihrer Freundschaft und Genoßsame".

Und wie *sie* alles sind, so *können* sie alles, was sie sehen. Daß Rudi „Seemann oder Dichter" wird, steht fest, daß er dabei auf Schwierigkeiten stoßen könnte, ist ausgeschlossen; daß er als Seemann den Nordpol finden wird, leidet keinen Zweifel. Aber das alles ist mit menschlicher Kraft zu erreichen. Kinder haben überdies noch Wunderkräfte. Wenn Roswitha mit fanatischer Gebärde ausruft: „Ich verzauber' dich als Tier!" dann ist Rudi ein Tier, da gibt es keine Berufung.

Und wie die Kraft, so der Glaube. Als ich einst mit Hertha spazieren ging und wir an einem Wagen mit einem Schimmel vorbeikamen, sagte sie: „Das ist der siebenunddreißigste Schimmel, den ich seh'."

„Zählst du denn die Schimmel?" fragte ich höchlichst überrascht.

„Ja, ich zähl' alle Schimmel, die ich seh', und wenn man neunundneunzig gesehen hat, dann kann man sich was wünschen." Sie machte dabei dieselben Augen wie damals, als sie den Urnern zum Abschied winkte.

Die größten Magier und Wundertäter aber sind Vater und Mutter. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit einer Zeit, da ich glaubte, daß meine Eltern alle meine Gedanken wüßten wie der liebe Gott. So haben meine Frau und ich bei Roswithen unbegrenzten Kredit. Als sie ihre erste, rührend einfache Weihnachtshandarbeit machte, beriet sie eifrigst und eingehendst mit ihrer Mutter darüber, wie sie dies Geschenk am besten vor ihr verbergen könne. Vieles wurde erwogen, vieles wieder verworfen. Endlich rief sie: „Ach was, ich leg' es einfach in meine Puppenkommode; ich weiß ja, daß du nich darangehst!"

Und ein andermal sagte sie: „Ja, ich steck' ja noch immer den Daum'n in Mund, wenn ich einschlaf'; aber du wirst mir das wohl schon abgewöhnen." Dieses felsenfeste Vertrauen zur Mutter beruhigte ihr Gewissen vollkommen.

Wenn ich aber Roswithens Meinung von mir darstelle, so muß ich mich eigentlich schamroter Tinte bedienen. Als ein Bildhauer eine Büste von mir angefertigt hatte, da fragte ihr Bruder sie, auf die Inschrift im Sockel zeigend: „Was steht denn wohl drunter?"

„Pappi!" versetzte sie wie etwas Selbstverständliches. Die Welt hatte doch nur einen Pappi, und das war ich. Dumme Frage.

Als aber später einmal von Frankfurt a. M. die Rede war und ihre lehrfreudige Schwester Irene sagte: „Da ist der größte deutsche Dichter geboren. Wer ist das?" da rief Roswitha mit derselben Selbstverständlichkeit:

„Vater!"

Sie soll einmal meine Biographie schreiben.

Die nächsten im Range nach Vater und Mutter sind die Könige und Prinzen. Daher Roswithens tiefes Erstaunen, als sie in der biblischen Geschichte vernahm, daß die jüdischen Könige mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Gründlichkeit sündigten.

„Merkwürdig," sprach sie eines Tages sinnend zu meiner Frau, „jeder König tut eine große Sünde; a b e r a u c h j e d e r!"

Von den Prinzen hatte sie dagegen infolge von Schokolade eine andauernd gute Meinung. Ein Prinz nämlich hatte uns gelegentlich eines Besuches Schokolade für die Kinder gegeben, und als Roswitha ihr Teil empfing, fragte sie strahlenden Blickes: „Handelt der Prinz mit Schokolade?"

Man muß nämlich nicht glauben, daß sie wie ein Kriegsminister denkt und in solchem Handel etwas Deklassierendes erblickt; im Gegenteil: ein Prinz mit Degen, Barett und spanischem Mantel in einem Laden voll Schokolade stehend, wäre ihr ein besonders herrlicher Prinz gewesen. Hatte sie doch eines Tages, als ihre Geschwister ins Theater kamen und sie dafür durch Schokolade entschädigt wurde, triumphierend gerufen:

„Schokolade ist besser als Theater!" eine Wertung, der ich in manchen Fällen entschieden zustimme.

Unmittelbar auf Könige und Prinzen folgt dann, was Hoheit und Macht anlangt — hier zeigt sich Roswithens deutsche Natur —, der Schutzmann oder Konstabler.

„Wo ist denn Rudi?" fragte ich sie einmal, als sie etwa vier Jahre alt sein mochte. Rudi war der nachbarliche Spielgefährte.

„Och," versetzte sie, „wir ham uns doch 'n Herd gebaut, aus Sand, nich? un nu woll'n wir Suppe mit Reis zu Mittag kochen, nich? un nu fragt Rudi den Konstabler, ob wir das auch dürfen."

So weit muß es kommen mit der Loyalität. Nur sollten dergleichen Gesuche schriftlich abgefaßt und auf dem Instanzenweg erledigt werden.

Wir sind allgemach aus dem intellektuellen in den moralischen Irrgarten getreten. Hier besteht die Verwirrung oft in der verblüffenden Einfachheit. So überwindet Roswitha die Illoyalitäten des ersten Napoleon auf eine höchst summarische Art. Als man ihr erzählte, daß dieser Mann Ägypten, Italien, Spanien, Deutschland Österreich und so weiter erobert und mit Krieg überzogen hatte und nun auch noch Rußland erobern wollte, da rief sie empört: „Der is woll wahnsinnig! Der muß mal tüchtig was auf die Jacke haben!"

So ist es denn ja auch am letzten Ende gekommen, wenn sich die Sache auch nicht so einfach gemacht hat, wie es Roswitha meinte.

Kinder glauben an die unbedingte Wirksamkeit von Strafe und Ermahnung; sie beseitigen die moralischen Übel wie der Bader einen Leichdorn. Wie Roswitha fest davon überzeugt war, daß ihre Mutter ihr das Lutschen auf dem Daumen „schon abgewöhnen" werde, so ist sie tief davon durchdrungen, daß ihre Kaninchen die Unart des Erdwühlens ablegen werden, wenn sie ihnen ermahnend zuruft: „Ihr dürft aber nicht wühlen!"

Daß Roswitha bei aller Einfachheit ihrer sittlichen Begriffe in gehobenen Stunden gemeinsam mit Rudi das Räuberhandwerk betreibt und alles, was durch den Garten kommt, „überfällt", „fesselt" und „beraubt", mit besonderer Vorliebe mich, weil ich so viel in den Taschen trage, das kann in einem Irrgarten nicht wunder-

nehmen. Verwunderlicher ist schon, daß an der Innenwand der Räuberhütte, in der ich schon viele Jahre als Gefangener geschmachtet habe, ein Abreißkalender, ein Thermometer und ein Telephonbuch hangen.

Daß der Garten der Liebe für Roswitha noch im tiefsten Dunkel liegt, ist selbstverständlich; aber selbst dieser kimmerischen Finsternis entwachsen anmutige Blumen. Sie hatte öfters ein Kind in Begleitung einer Bonne durch unsre Straße spazieren sehen. „Das Kind gehört Doktor Melchers," sagte Hertha bei Gelegenheit.

„Nein, das Kind gehört dem Fräulein!" rief Roswitha energisch.

„Unsinn, Melchers gehört es," wiederholte Hertha, „ich weiß es doch!"

„Ach, was du schnackst!" rief Roswitha. „Dem Fräulein gehört es! Das Fräulein spielt doch immer mit ihm, nich? Un Melchers spielen nie mit ihm."

So verteidigte sie fanatisch das Mutterrecht des Fräuleins, worauf dieses wahrscheinlich gar kein Gewicht legte.

So viel immerhin scheint Roswitha von der Liebe schon zu ahnen: daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist. Man hatte ihr erzählt, daß die Nonnen niemals einen Mann nehmen dürften. Das versetzte sie in tiefes, trauerndes Nachsinnen. Dann aber fuhr sie plötzlich auf und rief: „Dürfen sie denn nicht wenigstens die Mönche heiraten?"

Was die Mönche zu diesem „wenigstens" sagen werden, bleibt abzuwarten.

Nicht wesentlich anders stand es mit der zwölfjährigen Irene, als sie uns erzählte: „Georg hat mir gesagt, er sieht kein andres Mädchen an als mich."

Das war von Georg deutlich genug; aber da Irene uns die Angelegenheit ohne Umschweife und freiwillig mitteilte, so waren wir beruhigt.

Als sie einmal unversehens in die Küche geraten war und eines der Dienstmädchen bei dieser Gelegenheit mit viel Empfindung Liebesbriefe von ihrem Sergeanten vorgelesen hatte, da waren wir beunruhigt. Aber als sie uns dann erzählte: „Anna hat Liebesbriefe vorgelesen, das war sooo langweilig!" da waren wir wieder beruhigt.

Georg wurde übrigens zum Kaffee eingeladen, erschien ohne jegliche Befangenheit, aß mit derselben Unbefangenheit unglaublich viel Kuchen und spielte dann mit Erasmus und den Mädchen Indianer in einem sehr komischen Kostüm. Er dachte offenbar noch nicht ans Heiraten, sonst hätte er kein komisches Kostüm angelegt. Er war in dem Alter, da man raucht, spielt und liebt, weil es die Erwachsenen tun; er war Toggenburg aus Nachahmung. Nachahmung ist fast alles kindliche Tun und Treiben; aber von einem gewissen Alter ab ahmt man nur nach oben nach. Bei Erasmus und seinen Genossen ging das so weit, daß sie nicht nur Theater spielten (den „Faust" natürlich), sondern sich auch in einer handschriftlichen Zeitung gegenseitig rezensierten. Da hieß es denn: „Der junge Künstler erschöpfte seine Aufgabe leider nicht restlos" oder „Der fleißige Darsteller möge sich nur nicht durch den wohlfeilen Beifall der Galerie zu Unnatürlichkeiten verleiten lassen und so weiter."

Wir lasen solche Blätter mit ernster Anteilnahme und lachten nicht; denn es ist etwas Heiliges an solcher Kindheit, daß sie keine Ahnung von ihrer Komik hat. Und doch waren diese Künstler so komisch wie Roswitha, als sie Maurer spielte und sich dazu eine Kelle geben ließ und eine Blechflasche, über die Schulter zu hängen, und eine Dose mit Kautabak und fleißig in Lehm und Schlamm arbeitete und dabei doch ein rosa Kleidchen mit Spitzenmanschetten trug!

Ja, sie wollen es gar zu gern den Erwachsenen gleichtun, freilich weniger in dem, was unangenehm und schwierig, als in dem, was angenehm und lieblich ist. Ein kleines Mädel aus befreundeter Familie fragte seine Mutter: „Mama, wann kann ich eigentlich tun, was ich will?"

„Ja," lachte die Mutter, „damit hat's noch gute Weile. Warum willst du's denn wissen?"

„Ach, dann will ich mir die Haare brennen," versetzte das kleine Weib.

Aber sie w o l l e n nicht nur erwachsen sein, sie w e r d e n es allmählich auch. Sie werden klüger, sie erwachen; Strahl um Strahl dringt Licht in den großen Irrgarten, und das zu beobachten ist ein fürstliches Gaudium, wenn auch oft ein wehmütiges. Der erwachende Intellekt zeigt sich gewöhnlich zuerst als Schlauheit, und wenn er sich bei jenem kleinen Mädel auf die Haare warf, so wirft er sich bei andern Kindern — und öfter — auf den Gaumen.

„Mama, z ä h l t ihr eigentlich das Konfekt, wenn ihr es in den Tannenbaum hängt?" fragte ein kleines Mädel seine Mutter. Das war ja nun noch eine ungenügende Leistung in der Schlauheit; aber sie bringen es mit der Zeit schon weiter.

Bei Roswitha — das muß ich ihr nachsagen — beleuchtet das eindringende Licht gewöhnlich größere Flächen und verbreitert sich zur Philosophie.

„Leibweh is eigentlich sehr schön," meinte sie schon mit sechs Jahren, „denn bespart man sich seine Schokolade auf, un denn hat man nachher noch welche." Das sind die Anfänge einer optimistischen Weltanschauung, die doch eigentlich darauf hinausläuft, daß man auch an Leib-, Kopf- und Zahnweh das „Schöne" herausfindet. (Bei Zahnweh hält es schwer; aber es geht auch.)

„Teufel, komm und hol sie!" rief sie einmal, als sie über eine streitsüchtige Spielgefährtin heftig erbost war, und dann setzte sie resignierten Tones hinzu: „Schade, daß es keinen Teufel gibt."

Ihre Philosophie ist also freilich noch die Tochter der Wünsche; aber immerhin philosophiert sie schon wie Voltaire, der behauptete, wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden, und, wenn man's genau nimmt, auch wie Kant, der den lieben Gott absetzte, um ihn wieder einzusetzen.

Ja, sie hatte schon verhältnismäßig früh sozusagen ethische Anfälle. An einem schönen Ostermorgen hatte sie mit bemerkenswerter Findigkeit die meisten Ostereier, selbst in raffinierten Verstecken, gefunden; aber statt sich nun wild in den Genuß zu stürzen, sagte sie: „Bitte, Mammi, bitte, Pappi, versteckt sie noch einmal; ich mag sie so gern suchen." Hier überwog also schon die Lust des Erringens das Gelüste des Gaumens. Natürlich nicht für den ganzen Tag.

Ihr Gehirn war damals überhaupt schon mächtig an der Arbeit. „Ich möcht', daß ich mal recht viel Zeit hätte!" seufzte sie eines Tages.

„Nanu?" rief ich verwundert. Mehr als vierundzwanzig Stunden am Tage kann man doch nicht gut Zeit haben. „Wozu denn?" fragte ich.

„Denn möcht' ich mal so recht über a l l e s n a c h d e n k e n!" Sie sagte es langsam, nachdrücklich und sehnsuchtsvoll. Die Welt, das Leben drang in allzu reicher Fülle auf sie ein; sie konnte nicht alles bewältigen; da war so viel, das sie nicht begriff. Es schien eine richtige Sorge in ihr zu sein. O ja, Kinder haben auch manchmal Sorgen, und sie nagen genau so scharf an ihnen wie an uns. Roswitha drängte einmal ihre Mutter, sie möchte ihr doch Unterricht geben.

„Oh, das hat noch Zeit," meinte die Mutter.

„Aber wie soll ich denn durch die Welt kommen!" rief die Kleine bekümmert.

Sie tanzen sorglos über Abgründe dahin und machen sich Sorgen um den Schatten eines Halmes. Aber es sind Sorgen. Kindereien sind für sie nicht Kindereien. Ich überraschte einmal einen vortrefflichen Mann und berühmten Gelehrten dabei, wie er den Tannenbaum für die Seinen putzte und dabei fortwährend hockend und kniend um den Baum herumrutschte.

„Warum machen Sie denn das?" rief ich erstaunt.

„Ja," sagte er, „man muß bedenken, daß die Kleinen den Tannenbaum von unten sehen; man muß ihn aus der Perspektive der Kinder schmücken."

So müssen wir Sorgen und Freuden, Tränen und Lachen der Kleinen aus der Kinderperspektive betrachten.

Wenn man das tut, wird man freilich zuzeiten heftig überrascht von einem wahrhaft hellseherischen Blick der Kinder in das Leben der Erwachsenen. Roswitha will später einen gewissen „Kurt" heiraten, das steht fest. Sie werden dann in unserm Hause wohnen, und zwar hat die junge Frau die besseren, unteren Zimmer — das muß man ihr lassen — ihren Eltern, die oberen, geringeren sich und ihrem Manne zugedacht.

„Aber weißt du denn schon, ob dein Mann seine Schwiegereltern bei sich haben will?" fragte meine Frau.

„Hach!" rief Roswitha mit unbekümmertem Lachen, „das werd' ich ihm schon so lange vorpredigen, bis er ja sagt."

Ist diese Kenntnis von der Macht der weiblichen Rede nicht verblüffend? Oder ist das nichts als weiblicher Instinkt?

Und voll, gepfropft voll von rührenden und komischen Wundern ist dann die Zeit, da die Klarheit so weit vorgeschritten ist, daß Bewußtsein und Unbewußtheit das Gleichgewicht suchen und das Zünglein an der Wage unaufhörlich schwankt, die Zeit, da Leib und Seele die Stimme wechseln. Dann wollen sie beides sein, Kind und Weib, Junge und Mann. Dann sind zwei Seelen, ach, in ihrer Brust:

Die eine hält mit derber Liebeslust
Sich noch ans Spiel mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher —

ach, so zweifelhaft „hoher" Ahnen. Dann will die vierzehnjährige Roswitha noch in einem höchst primitiven Indianerkostüm als Chingachgook im Garten umherspringen („das kann ich doch noch ruhig spielen, nicht, Mutter?"), um zwei Minuten später mit Entrüstung zu rufen: „Ich bin doch kein Kind mehr!" Dann benimmt sich der Faustdarsteller und Hamburger Dramaturg Erasmus noch wie ein rechter Tertianer. Nicht im Wachen, o nein, da hält er die Ohren steif als Grandseigneur, aber im Schlaf. Er redet nämlich aus dem Traum und führt den Dialog weiter, wenn man ihm antwortet. Die Tür zu seinem Schlafzimmer stand offen, als ich vorüberging, und ich hörte ihn laut rufen. „Nanu!" rief er.

„Was ist denn?" fragte ich.

Er (noch lauter und schwer entrüstet): „Nanu!"

Ich: „Was gibt's denn?"

Er: „Es läutet ja gar nicht!"

Ich: „Warum soll es denn läuten?"

Er: „Ist doch schon elf!"

Aha! Jetzt begriff ich. Er saß in der Schule, und die Lateinstunde wollte nicht rechtzeitig schließen. Daß so eine Lateinstunde anfängt, ist schon eine Gemeinheit von ihr; aber nicht rechtzeitig zu schließen — da kocht die Jünglingsseele. Im Schlafe war Lessing-Faust eben noch Pennäler.

In solcher Dämmerung der Seele, in solch ambrosischer Nacht war's, daß Irene, die Selektanerin, die Fast-schon-Seminaristin mit seltsamen Augen auf das Wunderknäuel starrte, das ihre jüngste Schwester zum Geburtstag erhielt. Meine Frau sah diesen Blick, und als sie Irene bald darauf ebenfalls ein Wunderknäuel schenkte, da lag Irene nichts ferner als Würde und Entrüstung und nichts näher als Freude und Lachen.

Solch ein Wunderknäuel ist ein Garnknäuel, das einen ganzen Nibelungenhort von Ringen, Ketten, Seidenbändern, Schokolade und so weiter in sich birgt. Wenn die Mädel nun bei fortschreitender Arbeit das Garn abwickeln, so kommen nacheinander alle diese Kostbarkeiten zutage. Da gibt es viele Ahs! und Ohs!, viel Staunen und Lachen.

Die Kindheit ist solch ein Wunderknäuel. Eigentlich ist das ganze Leben solch ein Wunderknäuel; aber dann sind auch andre Sachen drin. Und ein Glück ist es, der Abwicklung solch eines kindlichen Wunderknäuels mit offenen Augen zuzuschauen.

Das unsre ist für diesmal zu Ende; an seinem Faden sind wir an einen Ausgang des großen, flimmerdunkeln Irrgartens gelangt und treten nun wieder hinaus ins helle Licht, ins grelle Licht des Tages.

Zwei Gedichte von Georg Busse-Palma

Vergangenheit

Glaub nicht, daß die Vergangenheit
Tot ist, weil du sie nicht mehr siehst.
Was sich als Tat von dir befreit,
Lebt zweimal, eh' der Kreis sich schließt.

Die Tat ist wie ein Bumerang,
Der sausend durch die Lüfte schnellt,
Aufschlägt und dann im Überschwang
Rückfliegend auf den Werfer fällt.

Gib acht: sie kehrt in jäher Flucht
Aus Tagen, längst dahin geglaubt!
Gib acht: sie keult in voller Wucht
Dir sonst dein unbehelmtes Haupt!
Um Gnade bitten heißt Gott lästern.
Das Wurfholz flog und muß zurück!
Doch hilft dir eins: sei kühn wie gestern!
Ergreif's im Flug und preis' dein Glück!

Nach dem Sturm

Wie Raubtiermäuler spien die Wellen
Dickgelben Geifer auf den Strand.
Nun seh' ich fern das Segel schwellen
Des Fährmanns, der die Stürme bannt.

Sein Blick macht jede Woge leise
Und geht wie Öl darüber her.
Der Wind dämpft sich zur Schlummerweise,
Und glatt wird das geduckte Meer.

Du stiller Fährmann, schon seit Jahren
Hab' ich verhärmt auf dich geharrt!
Soll ich nun endlich überfahren?
Sieh: Rosen schneid' ich ab und wart' ...

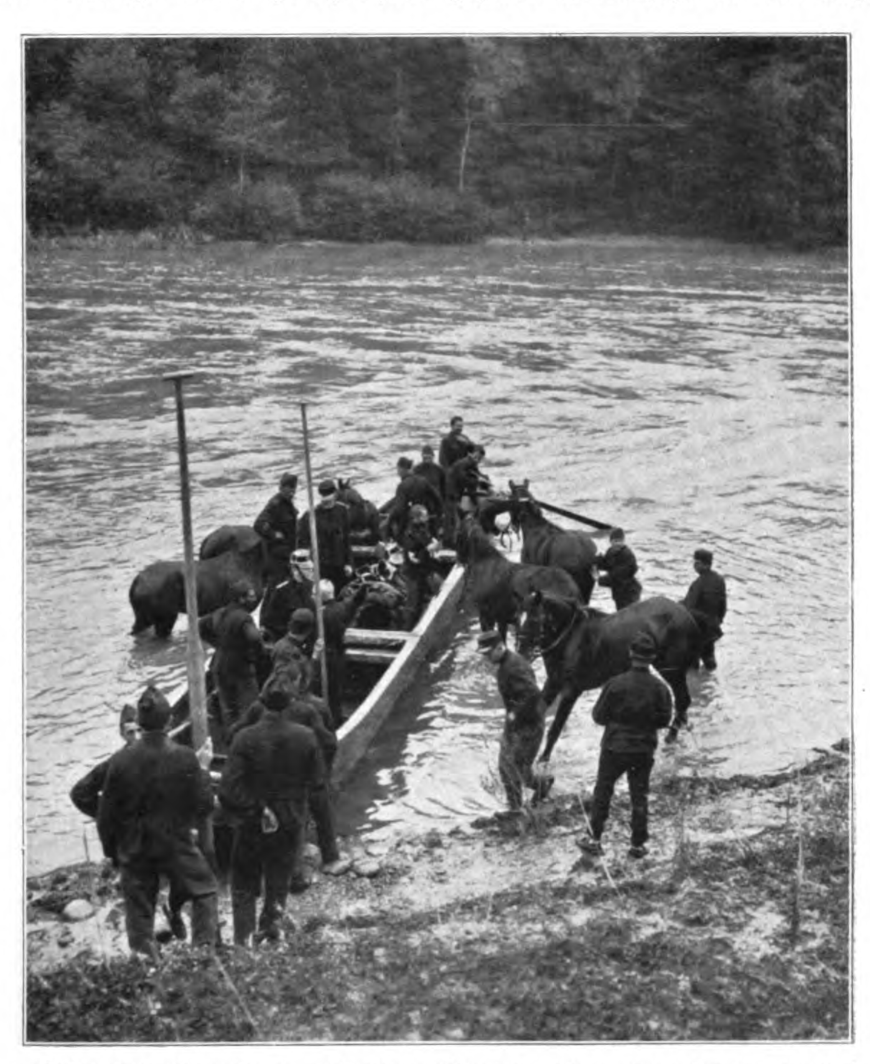


Feldgottesdienst

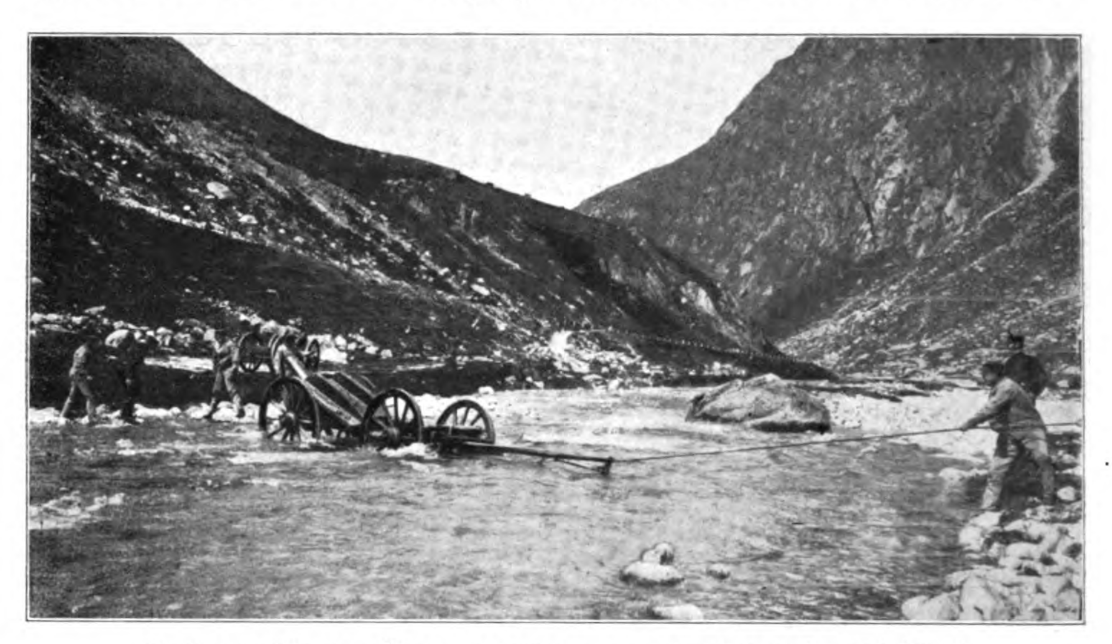
(Zu dem umseitigen Artikel: „Schweizer Manöver".)

Schweizer Manöver

Der Besuch des Deutschen Kaisers zu den diesjährigen Schweizer Manövern hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses tapfere Schützenvolk gelenkt, dessen militärische Ausbildung eigentlich mit dem Alter beginnt, in dem der Knabe den Schießprügel zu „zwingen" vermag. Die Schweizer sind mit Recht stolz auf ihr Volksheer. Der Schweizer Soldat fühlt sich auch im Privatleben durchaus als Soldat. Er nimmt nach jeder Übung seine Waffe, der Kavallerist sein Pferd mit nach Hause. Schon der Turnlehrer in den Schulen betrachtet den Knaben vom zehnten Lebensjahr an als angehenden



Schweizer Kavallerie, mit ihren Pferden über einen Fluß setzend



Gebirgsartillerie: Übergang über einen ziemlich tiefen Flußlauf

Soldaten. Der Unterricht ist eine Art Vorschule für die Wehrpflichtigen. Mit zwanzig Jahren muß sich jeder gesunde Schweizer der Rekrutenschule stellen und der Infanterist einen Kursus von 47, der Kavallerist von 82, der Artillerist von 44 bis 57, der Geniesoldat von 52 Tagen absolvieren. Zur Wiederholung des in dieser ersten Übung der Rekrutenschule Gelernten finden für den Auszug (vom zwanzigsten bis zweiunddreißigsten Lebensjahr) alle zwei Jahre, für die Kaval-



Schweizer Gebirgsartillerie im Hochgebirge: Kurze Rast

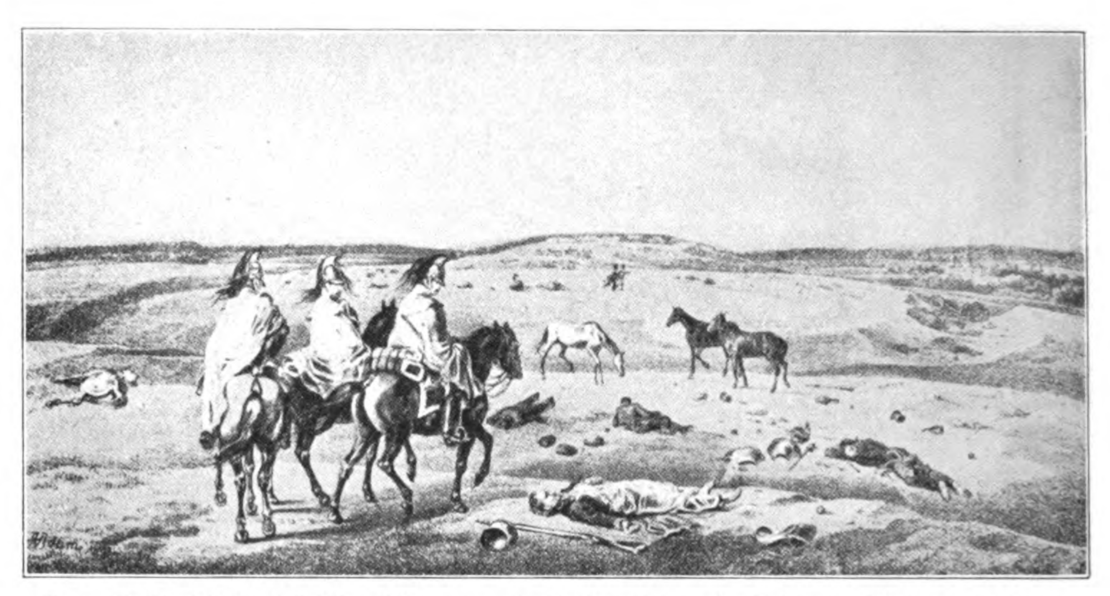


Schweizer Gebirgsinfanterie, nach dem Übergang über einen Gletscher in voller Kriegsrüstung einen Schneehang hinabgleitend

lerie jährlich, für die Landwehr (vom dreiunddreißigsten bis vierundvierzigsten Lebensjahr) alle vier Jahre Übungen statt von 10 bis 22 Tagen. Die Offiziere haben alljährlich besondere dreitägige Schießübungen abzuleisten. Die Leitung der Ausbildung haben Instruktionsoffiziere als besoldete Bundesbeamte. Aber auch nur ein Viertel aller Instruktionsoffiziere wird zum ständigen Dienst im Heere herangezogen, die übrigen erhalten keinerlei Entschädigung, sie erfüllen irgendeinen andern Beruf, bis sie das Vaterland ruft.



Untersuchung eines lahmenden Pferdes, das von der marschierenden Truppe als marode ausgeschieden wurde



Das Schlachtfeld bei Borodino am 8. September. Nach dem Stich von Adam

Karl Bleibtreu: Borodino

(5. bis 7. September 1812)

Die unablässig zurückgehuften Russen mußten endlich zum Schutz des heiligen Moskau eine Entscheidungsschlacht wagen, wie Napoleon wünschte. Ihre Stellung umschrieb eine im Norden seitwärts gebogene krumme Linie. Ihre Linke unter dem georgischen Fürsten Bagration lehnte die Flanke an den Wald von Utiza, hatte im Talgrund von Doronino eine große Schanze als vorgeschobenen Posten, dahinter am Semenofskabach drei Redouten. Ihr Zentrum unter Barclay de Tolly, dem baltischen Deutschen, stützte sich auf ein noch größeres Erdwerk, die Kurganschanze, zwischen dem verschanzten Dorfe Semenofskaja und dem Dorf Borodino an der Kolotscha, deren gekrümmter Flußlauf im Südwesten vertikal die Stellung umfloß bis Gorki. Dort besaß die Rechte unter dem Serben Miloradowitsch gleichfalls eine Reihe von Schanzen, und Napoleons ursprünglicher Anmarsch schien dorthin zu leiten. Er dachte aber nicht daran, diese ziemlich unzugängliche Front anzurennen, sondern schwenkte am 5. September südöstlich ab und überschritt die Kolotscha, Korps Davout voraus. Seine Division Compans erstürmte glänzend die hochgelegene Schewardinoschanze, während angeblich Murat und Davout die Flußdörfer Fominka und Alexinski nahmen und Poniatowski weiter östlich Doronino. Alle Berichte lassen die Polen heute besonders stark fechten, doch deren Taten in Rußland und Deutschland werden stets — wie durch Reklamevereinbarung — überschätzt. Die untrügliche Offiziersverlustliste lehrt, daß sie sowohl heute als in der Hauptschlacht wenig litten und wenig energisch stritten, mögen Uminski und Oginski auch das Gegenteil fabeln. Gegen sieben russische Reiterregimenter, die ins 111. Piemontesische mit einigem Erfolg einhieben, kamen außer polnischen Reitern nur Neys 11. holländische Husaren zum Kampfe, von denen man nirgends liest, die aber allein elf Offiziere verloren. Die Berichte sind überhaupt so wirr, daß Thiers, Ségur, Labaume das 61. oder 108. (das gar nicht mitfocht) die Schanze erobern lassen, während das 57. es tat. Jedenfalls hat man dieses Einleitungsgefecht stets viel

zu bedeutend geschildert, wie denn Thiers von 4000 bis 5000 Mann (höchstens 2000) Verlust Napoleons, 7000 bis 8000 der Russen fabelt.

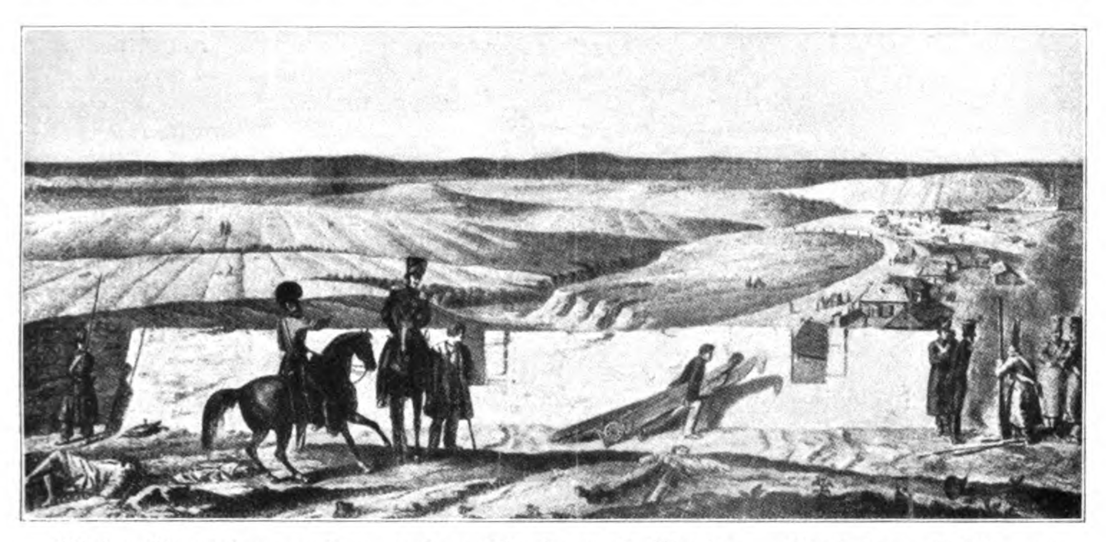
Der 6. September verstrich unter Vorbereitungen zur Entscheidung. Durch die Moskowiterreihen trug man das Bild der Gottesmutter von Smolensk, die napoleonischen Legionen legten Paradeanzug an, als gelte es hohen Festtag. Da russische Rapporte und Historien systematisch fälschen, wie Tschitschagofs unpublizierte Memoiren ironisch zugestehen, darf man nur die aktenmäßigen Angaben des zuverlässigen Prinzen Eugen von Württemberg ernst nehmen, wonach die Russen 135 000 Mann mit 640 Geschützen zählten, davon freilich 16 000 meist nur mit Piken bewaffnete Milizen. Napoleon dürfte ungefähr 134 000 Mann gehabt haben (130 000 zu niedrig, weil 2784 Fourageure Davouts, 1466 Eugens nicht mitgerechnet, die alle zur Schlacht wieder eintraten). 587 Geschütze hielten sich am 7. früh bereit, die russischen Schanzen in Grund und Boden zu schießen.

Am 7. früh erscholl der Donner von 72 Zwölfpfündern, die aus den errichteten Batterieeinschnitten ein betäubendes Kreuzfeuer unterhielten, und Davout griff mit den Divisionen Compans und Desaix (Division Friant in Reserve, Divisionen Morand und Gérard links zum Vizekönig Eugen abgezweigt) die drei Zentrumsschanzen an, wo der Heerteil Bagrations ihn festen Fußes erwartete. Mit großartiger Bravour erstiegen die Franzosen um halb acht die östliche Redoute, wobei die rechts davon gestaffelten Westfalen und Hessen Junots sich umfassend anschlossen, später aber nebst Poniatowskis Polen die Waldhügel von Utiza bestürmten, über deren Flanke die Piken und Sensen der Landsturmmiliz hervorlugten. In furchtbar mörderischem Ringen mit zwei Grenadierdivisionen, deren eine der deutsche Prinz Karl von Mecklenburg heroisch führte, drohten Davouts Veteranen zuletzt zu erliegen, er selbst mit erschossenem Pferde stürzte, indes Compans und der Piemontese Desaix schwerverwundet niedersanken. Auch Generaladjutant Rapp, der Elsässer Haudegen, der zeitweilig das Kommando übernahm, fügte seinen vielen Narben drei neue schwere hinzu. Freilich bluteten auch drüben drei Divisionäre und Korpschef Gortschakof, wie denn im Laufe der Schlacht die russischen Grenadiere gänzlich vernichtet wurden. Angeblich schon um neun Uhr, nach russischem Bericht wohl richtiger um zehn Uhr, brachte Ney einen Umschwung. Persönlich mit dem 24. Leichten voran erstieg er die zweite Schanze. Die Division Ledru und die auf ein Regiment (1645 Mann) geschmolzene Württemberger Division behaupteten sich darin mit bestem Mute. Eugen von Württemberg sagt: „Die von den Württembergern eroberte Schanze“, was aber wohl landsmannschaftlich ihnen zu viel Gewicht beilegt.* Jedenfalls drang Neys Angriff durch. Die Division Razout bekam auch die dritte Schanze in Besitz. In den Zwischenräumen entspann sich aber schon während Davouts Kampf ein Reitergefecht, in das sich jetzt Neys Reiterei mit hineinwarf. Nachdem Davouts Chasseurbrigade versagte, stürzten die Württemberger Reiter tief in den Feind mit ausgezeichneter Bravour, wobei ihre Generale und Obersten fielen und die Leibchevaulegers fast vernichtet wurden. Da außer Ducas Kürassieren auch das aus Westen herbeigeeilte Reiterkorps Siewers sich einmischte, wurde die Übermacht zu groß. Da erschien Nansoutys leichte Division Bruyère, befreite den persönlich in Gefahr geratenen Ney und warf Siewers, der dabei verwundet wurde. Die gegenseitigen Berichte verwirren die Zeitdaten so, daß einerseits schon um halb zehn Uhr Bagration gewichen sei, anderseits Prinz Mecklenburg vorübergehend die Schanzen zurückerobert habe. Fest steht nur, daß auch die Division Konownizin vom Osten her eingriff und der Kampf noch bis Mittag in der Schwebe blieb, indem die Russen in verzweifelten Anläufen ihre Schanzen wieder zu nehmen suchten, was ihnen vernichtende Verluste einbrachte. Wahrscheinlich um elf Uhr attackierte Murat mit den schweren Divisionen Nansoutys, wie man denn statt der verworrenen und summarischen Überlieferung von einer einzigen Massenattacke Murats drei verschiedene unterscheiden muß. Diese erste scheiterte. Während Ducas Kürassiere bis zur hintersten Re-

* Sie verloren nur 260 inklusive Offiziere, ihre Reiter angeblich 270, nach andern Angaben viel mehr.

doute verfolgten, mußte Murat selbst sich vom gestürzten Roß zu dem Württemberger Fußvolk flüchten. Nansouty wurde am Knie verletzt. Hier fiel auch Oberst Meda der 1. Chasseurs, ein einstiger Gendarm, dessen Pistolenschuß die Kinnlade Robespierres zerschmetterte. Alle Brigadegenerale Neys, zwei der Württemberger (drei Obersten tot) bedeckten die Walstatt, doch blieb der Mannschaftsverlust sowohl bei Davout als Ney geringer, als man glaubt. Nur das 57. und Razouts 18. verloren je 41 Offiziere; ersteres trug nachher als Lohn das Croix d'Honneur auf den Uniformknöpfen. Das II 61. ließ sich in der linken Schanze niedermachen bis auf den letzten Mann. Gegen Mittag erlahmte Bagration und wich in die Verhaue von Semenofskaja, so gut wie vernichtet. Woronzof bekannte rührend: „Der Widerstand meiner Division konnte ja nicht von langer Dauer sein, doch endete er erst mit ihrer Existenz." Prinz Mecklenburg und 17 Stabsoffiziere (drei Obersten tot) bluteten, von seinen 4000 Grenadieren brachte ein überlebender Major noch 200 zurück!

Poniatowski warf inzwischen die Grenadierdivision Stroganof und vier Jägerregimenter aus Utiza, seine 1700 Reiter schlugen sich unentschieden mit Karpof und der Kavalleriebrigade Orlow herum, weiteres Vordringen am Wald und Hügel mißlang, bis nach Mittag die Division Olsuwief des Korps Baggowud von Gorki her dort zur Hilfe anlangte. Ebenso sandte Kutusow jetzt das Gardekorps nach Semenofskaja, wohin Napoleon auf Neys stürmische Bitte die Division Friant vorzog und sogar auf Murats Vorstellung die junge Garde bis zum Fuß der Bagrationschanzen nachrücken ließ. Sie tat aber keinen Schuß, und der Kaiser schlug nachmittags dem obersten Kavalleriestabschef Belliard nochmals jedes Verausgaben der Garde ab, die er als Kern unantastbar halten wollte. Die Angabe, daß Friant schon um zehn Uhr gegen Semenofskaja stürmte, ist offenbarer Unsinn. Denn Napoleon erschien persönlich erst um halb zwei Uhr in dem erstürmten Ort, um Friants verwaiste Truppen zu ordnen, was ganz unverständlich wäre, wenn damals der Kampf schon stundenlang pausiert hätte. Vielmehr kam Friant sicher erst vor Mittag heran, und nun erfolgte allgemeiner Sturm Neys, verbunden mit Attacken Murats, wobei Friant schwer verwundet, Bagration jedoch getötet und alle Verhaue durchbrochen wurden. Jetzt trat bis gegen ein Uhr ein kraftvoller russischer Gegenstoß ein, besonders von der zweiten Gardebrigade und Kürassierbrigade Borosdin (Depreradowitsch) glücklich unternommen. Zuletzt aber obsiegte die französische Tapferkeit, laut „Historique" des 33. Friants behauptete es nebst dem 15. Leichten endgültig die Ruinen des Dorfes, das dreimal den Besitzer wechselte. Umsonst ließ Dochturof, der dort das Kommando übernahm, noch eine Brigade Rajewskis seitwärts vorgehen. Brigadegeneral Tutschkof fiel vor dem Regiment Reval, drei Gardeobersten bluteten. Alles wich rückwärts aus dem Semenofskagrund bis ans Holz von Kniäskowo. Die an dieser Stelle nicht mehr fortgeführte Schlacht beschränkte sich fortan auf grauenvolle Kanonade, die sich besonders gegen das Holz von Psarewo richtete, wo die Zarengarde reihenweise umsank. Nachmittags avancierte Tharreau in dieser Richtung, um sich in die Lücke zwischen Psarewo und Tutschkofs Waldstellung einzudrängen. Dieser kommandierende General fand bereits den Tod. Doch Olsuwiefs Brigade Orechus und Galizins drei Gardekürassierregimenter bereiteten Tharreau eine Niederlage, er selber schwer verwundet. Galizin eroberte beinahe „eine große Batterie", vermutlich die westfälische Artillerie, wurde aber vom 3. Westfälischen Regiment durch Salven verscheucht. Bei der Division Ochs, deren Gardebrigade zwar ursprünglich an Davouts Rechte sich anhängte, doch wenig focht (Ochs verlor nur 23, Tharreau 56 Offiziere), und den Polen blieb das Gefecht bis drei Uhr mäßig. Vorgestern und heute zusammen büßte das polnische Fußvolk nur 63 Offiziere ein, die Artillerie 12, die westfälische 10. Auch verloren die drei polnischen Reiterbrigaden nur 29 Offiziere, soviel wie die eine Kavalleriebrigade Davouts und viel weniger als die beiden Neys (50). Erst abends, als noch eine dritte Brigade Baggowuds hier anlangte, entbrannte nochmals ein hitziges Gefecht. General Orechus tot, der andre Brigadier Olsuwiefs, Graf Iwelitsch, verwundet. Bei den Polen nur Divisionär Krasinski, bei den Westfalen drei Brigadegenerale ver-



Hinter Borodino an der großen Straße nach Moskau. Nach dem Stich von Faber du Faur

wundet, der vierte gefallen. Ihre Reiterei schloß sich Murat an und litt ungemein. Sicher verdient hier die deutsche Aufopferung mehr Anerkennung als die gepriesene der Polen.

Dagegen teilten Deutsche und Polen sich brüderlich in den Ruhm von Murats zweiter Attacke. Angeblich um halb zwölf Uhr, wahrscheinlich viel später, setzte das Korps Nansouty rechts von Ney nochmals an, scheiterte aber wiederum, wobei drei Generale bluteten. Doch unmittelbar darauf entwickelte Latour-Maubourg seine polnischen Ulanen und sächsischen Kürassiere links von Ney und ritt alle nach Semenofskaja eilenden Verstärkungen durcheinander, rechts von ihm mischten sich die westfälischen Gardechevaulegers ein, während die westfälische Kürassierbrigade Lepell sich als Reserve aufstellte. Das weiter westlich stehende Korps Montbrun war aus dem tiefen verschleiernden Tal von Doronino auf den Höhenzug vorgetrabt, um die Artillerie zu decken, litt aber dort beträchtlich, Montbrun selbst fiel, Pajol wurde das Pferd erschossen, sein Brigadegeneral Subervie verletzt. Nach Thoumas Pajol-Biographie habe Pajol, zu dem sich die westfälische Husarenbrigade Wolff gesellte, heute überhaupt nie attackiert. Dem widerspricht aber sein großer Offiziersverlust und die Ehreninschrift: „La Moscowa" seines 11. Chevauleger- und 5. Husarenregiments, auch steht fest, daß seine preußischen Ulanen wiederholt eingriffen. Diese befreiten ihre Waffenbrüder der Brigade Subervie, polnische Husaren und württembergische Jäger, vor verfolgenden Dragonern und Ulanen. Denn auch Latour war von drei Fußgarderegimentern abgewiesen und von fünf frischen Kürassierregimentern abgeschüttelt worden. Diese Reiterschlacht, sich weit nach Osten fortsetzend, endete zwar mit Zurückströmen der Muratschen Geschwader, doch vertrieben die zur Aufnahme vorbrechenden westfälischen Kürassiere die Verfolger, wobei Lepell fiel und Fürst Galizin verwundet wurde. Unstreitig trug diese große Attacke viel dazu bei, die Eroberung von Semenofskaja zu erleichtern. Von zwei Uhr ab ruhte das erschöpfte Fußvolk hier beiderseits so völlig, daß die Division Eugen von Württemberg (Baggowud), die jetzt auch von Gorki heranrückte, nur Kavallerie und Artillerie bei ihrem Vormarsch begegnete. Die Kanonade raste derart fort, daß auch bei der jungen Garde zwei Generale niedergestreckt, ebenso zwei Generale der polnischen Gardeweichsellegion, drei Artillerieobersten getötet wurden. Drüben aber verlor die letzte Reservebrigade, nämlich die Zarenleibwache, am Kamenzkagrund kampflos 600 Tote bloß durch Geschützkugeln.

Im Westen fiel bis zum Nachmittag nichts Entscheidendes vor. Das 106. Ligne vertrieb die dorthin detachierten Gardejäger um sieben Uhr früh aus deren Kolotschadorf Borodino, erlitt aber bei weiterem Vorgehen durch eine Jäger-

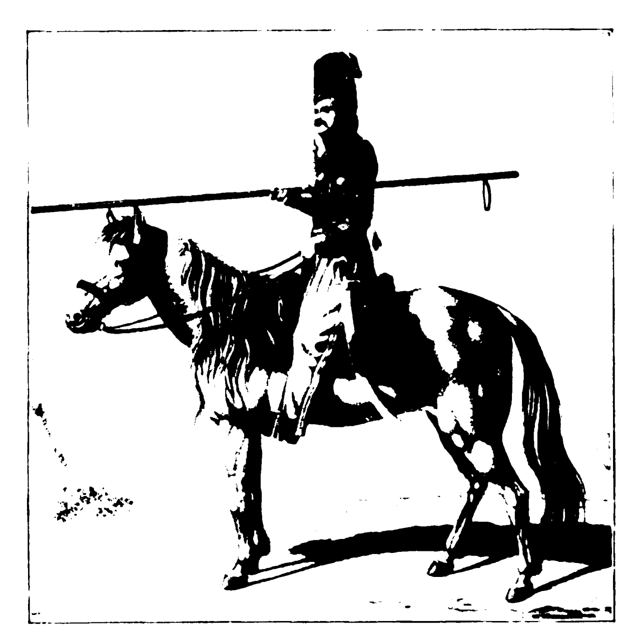


Schadow: Russischer Kosak

brigade eine auflösende blutige Niederlage, auf unerklärliche Weise. Die Russen zerstörten die dortige Brücke, und die Division Delzons blieb nebst der Italienergarde Lechi und der Kavallerie Ornano fortan am Nordufer, dort gefesselt durch ein seltsames Abenteuer. Miloradowitsch sandte nämlich das Reiterkorps Uwarow und Platofs Kosakenpulks mit reitenden Batterien ab, um diese abgetrennte linke Flanke Napoleons zu beunruhigen. In der Ferne mag sich die Reitermasse imposant ausgenommen haben und erregte solche Panik, einen Gewaltangriff auch mit Fußvolk vortäuschend, daß der Vizekönig selbst mittags ans Nordufer eilte. Die Sache verlief jedoch im Sande. Delzons' Vierecke wiesen jede Attacke ab, Ornano warf sich entgegen und Uwarow zog ab. Inzwischen eroberte die Division Morand die große Kurganschanze (westlich von den Bagrationschanzen) um neun Uhr, und das Korps Rajewski, das sich unter entsetzlichem Kreuzfeuer der Kanonade Eugens und Neys zuletzt in lauter Leichenberge auflöste, behauptete nur standhaft die Umgegend. Aus hier nicht zu erörternden Gründen erklären wir die russische Version, mittags oder gar schon um zehn Uhr sei Morand vom Korps Dochturof hinausgeworfen worden, für Zeitfälschung. Dies geschah erst vor zwei Uhr, das heißt nach Wegnahme von Semenofskaja, als gerade die Division Württemberg in die dort entstandene Lücke vorrückte. Die vorrückende Division Gérard (früher Gudin) mußte haltmachen. Nachdem die Kurganschanze zurückerobert und fast alle Verteidiger niedergemacht waren — lächerlicherweise gab man den dabei gefangenen Brigadechef Bonamie für Murat aus! — brach das Reiterkorps Kreuz vor, dem sich später das Reiterkorps Korff gesellte. Die drei obersten Reiterführer und die besten Infanteriedivisionäre, Prinz von Württemberg und Prinz von Mecklenburg, waren Deutsche! Tolstois Pamphlet auf die Westkultur „Krieg und Frieden", worin der widerlichste Deutschenhaß geifert, sagt natürlich nichts davon. Dafür hat aber deutsche Fremdtümelei sein unsinniges und gar nicht dichterisch verarbeitetes Borodinogemälde pflichtschuldigst ebenso bewundert wie die verzeichneten Scharlatanbilder Wereschtschagins, obschon der Württemberger Offizier Faber du Faur im Skizzenbuch des miterlebten Russenfeldzuges hundertmal Größeres leistete.

Jetzt aber rasselten zwei Kürassierdivisionen des Korps Montbrun in den Feind, vorüber am vivatrufenden 9. Ligne, den Wagramhelden der Division Broussiers, die also jetzt gleichzeitig südöstlich der Schanze vorrückte. Daß der Vizekönig „zauderte" und Murat allein die Entscheidung erzwingen wollte, ist unwahr. Die Artillerie verdoppelte ihr Feuer, General Sorbier galoppierte mit 36 Gardezwölfpfündern und Murats reitenden Batterien weiter vor; die an der Kolotscha und bei Semenofskaja aufgepflanzten Geschützmassen trieben das zermalmte Korps Rajewski ganz aus der Front und begrüßten auch das von Gorki heranziehende Korps Ostermann mit einem blitzenden Flammengürtel. Während das Fußvolk des Vizekönigs im Sturmschritt sich der Schanze näherte und das Korps Dochturof mit großer Hingebung dem Stoß aller drei Waffengattungen widerstand, warfen sich die vorüberbrausenden 5., 8. und 10. Kürassiere, die Aspernberühmten, in die Lücke, wo die Division Württemberg aufmarschierte.

Diese zählte nach Zurücklassung ihrer vier Jägerregimenter bei Gorki nur 3600 Mann, trat aber, ihres Heldenführers würdig, mit starrer Festigkeit dem Kugelschauer entgegen, der ihr sofort 200 Tote niederstreckte, zwei Generale verwundete und dem Prinzen drei Pferde unterm Leib tötete. Jetzt brach die Sturzwelle der Kürassiere, die zersprengten Dragoner des selbst vom Roß gehauenen Baron Kreuz vor sich her schwemmend, über ihre Bataillonsvierecke herein, in welche sich Barclay, Miloradowitsch, Rajewski flüchteten. Die Brigade Wolff unter dem einzigen noch lebenden Stabsoffizier widerstand aufs bravste. Auch Ostermanns Reservedivision Bachmetcheff II, obschon in Verwirrung gebracht, hielt sich. Teile des Reiterkorps Korff hieben erfolgreich ein, die Montbrunschen mußten zurück. Doch Murat führte persönlich Latours Geschwader vor und befahl Grouchy, zu attackieren, der sich westlich der Schanze entwickelte, doch schwerlich schon jetzt eingriff. Die geworfenen französischen Panzerreiter, diesmal Karabiniers in gelbstrahlendem Harnisch und die 1. Kürassiere mit weißen Achselbändern voraus, gingen sogleich wieder vor. Diesmal wurden das Regiment Prerau und Bachmetcheffs 33. Jäger niedergehauen, die 5. Kürassiere wandten sich links rückwärts und drangen in die offene Kehle der Schanze, die bisher Gérard und Morands Reste nicht nehmen konnten. Die Kanoniere ließen sich auf ihren Stücken töten, das Fußvolk erlag gemeinsamem Würgen von Schwertern und Bajonetten. Lichatchef selbst wurde schwerverwundet gefangen. Doch immer noch gab Barclay das Spiel nicht verloren. Nochmals kreuzten die Reiterkorps Korff und Kreuz die Klingen mit den übermächtigen feindlichen Geschwadern, eine Masse gesammelter Kürassiere Galizins trieb Latours Ulanen über den Abhang, Oberst Prinz Radziwill der 3., Oberst Potoki der 11. Ulanen fanden den Reitertod, ebenso Oberst von Gilsa der Westfalen und Oberst Désirat von Pajols 11. Chasseurs, die sogar ihre Standarte verloren. Da dessen 12. Chasseurregiment nicht weniger als 17 Offiziere einbüßte und Brigadegeneral Beurthe verwundet, ferner die 5. Husaren laut „Historique" eine Kanone eroberten, ist also Pajols Untätigkeit Mythe. Wiederum mußte Murat allerorts weichen, zwei Obersten, ein Brigadegeneral des Korps Montbrun bluteten, der stellvertretende Chef Auguste Caulaincourt fiel an der Spitze seiner Gepanzerten. Aber drüben sanken die Reiterdivisionäre Cretow und Alexsopol vom Sattel, Bachmetchef II ward ein Bein weggerissen, und als Dochturofs Division Kapzewitsch die Franzosen erneut aus der Redoute warf, fanden dort sieben russische Brigadegenerale ihr Grab. Es mochte vier Uhr vorüber sein. Auf Hilferuf Baggowuds aus Osten marschierte Prinz Eugen mit der Brigade Puschnitzki zu ihm ab; er bezeugt übrigens, daß Baggowud dauernd bis zur Nacht zurückgedrängt wurde. Barclays Artillerie brüllte wie wahnsinnig, selten erlebte man solches Feuer, doch die Wirkung auf Gérard blieb gering, Broussiers' 18. Leichtes verlor fast nichts. Dagegen schmolzen die in, um und hinter der Redoute zusammengedrängten Massen der Grünröcke wie Schnee in der Sonne. Sie zu sprengen, bedurfte es nur eines letzten Anstoßes, und diesen bot die sächsische Kürassierbrigade Thielmann. Um halb fünf Uhr (übliche Zeitfälschung halb drei) flog sie über Gräben und zerstampfte



Schadow: Donscher Kosak

Brustwehren von vorn in die Schanze. Kaum tauchten ihre Weißröcke mitten zwischen den Russen auf, als der Vizekönig mit den 9. und 35. (Mailand und Bologna) Broussiers' eindrang und alle Verteidiger niedermachte. Das blutgetaufte, vielumstrittene Bollwerk blieb fortan in französischen Händen, doch muß man bewundernd anerkennen, daß auch jetzt noch die Russen verzweifelt die Schlacht fortsetzten. Kapzewitsch zog sich nur 300 Schritt weit in eine Vertiefung zurück, Ostermann besetzte die hinteren Höhen; fünfmal versuchte er neuen Vorstoß, bis endlich Barclay ganz hinter den Gorutzkoygrund vor Gorki wich und neue Schlachtlinien bildete. Am Schluß tobte hier noch heftiger Kampf, wie Prinz Eugen, Buturlin, Danilefski aussagen, ohne jedoch richtige Zeitdaten zu geben. Da Napoleon um sieben Uhr vorritt, um auszukundschaften, ob die Gorkischanzen zu nehmen seien, so trat erst dann eine Pause ein. Er geriet dabei ins Kleingewehrfeuer, so daß ein Oberst Gérards ihn gewaltsam entfernte. Außer den vorsichtigen Bessières, Duroc, Caulaincourt redete ihm sogar Murat ab, nochmals anzugreifen, und Direktor-General Neigre des Munitionsparks schützte unwahrerweise zu großen Geschoßverbrauch vor. So blieb es bis neun Uhr bei erschütternder Kanonade. Wie mörderisch der Schlußakt war, wo die Division Bachmetcheff I und die reitenden Chevaliergarden sich frisch entgegenstellten und ebenso in Trümmer gingen wie alle übrigen Heerteile, zeigt der enorme Verlust Grouchys, der erst jetzt attackierte. Zuletzt wichen die Russen auch dort 1600 Schritt. Sie gestanden einen Verlust von 42 500 Mann zu, was Mithandelnde (Toll und Hofmann) schon auf 52 000 erhöhen. Wir halten 58 000 für die richtige Ziffer. Nie erwies sich klarer die Überlegenheit zivilisierter Franzosen und Germanen über barbarisches Mongolentum.

Erfahrungssätze

Von

Otto Weiß

Das vergessen viele: Es ist nicht alles verdeckt, was maskiert ist.

*

Mancher scheut einen kleinen Umweg — und tritt lieber in eine Pfütze.

*

Im Glück bescheiden zu sein ist immer noch leichter, als ein Unglück mit Stolz zu tragen.

*

Gewisse Leute unterhalten sich mit einer Würde — die jede Unterhaltung ausschließt.

*

Oft will jemand dies oder jenes um jeden Preis haben — nur nicht um den, der dafür verlangt wird.

*

In der historischen Entwicklung der Kunst, da wird bisweilen — die Abenddämmerung für Morgenröte ausgegeben.



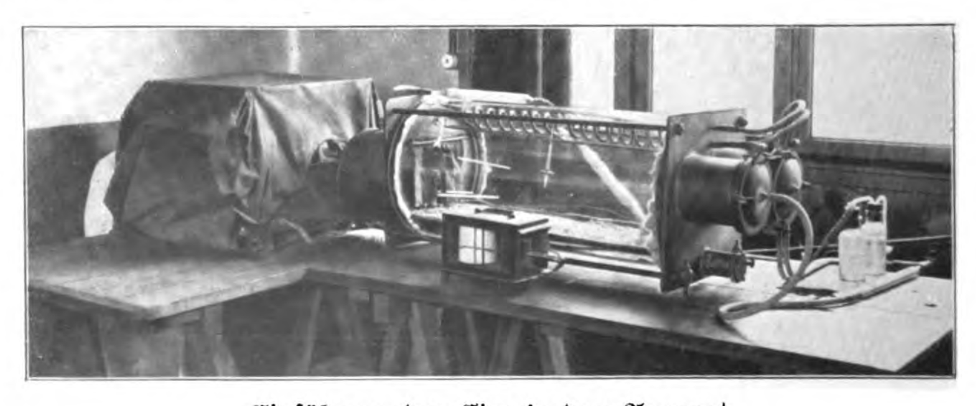
Der Ritter und der Tod. Nach einer Radierung von Hans Meyer



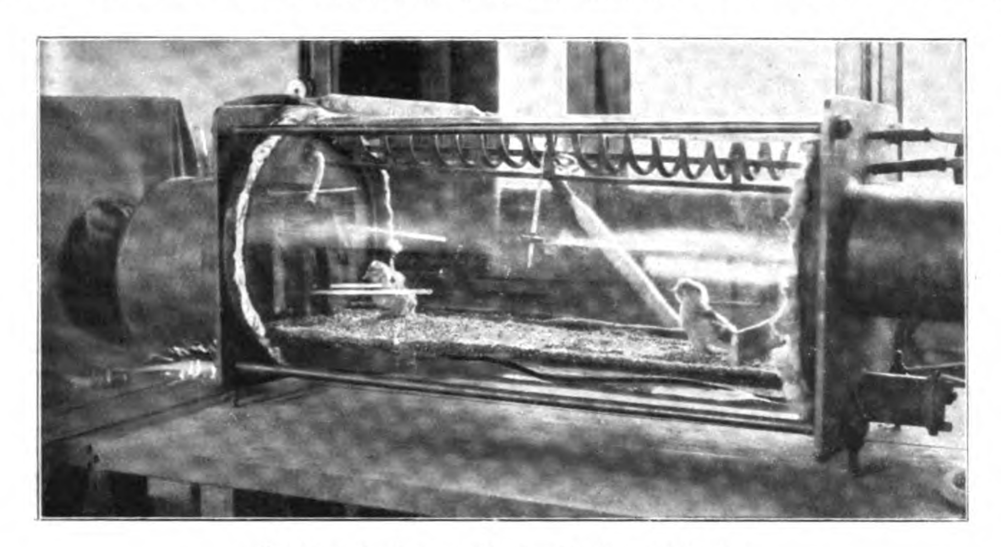
Reinigung und Sterilisation der Eier

Das Leben ohne Mikroben

Um den winzigen, den Menschen so oft übel mitspielenden Mikroben, Bakterien und sonstigen Parasiten auch eine gute Seite abzugewinnen, hatte die Wissenschaft schließlich die Auffassung vertreten, sie seien für das Leben einfach notwendig. Es gäbe keine Mikroben ohne ihnen entgegenwirkende gesunde Kräfte, aber es gäbe auch kein Leben ohne Mikroben. Der Richtigkeit dieser Auffassung, durch die man sich, so gut und so schlecht es gehen wollte, mit den unangenehmen Dingern abzufinden gedachte, ist neuerdings ein Mitglied des Instituts „Pasteur" in Paris, ein Doktor Cohendy, mit ernsthaften Versuchen zu Leibe gegangen. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen, aber so viel ist jedenfalls festgestellt, daß Warmblüter gänzlich ohne Mikroben zu leben vermögen. Normalerweise tragen gerade die Warmblüter ungeheure Mengen von Parasiten, Bakterien, Kokken und Bazillen an und in sich herum; die Versuche haben aber ergeben, daß die vollkommene Ausschaltung aller parasitären Keime den physiologischen Lebensprozeß in keiner Weise ungünstig beeinflußt, daß also ein vollkommen aseptisches Leben durchaus möglich ist.



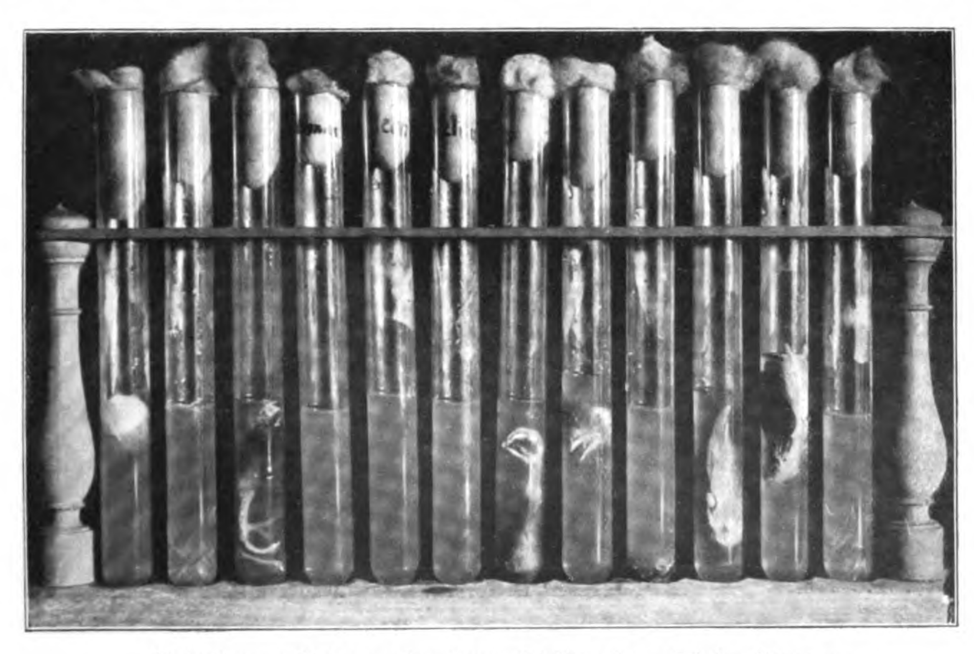
Einführung der Eier in den Apparat



Kücken in der mikrobenfreien Retorte

Um dieses interessante und nicht unwichtige Problem zu lösen, konstruierte Dr. Cohendy eine Art von großem Glaskäfig oder großer Retorte, die durch Abkochen in Wasser von 120 Grad sterilisiert wurde. Die Öffnungen wurden durch aseptische Watte verschlossen und zudem durch metallische und hermetisch verschlossene Kammern gegen die Außenwelt abgeschlossen. Auch der Luftzutritt wurde so geregelt, daß eine absolute vorherige Entkeimung garantiert war.

In diesen Käfig von idealer Sauberkeit brachte der Gelehrte drei vorher äußerlich sterilisierte Hühnereier, die kurz vor dem Ausschlüpfen waren. Die Kücken pickten sich also in ein gänzlich keimfreies Dasein hinein und spazierten nun fröhlich hinter den Glaswänden ihres mikrobenfreien Hauses umher. Die Luft, die sie umgab, der Sand, auf dem sie scharrten, das Wasser und die Nahrung, die man ihnen bot, alles wurde vorher gewissenhaft sterilisiert. Unter diesen



Retorten mit den einzelnen Teilen des Kückenkörpers

Lebensbedingungen wurde eine größere Anzahl von Küken aufgezogen und einzelne von ihnen in gewissen Zwischenräumen getötet, um das Blut und die einzelnen Körperteile auf ihre Entwicklung und ihren Mikrobengehalt zu untersuchen. Die Konstruktion des Apparates erwies sich als so gut, daß in der Tat in keinem Stadium des jungen Lebens irgendwie Mikroben nachgewiesen werden konnten.

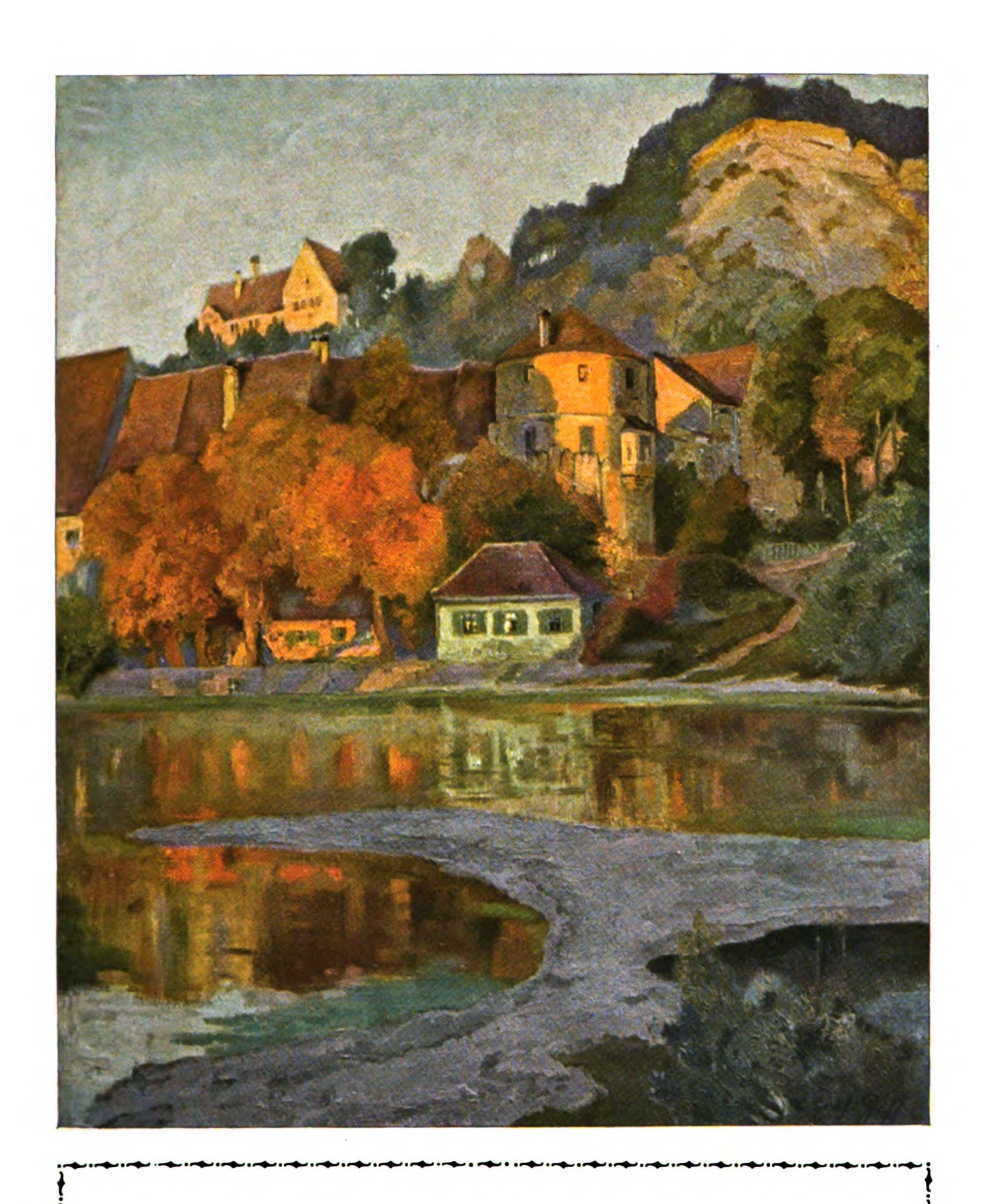
Um die notwendigen physiologischen Vergleiche ziehen zu können, wurden Küken vom selben Gelege unter den gewöhnlichen Bedingungen des Lebens, also nicht keimfrei, aufgezogen. Dr. Cohendy konnte nun feststellen, daß die beiden Gruppen im gleichen Alter keinerlei Unterschiede bezüglich der Lebenskraft und Entwicklung der Gesundheit aufwiesen. Diese Versuche wurden sechs Wochen lang fortgesetzt, es wurde die sehr schwierige Zeit der ersten Lebensäußerungen, für die man die Widerstandskraft des tierischen Organismus gegen den schädigenden Einfluß der Bakterien besonders gering einschätzt, sehr glücklich überwunden. Wurden die Küken nach dieser Zeit aus dem keimfreien Behälter herausgenommen und wieder der Brutalität des Lebens, so wie es ist, ausgesetzt, so vollzog sich der physiologische Übergang ohne sichtbare Schädigung für die Tierchen. Die Durchsetzung des Organismus mit Mikroben ging in etwa vierundzwanzig Stunden vor sich.



Ein ganzes Küken in einer Retorte

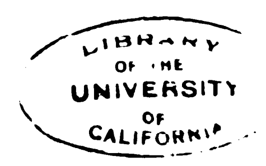
Es darf also wohl als erwiesen gelten, daß die Ansicht, das Leben sei ohne Bakterien undenkbar — beide entsprächen und ergänzten sich so notwendig wie Pol und Gegenpol, wie Werden und Vergehen, wie die Tendenz der Beharrung und die Tendenz des Fortschritts — in unserer Zeit nicht mehr haltbar ist.

K. E. K.



Altes Bergstädtchen

Nach einem Gemälde von Cäcilie Graf-Pfaff





Ansicht von Astrachan

An der Mündung der Wolga

Von

Eugen Zabel

Nicht wahr, „Mütterchen Wolga“, du fängst an, müde zu werden? Hast uns ja drei runde Wochen auf deinem breiten Rücken geduldig getragen und spürst endlich die lange Wanderung, die für uns nur ein allzu kurzer, schöner Traum war. In der Nähe deiner Schwester, der „heiligen“ Zarenstadt Moskau, die ja auch als „Mütterchen“ angesprochen wird, nahmst du uns lächelnd huckepack. Ähnlich, wie die weißen Mauern ihres Kreml von alten Zeiten plaudern, erzähltest auch du uns mit dem heimlichen Rauschen deiner Wellen die Geschichte Rußlands seit den Raubzügen der Tataren und Mongolen bis auf unsre Tage. Gar munter begannst du, gute Alte, zu traben und auf die hohen Ufer hinzuweisen mit all dem wunderlich Fremdartigen, das sich dort abspielt. Da erschienen die grünen und goldenen Kuppeln der Kirchen und Kapellen! Die endlosen Steppen mit den weidenden Herden und dem warmen Rot des Sonnenuntergangs! Die zerlumpten, durcheinander jagenden Menschen mit ihren viereckigen blonden Bärten, bunten Hemden und Bastschuhen! Die qualmenden Schornsteine der Fabriken! Die schmucken, im Wind sich blähenden Segel und die Holzkähne, auf denen die Bretter zu goldschimmernden Festungswerken zusammengeschichtet sind! Große Städte stelltest du zur Freude unsrer Schaulust wie Spielzeug breit vor uns hin, so daß wir den Leuten in die Fenster sehen konnten, während sie vor dem brodelnden Samowar am Tisch saßen und über das buntgestickte Leintuch zum süßen Gebäck hinüberlangten. Zu den eingefallenen Hütten armseliger Dörfer hast du uns geführt, wo der säuerliche Duft der Kohlsuppe sich mit dem Geruch von frischgebackenem Schwarzbrot verbindet. Wo du nahtest, ließen die Flößer und Hafenarbeiter ihre schwermütigen Lieder ertönen, deren kräftig stoßender Rhyth-

mus ihnen wie ein elektrischer Strom belebend und zu harter Arbeit anfeuernd durch die Glieder zuckte.

Du bliebst nicht mehr das, was wir unter einem Fluß verstehen, sondern legtest dich in die Breite, als ob du dich in eine Meerenge verwandeln wolltest, wo man den salzigen Geruch des Ozeans verspürt. Alles gestaltete sich großzügig und gewaltig, auch im Eintönigen erhaben wie am Schöpfungstage, bis der Mensch mit seinem Fieberdrang nach Gewinn und Genuß in die ewige, unberührte Natur hineingriff. Dreimal so lang wie unser Vater Rhein legtest du als fruchtbringende Ernährerin des ganzen östlichen Rußlands deine Bahn zurück. Zuerst an kleinen und alten Städten vorbei, wo sich das echte Slawentum rein erhalten hat. Dann dort, wo der Orient mit seiner wirren Mischung von Völkern und Sprachen an die Mauern der altersgrauen Jahrmarktstadt Nishnij Nowgorod und des düsteren Kasan heranzuschleichen beginnt, wo der Boden überall mit Blut getränkt und mit den Knochen Erschlagener angefüllt ist. Schmunzelnd machtest du uns, Mütterchen, auf die vielen deutschen Kolonien aufmerksam, die sich seit den Zeiten der großen Katharina Hunderte von Werst entlang gebildet haben.



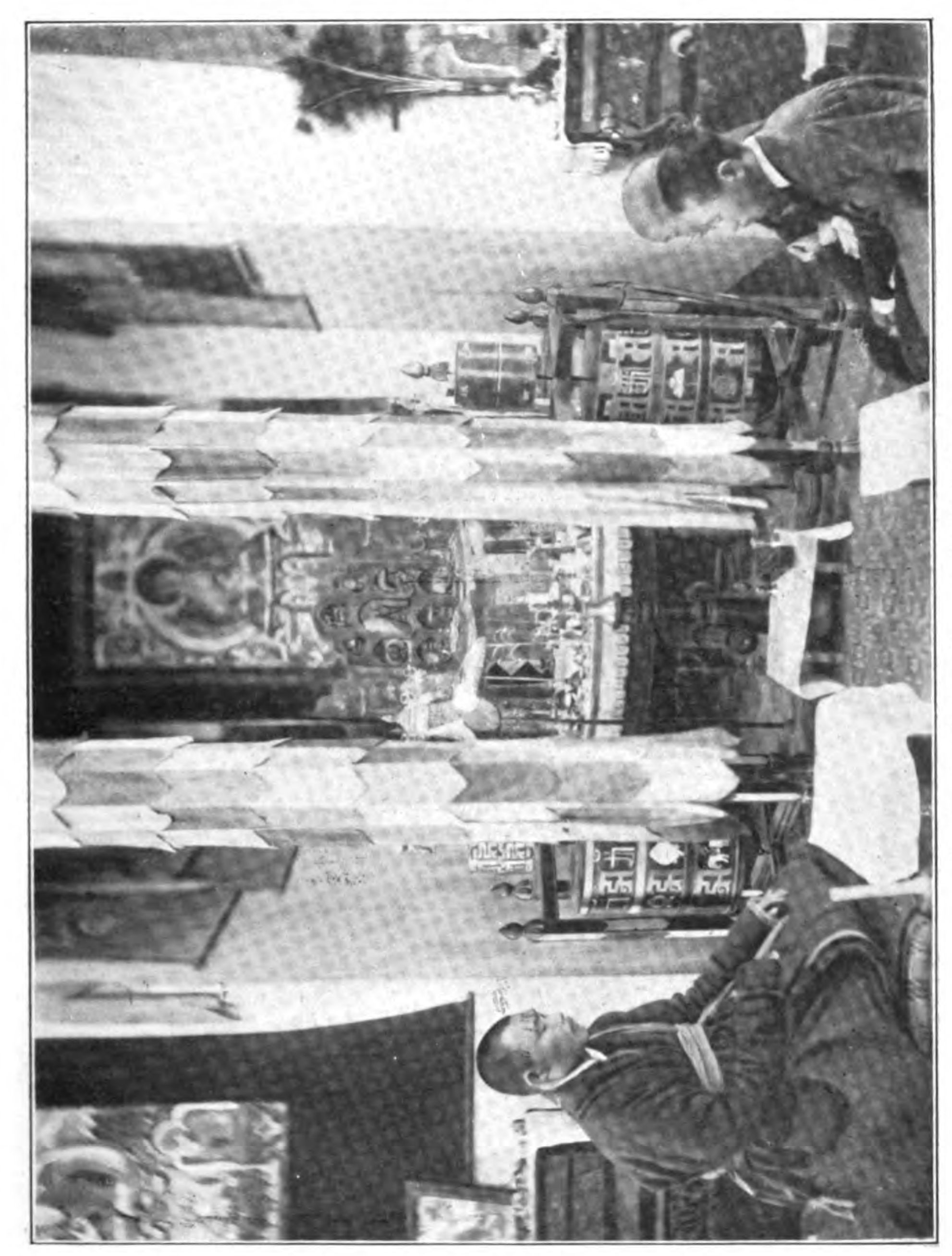
Kalmückenfamilie

Du hast dafür gesorgt, daß wir uns auf unserm Dampfer wie in einem gut geführten Hotel einrichten können, wo es an keiner Annehmlichkeit für Leib und Seele fehlt. In seiner Kabine streckt sich jedermann wie zu Hause aus. Im Salon erwartet ihn der gedeckte Tisch mit den erlesensten Fischgerichten, wie sie eben nur hier zu haben sind. Vor den breiten Fenstern schiebt sich nach drei Seiten ein wunderbares Panorama vorbei mit Tausenden in sich abgeschlossener und vollendeter Bilder aus einer Galerie ohnegleichen. Um das ganze Schiff läuft ein großes Promenadendeck mit Tischen und Stühlen, wo man gemütlich plaudert, trinkt und raucht. Aus Morgen und Abend wird schneller ein Tag, als man die Eindrücke festhalten kann. Da taucht in der Ferne schon wie ein straffgezogenes Spitzenband über dem Strom die große eiserne Brücke auf, über welcher der Zug mit der qualmenden Lokomotive nach Sibirien beim Dahinrollen sechs Minuten sichtbar bleibt. Dann tritt die Ermüdung des Flußlaufs ein, der sich verirrt zu haben scheint, unentschlossen, taumelnd, fast wie ein Betrunkener seinen Weg sucht und dann plötzlich in südöstlicher Richtung der Mündung zueilt. Die Ufer werden flach. Die Wasserarme und Inseln gleichen einem aufgeschlagenen Fächer.

Wir befinden uns auf ehemaligem Meeresgrunde, der durch tausendjährige Anschwemmungen allmählich ausgefüllt worden ist. Aber die Einsamkeit und Öde schwinden wieder. Möwen kreischen, Dampfer pfeifen, Segler huschen aneinander vorbei. Noch eine Wendung des Schiffs, und schon verkünden auf den Höhen die Kirchen und Wohnhäuser die Nähe einer großen Stadt. Der silberne Gürtel des Stromes, der mit so reichen Stickereien besetzt ist, zeigt zu guter Letzt noch einen kostbaren Schmuck, das phantastisch wilde und packende Bild von Astrachan. Mütterchen Wolga darf im Kaspischen Meer zur Ruhe gehen.

Astrachan wirkt wie ein mächtiges Tor,

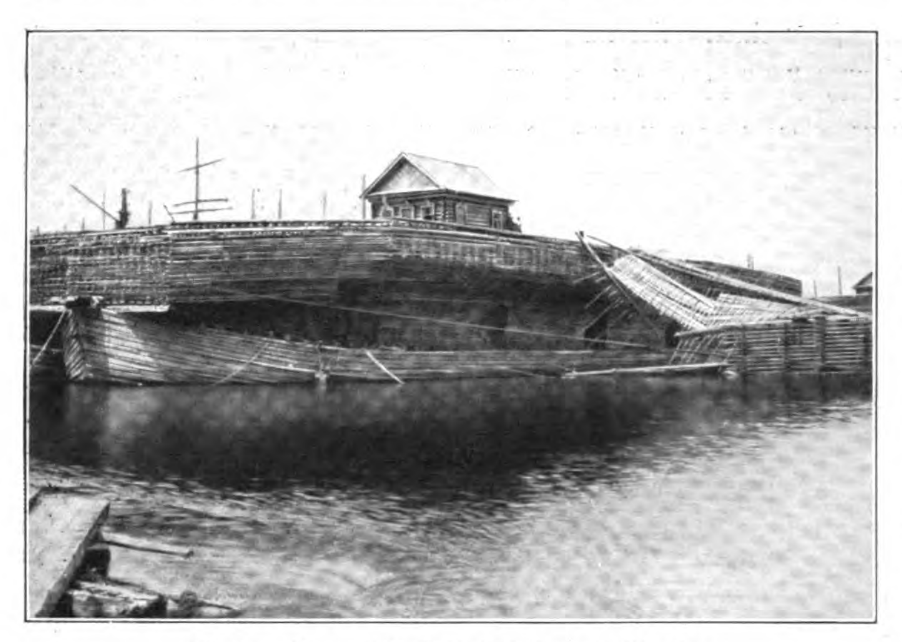
durch das man auf der einen Seite nach Asien, auf der andern nach Europa gelangt. Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen! Schon im ersten Frühling atmet man die weiche, üppige Luft des Südens, und im Sommer herrscht überall eine drückende Backofentemperatur, die jedermann aus dem steinernen Käfig ins Freie treibt. Nach Weihnachten setzt die Kälte dagegen mit solcher Schärfe ein, daß die Quecksilbersäule des Thermometers oft auf fünfundzwanzig Grad herabsinkt und die Menschen zu Gewändern greifen, die



Gottesdienst in einer Kalmückenkirche

sie den Füchsen, Bibern und Bären vom Leibe gezogen haben. Und dabei fällt keine Schneeflocke vom Himmel!

Es riecht nach Fischen, wohin man auch blickt, denn Astrachan ist ein ungeheurer Stapelplatz für alles, was in

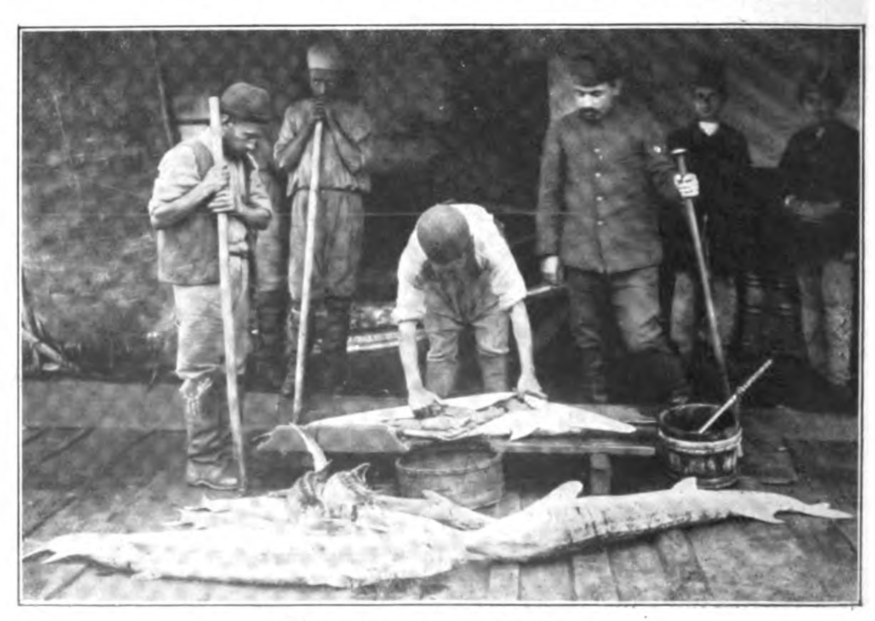


Typus eines mit Holz beladenen Bootes

Schnauze. Der Sterlet ist eine so kostbare Gabe, daß er dem Händler oft ein paar hundert Rubel einbringt, und eine einzige Portion Suppe davon in dem klassischen Restaurant Moskaus, der „Eremitage", fünf Rubel, also nach unserm Geld über zehn Mark, kostet. Sein Wohlgeschmack läßt sich nur empfinden, aber nicht beschreiben. Man glaubt auf der Zunge etwas schaukeln zu fühlen, das wie Butter zergeht und doch nicht weichlich oder wabblig, sondern nur fein schmeckt. Dagegen ist der Stör ein gutes, gesundes, kräftiges Massenerzeugnis für hoch und niedrig, das einer unübersehbaren Großschlächterei zum Opfer fällt und gar nicht genug geliefert werden

der Wolga und im Kaspischen Meer an schuppiger Brut gefangen wird. Fünfzigtausend Menschen leben allein davon. Überall liegen zu vielen Tausenden die schlanken, glitzernden Leiber, die eben noch lustig in den Wogen plätscherten, aufgeschichtet, um gesalzen, gebacken oder geräuchert den Menschen als Nahrung zu dienen. Es herrscht eine wilde Jagd nach dieser Beute, und trotzdem will der Überfluß kein Ende nehmen. Solche Fischesser wie die Russen gibt es nicht wieder.

Es wird dabei ein ganzes Register heruntergespielt, dessen oberste Note der Sterlet bildet. Das ist der Aristokrat unter den Fischen, fein gewachsen und leicht in seinen Bewegungen, mit einer lang ausgezogenen



Ausnehmen des Kaviars

kann, um die Mäuler zu stopfen. Trotzdem er sich tüchtig auswächst, ist er doch nur ein Zwerg im Verhältnis zum Hausen, der mit dem russischen Namen Belúga den eigentlichen Riesen unter den Wolgafischen darstellt. Es bleibt Tatsache, daß eine Belúga oft acht und zehn, ja noch mehr Meter lang und so dick wird, daß ein erwachsener Mensch sich auf den Rücken des Fisches setzen kann, ohne mit den Füßen die Erde zu berühren.

Der Fischfang selbst hat etwas Urwüchsiges. Man empfängt bei seinem Beginn den Eindruck einer Mobilmachung, und seine Ausführung gleicht beinahe einer Schlacht. Das gilt namentlich von dem Winterfeldzug, wenn die Menschen sich an einzelnen Punkten zu Tausenden auf dem Eise versammeln und durch die kristallene Masse wie durch ein Glasfenster auf den Grund des Flusses blicken, wo die Fische ihren Winterschlaf mit dem Kopf nach unten, dem Schwanz nach oben halten. Wenn der Kanonenschuß dröhnt, der den Beginn der Fangzeit ankündigt, werden überall Wunen ins Eis geschlagen und lange Stangen mit eisernen Haken in die Löcher gesteckt. Die aus ihrem Schlummer aufgescheuchten Fische wollen stromabwärts ziehen, spießen sich aber dabei an den Nägeln auf und werden von geschickten Händen mit einem schnellen Ruck in die Höhe gezogen und dem sicheren Tod überliefert. Daneben verwendet man Stellnetze, die wie Wände in einer längeren Reihe ins Wasser gesenkt werden und die ahnungslose Beute ins Garn verwickeln.

All die drei erwähnten Fischsorten liefern den kostbaren Rogen, der als Kaviar in seiner Beliebtheit und Preislage immer mehr gestiegen ist und bei uns ein Zwanzigmarkstück und mehr verschwinden läßt, wenn man im stillen Heim oder für liebe Gäste ein Pfund davon auf den Tisch bringen will. Das Wort Kaviar hat mit dem Slawischen nichts zu tun und ist eine Verstümmelung aus dem Italienischen, wo man in früheren Zeiten den Rogen des Thunfisches „Caviale“ nannte. Diese Bezeichnung übertrug man später auf die dem Zarenreich entstammende Delikatesse, die dort ganz anders, nämlich „Jkrá“, genannt wird. Größere Mengen davon werden in einen Bottich getan, mit einem bestimmten Prozentsatz Salz versehen und von kräftigen Armen in ähnlicher Weise durcheinander geknetet wie der Teig in der Backstube. Damit ist der sogenannte „Malosól“, wörtlich übersetzt „wenig ge-

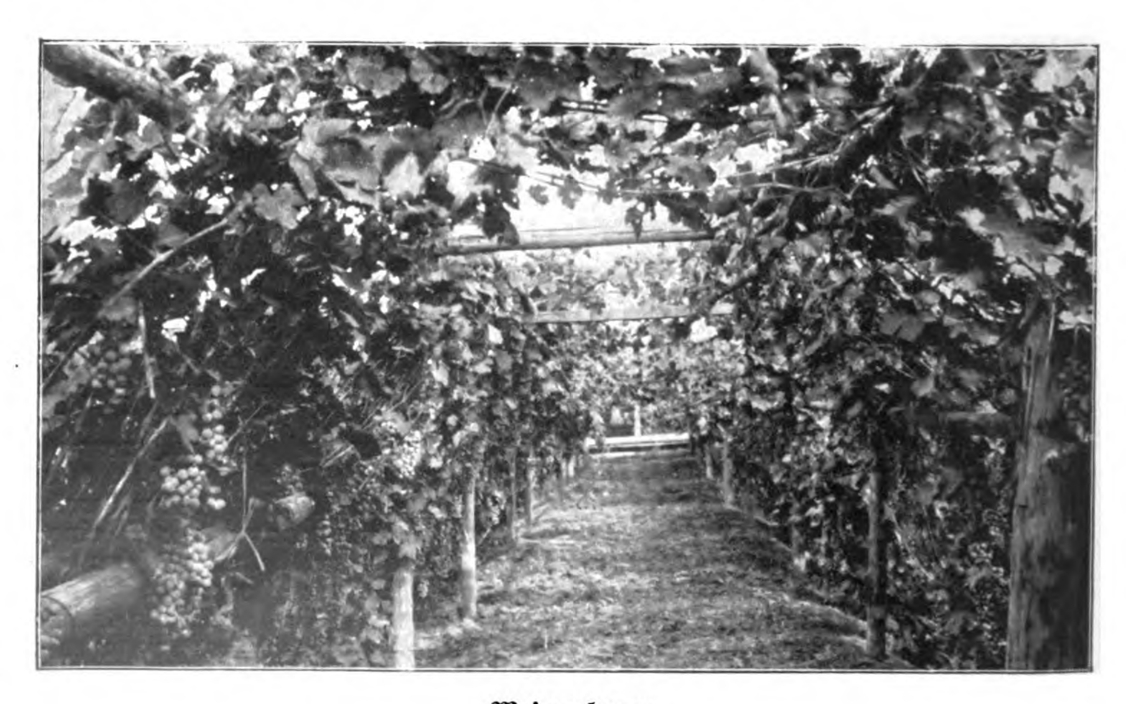


Weinanpflanzung in Astrachan

salzen", fertig zum Versand in Blechbüchsen, die nun die Reise um die Welt antreten. Der gepreßte Kaviar weist einen noch stärkeren Salzgehalt auf und wird in Säcke gepackt und zu längerer Haltbarkeit kuchenartig zusammengeknetet.

In Astrachan, wo lauter Gegensätze aufeinander prallen und das Widersprechendste Ereignis wird, wächst auch Wein. Wer eine Spazierfahrt um die Stadt unternimmt, kann in der Umgebung an die fünfzig Weinberge erblicken, wo aber die Reben ganz anders wie bei uns gezogen werden. Sie hängen nämlich nicht an Stöcken, die reihenweise hintereinander aufgestellt sind und so kerzengerade wie die Soldaten beim Herantreten des Unteroffiziers sich halten müssen. Nein, sie biegen und neigen sich nach Herzenslust, zeigen die Geschmeidigkeit ihrer Zweige und fallen sich wie Liebespaare zärtlich in die Arme. Dabei verwachsen sie fest miteinander und verwandeln sich in eine Laube, aus der die Trauben wie Riesenfäuste gar verlockend hervorblicken. Die Beeren haben eine dicke Schale, und der Wein schmeckt süß und kräftig. Einen süffigen Tropfen davon bekam man auf der letzten Pariser Weltausstellung 1900 zu schmecken, und die Jury erkannte ihm sogar einen Preis zu. Sonst ißt man den Wein allgemein lieber roh.

In Astrachan befinden sich auch riesige Lager von Petroleum, die vom Kaukasus, namentlich aus Baku, hierhergeschafft werden. Nachdem die Leuchtöle abgetrieben sind, bleibt ein grünlichschwarzer, flüssiger Rückstand übrig, der Masut genannt wird und zum Heizen der Wolgadampfer dient. Man erblickt überall die großen Bassins, aus denen die leicht entzündliche Masse in Röhren den Schiffen zugeführt wird. Die Firma Gebrüder Nobel hat eine Niederlassung für vierhundert Menschen geschaffen, die in ihren hölzernen Wohnhäusern trefflich untergebracht sind und alle von der Behandlung und dem Versand des Erdöls leben. Kaviar, Wein, Petroleum und (an Bord unsres Dampfers) klassische Musik — wie reimt sich das zusammen? Wir sind eben am Ende von Europa und am Anfang von Asien, wo sich zwei Welten begegnen, zu meiden suchen und doch immer wieder zusammenstoßen. Das verleiht der ganzen Wolgamündung und dem hoch aufgerichteten Bilde von Astrachan, das der Phantasie einen so weiten Spielraum gewährt, einen unvergleichlichen Reiz.



Weinanlagen

Neues von den Wundern des Olm

Naturwissenschaftliche Plauderei von

Wilhelm Bölsche

Wer je einmal durch eine echte, ganz enge Gesteinsklamm — etwa in unsrer Sächsischen Schweiz — gewandert ist, der wird einen gewissen beängstigenden Gedanken kennen. Immer schmaler wird gelegentlich der tief eingesägte Spalt, immer kleiner der Ausschnitt Himmelsblau oben; eine einzige größere Felsennase, ein einziger alter Fichtenstamm, der sich dort fast im rechten Winkel von seiner zäh in einen Riß der Wand eingeklammerten Wurzel dem kargen Licht entgegen abbiegt, scheint die Öffnung schon fast ganz absperren zu können; wie, wenn der Raum oben noch enger würde, wenn eine ganz feste Decke sich zusammenschlösse? Dann würde der Maulwurfsgang, den das Wasser sich im leicht löslichen, spaltenreichen Kreidegestein hier unten genagt, ganz finster liegen. Keine Sonne, kein Stern schauten mehr hinein. Kein Baum grünte mehr. Gespenstisch nur murmelten die schwarzen Wasser durch den schwarzen Tunnel. Wasser, die irgendwo in einem abgrundtiefen Loch niederstürzend sich geheimnisvoll hier hineingefunden und jetzt Stunde um Stunde in absoluter Finsternis dahingingen, im größeren Gewölbe schwarze Seen bildend, im engsten bis zur Decke den ganzen Schacht erfüllend. Es ist die wahre Situation der unterirdischen Höhlenflüsse und gänzlich geschlossenen Höhlenklammen des Karstgebirges im adriatischen Küstengebiet Österreichs, was die ängstliche Phantasie sich hier ausmalt. Das wühlende, den morschen Stein zerfressende Wasser hat dort nicht bloß von oben Rinnen und Kessel getieft: es hat ganz im Unterirdischen selbst Labyrinthe angelegt, die nur bei künstlichem Licht besucht werden können. Als zum erstenmal eine Sage im Lande von diesem Tartarus der Tiefe entstand, knüpfte sich aber gleich auch der Glaube an scheußliche Drachenbrut daran, die da unten hausen sollte. Wir denken heute mit einigem Lächeln, aber doch auch etwas unwillkürlichem Gruseln an Jules Vernes Erfindung, daß in solchen nachtverhangenen Urwassern des Erdengrundes noch die Ichthyosaurier der Urwelt fortlebten. Davon ist nun leider nichts wahr gewesen. Aber ein Tier vom alten amphibisch-reptilischen Drachenstamm, soweit ihn auch der Naturforscher kennt, wurde wirklich in der Folge da drinnen im schwärzesten Styx gefunden, ein körperlich kleines Geschöpf, aber darum vielleicht das größte Tierwunder unsers ganzen Erdteils.

In unsern offenen Gebirgsklammen begegnet man auf dem feuchten Moos wohl einem wie schwarzes Leder mit goldgelben Pusteln glänzenden Feuersalamander. Dieser ebenfalls kleine, aber sagenumwobene Drachenverwandte liebt Regen und Nässe, aber in seinem gewöhnlichen Lebensbrauch ist er doch ein Landtier und Freiluftatmer. Nur seine Wiege steht im reinen Wasser. Dort macht er, ehe er als das schwarzgoldene Wappentier ans Ufer kriecht, ein Kinderstadium der zierlichen Wasserlarve durch, die mit einem Ruderschwanz dahinschwänzelt, erst nach und nach Beinchen bildet und am Halse jederseits wie einen kleinen Federbüschel noch die Kiemen des echten fischhaften Wasseratmers führt. Einer solchen Molchlarve nun, die aber überhaupt nie zum Landtier wird, ewig im Wasser, und zwar im schlechterdings finsteren der unterirdischen Karsthöhlen verharrt, gleicht das Wunderwesen von Adelsberg — der Olm. Langgestreckt wie ein Wurm oder Aal ist des Olms Gestalt, mit spatelförmiger Langschnauze und vier winzigsten Beinchen. Wie neueste

Forschung lehrt, ist das eine Anpassungsform seines Leibes, entsprechend der Gewohnheit, sich am Boden des Seichtwassers seiner Höhlenschlünde in den nachgiebigen Schlamm einzugraben, wobei die Schnauze bohrt und die Beinstummelchen bloß nachschieben. Das „Menschenfischlein" nennen ihn die Grottenfischer, denn dieser Wurmleib ist fleischfarben-farblos, ohne dunklere Pigmentschicht, wie ein nackter europäischer Mensch: eine Wirkung der ewigen Nacht. Mit Staunen aber sahen die ersten wissenschaftlichen Olmforscher diese Nacht auch waltend noch in einem ganz besonderen Zuge seiner Organisation. Sven Hedin erzählt uns von den büßenden Einsiedlern in Tibet, die sich bei karger Nahrung vierzig und mehr Jahre in dunkler Zelle einschließen lassen; als solcher Eremit im Alter noch einmal ans Licht gekommen, sei sein Auge farblos und blind gewesen. Und ein ähnlicher Kerkerheiliger erscheint uns auch der Olm. Beim erwachsenen Tier erweist sich das Auge als verkümmert, die Linse fehlt, und ihr Platz ist durch eine Wucherung der Netzhaut ausgefüllt, während gleichzeitig die äußere Körperhaut in voller Dicke das ganze Auge bedeckt, ihm also dauernd den Charakter eines „geschlossenen Auges" ohne Möglichkeit eines Lidaufschlagens verleiht. Seit über hundert Jahren bemüht sich die Wissenschaft jetzt um diesen Olm und seine Wunder. Nur einen einzigen Genossen auf der großen Erde hat er in der Zeit bekommen: beim Anbohren eines artesischen Brunnens in Texas in Nordamerika kam gelegentlich auch dort rein zufällig ein olmartiger Höhlenlurch zutage, ohne daß sich doch aus dieser Entdeckung bisher viel weitere Aufschlüsse ergeben hätten. Die außerordentliche Schwierigkeit, die aus der ganz absonderlichen Lebensart dieser Höhlengäste zu erwachsen schien, wollten lange den Fortschritt unsrer Olmkenntnis trotz eifrigster Arbeit immer wieder lähmen. In letzter Zeit aber ist das nun doch endgültig anders geworden. Zu Wien, mitten im lustigen Prater mit all seinen Wurstbuden und Schießbuden und Schaukeln steht ein stilles Haus, das der bedeutsamsten Forschung geweiht ist: die Biologische Versuchsanstalt. In eifriger Feinarbeit werden dort durch das Experiment am lebendigen Tierkörper Fragen an die Natur gestellt. Ob erworbene Abänderung der Färbung sich vererbe, ob ein in der freien Natur fest eingebürgerter Instinkt sich umzüchten lasse unter künstlich veränderten Bedingungen und ob auch das schon vererbungsfähig sei und so weiter. Hinter dem Ganzen steht als treibende Idee wesentlich jene Forschungsart, die von dem großen Physiologen von Halle, Wilhelm Roux, als sogenannte „Entwicklungsmechanik" mit wachsendem Glück begründet worden ist. Erstaunlich über alle Erwartung sind auch die Erfolge schon des kleinen Hauses im Prater, insbesondere durch die rastlose Tätigkeit Paul Kammerers dort. Und vor dem planmäßigen Angriff Kammerers hat nun neuerdings auch der kleine zähe Finsterling, der Olm, endlich einiges mehr von seinen Geheimnissen ausplaudern müssen. In einer alten Zisterne des Hauses, das ursprünglich öffentlichen Aquariumszwecken gedient hatte, wurde gewissermaßen eine künstliche Adelsberger oder Kanzianer Grotte geschaffen. Fünf Meter wenigstens taucht man auch hier unter den sonnigen Praterboden in einen schwarzen nassen Schlund hinab, den nur ein rotes Glühlämpchen gespenstisch erhellen darf, und den Schreiber dieser Zeilen, der nicht eben der geschickteste Kletterer auf schlüpfrigschwindligem Terrain ist, mutete der Besuch schon einigermaßen wie eine wirkliche Höhlenpartie an. Was sonst nicht immer als bauliches Ideal gelten dürfte, wird da drunten zum Segen: durch die gemauerte Decke tropft das Sickerwasser so reichlich, daß es schon zu richtigen Stalaktitenbildungen gekommen ist, von unten aber überschwemmt das Grundwasser beständig den defekten Zementboden. Das verdunstende Wasser hält die Luft sozusagen im Bad, ewige natürliche Finsternis waltet, keine Erschütterung bewegt den Spiegel, und die Temperatur bleibt unabhängig von allem Wechsel der Jahreszeiten bei 12 bis 14 Grad Celsius. Als menschliches Gefängnis wäre das die greulichste Folterkammer, vergleichbar der römischen, wo sie den Sonnenkönig Jugurtha einst verschmachten ließen. Der Olm aber findet hier sein Paradies. Hier läßt er sich in vollkommener „Natur-

treue" studieren, womit zugleich dann für abändernde Experimente in oberirdischen, erhellten und anders temperierten Aquarien die nötige Kontrolle gegeben ist. Das erste, was Kammerer — und wohl nun endgültig — enträtselte, war die Fortpflanzungsgeschichte des Olm. Die Grottenführer in Adelsberg und St. Kanzian hatten stets behauptet, der Olm bringe lebendige Junge zur Welt. Eine älteste, genau protokollierte Beobachtung schien das zu bestätigen. Andre Befunde aber widersprachen ebenso entschieden. In den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erlebte eine höchst vorzügliche wissenschaftliche Beobachterin, Fräulein von Chauvin, daß ihre Olme im Aquarium Eier legten, und ein andrer Forscher sah aus solchen Eiern auch die jungen Tiere hervorgehen. Neuerdings aber war in einem solchen Aquarium rein unbegreiflicherweise auch wieder vorgekommen, daß ein Weibchen statt der zahlreichen Eier einen einzelnen, schon recht stattlichen Olm lebendig zur Welt gebracht hatte. Findige Köpfe hatten also schon die Vermutung aufgestellt, es gebe zwei verschiedene Olmarten, die sich in dem Punkte entgegengesetzt verhielten. Kammerer konnte dagegen jetzt folgendes als sicher festlegen: Die Fortpflanzungsform des Olm ist abhängig von der Temperatur des Wassers, in dem man ihn hält. Hielt man ihn bei weniger als 15 Grad Celsius (also in der besagten unterirdischen Zisterne der Versuchsanstalt), so brachte er unter allen Umständen lebende Junge zur Welt, und zwar normalerweise nur je zwei, die bereits ziemlich groß waren und alle vier Beine besaßen. Diese zwei hoffnungsvollen Sprößlinge hatten sich bereits im Mutterleibe als die alleinigen Sieger bewährt, indem sie den ganzen nicht entwickelten Rest der Eier dort einfach aufgefressen hatten. Hielt man den Olm dagegen in Aquarien mit Wasser, das wärmer war als 15 Grad Celsius, so legte er ebenso konsequent stets Eier, und zwar diesmal bis zu 60 an der Zahl, aus denen entsprechend viele noch fußlose Junge erst nachträglich auskrochen; diese Jungen dauernd am Leben zu erhalten gleich den andern, gelang aber nicht. Und schon letzteres deutete darauf, wo der natürliche Fall liegt: in ihren heimischen Grotten entspricht die Temperatur stets nur der in der Wiener Zisterne — der Olm bringt also auch dort unabänderlich nur seine zwei lebendigen Jungen hervor, während das Eierlegen nur eine Aquariumskünstelei ohne weiteren Erfolg ist. Daß es sich nicht um zwei verschiedene Arten des Olm handeln kann, wurde ebenso evident, als bei Kammerers Versuchen ein uraltes, schon über zwanzig Jahre in der Gefangenschaft gehaltenes Olmweibchen zuerst im warmen Becken Eier legte und dann selber, in die kühle Zisterne zurückversetzt, dort wieder zwei lebendige Jung-Olme brachte. Licht oder Dunkelheit beeinflußt die ganze Sache nicht. Wohl aber beginnen hier für sich wieder interessante Versuche Kammerers, die jetzt die persönliche Abänderung des künstlich belichteten Olms betrafen.

Wenn man erwägt, daß die Olme doch höchstwahrscheinlich schon seit Jahrtausenden Generation um Generation ihr Wesen in stygischer Finsternis treiben, so wäre es wahrlich naheliegend, zu denken, daß ein erzwungenes Leben im hellen Licht jeden Olm notwendig töten müsse. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Will man den Olm in seinen Naturbedingungen studieren, so muß man ihn natürlich möglichst dunkel halten. Man kann ihn aber ebensogut ans Tageslicht gewöhnen. Bloß bekommt er dann Pigmenteinlagen in der Haut: das heißt, er wird nach einer gewissen Zeit individuell aus einem Weißen zum Neger mit dunkler, zuletzt blauschwarzer Haut. Diese Umfärbung vererbt sich bei richtiger Stärke auch auf die Jungen, und zwar auch dann, wenn diese Jungen selber wieder im Dunkeln geboren worden sind und sich dort entwickelt haben — wobei im Sinne moderner, sehr kniffliger Vererbungstheorien allerdings noch offen bleibt, ob hier ein echter Fall von Vererbung einer erworbenen Elterneigenschaft vorliegt oder ob die Lichtstrahlen, die den Elternleib äußerlich schwärzten, durch ihn hindurch auch schon die Eier und mit ihnen alles, was je daraus werden sollte, für immer mitgeschwärzt hatten. Viel wunderbarer als dieses erzwungene Negertum aber ist, was Kammerer durch Belichtung beim Olmauge er-

zielte. Wie gesagt, ist das im Finstern unbenutzte Auge des erwachsenen Olms hochgradig verkümmert, es entspricht in unserm normalen Menschensinne einem linsenlosen, höchst defekten und ewig im Lid geschlossenen Auge. Beim neugeborenen Jung-Olm ist das nun noch nicht ganz so. Das Auge ist hier schon äußerlich deutlicher, erscheint als schwarzer Punkt; innerlich besitzt es noch eine Linse und ist noch nicht so dick von der Haut überwachsen. Man hat den Fall wie so oft: das Jungtier spiegelt noch deutlicher die Ahnenstufe, die einmal für das Leben im Licht taugliche Augen besessen hatte, während das erwachsene Dunkeltier das Auge mehr auf der jetzt gültigen Stufe des Nichtgebrauchs verkümmert weist. Kammerer stellte sich jetzt als Problem, was aber wohl mit dem Auge werde, wenn man solche Jung-Olme im hellen Licht erzöge. Der Versuch ergab zunächst eine Schwierigkeit. Die rasch im Licht einsetzende Negerfärbung verdunkelte nämlich auch das schwache Häutchen des Jungauges sofort so, daß eine tiefere Lichtwirkung darunter nicht ferner möglich wurde. Alsbald aber half die Entdeckung, daß das Licht einer roten Lampe nicht zu jener dunkeln Pigmentbildung führt, so daß durch geschickte Abwechslung mit solchem roten Licht wenigstens der Hauptschaden beseitigt werden konnte. Jetzt aber ergab sich das in dieser Stärke denn doch überraschendste Resultat. Junge Olme wurden während der ersten fünf Jahre ihres Lebens konsequent in dieser Weise belichtet. Im ersten Jahre verharrten ihre Augen einfach auf dem Jugendstadium, ohne sich in der sonst hier schon eintretenden Weise weiter rückzubilden. Im zweiten Jahre schwoll das Auge unter seiner Haut merkbar an. Im dritten wölbte es die ganz dünn gewordene Deckhaut uhrglasartig vor. Im vierten schien eine unverkennbare Hornhaut entstanden zu sein. Im fünften Jahre wurden die Augen anatomisch genau untersucht, und es zeigte sich folgender Sachverhalt. Die Deckhaut war so verdünnt, daß das Auge fast vollkommen an die Oberfläche gerückt war. Die reine Größe des Augapfels hatte sich um mehr als das Doppelte des im Finstern normalen Maßes verstärkt. Über die Existenz einer Hornhaut konnte kein Zweifel sein. Geblieben, nicht, wie sonst stets beim erwachsenen Olm, rückgebildet war die Linse; im Gegensatz zum Jugendstand hatte sie sich vielmehr noch um das Achtzehnfache an Länge vergrößert. Als eine völlige Neubildung, die noch nie, weder bei einem jugendlichen noch bei einem alten Olmauge, sonst gesehen worden war, hatte sich aber sogar ein Glaskörper entwickelt. Ebenso war eine Iris jetzt da, die eine deutliche Pupille umschloß.

Die Netzhaut war flächenhaft ausgebreitet und verdünnt, wobei die Sehzellen gleichzeitig eine beträchtliche Vervollkommnung erfahren hatten. Mit einem Satz: man hatte ein **Lichtauge** vor sich statt eines Dunkelauges. Entspricht der fertige Olm im ganzen einer kiemenatmenden Larve unsers Feuersalamanders, so kann man sagen: diese neuen Augen des Lichtolms entsprachen ebenfalls jetzt den zum dauernden, lebenslänglichen Sehen bestimmten Augen einer solchen Feuersalamanderlarve. Über den Grad der Sehfähigkeit selbst wagte Kammerer anfangs kein Urteil, doch scheinen die neuesten Experimente die Bestätigung zu bringen, daß dem fertigen Apparat schließlich eben auch der Gebrauch, den man erwartet, wirklich zukommt. Und so schenkt uns das glänzende Gelingen des ganzen Versuchs eigentlich einen neuen Olm: eine Lichtform des Dunkelmolchs, die nicht mehr auf die finstere Grotte eingestellt ist, sondern sich vollwertig neben die andern Molche in diesem Punkte fügt — in jedem sonnendurchglänzten Teich ebensogut leben könnte wie irgendeine unsrer kiemenatmenden Lurchformen sonst. Man ahnt aber, daß, was der Experimentator hier künstlich vollbracht hat, auch die Natur wohl auf ähnlichen Wegen aus dem so bildsamen Geschöpf hätte herausarbeiten können — etwa wenn die dunkeln Decken seiner Grotten sich gelegentlich durch irgendeine geologische Wandlung wieder zur offenen, belichteten Klamm aufgetan hätten. So schauen wir auf wirkliche Möglichkeiten geschichtlicher Umwandlungen der Arten, und der schlichte Einzelversuch erhebt sich bis zu der steilen Höhe umfassendster biologischer wie philosophischer Fragen.



Der Verfasser, mit Maschine abschreibend

Ein Wort über moderne Blindenerziehung

Von

Ernst Haun

Seht ihr dort jenen hohen, schönen Greis im wallenden griechischen Mantel? Er sieht nicht die lachende Landschaft zu seinen Füßen, sieht nicht den blauschimmernden Spiegel des Mittelmeeres heraufgrüßen; nicht die ragenden Tempel sieht er, nicht die blühenden Städte seiner hellenischen Heimat. Er schaut nach innen in die eigne, weite Welt, er dichtet und träumt: Homer ist es, der blinde Heldendichter des griechischen Altertums.

Und nun seht dort hinauf, wo das gischtumsprühte Nordmeer brausend um die Felsenpfeiler Schottlands brandet: auch dort seh' ich einen hohen, stolzen Heldengreis stehen, auch er sieht nicht das gewaltige Ringen des Meeres zu seinen Füßen, auch er sieht nicht die ernsterhabene Schönheit seiner lieblichen Heimat, auch er schaut nach innen in die weite Dichterseele und träumt und dichtet: Ossian ist es, der blinde Heldensänger Schottlands.

Doch wenden wir unsern Blick ab von der sagengrauen Märchenwelt des Altertums hin in geschichtliche Zeiten, auch da finden wir viele berühmte Blinde.

Da ist zunächst König Johann von Böhmen, Sohn Kaiser Heinrichs VII. Lange Jahre herrschte er über sein mächtiges Böhmerland, baute es aus, erweiterte seine Grenzen, war der Schrecken seiner zahlreichen Feinde, ein wahrer Vater seines weiten Reiches: Und doch — König Johann war blind!

Da ist ferner der berühmte Professor Doktor Saunderson, der einer der schärfsten Geister des siebzehnten Jahrhunderts war, eine Zierde der Universität Cambridge. Tausende von Schülern wurden von ihm in die Rätsel der Philosophie und Mathematik eingeführt, und doch — auch Saunderson war blind!

Muß ich noch an Milton erinnern, der als Blinder sein „Verlorenes Paradies" schrieb? — Oder gar an unsern liebenswürdigen, gemütvollen Fabel- und Liederdichter Gottlieb Konrad Pfeffel? Wer kennt nicht sein „Gott grüß' Euch, Alter,

schmeckt das Pfeifchen?“ Auch er hat Tausende überstrahlt, erbaut, erleuchtet, und doch war auch er — blind!

Aus ihrer äußerlichen Macht heraus schenkten diese Männer strahlendes Licht, leuchtende Lebensfreude der Menschheit! Sie zeigten so recht, wie der Geist den Körper und seine Schwächen überwinden kann!

Doch, sie sind nur Ausnahmen. Ungezählte Tausende von Blinden gab es, die „saßen am Wege und bettelten“, so wie jener Blinde auf der staubigen Landstraße Palästinas, dem der vorüberwandernde Wundermann mit den heiligen Seheraugen „die Augen öffnete“.

Noch bis in unsre Zeiten „sitzen Tausende am Wege und betteln“. Doch ihre Zahl nimmt stetig ab, denn die modernen Wissenschaften bemühen sich, auch ihnen „die Augen zu öffnen“! Die geistigen natürlich. Dieses altbiblische: „Dem Blinden die Augen öffnen“ ist gleichbedeutend mit dem modernen Begriff: „Blindenbilden!“ Und einige Worte über dieses „Blindenbilden“ zu sagen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Die meisten und wichtigsten Wahrnehmungen der Außenwelt nimmt der Mensch durch das Auge auf. Das Auge hat bei diesem Aufnahmeprozeß nur vermittelnde Funktionen zu leisten. Kann jedoch das Auge diese Funktionen nicht erfüllen, weil es in seiner Totalität oder in einzelnen Teilen abnorm ist, so nennen wir den Menschen — blind. Dieser blinde Mensch strebt nun aber, wie jeder normale Mensch, nach Erfassen, nach Erkennen der Außenwelt. Da ihn hierin sein wichtigster Sinn, der Gesichtssinn, nicht unterstützt, so bemüht er sich, eifriger als der normale Mensch, mit den noch verbliebenen Sinnen Wahrnehmungen der Außenwelt zu machen und selbst auch derjenigen Wahrnehmungen, die tatsächlich nur durch den Gesichtssinn erfaßbar sind. Die vier Sinne spielen hier Vermittlerrolle für das erfassende Gehirn ebenso wie sonst das Auge. Durch Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, durch Kombination und Spekulation kann da erstaunlich viel erreicht werden. Besser als alle theoretischen Erörterungen wird dies nachstehendes Beispiel aus der Praxis zeigen:

„Obgleich vollständig blind, gehe ich allein durch die Großstadt; Alleingehen ist Übungssache.

Dort müssen hohe Häuser stehen, wahrscheinlich vierstöckige, denn der Schall meiner Tritte kommt hart und hell zurück. Wären es niedere Häuser, dann würde das Geräusch der Schritte im weiten Luftraum echolos verhallen. — Jetzt treten die Häuser anscheinend zurück, denn der Widerhall ist weniger exakt. Dort werden wohl Vorgärten sein, denn die Bäume und Sträucher saugen einen Teil des Halles auf, halten ihn fest. — Richtig, ich habe mich nicht getäuscht, denn dort rauscht ein Baum. Es klingt wie Rasseln, wie Knattern, der Baum muß also harte Blätter haben. Vielleicht eine Platane. — Jetzt wieder rauscht es tief und voll, das muß ein Baum mit dichter, voller Krone sein, er ist groß. — Jetzt kommt es wie ein kleines, feines Glöckchen herübergebimmelt: Das muß der feine Strahl einer Fontäne sein. Dort ist also ein feiner, vornehmer Ziergarten, und darin liegt gewiß auch eine vornehme Villa. — Ah, jetzt klingt Kinderlachen heraus, das klingt so hell und rein, als zählte man Silbergeld. Es wird ein kleines Mädchen sein, Knabenstimmen sind meist härter. Wie alt wird sie sein? Vielleicht zweijährig, denn ihre kleinen Füße trippeln noch recht unsicher. — Da: „Hasch, hasch!“ macht eine Frauenstimme hinter der Kleinen her. Ob es die Kindergärtnerin ist? Jung ist sie, denn ihre Stimme hat noch den weichen Schmelz der Jugend, doch ihr Kleid rauscht wie schwere Seide. Wird das nicht eher die Mutter selbst sein? — — Ein schwerer Tritt kommt jetzt die Straße herauf. Wie leere, blecherne Kochtöpfe, so hohl und ungeschickt setzen die Beine Stiefel nach Stiefel plump auf das Trottoir. Eine Frau ist es nicht, sie hätte nicht so plumpe Stiefel, auch würde ihr Kleid den Schall ganz bedeutend abdämpfen, es ist ein einfacher Mann. Aber er lebt in gefesteter Position, denn sein ruhig-bedächtiger Schritt zeigt deutlich sein inneres Gleichgewicht, seine behagliche Selbstzufriedenheit. Jetzt kommt dort ein junger Mensch, denn sein Gang ist elastisch und rasch. Den neuesten Gassenhauer pfeift er: er wird also den unteren Gesellschaftskreisen angehören. — Und jetzt, es riecht nach Milch! Hier ist also das Milchgeschäft, nun noch zwanzig Schritte, und meine Haustür ist da!“

So etwa sieht der Blinde mit den Ohren,

mit der Nase, und er täuscht sich meistens nicht.

Farben bleiben ihm immer fremd. Dagegen kann er auch die Umrisse und Größenverhältnisse von Dingen kennen lernen, die der tastenden Hand, dem lauschenden Ohre nicht zugänglich sind: eine Kirche, eine Mühle, die Nachbildung eines Gebirgszuges, eines wilden Tieres und so weiter, alles gibt ihm die Blindenanstalt in Miniaturen in die Hand und leitet ihn so zum Erkennen. Mit Hilfe eines sinnreich konstruierten Baukastens suchen auch die blinden Kinder das Ertastete nachzubilden und zeigen dabei, ob sie den Gegenstand wirklich richtig erfaßt haben.

(Unser Bild zeigt eine Gruppe blinder Kinder beim Bauen.)

Auch Lesen und Schreiben wird durch Zuhilfenahme des Tastsinnes ermöglicht. Die Buchstaben werden nach einem Spezialsystem in starkes Papier gestochen oder gedruckt und dann wieder als Relief von dem tastenden Finger gelesen. Diese Blinden- oder Punktschrift ist erstaunlich einfach und kann fast fließend gelesen werden. Das Schreiben ist nicht schwerer.



Von Blinden angefertigte Handarbeiten
(Ausstellung der Großherzoglich Mecklenburgischen Blindenanstalt zu Neu-Kloster)

In neuester Zeit sind sogar Schreibmaschinen für Blindenschrift konstruiert worden. Sie ermöglichen einem geübten Schreiber, selbst einem langsam, aber fließend gesprochenen Diktat zu folgen.

(Unser Bild zeigt den Verfasser dieser

Zeilen, wie er an der Pichtschen Blindenschriftschreibmaschine arbeitet. Die linke Hand liest die Unreinschrift, während die rechte die Maschine bedient.)

Mit der Vervollkommnung des Lesens und Schreibens ging auch die Vertiefung der Allgemeinbildung der Blinden Hand in Hand. Heute vermitteln die Blindenanstalten ihren Schülern fast durchgängig eine ausgezeichnete Elementarbildung, die den Bildungsgrad guter Bürgerschulen, manchmal selbst Mittelschulen erreicht. Einzelne besonders begabte und be-

Handarbeiten werden von blinden Mädchen angefertigt.

(Unser Bild zeigt eine kleine Ausstellung von Handwerks- und kunstgewerblichen Erzeugnissen, die sämtlich von Blinden hergestellt sind.)

Einige Blindenanstalten machen jetzt Versuche, blinde Mädchen zu Arbeiten im Haushalte heranzubilden, und auch mit gutem Gelingen. Nicht nur beim Reinigen und Ordnen der Zimmer, auch beim Zubereiten der Speisen zeigen diese Mädchen viel Geschick.



Blinde Mädchen in der Hauswirtschaftsschule

günstigte Blinde streben aber darüber hinaus und suchen sich eine höhere Bildung anzueignen. Bis zurzeit war dies noch mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, weil es keine höhere Blindenschule gab. Jetzt ist auch diese Lücke ausgefüllt: neben der Blindenanstalt zu Braunschweig ist dort ein „Lyzeum für Blinde" gegründet worden, das Blinden die höhere wissenschaftliche und musikalische Bildung in allen ihren Disziplinen gibt.

Das Gros der Blinden wird jedoch zu Handwerkern herangebildet: Seilerei, Bürstenmacherei, Stuhl- und Korbflechterei betreiben sie mit bestem Erfolg. Auch zahlreiche, oft nicht leichte weibliche

(Unser Bild zeigt blinde Mädchen in der Küche.)

Daß die meisten Blinden gern musizieren, ist eine bekannte Tatsache. Und kann dies anders sein? Ist doch ihr wertvollstes Sinnesorgan das Ohr, stellt sich ihnen doch vieles Sichtbare hörbar, gewissermaßen als Musik dar. Die Blinden ergreifen denn auch gern Musikberufe und leisten auch, ganz besonders als Klavierstimmer und Organisten, sehr Bedeutendes hierin. Sie spielen aber auch alle andern Instrumente.

(Unser Bild zeigt ein kleines Blindenorchester, das von einem Blinden geführt wird.)

Ist nun die Schul- und berufliche Bil-



In der Spielschule für Blinde

dung schon sehr weit entwickelt und von sehr beachtenswertem Erfolge gekrönt, so hat man der „Blindenpsyche“ und ihrer Bildung noch weniger Aufmerksamkeit geschenkt, ja sie selbst kaum entdeckt. Und doch gibt es eine „Blindenpsyche“, und sie unterscheidet sich ganz wesentlich von der der vollsinnigen Menschen!*

* Ich kann hier natürlich nur ganz kurze Hinweise geben. Interessenten verweise ich auf mein Buch: „Lächelnde Erinnerungen, Bilder aus dem Leben eines blinden Knaben“ (Verlag H. Haessel, Leipzig). Es gewährt tiefere Einblicke in die Blindenpsyche.

Zunächst ist natürlich die Seele eines blindes Kindes der des sehenden gleich. Bald tritt aber die Veränderung ein. Das sehende Kind verkehrt bereits mit der Außenwelt, lacht mit den Lachenden, erschrickt mit den Erschreckenden, folgt gespannt einer Handlung und so weiter, in einer Zeit, in der das blinde Kind noch fast teilnahmlos daliegt. Schon in dieser frühen Entwicklungsperiode setzt bereits das Verschiedenwerden ein. Besonders wird das beim begabten Kinde der Fall sein. Seine rege Denkfähigkeit und Denkwilligkeit erhält nicht so viel Nahrung



Ein Blindenorchester

durch Bilder und Geschehnisse der Außenwelt, wie dies beim sehenden Kinde der Fall ist, die Seele des blinden Kindes bleibt also konzentrierter. In ihrer Abgeschiedenheit beginnt sie nun, sich selbst eine Welt aufzubauen, eine bunte Phantasiewelt, die oft recht wenig mit der der wirklichen Welt zu tun hat. Das Kind neigt so zum Weltfremdwerden und wird dann der realen Welt gegenüber überempfindlich. Falsche, übergroße Rücksichtnahme der Umgebung kommt hinzu und verzärtelt und verweichlicht das Kind. Es gewöhnt sich, seine Ansprüche erfüllt zu sehen, es wird ein Tyrann seiner Pfleger. Wächst es heran, so wird es mehr und mehr die Überlegenheit seiner Spielkameraden empfinden. Es begreift die Ursachen dieser Überlegenheit wohl kaum, und so wird es verbittert. Die einzige Lösung ist da — die Blindenanstalt!

Gewiß, auch die Blindenanstaltserziehung ist nicht das Ideal, denn individuelle Erziehung ist hier nicht möglich, das Kind wird Herdenmensch werden. Dagegen lernt es aber sich unterordnen, und es kommt in normale Verhältnisse, unter ihm gleichwertige Menschen. Denn in der Blindenanstalt sind doch die Blinden normal, die sehenden aber abnorm! Die Blindenanstalt hat mancherlei Nachteile, aber sie bietet doch zurzeit die geeignetste Erziehung für blinde Kinder. Man sollte aber solche Anstalten wählen, wo die Kinder noch wenigstens bis zum zehnten Jahre weiblicher Pflege unterstehen.

Und damit komme ich zu einem letzten Hinweise: die Frau im Blindenwesen! Sie spielt da eine sehr wichtige Rolle und kann nicht mehr entbehrt werden. Ihre weiche, mit- und nachfühlende Art, ihr natürliches Bedürfnis, Liebe zu spenden und zu empfangen, hat sie in der Blindenwelt zu einem gar nicht zu hoch zu bewertenden Faktor gemacht. Als Trösterin und Helferin trägt sie allerorten Freude und Sonnenschein in die dunkle Welt der Blinden. Vollständig gleichberechtigt steht sie hier mit den Männern in Reih' und Glied und hilft an dem schönen Werke: „Den Blinden die Augen öffnen!"



Herbstfahrt auf dem Rhein: Blick auf Caub



Requisiten des Schauspiels „Prinzessin Nikotin“. Sämtliche Gegenstände sind getreue Vergrößerungen der im gewöhnlichen Leben gebrauchten Gegenstände

Kinotechnik. Von H. Bartlett

Die Vorführung kinematographischer Bilder hat sich in den letzten Jahren zu einem selbständigen Gewerbe entwickelt, und dementsprechend ist das Publikum in seinen Ansprüchen an eine solche Vorstellung sehr wählerisch geworden.

Begnügte man sich früher mit der Vorführung von Ansichten, Gebäuden, spielenden Kindern, Tieren und so weiter, so verlangt das Publikum heute eine Vorstellung, die ein abgeschlossenes Ganzes bietet. Um diesen Ansprüchen zu genügen, haben die Filmfabriken ein vollständiges Theater mit einer genügenden Anzahl Schauspieler einrichten müssen, wo ganze Vorstellungen aufgeführt und kinematographisch festgehalten und reproduziert werden.

Um einen Begriff von der Technik solcher „Filmpremieren“ zu geben, sei das phantastisch-sentimentale Schauspiel „Prinzessin Nikotin“ in seinen einzelnen Phasen beschrieben. Die Kamera ist zu diesem Zwecke so eingerichtet, daß sie fünfzehn Bilder per Sekunde aufzunehmen imstande ist. Durch entsprechende Manipulationen ist es möglich, daß Wagen zurückfahren, ihre Pferde mit sich ziehend, große Kürbisse den Hügel hin-



Die Fee bietet dem Schauspieler eine Zigarette an





Die Fee im Mittelpunkt der Ausstattungsrose

Die Fee springt aus der Pfeife. Der Rauch ist Dampf, der Tabak Stroh

aufrollen und so weiter. Wenn ein Pferderennen aufgenommen wird, kann man den Film statt nach vorn nach rückwärts abwickeln, und das ganze Rennen wird verkehrt erscheinen, ein Vorgang, dessen mathematisch-physikalische Gesetze übrigens durchaus noch nicht im einzelnen erforscht und klargelegt sind. Das allen Photographen bekannte doppelte Exponieren ruft sonderbare Effekte hervor, und das „Auf-der-Stelle-Bewegen" ermöglicht es, Personen plötzlich erscheinen und verschwinden zu lassen. Außerdem kann auch noch das Diaphragma der Linse so eingerichtet werden, daß Gegenstände nur in den Umrissen erscheinen und verschwinden, so daß etwa sich aus einem Tonklumpen plötzlich eine Kaiserstatue entwickelt.

Das Schauspiel „Prinzessin Nikotin" setzt mit folgender Szene ein: Vor einem an einem Tisch sitzenden Mann steht eine Zigarrenkiste, daneben liegen eine Zündholzschachtel, eine Maiskolbenpfeife, ein großes rundes Vergrößerungsglas, eine quadratische, auf einer ebensolchen Kiste stehende weiße Glasflasche, eine Siphon- und eine Schnapsflasche. Der Mann stopft seine Pfeife, gähnt, beugt sich in seinem Sitz zurück und schläft ein. Der Deckel der Zigarrenkiste hebt sich, und ihr entsteigt die Prinzessin Nikotin. Sie zeigt auf die Pfeife und hilft einer kleineren Fee beim Entsteigen aus derselben Zigarrenkiste und veranlaßt sie, in die Pfeife zu klettern. Der Unterschied in der Größe des Mannes und der Feen wird durch einen Spiegel hervorgerufen. Die Prinzessin Nikotin wird von einer mittelgroßen Schauspielerin, die kleinere Fee von einem zwölfjährigen Mädchen gespielt. Die Bewegungen dieser beiden Schauspielerinnen gehen knapp neben der Kamera vor sich, die das ganze Schauspiel aufnimmt. Das Spiel der beiden wird von einem Spiegel, der sich weit hinter dem

Tisch, an dem der Mann sitzt, befindet, so reflektiert, daß die Strahlen in die Linse der Kamera fallen. Die Kamera selbst ist derart gestellt, daß ihre Linse mit der Oberfläche des Tisches in einer Ebene liegt und die Bilder in der Projektion so erscheinen, als ob sie auf dem Tische stünden. Da nun der Spiegel sehr weit von der Kamera entfernt ist, erscheinen die Bilder der Schauspielerinnen in sehr verkleinertem Maßstab. Der am Tische sitzende Mann sieht tatsächlich nichts von dem, was sich vor ihm abspielt, außer den Tisch selbst und die auf ihm liegenden Gegenstände.

In der zweiten Szene zieht die kleinere Fee mit Hilfe der größeren den Tabak aus der Pfeife. Dann steigt sie in den Pfeifenkopf und bedeckt sich mit Tabak. Prinzessin Nikotin steigt in die Zigarrenkiste, hebt den Deckel, lacht und schließt den Deckel. Um diesen Vorgang auf die Leinwand zu zaubern, muß eine riesige Maiskolbenpfeife und Zigarrenkiste verwendet werden. Anstatt des Tabaks wird Heu verwendet.

In diesem Augenblick erwacht der Mann. Er verfeuert nun ein Streichholz nach dem andern, um seine Pfeife in Brand zu setzen. Es gelingt ihm nicht. Er nimmt nun sein Vergrößerungsglas zur Hand und besieht sich genau den Tabak.

Das Bild wechselt, und die Zuschauer erblicken das Innere der Pfeife: die Fee, die mit ihren kleinen Armen gestikuliert und von Rauch umhüllt ist. Dieses Bild wird erzeugt, indem die Schauspielerin in die Riesenpfeife steigt und Dampf aus irgendeiner Röhre um sie entsteigt.

Das Bild wechselt wieder. Der erstaunte Mann legt sein Vergrößerungsglas aus der Hand, dreht die Pfeife um und klopft die Asche aus. Das vergrößerte Bild dieses Vorganges wird wieder auf die weiße Wand projiziert. Die beiden Feen lachen und springen herum, öffnen die große Zigarren-



Die kleine Fee schlüpft mit Hilfe der Prinzessin Nikotin in den Pfeifenkopf



Die Pfeife kippt um, die Fee fällt heraus



Unter Wilden verirrt

kiste und sind wieder von Rauch umgeben. Das Bild ändert sich wieder: der Mann sitzt am Tisch, und der Deckel der Zigarrenkiste fällt von selbst zu. Prinzessin Nikotin winkt mit der Hand, und ihr Arm bleibt draußen; der Mann ergreift ihn rasch und will die Prinzessin fassen, aber zu seiner größten Überraschung hält er eine Rose in der Hand. Er riecht daran und beginnt zu husten, denn aus der Rose steigt ihm Qualm entgegen.



Szene aus Wild-West



Die Lauscherin



Die Hypnose

Einzelbilder aus „zugkräftigen“ Films

Das Schließen der Kiste wird mittels eines schwarzen Fadens bewerkstelligt, den ein Mann hinter der Bühne zieht. Die Verwandlung des Arms in eine Rose wird durch das „Bewegen auf der Stelle" hervorgebracht. Die Kamera wird außer Tätigkeit gesetzt und an Stelle des Armes der Prinzessin eine Rose gelegt; dann wird der Apparat wieder in Funktion gesetzt. Die Rose besitzt einen hohlen Stengel, der mit einem durch den Boden der Kiste führenden Schlauch in Verbindung steht, durch diesen Schlauch bläst ein unter dem Tisch sitzender Mann Rauch. Wieder greift der Mann zum Vergrößerungsglas, und was er sieht, wird wieder auf die Leinwand projiziert. Aus der Mitte der Rose sieht man den Kopf der kleineren Fee hervorragen; sie raucht eine Zigarette und bläst den Rauch weit von sich.

Die Rose ist selbstverständlich sehr groß. Das Bild ändert sich wieder. Der Mann läßt die Rose (eine künstliche in natürlicher Größe) vor Schreck fallen und läuft hinaus. Augenblicklich beginnen sich die Blätter der Rose loszulösen und sich gegen die Mitte des Tisches zu bewegen. Dort angelangt, rollen sie sich zu einer Zigarre zusammen. Dieser Vorgang wird auch wieder durch das „Sich-auf-der-Stelle-Bewegen" hervorgebracht. Jedes Blatt wird mit der Hand gepflückt, und ein Mann schiebt die einzelnen Blätter bis zu einem gewissen Punkt, tritt dann aus dem Bereich der Kamera, und die erhaltene Stellung wird aufgenommen; dies wird so oft wiederholt, bis die Zigarre fertig ist. Durch das äußerst rasche Bewegen des Films wird der Vorgang als ein kontinuierlicher dargestellt.

Sobald die Zigarre zusammengedreht ist, kommt der Mann wieder herein und steckt sie in Brand. Eine große Rauchwolke dringt in die auf dem Tisch stehende Flasche. Um dies hervorzubringen, wird durch ein am Boden der Flasche befindliches Loch Dampf geblasen. Über das sonderbare Benehmen des Rauches überrascht, ergreift der Mann die Flasche und betrachtet sie durch das Vergrößerungsglas. Was er sieht, wird auf der Leinwand in vergrößertem Maßstabe sichtbar. Die kleine Fee tanzt in der Flasche herum und schlägt mit ihren Händchen an die Wände.

Dieser Vorgang wird mittels der sogenannten „Doppelexponierung" hervorgebracht. Das heißt, es werden von der Flasche und der Fee separate Bilder genommen und beide zu gleicher Zeit projiziert. Selbstverständlich darf das Mädchen nicht über einen gewissen Raum hinausgehen, weil sonst ihr Bild auch außerhalb der Flasche erscheinen würde.

Der Mann zertrümmert nun die Flasche. Die Fee schlüpft hervor, fördert plötzlich eine Schachtel Zigaretten zutage, aus der sie dem Mann eine anbietet; der steckt sie an, bläst den Rauch gegen die Fee und betrachtet sie wieder durch das Vergrößerungsglas. Das Päckchen Zigaretten, das sie hervorbringt, ist ungeheuer groß. Die einzelnen Zigaretten sind etwa 90 Zentimeter lang, aber in der Projektion erscheint es normal. Der Moment, in dem der Mann die ihm von ihr angebotene Zigarette annimmt, wird wieder durch das „Sich-auf-der-Stelle-Bewegen" hervorgerufen.

In den nächsten Szenen sieht man den Mann noch immer rauchend vor dem Tisch; er zündet ein Streichholz an und hält es der Fee entgegen. Sie erschrickt und denkt an Rache. Sie schleicht sich zur Zündholzschachtel und schichtet die Streichhölzer aufeinander und steckt den Haufen an. Die Streichhölzer, die die Fee schichtet, sind zwischen zwei und drei Fuß lang und haben Köpfe, die aus Papier bestehen, aber in der Projektion genau wie Phosphor aussehen. Das Bild wechselt. Der Mann, vor dem inzwischen die wirklichen Zündhölzer aufgeschichtet worden sind, versucht mit der Siphonflasche den brennenden Haufen zu löschen. Gewaltige Wassermassen quellen hervor, die den Mann ertränken.

Die Aufführung dieses Schauspieles ist in technischer Beziehung gewiß ein großes Kunstwerk, denn man kann sich der Empfindung nicht erwehren, daß die kleinen Feen, die nicht viel größer als der Daumen sind, tatsächlich lebendige Feen seien. Das Zusammenspiel der beiden Schauspielerinnen muß ein tadelloses sein, damit nicht die verschiedenen Schiebungen auf der Platte

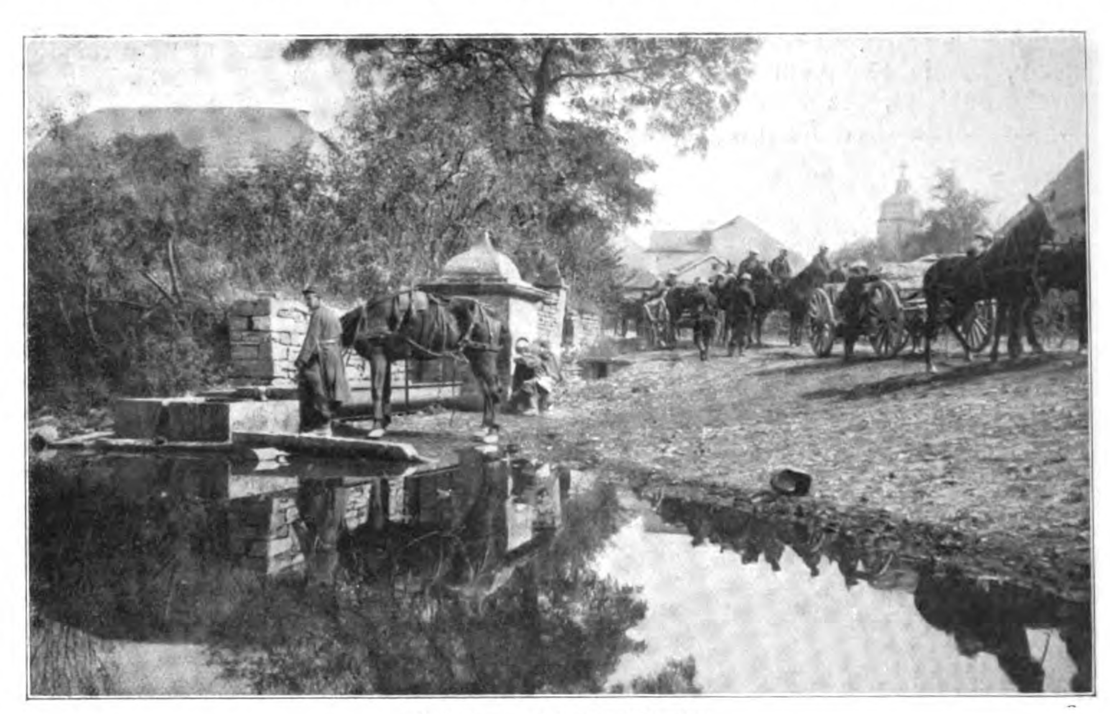
ersichtlich werden. So muß im Momente, da die Fee dem Mann die Zigarette anbietet, die natürlich große so an die Stelle der übergroßen treten, daß man den Tausch nicht merkt. Ebenso müssen die Bewegungen des Mädchens in der Flasche so bemessen sein, daß sie nicht außerhalb derselben fallen.

Französische Manöver

Den heurigen Armeemanövern durfte man mit einer gewissen Spannung entgegensehen. Mußte es sich doch zeigen, ob und welchen Erfolg die großen Anstrengungen gehabt haben, die die Franzosen besonders in den beiden letzten Jahren zur Vervollkommnung ihrer Armee aufgewandt haben. Daß die französische Armee heute eine andre ist als vor zweiundvierzig Jahren, ist bekannt. Die großen Opfer, die Frankreich für sein Heer gebracht hat, sind nicht vergeblich gewesen. Immerhin glaubte ich, als ich es vor zwei Jahren bei den großen Manövern in der Pikardie sah, manche überraschenden Mängel zu bemerken. Eine eigentümliche Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit der Mannschaften fiel mir auf. An Initiative, Manövrierfähigkeit und entschlossenem Drang nach vorwärts schien es mir noch ebenso zu fehlen wie vierzig Jahre vorher. Es ist, als wenn die Art, in der die französischen Manöver abgehalten werden, die sich von der deutschen wesentlich unterscheidet, eine Hauptschuld an diesen Mängeln trägt. Während man in Deutschland von jeher bestrebt gewesen ist, dem freien Ermessen



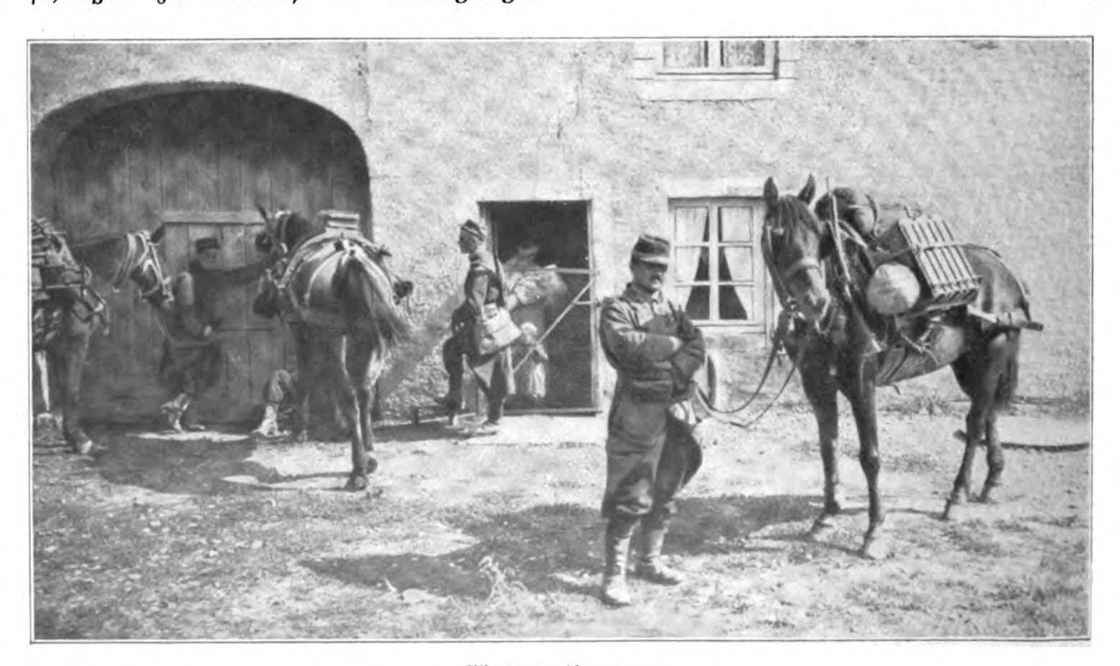
Im Schützengraben



Tränke auf dem Marsch

der Führer den größten Spielraum zu gewähren, und daher, namentlich bei den Kaisermanövern, einen hohen Grad von Kriegsmäßigkeit erreicht hat, scheint man sich in Frankreich noch immer nicht entschließen zu können, die Bewegungen frei auslaufen zu lassen. Überraschend sind die Leistungen der Flieger, und wir dürfen es mit Genugtuung begrüßen, daß gegenwärtig auch bei uns mit Hochdruck auf diesem Gebiet gearbeitet wird.

F. G.



Einquartierung



Kultur der Gegenwart



Literatur



Wilhelm Holzamers Freundin gibt in liebevoller Treue die nachgelassenen Dichtungen ihres so jung, mit nur siebenunddreißig Jahren, ihr und uns entrissenen Dichters heraus und bietet den willkommenen Anlaß für ein zusammenfassendes Urteil über diesen so mancher goldenen Hoffnung vollen Dichter. Aus drei Bänden besteht der Nachlaß, zweien mit Prosadichtungen: „Pendelschläge", „Geschichten und Legenden", „Pariser Erzählungen" (zwei Novellen), — Gedichte (alles im Verlage von Fleischel & Co. in Berlin). Auf zweierlei läuft fürs Gesamturteil über einen Dichter schließlich doch alles hinaus: Hat uns der Mann etwas Eignes, selbstverständlich etwas Wertvolles, in einer ihm eignen Form zu sagen, und sagt er's uns in solchen Formen, die wir reife Kunst nennen? Von Holzamers erzählenden Dichtungen, den jetzt erscheinenden gleichwie den früheren, läßt sich wohl sagen, daß sie zum großen Teil einen reifen Künstler erweisen, nicht aber, daß sie uns als Notwendigkeiten erscheinen. Holzamer hat keine Geschichte geschrieben, die sich nicht mit Behagen, zuweilen mit Genuß lesen ließe; aber auch keine, die sich einem beim Lesen so einbrennte, daß man die Menschen und ihre Geschicke noch lange oder gar für immer in der Seele trüge. Er ist kein urschöpferischer Erfinder, und er leidet — nicht immer, aber oft — an einem nicht genügend scharfen Blick für das richtige Verhältnis zwischen Stoff und Form. Den geborenen Novellendichter kennzeichnet nichts so sicher wie das Auge fürs Maß. Leider werden in Deutschland in unserm Zeitalter des kunstwidrigen Gemengsels aus Philosophie, Psychologie, Physiologie, Sozialethik und so weiter und einem winzigen Bröcklein Erfindung und Erzählungskunst die großen, die ewigen Vorbilder jedes Novellendichters, die italienischen Erzähler des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts, höchstens auf ihren stofflichen Gehalt, so gut wie gar nicht auf ihre Erzählungsmeisterschaft studiert — man denke nur an Boccaccio.

Also nicht von Holzamers Romanen und Novellen erwarte ich die Fortdauer seiner dichterischen Persönlichkeit, wohl aber glaube ich, daß der Lyriker Wilhelm Holzamer schwerlich in die ewige Nacht versinken wird. Gerade in diesem Nachlaßbande mit Gedichten steht so manches, ja vieles, was weiterklingen wird, zumal wenn sich gleichgestimmte Tonkünstler in den Dienst dieser echten, inhaltreichen Poesie stellen. Man lese zum Beispiel dieses feine kleine Stück:



Wilhelm Holzamer

In der Nacht

Plötzlich fuhr ich auf — noch schlafbefangen —
Warf ein Traum mir in die Seele dieses Bangen?
Zitternd lausch' ich — waren das nicht Schritte?
Leises Schlürfen? — Flüstern? — Eines Kindes Bitte?

Meines? Hat der Tod sich hergestohlen,
Mir mein Liebstes frevelnd in der Nacht zu holen? —
Und vom Lager spring' ich auf und schleiche
Zu den beiden Bettchen, wo das liebe, bleiche
Kinderpaar in festem Schlafe liegt,
Süßen Traums, in heitres Kinderglück gewiegt,
Und ich höre ihren Atem gehn
Leicht wie Abendlüftchen, die durch Rosen wehn.



Kultur der Gegenwart



Eins! — Mit hartem Schlage schlägt's die Uhr, —
Fliehende Schritte schlürfen auf dem Flur ...

Man hat Holzamer mit Gustav Falke verglichen, und in der Tat haben sie beide manche Ähnlichkeit in der Tonfarbe, gelegentlich auch in der Wahl der Stoffe. Dennoch höre ich aus Holzamers besten Gedichten das, was Goethe an Byron entzückte: einen eignen Gesang, also einen Ton, den wir so noch nicht vernommen haben. Fragt sich nur, ob dieser Ton außer seinem Eigenklang auch jene Kraft mit sich führt, die aus den Tiefen stammt. Mich dünkt, auch die Kraft war unserm allzu früh hinweggerafften Holzamer zu eigen:

Des lieben Herrgotts heilige Hand

Des lieben Herrgotts heilige Hand
Streicht über die schlafende Erde,
Zu neuem Morgen ruft das Land
Sein wundertätiges Werde.

Sein feiner Finger zärtlich weckt
Das leise nickende Gräschen —
Die hangenden Ohren lauschend reckt
Im grünen Klee ein Häschen.

Weit über die Berge führt seine Hand,
Und über des Waldes Kronen,
Und folgt des Flusses gewundenem Band,
An dem die Menschen wohnen.

Und leise, wie sie sich senkt und hebt,
Schafft sie dem Tage das Leben,
Und ordnet, wie sie steigt und schwebt,
Des Dämmers verworrenes Weben.

In Licht und Sonne träumt das Land
Ins Zeiten- und Grenzenlose!
Des lieben Herrgotts mächtige Hand
Ruht ihm leuchtend im Schoße.

*

Von einem der liebenswürdigsten Bücher zur Wissenschaft von deutscher Sprache erscheint eine neue, die siebte Auflage: Der Bilderschmuck der deutschen Sprache von Hermann Schrader (Emil Felber in Berlin), und jedem, der einmal eine herzliche Freude an der reichsten aller Sprachen haben will, schaffe sich dieses prächtige Buch an und lese von Zeit zu Zeit ein paar Seiten darin. Bismarck, der bilderreichste Redner und Schriftsteller des letzten Menschenalters, hat seinerzeit die Widmung der ersten Auflage „mit besonderer Freude" angenommen, und Heinrich Stephan erklärte es für eines seiner Lieblingsbücher. Wir Deutsche sprechen ja fortwährend in allerlei bildlichen Redensarten, meist ohne zu wissen, wo der Ursprung zu suchen, welche ursprüngliche Bedeutung zugrunde liegt. Man schlage in Schraders Buche zum Beispiel den Abschnitt „Die Ente" auf und belehre sich über die Geschichte und die Bedeutung der Redensart von der Zeitungsente! Aber wo immer man in dem prächtigen Hausschatze blättert, überall liest man sich fest und erfährt etwas Lustiges, Belehrendes, liebenswürdig Gelehrtes. Und wenn man auch nicht alles für Lebenszeit behält, eines springt doch dabei heraus: daß die deutsche Sprache einen schier überwältigenden Reichtum an Frohlaune, Witz, Sinnenhaftigkeit, Phantasie, Farbenfrische, Kühnheit und noch vielen andern guten Dingen besitzt, wie schwerlich irgendeine andre Sprache der Welt, alte oder neue. Weshalb es sich von selbst versteht, daß die Deutschen ihre arme, ihre plumpe Sprak durch rohe Plünderung so ziemlich aller andern Sprachen bereichern und schmeidigen müssen.

*

Es gibt ein paar große deutsche Verlagshäuser, deren Namen nicht wie Personenbezeichnungen empfunden werden, sondern durchaus wie Sachnamen gelten, als da sind: Bädeker, Reclam, Langenscheidt, Engelhorn, Tauchnitz. In der ganzen literarisch gebildeten Welt, vornehmlich allerdings in Deutschland, England und Amerika, kennt und schätzt man die Tauchnitzbände als die Vermittler der Kenntnis angelsächsischer Literatur über den Erdball hin. In diesem Jahre feiert der Verlag von Bernhard Tauchnitz unter dem Sohne des Begründers sein fünfundsiebzigjähriges Bestehen und gibt aus diesem Anlaß eine lehrreiche Denkschrift heraus, die noch einen besonderen Wert durch die zahlreichen abgedruckten Briefe der hervorragendsten englischen und amerikanischen Schriftsteller dieses stolzen deutschen Verlagshauses gewinnt. Es ist selbst in Deutsch-

Kultur der Gegenwart





Freiherr von Tauchnitz (Vater) 1816-1895

land nicht genügend bekannt, daß die Tauchnitzausgabe eine der lehrreichsten und erfreulichsten Bestätigungen des weisen englischen Spruches bildet: Ehrlichkeit ist die größte Klugheit. Zu einer Zeit, als es so gut wie gar kein literarisches Eigentumsrecht zwischen den verschiedenen großen Literaturländern gab, als mithin deutsche Buchhändler ungestraft englische Werke nachdrucken durften, auch vielfach tatsächlich nachdruckten, bot der vornehme Begründer seines Welthauses, Christian Bernhard Tauchnitz, aus der Gesinnung des königlichen Kaufmannes heraus den englischen und den amerikanischen Schriftstellern, deren Werke er nachdrucken wollte, freiwillig eine anständige Bezahlung und eroberte sich dadurch das Alleinrecht der Verbreitung billiger Ausgaben der angelsächsischen Schriftsteller auf dem europäischen Festlande und überall in der Welt mit Ausnahme in England und den britischen Kolonien. Bis jetzt sind über 4000 Tauchnitzbände von englischen, über 400 von amerikanischen Schriftstellern in dieser großartigen Sammlung erschienen. Es darf ohne Übertreibung behauptet werden, daß es keinen Menschen und keine Einrichtung in Deutschland und in Amerika gibt, von denen so viel zur Schaffung freundlicher, auf Verständnis beruhender Beziehungen zwischen den beiden Ländern beigetragen wurde wie durch die beiden Freiherren von Tauchnitz, Vater und Sohn, und durch ihre bewundernswerte Sammlung.

*

Der bei Antwerpen 1855 geborene Emile Verhaeren gilt in Deutschland für den bedeutendsten lebenden Lyriker in französischer Verssprache und begeistert immer aufs neue unsre geschickten Übersetzer zur deutschen Nachdichtung. Mit den größten deutschen Lyrikern hält er keinen Vergleich aus; in der französischen Lyrik der Gegenwart nimmt er in der Tat eine Ausnahmestellung ein, nach Verlaines Tode wohl den ersten Platz. Er hat Schwung, Tiefe, zuweilen Größe, und seine Dichtung rechtfertigt die von ihm selbstgewählte Bezeichnung einer „Poésie de force“. Zu seinen besten deutschen Übersetzern gehört Ernst Ludwig Schellenberg, auf dessen wertvollen Band „Französische Lyrik“ in Nachdichtungen (Xenien-Verlag in Leipzig) bei dieser Gelegenheit hingewiesen sei. Zur ersten Einführung in Verhaerens dichterisches Werk erscheint in dem gleichen Verlage eine kleine Schrift von Schellenberg:



Freiherr von Tauchnitz (Sohn)

„Emile Verhaeren“ mit einer Reihe guter Proben in Übersetzungen des Herausgebers und andrer. Ich bin zwar der Ansicht, daß die Bedeutung des belgischen Dichters, wie das bei uns in solchen Fällen gar oft geschieht, ungeheuer überschätzt wird; dennoch nenne ich denen, die sich mit Verhaeren bekanntmachen wollen, Schellenbergs Arbeit als eine nützliche Vorbereitung.

Eduard Engel



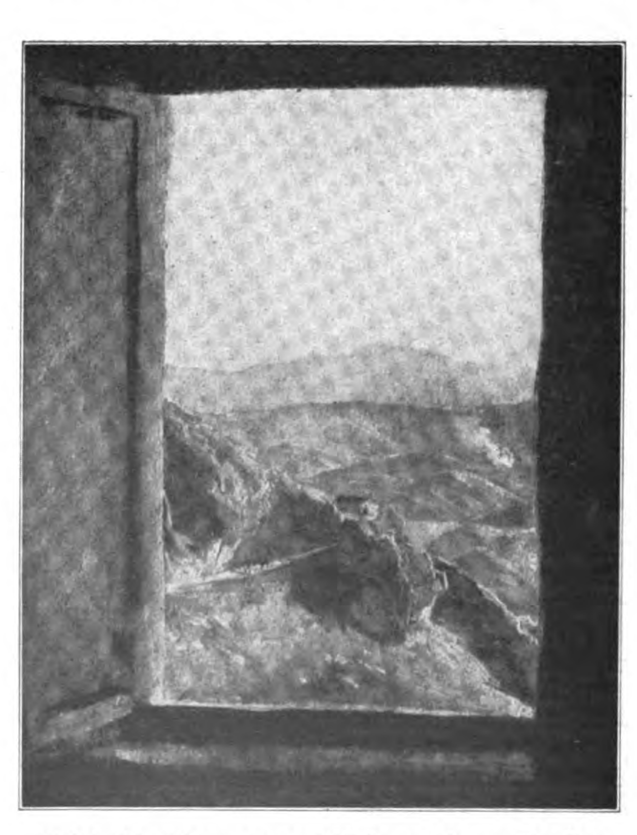
Bildende Kunst

Wasmann

Die Deutschen müssen und werden einmal den Künstler, von dem hier die Rede sein soll, so nennen, wie ihn die Überschrift nennt. Sie werden Wasmann sagen, wie man Leibl und Menzel sagt, ohne etwas hinzuzufügen, auch nur den Vornamen. Das ist der höchste Adel, den eine Nation zu verleihen hat, und der alle großen Männer ihrer Vergangenheit vereinigt.

Aber wir sind weit von dieser Zeit entfernt, so weit, daß ich sicher bin, nur wenige Leser werden selbst dann wissen, wen ich meine, wenn ich den Mann als den Maler Friedrich Wasmann aus Hamburg bezeichne. Kennen ihn ja auch die Fachleute noch nicht sehr lange. Zuerst war es ein Buch, das sie aufmerken ließ. Der norwegische Maler Bernt Grönvold, der in Berlin und in Tirol lebt, veröffentlichte im Jahre 1896 die Selbstbiographie des Künstlers und fügte Abbildungen einiger Porträte und Zeichnungen bei. Aber ein Buch, so sehr es interessiert, kann den Rang eines Bildners nicht feststellen. Und es war außerdem die Zeit, in der moderne Strebungen uns stark beschäftigten und so große Hoffnungen für das, was wir selbst erleben sollten, in unsern Herzen weckte, daß wir für Entdeckungen in der Vergangenheit nicht viel übrig hatten. Dann ließ uns die „Jahrhundertausstellung“, Hugo von Tschudis wichtige Tat, zu der Grönvolds Einfluß übrigens wohl auch mitgewirkt hat, Bilder von Wasmann sehen, die schon weit bestimmter seinen Wert schätzen machten. Aber als großer deutscher Meister ist er doch erst stabiliert, seit Grönvolds Sammlung, zunächst als Leihgabe, in der Nationalgalerie ausgestellt wurde, seit dem Frühling dieses Jahres.

Die Selbstbiographie des Künstlers ist nicht nur als Dokument einer Zeit, der besten Zeit deutscher Kultur, der Zeit um und nach Goethe, sondern auch als Dokument einer Persön-



Friedrich Wasmann: Blick aus dem Fenster (Südtirol)
(Im Besitz der Hamburger Kunsthalle)



Kultur der Gegenwart

lichkeit von großem spezifischem Gewicht interessant. Und sie ist in dem guten Deutsch der Großvaterzeit und in der sachlichen, unredensartlichen Weise geschrieben, in der Menschen von Bedeutung reden, die nicht Literatur machen, sondern sich einmal aussprechen wollen.

Wasmanns Leben erscheint uns heute merkwürdiger, als es nach den Erfahrungen der Zeit für die Menschen von damals war. Als Sohn einer protestantischen Familie geboren, trat er in Rom zur katholischen Kirche über und lebte, bis in ein sehr hohes Alter, in Meran. Seine Frau folgte ihm aus Hamburg in seine neue Heimat und seinen neuen Glauben. Aber es war doch am Ende etwas andres als bei den protestantischen und jüdischen Kunstgenossen, was ihn zur Konversion trieb. Fühlt man bei ihnen mehr das Bedürfnis, derselben Gemeinschaft anzugehören wie die alten italienischen Meister, die ihnen als ideale Künstler galten, so wurde Wasmann durch ein ganz menschliches, ganz persönliches Bedürfnis getrieben. Eine religiöse Natur, trotz des Unglaubens seiner Jugend, und gequält von der Reue über ein Leben in jungen Jahren, das kaum sehr von dem andrer Jünglinge abgewichen sein wird, seinem Gewissen aber sündhaft erschien, konnte er die Bürde der „eignen Verantwortung“, die der Protestantismus seinen Menschen auferlegt, nicht tragen. Und, es klingt nur paradox, weil er die Grundidee des Protestantismus sehr ernst nahm, ging er zu der Kirche, die dem einzelnen solche Verantwortung abnimmt, ihm bestimmt sagt, was er glauben und tun und lassen muß. Jede Zeile seiner Schrift bezeugt, daß er in ihr einen vollkommenen inneren Frieden fand. (Damit diese Zeilen nicht falsch verstanden werden, möchte ich hinzufügen, daß ich hier rein sachlich berichte. Ich stehe auf einem ganz andern Standpunkt.)



Friedrich Wasmann: Die Familie des Künstlers
(Im Besitz der Hamburger Kunsthalle)

Wasmann hat auch, wie die Nazarener, zu denen er seiner ganzen Stimmung nach gehörte, Bilder kirchlichen Charakters gemalt. Aber man darf mit Grund annehmen, daß er sich in ihnen nicht als Meister bewährte, da Grönvold nichts



Kultur der Gegenwart



von ihnen zeigt oder sagt. Seine große Bedeutung liegt in den Bildnissen. Und da hat er mit Overbeck und den andern den treuen Ernst gemeinsam, der auf nichts andres denkt, als ganz fest, klar und rein diesen Menschen, der vor ihm steht, zu schildern. Das ist es, was ihren Werken den Stil gibt. Es ist nicht Sachlichkeit, die würde sie nicht von ganz anders gestimmten Künstlern unterscheiden. Es ist eine Andacht zum Menschen, die doch wohl letzten Endes mit ihrem religiösen Weltgefühl zusammenhängt. Aber nur diese Auffassung ist dieselbe. Wasmanns Bilder als Gemälde sind von denen der andern Künstler des Kreises und, man kann wohl sagen der Zeit, doch sehr verschieden, weil er als einziger von ihnen ein geborener Maler war.

Er sagt in einem kurzen und bescheidenen Satze seiner Aufzeichnungen, die nicht viel von Kunst sprechen, daß die Maler unrecht gehabt hätten, die handwerkliche Tradition aufzugeben. Darüber mögen viele hinweglesen. Aber es ist eine sehr wichtige Äußerung. Der Haß gegen das achtzehnte Jahrhundert und gegen seine Malerei war mit der bedeutsamste Faktor in der Entwicklung der Nazarener. Einer, der „malen konnte", war in ihren Augen ein Verlorener. Wasmanns Einsicht ist ein Zeichen seiner Unabhängigkeit bei aller tiefinnerlichen Verehrung der Meister und — Beweis seines ursprünglichen Künstlertums.

Er war eine der starken Begabungen, die eigentlich nichts zu lernen brauchen. Unter uns: sie allein sind im Grunde berechtigt, Künstler zu werden. Dann wäre aller tönende Streit über die Art, wie man „Künstler wird", aller Jammer über die sozialen Übelstände auf einen Schlag zu Ende. Denn am letzten Ende beruht alles Unheil darauf, daß die meisten Begabungen zu schwach sind und die mühsamste Abrichtung brauchen, um überhaupt Kunst herstellen zu können. Alle Starken entwickeln ihre Kunst aus ihrer Anschauung der Dinge und der Kunst. Wasmann ist als Zeichner ganz unabhängig, man kann ihn eigentlich nur mit späteren vergleichen, hier und da erinnert er in der ausdrucksvollen letzten Präzision des Striches an Ingres. Als Maler steht er in der niedergermanischen Tradition, die er, wie alle Norddeutschen von damals, aus Dänemark übernahm, das seinerseits von Holland seine Art abgeleitet hatte. Er ist aber weicher und feinfarbiger als die Dänen von damals, er hat eben seine Art aus der Hamburger Luft entwickelt, die der holländischen verwandt ist.

Viel zu sagen ist über seine Arbeiten weiter nicht. Sie haben etwas Klassisches in ihrer schlichten, starken, selbstverständlichen Kunstform. Er gehört zu denen, die nie etwas „gesucht" haben, nicht einmal ihren eignen Stil. Wer weiß das besser zu würdigen, als wir?!

Und noch eines ist zu bemerken. Es wird jetzt oft behauptet, es gebe keine deutsche Malerei ohne französischen Einfluß. Beweis: alle bedeutenden Maler des neunzehnten Jahrhunderts wären durch ihre Pariser Zeit bestimmt worden. Aber wissen wir denn, ob das, was sie ohne Paris geworden wären, schlechter gewesen wäre? Der Fall Wasmann gibt zu denken.

Fritz Stahl



Architektur

Paul Wallot

Der Name Paul Wallots wird in der späteren Geschichte der deutschen Architektur allein schon aus dem Grunde eine Rolle spielen, weil er der Volksvertretung des neugeeinten Deutschlands das Haus schuf. Wird er eine allererste Rangstellung aber auch in rein künstlerischer Beziehung dauernd behaupten? Um diese Frage drehen sich die Betrachtungen, die bei seinem eben erfolgten Hinscheiden an sein Lebenswerk geknüpft werden.

Bei der Beurteilung von Künstlern, deren Schaffen nur um wenige Jahrzehnte zurückliegt, muß man sich vor allem darüber klar werden, daß sie der eben überwundenen Zeit angehören. In der Kunst (teilweise sogar in der Wissenschaft) wird immer das Gestern verurteilt. Die lebende Generation hat recht. Der ewige Wechsel der Anschauungen bewirkt



es, daß sie andre Ziele, vielleicht gerade das Gegenteil von dem erstrebt, was die Generation vor ihr vertrat. Es ist daher nötig, sich auf einen möglichst entrückten Standpunkt zu stellen, wenn man den Versuch machen will, gegen die letzte Generation gerecht zu bleiben. Da es wirkliche Objektivität nicht gibt und die historische Gerechtigkeit erst eintritt, wenn wir einem Werke historisch betrachtend gegenüberstehen, so ist jeder Versuch dieser Art überhaupt sehr schwer. Historisch gerecht sind wir heute etwa bis zu den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Was darauf folgte, ruft bei uns noch subjektive Reaktionen hervor, darum sind wir befangen.

In der mißlichen Lage einer befangenen Beurteilung befindet sich heute Paul Wallot. Die jüngere Generation findet sein Reichstagsgebäude bombastisch, massiv, überdekoriert. Das rührt daher, daß in der Architektur des Tages das Einfache, Schlichtwürdige höher geschätzt wird als reichere architektonische, ornamentale und dekorative Entfaltungen. Unsre Empfindungsart hat sich geändert, und sie diktiert uns den Beurteilungsmaßstab. Die Werke einer vergangenen Epoche sollten aber, da doch das Pendel ständig hin und her schwingt, vor allem erst einmal aus der damaligen Empfindung heraus beurteilt werden. Und so müssen wir uns, um gerecht zu sein, zu vergegenwärtigen suchen, welche Empfindungen damals herrschten, welche Ziele für erstrebenswert gehalten wurden, welches die Probleme der damaligen Zeit waren.

Diejenigen, die an dem architektonischen Leben jener Zeit beteiligt waren, wissen, daß uns Wallot etwas ganz Neues brachte. Er bot vor allem endlich einmal wieder vollsaftige Kunst. In einer Zeit, die das genaue Nachahmen der historischen Stile pflegte, trug er persönliches Wollen und Empfinden in sein Werk. Er schuf mit seinem Herzblut, während die andern Verkleidungskunst trieben. Er schuf so persönlich, daß die gedrungenen Proportionen seines Reichstagsgebäudes das getreue Abbild seines eignen Körperbaues, der untersetzten Gestalt mit dem Stiernacken, waren Er zog die Bildhauerei und Malerei als Hilfskräfte heran und suchte sie organisch mit der Architektur zu verschmelzen zu einem Zeitpunkt, in dem vielleicht die größte Entfremdung eingetreten war, die je zwischen der Architektur und den Schwesterkünsten geherrscht hat. Er stand nicht wie die andern unter der Herrschaft der historischen Stile, sondern er beherrschte diese und ihre gesamten Ausdrucksmittel und gestaltete mit ihrer Hilfe Neues, Persönliches.

Hierin liegt die Bedeutung, die Paul Wallot für die deutsche Architektur seiner Zeit hatte. In seiner hinreißenden Persönlichkeit lag es, daß diejenigen, die unter seiner Leitung arbeiteten, seine begeisterten Bewunderer und Anhänger waren. Ein ähnlicher Einfluß, wie er ihn auf diese jüngere Generation ausgeübt hat, wäre bei keinem andern Architekten seiner Zeit möglich gewesen. Die Jugend hat immer den Instinkt für das Werdende. Und das Werdende war zu jener Zeit ein selbständiger nationaler Ausdruck in der deutschen Kunst. Wallot ist der Vater jener deutschen Monumentalkunst, die heute durch Namen wie Bruno Schmitz, Wilhelm Kreis, Fritz Schumacher und ein Heer andrer vertreten ist. Auch Theodor Fischer in München, der kürzlich verstorbene Otto Rieth, Alfred Grenander und Gustav Halmhuber sind aus seiner Schule hervorgegangen, und auch auf sie hat der Einfluß des Meisters bestimmend gewirkt. Wallot führte eine neue Entwicklung in der deutschen Architektur herauf, seine Kunst wurde der Vorläufer für jene große, umwälzende Bewegung, die sich vom Jahre 1895 an zuerst im deutschen Kunstgewerbe zu erkennen gab und dann unsre gesamte Kunst zur Umkehr gebracht hat. Wallot klärte vor allem zuerst das Verhältnis der Lebenden zur historischen Kunst. Er hörte auf, die alten Stile wörtlich zu wiederholen, denn er fühlte die Kraft in sich, seine eignen Wege zu gehen. Er wollte nur, wie er sich selbst ausdrückte, die historischen Stile als Sprungbrett für sein eignes Schaffen benutzen. So war er, obgleich er in seinen Werken sich noch der historischen Formen bedient, eigentlich ein Vorläufer des Individualismus, der dann zehn

Jahre nach der Vollendung des Reichstagsgebäudes seine Blüten zu treiben begann. Er selbst war noch nicht das, was man einen Individualisten nennt, er war aber ein großer Neuerer und ein Pfadfinder insofern, als seine Architektur durchaus von dem Schaffen der damaligen Zeit abweicht, in der Zusammenstellung der Motive, in der Verwendung der Ornamentformen und selbst in den gewählten Verhältnissen. Er hat, wo es ihm am Platze schien, Motive der Renaissance mit gotischen, mit barocken, mit klassischen zusammengearbeitet. Das Resultat war stets eine hochgespannte, pathetische Ausdrucksweise, die der Wallotschen Kunst und ganz besonders dem Reichstagsgebäude das Gepräge gibt.

Die Gegenwart hat sich von dieser Ausdrucksweise wieder abgewendet. Wie es nicht anders sein kann, folgte auf eine Periode großer Anstrengung, hoher Ziele und angespannten Wollens eine Periode des Bescheidens mit zwangloseren, einfacheren Mitteln. Auch die auf Wallot folgende und seit fünfzehn Jahren geltend gewesene Tendenz der persönlichen Kunst um jeden Preis ist im Abstieg begriffen. Man beschäftigt sich wieder mit der Aufnahme alter Motive, ja man huldigt zum Teil der getreuen Nachahmung früherer Stile.

Paul Wallot

Es braucht nur an die Biedermeiermode erinnert zu werden, der sich selbst vielgenannte Architekten und Kunstgewerbler hingeben, an die große Rolle, die seit fünf Jahren die als vorbildlich erklärten Bauten um 1800 spielen. Zu der Frage Stellung zu nehmen, ob nun Wallot recht hatte oder ob die Heutigen recht haben, ist nicht am Platze. Es ist nur Pflicht, das Unrecht zu betonen, das darin liegt, daß man Wallots Kunst allein mit dem Maßstab der heutigen Auffassung messen will. Ihm seinen Platz in der Kunstgeschichte anzuweisen, kann erst einer ferneren Zeit vorbehalten bleiben. Diese Zeit wird ihre eigne Meinung darüber haben, ob sie die selbständigen Kunstleistungen Wallots höher einzuschätzen hat als die enge Anlehnung andrer an die Leistungen früherer Epochen. Es ist aber wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß sie Wallot wieder gerecht werden wird.

Mag das Urteil der Mitlebenden lauten, wie es wolle, bei Rückblicken auf die Leistungen früherer Jahrhunderte fragen wir uns nicht, was jene Menschen den Generationen vor ihnen nachempfunden haben, sondern was sie Neues geschaffen haben. Der Zutrag zu dem Überkommenen, der meßbare Zuwachs an Leistung pflegt als Beurteilungsmaßstab zu gelten.



Kultur der Gegenwart



Und mit diesem Maße gemessen, wird Wallot stets als eine der stärksten und anregendsten Persönlichkeiten angesehen werden, die je in der deutschen Architektur gewirkt haben.

Hermann Muthesius

Skizze zum Reiterbilde über dem Haupteingang zum Reichstagsgebäude an der Westseite



Kultur der Gegenwart



Kunstgewerbe

„Liebe Großmama, ich habe mich überwunden und habe meinen Nietzsche dem Portier geschenkt.“ So schrieb ein Knabe von dreizehn Jahren, nachdem er nicht ohne Mühe und unter Tränen einsehen lernte, daß die Kopie, die er nach der bekannten, wenn auch sehr unbedeutenden Nietzschebüste des Kruse angefertigt hatte, durchaus abscheulich war. Der Knabe hatte sich gegen solche grausame Erkenntnis lange und hartnäckig gesträubt. „Aber er ist doch ganz ähnlich, sieh nur die Stirn, sieh nur den Schnurrbart!“ rief er ein über das andre Mal. Es hielt schwer, dem begeisterten und tatendurstigen Knaben zu beweisen, daß seine Abschrift mangelhaft war, daß solche Abschrift jedoch überhaupt ein unwürdiges Unternehmen wäre; beinahe unmöglich schien es, ihm schließlich die Minderwertigkeit des Vorbildes aufzudecken. Schließlich gelang es aber doch, den Knaben zu sich selber, zu seinem gesunden Eigenempfinden, zu der dem Kinde selbstverständlichen Freude an der unberührten Natur zurückzubringen und ihn so von dem zu befreien, was ein unverständiger Lehrer der Handfertigkeit ihm angetan.



Aus der Schülerwerkstatt des Lehrers Paul Müller in Groß-Lichterfelde

Zu diesem Lehrer war der Knabe geschickt worden, damit er ein wenig das Gefäßdrehen und das Modellieren nach schlichten Formen erlerne; eine harmlose, aber ohne Zweifel nützliche Absicht. Der Lehrer hatte auch damit begonnen, flache Schalen drehen und Äpfel kneten zu lassen, dann aber entdeckte er in dem Knaben ein schlummerndes Talent, und so geschah das Unglück mit dem Nietzschekopf. Wir aber fragen, ein wenig mißtrauisch: Ist das der jetzt so viel gerühmte deutsche Handfertigkeitsunterricht? Zuversichtlich und halbwegs bestimmt darf man antworten: Nein, der Nietzsche war eine Entgleisung. Gewiß, der zwar aussterbende, immerhin noch vorkommende Typ des „Schulmeisters“ macht auch aus dem Handfertigkeitsunterricht oft genug einen neuen Drill und Examensstolz; die Verstehenden aber, besonders die Jungen, wissen gut und fest, daß der Handfertigkeitsunterricht nichts andres sein soll als ein aus dem kindlichen Spiel- und Bautrieb entwickeltes Interesse am praktischen Leben des Alltags, nichts andres als ein keckes, wenn auch überlegtes Versuchen, einige handwerkliche Vorgänge dieses Alltagslebens einzuüben. Wobei es einerlei ist, ob solch Exerzitium des Augenmaßes, des Qualitätsgefühles und des Handgeschickes an Buchbinderei, Tischlerei, Töpferei, Näherei oder Stickerei vor sich geht.

Der Handfertigkeitsunterricht, wie wir ihn heute verstehen, will, was die Knaben betrifft, weder Holzbrand noch Laubsäge, und, was die Mädchen angeht, keinerlei



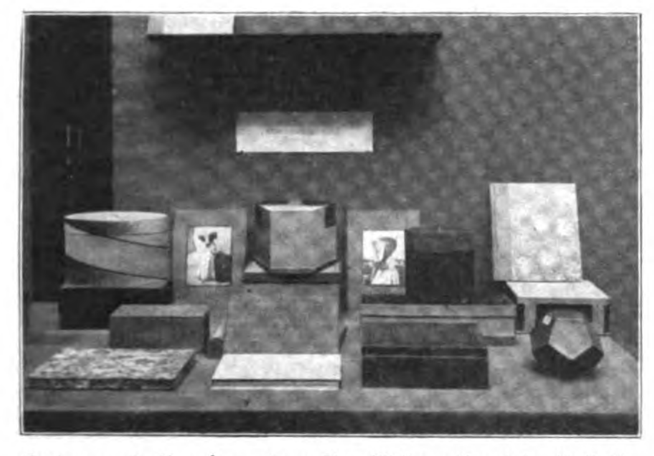
Kultur der Gegenwart

Bienenkorb. Er will die heranwachsende Jugend ein wenig von der Tyrannei des Wortes und der Abstrakta befreien; er will dazu helfen, die Augen wieder sehen und die Hände greifen zu machen. Dieser Handfertigkeitsunterricht hat nichts, aber auch gar nichts mit Kunst zu tun; bestenfalls kann er versuchen, den eingeborenen, trotzdem oft schon verschütteten Schönheitssinn des Kindes zu wecken und zu stärken.



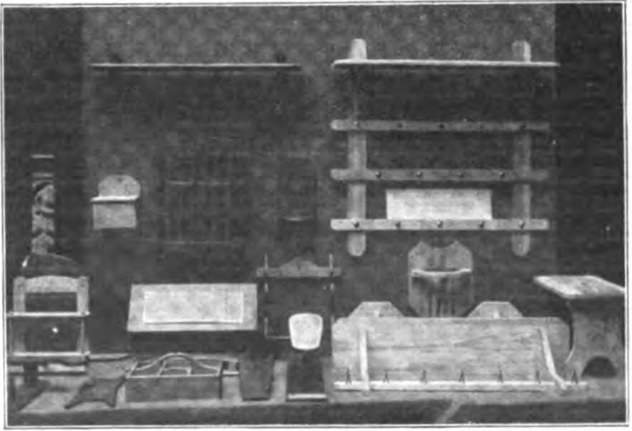
Arbeiten der Kgl. Handelsgewerbeschule für Mädchen in Potsdam

Die Hauptsache aber bleibt, daß solch ein Knabe lernt, ein Stück Holz und dazu eine Säge und einen Hobel oder einen Bogen Pappe und dazu ein Messer und einen Pinsel herzhaft und geschickt anzufassen. Solch ein Mädchen aber soll ihre Zeit nicht an die berüchtigten Näh- und Sticktücher, als an zwecklose mechanische Übungen, vergeuden; es soll vielmehr lernen, ein Stück Leinwand oder ein Knäuel Wolle zu brauchbaren Dingen verarbeiten und zugleich diese Schürzen, Hemden, Kinderhäubchen und Kleidereinsätze ein wenig geschmackvoll machen.



Lehrerarbeiten aus den staatlichen Handfertigkeitsklassen in Hagen (Westfalen)

Bedarf es des Nachweises, daß solche Pädagogik der Realitäten und der Techniken dem Wesen unsrer Zeit zugehört? Wohlverstanden, es soll an der Kultur des Wortes kein Frevel geschehen, und heute wie morgen soll dem heranwachsenden Geschlecht der reine Gedanke als ein Heiligtum, des höchsten Strebens wert, gezeigt werden. Aber daneben und in gebührendem Abstand sollen die Sinne und Instinkte, die irdischen, nach Produktion verlangenden Willensregungen



Phot. A. Matzdorff

Knabenarbeiten aus der Handfertigkeitsschule in Ratibor



Kultur der Gegenwart



aus langjähriger Vernachlässigung befreit und wieder tätig werden. Das ist es: eine Parallele zu den Absichten des Sports, eine Gymnastik höheren Grades mit Rekorden der Geschicklichkeit, des Augenmaßes und des Wohlklanges. Durchaus das gleiche wie das, was der neue Zeichenunterricht erstrebt: Liebe zur Wirklichkeit, bescheidene Freude an der geringsten Wahrnehmung und verstehende Bewunderung für die Fähigkeiten derer, die Stoff in Form und Wirkung zu bringen vermögen.

Und bei alledem: es handelt sich nicht so sehr um die fertige Leistung als um Absicht und Vorstellung.

Der Anfang und der Prozeß solches Beginnens sind wichtiger als das Resultat. Auf das Hobeln, das Kleben, das Nähen und zugleich auf die Ziele solches Handelns kommt es an, aber nur wenig darauf, daß diese Ziele auch erreicht werden.

Es ist deutlich: Erzieher, die solch ein Programm zu erfüllen vermögen, sind noch dünn gesät. Die müssen selber erst herangezogen werden. Es ist selbstverständlich: Knaben und Mädchen, die nach solcher Weise das Lebenslied üben möchten, gibt es die Fülle. Und ganz gewiß sind darunter nicht wenige, die halbwegs ein Gesellenstück leisten könnten.

Von solchem Befund, was klarblickende Lehrer und gewandte und vergnügte Schüler betrifft, gab eine Ausstellung des Berliner Kunstgewerbemuseums ein befriedigendes Zeugnis. Da sah man keine Nietzschebüste, dafür aber eine abwechslungsreiche Menge von Gebrauchsgegenständen aller Art aus Pappe, Holz, Metall und Textilien.

Man sah adrette Ergebnisse vernünftigen Werkzeuggebrauches und heitere Proben eines unverdorbenen Empfindens für das Festgefügte, das Standsichere, das Anfaßbare, auch für das Zusammenklingen von Material und Form, von Form und Farbe.

Handfertigkeitsunterricht solcher Art wird auch dem künftigen Geheimrat nützlich sein und wird gewiß das Mädchen besser auf die Hausfrau vorbereiten als (hier und da) die Selekta oder das Blumenmalen dies vermögen.

Robert Breuer



Technik

In einem Gespräch vernahm ich kürzlich den Ausdruck „Massenfabrikation", in etwas wegwerfendem Sinne angewandt. Und ich habe mich später davon überzeugen können, daß in der Tat bei vielen Menschen der Glaube herrscht, daß „Massenfabrikation" eine minderwertige Fabrikation sei. Das ist aber ein großer, sehr großer Irrtum. Der Massenbedarf der modernen Kulturmenschen kann auf wirtschaftliche Art und Weise nur noch durch Massenfabrikation gedeckt werden. Eine Unmenge Kulturgüter müßten der Mehrzahl aller Menschen vorenthalten bleiben, wenn nicht die Massenfabrikation die Lieferung zu einem Preise ermöglichte, der bei handwerksmäßiger Einzelherstellung nie und nimmer zu erzielen wäre. Man kann sogar mit Recht behaupten, daß die Hauptarbeit der Ingenieurwelt heute mehr auf die rationelle Durchbildung der Fabrikationsmethoden gerichtet ist als auf das Erfinden von neuen Dingen. Wenn zum Beispiel heute ein Fahrrad in durchaus brauchbarer Ausführung für 70 bis 80 Mark erworben werden kann, wenn etwa für dasselbe Geld die Näherin eine gute Nähmaschine erhalten kann, so ist das lediglich der Entwicklung der Massenfabrikation zu verdanken. Der Preis für Rohmaterialien spielt ja bei der größten Zahl aller Gegenstände eine verhältnismäßig geringe Rolle, die Bearbeitungskosten sind das, was den Ausschlag gibt. Die moderne Fabrik muß nun zunächst danach streben, ein fehlerfreies, allen Anforderungen der Praxis gerecht werdendes Modell durchzubilden. Solange man hierüber noch nicht ganz im klaren ist, muß die Herstellung notwendigerweise mehr oder weniger handwerksmäßig vor sich gehen. Liegen aber erst alle Einzelheiten der Konstruktion fest, so daß nach menschlichem Ermessen für die nächste Zeit Änderungen nicht mehr notwendig werden, dann kann zur rationellen Massenfabrikation übergegangen werden, ohne daß die Qualität nur im geringsten zu leiden braucht.

Der Laie merkt dieses Stadium allge-

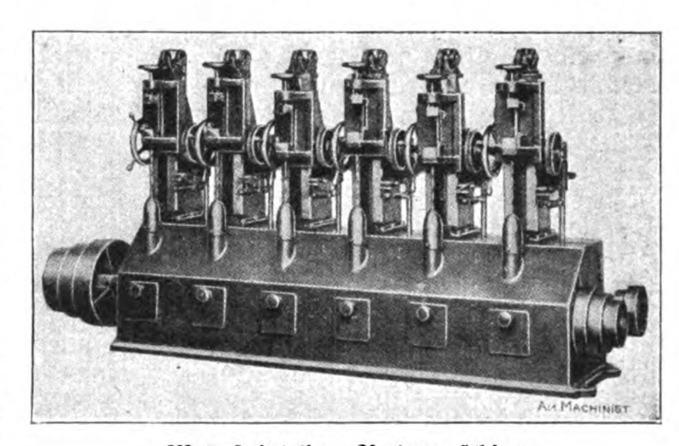


mein daran, daß die kompletten Gegenstände im Preise merklich zurückgehen, oder auch daran, daß Reparaturarbeiten unverhältnismäßig teuer im Vergleich zu den Gestehungskosten des gesamten Gegenstandes erscheinen.

Sobald nämlich das Modell in allen Einzelheiten feststeht, kann die Fabrik dazu übergehen, Spezialmaschinen anzuschaffen. Nehmen wir als Beispiel die Fundamentplatte einer Nähmaschine: es seien für die Aufnahme von Schrauben und so weiter acht Löcher verschiedener Größe zu bohren. Im Anfang der Fabrikation ging die Arbeit so vor sich, daß zunächst ein Arbeiter an der Hand von Werkstattzeichnungen mit Reißnadel, Zirkel und Meßinstrumenten auf der eisernen Platte die Stellen genau markierte, wo die Löcher gebohrt werden sollten. Dann kam das Stück an die Bohrmaschine, wo ein Loch nach dem andern unter Auswechslung der verschiedenen Bohrer hergestellt wurde. Steht aber erst fest, wo die Löcher ein für allemal hinkommen müssen, so lohnt es sich, Maschinen anzuschaffen, die von vornherein acht Bohrer in der entsprechenden Stellung zueinander haben. Die einfache Überlegung ergibt, daß diese Arbeitsmethode nicht nur wesentlich rascher zum Ziele führt, sondern auch genauer arbeitet. Ein Stück wird jetzt wie das andre, alles paßt zueinander, und das Zusammensetzen kann bald ein Lehrling besorgen.

Für den Guß gilt dasselbe. Solange man noch mit dem Gedanken umgeht, dieses oder jenes zu ändern, werden die Formen aus Holz hergestellt, weil dieses sich verhältnismäßig leicht bearbeiten und eventuell ändern läßt. Aber Holz ist den veränderten Einflüssen von Feuchtigkeit und Trockenheit ausgesetzt. Es behält nie so mathematisch genau seine Formen wie das notwendig erscheint. Sobald man zur Massenfabrikation übergeht, werden daher die Modelle nicht mehr aus Holz, sondern aus Metall hergestellt, so daß nach Jahr und Tag der Abguß noch dem ersten Stück genau gleicht. Dann lohnt es sich auch, besondere Formmaschinen anzuschaffen.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei Stanzarbeiten, bei Walzarbeiten, bei Herstellung von Drucken und auf vielen, vielen, man könnte beinahe sagen, auf allen Gebieten. Eine spezielle Stanze erzeugt zum Beispiel mit einem einzigen Druck einen ziemlich kompliziert aussehenden Körper. Wollte man denselben von Hand aus herstellen, würde man ebenso viele Stunden wie jetzt Sekunden benötigen. Es wäre völlig ausgeschlossen, das moderne Aluminiumgeschirr und viele andre Bedarfsartikel der Küche zu den jetzigen Preisen zu liefern, wenn nicht Spezialmaschinen die ganzen Bleche in einem Arbeitsgang nach ein für allemal festgelegten Formen drückten.



Mehrspindlige Bohrmaschine

(Aus der „Zeitschrift für praktischen Maschinenbau")

Selbstverständlich kann eine wirklich rationelle und daher billig arbeitende Massenfabrikation nur Platz greifen, wenn für den betreffenden Artikel auf Massenumsatz gerechnet werden kann. Es muß daher auch danach gestrebt werden, die Fabrikation eines bestimmten Gegenstandes möglichst in einer oder doch in wenigen Fabriken zu zentralisieren. Wollte jede Fabrik ihn herstellen, so würde der Umsatz für die einzelne zu geringfügig, um die teuren Spezialmaschinen rentabel zu machen. Außerdem muß es den Fabrikanten gelingen, Sonderwünsche des Publikums mindestens in der technischen



Kultur der Gegenwart



Formgebung, möglichst aber auch in der äußeren Ausstattung einzudämmen. Ein charakteristisches Beispiel hierfür bietet die Automobilindustrie. In Amerika ist man bereits zur rationellen Massenfabrikation übergegangen. Dort werden Tausende von Wagen, einer genau wie der andre, hergestellt. Bei uns strebt man diesem Ziele erst nach, weil man es noch nicht gelernt hat, die Sonderwünsche des Publikums etwas rücksichtsloser zu unterdrücken. Infolgedessen arbeiten wir noch teurer, ohne uns deshalb einzubilden, qualitativ viel Besseres zu erzeugen.

Unsre deutsche Industrie leidet eben vielfach noch an einem falschen Geschäftseifer, der teilweise sich aus mangelnder Einsicht der kaufmännischen Leiter, teils aus einem nicht genügend gewehrten Konstruktions- und Änderungsdrange der Ingenieure erklärt, die gern beweisen wollen, daß sie die Fähigkeit besitzen, selbst den törichtesten Wünschen des Publikums entsprechen zu können. Eine strenge Spezialisierung und hartnäckiges Festhalten an einmal bewährten Modellen mag den einzelnen Käufer wie eine ungerechte Bevormundung anmuten, aber bei ruhiger Überlegung muß er sich sagen, daß hier eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit vorliegt und daß die Formgebung und Zusammensetzung der Apparate und Maschinen dem verantwortlichen Konstrukteur bis in alle Einzelheiten überlassen bleiben muß.

Ist durch rationelle Massenfabrikation eine Verbilligung des Fertigfabrikates entstanden, so macht sich allerdings auch die schon eingangs berührte Erscheinung geltend, daß nämlich Reparaturarbeiten unverhältnismäßig teuer werden, weil die beschädigten Teile von Hand aus neu angefertigt und neu eingepaßt werden müssen. Man strebt daher mit Recht danach, alle der Abnutzung unterworfenen Teile leicht auswechselbar zu gestalten. An die Stelle der eigentlichen Reparatur tritt dann die Ersatzteilbestellung. Bei guter Konstruktion und präziser Arbeit wird dann auch nach Jahr und Tag noch der von der gleichen Werkzeugmaschine hergestelte Ersatzteil genau an die Stelle des alten passen. Diesem Ideal streben wir nach. Siegfried Hartmann

Naturwissenschaft

Unter den vielen Tausenden, die jetzt, zur Reisezeit, wiederum versuchen, zur Allmutter Natur in etwas intimere Beziehungen zu treten, wird gewiß auch mancher „Kulturmüde“ hier und da ein beschauliches Feierstündchen bei der Beobachtung der freilebenden Organismenwelt verbringen. Wer von den großen Straßen der Reisekultur abweicht, der mag auch im alten Europa noch manches Plätzchen entdecken, wo er einmal das beste Lehrbuch der Biologie, die belebte Natur selbst, eingehender studieren kann; zwar wird man von unsrer relativ ärmlichen Freifauna kaum allzu große Sensationen erwarten dürfen; dafür aber wird man die stillen Freuden der Naturbeobachtung ungestört und — unbesorgt genießen. Die „wilden Tiere“ der europäischen Lebewelt, vor denen sich die im nächtlichen Walde verirrten Kinder in den köstlichen Grimmschen Märchen noch fürchteten, gehören ja längst der Vergessenheit und den Reliquienschreinen der Museen an; wenn man also nicht gerade einem wütigen Brunfthirsch begegnet, oder wenn man die nähere Bekanntschaft mit manchen „zahmen“ Tieren, Bullen, Ziegenböcken und Bauernkötern, zu vermeiden versteht, so hat man von der „unvernünftigen“ Kreatur nichts Ernstliches zu befürchten.

Nichts? Leider gibt es auch hier Ausnahmen, wie bei fast allen Regeln und Thesen biologischer Art. Auch unsre engere Heimat — ganz zu schweigen von den südlicheren Regionen unsers Kontinents, Südfrankreich, Spanien, Süd- und Mittelitalien und endlich dem „ungemütlichen“ Balkangebiet — beherbergt freilebende Tiere, die unter allen Umständen für den Menschen höchst gefährlich, ja gelegentlich geradezu verderbenbringend sind: die giftigen Schlangen. Nun ist zwar bei uns, das heißt im nordeuropäischen Faunengebiet, die Giftschlangengefahr gering; wissen wir doch alle, daß nur eine einzige Schlangenart, die Kreuzotter, wirklich giftig ist,



Kultur der Gegenwart

und daß unsre Presse nur höchst selten von Todesfällen durch Schlangenbiß zu berichten hat. Immerhin müssen gewisse Örtlichkeiten als nicht ungefährlich gelten; so erinnere ich mich, auf dem herrlichen „Capri der Ostsee", der Felseninsel Bornholm, das scheußliche Reptil selbst in nächster Nähe vielbegangener Wege häufig beobachtet zu haben, und ich werde den schönen Herbstmorgen kaum vergessen, an dem ich, auf einer besonnten Granitplatte ruhend, den „ringelnden Tod" einige Zoll weit von meiner Hand bemerkte.

Zu einer wirklichen *Gefahr* werden die Giftschlangen erst in wärmeren, ganz besonders in tropischen Klimaten. Es mutet höchst sonderbar an, daß es derjenigen Tierklasse, die zwar einst die Erde mit mächtigen Riesengestalten beherrschte, die aber jetzt in offenkundigem Rückgang, in jämmerlicher Degeneration gegenüber der einstigen Blüte begriffen ist, daß es der Sippe der Reptilien vorbehalten blieb, dem Herrn der Erde unter allen Tieren die furchtbarsten Feinde zu stellen; denn abgesehen von den Parasiten- und den Krankheitserregern sind die Giftschlangen wohl die einzige Tiergruppe, die wirkliche Verheerungen unter der heutigen Menschheit anrichtet.



Fingerzahme südafrikanische Giftschlange (Nachtviper)

Nach v. Linstows vorzüglicher Zusammenstellung werden in Englisch-Ostindien jährlich mehr als 110 000 Menschen von Giftschlangen verletzt, mehr als 20 000 erliegen durchschnittlich sogleich, während Zehntausende längerem, oft noch tödlichem Siechtum anheimfallen. Diese Zahlen sprechen mehr als lange Auseinandersetzungen; bedenken wir, daß nur relativ wenige Unglücksfälle zur Kenntnis zuverlässiger Berichterstatter gelangen (ganz besonders in wenig kultivierten oder ganz „wilden" Gebieten), so werden wir nicht weit fehlgehen, wenn wir den jährlichen Tribut, den diese furchtbare Tiersippe von der gesamten Menschheit fordert, mit einigen hunderttausend Menschenleben ansetzen.

Die neuere Literatur bringt hochinteressante Beiträge zum Giftschlangenproblem. Daß wir im Schlangengift den wirksamsten Giftstoff sehen müssen, den die Natur überhaupt im lebenden Tierkörper produziert, steht außer allem Zweifel. Nach Bangs und Overtons Untersuchungen wirkt das Gift der Kobra (Naja tripudians) schon in ganz ungeheurer Verdünnung (1:1 500 000) lähmend auf zarte Organismen, zum Beispiel Kaulquappen, bei Lösungen von 1:500000 beginnen die Absterbeerscheinungen, bei 1:300 000 tritt der Tod ein. Auf kleine warmblütige Wirbeltiere (Ratten, Vögel) wirkt der Biß größerer Tropenschlangen in wenigen Sekunden tödlich, für den Menschen gibt Linstow Fälle an, wo der Biß der Klapperschlange (Crotalus) in zwei, derjenige der Mokassinschlange (Trigonocephalus) in sechs, der Haje (Natter der Kleopatra, Naja haje) in 15 Minuten den Tod herbeiführte. Selbst nach sechzehn Jahre langem Eintrocknen hat das Gift der Brillenschlange noch seine volle Wirksamkeit, die auch durch Zusatz von Alkohol, durch Kochen und Gefrieren nicht oder kaum herabgemindert wird.

Eine genauere Analyse der Schlangengiftwirkung ist von verschiedenen Forschern versucht worden; in neuester Zeit bringt der Franzose M. Arthus wichtige



Kultur der Gegenwart



Resultate. Ganz allgemein gilt die Annahme, daß das Gift im Blute nicht direkt zerstörend auf dessen geformte Bestandteile, die Blutzellen, wirke, daß es also kein „Plasmagift" sei. Daß es kein „Magengift" — im Sinne wie so viele Giftstoffe aus dem Pflanzen- und Mineralreich — ist, steht fest: konnten doch bedeutende Dosen ohne Schaden höheren Wirbeltieren eingegeben werden. An Arthus' Untersuchungen ist vor allem neu, daß er den Nachweis erbrachte, daß die spezifische Wirkung des Giftes je nach der Schlangenart ziemlich erheblich verschieden ist. So handelt es sich bei der Kobra fraglos um ein echtes „Nervengift", das dem furchtbaren Pfeilgift gewisser Völkerschaften, dem Kurare, nicht fernsteht, wenngleich es nicht so sehr die Bewegungsnerven, sondern vor allem die nervösen Zentren der Atmung affiziert und dadurch die sogenannte Erstickungslähmung (Asphyxie) herbeiführt. Andre Schlangengifte (untersucht wurde eine Vipernart, Vipera russelli) töten wesentlich durch Blutkoagulierung (Gerinnung); der französische Forscher unterscheidet als die beiden Haupttypen kurarisierende (lähmende) und blutgerinnende (koagulierende) Gifte, zwischen denen jedoch Übergänge existieren.

Im allgemeinen ist das Gift nur ein Mittel zum Bewältigen der Beute, nur im Notfall wird es als Verteidigungsmittel, auch gegen den Menschen, angewandt. Meist beruhen die Unglücksfälle also auf unglücklichem Zufall, der den Menschen beim Arbeiten im Felde, beim Suchen nach Früchten, auch wohl bei Spaziergängen in nahen und persönlichen Kontakt mit den furchtbaren Reptilien bringt, die sich angegriffen wähnen und „blind" drauflos beißen. Nur von sehr wenigen tropischen Formen, so der fast drei Meter lang werdenden Buschmeisterschlange (Lachesis mutus) Südamerikas und der auf Martinique häufigen Lanzenschlange (Bothrops lanceolatus) wird — wie es scheint, mit Grund — behauptet, daß sie freiwillig zum Angriff übergehen.

Wie die vorhin erörterte traurige Statistik zur Genüge dartut, ist sehr häufig eine Rettung des Gebissenen unmöglich. Zu den schon länger bekannten Gegenmitteln — Abschnüren des gebissenen Gliedes (bei Rumpf- und Kopfverletzungen kommt diese Maßregel schon nicht in Frage), Ausschneiden, Ausbrennen oder Ausätzen der Bißwunde, endlich Eingeben reichlicher Reizmittel, vor allem starker Alkoholgenuß — tritt in neuester Zeit ein im Institut Pasteur hergestelltes Schlangengiftserum, das, soweit der Tierversuch beweist, von sicherer neutralisierender Wirkung sein soll. Leider aber müssen diese Sera für jede Schlangenart besonders hergestellt werden; selbst wenn die schädigende Wirkung der Gifte zweier Schlangenarten ganz ähnlich ist, so erfordert sie doch zu ihrer Neutralisierung jedesmal das spezifische Serum der betreffenden Art; Kobragift erfordert Kobraserum und so fort.

Von diesen mit größter Sorgfalt im Laboratorium angestellten Versuchen, deren hohe kulturelle Bedeutung keineswegs zu leugnen ist, bis zur Errettung des im einsamen Dschungel, in Steppe und Buschwald von der Schlange verletzten Menschen ist freilich noch ein weiter, mühevoller Weg.

Noch ein etwas versöhnlicheres Kapitel zu unserm etwas trostlosen Thema. Trotz der furchtbaren Gefahr, die dem Menschen von alters her bekannt ist, hat er doch, teils zu Zwecken der Schaustellung, teils auch aus reiner „Liebe zur Sache" das Wagnis unternommen, sich mit den bösen Reptilien intimer zu befassen. Die indischen und die ägyptischen Gaukler, die die sehr gefährlichen Giftnattern (Kobra, Naja tripudians und Kleopatranatter, Naja haje) zähmen und durch den Ton ihrer Flöten zu einer Art Tanz veranlassen, der in bäumendem Aufrichten und Spreizen des Halsteiles besteht, sichern sich gewiß großenteils dadurch, daß sie den Tieren die Giftzähne ausreißen oder mit glühenden Metallstäben ausbrennen oder auch dadurch, daß sie die Reptile mehrmals in vorgehaltene Tücher beißen und sich ihres Giftes entledigen lassen. Anderseits versichern glaubwürdige Reisende, daß sie völlig unverletzte Kobras den gruseligen Pfeifentanz hätten ausführen sehen,

Kultur der Gegenwart



solche Exemplare sogar, die gleich nach der Schaustellung ein Huhn mit größtem Erfolg vergiften konnten. Auch die etwas sagenhaften Figuren der giftfesten „Schlangenmänner" tauchen immer wieder in der Reiseliteratur und in sonstigen Berichten auf. So erzählte mir ein völlig glaubwürdiger venezuelanischer Arzt, daß er einen alten Neger gekannt habe, der stets mehrere kleine unverletzte und freßgierige Giftnattern in seinem Kraushaar beherbergt, sie auch in die Hand genommen und gestreichelt habe. Ferner scheint es festzustehen, daß die Zauberer der Buschleute gegen Schlangenbiß gefeit sind; Linstow gibt an, daß man dies auf allmähliche Immunisierung, ähnlich wie die Gewöhnung an Arsenik, Morphium und so weiter, zurückführe. Einer durchaus ernst zunehmenden Mitteilung einer englischen Zeitschrift (Strand Magazine) ist endlich unsre Abbildung entnommen, die eine zahme Nachtviper, eine der gefährlichsten Giftschlangen Südafrikas, in der Hand eines englischen Offiziers zeigt, der an der Beschäftigung mit diesen Tieren, die er durch sachgemäße und „liebevolle" Behandlung für leicht zähmbar erklärt, sein Gefallen findet.

Dr. Wilhelm Berndt

Gesundheitspflege

Reichen die mechanischen Einrichtungen, die im Blut und in den Geweben gegeben sind, nicht hin, um die kleinen Eindringlinge (die Bakterien) in den Maschen der Gewebe zu bewältigen, ist die Schar der Einbrecher größer als die der Strom- und Gewebspolizei, welche die weißen Blutkörperchen repräsentieren, so tritt ein wunderbares Walten der Säfte in die Schranken, welches die schädlichen Folgen des Einbruches zu kontrekarrieren geeignet ist. In wenigen Fällen der Ansteckung nur sind es nämlich die Bakterien selbst, die mit der Unzahl ihrer Leiber den Betrieb stören, sondern es sind meist ihre schwer giftigen Absonderungen, welche die Gefahr für Leben und Gesundheit bringen. Diese Lähmungsgifte, denn sie lähmen nicht nur die Arme der Gerechtigkeit im Staate der Lebewesen, sondern sie schädigen besonders gern die großen Betriebswächter über den Gang der Maschine, die wir Nervenzentren nennen, und damit auch die Funktion der Zentralpumpe des Lebenssaftes, das Herz. Es galt also für die Natur, gegen jedes Gift der vielgearteten Bakterien, das sie aus ihren Zwergenleibern aussickern, ein Abwehrmittel zu ersinnen. Wie ist das zu verstehen? Wir verdanken es dem genialen Spürsinn Paul Ehrlichs, des großen Frankfurter Krankheitsdeuters, und unermüdlichen Kämpfers für die Gesundheit des Menschengeschlechtes, eines Biologen in ganz großem Stile, daß wir zu einer Vorstellung gelangt sind, welcher Anordnungen die Natur sich bedient, um den bedrohten Einheitsstaat des Organismus zu retten. Es ist eine beinahe greifbare, rein mechanistische Theorie von der Funktion der Zelle, die Ehrlich ersonnen hat, die kühn und einfach zugleich die Grundlagen unsrer ganzen modernen Anschauung über Krankheitsgifte und ihre Bekämpfung geliefert hat. Mag sein, daß sie irrtümlich ist und einst ersetzt werden wird, aber sind nicht alle Hypothesen Baugerüste, die ruhig fallen mögen, wenn das Gebäude, hier ein Tempel der Gesundung, dort eine Sternwarte zur Erkenntnis, aufgerichtet ist? Wir arbeiten alle mit solchen, die Wahrheit im Netz der Irrtümer mitumgreifenden Fiktionen — eine Tatsache, die Vaihinger eine Philosophie des „Als ob" schreiben ließ — und können sie erst fallen lassen, wenn der ganze Fischfang der Möglichkeiten klar zu übersehen ist. Diese Ehrlichsche Hypothese besagt, daß in jeder Zelle ein eigentlicher Leistungskern in ihrem Bildungsstoff (Protoplasma) vorhanden ist, der allen ihren Funktionen vorsteht. Ihm stehen Einzelleistungen zu Gebote, die Seitenketten bilden und etwa wie die Speichen um die Nabe eines Rades zu denken sind. Diese Speichen sind aufgebaut aus geldstückartig übereinander geschichteten — ja, ich kann es nicht anders sagen — kleinen Schraubenmuttern, die eine Öffnung tragen, in die sich eine Schraube einfügen kann wie ein Schlüssel ins





Schlüsselloch. Aber es ist das Geheimnis des Schlosses wie der Schraube, daß sich nur ganz besondere Bärte oder Gewinde in sie einführen lassen. Solche Seitenkettenschrauben zum Beispiel haben die Moleküle der Nahrung. Für manche Zellen passen nur ganz bestimmte Schlüsselformen, andre sind zu groß, zu klein, unpassend geformt und so weiter. Sie haften nur, wenn sie gleichsam kongruent gebaut sind. Jene Schraubenschlößchen, die Seitenketten der Kernleistung darstellen, nennt man Rezeptoren, und ihnen entsprechen nur immer kongruente Schlüssel; nur diese können die Federn ihrer Leistung aufziehen und die kleinen Lebensuhren in Gang halten. Solche Schlüssel können aber auch Dietriche sein, sie sind es bei den Giftmolekeln, die ja Verbrechergelüste haben und die Schlüsselchen der Ernährungsmolekeln hinterlistig nachmachen. Diese Dietriche der Gifte haben aber am andern Ende ihres Hebels so eine Art kleiner Schale, in der so etwas wie Sprenggift bereitgehalten ist. Gelangt das vordere Ende ins Schloß, so ist auch schon der Sprengstoff mit im Haus, und jetzt ist dem Malheur die Tür geöffnet. Ehrlich nennt jenes vordere Schlüssel- oder Dietrichende (haphtophor), die haftende Gruppe der Atomkomplexe und die hintere (toxophore) die gifttragende, die bei dem Ernährungsvorgang der Zelle die Neusaaten trägt, wie bei den Dietrichen die Giftsaat.

Das Eindringen des Nahrungsendes bedeutet den Aufbau, das des Dietrichs die Zerstörung. Zellen können also nur beeinflußt werden, wenn der Schlüsselmund und die Schraubenmutter der Seitenketten (Rezeptoren) paßt, weil dann die toxophore Gruppe nachgeschleift wird und sich an den Leistungskern, gleichsam den Hausbesitzer, heranmacht. Findet nun solch ein Gift im Blute oder im Gewebe keine passenden Schlösser für seine Dietriche, so ist ein solcher Leib geschützt, von Natur also immun (natürliche Immunität), für die der Igel ein Paradebeispiel ist. In seinen Säften kann sich kaum ein Gift „verankern" (wie Ehrlich sagt), und sowohl Schlangengift oder Strychnin kreist in ihm ebenso untätig wie ein bißchen Zucker oder Kochsalz. Haftet aber zum Beispiel beim Menschen das Gift des Diphtheriebazillus, indem es sich mit geeigneten Rezeptoren „verankert", so fühlt die nachgezogene toxophore Gruppe ihr Vernichtungsgelüst an den Zellen (das sind meist Nervenzellen). Nun ist dabei eben die reparatorische, ausgleichende, abwehrende Tätigkeit der Zelle der Weg zur Rettung. Führt das Eindringen der toxophoren Gruppen nicht gleich zur Vernichtung, so stellt die Zelle immerhin ihre Ernährungstätigkeit ein, es liegt wie Blei auf dem Getriebe. Aber Druck erzeugt Gegendruck, und der Leistungskern erfüllt ihn, indem er mehr Rezeptoren als sonst von den Speichen seines Rades abfallen läßt und mehr solche Schraubenmuttern als sonst bildet. Die fallen nun ins Blut und schwimmen dort in großer Menge frei herum. Die neugebildeten Gifte der Bakterien aber werden nun schon im Blute verankert von diesen freischwebenden Rezeptoren und bleiben hier gefesselt, ohne die Zellenhäuschen selbst angreifen zu können. So kann eine Krankheit plötzlich erlöschen, wenn von den Zellen so viel Rezeptoren gebildet sind durch Überproduktion, daß alle Giftmolekeln verankert im Blute liegen. Dann ist eine Naturheilung mit einem Schlage, wie bei der Lungenentzündung, bei der Wundrose („mit der Krise") eingetreten. (Natürliche Heilung durch Überproduktion von Rezeptoren.) Nun hat uns Meister Behring gelehrt, daß es Stoffe gibt, welche die Zellen ganz im allgemeinen zwingen, Rezeptoren in großer Zahl mobil zu machen, die Zellen also gewissermaßen zur Überproduktion auf künstlichem Wege zu veranlassen. So stellte er aus künstlich infiziertem Pferdeblut ein Serum dar, welches die Produktion von Rezeptoren des Diphtheriegiftes im Körper des „Gespritzten" anregt, ohne die Zellen anders zu attackieren, als sie eben zu dieser Mehrleistung von Mutterschrauben für die Dietriche des Diphtheriegiftes reizen. Das ist künstliche Immunisierung, und sie beherrscht unser gesamtes Arbeitsfeld. Behring wies, wie das so oft geschieht, eher den praktischen Weg am Spezialfall, als (durch Ehrlich) die Deutung gefunden wurde, die dann wieder den An-



fang zu einer ungeheuren Versuchsreihe eröffnete: die Namen Choleraserum, Typhusserum, Antituberkuloseſera und so weiter geben dem Laien Andeutungen dafür. Überall also sucht man die Geschichte (wahre Romane!) der Toxine mit ihren Dietrichen zu schreiben und Antitoxine auf dem Wege der Rezeptorenbildung zu finden. Es wird nach obigem verständlich sein, daß dabei nur von einer „spezifischen“ Wirkung des einen Antitoxins gegen ein entsprechendes Toxin die Rede sein kann, weil eben immer nur ein Schlüssel in ein kongruent geformtes (spezifisches) Schloß paßt.

Von dem, was bisher auf diesem Wege erreicht wurde, soll das nächstemal die Rede sein.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich

Recht u. Gesellschaft

Das Recht Babylons und Assurs

Daß in dem Zweistromland schon Jahrtausende vor Christus ein blühendes Recht bestand, wußte man, und es waren auch bereits eine große Reihe von Tontafeln mit Rechtsaufzeichnungen veröffentlicht, als im Jahre 1899 plötzlich die französische Expedition in der Nähe von Susa einen Fund ersten Ranges machte, nämlich das Gesetz Hammurapis, eine Säule mit einer Inschrift, die zunächst in einer etwas schwülstigen Form beginnt, ganz entsprechend dem babylonischen Königtum, einem Königtum von Gottes Gnaden auf tiefreligiöser Basis mit einem patriarchalischen Despotismus ohnegleichen. Da dieses Gesetz auf 2100 vor Christus zurückgeht und einen ausführlichen Rechtskodex enthält, den wir in etwa 280 Paragraphen zusammenfassen, so kann man sich das ungeheure Staunen der Altertumsforscher vorstellen, als dieses gewaltige Denkmal zutage trat, und unsre Kenntnisse von jenem Rechte sind mit einem Schlage so bereichert worden, daß wir einen klaren Blick in jene längst entschwundenen Zeiten menschlicher Kultur gewinnen. Allerdings, das Gesetz ist nicht eine Schöpfung aus dem Nichts; ihm sind andre Aufzeichnungen vorhergegangen, ja wir wissen aus den Urkunden jener Tage, daß es großenteils kein neues Recht gab, sondern meist nur das, was damals bestand, zusammenfaßte und in klare Form brachte.

Eine Menge von Urkunden aus jenen Jahren belehren uns, daß etwa dreihundert Jahre lang dort eine großartige Dynastie herrschte, unter der Hammurapi der sechste König ist. Mit dem elften König im Jahre 1933 erlosch die Dynastie; es folgte eine Zeit völliger Unterdrückung des babylonischen Reiches, bis im vierzehnten Jahrhundert eine weitere Dynastie ersteht, aus der uns gleichfalls, wenn auch spärlichere, Dokumente übriggeblieben sind. In der Zwischenzeit erhob sich das assyrische Reich, das sich von Babylon selbständig gemacht hatte und über Babylon und Chaldäa die Hand hielt. Könige dieser Dynastie sind allen aus der Bibel bekannt, so Tiglatpilesar, so Sargon und dessen Nachkommen Salmanassar, Asarhaddon und Asurbanipal, in welchem das assyrische Reich eine letzte Blütezeit erlebte, wie wenn es noch einmal alle Kulturkräfte zusammenraffen wollte. Asurbanipal war nicht nur glücklich im Kampfe mit den Feinden, sondern er gründete in seiner Bibliothek eine der großartigsten Sammlungen der Schriftwerke jener Zeit. Daß wir Werke aus dieser Bibliothek fanden, gab uns die Möglichkeit, Sprache und Literatur der Mesopotamier zu erforschen. Zwanzig Jahre nach dem Tode Asurbanipals, im Jahre 606, ging plötzlich das assyrische Reich zugrunde. Nabopolassar und vor allem Nebukadnezar, oder wie er sich selbst nannte, Nabukudurusur (wir lernten einst in der biblischen Geschichte Nabuchodonosor), zertrümmerte das assyrische Reich, und es entstand die neubabylonische Zeit, eine Zeit großartigen Finanzlebens, gewaltigen Handels und einer mächtigen Weiterbildung der damaligen Kultur; und auch als im Jahre 538 Cyrus sich Babylons bemächtigte, war die babylonische Kultur nicht zerstört, sondern sie breitete sich aus über das persische Reich, und noch fünf Jahrhunderte lang war, wie im Mittel-

alter das Lateinische, so die babylonische Sprache und Schrift die Sprache des Verkehrs und der Gerichte, bis endlich das babylonische Wesen von dem persischen und griechischen vollkommen aufgesogen wurde. Schon oben wurde betont, daß das Recht Babylons auf die Zeit vor Hammurapi zurückgeht, ja, es muß noch bemerkt werden, daß es großenteils nicht von Babyloniern, sondern von einem andern Volke herrührt, von dem Volke der Sumerier, einem Volke eines andern Sprachstammes und wohl einer andern ethnographischen Klasse, welches den Babyloniern die Schrift und damit auch die Kultur gebracht hat. Die babylonische Keilschrift ist zuerst sumerisch gewesen und von den Sumeriern übernommen worden. Sie war eine Zeichenschrift und wandelte sich um zur Silbenschrift.

Das assyrische Recht aber zeigt eine gewisse Selbständigkeit; es ist rückschrittlicher und weniger fortgebildet als das babylonische und weist in manchen Punkten eine andre soziale Gliederung auf. Im großen ganzen aber können wir Jahrtausende hindurch ein Recht verfolgen mit einheitlichen Grundzügen, ein Recht, das, wenn es auch in die Jahrtausende vor Christus zurückführt, doch sicher wiederum auf die Gedankenarbeit vieler vergangener Jahrtausende baut. Wir gewinnen daraus einen Blick in die Geschichte des menschlichen Geistes, denn Jahrtausende waren nötig, damit das Reich Hammurapis entstand, und weitere Jahrtausende bildete sich die Kultur fort, um in dem griechischen und römischen Geistesleben uns das Ergebnis jener ungeheuren Völkerbestrebungen zu hinterlassen.

Das Sklaventum in Babylon und in Assyrien war ziemlich milde. Zwar gab es strenge Bestimmungen gegen flüchtige Sklaven und gegen denjenigen, der den flüchtigen Sklaven beherbergte, die Strafe konnte bis zur Todesstrafe ansteigen; die Sklaven wurden auch in eine Sklavenmatrikel eingetragen und trugen ein Sklavenmal, und Hammurapi hat strenge Bestimmungen gegen denjenigen, welcher das Sklavenmal widerrechtlich entfernte. Im übrigen aber hatten die Sklaven ein gesetztes häusliches Leben; die Herren gaben ihnen Frauen zur Ehe, und der Sklave mit Frau und Kind bildete eine Gesamtheit, welche man nicht auseinanderriß. Wenn man den Sklaven veräußerte, veräußerte man ihn mit seiner Familie; die Sklavin veräußerte man mit der Tochter, und auf solche Weise war die Lage dieser Bevölkerungsklasse ganz anders als in Rom, dessen Sklavenbehandlung zu den größten Scheußlichkeiten der Weltgeschichte gehört. Häufig waren die Sklaven auf Grund und Boden niedergelassen und wurden dann mit den Landgütern zusammen veräußert. Namentlich in der assyrischen Zeit gab es eine Fülle solchen Großgrundbesitzes, und die Hochgestellten des Reiches pflegten auf solche Weise Gut auf Gut zusammenzukaufen: ganze Ortschaften, ganze Gutsherrlichkeiten wurden mit dem Gutsinventar und mit den dort angesiedelten Sklavenfamilien veräußert. In Babylon finden wir die Lage des Sklaven gewöhnlich in der Art gestaltet, daß er dem Herrn eine periodische Abgabe bezahlte, im übrigen aber ließ man ihm seinen freien Wandel.

Nicht selten kam es wie in Griechenland vor, daß namentlich Frauen ihre Sklaven freiließen und adoptierten. Der auf solche Weise Adoptierte sollte seine Pflegemutter, solange sie lebte, unterhalten und nach ihrem Tode in ihren Besitz eintreten. Zeigte er sich undankbar, so wurde er in die Sklaverei zurückgestoßen.

Das eheliche Leben bietet die Grundzüge des patriarchalischen Systems dar. Die Frau wurde bei Hammurapi gekauft und kam in die Gewalt des Ehemannes, der auch zwei und drei Frauen nehmen durfte. Häufig aber brachte die Frau, wie es auch in der Bibel vorkommt, dem Mann eine Magd mit, welche die erste Frau zu bedienen hatte, daneben aber bei dem Ehemann die zweite Frau spielte. Diese Nebenfrau durfte sich aber nicht als unbotmäßig erweisen, denn sonst wurde sie in die gewöhnliche Sklaverei zurückversetzt. Gewöhnlich brachte die Frau schon in babylonischer Zeit Vermögen bei, welches ihr verblieb, aber in die Verwaltung des Mannes kam.



Der Mann hatte ein freies Scheidungsrecht, mußte aber dann der Frau ein Abstandsgeld bezahlen, falls sie nicht genügenden Grund zur Scheidung gegeben hatte. War die Frau aber gegen den Mann unbotmäßig, so wurde sie nach Hammurapis Recht von einem Turm ins Wasser gestoßen. Später milderte sich dieser Rechtssatz, und die barbarische Behandlung verschwand.

Ganz eigenartig aber dringt der düstere Kultus in das Recht hinein. Der Götterhimmel Babylons war reich genug, doch waren es zwei Götter, welche den Vorrang erlangten, Marduk und Schamasch; in der späteren Zeit trat immer mehr Marduk hervor, und Babylon wäre zum Eingöttertum gekommen, wenn es nicht tolerant genug alle Kulte der vielen unterworfenen Städte gewahrt hätte. In Assyrien war es hauptsächlich der Gott Asur und die Göttin Istar (die Astarte der Griechen), welche vor den übrigen Göttern verehrt wurden. Asur trat aber mit der Zerstörung des assyrischen Reiches wieder zurück.

Die Götter hatten ihre Priester und Priesterinnen, und die Priesterinnen waren teils Keuschheitspriesterinnen, teils solche, die sich der Prostitution widmeten, denn die Prostitution war in Babylon kultisch. Auch widernatürliche Unzucht finden wir in den Kultgebräuchen der Babylonier. Bei den Assyriern nahm der Kultus eine recht grausige Gestalt an, ganz ähnlich wie bei den Phöniziern und Karthagern. Wir wissen, daß den Göttern Kinder geopfert wurden, sie wurden niedergeschlachtet und verbrannt. Es ist ein merkwürdiger Typus in den assyrischen Urkunden, daß die Vertragspartei verspricht, wenn sie zuwiderhandelt, ein Kind dem Tempel zu opfern und der Gottheit verbrennen zu wollen. Ein barbarischer Zug, den wir bei den Babyloniern nicht finden.

Der Landbau war sehr intensiv, vor allem auch der Gartenbau mit Palmenpflanzungen; Eigenbau mit Groß- und Kleingrundbesitz wechselte mit der Bestellung durch den Pächter, und der Pächter war entweder Zinspächter oder Teilpächter, zum Beispiel Teilpächter zu einem Drittel; oder auch der Kapitalist streckte eine Summe vor und bekam das Grundstück in Nutzpfand. Zahllose Urkunden zeigen uns diese Verhältnisse. Vor allem aber war der Handels- und Geldverkehr mächtig entwickelt: schon in Zeiten Hammurapis ist von dem Kaufmann die Rede, welcher seine Handelsgehilfen ausschickt; in späteren Zeiten finden wir Gesellschaftsformen verschiedener Art; aus den Darlehnsurkunden entwickelte sich eine Art von Wechseln, die durch Übergabe der Urkunde übertragen wurden. Große Bankhäuser taten sich auf — wir können insbesondere in Babylon das Bankhaus der Egibi, in späterer Zeit in Nippur das Bankhaus der Murasu nachweisen; die Geldsummen wurden bei dem Bankier deponiert, und die Zahlung geschah durch sie.

Im Kriminalrecht finden wir fortgeschrittene Züge in Verbindung mit althergebrachter Barbarei. In Babylon ist das Strafrecht bereits rein staatlich, und die Blutrache, die sich noch bei den Juden findet, existiert nicht mehr. Dagegen haben wir noch Züge der Gesamthaftung: in mehreren Fällen wird bei Hammurapi erwähnt, daß für die Untat nicht etwa der Täter, sondern sein Sohn oder seine Tochter hingeschlachtet werden solle.

Im übrigen gilt der Grundsatz Auge um Auge, Zahn um Zahn, das heißt, der Täter ist zu bestrafen nach Art des Unheils, das er selber herbeigeführt hat.

Im Prozeßrecht finden wir bald ein Kollegium als Gericht, bald Einzelrichter, bald geistliche, bald weltliche Richter; auch hier tritt die Religion hervor, und einen jeden in Babylon durchschauerte es, wenn er den feierlichen Eid leisten sollte, indem er die Standarte des Gottes hielt. Nehmen wir dazu, daß Hammurapi die Selbsthilfe als unsozial verbietet, daß endlich der nichtzahlende Schuldner nicht nur mit seinem Vermögen, sondern auch mit seinem Leibe und seiner Familie dem Gläubiger überantwortet wurde, so haben wir die Züge einer großartigen, auf feste geschichtliche Überlieferung gestützten Kultur, geeignet, einem fortgeschrittenen Volke die Grundlage zu bieten für weitere Kulturschöpfungen.



Kultur der Gegenwart



Reich ist die poetische Sagenliteratur, reich die Literatur der Kultgesänge. Von großartiger Poesie zeugen die dem Götterdienst geweihten Hymnen, während anderseits Fluch- und Zauberformeln uns einen tiefen sozialen Aberglauben verraten, der von Chaldäa aus sich über den Westen verbreitete.

Anderseits führte der Kultus zur astronomischen Bestimmung: die ältesten Gelehrten der Himmelskunde waren die Babylonier. Gerade aber in der Religion mußte das babylonische Wesen dem Persertum weichen, und der persische Kultus mit der geistgewaltigen Zoroasterreligion führte einen völligen Umschwung herbei: er hat die jüdische Religion tief beeinflußt und findet sich in bedeutenden Zügen noch im Christentum, während die letzten Züge babylonischer und ägyptischer Vielgötterei in den ersten Jahrhunderten des römischen Kaisertums abgestorben sind.

Josef Kohler



Erziehung u. Schule

Die Volkshochschule

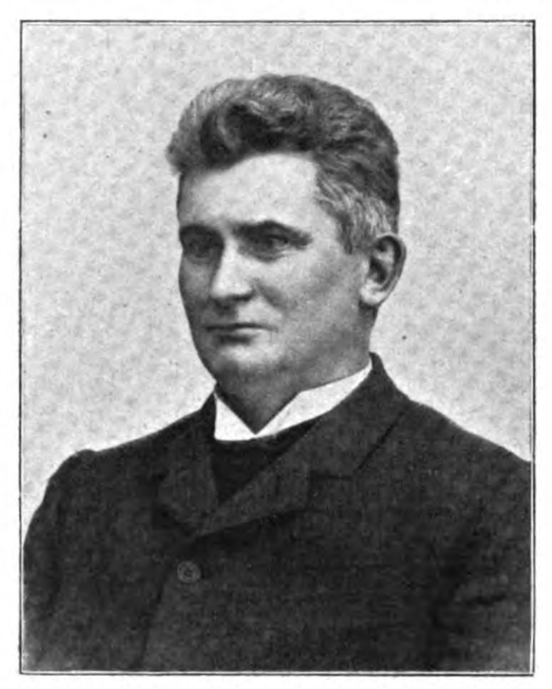
Unter „Volkshochschulbewegung" verstehen wir in Deutschland meist Vortragskurse, Zyklen populärwissenschaftlicher Darstellungen aus allen Gebieten, wie sie zunächst in England zu Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts als die Bestrebungen der „University extension" aufkamen und dann besonders eifrig in den Vereinigten Staaten gepflegt wurden. Humboldtakademie, Comeniusgesellschaft, Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Rhein-Mainischer Verband, Lessinghochschule ... sind die Namen, die sich bei uns um diese hervorragende volkserzieherische Arbeit besonders verdient gemacht haben — die Volkshochschule aber, die Bewegung, die vor allem diesen Namen verdient und fast wie das Ideal aussieht, nach dem all diese Bestrebungen von der Art der University extension abzuzielen scheinen, hat ihre Heimat und ihren Sitz in dem kleinen Dänemark. Sie hat schon eine Entwicklung von über zwei Menschenaltern hinter sich, hat innere Kämpfe und äußere Anfeindungen überwunden und noch zu bestehen; aber wenn man von intimeren Problemen absieht, muß man sagen: ihr ist es vor allem zu verdanken, daß Dänemark aus einer Zeit nationalen Niedergangs sich erhoben hat zum Selbstbewußtsein und zu einem beispiellos hohen Niveau der Durchschnittsbildung. Eben dadurch oder Hand in Hand mit diesem Aufstieg erblühte der Wohlstand des überwiegend Ackerbau und Landwirtschaft treibenden Volkes; die geistige Regsamkeit der Landwirte ließ die technischen Errungenschaften unsrer erfindungsreichen Zeit rascher in die Betriebe Eingang finden, und die Gewohnheit, zu denken, ermöglichte früh eine umfassende genossenschaftliche Organisation der landwirtschaftlichen Betriebe zu Genossenschaftsmeiereien, Viehzuchtvereinen, Genossenschaftsschlächtereien, Einkaufsgenossenschaften und so weiter. Kurz, Dänemark wurde das anerkannte Musterland der Landwirtschaft, der enge Zusammenhang aber dieser erstaunlichen Entwicklung mit dem Durchgreifen des Volkshochschulgedankens ist eine kaum bezweifelte Tatsache. Warum leitet man denn also diese Quelle der Bildung und des Wohlstands nicht einfach nach Deutschland, nach Frankreich ... in alle Welt?

Aus der Geschichte ihres Entstehens und aus ihrer Art, die sie heute noch kennzeichnet, aber auch aus den Versuchen, die außerhalb Dänemarks in der Tat gemacht worden sind, erweist sich, daß das Wesen und das Wesentlichste der dänischen Volkshochschule ganz im Nationaleigentümlichen wurzelt, das anderswo kaum seinesgleichen hat. Sie ist eine richtige Hochschule für Erwachsene, und zwar wendet sie sich besonders an die Gesellschaft der nicht „Gebildeten", an die ländliche Bauernbevölkerung, Häusler, Handwerker, an Männer und Frauen, die während eines Winter- oder Sommerkurses gemeinsam in der Schule leben und lernen, nicht um ein Examen zu machen und sich für einen Beruf auszubilden, sondern um sich jene Bildung und Aufklärung anzueignen, „die eines jeden eigne Sache ist und ihren Lohn in sich selbst trägt". Das sind die Worte ihres Grün-



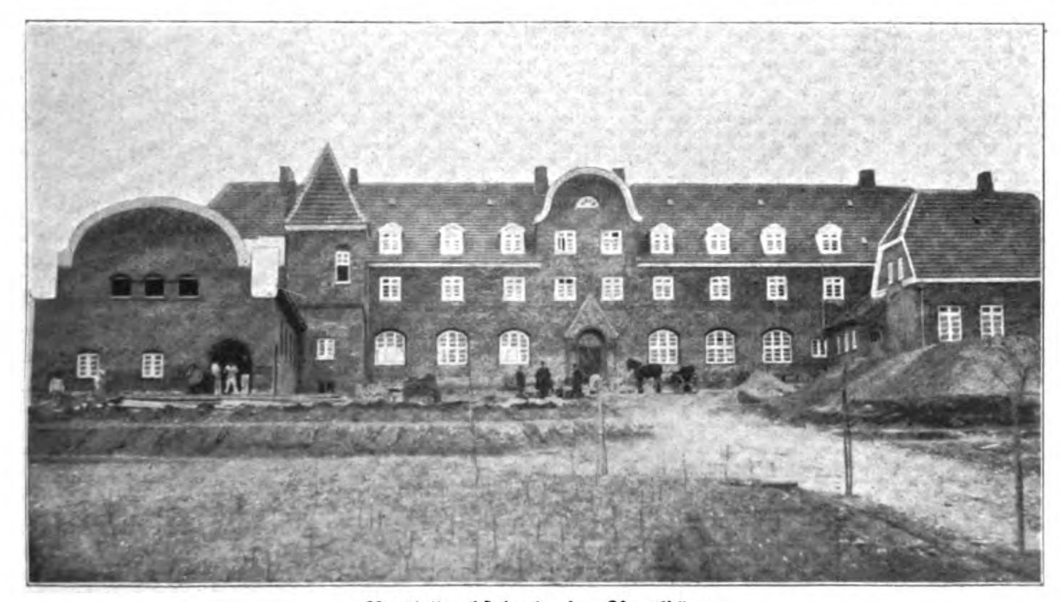
ders, der mit Vorliebe seine „Schule fürs Leben“ den andern „Schulen fürs Brot des Lebens“ entgegenstellte.

Von diesem Manne muß man wissen und von der Zeit, aus der er und seine Idee herausgewachsen sind, um begreifen zu können, daß das, was wir hier nur roh umrissen haben, Wirklichkeit werden konnte, Wirklichkeit für Bauern, für ein Land von Bauern; denn man hat ausgerechnet, daß von den 2½ Millionen Einwohnern der dänischen Inseln fast jede dritte männliche und weibliche Person zwischen 20 und 25 Jahren Volkshochschulbildung genießt.



Der dänische Kultusminister Jakob Appel, Vorstand der größten dänischen Volkshochschule Askow

Der Mann hieß **Grundtvig**, war 1783 geboren und wurde fast 90 Jahre alt; er starb als Bischof, aber er war ein Dichter und ein Prophet wie Luther, ein Reformator nicht nur des Glaubens, sondern auch der Sprache und der Erziehung. In seiner Jugend war Dänemark ein Land von deutscher Kultur, die „Gesellschaft“ sprach deutsch, die Dichter dichteten in deutscher Sprache, und eben war es in einem siebenjährigen Krieg mit England um sein Vermögen an Geld und an nationalem Bewußtsein gekommen. Da erstand in Grundtvig die Idee einer „nordischen Renaissance“ — und er selbst war Manns genug, das Werk fast bis zu seiner Reife zu schaffen: „er träumte so



Volkshochschule in Roskilde



Kultur der Gegenwart



stark, daß eine Welt daraus wurde," sagte man wohl von ihm. So übersetzte er zunächst die reichen Quellen der nordischen Sage aus dem Lateinischen und aus dem Angelsächsischen in die dänische Umgangssprache und gab seinem Volk das Bewußtsein eines nationalen Mythus — ganz im Sinn Richard Wagnerschen Wollens. Er schrieb vaterländische Poesien, vor allem aber schrieb er vaterländische Geschichte; auf diesen drei Grundfesten wollte er sein Werk, die dänische Volkshochschule, errichten, und nationale Überlieferung, nationale Dichtung, nationale Geschichte sind auch heute noch die Pfeiler, auf denen das Werk ruht; es kommt nur noch eines hinzu: die Idee des Christentums, und zwar in einer besonderen Form, die man in Dänemark eben die „grundtvigianische" nennt, die aber kein Glaubensbekenntnis ist, sondern nur ein besonderer Kult innerhalb der protestantischen Konfession.

Indessen bildet doch die Religion selbst überhaupt kein Lehrfach der Volkshochschulen; nur der Geist ist es, der fühlbar über ihr liegt. Hauptfächer sind vaterländische Geschichte und Literatur, die etwa zwei Drittel des Gesamtunterrichts einnehmen. Ein Zehntel der Unterrichtszeit nur gehört den Realien, der größere Rest aber naturwissenschaftlichen Fächern, dem Gesang und der Kultur des Körpers. Wichtiger als die Unterrichtsgegenstände sind jedoch die methodischen Grundsätze, von denen der Unterricht geleitet wird und die gleichfalls aus dem Charakter Grundtvigs geboren sind: auf Stimmung kommt alles an. Ein Volkshochschulvorstand sagt einmal (in einem an den Kultusminister gerichteten amtlichen Schriftstück) darüber: „Die Entwicklung des Gefühls und des Willens hat für die Volkshochschule mehr Bedeutung als die Übung des Gedächtnisses und des Verstandes. Sie will dasselbe in volkstümlich-weltlicher Richtung, was die Kirche in religiöser..." Darum ist auch das Wort, das lebendige Wort, das Hauptmittel der Unterweisung, und die Darstellung soll und will subjektiv sein, persönlich — in übertragener Bedeutung: national, nationalistisch und wohl auch grundtvigianisch. Und in dieser Verbindung darf nicht vergessen werden, wie sehr und in welcher besonderen Art auf diesen Schulen der Gesang gepflegt wird, der jeden Vortrag einleitet: nicht in seinem musikalischen Wert, sondern vielmehr im Sinne des Volkslieds, das mit der Einfachheit seiner Melodie das Inhaltliche unterstreicht und heraushebt; darum ist der Gesang einstimmig, ja eintönig und ohne musikalische Begleitung. Dies ist aber der Sinn der Methode, daß der Mensch in dem Jugendalter, das er der Volkshochschule weiht, Stimmungen zumeist unterworfen und zugänglich sei; es sei die Zeit des phantastischen Idealismus, den eben Grundtvig erzieherisch ausnutzen und umwerten will, den er in gesunde Bahnen lenkt.

Die dänischen Volkshochschulen (es gibt heute 71 solcher Anstalten) haben mit Energie den staatlichen Einfluß von sich ferngehalten; sie sind meist Privatanstalten, die aber (seit 1902) unter besonderen Bedingungen reiche Staatsunterstützung erhalten, ohne darum ihre Selbständigkeit einzubüßen. Im Jahre 1905/06 betrug die Unterstützung 194 000 Kronen, während 1867 bis 1879 nur 22 000 Kronen (zu 1,12 Mark) ausgeworfen waren. Natürlich ist eine Grundbedingung ihrer Existenz und ihres eigenartigen Wirkens die billige Lebenshaltung; so stellt sich ein Kurs von fünf Wintermonaten mit Kost und Logis, Bücher- und Krankenkassenausgaben auf etwa 180 Mark, der Sommerkurs von drei Monaten auf etwa 115 Mark, wobei noch zu bedenken ist, daß an die 40 Prozent der Schüler staatliche Stipendien genießen — aber Stipendien, die keine Almosen bedeuten, sondern vielmehr Staatspflichten. Wenn dann die Volkshochschüler und -schülerinnen ihren Kursus hinter sich haben, setzt er sich ins Leben hinein fort; dies gehört zum Wesen der dänischen Volkshochschule und ihres Wirkens. Die organisierten früheren Volkshochschüler haben ihr Gymnastikhaus, das mehr bedeutet, als der Name besagt; dort finden die monatlichen Versammlungen statt, vor denen die Hochschullehrer als „Wanderredner" das begonnene Werk weiterführen, und in größerem Maßstabe tun das die „Herbstversammlungen", bei denen alle Volkshochschüler mehrere Tage, oft eine Woche lang vereinigt sind, um im Sinne der

Kultur der Gegenwart



Volkshochschulidee zu lernen und zu leben. So schließen sich die Kreise aus kleinen Ringen zu einem System zusammen; wir haben es hier gewissermaßen nur aus der Perspektive gesehen, und es muß gesagt sein, daß bei näherer Betrachtung die Ringe nicht alle so rund sind, wie sie wohl erscheinen. Dafür atmet das Ganze aber einen besonderen Geist, den der Gemeinschaft, der patriarchalischen Gemeinschaft unter der Leitung des Schulvorstehers und seiner Gemahlin; in diesem Geiste lebt der junge Bauer und das Bauernmädchen — und es muß davon hinaustragen in die Familie, die es selbst bald gründen wird, ins Leben hinein…

Dr. Ernst Guggenheim

Frauenrundschau

Zur Lage der Bühnenkünstlerinnen

In den Vorstellungen des Publikums über die Lage der Bühnenkünstlerin gibt es zwei Stadien. Das erste, ganz naive ist das des Berauschtseins vom Glanz einer überalltäglichen Welt, in der die Frauen schöner und eleganter, die Zimmer stilvoller, die Diamanten größer und reichlicher sind als auf dem Schauplatz bürgerlicher Mühsal. In diesem Stadium gleicht die Vorstellung von der Bühnenkünstlerin den kindlichen Begriffen von dem König, der mit der Krone ins Bett geht. Ganz selbstverständlich erscheint es, daß die Erhabene auch in ihrem bürgerlichen Dasein von Glanz und Üppigkeit umgeben ist. Dazu hat man von den phänomenalen Gagen der Stars etwas gehört, was dieser Phantasie zur Hilfe kommt. Solche romantischen Vorstellungen können — wie das auch sonst so zu gehen pflegt — in extrem und übertrieben naturalistische umschlagen. Das ist das zweite Stadium. Man hat etwas von Theaterelend erfahren — irgendeine krasse Geschichte von unerhörter Ausbeutung und Verkennung einer ungemein begabten Künstlerin: und nun geht die Phantasie ebenso gern den andern Weg und malt sich mit gleichem Behagen aus, wie sich hinter der heiteren und strahlenden Welt der Kulissen Not und Hunger und Verkommenheit auftut. Dies ist das Stadium der ungerechten Anklagen, der unerfüllbaren Wünsche, der utopistischen Reformpläne.

Dem Ausschweifen der Phantasie nach der einen oder nach der andern Seite war bis jetzt eine feste, objektive Grenze nicht gesetzt. Es „kam alles vor“ — sowohl der unerhörte Glanz wie das unerhörte Elend. Aber von welcher Seite her wurde das Gesamtbild bestimmt? Wie sah es über die ganze Breite der Berufsschicht hin aus?

Das wissen wir erst jetzt durch eine Schrift, ein 800 Seiten umfassendes dickes Buch, das an dieser Stelle, unter der Aufschrift „Frauenrundschau“, zu besprechen ein doppelter Anlaß ist: „Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen“, eine Untersuchung über ihre wirtschaftliche Lage von Dr. Charlotte Engel Reimers (Verlag Duncker & Humblot, Leipzig).

Der Titel deutet schon an, daß es sich nicht im besonderen mit den weiblichen Bühnenkünstlern beschäftigt, ja nicht einmal im besonderen mit den Künstlern, sondern mit der gesamten wirtschaftlichen Lage des Theaters. Aber eben darum lernt man daraus die Lage der Schauspielerin so gut verstehen — besser als aus einer Monographie. Denn sie ist nur im Zusammenhang der Bühnenverhältnisse richtig zu beurteilen. Im Bühnenberuf teilt die Frau mehr als in manchen andern durchaus das Schicksal des männlichen Berufsgenossen, und auch wo ihr als Frau besondere Schwierigkeiten erwachsen, steht sie unter dem Einfluß allgemeiner Mißstände, die nur sie mit besonderer Härte treffen.

In jedem Beruf, in dem die Leistungen nicht allein auf Fleiß und einem korrekten Ausbildungsweg, sondern auf genialer Anlage beruhen, sind die wirtschaftlichen Verhältnisse unsicher, schwankend und sehr ungleich. Die glänzenden Erfolge von einzelnen werden zum Lockmittel für Scharen von Unberufenen, die alle denken, daß sie „den Marschallstab in der Tasche haben“ und deshalb die kläglichsten Lebensbedingungen be-





reitwilliger auf sich nehmen als andre Berufstätige. Aber der Seltenheitswert dieser einzelnen, der die Theater zu den so viel angestaunten Aufwendungen zwingt, drückt zugleich die Masse der durchschnittlichen Begabungen, die man doch braucht, unvermeidlich herunter: vor allem in ihrer wirtschaftlichen Lage. In einem künstlerischen Beruf, dessen Erfüllung in höherem Maße Selbstzweck ist — nicht lediglich Mittel zum Gelderwerb — als die bürgerlichen Berufe, repräsentiert die Anziehungskraft des Berufes selbst einen Wert, um den im Spiel von Angebot und Nachfrage der klingende Lohn gekürzt wird.

Daher der ungeheure Zudrang, der die unzulänglichen Einkommensverhältnisse immer noch weiter drückt.

Außerdem ist die Auswahl der reizvollen und befriedigenden Frauenberufe nicht sehr groß, die Bezahlung auch dort nicht fürstlich. Darum wird der Zuzug Unbegabter von der weiblichen Seite stärker — das Bühnenproletariat hier also größer sein. Dazu kommen zwei weitere ungünstige Bedingungen. Für Ausbildung und Berufsausstattung der Töchter wird in den Schichten, in denen die Töchter verdienen müssen, durchschnittlich wenig angelegt. Im Theater bedeutet das ungenügende Ausbildung (denn sie ist teuer) und unzulängliche Garderobenausstattung. So scheitert die junge Künstlerin in ihren Aussichten auf Engagement an mangelndem Können und — vielleicht noch öfter und schmerzlicher — an der Kleiderfrage. Denn auf ihren Toilettenbesitz kommt es, wie die Dinge liegen, beinahe noch mehr an als auf ihre Leistungen. Anderseits werden, wie in andern Frauenberufen so auch hier — und hier besonders nachdrücklich — diejenigen Kräfte verhängnisvoll, die für ein Taschengeld arbeiten können. Im Theaterberuf treten sie auf als „Volontäre". Sie bestreiten den Toilettenluxus aus andern Quellen als ihrer Gage und stellen durch Unentgeltlichkeit und Prachtentfaltung in zweifacher Weise die Schauspielerin, die auf ihre Berufseinkünfte angewiesen ist, in den Schatten.

So ist die erste Mahnung, die immer, sowohl im Interesse des Berufs wie der einzelnen, ausgesprochen werden muß: nur bei wirklich hervorragender Begabung den Beruf wählen und nur mit ausreichender Ausbildung hineingehen.

Mit der Darlegung dieser Mißstände ist schon ein andrer gestreift, der die Schauspielerin ganz anders belastet als den Schauspieler: die Kostümfrage. Die Schauspielerin muß an der großen Mehrzahl der Theater ihre Kostüme selbst liefern. Die Ausnahmen von dieser Unsitte zählt Ch. Engel Reimers auf: die historischen Kostüme auch für die weiblichen Mitglieder liefern alle größeren Hoftheater, einige neben den historischen auch moderne, wenigstens zum Teil. Alle Kostüme liefern nur ganz vereinzelte Stadt- und Privattheater, zum Beispiel die Vereinigten Stadttheater von Frankfurt a. M., das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg und noch fünf oder sechs andre. Diese Kostüme nun belasten selbst bei der Bühnenkünstlerin mit einer guten Durchschnittsgage das Einkommen bis zur Hälfte hinauf; besonders das der Operettensängerinnen und Soubretten, bei dem rasch wechselnden Repertoire und dem ganzen Ausstattungscharakter der Operette. Diese Toilettensorge kann wirksam nach der Meinung der Verfasserin nur — wie schon angefangen ist — durch die Städte und Höfe beseitigt werden, die sich die Lieferung der Toiletten auch an die weiblichen Mitglieder zur Pflicht machen. Freilich bedeutet das eine große Mehrbelastung der Bühne, und die Frage, ob sie das leisten kann, führt zu dem zweiten Grundschaden des Theaterwesens. Neben dem Zudrang an ungeeigneten Kräften eine Überzahl ungenügend fundierter Theater, die sich gegenseitig durch die unvernünftigsten Aufwendungen den Rang ablaufen müssen. Deshalb fordert das Buch vor allem eine gründliche Regelung des Konzessionswesens, damit wirklich nur so viele Theater entstehen, wie Aussicht auf ausreichenden Besuch haben.

Das wäre die wesentliche Bedingung, damit die Lage der Schauspielerin sich höbe, auch noch in andern Beziehungen



als den schon erwähnten. Die ungeheure Arbeitsüberbürdung, die besonders dort besteht, wo die Theater durch das Herausbringen immer wieder neuer Stücke sich allein genügenden Zulauf sichern können, würde sich damit von selbst einschränken. Gerade diese Überbürdung wird durch die Arbeit von Ch. Engel Reimers in wahrhaft überraschender Weise nachgewiesen: die Schnelligkeit, mit der bei den kleinen und schwer kämpfenden Bühnen Rollen gelernt werden müssen, die Überhetzung der Proben, die Häufung der Vorstellungen. Wenn man bedenkt, daß es vielfach die Anfänger sind, die an diesen kleinen Bühnen arbeiten, so ist auch ohne weiteres klar, wieviel dadurch an ihrer künstlerischen Entwicklung verdorben wird. Ein andrer, allein durch das Gesetz zu beseitigender Mißstand ist die unzureichende sanitäre Beschaffenheit der Garderobenräume, die nach den Feststellungen von Dr. Engel Reimers vielfach weit unter dem stehen, was von jeder Fabrik durch die Gewerbeordnung verlangt wird. Auch hierunter leiden die weiblichen Angestellten nicht nur gesundheitlich mehr, sondern auch pekuniär, da ihre Garderoben dem Verderben in zu engen oder unsauberen Räumen viel leichter ausgesetzt sind.

In gleichem Maße wie der Schauspieler leidet die Schauspielerin unter dem einseitigen Kündigungsrecht, das sie vollkommen abhängig von den Interessen der Direktoren macht.

Daß die Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage für die Schauspielerin eine ebenso dringende Notwendigkeit ist wie für den Schauspieler, beleuchtet außerdem noch ein interessantes Kapitel der Statistik, die in dem Buch verarbeitet ist: nämlich die Beantwortung der Frage, wie viele Theaterangestellte von ihrem Gehalt Angehörige ernähren müssen. Von den 1042 Männern (Chorpersonal, Ballett- und Hilfspersonal nicht eingerechnet), die die Fragebogen beantwortet haben, haben 183, also etwas weniger als ein Fünftel, diese Frage bejaht. Von 339 Frauen etwa der sechste Teil. Charakteristisch ist dabei, daß die Männer meist für eigne Familie, die Frauen zum größten Teil für die Familie ihrer Eltern zu sorgen haben. Es zeigt sich, was auch in andern weiblichen Berufen immer wieder festgestellt werden kann, daß der Erwerb der Tochter zur Unterstützung der Eltern notwendig ist, weil oder auch damit der Sohn seine eigne Familie gründet.

Dr. Gertrud Bäumer



Nach Berlin sind die Augen zu Beginn der Saison gerichtet, da hier die Entscheidungsschlachten geschlagen werden Aber noch ehe diesmal die erste wirkliche Premiere den Winterfeldzug eröffnete, hatte die Theaterwelt ihre nicht eben kleine dramatische Sensation, an der man, so wenig sympathisch ihre Ursachen und ihr Verlauf sein mögen, nicht gleichgültig vorbeigehen kann.

Ein noch junger Mann, der literarisch noch zu unbekannt und unbescholten ist, um ihn abzulehnen, findet Geldmänner, die das Vertrauen haben, daß er eine große Bühne in Berlin, die zum „Deutschen Schauspielhaus" umgetaufte ehemalige Komische Oper, wird leiten können. Herr Adolf Lantz hatte bis dahin besondere Befähigungsnachweise nicht erbracht. Denn die sogenannte akademische Bühne war künstlerisch ein böses Fiasko, und die billigen Vorstellungen bei Kroll, die ein genügsames Publikum anzogen, waren unbeträchtlich. Er fand aber Wagemutige, die ihn für klug, erfahren, unternehmend und maßvoll genug hielten, sich neben Brahm, Reinhardt, Lindau, Lothar als Bühnenleiter sehen zu lassen.

Seine erste Tat war eine Egmont-Aufführung, mit der er eröffnete. Für die „Inszenierung" — die doch wohl nach landläufigen Begriffen die Regie mit einbegreift — zeichnete ein von Hamburg entliehener Künstler. Trotzdem war — ein Novum — des Direktors Name als für die „Regie" verantwortlich zu lesen. Der Inszenierende und der Regieführende hätten sich bei der ersten Probe — nein: vor der ersten Probe — einig sein müssen: so geht das nicht. Die elementarste Kenntnis der verfügbaren Kräfte verbot,





Egmont überhaupt zu spielen. Herr Direktor Lantz wählte zum Titelhelden einen hier oft gerühmten Schauspieler, einen auf seinem Gebiet starken Könner (das sind auch Richard Alexander und Volmer), der in allem, was er kann und fühlt, zum Egmont Goethes so ungefähr das Extrem bildet. Goethe hat zu Eckermann gesagt: „Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Klärchen sagt, mein Egmont." Von Friedrich Kayßler, dem versonnenen, düsteren, grübelnden Schauspieler, dem die sorglose Heiterkeit des Egmontschen Optimismus weltentfernt liegt, war nimmermehr zu verlangen, daß er Klärchens Egmont werde. Dem suchte Herr Lanz abzuhelfen, indem er auch das Klärchen so falsch, wie es irgend anging, besetzte. Und den düsteren, hohläugigen Alba Herrn Nissen anvertraute, der in behäbig-jovialen und in derb-biederen Figuren allein sein Bestes geben kann. Allerdings sah dieser Alba in einer Zeichnung (die ausdrücklich bezeichnet war: „Herr Nissen als Alba"), und die — ein Novum — auf der Rückseite eines illustrierten Blattes als — Annonce erschien, ganz anders aus, als der korpulente, kurzhalsige Nissen je aussehen konnte. Schlimmer: in einer Wochenzeitung, die in der gleichen Nummer eine Kritik über diese Eröffnungsvorstellung nicht brachte, erschien, für die Kundigen, aber auch nur für diese, an einer kleinen Ziffer als Annonce kenntlich, eine von einem mutigen Manne mit Namen gezeichnete, als Kritik frisierte Hymne auf die neue Bühne, deren neuer Leiter und die grundfalsche Besetzung. Das Schlimmste: als der neue Direktor durch Erzählungen — anders ist's wohl nicht möglich — erfuhr, daß ein ob seiner Schärfe bekannter Kritiker in einer Wochenschrift auch diese Aufführung und den dafür Verantwortlichen kräftig vornehmen werde, erschien Herr Lantz mit zwei andern Herren, seinen Geldmännern, bei dem Verleger der Zeitschrift, um das Erscheinen der Kritik (sagt der Verleger) oder das Erscheinen der für Herrn Lantz persönlich verletzenden Stellen (sagt Herr Lantz) zu verhindern. Es soll dabei — was allerdings von der Gegenseite bestritten wird — die höchst sonderbare Drohung gefallen sein: wenn die Kritik so, wie sie geschrieben wurde, erscheine, so werde das am Deutschen Schauspielhaus angenommene Werk eines dem Verlag verpflichteten Autors nicht gespielt werden.

So viel Unkenntnis der Verhältnisse, Rechte und Pflichten auf einmal! Aus einem Mißerfolg eine schwere Niederlage zu machen, ist wohl noch selten einem Direktor so restlos gelungen. Alles wiederholt sich. Auch die Klagen und die Empfindlichkeiten. Napoleon — si parva licet componere magnis — hat schon vor drei Menschenaltern ärgerlich konstatiert: „Die gegenwärtigen Zeitschriften kritisieren leider nicht in der Absicht, der Mittelmäßigkeit die Schriftstellerei zu verleiden, der Unerfahrenheit zu Hilfe zu kommen und die werdenden Verdienste zu ermutigen, sondern alles, was sie veröffentlichen, ist ganz dazu angetan, zu entmutigen, zu vernichten." Aber Napoleon hat auch sofort einschränkend hinzugefügt: „Doch muß man stets bedenken, daß man, wenn man einer Klippe glücklich ausgewichen, auf eine andre stoßen kann. Ja, es könnte passieren, daß man schließlich gar nicht mehr wagte, etwas zu kritisieren, daß man in den nicht weniger verderblichen Mißbrauch der Lobrednerei verfiele, und endlich, daß die Verfasser all der schlechten Werke, mit denen man uns überschwemmt, am Ende gar überzeugt sind, Geniales geschaffen zu haben." Braucht die Bühne einen Napoleon, der wieder so denkt, spricht und auf Gegenmaßregeln sinnt? Ist Herr Lantz der Mann, dieser Napoleon zu sein? Die erste Bedingung der Größe des Kaisers waren seine Siege. Die Siege des Generals, des Konsuls. Die erste Bedingung dieser Siege war, daß er seine Truppen kannte und ihre Führer und jeden an der richtigen Stelle verwendete.

Es wäre unrecht, über eine Berliner Bühne, die ungeschickt, höchst ungeschickt

Kultur der Gegenwart



begann, die aber gute Kräfte an sich gefesselt hat und unter den angezeigten Novitäten mehrere nennt, die Aufmerksamkeit verdienen, heute schon ärgerlich den Stab zu brechen. Nachdem er ohne Not das Unzulängliche Ereignis werden ließ, hat der im Direktionsfache ungeübte, noch junge Vertrauensmann einiger Leute, die offenbar von Theater und Kritik und Zeitungswesen keine Ahnung haben, die Presse und das Publikum vor den Kopf gestoßen. Man fragt sich unwillkürlich: wie kann es geschehen, daß das Schicksal einer Anzahl tüchtigster Kräfte, wie Kayßler, Abler, Nissen, die Fehdmer (im Egmont — kein Witz! — Margarete von Parma), die Somary an sichtbarster Stelle in der Hauptheaterstadt Deutschlands abhängig wird von einem jungen Mann, dem gewiß der gute Wille nicht bestritten werden soll, der aber weder schaffend noch nachschaffend, noch kritisch beleuchtend jemals eine ernstliche Hoffnung auf sich gelenkt hat. Was wiederum nichts gegen ihn beweist, nur gegen die Unvorsicht, ihm so viel Macht anzuvertrauen auf dem gefährlichsten Boden.

Das sind die großen und die traurigen Rätsel im Theaterleben. Wenn das Ungeschick und die (im Fall mit der Zeitschrift erschreckend erwiesene Unsicherheit dieser Direktion so fortwurstelt wenn nach dem Goetheschen Egmont, der kaum irgendwo eine Serie von Vorstellungen erzielt und auch hier wohl bloß als vornehme Reverenz vor dem größten deutschen Dichter gedacht war, die Falschbesetzung der wichtigsten Rollen auch in den neuen und Erfolg verheißenden Stücken so weitergeht, und wenn sich nicht — was allerdings wahrscheinlich und, wie sich hier zeigt, sehr notwendig ist — die lebenden Autoren und ihre Verlage ihre Zustimmung zu der Rollenbesetzung vorbehalten hatten, so ist diese Bühne für das Interesse des Winters rasch erledigt. Und auch die bisher bei vornehmen Instituten nicht übliche, nebenbei recht teure Reklame in Wort und Bild wird nichts nützen.

Man fragt sich: was wird?

Brahm geht. Ins Privatleben, sagte er noch vor Monaten. An die Burg, sagen die andern heute. Reinhardt zersplittert sich, sinnt dem Problem des Riesentheaters der Zehntausend nach. (Das boshaft übertriebene Scherztelephonat aus dem Deutschen Theater: „Bedaure, ein Herr namens Reinhardt ist hier im Theater nicht bekannt," ist vom Berliner Café ins Münchner Witzblatt geflogen.) Die Lindausche Premierenliste des Schauspielhauses ist dünn, sehr dünn. Halm, der ehrlich kämpfte und ein tüchtiger Regisseur war, mußte gehen. Charlés erste Tat wird ein — Tonstück von Leo Fall sein. Und Lanß, der eine der beiden als Theaterleiter ganz neuen Männer, haut gleich zweimal in achtundvierzig Stunden vorbei. Vorbei an Goethe, vorbei an der Berliner Kritik.

Die Toten werden nicht mehr nervös. Von Lebenden ist das nicht so sicher.

Rudolf Presber

Sport

Mit dem Worte „Sportsmann", noch dazu, wenn es ganz englisch als „Sportsman" geschrieben wird, treibt alle Welt heute einen groben Unfug. Wenn sich wer — mag es ein junger Mann von Welt sein oder nicht — in einen Cut away mit umgekrempelten Hosen steckt, auf den Kopf einen Zylinder drückt, über die Schulter ein Rennglas mit langem Lederriemen hängen läßt, in das Auge ein Monokel hineinklemmt, und so adjustiert auf den grünen Rasen geht, dann ist er ein Sportsmann. Er braucht von Roß und Reiter gar nichts zu wissen, keine Spur von „Pferdeverstand" zu besitzen und seine ganze Rennpassion nur darin zu bekennen, daß er an den Totalisator geht und dort vor jedem Rennen irgendeine Pferdenummer sich wettet. Gleichgültig, ob die Nummer gewinnt oder sich als Niete ausweist. Auch ohne Cut away und ohne Zylinder nennt sich schon Sportsmann, wer gewohnt ist, einige Silberlinge auf dem Turf zu verlieren.

Die wahren Männer des Sports, die aktiv hineingreifen, sind auf dem Rennrasen recht dünn gesät, und es nimmt wunder, daß gerade in einer Zeit, wo



Kultur der Gegenwart



Hunderttausende an Preisen für jedes Pferdegeschlecht ausgeworfen werden, die Männer, die nur aus Passion Rennpferde laufen lassen, einen nur schwachen Nachwuchs erhalten. Grandseigneurs des Turfs wie die Herren von Weinberg, Freiherr S. A. von Oppenheim, Herr von Schmieder und Haniel, die von Kampagne zu Kampagne Riesensummen in Gestüt und Rennstall selbstlos hineinzustecken pflegen, sind an den Fingern einer Hand herzuzählen. Es ist immer noch der stolzeste Ehrentitel für jeden Rennmann, wenn von ihm gesagt wird: Er ist ein passionierter Sportsmann. Das heißt, er läßt seine Pferde laufen, weil er Freude am Kampf von Roß und Reiter hat, an der Züchtung des edelsten Vollblutes, ohne Rücksicht auf Gewinn und auf einen Wettcoup. Aber die Zeiten haben sich doch gewaltig geändert. Im Hasten und Jagen des zwanzigsten Jahrhunderts kann auch der Rennsport nicht mehr in jenem ruhigen, rein auf die Passion gestellten Fahrwasser hingleiten. Es stehen heute zu hohe Summen bei der Haltung eines Rennstalles auf dem Spiel, als daß der nicht mit Millionen gesegnete Pferdebesitzer imstande wäre, ständig mit Defizit zu arbeiten. Er will und muß seine Pferde gewinnen sehen und mit seinem Material wie ein guter Kaufmann wirtschaften, will er nicht ruiniert und gezwungen werden, die Hände vom Pferdesport zu lassen. Die Zersplitterung im deutschen Rennsport — wir haben weit über hundert große und kleine Rennplätze — ist so groß, daß allein das Umherreisen von Pferd und Reiter ein sehr stattliches Kapital verschlingt. Heute läuft X in Hoppegarten, acht Tage später in Köln, dann wieder im Grunewald oder in Dresden, und so fort geht es die ganze Saison über. Die Jockeis kommen aus dem Schlafwagen kaum noch heraus, und wer nicht im Besitz eines eignen Reitersmannes ist, muß sich einen gerade freien Jockei ausborgen und ihn teuer bezahlen. Aber selbst ein Stall, der es sich leisten kann, einen sogenannten Stalljockei oder gar deren zwei zu halten, ist oft gezwungen, Anleihen bei fremden Reitern zu machen, sobald er mehrere seiner Pferde an verschiedenen Plätzen und am gleichen Tage galoppieren läßt. Traut ein großer Stall seinen eignen Jockeis nicht das Zeug zu, ein Pferd von Klasse in einem großen Rennen zum Siege zu reiten oder bringt der Jockei das verlangte leichte Gewicht durch noch so langes Schwitzen nicht in den Sattel, so wird Ausschau nach irgendeinem Champion in England oder Frankreich und Österreich gehalten, und auf dem Scheck, der einem so gewonnenen Reiter überreicht wird, steht zum allerwenigsten eine vierstellige Zahl, zu der noch im Falle des Sieges ein gewisser Prozentsatz hinzukommt. Das alles verschlingt horrende Summen, ganz zu schweigen vom Anschaffungswert des Pferdes, von den Trainingskosten und den hohen Gebühren, die in Form von Nennungsgeldern für jede zu bestreitende Konkurrenz gezahlt werden müssen. Es ist zu verstehen, daß mehr denn früher, wo der Sport nur einen kleinen Rahmen umfaßte, das kaufmännische Prinzip obwalten und die Passion mit dem „Geschäft“ Hand in Hand gehen muß.

Diese geschäftliche Seite des Rennsportes drückt sich auch in den Anteilen aus, in die der Besitz der meisten Rennpferde zerlegt wird. Nicht alle passionierten Rennpferdehalter sind mit Mammon so gesegnet, daß sie sich einen oder mehrere Vollblüter leisten können. Es kommen also Kompagniegeschäfte zustande, und der Besitz eines Pferdes zerfällt in mehrere oft sehr kleine Bruchteile. Herrn A. gehört 3/8, B. 3/8, C. 1/8 und D. auch 1/8. Oft ist die Bruchrechnung noch komplizierter, oft sind noch die Trainer und die Pferdehändler an dem Vierbeiner beteiligt, und dann ist noch im Gewinnfalle ein bestimmter Prozentsatz an den Vorbesitzer abzugeben.

Dieses Rennpferdehalten auf Teilung ist namentlich im Herrensport und auf der Hindernisbahn ein ganz übliches Verfahren. Die Herrenreiter, die sich zum allergrößten Teil aus den aktiven jungen Offizieren zusammensetzen, sind gar nicht in der Lage, allein Riesensummen für Steepler auszugeben und darauf angewiesen, Partner zu suchen. So gehörte von „Maßlieb“, der Überraschungssiegerin in der wertvollsten deutschen Offiziers-



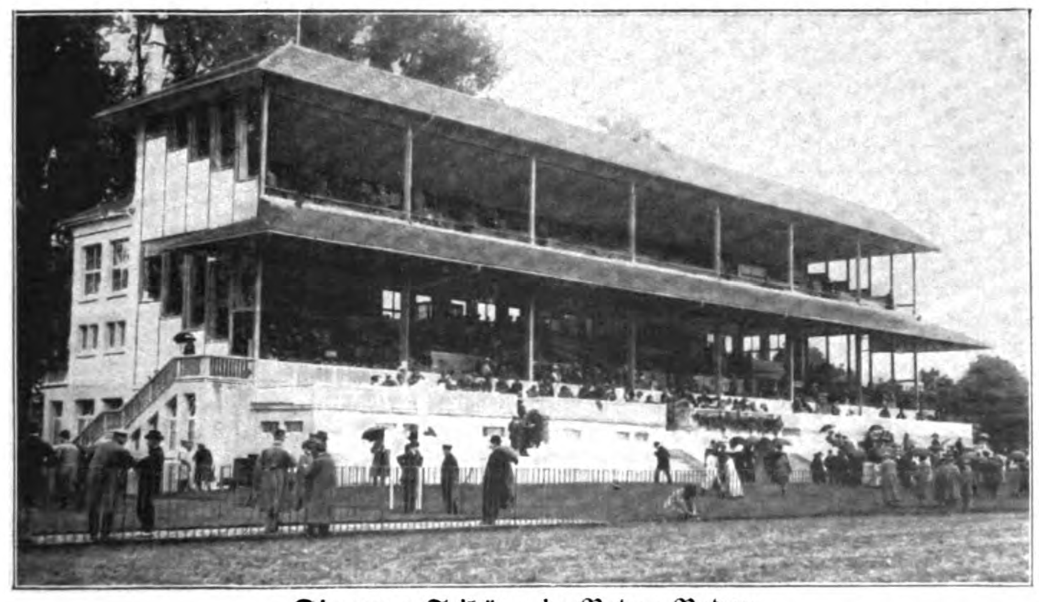
steeplechase, dem diesjährigen Kronprinzenpreis in Magdeburg, nur ein ganzes Achtel Dr. Riese, dem Herrn, in dessen Namen die Stute lief und der sie auch zum Siege steuern konnte. Es ist also ein stark geschäftsmäßiger Einschlag gerade im Herrensport zu finden, und um so verwunderlicher ist es, daß der deutsche Herrenreiterverband, dem alle deutschen Gentlemanreiter und militärischen Rennreiter angehören, sich Allüren angewöhnt hat, die auf einen Boykott gewisser geschäftsmäßiger Rennstallbesitzer hinauslaufen. Der Verband gestattet nicht, daß seine Mitglieder für alle Rennstallherren reiten, auch wenn diese in gutem Glauben ihre Pferde gegen teures Geld in Herrenkonkurrenzen gemeldet haben. So kam es im Laufe der Saison 1912 mehrfach vor, daß gerade die aussichtsreichsten Steepler in ihrer Box feiern mußten, nur weil ein stiller Boykott ausgesprochen war. Es wird hierzulande noch zu viel danach gefragt, ob etwa ein gehöriger Schuß blaues Blut in den Adern des Besitzers fließt, ob seine Wiege auch in einem Patrizierhaus stand und derlei müßige Fragen, die in freien Sportländern unmöglich sind und nur abschreckend wirken müssen, wo frisches Blut gerade am Platz wäre. Arno Arndt



Mode

Ein Kleidungsstück, das mit der Herbstreisesaison in den Vordergrund des Interesses rückt, ist der lange Mantel aus wollenen Geweben, der Regen-, Reise- und Stadtmantel zugleich sein kann.

Reisemäntel, wie man sie früher auch im Sommer als zur Reiseausstattung unbedingt dazugehörend betrachtete, stehen heute gänzlich außer Kurs; erst mit dem Herbst, wenn die praktische, wärmende Eigenschaft mitspricht, erinnert man sich des Mantels und all der andern guten Eigenschaften, die er in sich vereinen kann. Ein Mantel gestattet unter Umständen, auf der Reise nicht das übliche Kostüm zu tragen, sondern nur einen dunkeln Rock, den eine Bluse komplettiert. Die praktische Frau kann also dem Trotteurkleid „erster Garnitur" die Strapazen der Reise ersparen, es im Koffer verwahren und doch sehr elegant aussehen, denn es gibt Mäntel, die uns ebensogut kleiden — vielleicht besser — als ein Kostüm. Vor allem möchte ich von diesem Standpunkt aus von dreiviertellangen Mänteln abraten, sie erfüllen erstens nicht den Zweck, den Rock zu decken — dessen



Die neue Tribüne in Baden-Baden



Kultur der Gegenwart



Schnitt vielleicht nicht mehr auf der Höhe der Situation steht — sie sind zweitens nicht kleidsam, denn sie zerreißen die einheitliche Linie des Anzuges, auch ergänzen sich Farbe von Rock und Mantel selten in gewünscher Weise, mit einem Wort, sie lassen ein elegantes Bild nicht aufkommen.

Ein wirklich zweckentsprechender Mantel reicht bis zum Saum eines Trotteurrockes herab, so daß er an regnerischen Tagen die Rolle eines Regenmantels übernehmen kann. Die Form anbelangend, hat man die Wahl zwischen jenen, die sich auf dem System des Kimonoschnittes aufbauen oder eingesetzte Ärmel haben, und zwar Ärmel im Raglanschnitt oder in der üblichen Weise in das runde Armloch eingefügt. Unabhängig von diesem Schnittdetail ist die übrige Mantelform stets sackartig mit gerade gehaltenem Rücken, der noch immer sehr häufig mittels einer Spange ein wenig zusammengehalten wird. Ein Mantel, der sich zur Reise eignet, kann entweder streng englisch gehalten sein, also aufgesteppte Taschen zeigen und breit aufgesteppte Nähte, herrnmäßig verarbeiteten Kragen und Revers, durchgeknöpfte Knöpfe, oder die Form kann dem französischen Genre zuneigen, das heißt, die Revers- und Ärmelaufschläge haben irgendeine Phantasieform, sie sind vielleicht auch mit abstechender Seide ausgeschlagen, an aparten Modellen auch mit „toile de Jony" oder großgeblumter Japonseide, die dann gleichzeitig als Futter dienen, gelegentlich sogar auch zum Füttern eines Capuchons verwendet werden.



Herbstkostüm aus gestreiftem Cheviot mit glatter Jacke

Ein derartiger Mantel, zum Beispiel aus dunkelbraunem, dunkelblauem oder auch grauem einfarbigem, breit geripptem Cheviot oder Ratiné stellt im Herbst und Winter auch einen hübschen Stadtmantel dar, den wir heute kaum entbehren können, denn am Nachmittage zu gewissen Gelegenheiten, wo wir gern ein fußfreies, aber seidenes Kleid anziehen, einen Abendmantel umzunehmen, ist ein Notbehelf, zu dem die nur einigermaßen auf einen zur Gelegenheit passend assortierten Anzug haltende Frau nur sehr ungern Zuflucht nimmt. Einen Mantel also aus einfarbigem Stoff, den ich mit schwarzer Seide ausschlagen lasse, kann ich auf der Reise anziehen, ich kann ihn im Winter mit einer Pelzkrawatte in der Stadt zu jeder Tagesstunde, ja sogar am Abend tragen, denn Kleidungsstücke anzuziehen, die um eine Note einfacher sind, als sie strenggenommen sein sollten, macht sich niemals unangenehm bemerkbar, wohingegen der umgekehrte Fall, Abendkleider und Mäntel am Nachmittag zu tragen, lächerlich wirkt.

M. von Suttner

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



Herbstabend

Nach einem Aquarell von M. Barascudts

[illegible] Seide [illegible] Modellen [illegible] großblumiger [illegible] die dann gleichzeitig [illegible] sogar [illegible] eines [illegible] oder [illegible]

Ein [illegible] Kleid [illegible] Farbe [illegible] den [illegible] kaum entbehren [illegible] nen, denn am [illegible] mittage [illegible] Gelegenheiten, wir gern ein [illegible] freies, aber seidenes Kleid anziehen, einen Abendmantel anzunehmen, ist ein [illegible] behelf, zu dem [illegible] nur einigermaßen [illegible] einen zur Gelegenheit passend [illegible] Anzug [illegible] nur sehr [illegible] flucht nimmt. [illegible] Mantel also aus [illegible] farbigem [illegible] ich mit [illegible] Seide [illegible] lasse, kann [illegible] Reise [illegible] kann ihn [illegible] mit einer [illegible] watte [illegible] zu jeder [illegible] ja sogar [illegible] tragen, [illegible]



[illegible] aus [illegible] Cheviot mit glatter Jacke

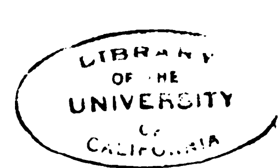
[illegible] Kragen und [illegible] oder die [illegible] Genre [illegible] die Revers und [illegible] vielleicht auch [illegible] anziehen, die [illegible] als sie [illegible] sollen [illegible] sich niemals [illegible] bemerkbar, wohingegen der [illegible] Fall, Abendkleider und Mäntel am [illegible] mittag zu tragen, lächerlich [illegible]

M. von [illegible]



Herbstabend

Nach einem Aquarell von M. Barascudts





Im Scheine des Nordlichts

Eine Geschichte aus Lappland

von

Sophus Bonde

(Fortsetzung)

Ja, ja, Junge," schrie der Müller Walter zu, als ihn ein stämmiges, rotbackiges Ding, mit dem er getanzt hatte, endlich freiließ, „bei uns geht's abends und Sonntags lustig zu. Während wir arbeiten, arbeiten wir tüchtig, aber wenn wir Feierabend haben, dann feiern wir auch tüchtig, wie du siehst; und darum ist Gustav Jarlson auch bei uns ein gerngesehener Gast, denn er hat immer was Lustiges im Sack. Gustav!" schrie er durch den Lärm diesem zu, der am Kamin neben dem Großvater saß, mit dem er sprach, „Gustav, hast du wat Lustiges erlewt, denn kram man ut, du weißt, wi mögen dat hören!"

„Ich spreche eben mit Großvater und höre zum ersten Male in meinem Leben, daß er nicht die Mühle von Ole Jan geerbt hat; und ich war immer der Meinung, daß Großvater ein Schwestersohn vom Jan wäre."

„Hahahaha, nein, Mutter hat die Mühle geerbt, aber das mußt du dir von ihr erzählen lassen, das ist immerhin eine lustige Geschichte. — Ruhe! — Himmeldonnerfrikandelle und Leberwurst! Großmutter hat das Wort!"

Augenblicklich war es in der Stube still.

„Aber Jung, du weißt ja gar nicht, ob ich die Geschichte auch erzählen will," sagte die alte Frau mit einem lieben Lächeln auf dem alten Gesichte.

„Wenn ich darum bitte," sagte der große Mann mit einem weichen Tonfall in seiner Stimme. „Ich glaube, von unsrer ganzen Familie kennen nur Inge und ich die Geschichte. Die Kinder könnten es jetzt auch erfahren."

„O ja, ja! Großmutter, erzähle!" stürmten ihre Enkel und Enkelinnen auf sie ein.

Björn wehrte: „Ruhe, ihr Sackermenter! Wie soll Großmutter erzählen können, wenn ihr lärmt wie sieben Faßbinder auf einer Tonne?!"

Nun setzten sie sich alle in einem weiten Kreis um die Lehnstühle der beiden Alten am Kamin und warteten gespannt auf Großmutters Geschichte. Die alte Frau schmunzelte, und in den Augen ihres Mannes, des alten Großvaters, leuchtete ein Schelm, während er mit seinem zahnlosen Mund aufgeregt aus seiner Pfeife paffte: bak, bak, bak, bak, püh. „Moder, vertell man, dat wär doch 'n bannig lustige Tid, hohohohoho! Jo, dat wär noch Tiden, as Ole Jan noch leben däd!"

„Ja, Vater, da wären wi ok noch jung wie uns Jungs und Deerns hier . . ."

„Ja, und wi kunnen damals öwer jeden Dreck lachen und uns lustig moken, dat is dat woll wesen, wat uns düsse Tid naher so leiw mokt."

Großmutter saß da mit einem Lächeln auf ihrem rosigen, lieben, alten Gesicht, auf dem die Zeit eine feine Runenschrift eingegraben hatte, sah ihre Zuhörer mit schelmischem Blick an und begann:

„Es ist nun eine ganze Zeit her, als ich, noch eine ganz junge Dirn, hier in die Mühle einzog. Ich war damals achtzehn Jahre alt, und jetzt bin ich achtzig; es sind also seitdem zweiundsechzig Jahre vergangen. — Wo sind sie geblieben —? Die Mühle gehörte damals einem alten Junggesellen namens Ole Johan. Er hatte sie von seinem Vater, der sie gebaut hatte, geerbt.

Sie war zu seiner Zeit, den damaligen Bedürfnissen entsprechend, viel kleiner als jetzt; erst sein Nachfolger hat sie vergrößert und verbessert."

Die Erzählende schwieg einen Augenblick und sah ihren Lebensgefährten mit einem schelmischen, verliebten Blick an. Der lehnte sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück und paffte, während ein Lächeln wie Sonnenschein über seine Züge huschte. —

„Dieser Ole Johan war unverheiratet und ein Sonderling.

Zum Heiraten glaubte er zum Beispiel gar keine Zeit zu haben. Er stand des Morgens in aller Herrgottsfrühe auf, um die Mühle und die Knechte in Gang zu bringen und nachher das Hausgesinde in Tätigkeit zu setzen. Dann mußte er Holzeinkäufe machen, mit den Kunden und den Holzfällern verhandeln, außerdem war da noch eine ziemlich ausgedehnte Landwirtschaft zu besorgen, für die er allerdings einen Knecht und einen Tagelöhner hielt, aber ihnen konnte er die Landwirtschaft doch auch nicht allein überlassen, er mußte doch selbst bestimmen, wie sie betrieben werden sollte. Also, er war vollauf beschäftigt vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, wann sollte er nun heiraten?

Das ging nun so jahrelang gut, er arbeitete und schuftete und gönnte sich keine Ruhe, ohne eigentlich zu wissen, warum oder wozu.

Da trat aber plötzlich eine große Veränderung in seinem Hauswesen ein: seine alte Wirtschafterin Katrin, die seit seiner frühesten Kindheit in der Mühle gewesen war, die ihn nach dem Tode seiner Mutter, die früh starb, großgezogen, als wäre er ihr eignes Kind, hatte plötzlich keine Lust mehr, in diesem Jammertal zu wandern, und legte sich hin und starb.

Ole Johan war wie betäubt, mit dieser Möglichkeit hatte er überhaupt nie gerechnet. Er war beinahe wütend auf die alte Katrin und fand es unerhört, daß sie ihn sozusagen ohne Kündigung verließ; sie wußte doch,

wie beschäftigt er war, und daß es schwer sein würde, für sie einen Ersatz zu finden. —

Ja, das wußte Katrin ganz gut, und das hatte ihr auch das Sterben schwer gemacht. Sie betrachtete noch auf ihrem Sterbebett den neben ihr weilenden, hoch in den vierziger Jahren stehenden Müller als ihren Jungen, für den sie sorgen und streben müsse, solange ein Funken des Lebens sich in ihr befände. Sie drückte ihm noch einmal zum Abschied die Hand und konnte noch flüstern: „Hanne,“ dann starb sie.

Mit „Hanne“ aber hatte Katrin mich gemeint. Ole Johan hatte es ganz gut verstanden. Ich war eine entfernte Verwandte von Katrin, und mich hatte sie, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, ganz besonders in ihr Herz geschlossen. Sie beschenkte mich immer zu Weihnachten und zu meinem Geburtstage mit bunten Bändern, Perlen und schönen Tüchern.

Als Katrin beerdigt war — sie liegt drüben im Helgeby-Friedhof —, kam Ole ein paar Tage später zu meinen Eltern und fragte, ob ich hinüberkommen dürfte in die Mühle und seine Wirtschaft führen.

Meine Mutter meinte zwar, ich sei zu jung, aber anderseits fühlte sie sich doch sehr geschmeichelt, denn es war doch eine große Ehre für ein achtzehnjähriges Mädchen, einen solchen Hausstand zu führen, und gab ihre Zustimmung; und so zog ich als Wirtschafterin in die Mühle.

Es ging viel besser, als ich dachte.

Die beiden Mägde, die ich unter mir hatte, waren willig und zu jeder Zeit hilfsbereit. Und Ole ließ mich schalten und walten, wie ich wollte; er war zufrieden, wenn ich ihn nicht störte und nicht mit unnützen Fragen kam.

Außer uns drei Mädchen und den zwei Knechten für die Landwirtschaft hatte Ole Johan oder Jan, wie wir ihn kurzweg nannten, noch vier Müllerburschen in der Sägemühle und mehrere Tagelöhner für den Holztransport.

Unter den Müllerburschen war einer, ein schmucker, stattlicher Bursche von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er stammte unten von Tromsö und war immer vergnügt und munter.

Er sang den ganzen Tag bei der schweren Arbeit und war des Abends stets zum Spiel und Tanz und allerlei Scherz aufgelegt; dazu war er der flinkste Tänzer im ganzen Tromsö Herred, und daher war es auch nicht zu verwundern, daß ich, die auch gern sang und tanzte, den Burschen, Eilert hieß er, gern leiden mochte. —

Eilert fand auch Gefallen an mir, und es dauerte nicht lange, waren wir darüber einig, daß wir, sobald wir so viel hatten, daß wir ein Haus bauen konnten, uns vom Priester zusammengeben lassen wollten.

Aber da kam etwas dazwischen, was uns beinahe um alle unsre Hoffnungen gebracht hätte: Jan hielt mich eines Abends an und fragte, ob ich seine Frau werden wollte, mit meiner Mutter hätte er schon gesprochen und deren Einwilligung erhalten.

Ich war ganz bestürzt und wußte nicht, was ich antworten sollte. Ole ließ mir jedoch Bedenkzeit und sagte, ich sollte ihm in acht Tagen Antwort geben.

Abends sprach ich heimlich mit meinem Geliebten, und wir berieten uns, was wir dabei machen konnten. Sagte ich nein, so war meines Bleibens auf

der Mühle nicht mehr, und erfuhr Ole, daß ich Eilert liebte und schon mit ihm heimlich verlobt war, stand zu befürchten, daß er auch aus Lohn und Brot mußte, und dann war an unsre Vereinigung in absehbarer Zeit nicht zu denken. — O je, wir saßen bös in der Klemme.

Eilert war aber ein heller Junge und nicht so leicht ins Bockshorn zu jagen; er meinte Ole Jan von seinen Heiratsgelüsten heilen zu können.

Noch in derselben Nacht, als alles zur Ruhe war, begann in allen Ecken und Winkeln der Mühle ein Huscheln und Puscheln, ein Klirren und leises Bumsen, als wenn mindestens zwanzig Verstorbene ihre Gräber verlassen hätten, um in der Mühle ihre verlorene Ruhe wieder zu suchen. Hier klirrte ein Fenster, dort knarrte eine Tür; auf dem Boden schlich es wie auf leisen Sohlen, und im Keller klirrten Ketten.

Am andern Tage war alles in Angst und Beben. Die beiden Mädchen liefen mit blassen Gesichtern herum und wagten kaum von einem Raum zum andern zu gehen. Ich schalt, tat, als wenn ich von nichts wüßte, sagte, ich hätte die ganze Nacht wie ein Bär geschlafen und nichts gehört. Ob Jan etwas gemerkt hatte, wußten wir nicht, er ließ sich absolut nicht aus; aber den ganzen Tag lief er mit einem Gesicht herum, als wenn er eben in einen Essigapfel gebissen hätte.

Er schlief in einer Kammer, die zu ebener Erde neben der Täglichstube belegen war und deren Fenster nach dem Garten hinausging.

Aus räumlichen Gründen stand sein Bett mit einem Ende neben dem Fenster, hart an der Außenmauer, und infolge einer Marotte Jans mit dem Fußende gegen das Licht.

Er behauptete nämlich, wenn er anders liege, schlafe er des Morgens zu lange; so wecke ihn das Tageslicht, und er habe keine Zeit, lange zu schlafen.

Diesen Umstand benutzte Eilert zu einem Streich, den er in der Nacht Jan spielen wollte.

In der Mittagsstunde, als die andern Burschen ihren Mittagsschlaf hielten — Jan war oben im Walde und wurde erst spät am Nachmittag zurückerwartet — schlich er sich nach Jans Kammer und bohrte durch die Wand zwei kleine Löcher, wodurch er zwei dünne, starke Schnüre zog.

Diese Schnüre zog ich durch den Bezug des Oberbetts und befestigte sie oben in jeder Ecke des Inletts. Draußen im Garten wurden die Schnüre sorgfältig durch davorgestellte Gartengeräte gedeckt.

An diesem Abend blieb alles im Hause ruhig, die Geister schienen nicht wiederzukommen.

Jan war abends mit einer Laterne durch die ganze Mühle gegangen und hatte sie sorgfältig inspiziert von oben bis unten; dann war er zu Bett gestiegen und hatte sich die Decke über die Ohren gezogen, um nichts von einem eventuellen Geisterbesuch hören zu müssen.

Als aber unten in der Stube die Glocke zwölf schlug, schlich ich mich auf Strumpfsocken nach dem Garten zu Jans Kammerfenster, wo Eilert meiner bereits wartete. Unter dem Fenster hatte er eine kleine Leiter hingestellt, so daß ich leicht zum Fenster hinaufkommen konnte, das ich, kurz bevor Jan zu Bette ging, losgehakt hatte.

Ich hatte mich in ein Laken gehüllt, um möglichst geisterhaft zu erscheinen. Nun nahm ich in geduckter Stellung auf der kleinen Leiter Posto und horchte gespannt durchs Fenster. Dunkel war es, aber ganz deutlich konnte ich das weiße Bett durchs Dunkel schimmern sehen.

„So," sagte ich leise zu Eilert, „los!"

Eilert zog nun an den Schnüren, woran Jans Oberbett befestigt war; langsam glitt es von Jan herunter.

Der greift halb im Schlafe zu und zieht es wieder hoch.

Eilert zieht es langsam wieder herunter.

Nun wacht Jan auf, stöhnt vor Angst, packt aber das Bett wieder und zieht es mit einem Ruck hinauf.

Wir sind beide daran, vor Lachen zu bersten, und müssen uns auf die Zunge beißen, um ruhig zu bleiben.

Das Oberbett gleitet wieder 'runter. Nun wird Jan wütend, und mit vor Wut und Angst knirschenden Zähnen sagt er: „Lat mi in Rauh, segg ik di, suns ward ik falsch!" Dann packt er das Bett wieder und zieht es sich hoch über die Ohren.

Eine kleine Weile gönnt Eilert ihm Ruhe, dann reißt er das Bett wieder herunter und mit solcher Gewalt, daß die Schnüre an ihren Befestigungen abreißen, was sie natürlich auch sollten. Im selben Augenblick stoße ich das Fenster auf und stelle mich auf die oberste Stufe der Leiter.

Jan sitzt aufrecht im Bett.

„Herre Jesus Christus," sagt er mit bebender Stimme, „wer bist du, und wat willst du?"

„Ik bün de Katrin un komm von din Vader," sagte ich mit Grabesstimme.

„Harre Gott, du büßt de Katrin?"

„Jo, ik bün de Katrin."

„Und wat willst du von mi?"

„Ik schull di von din Vader seggen, dat du nich heiroden darfst, du wärst dortau to olt."

Ich konnte mich vor Lachen nun nicht mehr halten und sprang herunter. Schnell nahm Eilert die Leiter, und leise schlüpften wir ins Haus.

Am andern Tage ging Jan mit einem Gesicht herum, als wären ihm hundert Taler aus dem Sack verschwunden; sagen tat er aber nichts.

Am andern Abend ging der Geisterspuk wieder los.

An Jans Fensterbank draußen im Garten hatte Eilert das eine Ende eines langen, dünnen Eisendrahtes an einem Haken befestigt. Der Draht führte quer durch den Garten nach einigen alten leeren Fässern, die dort am Gartenzaun standen. Aus einem dieser Fässer hatte Eilert den Boden herausgeschlagen, es umgestülpt und saß nun unter dem umgestülpten leeren Fasse und hielt das andre Ende des Drahtes, das er durch das Spundloch gezogen hatte, in der Hand. Es war ein heller Abend, der Mond stand im ersten Viertel am Himmel.

Ich saß mitten im Garten, im Schatten zweier mächtiger Johannisbeerbüsche, an denen der Draht vorbeiführte, mit einem Stock in der Hand, dessen eine Seite voll kleiner Kerben geschnitten war.

Wenn Eilert nun den Draht fest anzog, so daß er wie eine gespannte

Saite über die Beete hing, fuhr ich mit der Kerbseite des Stockes darüber hin. Dadurch entstand im Zimmer Jans ein unheimlicher Ton, der, je nachdem der Draht schlaff oder gespannt war, höher oder tiefer wurde und dessen Ursprung vom Zimmer aus kaum zu ergründen war.

Eilert sitzt also unter dem leeren Faß und zieht den Draht straff an, und ich fiedle drauflos mit meinem Stocke: „Rumm, rumm, brumm," summte es durch die Nacht wie von einem Bären vor einem Bienenstock. Immer stärker wurde der Spektakel nach angemessenen Pausen.

Noch rührte sich nichts.

Wieder ging das Spiel los: „Rumm, rumm, brumm."

Da flammt das Licht in Jans Zimmer auf, und er selbst, im Unterzeug mit einer spitzen, gestrickten Nachthaube auf dem Kopfe, das Licht in der Hand, sucht nach dem Ursprung der unheimlichen Laute.

Er guckt unter das Bett, in den Kleiderspind, öffnet die Tür und guckt in den Korridor und kommt auch schließlich ans Fenster, aber er findet nichts.

Nun steigt er wieder zu Bett, läßt das Licht aber brennen.

Eilert zieht wieder den Draht straff an, und ich fiedle: „Rumm, rumm, brumm."

Jan zieht die Decke über die Ohren. Ich fiedle jetzt fortissimo: „Rumm, rumm."

Jan verkriecht sich immer tiefer ins Bett.

Nun fiedle ich furioso: „Rummrumm, rummrumm, rumm."

Das half.

Jan wirft die Decke beiseite, springt aus dem Bett und beginnt seine Untersuchung wieder.

Hinten im Fasse höre ich Eilert leise lachen, und ich muß mir 'nen Zipfel meiner Schürze zwischen die Zähne nehmen, um nicht laut loszulachen.

Nun verschwindet Jan im Korridor und sucht wahrscheinlich dort; eine Zeitlang ist er verschwunden, und das Haus liegt still.

Mit einem Male aber kommt er um die Hausecke in den Garten hinein, noch immer im Unterzeug, weiße Unterhose und die spitze Nachtmütze auf dem Kopfe. Der Mond beleuchtete den Schauplatz leidlich hell, so daß man alles ziemlich gut beobachten konnte.

Nun geht er am Hause entlang, dem Fenster zu. Damit er nicht entdecken soll, woher der Laut gekommen ist, reißt Eilert so fest an dem Draht, daß der Haken, woran er befestigt ist, sich geradebiegt und der Draht mit einem hellen, singenden Laut in den Garten zurückschwirrt.

Jan ist erstaunt und fährt erschrocken hoch, als wäre der Geist ihm eben an der Nase vorbeigefahren.

Im selben Augenblick geschieht etwas Merkwürdiges: hinten aus dem leeren Fasse ertönt ein unterdrücktes Niesen. Das war Eilert! Mir stand das Herz vor Schreck beinahe still.

„Was," sagte Jan, „seit wann niesen die Geister? — Oha, giw paß, mit so 'ne Geisters, de niesen könnt, ward ik ok farig!"

Dann läuft er durch den Garten, direkt an meinem Versteck vorbei, nach dem Fasse hin.

Herre Gott, denk' ich, nun ist alles entdeckt und aus!

Aber es war nicht so; wer Eilert überrumpeln wollte, mußte schon gewitzter sein als Ole Jan.

Jan hat die Hälfte des Weges noch nicht zurückgelegt, als das Faß lebendig wird und Jan entgegenkommt. Jan wird stutzig und bleibt stehen.

So was hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Das war ganz unheimlich. — Er geht zurück; das Faß immer hinter ihm her.

Jan geht immer weiter zurück, verfolgt von dem unheimlichen Fasse, das ihm immer näher auf den Leib rückt.

Schließlich steht er schreckensbleich, mit dem Rücken gegen die Hauswand, er kann nicht weiter zurück, und das unheimliche Faß kommt immer näher.

Dann, plötzlich, mit einem verzweifelten Aufraffen all seiner Energie, springt er hoch und sitzt mit einem Sprunge oben auf dem Faß.

Gottegott, denk' ich, was geschieht nun?

Nun hebt sich das Faß mit Jan, als wenn es in die Luft entschweben wollte, ein Paar lange Beine kommt unterwärts zum Vorschein und beginnt mit dem Fasse und Jan durch den Garten zu tanzen.

Jan war ein kleiner, dürrer Kerl, er saß oben auf dem Fasse und klammerte sich mit Händen und Füßen fest, damit er nicht herunterfalle. Bald flog er nach rechts, bald nach links hinüber, bald wurde er im wilden, tollen Wirbel gedreht.

Ich aber lag zwischen den Büschen und biß krampfhaft in mein Taschentuch, um nicht aus vollem Halse im Lachen loszuschreien.

Schließlich liefen die Beine mit dem Fasse und dem armen Jan nach der Mühle zu, nach einer offenstehenden Luke, als wenn sie dort hindurch wollten. Kaum befand sich aber das Faß der Luke gegenüber, als Jan behende wie eine Katze hinuntersprang und durch die Luke, die er hinter sich zuschlug, in die dunkle Mühle verschwand.

Kurz darauf öffnete sich im zweiten Stockwerk eine Luke, und Jan schaute aus, was aus dem Fasse wurde.

Das verhielt sich zunächst eine Weile mäuschenstill, als wenn gar kein Leben drin wäre. Dann kippte es mit einem Male um, rollte anscheinend ganz von selbst durch den Garten nach der Gartenmauer und stellte sich dort aufrecht hin, wo es früher gestanden hatte.

Es sah ganz unheimlich aus, und wenn ich nicht gewußt hätte, wie die Sache zusammenhing, wer dem Fasse Leben verlieh, ich glaube wahrhaftig, ich wäre selbst bange geworden, obwohl ich nicht abergläubisch bin.

Oben klappte die Luke wieder zu, und wir schlichen im Schatten der Büsche nach meinem Kammerfenster, das ich vorher losgekrampt hatte, und durch dasselbe ins Haus.

Am andern Morgen erzählte ich schaudernd am Tische in Gegenwart Jans, daß ich mitten in der Nacht durch einen aus dem Garten kommenden sonderbaren Lärm aufgewacht sei, und wie ich angstvoll zum Fenster hinausgeschaut habe, habe ich den leibhaftigen Teufel auf einem Fasse im Garten umherreiten sehen.

Die andern Mädchen und auch die Knechte hatten auch etwas gehört, hatten aber nicht gewagt, nachzusehen, und hatten sich in ihren Betten verkrochen.

Das Milchmädchen fragte nun mit vor Angst runden Augen, wie der Teufel denn aussähe.

„Gekleidet war er in glühend rote Hosen, und über die Schultern hatte er einen ebensolchen Mantel, und seine Augen glühten wie glimmende Kohlen.“

Da schlug Jan mit seiner Faust auf den Tisch, daß die Teller, woraus wir aßen, hochsprangen, und schrie: „Tod und Hölle, Dirn, du lügst! Der Teufel saß nicht auf dem Faß, sondern unter demselben, und war nicht rot, sondern weiß, verstehst du!“ Dann ging er aus der Tür und schlug sie mit solcher Gewalt hinter sich zu, daß das Haus bebte.

„Gott bewahre, was hat er denn?“ fragten die andern. Sie ahnten ja nicht, daß er es selber war, der auf dem Fasse geritten war.

Tags darauf kam Jan zu mir in die Stube — ich saß am Fenster und nähte — stellte sich vor mir auf und fragte mich, ob ich mir die Sache schon überlegt hätte.

„Ja,“ sagte ich, „ich wäre am Ende nicht abgeneigt, ich weiß ja, daß ich ein armes Mädel bin, und muß es als ein großes Glück betrachten, von einem so wohlhabenden und — ansehnlichen Mann zur Frau begehrt zu werden, aber ...“

„Na, aber?“

„... in der vorigen Nacht träumte ich — daß deine alte Wirtschafterin, die Katrin ...“

Ich sah, wie er blaß wurde.

„Na, was ist mit der Katrin?“

„Ich träumte, sie kam zu mir — durch das Fenster ...“

„So? Durch das Fenster? Hm, warum kam sie nicht durch die Tür?“

„Ich denke, die Geister, die ins Haus wollen, kommen alle durchs Fenster; so hat wenigstens meine Großmutter erzählt.“

„Hm, kann sein. Also weiter.“

„Also Katrin kam zu mir durch das Fenster und sagte ...“

„Na! Mord und Teufel, Dirn, ich will wissen, was die Katrin sagte! Heraus mit der Sprache!“

„Nun, sie sagte, ich dürfte ...“

„Nun?“

„Sie sagte, ich dürfte dich nicht heiraten.“

„Warum nicht?!“

„Das sollte sie mir von deinem Vater sagen — es gäbe sonst für dich und für mich und die Mühle ein Unglück.“

„Hm, das ist ja merkwürdig!“

Er ging einige Male in der Stube auf und ab, blieb dann wieder vor mir stehen.

„Aber du sagst, du hast es geträumt; auf Träume kann man doch nicht so viel Wert legen.“

„Ja, erst dachte ich auch so, aber da wachte ich auf und sah, daß mein Fenster, das ich doch vorher geschlossen hatte, wie ich es jeden Abend tue, weit offen stand, und außerdem spürte ich einen merkwürdigen Leichengeruch. Und da wußte ich, daß ich nicht geträumt hatte, daß die Katrin wirklich

bei mir war, und aus diesem Grunde muß ich dein mich ehrendes Angebot vorläufig ablehnen; ich bin nun viel zu bange und würde keine Minute ruhig sein."

Wieder lief Jan in der Stube hin und her, blieb wieder stehen und sagte: „Du magst recht haben, Dirn, bei mir war die Katrin nämlich auch mit derselben Botschaft."

Nun saß er mir gegenüber in dem alten Großvaterlehnstuhl und machte ein sorgenvolles Gesicht. Schließlich raffte er sich auf und sagte: „Ich will dir was sagen, Hanne. Ich werde schon alt, und wenn ich sterbe, kommt die Mühle, da ich keine direkten Erben habe, in fremde Hände. Das beunruhigt mich, und darüber werde ich im Grabe keine Ruhe finden, wie es auch jetzt schon meinen Vater beunruhigt. Ich mag dich leiden, du bist ein tüchtiges Frauenzimmer, und darum hätte ich gern gesehen, wenn du oder einer deiner Nachkommen die Mühle erben könnte. Es soll aber wohl so nicht sein, wie ich es mir gedacht habe. Nun höre zu, ich will dir noch einen Vorschlag machen: Du mußt so schnell als möglich heiraten, aber nur einen, der was von der Sägemüllerei versteht. Verstehst du?"

„Ja!"

„Also du heiratest, ein Mann wird sich schon finden."

„Ja, das glaub' ich auch."

„So? Hast du gar schon einen an der Hand, he?"

Ich erschrak. Jan durfte ja nichts ahnen. „Das nun nicht, aber ich glaube, Eilert wäre nicht abgeneigt."

„So, das glaubst du? Aber der ist ja ein armer Teufel, der nichts hat, als was er hier verdient."

„Das schon, aber er ist ein flinker Bursche und tüchtig, und wir kennen ihn alle beide; wir wissen, daß er nüchtern und fleißig ist; ich glaube, er wäre der Schlechteste nicht, wenn er auch kein Vermögen hat."

„Hm, das kann wohl wahr sein, ich werde jedenfalls nachher mit dem Burschen sprechen. — Also, du heiratest; dein erster Sohn aber erhält meinen Namen — das mache ich zur Bedingung — und wird mein Universalerbe, er soll die Mühle erben, verstanden?"

Ja, das verstand ich.

„Na, ich will nun mit Eilert sprechen, und wenn er will, setzen wir einen Kontrakt auf, und ihr heiratet in vier Wochen."

„In vier Wochen?"

„Na? Ist dir das zu früh?"

„In vier Wochen kann ich keine Aussteuer ..."

„Larifari! Brauchst du eine? Ihr bleibt hier bei mir. Oder glaubst du, ich verheirate euch, um euch anderswo wohnen zu lassen? Damit ich mich wieder mit fremden Leuten abplacken kann?" —

Eilert war natürlich damit einverstanden. Wir schwammen in Seligkeit und Glück, und in vier Wochen, wie Jan gesagt hatte, feierten wir Hochzeit, eine Hochzeit, wovon man über ein Jahr sprach, denn Jan ließ es sich was kosten. Drei Musiker hatten wir und darunter Euwind, den Geiger. Er spielte einen neuen, von ihm selbst komponierten Brauttanz, so wunderbar herrlich und schön, daß die Melodie mir noch wochenlang im Kopfe

summte. — Daher ist es wohl auch gekommen, daß mein Junge, mein einziger, so musikalisch wurde."

„Na, na, Mutter," sagte der Müller weich.

„Mein erstes Kind war ein Junge, ein strammer Kerl, woran Jan seine helle Freude hatte. Er ließ sich nachher von dem Jungen Großvater nennen und hatte die Freude, ihn wachsen und gedeihen zu sehen.

Kinder wurden uns noch zwei beschert, aber als wenn der liebe Gott nur den einen hier lassen wollte, nahm er sie uns wieder weg. Er aber gedieh, wurde groß und stark und tüchtig — es ist euer Vater, der heutige Besitzer und Herr der Mühle.

Eilert aber, der damals so lustig mit dem alten Jan auf dem Fasse durch den Garten im Mondschein tanzte, ist mein lieber, guter Lebensgefährte hier." — Lächelnd reichte sie dem Großvater die Hand. — „Nicht, Alter, es war eine lustige, schöne Zeit."

Der Alte paffte aufgeregt aus seiner Pfeife. „Mehr, Hanne, mehr war's: es war ein schönes Leben, das wir gelebt."

*

Walter schlief oben im Fremdenzimmer tief und fest und träumte am Morgen von leeren Fässern, die einen Kontertanz aufführten. Dann glaubte er in der Koje an Bord eines Dampfers zu sein, denn durch das Zimmer klang ein gedämpftes Surren und Summen und ein leises Zittern und Vibrieren, wie das für die Schiffsschraube so charakteristische, durchbebte Fußboden und Wände und teilte sich dem Bette und dem darin Ruhenden mit.

Er wachte ganz auf, riß sich energisch aus seinem traumreichen Halbschlaf heraus und sah nun, wo er sich befand, stellte die Ursache des dumpfen Lauts und der Bewegung fest: die Sägemühle war im Gange.

Rasch kleidete er sich an — Jarlson hatte sein Bett schon verlassen, war schon unten —, wusch sich und ging nach der Stube hinunter. Hier saßen Jarlson und der Müller an einem gut gedeckten Frühstückstisch und plauderten.

„Na, junger Freund, ich wünsche dir gut geschlafen zu haben," sagte der Müller, „nun komm her und schlage dir ein echt nordisches Frühstück in den Bauch."

„Mensch, ich glaube, du wirst mit den zunehmenden Jahren ordinär wie „ekiwöh": schlag ein Frühstück in den Bauch!" sagte Jarlson.

„Hahahaha," lachte der Müller, „oder deine Ohren werden mit den Jahren feinfühliger, sozusagen empfindlicher; ich rate dir, laß dir dein Trommelfell beim Schuster versohlen, hahahahaha!"

Die Frau aber nahm ihren Mann am Ohrläppchen und sagte: „Sie haben recht, Jarlson, mein Mann wird mit den Jahren immer gröber, er muß demnächst und baldigst versohlt werden."

Nach dem Frühstück wurde der Pony wieder vor den Schlitten gespannt, und von den Segenswünschen der ganzen Familie begleitet, fuhren sie von dannen.

Die Landschaft lag in tiefer Dämmerung. Am südlichen Himmel stand

ein blasser Schein: der aufsteigende Tag. Die Luft war klar und still, und der Schnee knirschte und schrie unter den Kufen des Schlittens, der in eilender Fahrt von dem flinken Pony durch die schlafende Landschaft gezogen wurde.

Jarlson war aufgeräumt und erzählte von seiner Freundschaft mit dem Müller.

„Ja, der Mensch hat Glück in seinem Leben gehabt. Abgesehen von seinen pekuniären Verhältnissen — Gott, andre Leute stehen sich schließlich ebensogut — aber der Mensch hat das blödsinnige Schwein und ergattert eine Frau, wie sie unter siebentausend ihres Geschlechts nur einmal zu finden ist. Schön, klug und liebenswürdig von Charakter, und diese Eigenschaften behält sie durch die Jahre und gebiert dem Glückspilz im Laufe von achtzehn Jahren siebzehn Kinder — und was für Kinder?! — und nach jedem Kinde schaut sie immer lieblicher aus, guckt sie ihren Mann, den Björn, immer verliebter an; immer lacht sie und singt und ist vergnügt, und immer hat der Mann bei ihr ein liebes, lächelndes Gesicht und herzliche Worte gefunden.

Wie sieht es sonst meistens aus? Nach jedem Kind ein immer schieferes Maul und einen immer schlampigeren Rock.

Ich war ja auch verheiratet — Gott habe meine Frau selig in alle Ewigkeit, Amen — und ich kann mich nicht beklagen, Gott bewahre, man soll ja den Toten nichts Übles nachreden, aber ich kann nicht umhin, zu sagen, daß ich es den absonderlichen Eigenschaften meiner — seligen Frau verdanke, wenn ich ein unsteter Wandervogel ohne Rast und Ruh geworden bin. — In den ersten Jahren meiner Ehe hatte ich unten in Tromsö einen gutgehenden Laden mit guter Schifferkundschaft. Das Geschäft florierte, und ich kam, wie man zu sagen pflegt, auf einen grünen Zweig. Ich nahm Anteile an Schiffen und begann den Handel in größerem Stile zu treiben. Das ging, wie gesagt, alles gut; aber wollte ich ein freundliches Wort hören oder gar ein liebes, lächelndes Frauengesicht sehen, mußte ich in die Auswärtigkeit gehen. Und das tat ich mit der Zeit öfters, als es für mein Geschäft gut und gesund war. Schließlich verkaufte ich es, machte kein schlechtes Geschäft dabei, kaufte mir einen Pony und einen Wagen und gondelte in die Weite.

Ich jagte und erhandelte unterwegs so viel Felle, wie ich auftreiben konnte; kam weit herum, lernte viel Volk kennen und — sah überall freundliche Gesichter.

Ja, ja, es sind doch schöne Jahre gewesen, ich habe viel des Interessanten erlebt, und wenn ich mit der Feder so gut umzugehen verstünde wie mit meiner Flinte, könnte ich ein Buch darüber schreiben so groß als die Heilige Schrift. Und wenn ich recht bedenke, muß ich doch wohl meiner verstorbenen besseren Hälfte — Gott habe sie selig in alle Ewigkeit, Amen — dankbar sein, sonst wär' ich heute am Ende ein Philister mit Schmerbauch und Podagra und guckte aus der Tiefe meines Sorgenstuhls den Fliegen auf meiner Nase nach — Nicht, Pony? He? — Ja, ja, mein Deern, wir beide sind schön herumgeflutscht, was? So hab' ich auch vor Jahren eine Tour gemacht, die ich nicht vergessen werde, und wenn ich so alt werden sollte wie Abraham, Isaak und Jakob zusammen.

Ich war wieder mit meinem Wägelchen mit Flinte und reichlicher Munition versehen in die Berge gefahren und klopfte die ganze Gegend nordwestlich Tromsö nach Wild, Fellen und vergnügten Bauern ab — denn nur solche besuche ich. Leute, die immer mit einer Visage herumlaufen, als wenn sie ständig eine unreife Pflaume zwischen den Zähnen haben, mag ich absolutermang nicht leiden — kaufe alle Arten von Fellen zusammen, vom Bauernvieh und Jagdwild, und mache dabei ein gutes Geschäft, denn die Bauern sind meistens nicht genau darüber orientiert, was so ein Fell wert ist, und sind heilfroh, wenn sie die Hälfte des Wertes in barem Gelde ausbezahlt bekommen.

Aber zu jagen gab es nichts, trotzdem ich alle die mir zur Verfügung stehenden Jagdgründe durchstöberte. Das heißt, allerhand Kleinzeug gab es genug. Aber was ein richtiger Jäger ist, jagt doch am liebsten Edelwild und läßt das Kleinzeug den Pfuschern.

Doch vom Edelwild, von Bären und Elchen keine Spur; sie schienen sich in die tiefsten Tiefen der Jagdgründe verzogen zu haben.

Da höre ich, daß oben in den Wäldern am Stargaardsfjällen ein Bär hausen soll, der schon viel Unheil angerichtet hatte, ich solle mich an Ziegenpeter wenden, der würde schon wissen, wo Petz säße.

Du lieber Gott, dachte ich, wenn Ziegenpeter erst weiß, wo Petz sitzt, dann hat der am längsten seinen Sitz innegehabt.

Aber immerhin, man konnte ja bei Peter vorfragen, er war stets ein guter Jagdgenosse und gönnte andern Menschen auch einen Schuß.

Ich mache mich also sofort auf den Weg zum Ziegenpeter.

Der wohnte auf dem Berg und hatte seine Hütte wie eine Ritterburg ganz oben auf einen einsamen überhängenden Felsen gebaut. Dieser Felsen war von drei Seiten völlig unzugänglich. Von der Nordseite führte ein schmaler Grat hinüber, der aber nur von schwindelfreien Personen benutzt werden konnte.

Früher hatte er einen Stock tiefer gewohnt. Das heißt, sein eigentliches Haus stand unterhalb des Felsens, recht hübsch gelegen zwischen Birken- und Eichengebüsch; aber als er eines Tages von dem Steuereinnehmer gründlich überholt wurde, zog er aus und baute seine Burg oben auf den schwer zugänglichen Felsen, denn er war ein geschworener Feind eines jeden Steuereinnehmers und vom Steuerzahlen überhaupt.

Das Haus unten vermietete er an einen Holzflößer, der einen bitterbösen Rand von Weib hatte. Doch er war ja selten daheim und ließ seine Eheliebste allein wirtschaften, also ging es lala und leidlich.

Peter hauste oben in der Burg zusammen mit einer Ziegenfamilie, von der er seinen Namen erhalten hatte. Das Oberhaupt dieser Familie, der Bock, war der größte und stärkste Bock, den man weit in den Landen herum je gesehen hatte, und dabei solch grimmiger Kerl, daß er vor nichts in der Welt Furcht hatte, nicht einmal vor einem königlichen Steuereinnehmer.

Wenn Peter nun in seiner Burg hauste, band er seinen Bock, der „Starkotter" hieß, so an eine lange Leine, daß er den Grat beherrschte. Wehe dem, der es wagen sollte, unter sotanen Verhältnissen den Grat zu

beschreiten, er würde unweigerlich vom Starkotter angegriffen und in den Abgrund geschleudert worden sein.

Eines Tages war Peter in den Wald gegangen und hatte seine Ziegenfamilie mitgenommen, damit sie sich an dem saftigen Gras der Berghalden sättigen konnte, denn auf seinem einsamen Felsen war keine Nahrung für die Tiere.

Nun mußte es sich gerade schicken, daß der Steuereinnehmer, der in der Gegend zu tun hatte, auch mal den Peter überholen wollte. Er wußte wohl, daß er umgezogen war, aber das störte ihn wenig, im Gegenteil, so konnte er zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn dem Holzflößer wollte er auch einen Besuch abstatten, der war auch kein Freund vom Steuerzahlen.

Er steigt also frohen Mutes den Berg hinauf und kommt naturgemäß zuerst bei der Frau des Holzflößers an. Sie stand draußen im Sonnenschein vor dem Hause an ihrem großen Backtrog und knetete Teig.

Das tat sie alle Vierteljahr und hatte jedesmal vier Scheffel Roggen zu kneten und zu backen, denn den Peter versorgte sie auch mit Brot, und ihr Mann konnte Brot fressen wie ein hungriger Wolf um die Weihnachtszeit, also mußte sie für das tägliche Brot der drei kräftig arbeiten.

Zu der also kommt der Herr Steuereinnehmer und präsentiert ihr ein Ultimatum in der Form eines Steuerzettels, erzählt was vom Geldhabenwollen und vom Pfänden und vom Versiegeln und dergleichen mehr.

Aber Gott du bewahre! Da war er gerade an die Rechte gekommen.

Sie begann zu schimpfen, daß es in den Bergen echote, bewaffnete sich mit ihrer Feuerzange und ging zur Offensive über.

Der Mann des Steuergesetzes fand es unter diesen Umständen am besten, zu retirieren. Er fluchte seine Seele in die allerglühendste Hölle, wenn er je wieder zu dieser Barbarin hinaufsteigen würde; aber dem Ziegenpeter wollte er doch noch einen Besuch abstatten, und wehe, wenn er den erwischte, mit dem wollte er schon fertig werden.

Er steigt also mit Ach und Weh und viel Gestöhn den Felsen hinan zum Peter und kommt, weil Peter ja mit seinem Starkotter in den Wald ist, unbehelligt über den Grat.

Damit hat er allerdings nicht viel erreicht, denn Peters Burg war sicher und für alle Fälle verrammelt und verschlossen.

Na, denkt der Steuereinnehmer, du wartest eben, bis der Burgherr kommt, und setzt sich ins weiche Gras hinter dem Hause, von wo aus er eine schöne Aussicht über die Lande hatte. Als er so eine Zeitlang gesessen und über die Schlechtigkeit der steuerzahlenden Welt nachgedacht hatte, kam es ihm so vor, als wenn unten am Felsen bei dem bösen Weibe des Holzflößers, Ilse, gesprochen würde. Er wollte doch mal sehen, ob es nicht der Peter sei, der mit der Frau spricht. Er steht also auf, geht an den Rand des Felsens und guckt hinunter, kann aber nichts weiter sehen als das bemooste Dach von Ilses Haus, davor den großen Backtrog und eine große Balje mit Wasser und dazwischen Ilse, die Hände in die Hüften gestemmt und laut mit sich selbst redend.

Sie memorierte offenbar die Gardinenpredigt für den kommenden Sonntag, womit sie ihren Gatten erfreuen wollte.

Wie er nun so steht, die Hände auf die Knie gestemmt, das Achterkastell hoch in die Luft, kommt Peter zurück mit seiner Ziegenfamilie.

Starkotter gravitätisch voraus, seiner Würde und Kraft wohl bewußt.

Als er über den Grat ist, sieht er das hochaufragende Hinterkastell des Herrn Königlichen Steuereinnehmers, glaubt, es sei ein Rechenfehler in der Landschaft, und stürmt mit seinem breiten, harten Schädel dagegen an.

Der Herr Königliche Steuereinnehmer macht einen Hupfer in die Luft, schlägt einen brillanten Salto mortale und setzt sich, plitsch, platsch, direkt auf seine Hinterbacken mitten in Ilses Backtrog, in den weichen, molligen Teig.

Gott du bewahre! Hat man wohl jemals in der Welt einen fliegenden, Salto mortale schlagenden Königlichen Steuereinnehmer gesehen? Hat man jemals, solange die Welt besteht, einen Königlichen Steuereinnehmer mit dem Hintersteven im Brotteig gesehen? frage ich. Ist es wohl jemals dagewesen, daß ein Herr Königlicher Steuereinnehmer unschuldige Leute in ihrer Tätigkeit ums tägliche Brot auf diese Weise gestört hat? Nein, es ist nie dagewesen, es ist in der Geschichte des ganzen Steuereinnehmerwesens ein einzig dastehender Casus criticus.

Und dieser Überzeugung war Ilse auch. Sie war, wie ich vorhin zu bemerken das Vergnügen hatte, gerade dabei, die Gardinenpredigt für den kommenden Sonntag zu memorieren und mitten im Text, als dieser infame Königliche Herr Steuereinnehmer von oben geflogen kam und nolens volens, ohne sich vorzustellen oder ‚ich bin so frei' zu sagen, sich in ihren mühsam bereiteten und mit reichlichen Schweißtropfen ihres runden Gesichtes vermischten Teig setzte.

Gott und seliger Vater, was hat sie sich bloß erschrocken — und das will schon was sagen, denn sie war durchaus keine schreckhafte Natur —, aber was zuviel ist, ist zuviel, selbst für eine Frau wie die Ilse.

Vor Schreck schlug sie ihre Hände über dem Kopf zusammen, trat unwillkürlich einen Schritt zurück und — setzte sich mit ihrem Achtersteven direktemang mitten in die Balje mit Wasser und bewirkte so — allerdings ohne es zu wollen — eine momentane Abkühlung ihres erschreckten und erhitzten Gemüts. Aber es war leider nur eine momentane, denn sei es nun, daß die Abkühlung nur auf den hinteren Teil ihres Gemüts gewirkt hat, lange hielt dieselbe nicht stand.

Ehe der Königliche Herr Steuereinnehmer sich von seiner immerhin begreiflichen Überraschung erholt und sich von der zähen Teigmasse befreien konnte, in die er sich sozusagen pro emerito gesetzt hatte, war Frau Ilse wieder auf den Beinen, hatte ein nasses Tuch ergriffen und knallte es, klitsch, klatsch, dem Königlichen Herrn Steuereinnehmer um die Ohren; dabei erhob sie ihre Stimme und betitelte den Unglücksraben mit Injurien, die sie von des Teufels Großmutter gelernt haben mochte, und schimpfte, daß es drüben im Jemtland zu hören war.

Nun ist aber nicht zu glauben, daß der Herr Steuereinnehmer sich das alles ohne weiteres gefallen ließ, o nein, er war nicht bange, selbst vor dem bösesten Weibe nicht. Er befreite sich aus seinem weichen, klebrigen Sitz, packte Ilse bei den Schlafittchen, warf sie in ihren eignen Backtrog in den

Teig und stülpte ihr zur Beruhigung die Balje mit Wasser über und ging dann friedlich seines Weges.

Er soll aber nie in seinem Leben wieder oben bei Ilse und Peter gewesen sein, und das Brot, das aus diesem so mißhandelten Teig gebacken wurde, soll muggelich und nach Ilses Unterrock geschmeckt haben, wie Peter mir nachher versicherte.

Er hatte mitsamt seiner Ziegenfamilie oben vom Felsen den ganzen Vorgang mit angesehen und sich vor Lachen eine Bauchverrenkung zugezogen.

Zu diesem Peter fuhr ich also hinauf, von wegen des Bären.

Unten bei Ilse hielt ich an und stellte meinen Pony unter ihren Schutz, denn man konnte immer nicht wissen, wie lange die Exkursion währen würde

Ob Peter zu Hause sei.

Ja, das sei er.

Ich stiefle also hinauf und finde auch richtig den Übergang zu seiner Burg vom Starkotter bewacht.

Ich nehme meine Flinte und feure gegen seinen Schornstein, daß einige Steine sich lösten und in seinen Pfannkuchen hinabfielen — er war gerade dabei, sich zum Mittag einen Pfannkuchen zu backen — und wartete auf das Erscheinen des Burgherrn.

Er ließ nicht lange auf sich warten, Gott du bewahre! Er kam mit so einem Feuer und Futsche herausgesprungen, als wenn der Teufel ihm in den Pfannkuchen gespuckt hätte.

„Mord und Hölle," schrie er, „wer wagt es, Steine durch meinen Schornstein zu werfen?"

„Ich!" rief ich.

„Was?! Herrjeses, Jarlson! Menschenskind, bist du das? Nei! Das freut mich aber! Nu komm man 'rüber und laß dich begrüßen."

Währenddessen hatte er seinen Torwächter, den Starkotter, von seinem Wachtposten entfernt, so daß es mir möglich wurde, hinüberzukommen.

Nachher, als wir uns begrüßt hatten und einen Schnaps und Sauerbier getrunken, erzählte ich ihm den Zweck meines Kommens.

Da wurde er ganz außer sich vor Freude.

„Mord und Teufel," schrie er, „davon weiß ich ja nicht eine Bohne!"

„Ja, die Leute in Rönnedalen erzählten es mir und meinten, du würdest den Petz schon kennen."

„Nein, gar nicht!"

„Na, aber es wird doch wohl seine Richtigkeit haben, denn die Leute erzählten, daß er drüben in der Gemarkung von Birkeby zwei Schafe zerrissen haben soll. Es wundert mich, daß du das nicht gehört hast."

„Daß ich nichts davon gehört habe, hat seinen Grund darin, daß ich seit vierzehn Tagen nicht zu Hause war. Ich habe drüben im Wald für Ankermann Holz gefällt, und da hört und sieht man nichts von dem, was in der Welt vorgeht. Wenn ich das gewußt hätte, den Deuxel auch, dann wäre ich von der Holzfällerei längst fortgelaufen und hätte Meister Braun aufgesucht. Wenn er, wie du sagst, in der Gemarkung von Birkeby ausgebrochen sein

soll, dann sitzt er oder sitzen sie drüben im Himmerwald — eben hier um die Ecke —, denn dort ist sehr viel Unterholz und, was die Hauptsache ist, zwei gute, versteckte Höhlen sind da, die die Bärenehepaare immer wieder aufsuchen."

„Die Bärenehepaare?! Du meinst also, es sei ein Paar?"

„Um diese Zeit sind sie meist nicht allein, und der Umstand, daß ein Bär bei Birkeby war, läßt vermuten, daß ein Ehepaar die Höhlen von Himmerwald wieder aufgesucht hat."

Währenddessen traf er seine Vorbereitungen zur Jagd, ölte seinen Doppelläufer, lud Patronen, packte einen Beutel mit Pulver und Räucherzeug in den Rucksack und reichlich Proviant, denn man kann immer nicht wissen, wie solch eine Bärenjagd verläuft. Mitunter wittert Petz Gefahr, ist feige und rückt aus, und dann kann man tagelang hinter ihm her pirschen; mitunter hält er sich so gut versteckt, daß man tagelang suchen muß, ehe man ihn findet; also wenn man sich auf die Bärenjagd begibt, muß man mit allen Möglichkeiten rechnen.

Als Peter alles zurecht hatte, zogen wir ab.

Was er aber „eben um die Ecke" nannte, das stellte sich nachher als ein strammer dreistündiger Marsch heraus. Und was für einer! — Gott du bewahre, bergauf, bergab, durch Hochwald und Unterholz, über Gletscher und durch reißende Wildbäche ging es im Sturmschritt. Dunderwetter auf 'm Schornstein, das war die reinste Menschenschinderei. Ziegenpeter schien der „Spaziergang" nicht anzufechten, aber ich habe schwitzen müssen wie 'n Bierbrauer in der Hölle.

Endlich machte Peter halt und zeigte auf eine Felsenaufhäufung, zum Teil mit Holz bestanden, ungefähr fünfhundert Meter von uns entfernt.

„Wenn Bären hier sind," sagte Peter, „dann hausen sie hier, darüber können keine zwei Meinungen sein."

Na, wir verschnauften uns nun erst nach dem angestrengten Marsch und verzehrten etwas von dem mitgebrachten Proviant. Dann pirschten wir uns vorsichtig durch das Unterholz an den Felsen heran.

Es dauerte auch nicht lange, dann hatten wir frische Spuren von zwei ausgewachsenen Bären. Sie führten, wie Peter auch richtig vermutet hatte, nach einer natürlichen Felsenhöhle ziemlich am Fuße des Felsens.

Ich wollte erst in Deckung warten, bis sie gegen Abend herauskämen, aber davon wollte Peter nichts wissen, er war immer für ein abgekürztes und schnelles Verfahren, wie euer großer eiserner Kanzler in Deutschland, und begann ohne weiteres Vorbereitungen zu einer Belagerung und einer eventuellen Ausräucherung des Feindes zu treffen.

An einer Seite der Höhle, von wo aus wir in den Eingang und ein Stück in die Höhle, sozusagen in den Prodomos hineinsehen konnten, wurde hinter einem niedrigen Eichenbusch eine kleine Belagerungsschanze hergerichtet, in der wir die weiteren Vorbereitungen trafen und von wo aus wir den Feind bei seinem Ausfall zu begrüßen gedachten. Peter warf einen faustgroßen Stein in die Höhle hinein. Er polterte drinnen irgendwo gegen die Wand und rollte dann wieder zurück.

Alles blieb still.



Phot. Verlag von Franz Hanfstaengl, München

„Selig seid ihr Armen!" Nach einem Gemälde von C. Frithjof Smith

„Nichts meldet sich, trotzdem ich höflich anklopfe," sagte Peter und warf noch einen Stein.

Da tönte aus der Tiefe der Höhle ein wütendes Brummen.

„Oha, der Herr ist aufgewacht," flüsterte Peter mir zu, „vielleicht ist er neugierig und sieht nach, wer klopft. Halte dich nur immer bereit."

Ich hielt mich natürlich bereit und stand mit gespanntester Aufmerksamkeit da, meine Doppelflinte schußbereit in der Hand.

Es blieb aber wiederum alles still, der Bär ließ sich nicht sehen.

Da warf Peter wieder einen Stein. Wieder ertönte das Brummen des Bären, diesmal wütender.

„Giw paß," sagte Peter, „nun ist er falsch geworden und kommt 'raus."

Und richtig, das Brummen kam näher, und hinten, in der Tiefe der Höhle, kam eine dunkle Masse zum Vorschein, aus der ein Paar glühende Augen leuchteten.

Wir hielten den Atem an und standen zu Bildsäulen verwandelt, steif und starr, wie zwei preußische Grenadiere, wenn sie den König erblicken, das Gewehr im Anschlag.

Aber der Feind drinnen in der Höhle stand ebenso starr und rührte sich nicht. Mindestens zehn Minuten standen wir so, dann zog der Herr sich da drinnen wieder zurück und kroch jedenfalls zu seiner Madame ins Bett.

„Mord und Pestilenz und . . ." Peter fluchte, daß es mich heute noch wundert, daß nicht Pech und Schwefel aus der Erde geschlagen sind ... „das verdammigte Beest will nicht 'raus! So 'n feiger Hund; aber ich will ihn schon herausbringen. Giw paß Achtung, er soll gleich kommen."

Er sammelte trockenes Gras, Zweige und feuchtes Laub, während ich, klar zum Schießen, die Höhle immer im Auge behielt, und baute vor dem Höhleneingang einen Rauchaltar auf, daß ein Buddhapriester es nicht hätte besser machen können.

„Nu giw paß," sagte Peter und zündete das Feuer an, „ich eröffne jetzt das Feuer, der Feind wird wohl bald kommen, er muß dann mit einem flotten Salut begrüßt werden."

Peter räucherte nun, daß es nur so eine Art hatte, und es dauerte auch nicht lange, begann Petz in der Höhle zu niesen.

„Prosit!" sagten wir; aber ob er unsern freundlichen Wunsch gedankt hat, weiß ich nicht, denn im selben Augenblick kam er mit wütendem Gebrüll heraus, und wir schossen. Er machte einige Sprünge und schlug dann hin wie ein gefällter Baum.

Es war ein kapitaler Kerl, den wir da erwischt hatten, mit einem prächtigen Pelz, seinem Hochzeitskleid, und wir freuten uns aufrichtig der guten Beute. Doch aus der Höhle drang noch ein böses Brummen. Die Bärenmadam war noch nicht zu bewegen, herauszukommen.

Peter feuerte noch immer mehr auf, er räucherte, daß uns die Augen tränten und wir husten und uns räuspern mußten wie die Pensionäre einer Lungenheilanstalt; aber die Bestie kapitulierte noch immer nicht.

Ihr wütendes Brummen klang zu uns heraus, und wir erwarteten jeden Augenblick ihr Erscheinen, aber sie kam nicht.

Peter schwitzte und brummte um die Wette mit der Bärenmadam.

Dazwischen fluchte er, daß der Berg wackelte, aber helfen tat alles nichts, sie kam nicht heraus.

„Da is niks zu machen," sagte er, „wir müssen den Feind bombardieren, vielleicht kapituliert er dann."

„Wie denn?"

„Na, wir machen eine Bombe aus Pulver mit Steinen vermischt, entzünden sie und werfen sie in die Festung; ich denke, das wird helfen."

Peter hatte alles bei sich, um die abgeschossenen Patronen frisch laden zu können: Pulver, Kugeln und Zündhütchen.

Er nahm seinen fast vollen ledernen Pulverbeutel aus der Jagdtasche, füllte ihn noch ganz mit kleinen Steinen aus, zog einen Bindfaden, den er erst ein wenig angefeuchtet hatte, durch eine Handvoll Pulver und verband ihn kunstgerecht mit dem Beutel.

Ich half ihm dabei, und mußte, um die Hände frei zu haben, das Gewehr beiseitelegen — Peters Flinte lehnte an dem Busch, hinter dem wir standen — und legte es handgerecht neben mir auf den Felsen.

Das hätte ich nicht tun sollen, denn dann wären wir nicht so gräßlich in die Klemme gekommen, wie wir kamen.

Als Peter die Bombe fertig hatte, warf er sie mit einem kräftigen Schwung so weit in die Höhle hinein, wie es ging, und zündete die Schnur an.

„Sssssscht!" begann sie zu feuern.

„Zurück," schrie Peter, „sonst kriegen wir noch Steine auf unsre Nüsse!"

Das war wahr, das konnte gefährlich werden. Schnell sprangen wir seitlich zurück, Deckung hinter ein paar ziemlich starken Birken suchend.

Kaum waren wir dort, als es krachte.

Herre du meines Lebens! Gott du bewahre! Es war eine wahre Höllenexplosion mit Detonation und darauffolgender Eruption.

Eine Detonation war es, weil es so ballerte, daß die Fensterscheiben in Ole Stachelschweins Hütte klirrend in Stücke sprangen, und sie lag doch mindestens eine Stunde Weges von uns entfernt. Und eine Eruption war es, weil ein Hagel von Steinen und Sand aus der Höhle herausfuhr wie bei einem vulkanischen Ausbruch. Das war ganz was Gräßliches, aber helfen tat es.

Denn gleich hinter der Eruption kam die Bärenmadam mit blutender Schnauze, sonst war ihr nichts passiert.

„Schieß! schieß! Tod und Hölle! Schieß!" schrie Peter.

Tja, ich sollte wohl das Schießen lassen, mein Schießeisen lag gegenwärtig direktemang mitten zwischen den Hinterbeinen der Bärin.

„Jesses, jesses," seufzte Peter, „nu sitten wi aber in de Perdulje."

Die Bärenmadam hatte indessen den blutigen Leichnam ihres hingemordeten Gatten erblickt.

Sie schrie auf: Nicht wie eine Stadtdame, die in Ohnmacht fallen will, weil der Mann zum ersten Male mit einem Nebel nach Hause kommt, nein, Gott bewahre, sie schrie wie eine Walküre, die den blutigen Leichnam ihres Eheliebsten auf dem Walplatze findet. Haben Sie eine Ahnung, was das heißt, wenn eine Walküre so schreit?"

Nein, Walter hatte noch nie eine Walküre schreien hören.

„Na, ich auch nicht, aber das kann man sich vorstellen.

Sie schreit also auf in rasender Wut, ihre Augen rollen wild, sie knirscht mit den Zähnen, sie packt ihr Schwert mit beiden Fäusten, stürmt auf den Gegner los, um ihn zu zerhacken, sein Herz aus der Brust und seine Eingeweide aus dem Bauch zu reißen und sein Blut literweise zu trinken.

Gott du bewahre, ganz genau so ging die Bärenmadam beim Anblick ihres toten Gemahls zu Werk.

Sie hatte zwar kein Schwert, womit sie uns zu Frikassee hacken konnte, aber dafür hatte sie Zähne, Zähne sage ich, wie Bootshaken und Krallen wie dreikantige Rasiermesser. Und mit diesen Waffen stürzt die Bestie auf uns los, um den schmählichen Tod ihres Eheliebsten zu rächen.

Man weiß ja, daß es Menschen gibt, die im Leben sehr schnell hochkommen. Zum Beispiel Bernadotte, der Sohn eines Schulmeisters, der von der Schulbank in Frankreich auf den schwedischen Königsthron sprang, und Napoleon der Erste, der einen Sprung von der Kadettenschule auf den Kaiserthron machte; aber in der ganzen Weltgeschichte, solange die Menschheit besteht, ist kein Mensch so schnell hochgekommen wie Peter und ich, als die Bärenmadam uns zur Rede stellen wollte von wegen des Mordes an ihrem Gatten.

Gott und seliger Vater, wie es eigentlich zuging, weiß ich heut und diesen Tag noch nicht bestimmt; ich weiß nur, daß wir wie Eichhörnchen die glatten Birkenstämme emporliefen und plötzlich oben in den Baumkronen saßen, Peter in der einen und ich in der andern.

„Tod und salzer Pein," schrie Peter, „nun sitzen wir aber gehörig in der Perdulje!"

Die Bärenmadam wußte augenscheinlich in Anbetracht des Umstandes, daß wir jeder einen Baum gewählt hatten, nicht, was sie mit uns anfangen sollte.

Sie lief von einem Baum zum andern und schrie noch immer in rasender Wut. Schließlich, nach längerem Wägen und nachdem sie sich das Blut von ihrer Schnauze gewischt hatte, beschloß sie, mich zuerst herunterzuholen. Sie begann zu diesem Zwecke den Baum zu erklettern. Schnell ging es ja gerade nicht, aber mit tödlicher Sicherheit rückte sie aufwärts: immer höher, immer höher.

Wir folgten ihren Bewegungen natürlich mit gespanntester Aufmerksamkeit und gemischten Gefühlen. Was sollte ich beginnen, wenn sie oben war? Als sie beinahe die untersten Äste erreicht hatte, begann Peter an seinem Baum sachte herunterzurutschen; aber er hatte den Boden noch lange nicht erreicht, da schrie ihn die Bärenmadam an, das sollte wohl „Halt" bedeuten. Als er aber trotzdem seinen Fluchtversuch nicht unterließ, ließ sie sich los, plumpste wie ein Mehlsack herunter und sprang an seinem Baum hoch, indem sie wieder ihr greuliches Gebrüll anstimmte.

Gott du bewahre, was hab' ich lachen müssen! Peter flog nämlich den Baum hinauf wie eine Gummipuppe an einer Gummischnur.

Er schimpfte wie ein Rohrspatz: „Du lachst?" rief er, „lachst darüber, daß man wegen so 'n entfamigtes Vieh turnen muß wie ein Heupferd auf

einem Schilfrohr. Hättest du Döskopp dein Gewehr in der Hand behalten, säßen wir nicht hier wie 'n Spatz auf der Leimrute."

„Halt 's Maul!" schrie ich wieder, denn einen Döskopp laß ich mir doch nicht stillschweigend an den Kopf werfen. „Warum behieltest du nicht selbst deine alte Kanone? Hättest du die in der Hand behalten, dann brauchten wir hier nicht wie Affen im Käfig zu sitzen."

Nun war er wieder bös beleidigt, daß ich sein Zwillingsgewehr eine alte Kanone nannte, und hätten wir nicht jeder auf einem Baum gesessen und die Bärenmadam, die uns wegen ihres ermordeten Gatten zur Rede stellen wollte, dazwischengehabt, wir wären uns weiß Gott in die Haare geraten. So aber hatten wir was andres zu denken, denn die wutschnaubende Bestie begann wieder an meinem Baum emporzuklettern; diesmal jedoch bedeutend schneller, und wer weiß, wie der Spaß ausgelaufen wäre, wenn die Bärin nicht auf halbem Wege gestoppt hätte, um nach Peter zu schauen, ob er auch schön stillhielt, bis sie ihn herunterholte.

In diesem Augenblick kam mir ein rettender Gedanke. Ich riß meinen Tabakbeutel, den ich glücklicherweise bei mir hatte, aus der Joppentasche, entnahm ihm eine Handvoll Tabak, er war in der Hitze schön trocken geworden, zerrieb ihn tüchtig und beugte mich nach unten, mich mit der linken Hand festhaltend, um die Bärin zu empfangen. Heulend vor Wut, ihre glühenden, vor Bosheit funkelnden Augen auf mich gerichtet, kam sie herauf.

Ich warf einen schnellen Blick nach dem andern Baum, in dem Peter saß. Er saß wie festgebannt und schaute mit entsetzten Augen die wütende Bestie an, die mich im nächsten Augenblick mit ihren entsetzlichen Zähnen packen und vom Baum schleudern mußte. Aber es kam nicht so, glücklicherweise nicht, Jarlson hat sich stets und immer aus der Klemme zu helfen gewußt, ja, ja, so auch hier. Ganz dicht unter mir befand sich die Bestie, noch einen einzigen Klimmzug, und sie hatte mich erwischt.

Aber ehe sie diesen einzigen noch fehlenden Zug machen konnte, streckte ich meine Hand aus und sandte ihr den Tabak gerade ins Gesicht.

Ha! Die Wirkung war kolossal.

Erst brüllte sie auf, dann nieste sie ein paarmal wie ein Schreiber am Monatsersten, der sich frischen Schnupftabak gekauft hat, dann ließ sie sich am Stamm hinuntergleiten, nieste nochmal recht kräftig und plumpste dann wie 'n Sack auf den Boden. Hier begann nun eine Nieserei, wie ich es im Leben nie ähnlich gehört habe. Die Bärenmadam prustete und spuckte, sprang und hüpfte, nieste und brummte und lief von einem Baume zum andern, jedenfalls befürchtend, daß wir ihr entwischen könnten.

Als sie sich ausgeniest hatte, wischte sie sich die Augen, brüllte recht kräftig nach mir hinauf und begann dann zu Peter hinaufzuklettern.

„Hölle und Schwefel," schrie der, „mein Tabak liegt unten im Rucksack! Dunder und Brandschlag um die Ecke, ich heiße Peter Ulvestin und laß mich nicht von einem Bären wie 'ne Laus von dem Hirtenjungen knacken! Hier! Giw paß Achtung! — Ich will sehen, ob ich ihr mein Seil um den Hals legen kann, wenn ich dann „Törn" rufe, mußt du ziehen, als wenn du 'n Schwein am Schwanz aus dem Koben ziehen willst. — Hier ist das Ende! — Hast du es? Also, Achtung!"

Peter trug über seiner Schulter eine lange schlanke Leine, die er brauchte, um sich über steile Bergwände hinunterzulassen. Die rollte er auf, warf sie über einen höher sitzenden starken Ast und nach meinem Baum 'rüber. Nach einiger Anstrengung gelang es mir, das Ende zu erwischen, während er an das andre Ende eine leichtlaufende Schlinge knüpfte, die er, indem er sich nach unten bückte, mit einem geschickten Wurfe über den Kopf der Bärin warf.

„Törn!" schrie er.

Ich zog an. Oha, das kam ihr aber spanisch vor!

Ich zog noch stärker an, indem ich die Leine um meinen Arm wickelte. Da verdrehte sie ihre Augen, reckte ihre rote Zunge lang aus dem Halse heraus, ließ los und fiel, pardauz, vom Baum wie ein Holzklotz.

Das kam so unerwartet und gegen alle unsre Berechnungen, daß es zu einer Katastrophe führte, die, wenigstens für mich, die allerunliebsamsten Folgen hätte haben können.

Da die Bärin um ein bedeutendes schwerer war als ich und ich mich auf ihren Absturz vom Baume nicht vorbereitet, ja diesen Fall überhaupt nicht in Erwägung gezogen hatte, flog ich, da ich die Leine ja mehrere Male um meinen Arm geschlungen hatte und nicht loslassen konnte, von meinem erhabenen Sitz, sauste durch die Luft und flog um den Baum, worin Peter saß, immer an der Leine hängend, mehrere Male herum, akkurat so, wie 'ne Bors an der Angel um die Angelrute fliegt. Gott und seliger Vater! Und Peter hat indessen oben im Baume Krämpfe gekriegt vor Lachen.

Na, endlich nahm die Fliegerei ja auch ein Ende. Peter kletterte, als er sich von seinem Lachen etwas erholt hatte, schnell herunter, holte sein Schießeisen und tötete die Bärin durch einen Schuß in den Kopf. Mehr um die Ehre zu retten, denn halbtot war sie schon von der Strangulation.

Ja, ja, das war eine Bärenjagd, die ich so leicht nicht vergessen werde, die merkwürdigste, die ich jemals erlebt habe."

*

Sie waren schon seit einer halben Stunde talwärts gefahren, immer durch Wald, bald Eichen, bald Birken, bald Tannen. Wild wuchsen hier die Felsen in die Höhe, doch wo der Frost mit Hilfe des Wassers Bresche in den harten Granit geschlagen hatte, klammerten sich Bäume mit langen, zähen Wurzeln, die wie Schlangen aus Ritzen und Spalten hervorlugten.

Der Weg führte in langen Serpentinen herunter, an schwindelnden Abgründen vorbei und unter überhängenden Felsen durch. Mitunter öffnete sich eine weite Aussicht über das Tal, und da sahen sie unten die kleine Hafenstadt im Dämmerlicht liegen. Lichter blinkten auf und spiegelten sich in dem dunklen, von schneebedeckten Bergen, Felsen und Hügeln umrahmten Wasser des Fjords, und ein frischer Hauch, der Atem des unfernen Meeres, schlug ihnen entgegen und dehnte Walters Brust in sehnsüchtigem Verlangen.

Jarlson bemerkte es. „Oha," sagte er, „der Seemann riecht das Meer und lebt auf. Ja, ja, die See ist auch was Schönes auf unsrer alten buckligen Erde; Seemann hätte ich auch sein mögen."

In flottem Trabe hatten sie die ersten Häuser und Gärten passiert, bogen durch verschiedene kleine Straßen mit niedrigen Häusern, eng aneinandergeschmiegt, die sich in steter Angst vor den über sie brausenden schweren Stürmen zu ducken schienen, und fuhren schließlich am Hafen entlang, an Holzstapeln und Speichern vorbei und blieben vor einem freundlich aussehenden zweistöckigen Hause halten, aus dessen unterer Fensterreihe heller Lichtschein strahlte. Auf einem über der Türe angebrachten großen Schilde stand mit Lapidarschrift: Sigurd Holgersen, Schiffsequipierungshandlung und Gastgeberei.

Jarlson knallte mit seiner Peitsche, und aus dem breiten, tiefen Torwege des Hauses kam ein Hausknecht gestürzt, der sich gleich an den Pony machte, um ihn auszuspannen.

„Plagt dich der Deubel, Niels!" rief Jarlson. „Kennst du deinen Wohltäter und Gönner nicht mehr, he?"

Der Knecht hielt seine Laterne hoch und leuchtete Jarlson ins Gesicht.

„Nei, is möglich?! Jarlson is dat? Ik had Ihnen wohrhaftig un Gott in de Dusterichkeit nich kennt, obwoll mi de Gaul bikannt vörkäm. Na, denn bruk ik jo nich affspannen."

Ehe Jarlson etwas darauf antworten konnte, öffnete sich die Ladentüre, und ein breitschulteriger, behäbiger Mann in den fünfziger Jahren trat heraus.

„Na, August, bist du wieder einmal da?" sagte er, indem er an den Schlitten trat und Jarlson die Hand schüttelte. „Hast du mir auch was Schönes mitgebracht, he?"

„Das hab' ich, Sigurd, Pelze in Hülle und Fülle, du wirst deine helle Freude daran haben. Morgen fahre ich damit vor, und dann kannst du sie besichtigen. Aber außer den Pelzen habe ich dir einen Gast mitgebracht, den du beherbergen mußt, bis der Dampfer aus Reykjavik kommt und ihn mit nach Süden nimmt."

Walter war indessen aus dem Schlitten gestiegen; er begrüßte den Wirt und fragte ihn, ob er ihn so lange beherbergen könnte.

„Ja doch, gern!" versicherte dieser freundlich und sah den Ankömmling erstaunt von oben bis unten an.

„Wie ich höre, sind Sie kein Norweger," sagte er, „aber ein Finnlappe sind Sie auch nicht, trotz Ihres finnländischen Kostüms."

„Nein, ich bin aus Deutschland," erwiderte Walter; „den Zusammenhang kann ich Ihnen nachher erzählen."

Walter bedankte sich noch bei Jarlson für die Fahrt und versprach ihm, ihn am andern Tage in seiner Behausung zu besuchen. Dann jagte dieser mit seinem Schlitten davon, Walter betrat mit dem Händler und Wirt den Laden.

Es war ein großer, weiter Raum, ein Verkaufsladen, wie sie überall in kleinen Hafenstädten anzutreffen sind und in welchen der Seemann seine ganzen Bedürfnisse decken kann. Neben Kaffee, Tee, Schokolade, Zucker und Backwerk konnte man dort Wurst und Schinken, Tran, Teer, Öle und Petroleum, Tauwerk, Ketten, Seile und Werkzeuge, Kleider, Hüte und Stiefel erhalten. Daneben wurde eine Gastwirtschaft nebst „Hotel" betrieben, die namentlich des Abends von den Fischern, Seeleuten und Hafengästen stark frequentiert wurde.

Im Gastzimmer verzehrte Walter ein einfaches Mahl, das von einer älteren, freundlich lächelnden Frau, der Wirtin, serviert wurde; dann stieg er hinauf in sein Zimmer und schlief den Schlaf der sorglosen Jugend: tief und fest.

*

Als er wieder erwachte, lag ein bleicher, fahler Schein im Zimmer, und unten im Hause herrschte schon reges Leben. Er hörte die Ladenklingel mehrere Male schrill klingeln, das laute Lachen einer rauhen Stimme und das Klirren und Klappern von Geschirr.

Vom Hafen herauf ertönte das Klatschen der Wellen gegen das Bollwerk, der eigentümlich knatternde Laut von Taljenblöcken und das raschelnde Geräusch einer Dampfwinde.

Er sprang aus dem Bett, wusch sich in dem eiskalten Wasser, zog sich schnell an und trat, ehe er hinunterging, ans Fenster und sah hinaus in die tief im Schnee ruhende Landschaft. Von dem Zimmer aus bot sich ihm eine prächtige Aussicht über den Fjord und seine nächste Umgebung.

Der Fjord lag nach Osten zu unter einer weißen Decke, in die das Wasser sich wie ein langer, spitzer Keil hineingeschnitten hatte. Am Ufer entlang, bis in den Hafen hinein, zog sich die Eisdecke, hier jedoch nur einige Meter breit.

Im Hafen selbst und soweit er nach Westen sehen konnte, war das Wasser vollständig eisfrei. Es sah gegen die weiße Umgebung fast schwarz aus. Der Sturm, der vor zwei Tagen über Finnmarken fuhr, dessen Singen und Brausen er oben im Ätawald im Hause Ole Gantesons gelauscht, hatte hier auch gehaust, nur viel schlimmer; hatte Ziegel von den Dächern gerissen, Fensterläden eingedrückt und draußen das Eismeer in rasendem Wüten aufgepeitscht und gen Westen getrieben. Nun, da der Druck nachließ, kam es wieder mit hoher, schwerer Dünung zurück, deren Ausläufer an den Schären vorbei bis hier in den Fjord hineinliefen, das Eis aufrissen und tief in den Fjord zurückpreßten.

Schwer rollten sie in den Hafen, klatschten hoch aufspritzend gegen das Bollwerk und brachten die wenigen Schiffe, die hier lagen, in langsam wiegende Bewegung.

Das gegenüberliegende Ufer lag hoch und in gespenstische nachtblaue Farben gehüllt, wie eine Riesensilhouette gegen den fahlen Himmel, der allmählich eine zartrote Farbe annahm.

Unten am Strand, gegen die hochaufragenden Felsen klein und zierlich wie ein Spielzeug, lag ein Häuschen, das Dach unter einer dicken Schneedecke. Davor eine Brücke und zwei Boote. An der Brücke hing eine brennende Laterne, in dem kleinen Hause war ebenfalls ein Fenster erleuchtet, und diese beiden Lichtpunkte spiegelten sich in dem dunklen, unruhigen Wasser in zwei langen Lichtstrahlen, die ununterbrochen in schlangenartigen Buchten hin und her liefen.

Unten im Hafen lagen zwei Fischerboote mit ihren Netzen gegen die Dünung, um die mit dem Wasser zurückkehrenden Fische zu fangen. Ihre Bootslichter tanzten in langsamer Bewegung auf und nieder.

Weiter nach rechts schob sich die schwere Silhouette eines großen

Speichers schwarz und klobig bis zum Hafen hinunter. Davor auf dem Wasser, gegen die unbestimmte Farbe der fernen Felsen und des dämmernden Himmels, zeichneten sich die Masten und Ladebäume, der Schornstein und die Brücke eines dort liegenden Dampfers klar und deutlich in tiefen Tinten ab.

Verworrener Lärm drang zu ihm herüber: das Klirren und Rascheln der Ketten und Blöcke und das Zischen und Surren der Dampfwinde.

Zwischen Dampfer und Schuppen war ein schmaler freier Raum, meist ausgefüllt mit dem hellen Ausstoßdampf der Winde. Darüber eine Laufbrücke, die den Dampfer mit dem Schuppen verband. In regelmäßigen Abständen, wie von einem mechanischen Uhrwerk getrieben, tauchen Menschen aus der Silhouette des Dampfers, laufen über die Brücke und verschwinden in der Silhouette des Schuppens. Kaum dort hineingetaucht, kehren wieder welche zurück, gebeugt, mit schweren Lasten auf dem Rücken. So geht es ununterbrochen hin und her wie ein mechanisches Spiel.

Lange stand er und sah das ihm fremde, fesselnde Bild an. Welch seltsame Farbentöne lagen hier über das Ganze gebreitet! Farben, die den Südländer, den Lichtgewohnten, schwermütig und traurig machen.

Nachher ging er hinunter und betrat durch den Laden die Gaststube. Im Laden standen einige Seeleute und verhandelten mit dem Wirt. Der grüßte freundlich und fragte, ob er gut geschlafen habe. Als Walter seinen Gruß erwidert und die Frage bejaht hatte, rief er mit einer Stimme, die Tote erwecken konnte: „Mina, aufdecken!“ Und als er auf seinen Ruf keine Antwort erhielt, brüllte er, daß die Spaten und Ballastschaufeln, die an der Wand hingen, klirrten: „Mina, aufdecken, der Gast ist da!“

Die so Gerufene, ein etwa fünfundzwanzigjähriges kraftstrotzendes Mädchen mit roten Backen, roten Händen und Armen und mit einer Fleischesfülle, die ihr knapp sitzendes Kleid zu sprengen drohte, kam bald mit einem vollbeladenen Präsentierteller, stellte ihn auf den großen runden Tisch, der Platz für mindestens fünfzehn Personen bot, und packte so viel Leckerbissen aus, daß eine achtköpfige Familie sich daran hätte sattessen können. Gleich darauf kam die Wirtin mit einem Tablett mit Kaffee und Kuchen, stellte sie handgerecht neben Walter auf den Tisch und nahm dann selbst Platz auf einem Stuhle neben ihm.

Nun kam Mina wieder. In ihren roten Händen trug sie eine Pfanne mit vier Spiegeleiern, die sie vor Walter auf einen Holzbricken stellte. Dann sagte sie treuherzig: „So, nu langen Se man fixen tau, un latens de scheune Eier nich kolt waren.“

Die Frau schenkte ihm den Kaffee ein und tat gleich Rahm und Zucker dazu. Dann fragte sie mit weicher, schöner Stimme: „Geht es nun nach Haus nachher, zur Mutter?“

„Nein.“

Und nach einer kleinen Pause, leise und gütig: „Lebt Mutter nicht mehr?“

Er beugte sich über seinen Teller, ihm wurde beim Klange der gütigen Stimme so seltsam zumute, ihn überkam ein Gefühl, als wenn er sich an der Brust dieser Frau ausweinen möchte . . .

„Nein, ich habe kein Zuhaus und keine Mutter mehr — sie starb vor einem Jahr."

Da nahm die Frau eine Brotschnitte, strich mit ihren gewandten Händen Butter darauf, legte sie auf seinen Teller und sagte mit einem leisen Beben in der Stimme: „Das Leben ist mitunter hart. Ich hatte eine Jugendfreundin, an der ich hing mit meinem ganzen Herzen, sie wurde von einem Finnlappen entführt, ich sah sie nie wieder ... Nachher hatte ich einen Sohn, er war mein und meines Mannes Liebling, er wollte zur See und nachher Kapitän werden. Er ging mit einer Bark aus Tromsö fort, es ist nun bald zehn Jahre her — er kam nicht wieder — das Schiff ist verschollen."

Da sagte der Wirt, der in die Stube getreten war und die letzten Worte der Frau gehört hatte: „Mutter, blase keine Trübsal! Das Leben ist nun einmal so: die Mutter verliert den Sohn und der Sohn die Mutter; wir können nichts an dieser Tatsache ändern."

Nach diesen Worten setzte er sich auch an den Tisch und fragte vorsichtig nach den Verhältnissen seines Gastes.

Walter erzählte kurz, wie er zu den Lappländern gekommen war, jedoch ohne die näheren Details zu berühren. Hierüber beruhigt, plauderten der Wirt und seine Frau mit Walter lieb und gütig, als wenn sie ihren lang vermißten Sohn vor sich hätten. Es war ihm wohl in ihrer Gesellschaft, und er hatte ein Gefühl, als sei er zu Hause. Diesem Gefühl verlieh er Worte und sprach seine Freude darüber aus, daß er es gleich so gut getroffen hätte nach der langen Fahrt durch Finnmarken. Über das gütige Gesicht der Frau huschte ein sonniges Lächeln. „Oh," sagte sie, „ich freue mich ja so, daß ein junger, lieber Gast bei uns eingekehrt ist."

Nachher tauschte er beim Wirt gegen seine lappländische Pelzkleidung einen „europäischen" Anzug ein, wobei der Wirt jedenfalls kein schlechtes Geschäft machte, denn die Sachen, die Homek ihm gegeben hatte, waren neu und aus guten Pelzen verfertigt.

Dann schlenderte er durchs Städtchen und besuchte Jarlson, der mit einer alten Wirtschafterin ein schönes Haus am entgegengesetzten Ende der Stadt bewohnte. Der Jäger begrüßte ihn mit umständlicher lauter Herzlichkeit und nötigte ihn, zum Essen dazubleiben. Dann zeigte er seinem Gast alle seine Jagdtrophäen, die er im Laufe der Jahre gesammelt hatte: prächtige Schädel und Geweihe von Elchen und wilden Ren, den Schädel eines gewaltigen Walrosses, Pelze von allem möglichen Getier, darunter ein prächtiges Eisbärenfell, von ihm selbst auf einer Fahrt um Nordkyhn im strengsten Winter im Tannafjord erbeutet; und vor dem Schreibtisch das Fell eines gewaltigen braunen Bären, das der Bärenmadam, wie er behauptete, die ihn wegen des Mordes an ihrem Gatten zur Rede stellen wollte.

Walter hatte unterwegs seine Jagdgeschichten und Erlebnisse für Jägerlatein gehalten, hier waren aber Beweise in Hülle und Fülle da, daß Jarlson tatsächlich ein großer Jäger vor dem Herrn war.

Spät wurde es, als er ihn verließ; er hatte einige schöne Stunden bei dem gastfreien, redegewandten Manne verlebt und strebte nun nach seiner

Herberge zu kommen. Den Abend wollte er bei seinen freundlichen Wirtsleuten verbringen.

Draußen fuhr der Wind sausend und heulend um die Ecken. Er war nach Nordost umgesprungen und brachte den salzigen Odem des Meeres herein. Die Luft war diesig und feucht, und über Stadt und Fjord fuhren niedrige Wolken, deren abgerissene Fetzen in den engen Gassen hängenblieben und die Hauswände feucht und kalt machten.

Um so wärmer und behaglicher war es in der großen Gaststube bei Sigurd Holgersen. Um den großen runden Tisch herum saß ein Dutzend Leute, Schiffer, Lotsen, Fischer und Hafenbeamte, deren wetterharte, kupferbraune Gesichter, von der großen Hängelampe beleuchtet, in strotzender Kraft und Gesundheit zu glühen schienen.

Sie tranken aus großen Gläsern das heiße nordische goldfunkelnde Getränk Toddy. Jeder hatte eine schwarzgeräucherte Kalkpfeife zwischen den Zähnen und qualmte in starken Zügen den auf der Zunge beißenden Tabak „English Shag, The Moss Rose, Made in Germany“. Auf dem Fußboden, in respektvoller Entfernung vom Tische, standen vier große hölzerne Spucknäpfe, halb mit Sand gefüllt. Da die meisten der Gäste außer der Pfeife zwischen den Zähnen auch noch ein daumenlanges und dickes Stück „Priem“ hinter den Kusen verstaut hatten, stellte sich naturgemäß die Notwendigkeit eines Leerpumpens des Mundes öfters ein. War dieser Zeitpunkt eingetreten, drehte der Betreffende den Kopf bloß nach rechts oder nach links, je nachdem ihm die Lage des nächststehenden Spucknapfs am bequemsten war, spitzte die Lippen, und mit zischendem Laut fuhr dann ein Strahl braunen Tabaksafts mit mathematischer Genauigkeit mitten in den Napf hinein.

Als Walter die Stube betrat, verstummte plötzlich das Gespräch, und alle schauten ihn mit unverstelltester Neugier an, waren aber gleich darauf übereifrig, ihm einen Platz in ihrer Runde zu verschaffen. Ein jeder wollte ihn neben sich haben. Aber da entschied die Wirtin, die auch hinzugetreten war und Platz an dem Tische nahm, daß er neben ihr sitzen solle.

Es war schon im ganzen Städtchen bekannt geworden, daß Jarlson einen jungen Mann mit von Finnmarken heruntergebracht hatte, und dieser Umstand hatte bewirkt, daß der Stammtisch schon sehr früh am Abend fast vollzählig besetzt war und Mina an diesem Abend vollauf mit Toddybrauen und Bedienen der Gäste zu tun hatte.

Man fragte Walter neugierig aus über seinen Aufenthalt bei den Lappen; er gab Bescheid, soweit er es für nötig hielt. Seine Heimat kannten sie alle, und Erinnerungen aus den Tagen ihrer Fahrten an den Küsten der deutschen Lande wurden aufgefrischt. Dann kamen sie wieder zurück auf die Lappländer, und fast jeder wußte etwas Schlechtes über sie zu erzählen. Das Nomadenvolk stand hier unbedingt in schlechtem Ruf, und war irgendein Unglück geschehen oder irgendeine unerklärliche Begebenheit passiert, dann hatte gewiß irgend so ein „Schmutzlapp“ seine Hand mit im Spiele. Denn das war nun einmal eine unbestrittene Tatsache: die Lappen verstanden allerlei geheime Naturkräfte in ihre Dienste zu stellen, und wer an irgendeiner Hautkrankheit litt oder an der Rose, brauchte sich nur an

den nächsten älteren Lappen zu wenden, wenn sie, was des öfteren im Sommer geschah, zur Stadt kamen, und er konnte sicher sein, daß er, der Lappe, helfen konnte, wenn er nur wollte.

Die Wirtin hörte still zu. Da sagte sie, als das laute Gespräch einen Augenblick stockte: „Ich kenne auch eine Geschichte von einem Finnlappen, der namenloses Unglück über eine achtbare Familie gebracht hat, und mich — in tiefe Trauer stürzte, eine Trauer, die ich noch nicht vergessen kann, obwohl über zwanzig Jahre seitdem vergangen sind."

Nun riefen die Gäste lärmend durcheinander: „Erzählen, Frau Hilde, erzählen!"

Da schlug der Oberlotse, Björn hieß er, mit seiner Faust dröhnend auf den Tisch, daß die Gläser hochsprangen, und gebot mit Stentorstimme Ruhe. Der Wirt brachte seiner Frau ein Glas Glühwein, sie nippte leicht daran und begann mit ihrer leisen, wohlklingenden Stimme zu erzählen:

„Ihr wißt ja alle, daß ich aus Lyngefjord stamme, und ihr wißt auch, daß dort Thormod Thordsen, der Bootsbauer, wohnt und seine Werft hat. Von diesem will ich nicht erzählen, sondern von seinem Vater, dem alten Thord, und seiner Mutter, die nun beide längst in der Erde ruhen.

Der alte Thord war, wie allgemein bekannt ist, ein außerordentlich tüchtiger Zimmermann und Bootsbauer; man sagte, seine Boote glitten wie Schwäne auf dem Wasser. Er hatte darum auch stets viel zu tun und hielt mehrere Gesellen und Lehrlinge.

Er war ein rauher, jähzorniger Mann, lebte aber in verhältnismäßig glücklicher Ehe und hatte mehrere Kinder, Söhne und Töchter. Sie waren alle zu der Zeit, von der ich erzähle, ziemlich erwachsen und mußten, wie es so gute Sitte bei uns ist, ihr Brot selbst verdienen.

Die Söhne, drei waren es, hatten alle das Handwerk des Vaters gelernt und waren in die Fremde gegangen, um ihre Kenntnisse zu erweitern und sich in ihrem Fache zu vervollkommnen. Von den Töchtern war die ältere Sätterin bei einem Bauern, während die jüngere zu Hause war, um ihre seit Jahren kränkelnde Mutter im Hausstande zu unterstützen.

Wir waren von gleichem Alter, als das geschah, wovon ich erzählen will, dreiundzwanzig Jahre, und unzertrennliche Freundinnen. Jede freie Stunde, die wir hatten, verlebten wir zusammen, spielten und sangen, sorglos und froh, wie man es nur in den Jahren sein kann.

Da eines Tages kommt ein alter Seefinne, ein Kwäne vom Norden, ich glaube vom Porsanger Fjord, mit seinem Boote und legt bei Thords Werft an. Er war draußen zwischen den Schären vom Sturm überrascht worden, und verschiedenes war an seinem Boote gebrochen; er bat Thord, ihm den Schaden reparieren zu wollen. Der sagte zu und machte sich gleich darüber her.

Während der Reparatur blieb er so lange bei Thord, wo sollte er auch hin, und schlief des Nachts im Schuppen. Es war ein alter, finsterer Kerl, und wir jungen Mädchen fürchteten uns vor ihm, obwohl er uns nicht zu nahe kam.

Als das Boot nun nach einigen Tagen fertig war und der Kwäne abziehen wollte, erzürnte er sich mit Thord wegen des Preises, den er für

seine Arbeit forderte. Nach seiner Ansicht war er viel zu hoch, und er wollte ihn nicht bezahlen. Die Folge war, daß Thord den Kwänen furchtbar verprügelte und ihn zwang, das zu bezahlen, was er forderte. Der Kwäne schnaubte vor Wut, und als er sein Boot losgeworfen hatte, hob er drohend seine Faust gegen Thord und schrie: „Das sollst du mir büßen, Thord. Die Tat soll dir die Ruhe deiner letzten Lebenstage kosten!"

Thord aber schlug ein schallendes Gelächter auf und spuckte verächtlich aus hinter dem fortsegelnden Kwänen.

Einige Zeit später kommt eine alte Bettelfrau ins Dorf, allgemein unter dem Namen Humpelkathrin bekannt. Den Namen hatte sie wohl daher, daß sie auf einem Bein lahmte.

Sie betrieb neben der Bettelei auch das einträgliche Geschäft des Kartenlegens und Wahrsagens, wußte alles, was in der Welt und der näheren und weiteren Nachbarschaft passiert war, trank Branntwein und rauchte und kaute Tabak wie ein Mann. Überall, wohin sie kam, bat sie um einen Schnaps — weil sie sich schwach fühlte — und abends taumelte sie dann durch die Dorfstraßen, verfolgt von der Jugend, und sang unflätige Lieder."

„Ja, ich habe sie auch gekannt," sagte Björn, der Lotse, „sie ist in einem Straßengraben verendet wie ein Stück Vieh; sie war in ihrer Betrunkenheit hineingefallen und hatte sich nicht wieder zu erheben vermocht."

„Diese Humpelkathrin kommt also ins Dorf," begann die Wirtin ihre Erzählung wieder, „und war auch bei Thord seiner Frau eingekehrt. Als ich kam, meine Freundin zu besuchen, saß sie in der Küche bei einer Tasse Kaffee. Es war noch früh am Tag, Kathrin war also noch nüchtern zu nennen; ehe sie betrunken wurde, mußte eine ganz gehörige Portion Schnäpse durch ihre Kehle gleiten.

Sie erzählte unterdessen alle möglichen Neuigkeiten, und als sie damit fertig war, holte sie ein schmieriges Spiel Karten hervor, verzog ihren breiten Mund mit den großen tabakbraunen Zähnen zu einem Grinsen und sagte, sie wolle uns Küchelchen die Zukunft entschleiern. Wir lachten dazu, Frau Thord auch; wir wollten uns nämlich nicht selbst eingestehen, daß wir im geheimen doch an die Deutungen des alten, verkommenen Weibes glaubten.

Sie breitete also zuerst die Karten für Karen, meine Freundin, auf dem Tische aus, begann zu murmeln, guckte Karen mit ihren schwarzen, stechenden Augen an, guckte wieder in die Karten und zeigte ein merkwürdig unruhiges Wesen. Da sagte Karens Mutter nicht ohne Humor: „Was hast du, Kathrin? Du machst ja ein geheimnisvolles Gesicht, als wenn Karen nach deinen Karten Frau Amtmann vom Soröstift werden sollte oder gar mehr; sprich dich aus, das erleichtert die Seele."

Kathrin aber raffte ihre Karten zusammen, biß ein Ende Rolltabak ab, kaute ein wenig darauf und spuckte wie ein Mann in den Aschenkasten. Dann stand sie auf und sagte: „Hab Dank für die Gaben, Frau Thord; du warst immer gut gegen die alte Kathrin, und wenn ein Mann aus Norden kommt mit Haar und Augen wie dunkle Nacht und dein Haus betritt, dann hüte deine Tochter Karen." Damit humpelte sie aus der Tür.

Wir lachten über ihre Prophezeiung und hatten über andern Begebenheiten des Tages den Vorfall bald vergessen.

Einige Wochen darauf, es war schon Herbst und Schnee schon gefallen, ich saß mit Karen zusammen in der Stube bei ihren Eltern und machte Handarbeit, da sahen wir einen Mann draußen stehen, der Karen unverwandt anblickte. Er hatte schwarzes Haar und einen ebensolchen kleinen, struppigen Bart und schwarze, funkelnde Augen.

Es war ein Finnlappe in lappländischer Winterkleidung.

Uns fiel, beiden zugleich, die Prophezeiung Humpelkathrins ein und riefen auch zugleich aus: „Das ist ja der Mann aus dem Norden.“ — „Igittegitt, wat 'n Kerl!“ fügte Karen noch hinzu.

Nun ging der Mann auf das Haus zu, und bald darauf kam Thord mit ihm in die Stube.

Es war, wie wir schon bemerkt hatten, ein Finnlappe, aber einer von der häßlichsten Sorte. Das Gesicht war ungewöhnlich breit mit hervorstehenden Backenknochen und schmalem, spitz auslaufendem Kinn. Die schwarzen Augen standen schräg in dem gelben Gesicht wie die Augen eines Chinesen, und die Nase — das Allerhäßlichste an dem ganzen unappetitlichen Kerl — war ganz plattgedrückt, nur die Spitze ragte mitten aus dem gelben, häßlichen Gesicht hervor. Er grüßte uns Mädchen mit einem breiten Grinsen und fragte Thord, ob wir beide seine Töchter wären.

„Nein,“ antwortete der und zeigte auf Karen, „nur die eine.“

„Da hast du aber eine schöne Tochter,“ sagte der Lappe dann plump, „und ich gäbe wohl fünfzig Renntiere für sie.“

„Bist du darum gekommen?“ fragte Thord scharf; „ich denke, du wolltest einen Schlitten.“

„Nun ja,“ begütigte der Lappe, „es liegt aber doch nichts Böses drin, wenn ich deine Tochter schön finde.“

Wir wollten die Stube verlassen, aber Thord gebot uns zu bleiben. Barsch sagte er: „Wegen eines Finnlappen verläßt meine Tochter und ihre Freundin nicht die Stube.“

Der Finne sah erst Thord, dann seine Tochter an. Ich weiß nicht, was es mit seinen Augen war, es glomm da etwas Seltsames darin, ich konnte es mir nicht erklären, aber mich überlief es wie ein Grausen, als ich sah, wie er Karen anblickte. Ich sah Karen an; sie saß mit blassem Gesichte und starrte mit angsterfüllten Augen in die des Finnen. Es war nur einen Augenblick, denn Thord fragte wieder den Finnen in barschem Tone: „Was glotzt du das Mädel an? Wollen wir wegen des Schlittens verhandeln oder nicht?“

Die Männer begannen nun über ihr Geschäft zu sprechen. Der Finne wollte einen Frauen- oder Transportschlitten, einen solchen, wie die Lappen sie für den Transport ihrer Habseligkeiten im Winter gebrauchen. Sie bauen ihre Schlitten sonst selber, aber ihm fehlte es an trockenem Holze, wie er sagte, und dann wollte er gern einen gutgebauten Schlitten haben, wie ihn Meister Thord nur bauen konnte, schmeichelte er Thord. Der war empfänglich für derlei, holte die Schnapsflasche aus dem Wandschrank und schenkte sich und dem Finnen ein.

„Ja,“ sagte er, „ich will dir wohl gern einen Schlitten bauen, wie du ihn haben willst, aber das sage ich dir, erst das Geld hier auf den Tisch, eher wird die Arbeit nicht angefangen. Ich habe schon einmal mit einem Lands-

mann von dir des Preises wegen Streit gehabt, ich verprügelte ihn, wie man einen Hund verprügelt, hahahaha, und als Dank dafür sprach er mir ein ruhiges Lebensalter ab, hahahahaha!"

Erschrocken sah ich den Finnen an. In seinen Augen sah ich wieder dies seltsame Leuchten, es sah genau aus wie das Leuchten in den Augen einer Katze, wenn sie zusammengekauert und sprungbereit vor dem Mauseloch sitzt.

Er antwortete nichts auf diese Grobheit. Er öffnete still sein Wams und holte aus seiner Innentasche eine schmierige Brieftasche, aus der er drei Zehntalerscheine hervorholte, die er auf den Tisch legte und Thord zuschob.

„Genügt das?" fragte er.

„Ja, das genügt," sagte Thord.

Da starrte der Finne Karen wieder mit seinen unheimlichen Augen an — merkwürdigerweise mußte Karen, wenn er das tat, wieder in seine Augen sehen, es war, als wenn eine geheime Macht sie dazu zwänge —, entnahm der Brieftasche noch einen Zehntalerschein, legte ihn auf den Tisch und sagte: „Wenn du es erlaubst, Thord, gebe ich diesen Schein für eine Locke aus dem Haar deiner schönen Tochter."

Zehn Taler* waren zu damaliger Zeit viel Geld, und Thord und ich starrten darum den Finnen recht dumm an. War er verrückt geworden, daß er so viel Geld für eine Haarlocke ausgeben wollte? Ich sah Karen an. Sie hatte den Kopf mit schreckensstarren, weit aufgerissenen Augen zurückgelehnt und hielt ihr Haar mit beiden Händen fest, als wollte sie nie und nimmer auch nur ein einziges Haar dem Finnen geben.

Da schlug ihr Vater mit seiner Faust dröhnend auf den Tisch und schrie: „Willst du ihm wohl gleich eine Locke geben! Wenn der Lapp so dumm ist, für eine Haarlocke so viel Geld auszugeben, mußt du nicht so dumm sein und sein Geld zurückweisen!"

Sie machte aber keine Anstalten, sondern verharrte immer in derselben Stellung. Da nahm der Vater ihre Schere, packte sie rauh beim Kopf, schnitt ihr eine Locke aus ihrem schönen Blondhaar und gab sie dem Finnen, während er ihr den Geldschein zuschob.

Der Lappe nahm die Locke und barg sie in einer Brusttasche.

Karen aber barg ihren Kopf in ihre Arme und brach in ein furchtbares Weinen aus.

Ihr Vater schimpfte und ging mit dem Lappen fort.

Wir aber, ihre Mutter und ich, konnten Karen gar nicht wieder beruhigen, sie wußte nicht, warum sie so aufgeregt war; sie sagte nur, sie hätte ein so furchtbares Angstgefühl vor dem Finnen. Wir führten dies auf die dumme Prophezeiung Humpelkathrins zurück und suchten sie so gut wie möglich zu beruhigen. Äußerlich gelang dies ja auch, aber sie behielt eine innere nervöse Unruhe, die sie nicht wieder loswerden konnte.

Drei Wochen später kam der Lappe wieder, um seinen Schlitten zu holen. Er kam des Nachmittags, in der Dämmerung — es wurde schon früh dunkel, und auf der Erde lag der erste Schnee — und brachte vier

* Reichsbanktaler, alte Währung, etwa 22,40 Mark.

junge, kräftige Renntiere mit, den Schlitten zu ziehen. Wir saßen wieder in der Stube, Karen und ich, als er ganz unvermutet mit Thord hereinkam.

Gleich bei seinem Eintritt überkam Karen wieder dieser entsetzliche Angstzustand: sie wurde leichenblaß und starrte den Finnen immer und immer wieder an; und der, ich habe es wohl gesehen, bohrte förmlich seine Augen in die ihren, sowie er die Stube betrat.

Er hatte den Schlitten mit barem Gelde gut bezahlt und außerdem einen schönen Renntierschinken als Geschenk mitgebracht; Anstand und Sitte geboten darum dem Meister, seinem Kunden einen Imbiß und einen Trunk guten Bieres anzubieten. Er befahl darum Karen kurz und rauh, wie es seine Art war, aufzutragen, was das Haus vermochte. Ich half ihr noch dabei, denn ihre Mutter war bettlägerig geworden, sie war mit einem Herzleiden behaftet, und der Doktor hatte gesagt, sie dürfe unter keinen Umständen aufgeregt werden und müsse so viel Ruhe wie möglich haben.

Als alles aufgedeckt war und die Männer sich zum Tisch gesetzt hatten, ging ich fort — ich mußte meiner Mutter zu Hause auch helfen — und gab Karen noch den Rat, sich so wenig wie möglich in der Stube blicken zu lassen, dann lief ich fort. — Ach, ich hätte sie an dem Abend nicht verlassen sollen . . . Ich habe sie nie, nie wiedergesehen. —

Am andern Morgen kam ihr Vater ganz bestürzt zu uns und fragte nach seiner Tochter. Er hatte mit dem Finnen nach dem Essen noch gezecht und war, er wußte nicht wie, furchtbar betrunken geworden, und wußte nicht, wann der Lappe fortgegangen war, und nicht, wann und wie er zu Bett gekommen sei.

Als er am Morgen aufwachte, mußte er sich über die merkwürdige Stille im Hause wundern. Er rief seine Frau, bekam aber keine Antwort. Und als er dann aufgestanden und an das Bett seiner Gattin getreten war, sieht er, daß sie — tot ist. — Sie war in der Nacht gestorben — —. Da hat er nach seiner Tochter gerufen. Als er keine Antwort bekam, lief er nach ihrer Kammer; sie war leer, das Bett unberührt. — — —

An diesem Tage wurde Thord krank; und als er nach Wochen wieder aufstand, war er ein gebrochener Mann und sein Haar schneeweiß.

Man verfolgte wohl die Spuren des Schlittens mit den vier Renntieren. Aber oben im Walde hatten zwei Schlitten augenscheinlich auf ihn gewartet und waren nachher in je einer Richtung weggefahren. Auf welchem war Karen? Nachher verloren sich diese Spuren auch unter Neuschnee, und wer oben in den endlosen Einöden Finnmarkens verschwinden soll, den findet unsereiner auch nicht wieder."

Walter kämpfte mit sich, ob er nicht sagen sollte, daß er der Freundin Frau Holgersens begegnet sei, denn Karen und Karine, Homeks Frau, waren offenbar eine und dieselbe Person.

Jetzt erst verstand er, wenn er auch nicht die Grundursache kannte, das wunderliche, scheue Wesen in Gegenwart ihres Mannes. Doch er schwieg. Was hätte es wohl genutzt, daß er es erwähnte? Du reißt nur eine alte vernarbte Wunde von neuem auf, dachte er, ohne jemand zu nutzen. —

Die traurige Erzählung der Wirtin hatte die Stimmung der sonst so

heiteren Runde gedrückt. Man sprach noch über ähnliche Fälle, von denen man gehört haben wollte, und kräftige Flüche auf die Lappländer und ihre „Hexenkünste“ schlugen nieder wie Donnerschläge, die — keinen Schaden anrichten.

Björn, der Oberlotse, ein großer, breitschultriger Mann im Anfang der fünfziger Jahre, mit einer roten, gesunden Gesichtsfarbe, kräftig und kühn geschwungener Nase, starken, buschigen Augenbrauen, glattrasierter Oberlippe und einem leicht angegrauten blonden Kinnbart, unterhielt sich eingehend mit Walter, fragte ihn nach den Verhältnissen daheim, erzählte von seinen Reisen und lud ihn schließlich ein, am andern Morgen mit nach der Lotsenstation draußen in den Schären zu kommen.

Walter nahm hocherfreut das Anerbieten an, wurde ihm hierdurch doch Gelegenheit geboten, eine weite Bootsfahrt durch den wildromantischen Fjord zu machen.

Jarlson, der auch anwesend war, riet ab: „Gehen Sie bloß nicht mit! Die Leute draußen lügen, daß die Klippen wackeln und das Meer kocht. Sie verderben Ihr Seelenheil.“

Björn lachte gutmütig. „Ik will di man wat seggen, Jarlson, komm mit, wenn de Klippen denn wackeln und dat Water kocht, fangst du an to vertellen, dann waren de Klippen wedder stif und dat Water wedder still.“ Dröhnendes Lachen machte die Wände erzittern. Jarlson lachte mit und rief: „Ik komm mit, ik komm mit! Wann geiht los de Fohrt?“

„Klock tein. Owermorgen kamt wi wedder trügg.“

„Gaud, ik bün doa.“

*

Walter schlief diese Nacht schlecht.

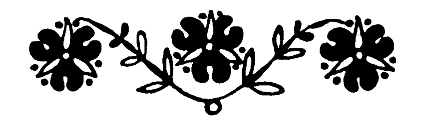
Er mußte immer an das Schicksal Karens denken. Durch welche Macht hatte Homek sie bewegen können, ihm zu folgen? Was hatte diese Frau wohl gelitten, seelisch und körperlich, im Zusammenleben mit diesem Manne!

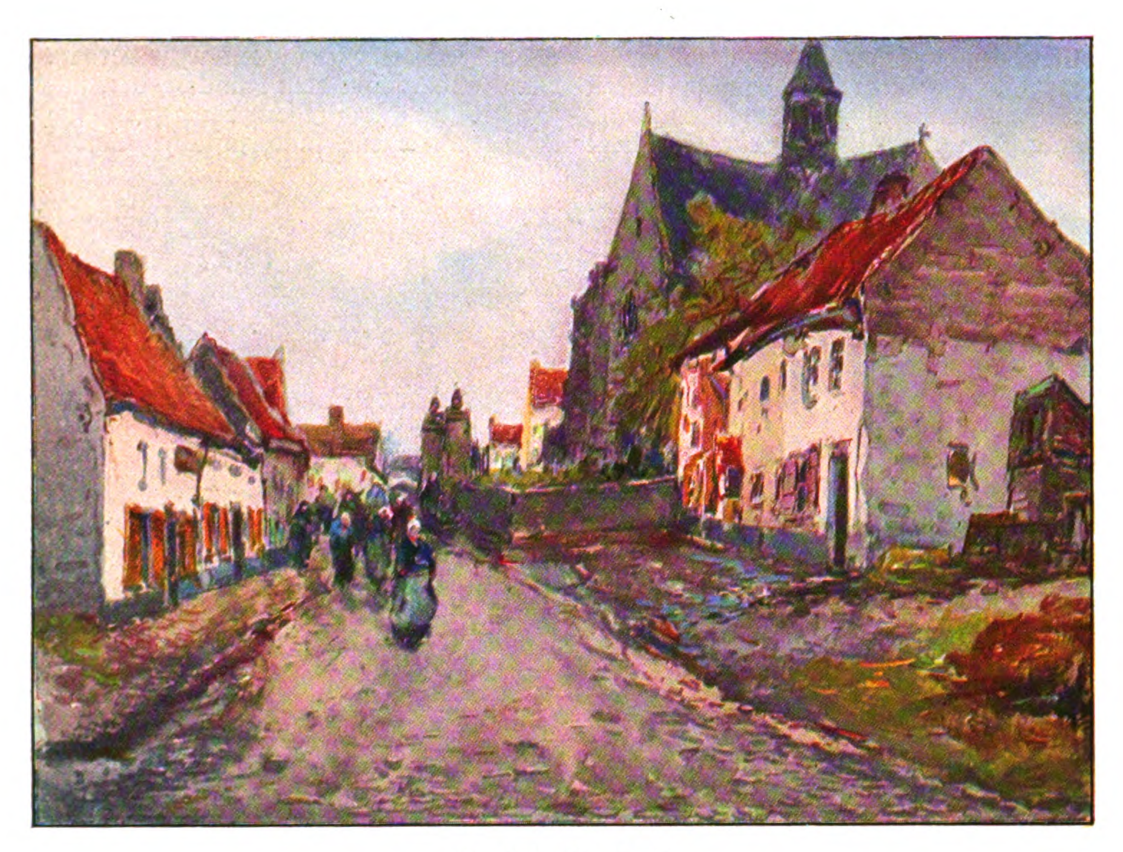
Mit welcher Sehnsucht hatte sie wohl eine Vereinigung Elles, ihrer Tochter und einzigen Freundin, mit ihm, Walter, herbeigewünscht und erhofft! Mußte sie nicht sein plötzliches Erscheinen im Lager als eine Fügung Gottes betrachten, dessen Hilfe und Beistand sie Jahr um Jahr erfleht hatte!

Und nun? Als ihr heißes Sehnen in Erfüllung zu gehen schien, zerriß dieser Mann, den sie fürchtete und haßte, das zarte Gewebe und schleuderte sie zurück in den Abgrund trostlosester Hoffnungslosigkeit.

Elle war tot, Walter erschien es in dieser Nacht als unumstößliche Tatsache, und die drei Worte brannten in seiner Seele: Elle ist tot! Wer war an ihrem Tode schuld! — Er? — Ihr Vater? Oder war es ihr im voraus bestimmtes Schicksal, das hier gewaltet hatte —? Lange grübelte er und fand keinen Weg aus dem Wirrwarr der Gedanken. Heiß und beklemmend stieg es in seiner Seele hoch und verschaffte sich Luft in einem krampfhaften Weinen, nach dem er ermüdet einschlief.

(Schluß folgt)





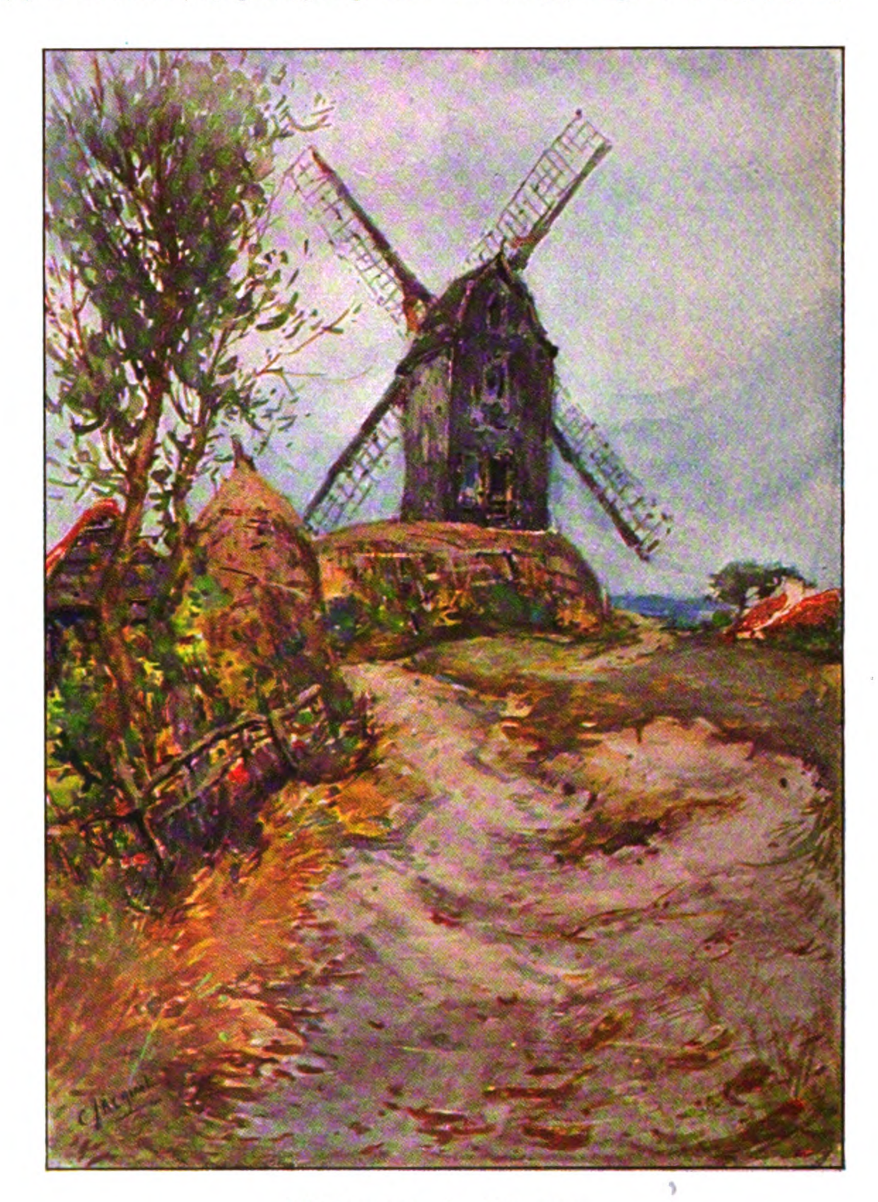
Dorf in Brabant

Aus Flandern. Von Alfred Ruhemann

(Mit sechs Abbildungen nach Aquarellen von C. Jacquet)

Belgien ist ein an Naturschönheiten weniger reiches als vielseitiges Land. So klein es ist, kann es auch von sich singen: Von den Alpen bis zum Meere reichest du, mein Vaterland! Streicht man den euphemistischen Begriff Alpen fort, so bleiben noch immer die Felsen davon übrig, und die landschaftliche Schönheit der Ardennenberge und Ardennenwälder ist trotz einer gewissen Einförmigkeit sicher nicht zu verachten. Sie verdiente seitens der deutschen Touristen etwas mehr Beachtung, denn sie enttäuscht keinen Liebhaber wahrer, unbeleckter und daher ans Herz gehender Natur. Was will man jedoch gegen den Strom machen, der unentwegt von der deutschen Grenze dem Nordmeere zurollt und die Touristen durch die blühende Ebene Flanderns mit ihren in den Gewässern stiller Kanäle sich widerspiegelnden altehrwürdigen Städte führt? Vielleicht wird das etwas anders, sobald die Eifelbahn in Bewegung gesetzt sein wird — Militärbahn nennen sie törichterweise die Franzosen und die eine deutsche Invasion fürchtenden Belgier —, die von Malmédy nach Stavelot, also in das Herz der Ardennen führen wird. Gleichviel, der wahre landschaftliche Charakter Belgiens rollt sich erst gegen das Meer hin auf, und sein Reiz wird stets ein origineller, unangefochtener, ein immer wieder verlockender bleiben. Wie sich im politischen Sinne Flämen und

Wallonen eigentlich hübsch vertragen sollten, um ein innerlich gefestigtes politisches Staatsgefüge zu bilden, so sollten auch die wallonischen Berge und die flandrischen Ebenen sich gleichzeitig dem der Mann, sich über die keuschen inneren Schönheiten eines Landes klar zu werden. Man müßte schon dem Künstler, der, mit Palette und Malkasten bewaffnet, sich an verschwiegene landschaftliche Schön-



Windmühle in Flandern

fremden Besucher öffnen und ihm sagen: nimm mich in einem Atem und in einem Fluge, denn vereint sind wir ein schönes, abwechslungsreiches und sehenswertes Belgien.

Der eilfertige Tourist ist gewiß nicht, weder in Belgien noch irgendwo sonst, heiten heranpirscht, folgen können, um echt landschaftliche, intime Naturreize zu entdecken und auszukosten. Man müßte den Mut haben, den Badestrand zu verlassen und sich fern von der großen Völkerstraße in das bäurische Innere des Landes zu schlagen, um in das malerische

Flandern blicken zu können. Ich denke mir aber bald eine Zeit kommen, wo der Lenkballon und das transportfähige Flugzeug in geringer Höhe langsam über Belgien streichen und erlauben werden, den Liebhaber flandrischer und belgischer landschaftlicher Schönheiten an der Hand der Bilder und Skizzen pfadfinderischer Künstler des Landes den Reiz auskosten können, den ich der großen Menge ausländischer



Straße in Brügge

einladenden Fluren und den lauschigen, weißgetünchten Häuschen mit den roten Ziegeldächern und dem weißen Dachfirst von oben auf den Kopf und damit in dieses noch allzusehr unaufgeschlossene landschaftliche Herz zu gucken. Bis dahin werden nur die intimen Kenner und Touristen wünschen und gönnen möchte. Der die Natur Belgiens recht innig auffassende Aquarellist Jacquet, der Schöpfer nebenstehender Illustrationen, aber hat es uns nicht allzu schwer gemacht, seine Bilder mit den Originalen selbst vergleichen und deren Reize aus-



Fischerhütten in Flandern

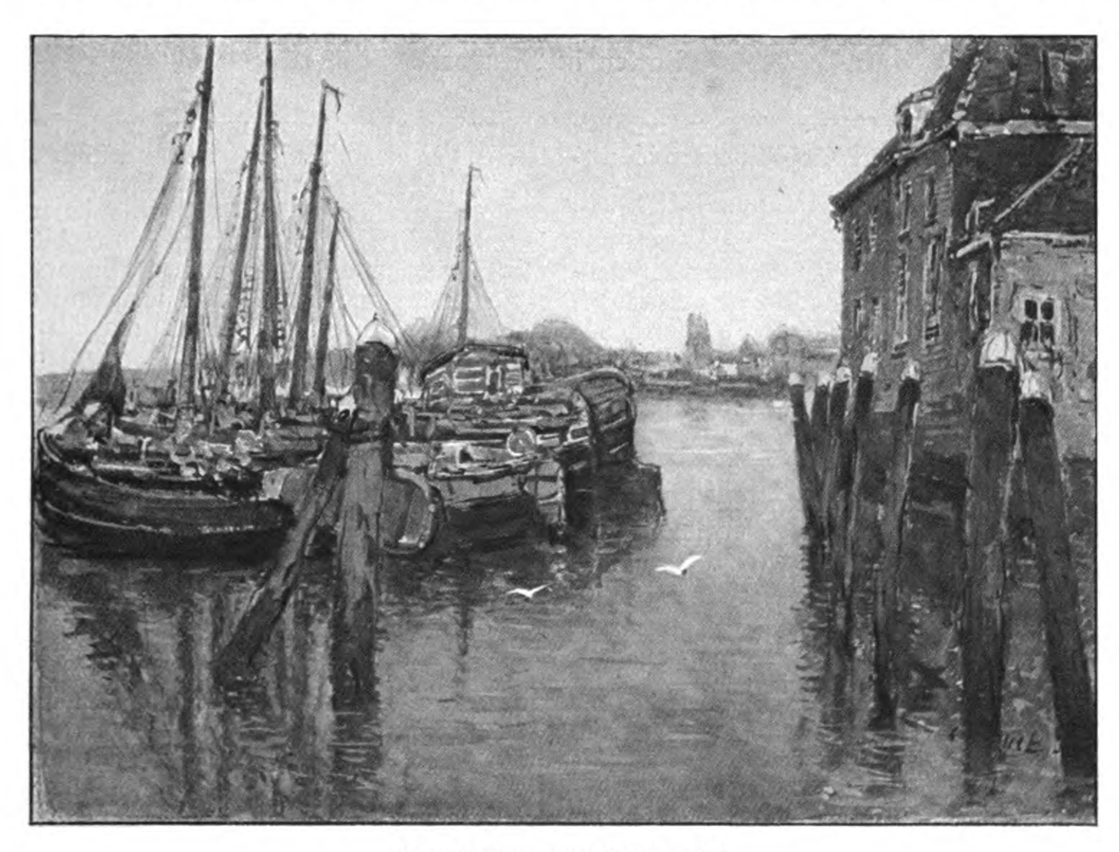
kosten zu können. Er streifte den Strand hinauf, von La Panne gegenüber Dünkirchen bis zur holländischen Grenze bei Knocke und Sluys, er ging über das Moordyck hinweg, das heißt über jene einen Maasarm zwingende gewaltige Eisenbahnbrücke, die uns zuerst nach Dordrecht in Holland bringt und das eigentlich auch noch, im landschaftlichen Sinne gesprochen, eine richtige Fortsetzung Flanderns bildet. Dordrecht mit seinem massigen, malerischen Kirchturm und seinen bewegten, so bunte Bilder entfaltenden Hafenanlagen ist das Dorado der belgischen und niederländischen Maler. Dann machte der Künstler kehrt, sprang, berauscht und entzückt von den reizvollen Stoffen, die sich seiner Palette boten, wie ein Böcklein ausgelassen auf den Triften hinter der, ach, so unzählige Male gemalten Kirche von Knocke umher. Er pilgerte darauf so manche typische Dorfstraße in dieser Ebene entlang und geriet über das tote Brügge fort in die viehreiche Ebene von Ambacht, um am einsamen, aristokratisch vornehmen Strande von Nieuport vorüber in die vielgestalteten Dünen von La Panne zurückzugelangen. Das ungefähr wäre ein Ausflug, den sich jeder Fremde vornehmen sollte, er ist naheliegend und so einfach zu unternehmen, daß es fast als eine Versündigung erscheint, wenn er ihn unterläßt und dafür seine Langweile snobhaft tagein, tagaus auf den Strandpromenaden der Modebäder Ostende und Blankenberghe spazierenführt.

Was der Maler dort aber mehr noch zu entdecken sucht als landschaftlichen Reiz allein, ist die Farbe, die sich diesem Reize überall in Belgien anhängt und in ihrer Art berückend ist. Sie ist prall, saftig und glänzend, wenn die Sonne am Firmament steht und die Ebene von Furnes-Ambacht mit ihrem buntgefleckten Herdenvieh wie ein demantener Schild in beschaulicher Ruhe daliegt, in den dürren Gräsern der Dünen der Seewind spielt und die Windmühlen an Kanälen und auf sanft ansteigenden Hügeln träge die Flügel drehen. Sie ist von einem unsagbar schwermütigen

Duft und doch ohne jede beklemmende Traurigkeit, wenn Nebel über die alten Städte und Dörfer wallen und der Regen seine einschläfernden Melodien ertönen läßt. Aber auch dann noch kann das Grün nicht seine saftige Frische verbergen, selbst dann noch leuchtet farbenfreudig das Rot der Dächer, der weiße Sand des Strandes auf. Daher haben die belgischen Maler von alters her schon immer mehr nach der Farbe als nach dem Stoffe gesucht, daher war von je ihre Palette stets reich an strotzenden Tinten. Sie scheinen dem Fremden in ihrer Vollsaftigkeit mitunter übertrieben, aber sie stellen in der Tat jenen wahrhaftigsten und unverfälschtesten Reiz dar, den die Natur den flandrischen Ebenen und Städten angeheftet hat: die Farbe, diese unvergleichliche Sattheit der Töne in der Luft, im Spiel mit Licht und Schatten. Diese wechselvolle, stets von neuem berauschende Flut der Farbentöne eben fehlt den Ardennenbergen, wo die Waldschatten zu dicht und gleichförmig sind. Das Meer aber und seine Nähe bringt jene Abwechslung hervor, die dem Auge und den Sinnen eine wahre Freude bereitet und eine Sehnsucht zeitigt, die stets wieder gestillt zu werden wünscht. Diese Abwechslung dünkt vielleicht manchen zu einfach, zu wenig prickelnd, aber es wohnt ihr eine Innigkeit bei, die dem menschlichen Herzen die Wohltat süßen Ausspannens und wunschlosen Dahindämmerns ohne tödliche Langweile beschert.

Und gleich den weißen Wolken schwimmt unter dem bald sonnenklaren, bald trüben Himmel Flanderns dazu noch die bunte mystische Sage, die große, ebenfalls bald farbenfreudige, bald in düsteren Blutströmen sich ergehende Weltgeschichte. Ein weiteres Moment, berufen, den flandrischen Landschaften ein eignes Kolorit, einen eigenartigen Reiz anzuheften.

Jeder Fuß Bodens ist dort von den schweren Schritten fremder Völker gekennzeichnet worden. Die altersgrauen Giebel der flandrischen Städte, ihre Kanäle, die Wogen des Nordmeeres beschwören jenen Sturm von Erinnerungen und Bildern herauf, der, mit der Eigen-



Im Hafen von Dordrecht



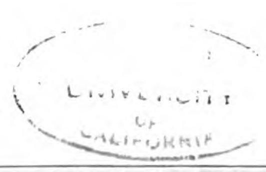
Barken in Nieuport

art der landschaftlichen Bilder vereint, unsern grübelnden Geist speist wie nirgends woanders.

In diesen Städten und Weilern, längs dieser Dünen und im Angesicht desselben Meeres sind die großen Meister der Malkunst, sind Kaiser und Könige gewandelt, haben die reichsten Kaufleute aller Weltteile ihre Reichtümer ausgebreitet und die Opfer der Folterwerkzeuge unter Schmerzen aufgestöhnt. Sie alle aber, ob Herrscher oder Freie, ob Tyrannen oder Opfer, haben gewiß in den Stunden des Nichtstuns und des Friedens ebenfalls den stillen Zauber dieser flandrischen Landschaften genossen.

Letzterer hat sie gewiß nicht besser oder schlechter gemacht, als sie von Natur waren, aber auch zu ihnen werden diese farbenprächtigen Bilder schon gesprochen und ihren Geist für Augenblicke wenigstens von allen weltlichen Dingen abgezogen haben, geradeso wie es heute mit uns schlichten Epigonen und Touristen der Fall ist, wenn wir in wahrer, eigenartiger Natur Ruhe und Sammlung suchen. Unser Maler hat diesmal nicht, wie sonst üblich, die Grachten des nordischen Venedigs, Brügge, gemalt. Er ist in eine jener stillen Gassen eingedrungen, durch die als fast einziges Lebewesen das Beguinenweibchen im dunkeln, faltenreichen Mantel und unter ihrer weißen, korbartigen Haube scheu ihre kleinen Alltagssorgen dahinschleppt. Als Symbol beinahe aller flandrischen landschaftlichen Schönheiten könnte dieses trauliche Bildchen gelten, vereint es doch den Hauch uralter weltlicher und kirchlicher Geschichte mit dem Gefühl köstlicher Einsamkeit und dem Empfinden von satter Farbenfreudigkeit.

Aus diesen drei Ingredienzen und Rezepten also setzt sich der unaussprechliche Reiz fast aller flandrischen und damit belgischen Landschaften zusammen. Dazu kommt dann noch jene Abwechslung auf eng begrenztem Gebiete, die sich uns mit jedem Schritte nach dem Weltmeere zu mehr und mehr offenbart.





Eßzimmer, eichen, mattiert
Entwurf: Max Heiderich (Paderborner Werkstätten)

Die bürgerliche Wohnung

Von

Wilhelm Mießner

Es ist sehr bezeichnend, daß jener Wohnungsstil, dessen Sinnbild der auf alle möglichen und unmöglichen Kanten aufgeklebte Muschelaufsatz ist, sich heute in die gesellschaftlich bedauernswerten Abzahlungsgeschäfte flüchten muß. Wer irgend etwas davon empfindet, daß eine Wohnung um so schöner eingerichtet ist, je deutlicher der Raum als solcher darin betont ist, kann sich unmöglich in einem bunten Durcheinander von Wandschals, Spindenaufsätzen und gedrehten Stuhlbeinen wohl fühlen. Es ist wahr, nicht alle Räume sind in ihren Proportionen schön. Ich erinnere mich aus meiner Studentenzeit eines Zimmers, in dem ich mir vorkam, als hätte man mich in eine Futterkiste im Stallgang gesperrt, in der alles recht schmal und hoch sein muß, weil der Platz fehlt. Ohne Zweifel ist der fast quadratische Grundriß, mit nicht allzu großer Höhe, der interessanteste, weil er die Wände und zumal die Decke nicht allzu weit nach irgendeiner Richtung zurücktreten läßt. Nicht mit Unrecht empfand das Rokoko die runden Säle als etwas Feierliches und Heimisches zugleich. Wie aber, wenn ich mir dieses Grundprinzip, das in einer Wohnung so sehr mitspricht wie die Sonne für den Tag, durch unnötigen Zierat an Wänden und auf Möbeln überschreie!

Wenn nun auch die meisten Menschen sehr wohl herausfühlen, daß unsre mo-



Wohn- und Empfangszimmer
Entwurf: Riemerschmid (Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden)

dernen Wohnungseinrichtungen dieses mit dem Zuhausesein eng verbindende Raumgefühl bestätigen, so glauben sie doch noch immer, es gehe über ihre Verhältnisse, sich eine solche Ausstattung zu beschaffen. In Wirklichkeit liegen die Dinge aber gerade so, daß unsre modernen Werkstätten nicht nur in der technischen Behandlung des Holzes den Fabriken im alten Stil den Rang ablaufen, daß also die Haltbarkeit hier viel länger gesichert ist, nein, auch im Preise dürfte sich heute eine Einrichtung einer unsrer großen Werkstätten, die ihren Ruhm schnell über alle Meere tragen konnten, billiger stellen als jene Möbel alten Stils mit den tausend unschönen Auswüchsen und Holzverklebungen, die zuallererst abbrechen. Sie sind vor allem für den Transport praktischer, aus dem selten ein solches altes Stück ganz unbeschadet davonkommt. Man kann es auch nicht oft genug sagen, daß diese glatten Schränke, Bettstellen und Stühle, die breit und behäbig auf ihren Stützen ruhen, auch moralisch einen Vorzug vor jenen leichtfertigen Formen haben, die man aus den Tanzsälen des Rokoko in die bürgerliche Wohnstube geschleppt hat. Wir leben nicht mehr in einer Feste feiernden Zeit, und wir brauchen Ruhe nach unsrer Arbeit. Das Auge, das immer auf Verschnörkelungen schaute, hatte noch nicht die riesigen Strebepfeiler unsrer Arbeitshallen, unsrer Brücken gekannt und fuhr in Wägelchen, auf denen die Bequemlichkeit zu allerletzt zu Worte kam, über holpriges Pflaster.

Ein Gebrauchsmöbel muß etwas Arbeitsames in seinem Ausdruck haben und darf nicht auf seinen vier Beinen tänzeln

wie ein Spaßmacher des alten Salons. Unsre Häuser, die zum Himmel streben, und ihre peinlich ausgemessenen Wohnungen vertragen keine Schnörkel, unsre Frauen haben keine Zeit, stundenlang Staub zu wischen, abgesehen davon, daß Staubfänger unhygienisch sind. So ist der moderne Wohnungsstil nicht nur aus dem ewig künstlerischen Ringen nach neuen Ausdrucksformen zu begreifen, er ist gleicherzeit eine hygienische und praktische Notwendigkeit, die mit dem neuen Häuserstil Hand in Hand geht. Täglich tauchen neue Fragen auf; das Eigenheim, die Häuserblocks und Städtebaufragen machen sich in der Raumbildung und Wohnungseinteilung bemerkbar und überall das gleiche Streben nach Organisierung gesunder Wohnungsbedingungen. Die Zeit von Jaekels Patentmöbeln und Soenneckens Bücherschränken verlangt eine Einschränkung aller Luxusräume, der Salon unsrer Großeltern ist zum Herren- oder Damenzimmer geworden, und jedes einzelne Möbel soll seinen ehrlichen Dienst tun wie ein Diener, der ohne viele Umstände und ohne vielen Radau Ordnung hält und jederzeit ohne Aufhebens geschickt seine Handreichungen macht. Wir haben keine Zeit, uns umständlich und mit vielen Fußkratzern zwischen die Schnitzereien eines Rokokostuhles zu setzen. Der neue Stuhl muß also breit und einladend sein und aufrecht auf seinen vier Beinen stehen. Die Schränke, in die wir unsre Wäsche und unsre Bücher tun, verlangen eine klare Einteilung, die sich schon äußerlich kenntlich macht.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß in keinem Gewerbe heute mit einem so opferfreudigen Idealismus und einem gleich gewissenhaften Ernst gearbeitet wird wie in der modernen deutschen Möbelindustrie. Die Männer, die an der Spitze unsrer großen Werkstätten für Handwerkskunst stehen, sind nicht nur modern, weil es die Moderichtung



Damenzimmer. Entwurf: Lotte Klopsch (W. Dittmar, Berlin)

fordert. Nein, hier wurde etwas weit über die Mode hinaus geschaffen, der Gedanke für eine neue Werkkunst, der nur in Leuten fruchtbar sein kann, die in einem höheren Sinne modern sind, die die Geschichte begriffen haben, ehe sie ihre Arbeitskraft den Forderungen des Tages widmeten. Und dieser Gedanke ist kein geringerer, als der in der Blüte deutscher Kunst am Werk war, daß die entwerfenden Künstler aus dem Handwerkerstande selbst hervorgehen. Die Paderborner Werkstätten von Bernhard Stadler haben bewiesen, daß auch dieser Weg nicht mehr unmöglich ist. Max Heiderich, der Möbelarchitekt der Paderborner Werkstätten, ist selbst Tischler, und das gibt allen seinen Entwürfen eine Geschmeidigkeit der Form, die sie vor mehr theoretisierenden Künstler-



Herrenzimmer, eichen, gebeizt und mattiert, mit handgearbeitetem Messingzierbeschlag. Entwurf: Gertrud Kleinhempel
(Werkstätten für deutschen Hausrat Theophil Müller)

alle bildende Kunst aus einer wirklichen Handwerkskunst herauswachsen muß.

Man hat unserm Kunstgewerbe vorgehalten, es sei von Künstlern gemacht, aber daß alle Künstler, die hier als Entwerfende am Werk sind, sich zuvor in die Technik des Handwerks hineinlebten, ehe sie dafür zeichneten, das gilt wohl schon heute ganz allgemein, wenn auch im Anfang bisweilen darin gefehlt wurde. Das Ideal ist allerdings, daß

entwürfen auszeichnen. Man betrachte die Anrichte im Speisezimmer, die wir hier abbilden. Sie hat bei aller Stabilität, die der ganzen Konstruktion das Gepräge gibt, etwas fast altväterlich Anheimelndes, daß man sie gleich liebgewinnen muß. Der dreiteilige Eßschrank, der praktischerweise mehr in die Breite als in die Höhe geht, wirkt wunderbar beruhigend in seiner einfachen, übersichtlichen Komposition von

aufstrebenden und horizontalen Linien. Und bis auf die Stühle ist hier alles bis fast an die Eleganz herangeführt, so genau, daß man die Zweckform, obgleich sie überall deutlich bleibt, stets über der Schönheit vergißt. Das Junggesellenzimmer, so möchte ich es nennen, zeigt, wie sogar das Bett in der Wohnstube sich in die Raumkomposition gefällig einzufügen vermag, und die Küche in ihren drei Anordnungen macht es einem schwer, sich für die eine oder andre zu entscheiden, so klar und überzeugend ist die Konstruktion der Einzelteile, auch der zusammenstellbaren größeren Stücke. Hier wird der Raum den Ausschlag geben müssen, diese Möbel so individuell wie möglich erscheinen zu lassen.

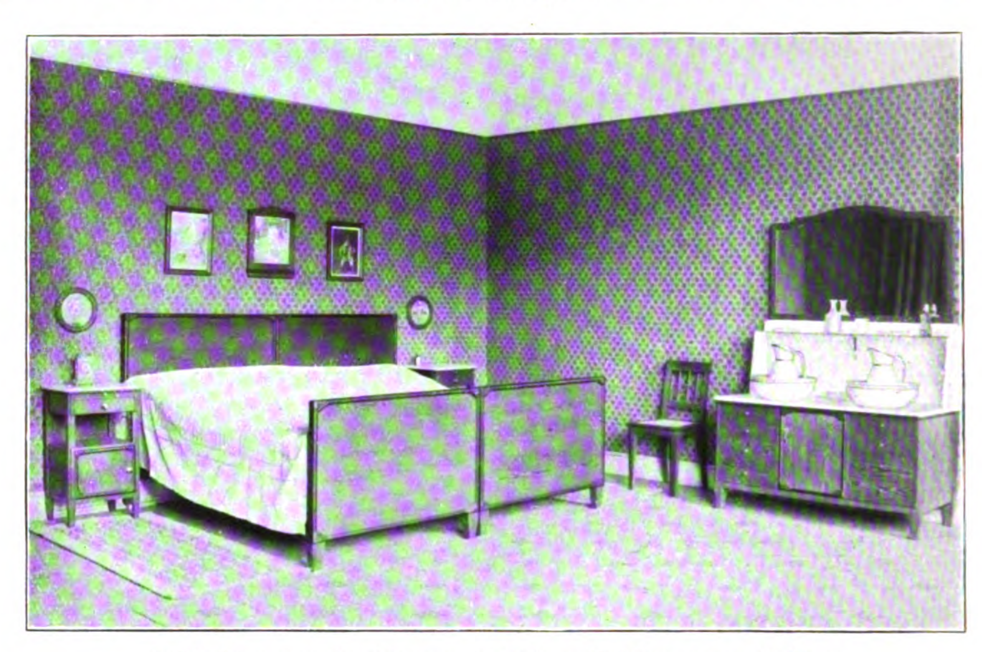


Eckarrangement. Entwurf: K. Bertsch (Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden)



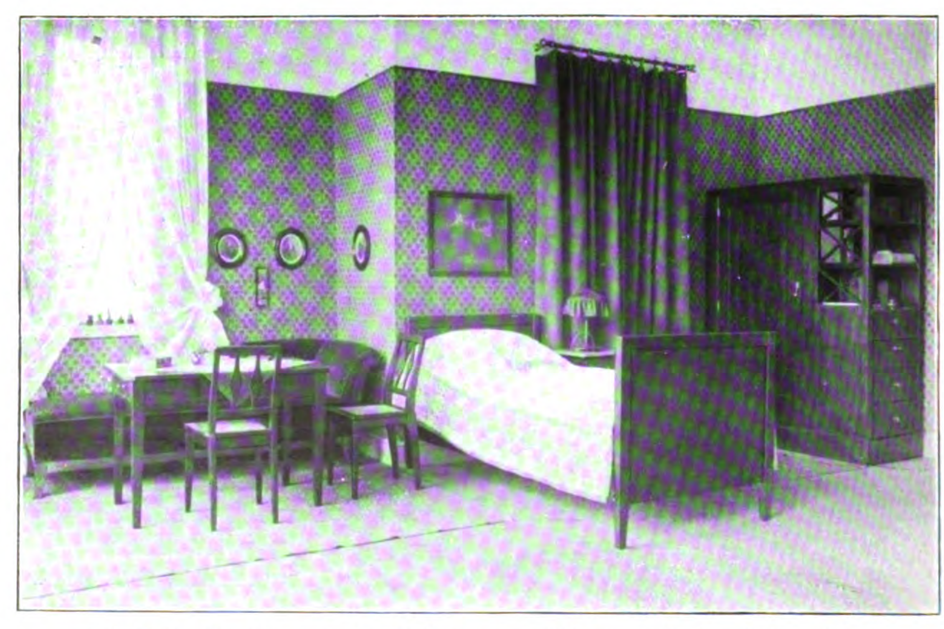
Lehrerinnenzimmer. Entwurf: Lotte Klopsch (W. Dittmar, Berlin)

Wieviel Spielraum gutgebaute Möbel dem Einzelgeschmack durch die Anordnung lassen, beweisen auch die meisten Entwürfe der Dresdner Werkstätten (Hellerau). Das Eckarrangement von K. Bertsch würde bei jeder andern Aufstellung im Raum der Einzelteile nichts von seiner Ursprünglichkeit verlieren. Ein Beispiel, wie man von ruhigen



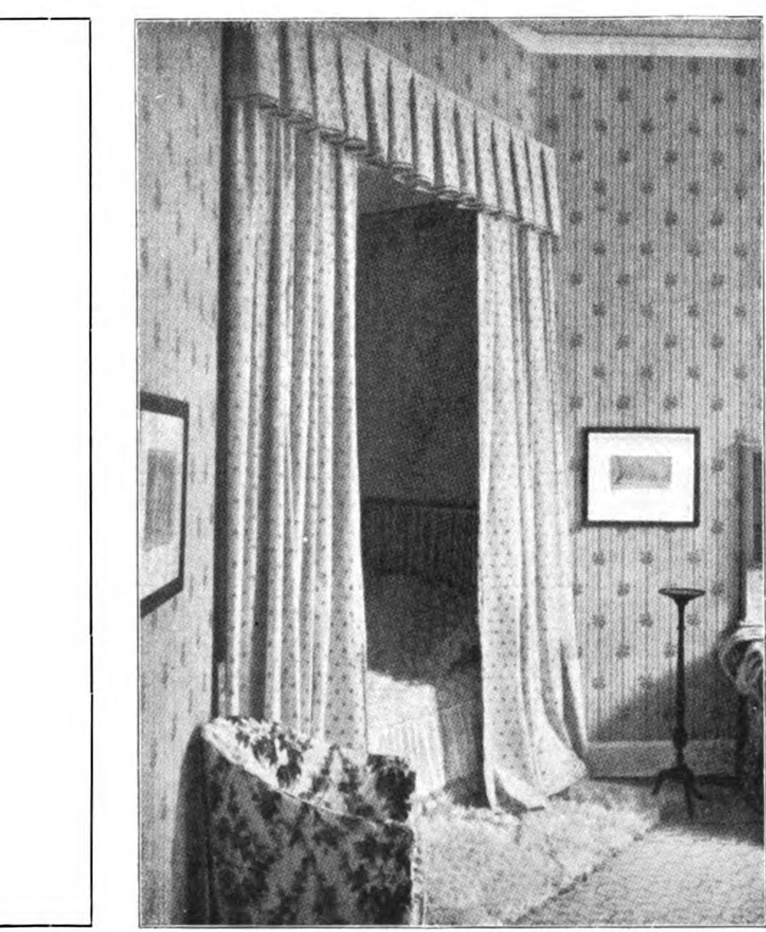
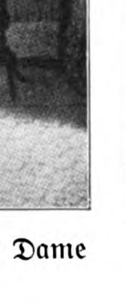
Schlafzimmer in Tanne, geätzt, mit schwarzen Leisten
Entwurf: Max Heiderich (Paderborner Werkstätten)

Formen sehr wohl zu größeren Kompositionen fortschreiten kann, während jeder übermäßige Zierat die Selbständigkeit der einzelnen Möbel im Raum und gegen die andern Stücke viel zu stark betont, als daß eine individuelle Aufstellung nicht seiner Wirkung schädlich wäre. Auch die behäbige Form von Riemerschmid darf in einem Aufsatz über Raumkunst nicht fehlen. Man hat nie, außer vor diesen Riemerschmidmöbeln, so stark das Gefühl, daß sie in jedem



Schlafwohnzimmer in Cottonwood-Mahagoni, dunkel gebeizt
Entwurf: Max Heiderich (Paderborner Werkstätten)

reichen Hause so gut wie in dem schlichtesten an ihrem Platze stehen. Er hat wirklich den Klassenunterschied der Möbel abgeschafft, ehe es noch die Menschen taten, um alle Würde in der Zweckform des Einzelstückes um so reiner herauszubilden. Das Gesetz des Stuhles oder des Tisches, der Sinn des Daraufgeschwungene Linie des Kanapees, um so mehr, als sie fast die einzige im ganzen Raum ist. Das Bestreben, die Formen, wo sie individuell sein sollen, auch wirklich zur Geltung zu bringen, ist hier in allen Teilen ganz vortrefflich gelöst, und dabei ist der Preis dieses Zimmers, wie aller, die unsre Abbildungen zeigen,

Bettnische aus dem Zimmer einer jungen Dame
(Saalecker Werkstätten)

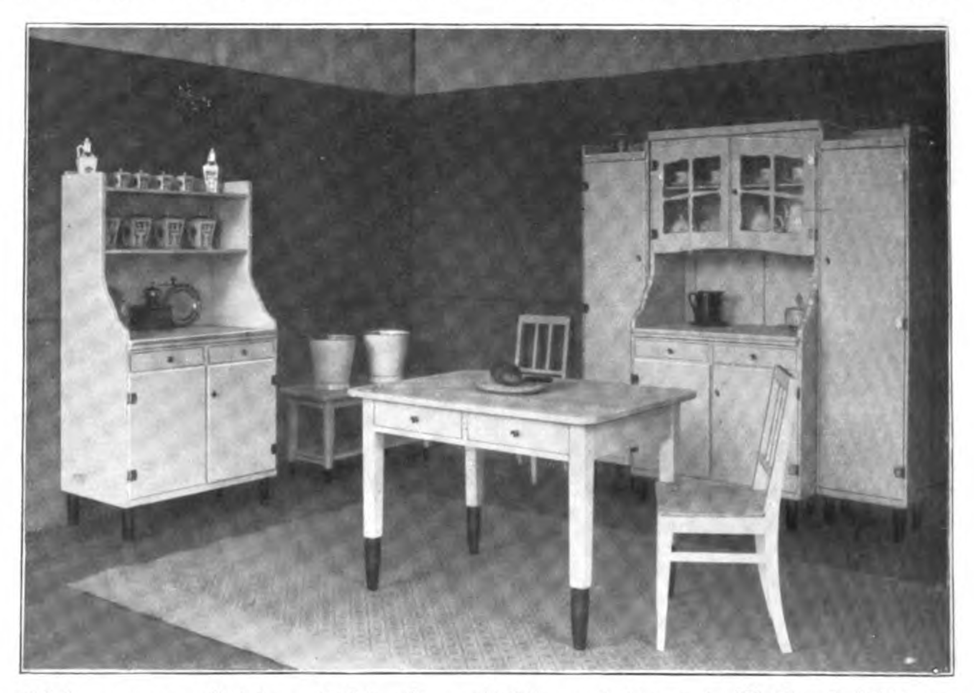
sitzenkönnens, die Abmessungen der Flächen gegeneinander, die Betonung der Stütz- und Haltepunkte, ja der Bretter, wo es nötig ist, haben hier jeden Rangunterschied zunichte gemacht.

Eine sehr eigenartige, fröhliche, fast biedermeierliche Stimmung hat das Herrenzimmer von Gertrud Kleinhempel mit seinen hellgebeizten Eichenmöbeln. Wie mollig wirkt gerade hier die eine für jeden bürgerlichen Haushalt zu erschwingen. Auch hier ist das Bücherspind zusammenstellbar, und das Grün des Fußbodens und der Schreibtischplatte gibt dem Raum bei aller Helligkeit etwas Behaglich-Molliges. Die Werkstätten für deutschen Hausrat Theophil Müller, Dresden, Sidonienstraße 6, pflegen vorzüglich das bürgerliche Möbel und haben eine Reihe vortrefflicher Künstler wie

Paul Keller, Gertrud Kleinhempel, Marg. Junge, M. A. Nicolai.

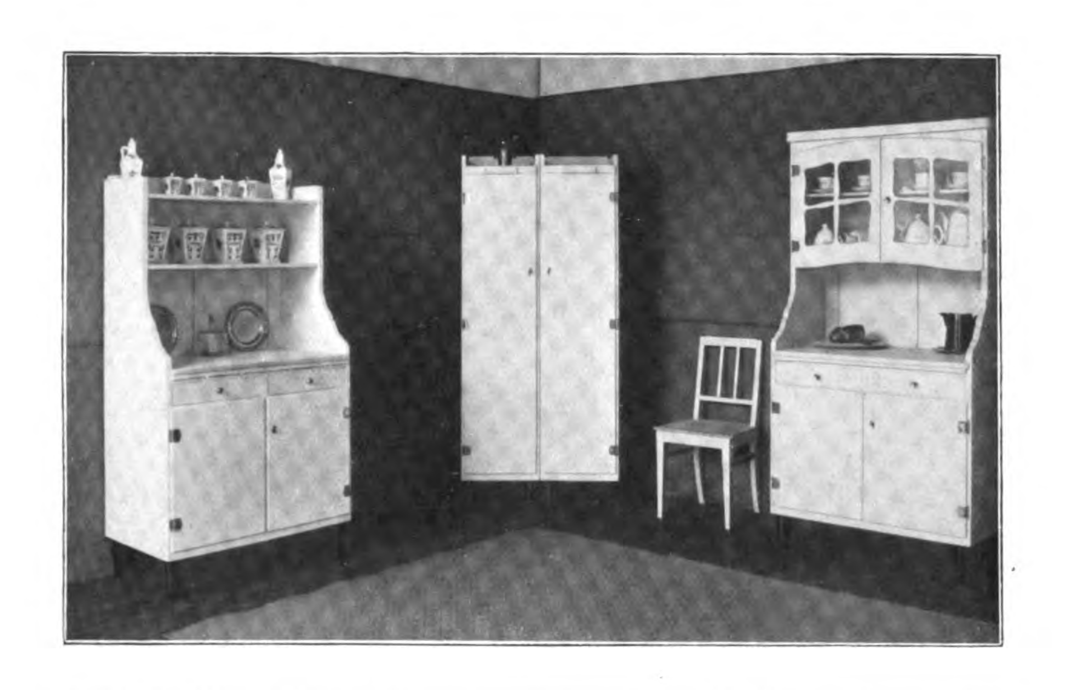
Unter den modernen Möbelarchitekten spielt die Frau eine beachtenswerte Rolle. Ihr Sinn für das Wohnliche und Heimische kommt ihr dabei zustatten. So hat erst die Ausstellung der „Frau in Haus und Beruf“ gezeigt, daß die Entwürfe von Frauen denen der Männer in feiner Durchbildung des Geschmacks nichts nachgeben, und daß sie die Reinheit der Formen bei aller Idee des modernen bürgerlichen Möbels angenommen.

Seit Beginn der Bewegung ist, ähnlich wie in Hellerau Karl Schmidt, in Saaleck ein Mann an der Arbeit, der mit dem ganzen Material modernen künstlerischen Fühlens und Könnens für die Renaissance des deutschen Hausrats eintrat. Professor Schultze-Naumburg hat aus seinem Atelier allmählich nicht nur weithin anregende Schülerwerkstätten gemacht, sondern auch drei Abteilungen für



Küche, grau gestrichen, Tisch usw. mit Ahornplatte und Messingbeschlägen

Vorliebe für hübsche Einzeleffekte sehr wohl zu wahren wissen. Lotte Klopsch hat für ein Lehrerinnenheim ein Haus eingerichtet, davon wir zwei Zimmer hier zeigen. Das Schreibzimmer mit seinen bunten, großgemusterten Vorhängen vereinigt äußerste Formenstrenge im Gestühl mit einer behaglichen Stimmung. Aber auch das heitere Barock des Damenwohnzimmers ist eine sehr glückliche Lösung von runden und geschwungenen Formen, die doch in der Masse einheitlich wirken. Die Möbelfirma Dittmar, Berlin, hat sich mit einer sorgfältigen Ausführung dieser wie vieler andrer moderner Entwürfe der Außen-, Innen- und Gartenarchitektur geschaffen, denen wir eine Reihe wirklich vorbildlicher Landhäuser, Schlösser und größerer Anlagen verdanken. Professor Schultze-Naumburg ging von jenen guten alten Möbeln aus, die er noch allenthalben in Thüringen in den Familien vorfand, denen von ihren Altvätern her guter Hausrat überkommen war. So erfüllte er die gute Tradition mit neuem Geist, und zuletzt wird man allen modernen guten Möbeln ansehen müssen, daß sie sich brüderlich zu dem gesellen, was frühere Zeiten einer höheren Kultur als die, aus der wir gerade kamen, bereits errungen hatten.



Dieselbe Küche. Entwurf: Max Heiderich
Zusammenstellbarer Schrank in verschiedenen Aufstellungen
(Paderborner Werkstätten)



Der verliebte Dichter

(Nach dem Arabischen von Hans Bethge)

Einst lebte ein Dichter, der von heftiger Liebe für die schönste seiner Sklavinnen ergriffen war. Aber diese verschmähte den Unglücklichen und ließ ihn ihre ganze Verachtung fühlen.

Eines Nachts, als der Dichter allein war, um sich ungestört dem Genuß des Weines hinzugeben, dachte er an die Geliebte und überlegte, auf welche Weise er sie für ihre Kälte und ihren Eigensinn strafen könnte. Da nun der Wein sein Gehirn mehr und mehr verwirrte, ergriff er eine brennende Fackel und legte sie an die Tür der Sklavin, um die Schöne samt ihrem Hause zu verbrennen.

Schon züngelten die Flammen an der Tür empor... da eilten Leute herbei und löschten das Feuer.

Man ergriff den Poeten, und bei Tagesanbruch führte man ihn vor den Richter. Der Dichter verantwortete sich mit diesen Versen:

Da mir die Spröde immer widerstrebte
Und mir doch immer heftiger das Feuer
In meiner Brust entzündete, da fand ich
Kein Mittel mehr, der Liebe zu entfliehen,
Und also schritt ich hin vor ihre Tür
Und ließ mich nieder.
Da flog ein Funken, ohne daß ich's wollte,
Von meines Herzens Glutball fort und steckte
Die Tür in Brand... mein eigner Wille hat
Mit diesem nächt'gen Brande nichts zu tun!

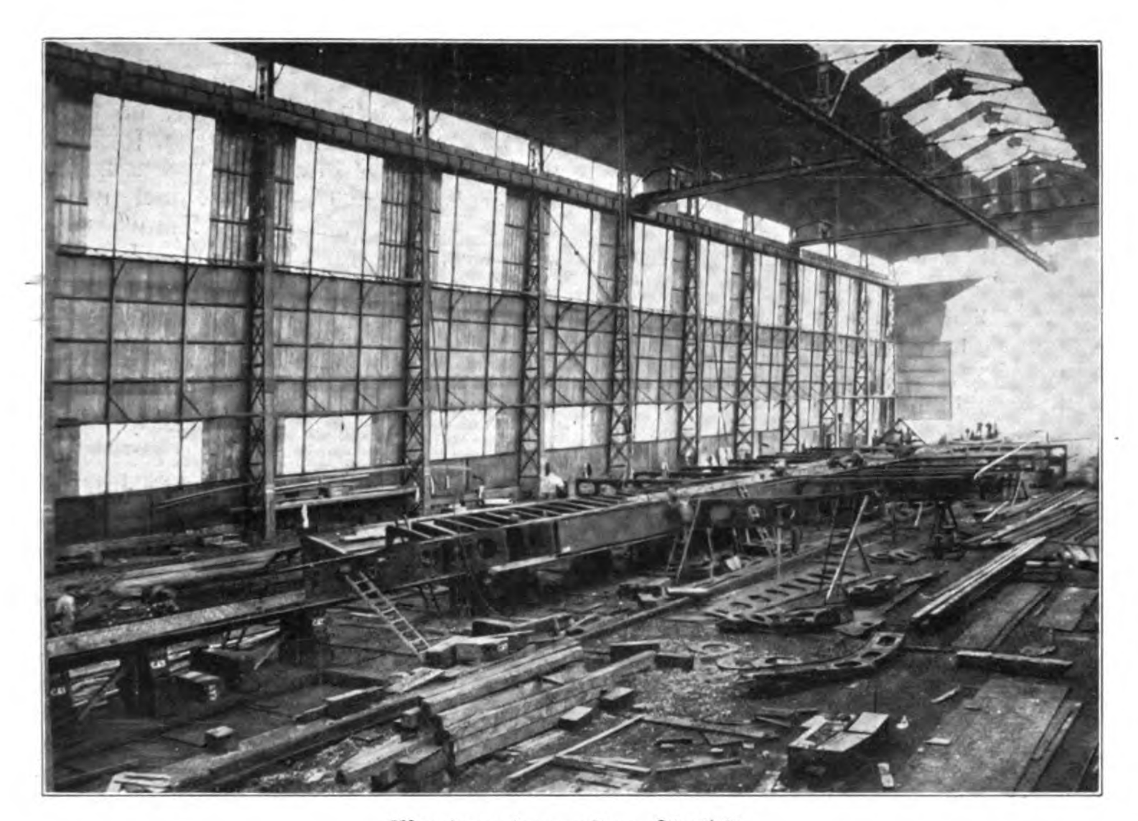
Der Richter hatte seinen Gefallen an dem Poeten. Er fand die Ausrede schön erdacht und die Verse reizend. Gerührt durch das Schicksal des armen Verliebten, bezahlte er für ihn die Strafe und schenkte ihm die Freiheit zurück.



Stilleben mit Chrysanthemen

Nach einem Gemälde von Helen Iversen


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Montage der ersten Kielteile

Wie entsteht ein Dreadnought?

Von

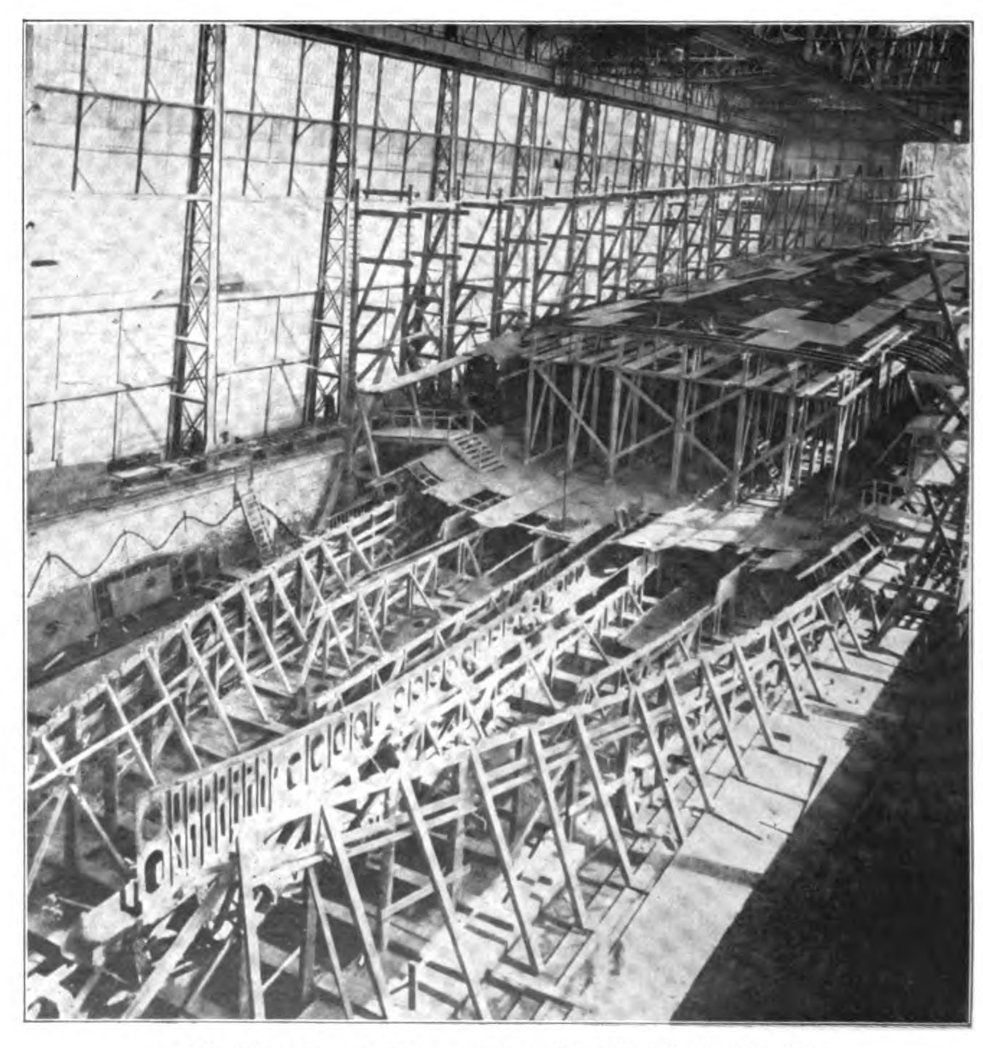
L. Persius, Kapitän zur See a. D.

Der Laie vermag sich von einem Dreadnought nur einen vagen Begriff zu machen. Er weiß, daß es ein Schiff von gewaltigen Abmessungen, armiert mit vielen großen Kanonen, ist. Die genauen Charakteristika wird er kaum imstande sein anzugeben.

Bis vor sieben Jahren wurden allgemein nur Kriegsschiffe von höchstens 15000 bis 16000 Tonnen Deplacement gebaut, deren Bestückung aus höchstens vier großen Geschützen von 30,5 Zentimeter Kaliber bestand. Am 10. Februar 1906 lief zu Portsmouth der „Dreadnought" vom Stapel, der 21000 Tonnen verdrängte und mit zehn 30,5-Zentimeter-Geschützen armiert war. Die englische Admiralität wollte mit diesem Monsterschiff die Gefechtskräfte aller andern Schlachtschiffe, namentlich die der deutschen, übertrumpfen und hoffte, daß es Deutschland nicht möglich sein würde, ähnliche Schiffe zu bauen. Einerseits weil die geringen Abmessungen des Kaiser-Wilhelm-Kanals das Passieren dieser großen Schiffe nicht gestatteten, anderseits weil die hohen Kosten abschrecken würden. Es ist bekannt, daß unser Reichstag nicht nur die Mittel zum Umbau des Kaiser-Wilhelm-Kanals bewilligte, sondern auch die zum Bau von Schiffen größten Deplacements. So sahen sich die Engländer in ihren Hoffnungen betrogen. Heute bauen alle großen Seemächte Dreadnoughts. Man versteht unter diesem Typ ein Linienschiff, also eine Gefechtseinheit, die in der Schlacht zusammen mit andern in

der Linie kämpft, von großen Dimensionen und starker Einheitsarmierung. Während früher verschiedene größere Kaliber an Bord der Schlachtschiffe zu finden waren, trägt der Dreadnought nur eins in größerer Zahl. Italien baut die „Leonardo-da-Vinci"-Klasse, deren Armierung aus dreizehn 30,5-Zentimeter-Geschützen besteht, Deutschland bestückt seine neuen Linienschiffe ebenso wie England mit zehn großen Kanonen. Neben der schweren Artillerie sind auf dem Dreadnought nur leichtere Geschütze vom Kaliber 10,2 bis 15 Zentimeter aufgestellt.

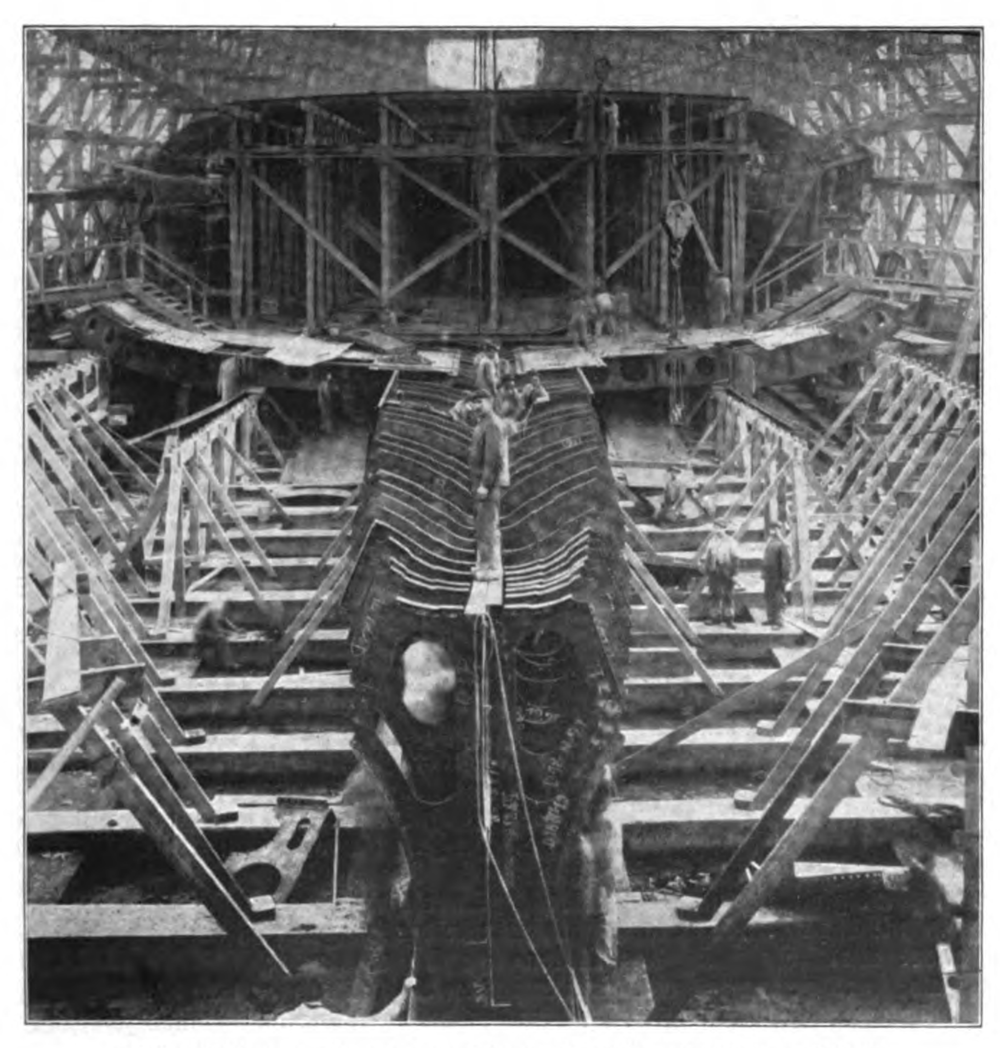
Die Schiffbauindustrie stand beim Bau des ersten Dreadnoughts vor einer schwierigen Aufgabe. Es ist kein Geheimnis, daß die Erstlingsbauten dieses neuen Typs in verschiedenen Staaten nicht befriedigten. Nun aber, da man die nötige Erfahrung sammelte, schwimmen zahlreiche erstklassige Dreadnoughts. Zu ihnen rechnen zum Beispiel unsre Schlachtkreuzer „Von der Tann" und „Moltke", die sich durch ihre hohe Geschwindigkeit auszeichnen. Die Herstellung eines großen Kriegsschiffes stellt an die Technik die allerhöchsten Anforderungen, und der Anblick eines modernen Riesenlinienschiffes ringt mit Recht jedem Bewunderung ab. Wie viele Faktoren müssen sich vereinigen, ehe der gelungene Bau eines solchen Leviathans gesichert ist! Verfolgen wir ihn von der ministeriellen Verfügung



Weiterbau des Kiels und Fortschreiten der Arbeiten während der ersten Monate

bis zur Kielstreckung und zum Stapellauf. Im Reichsmarineamt vereinigen sich die verschiedenen Abteilungsvorstände zur Beratung. Die Aufgabe wird erläutert. Es soll zum Beispiel ein Linienschiff von 20000 Tonnen Wasserverdrängung konstruiert werden. Zunächst handelt es sich um die Gewichtsverteilung. Bei einem Panzerschiff wird ein erheblicherer Prozentsatz des Gesamtgewichtes auf die Panzerung entfallen, während bei Schiffen, die in erster Linie auf Schnelligkeit gebaut sind, wie Kreuzer oder Torpedoboote, ein verhältnismäßig großer Teil des Gesamtgewichtes für Maschinen und Kessel absorbiert wird. Die Gewichtsprozentzahlen des Dreadnoughts sind die folgenden: Schiffskörper 33,1 Prozent, Panzer 20,6, Artillerie (Geschütze und Munition) 19,0, Maschinen und Kessel 16,7, Kohlenvorrat 5,6, Bemannung und Ausrüstung 5,0 Prozent.

Bei der Beratung über das neue Bauprojekt fordert in der Praxis zunächst der Schiffsbaumeister 15000 Tonnen, also einen großen Teil des Gesamtgewichtes, weil der Panzer sehr stark werden soll. Der Vertreter des Waffendepartements wünscht, da die Armierung eine kraftvolle sein müsse, 5000 Tonnen. Der Chef des Maschinenressorts hält bei der verlangten hohen Geschwindigkeit große Maschinenanlagen für notwendig und beansprucht ebenfalls 5000 Tonnen. Auf diese Weise, wird der



Unterstützt von einem gewaltigen Gerüst, wächst das Schiff allmählich in die Höhe

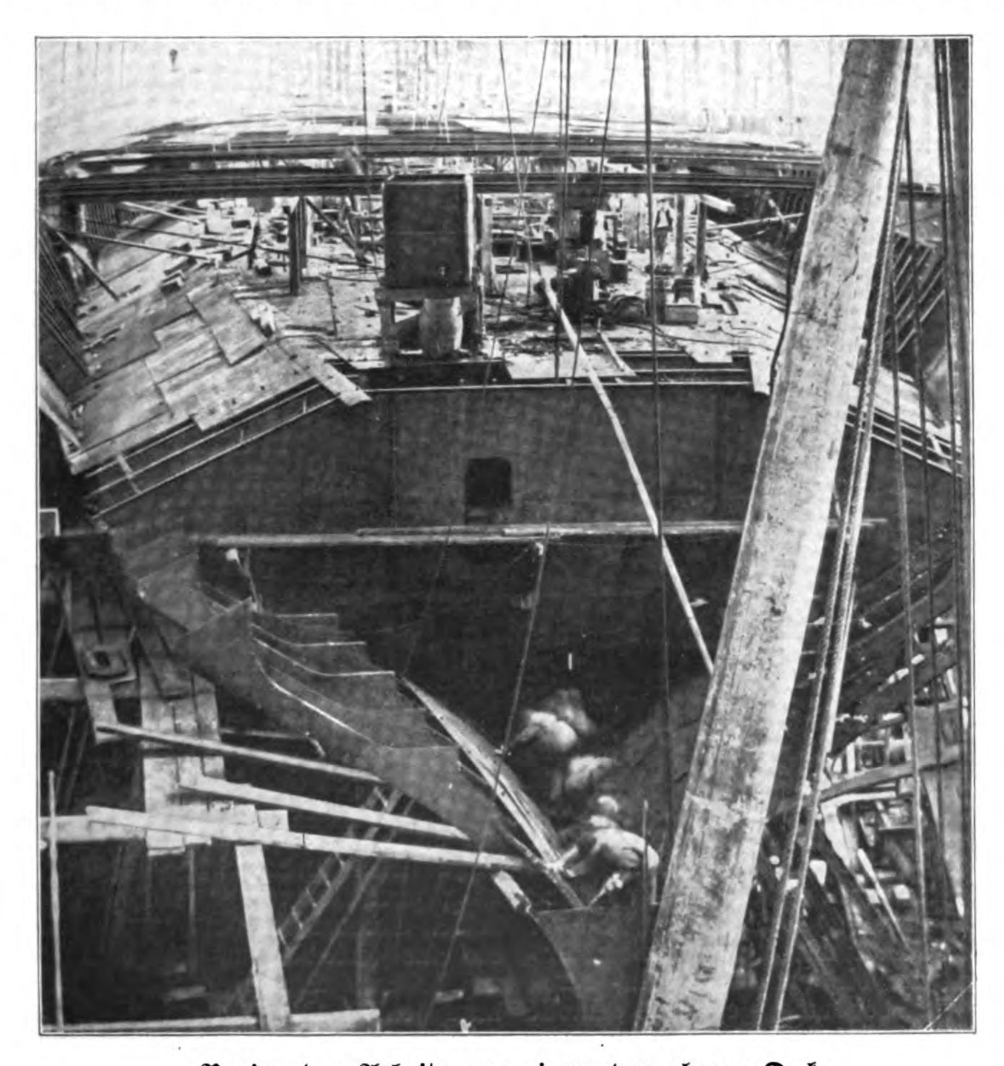


Einsetzen der Spanten

Leser richtig meinen, wird nicht ein 20 000-Tonnen-, sondern mindestens ein 30 000-Tonnen-Schiff entstehen. Da aber der Reichstag nur die Mittel für das kleinere Schiff bewilligte, gilt es jetzt für den Staatssekretär, die einzelnen Ressorts und ihre Ansprüche herabzustimmen, einen Kompromiß zu schließen. Aus Kompromissen besteht schließlich jede Kriegsschiffskonstruktion. Ein Schiff, das eine gewaltige Armierung und Panzerung trägt und zugleich auch mit Schnellzugsgeschwindigkeit durchs Wasser läuft, läßt sich nicht herstellen. Eines schließt das andre aus. So weist das Linienschiff, als stark gepanzert und armiert, nur mäßigere Geschwindigkeit — im Maximum etwa 22 Seemeilen — auf, während die Schlachtkreuzer, bei schwächerer Bestückung und Panzerung, eine hohe Schnelligkeit — bis zu 29 Seemeilen — erreichen.

Nachdem die Pläne im Reichsmarineamt fertiggestellt sind, werden sie der Werft, an die der Bau vergeben ist, übersandt. Die Entwurfszeichnungen werden meist im Maßstab von 1:50 hergestellt und auf dem Schnürboden abgeschnürt. Unter ihm versteht man eine große Halle, auf deren Boden der Grundriß, das heißt die Wasserlinien, und Querschnitte, das heißt die Spanten, sowie der Längsriß mit Längsschnitten aufgezeichnet, „aufgeschnürt" werden. Nach den Abschnürungen und gefertigten Holzmodellen sowie den Bauvorschriften und Beschreibungen des Schiffes, der Maschinen und so weiter, die vom Reichs-

marineamt erlassen sind, werden die Stahlplatten und Winkel, Guß- und Schmiedestücke angefertigt. Nun wird die Helling zum eigentlichen Beginn des Baues hergerichtet. Sie ist eine dicht am Wasser liegende und ihm zugeneigte Baustelle, die aus drei parallelgehenden, etwa 2 Meter breiten, zementierten Steinfliesenbahnen besteht. Auf der mittleren Bahn stehen in gleichmäßigen Zwischenräumen dicke Holzklötze, die „Pallklötze". Auf sie wird der Kiel des Schiffes gelagert. Die Helling ist umgeben von einem hohen Gerüst aus Holz oder Eisen, das dazu dient, während des Fortschrittes des Baues an die höher gelegenen Teile gelangen zu können. Kräne werden aufgestellt, um schwere Eisenstücke, Platten, Winkel und dergleichen an die Stelle bringen zu können, wo sie verwendet werden sollen. Zuweilen baut man auch die größten Schiffe nicht unter freiem Himmel, wie vorstehend beschrieben, sondern sie entstehen vollkommen in mächtigen Glashallen, um Arbeiter und Material vor den Unbilden der Witterung zu schützen. Zunächst wird auf der Helling der Kiel gestreckt. Auf ihm werden senkrecht die Querverbände, die wasserdichten Spanten und Schotten aufgerichtet. Sie wieder werden mit den Längsverbänden, zu denen außer dem Kiel noch Stringer, Längsspanten und so weiter gehören, vernietet. Unter „Stringer" versteht man Längsverbände, die aus Platten und Winkeln gefertigt sind. Hierauf werden die Decksbalken und der innere

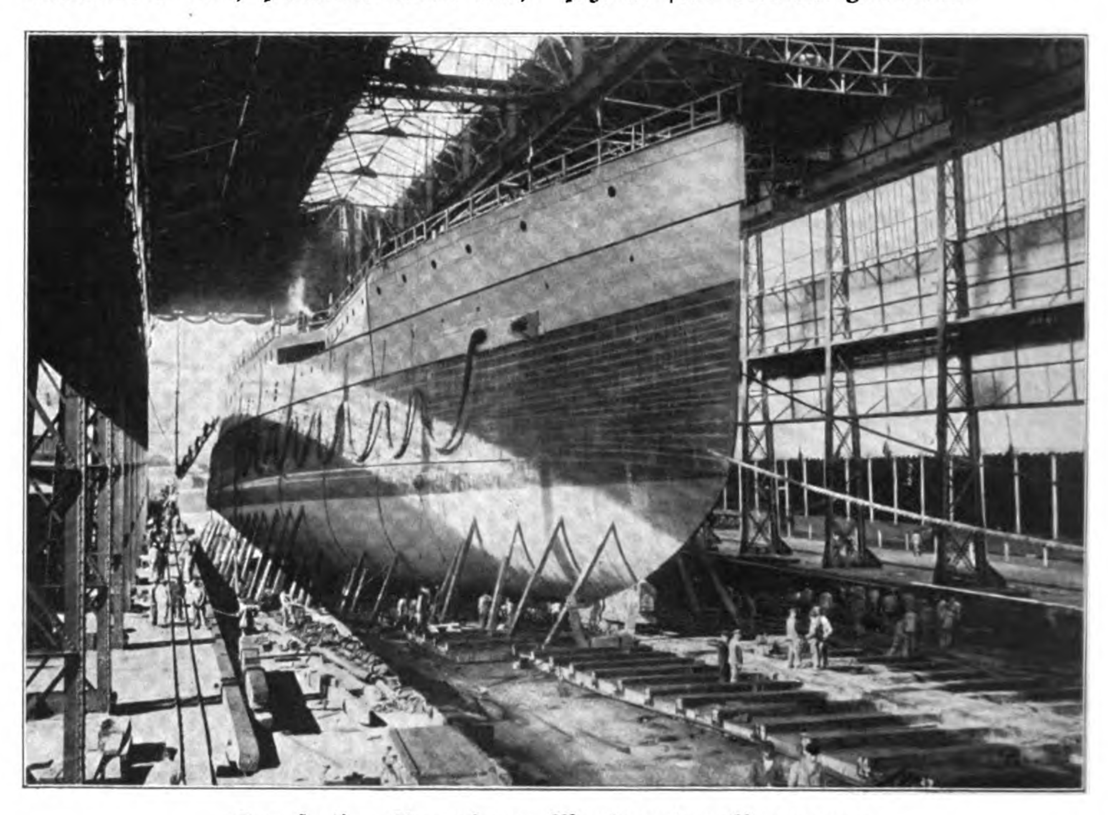


Beginn der Arbeiten an einem der oberen Decks

Boden gelegt sowie die Außenhaut angebracht. Das Schiff steht nun vor dem Stapellauf. Für gewöhnlich erfolgt dieser, ohne daß das Schiff mit dem Seitenpanzer, den Maschinen und Kesseln versehen ist. Die Fundamente der Schraubenwelle und die Welle selbst werden hingegen schon auf der Helling eingebaut.

Der Stapellauf ist ein Festtag nicht nur für den Schiffbauer und die Werft, sondern auch für die ganze Marine. Bedeutet er doch jedesmal einen wichtigen Abschnitt in dem Wachstum der vaterländischen Macht zur See. Unsern Marinegarnisonstädten wie Kiel, Wilhelmshaven und Danzig bringt ein solcher Festtag manche Gäste. Auf der Werft drängt sich eine frohbewegte Menge. Glitzernde Uniformen sieht man, Herren im schwarzen Frack und Damen in duftigen Toiletten. Bunter Flaggenschmuck wölbt sich über die Tribünen für die Zuschauer, in deren Mitte sich der mächtige, grau gemalte Rumpf des Täuflings emporreckt. An seinem Bug steht die Taufkanzel. Von hier aus hält der mit dem feierlichen Akt der Namensgebung Betraute die Ansprache. Die Taufrede nimmt Bezug auf den Namen des Schiffes. Stets schließt die Taufrede mit einem Hoch auf den Kaiser.

Sobald dann die Hurras verklungen sind, gibt der Schiffbaumeister den Befehl zum Ablaufen. Zugleich wird eine Flasche Schaumwein am Bug des Schiffes zerschellt. Mächtig aufklatschend taucht der Koloß in die Flut, die von jetzt ab sein Element geworden.

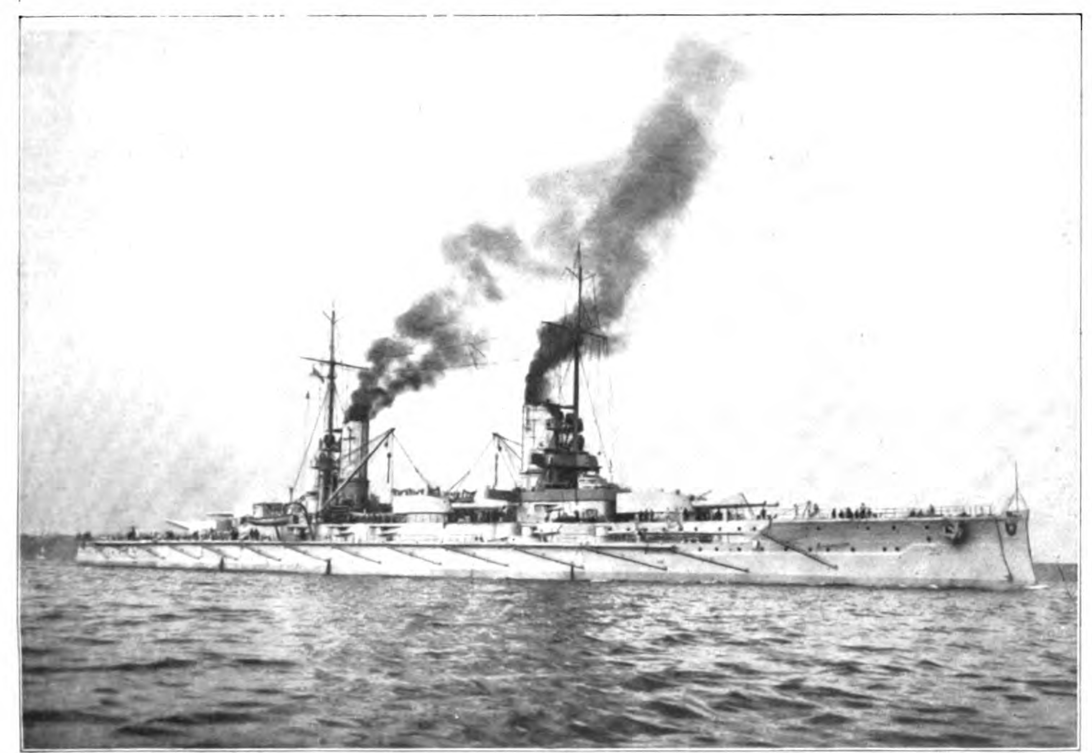


Der fertige Rumpf vor Montage der Panzerung

Zum Stapellauf muß das Schiff etwas von der mittleren Bahn der Helling gehoben werden. Es wird auf den sogenannten „Schlitten" gestellt. Wie oben erwähnt, befinden sich auf beiden Seiten der mittleren Bahn, auf der die Pallklötze stehen und auf denen der Kiel ruht, zwei weitere Bahnen. Auf diesen beiden werden feste Holzbahnen errichtet, die eine starke Neigung nach dem Wasser zu haben. Die Holzbahnen werden durch seitliche Querbalken in ihrer Ebene festgehalten und geführt. Auf sie wird der Schlitten aufgebaut, mit dem zu-

sammen das Schiff in das Wasser gleitet. Der Schlitten besteht aus einer sich der Form des Schiffes anschmiegenden Wiege. Mittels starker Keile wird der Rumpf von den Pallklötzen fort in den Schlitten getrieben. So hebt er sich etwas und lagert nun im Schlitten. Diese Arbeit nennt man „Aufklotzen" oder „Aufkeilen". Ist das Schiff, natürlich nur wenige Millimeter, frei von den Pallklötzen, so zieht man diese fort. Das Schiff hängt somit voll im Schlitten, dessen Abgleiten nach dem Wasser zu vorläufig noch durch verschiedene Haltevorrichtungen, sogenannte „Klemmen", verhindert wird. Vor dem Stapellauf wird die Gleitbahn durch Unterbringen des „Ablauffetts" geschmeidig gemacht. Soll das Schiff nun von der Helling laufen, so treibt man eine große Zahl von Holzkeilen zwischen den Schlitten und die Gleitbahn. Der Schlitten mit dem Schiff wird hierdurch hochgehoben und läuft ab. Man hört, wenn die vorerwähnte Sektflasche am Steven zerschellt, ein lautes Hämmern. Dies rührt von dem Eintreiben der Keile durch viele Werftarbeiter her. Sollte das Schiff nicht glatt ablaufen, so nimmt man noch hydraulische Hebewerke zu Hilfe. Rauchwolken entströmen der Gleitbahn, wenn das Schiff hinunterläuft.

Ist das Schiff im Wasser angekommen, so muß es sofort gefesselt werden, da es sonst vermittelst seiner Geschwindigkeit, die es durch die Neigung der Ablaufbahn erhält, noch weite Strecken zurücklegen würde. Gewöhnlich sind die Fahrwasserverhältnisse in der Nähe der Werften beschränkt. Man läßt also, sobald das Schiff abgelaufen ist, verschiedene Anker fallen und unterstützt das Festlegen vom Land aus durch besondere Mittel (vergrabene, beschwerte Anker, an denen sich Stahlleinen und Ketten befinden, die mit dem Schiff verbunden sind). Unwillig bäumt sich aber der von weißem Gischt umwogte Koloß auf. Die Ankerketten stehen zum Springen, aber sie sind stärker, sie meistern ihn, und bald liegt der neueste Zuwachs unsrer Flotte friedlich da. Nun eilen die kleinen Werftdampfer herbei, nehmen ihn ins Tau und schleppen ihn zur Werft zurück, wo die weitere Arbeit bis zur Fertigstellung des Schiffes ausgeführt wird.



Phot. A. Renard, Kiel

Der neue Turbinen-Dreadnought „Kaiser" während der ersten Probefahrt



Herbstlied

Nach einem Gemälde von Hela Peters

Herbstabend

Von

Herbert Stegemann

Siehe, das letzte Licht zerrinnt,
Welkende Äste neigen die Bäume.
Leise wehet ein herbstlicher Wind
Fort die Blätter und fort die Träume.

Manches hab' ich gehofft und erstrebt,
Aber nun sinken mir müde die Hände.
Siehe, das Blatt, das zur Erde bebt,
Das ist von allem das Ende, das Ende.



Lüge

Von

Hans von Kahlenberg

Immer bleibt die Lüge eine zweischneidige Waffe, selbst wo sie erlaubt, in der Notwehr, angewandt wird," sagte mein Freund, der Arzt, nachdenklich. „Ich habe da einen traurigen und eigentümlichen Fall im Auge, der bei uns in der Klinik in der Auguststraße vorkam. Ja, ich gebe dir zu, daß dieser Fall mir nachgeht, mich drückt — ich war eben nicht nur wissenschaftlich, sondern auch menschlich in Mitleidenschaft gezogen. Ob auch der Mann und Liebhaber beteiligt war?... Wir haben zu viel zu tun, die Arbeit erstickt so manches überzarte Aufkeimen, unsereiner muß rasch und ohne Bedenken heiraten, wie man im drängenden Moment einen kühnen Schnitt wagt, oder man setzt sich in eine schon zugerichtete und behäbige Ehe wie in eine gute Praxis. — Ich hatte zu viel Arbeit damals, immer wechselten die Patienten, wir erlebten alle Tage Dramen und Tragödien, hatten nicht nötig, ins Theater zu gehen. Übrigens, Krankheit und Tod auf dem Theater!" er hatte eine wegwerfende, unendlich verachtende Geste, „so dramatische Blutstürze, Schluß: Aktdolchstiche und Sentenzen ausschleifender Blödsinn! Ein Blutsturz in der Wirklichkeit, Tod und Wahnsinn sind häßliche, langsame und gemeine Sachen. Ja, gemein! So gemein, daß von uns niemand hören will, wie es dabei zugeht. Wir sollen lügen, überzuckern, streicheln, erleichtern. Wir tun das ja denn auch redlich! Morphium, wieder Morphium und zum drittenmal Morphium! Früher muß eine härtere Generation gelebt haben, oder sie sah dem Tod unmittelbarer und klarer ins Auge, versteckte das Sterben nicht, wie wir es heutzutage tun. Ist es nicht in guter Gesellschaft fast unanständig, vom Tode zu reden? Die Wirte möchten dich am liebsten vor die Tür befördern. Ein Gentleman stirbt eben nicht, er erlöscht, empfiehlt sich auf französisch. Ich kann's nicht ändern, weiß auch nicht, ob's gut oder schlecht ist, hohe Kultur oder Tiefstand bedeutet? Wir Ärzte wissen's ja wohl, wenn es zu Ende geht, auch mit uns selbst. Aber wir sind die einzigen, und es ist eine traurige Wissenschaft.

Sie, das Mädchen, das ich meine, war aus einem alten und heldenhaften Geschlecht, sie empörte diese ganze Sachlage. Sie war jung, stolz, geschont, in ihrer Art eine vollkommene Prinzessin — Rasse, im besten Sinn! Ich habe nie in einem zarten Geschöpf ähnliche Ausdauer und Willenskraft gesehen; sie stellte den unbedingten Triumph des Geistigen, des Temperaments über den Körper dar. Ihr Stolz war der herbe, jedem Zugeständnis feindliche Stolz des starken Geistes. Dieses Mädchen hatte niemals gelogen! Und sie bedurfte zur Wahrhaftigkeit keiner Anstrengung, denn jede Verstellung wäre ihr Last und Mühsal, wäre unerträglich gewesen. Wie sie uns verachtete! Ich sah sie erröten unter dem salbungsvoll väterlichen Zureden des Meisters, unsres Professors. Die Damen suchten unsre Klinik gern auf, weil der Meister so lieb und teilnehmend war. Andre sagen dieselben Lügen hart und grob, sie glauben sie dann fast noch lieber.

Sie wollen eben belogen sein! Ich glaube, wenn man ihnen vorher meldete: Ich werde euch belügen, die Kranken wären auch noch dankbar und bäten nur um recht unglaubhafte und noch schamlosere Lügen!"

Mein Freund stieß die Asche seiner Zigarre ab; der Gegenstand erregte ihn mehr, als er glaubte und zugeben wollte. Die Härte seiner Bewegungen verriet, was er in Worten niemals preisgegeben hätte. Die Zeitungen hätten mal eine Rundfrage veranstaltet, ob der Arzt dem Patienten über seinen Zustand die Wahrheit mitteilen sollte. Nur die Engländer und Amerikaner — charakteristischerweise! — und viele aus religiösen Gründen bejahten eine Pflicht zur Wahrhaftigkeit des Arztes. Die Romanen und wir Deutsche stimmten für das Beschönigen, für die Lüge. Es gibt da allerlei Scheingründe, das Gefühl der Hoffnungslosigkeit beeinflußt das Befinden ungünstig, oder man muß Selbstmord befürchten; auch der Arzt darf und muß mit dem Wunder rechnen, wo Leben ist, bleibt Hoffnung und so weiter.

„Nun, die trösten uns auch! Vor allem ist es bequem. Der Arzt ist weder Beichtvater noch Seelsorger, noch Anwalt. Beschick du dein Haus oder laß es unbeschickt, jeden Körper befördern wir dir schmerzlos hinüber! Das übrige — was wissen wir davon? Und was geht es uns an?

Sie hatte uns ihren Vater gebracht. Es war ein alter siebzigjähriger Herr, früherer Offizier — auch wie sie Ende einer Rasse. Aber der war müde, schlaff und fürchtete sich. Ich habe ihre Mutter nicht gekannt, man sagt, sie war schön und leichtsinnig, die hatte das Leuchtende, Kräftigere in den Schlag hineingebracht. Das Vornehme, Haltungsvolle und — wie soll ich sagen? — den Duft, die Patina einer vielhundertjährigen kultivierten oder überkultivierten Geistigkeit hatte sie vom alten Herrn.

Sie wußte, daß ihr Vater sterben mußte, und der alte Herr hatte keine Ahnung, er plauderte, scherzte, war liebenswürdig und wollte Angenehmes und Heiteres hören. Schmerzen hatte er nie — niemals! Seine Tochter sagte mir mit zusammengebissenen Zähnen: „Wenn er leiden müßte, würde ich ihn vergiften! Ich würde ihm Morphium geben, wenn Sie's nicht geben wollten." — „Wie würden Sie sich Morphium verschaffen?" fragte ich. (Aber ich hätte es gegeben!) „Das weiß ich nicht. Ich würde es mir verschaffen." — Ich glaubte ihr. Eigentlich behielten wir den greisen Patienten nur der Form wegen, er sollte nicht erschreckt werden durch die Mitteilung, daß wir für ihn nichts tun könnten. So wurde seine Diät geregelt, er aß gut und mit Appetit, er bekam Umschläge und Bäder, hatte einen geschickten Wärter und eine hübsche und fröhliche Schwester. Er war glücklich bei uns, glaube ich, allen Kranken gefällt die beständige Tätigkeit um ihre Person, behagen ihre sieben oder acht Mahlzeiten, häufigen Besuche der Ärzte und des Pflegepersonals, die gute Ordnung und Regelmäßigkeit der Anwendungen. Er fühlte sich sehr wohl. Ich empfand Sorgen um die Tochter. Sie wurde perlblaß und schmal in der Zeit — ja, perlblaß! — nicht gelb oder fahl, sie hielt sich sehr gerade in ihrem hübschen, knappen Schneiderkostüm, sie war immer heiter, immer tapfer. Dieses Mädchen liebte ihren Vater mit einer Art Mütterlichkeit, die das alte Kind mit Kajolieren aller Art, mit vollkommener Anbetung belohnte. Ganz im Anfang, als noch von einer Operationsmöglichkeit die Rede war, sagte er: „Ich tue, was mein Johannchen will. Mein Johannchen soll bestimmen!"

Der große Chirurg, der ihn untersuchte, verschmähte hier selbst den geringsten Scheineingriff, der Fall war zu hoffnungslos, höchstens sechs bis sieben Wochen hatte der alte Mann zu leben. Warum ein Leben künstlich und unter Qualen verlängern, das seine natürliche Grenze erreicht hatte?

Sie hatte nur für diesen freundlichen und egoistischen Vater gelebt, das erriet ich. Sie hatten immer einsam gelebt, erst auf dem Gut, dann in einer west-

lichen Villenstadt. Nie hatte sie geliebt, nicht einmal und bloß von außen mochte Begierde sie gestreift haben, trotzdem besaß sie Leidenschaft und Sinne, die romantische, überspannte Sinnlichkeit der Jungfrauen und der Königskinder. Nur in ihrer abgeschlossenen und ausschließenden Keuschheit konnte sich so viel Mut mit so viel Weltunkenntnis paaren, gesellte sich der stolzesten Kühnheit des Denkens eine fast kindische hilflose Damenhaftigkeit in Auftreten und Handeln. Denke dir, ein Mädchen, das eine Bombe schleudert und sich keinen Stiefel selber zuknöpft, die dir in jedes Jenseits von Gut und Böse folgen kann und unter dem dreisten Blick eines Betrunkenen errötet! Mich, ich muß es dir ganz offen gestehen, entzückte das weiblich Zarte in der Amazone und diese unbedingte, sauberste, kristallene Wahrhaftigkeit, weil eben in ihr nichts zu lügen oder heimlich zu halten war.

So dumm, göttlich dumm war diese fromme und anarchistische Wahrhaftigkeit aus der Altmark! „Weil Sie Ärzte sind, habe ich immer geglaubt, Sie müßten wahrhaftig sein! Ich weiß, daß Geistliche, Beamte, Lehrer gezwungen sind zu lügen, um leben zu können, um ihr Amt auszufüllen, müssen sie ja lügen! Aber Sie, in Ihrem Beruf, die mit dem Körperlichen zu tun haben, mit dem, was ist, der Tatsache, Sie haben das höchste Vorrecht, wahrhaft sein zu dürfen! Vor Ihnen steht der Mensch nicht als Fürst, als Minister, als Priester, sondern nackt, geängstigt, von Schmerzen zerrissen, von Wunden und Geschwüren entstellt. Wo bleibt da sein Hochmut, der ihn selbst und von ihm Abhängige zur Unwahrheit zwingt? Sie sind Unabhängige, Wissende, Sie wissen die Wahrheit, von Ihnen muß jeder sie hinnehmen."

„Aber, mein Fräulein, wir wollen leben, Geld und Ruhm verdienen."

Das verblüffte sie; es verblüffte sie in der herzlichsten und erstaunlichsten Weise. „Wenn man jeden Tag dem Tod und immer wieder ihm ins Auge schaut, kann ich mir nicht denken, daß das Leben in seinen kleinen Eitelkeiten viel Wert behält."

„Ein weiches Ruhebett behält seine Weiche, ein guter Tropfen seine Blume und ein Rebhuhn seinen Wohlgeschmack," sagte ich ihr brutal. Es freute mich, mit ihr offen zu sein, denn sie forderte die Offenheit heraus und dachte darüber, verarbeitete sie.

Ja, gerade durch meinen scheinbaren Zynismus ihr gegenüber wurden wir gute Freunde! Sie glaubte mir; dem Professor und den Schwestern zum Beispiel glaubte sie nicht.

Sie blieben etwa fünf Wochen, und ich sah das Mädchen täglich. Der Professor machte um ihretwillen eine Ausnahme, sie durfte in der Klinik neben ihrem Vater schlafen. Der alte Herr war naiv glücklich über sein Johannchen, Johannchen putzte ihn und legte ihm die Zigarren heraus, sie schenkte ihm die knapp bemessenen Gläschen Wein ein, Johannchen kurtisierte die ihr unsympathische Schwester Georgine, damit sie zu ihrem alten und galanten Patienten freundlich war, sie ertrug den Professor, weil sein Besuch ihren Kranken freute und ehrte.

„Sie lügen ja selbst, Fräulein Johannchen!" neckte ich sie einmal.

„Ich leide," schnitt sie mir die Scherzhaftigkeit kurz ab.

Sie verließen uns dann. Die Schwester und die Oberin selbst geleiteten den Kranken an den Landauer. Der Professor hatte ihn am Morgen getröstet. „Sie werden neunzig Jahre, Herr Major! Einen solchen Patienten wünsche ich mir alle Tage!" Er war ein liebenswürdiger, beliebter und dankbarer Patient gewesen.

Ich vergaß sie dann, ich muß es dir zu meiner Schande gestehen! Oder nein, nur aus meinen Tagesgedanken schwand sie, im Unterbewußtsein lebte mir Johannchen fort als etwas sehr Reines, Heißes und Jungfräuliches, etwa wie das vestalische Feuer oder wie Gletscherluft — welches du vorziehst!... Ich bin ein prosaischer Mensch, ich brauche so was in meinem Alltagsleben, nur den Ge-

danken dran, das Wissen drum. — Dummheit? Der Fetischanbeter macht's eben auch nicht anders.

Also Johannchen war fort. Der alte Herr, hörten wir noch, starb im Dezember, sieben Wochen nachdem er uns verlassen hatte, sanft und schmerzlos: ein Gehirnschlag hatte allen Weiterungen und Verwicklungen ein kurzes und gnädiges Ende gemacht. Auch der Professor war aufrichtig erfreut darüber. Er hat Glück gehabt. Ein lieber und feiner Mann! Sicher wird die nette und rassige Tochter jetzt heiraten!

Johannchen muß tatsächlich geheiratet haben, denn als ich sie wiedersah, war sie Frau, die Frau eines älteren Freundes ihres Vaters. Ich arbeitete damals im Sommer im Sanatorium von Schlesinger am Untersberg, der Mann, Graf Kehlheim, hatte seine Frau dahin gebracht; das Paar war auf Reisen gewesen, er wußte sich nicht anders zu helfen, Schlesinger genoß einen großen Ruf in diesen besonderen Kuren. Und der Graf hatte wenig Zeit, er interessierte sich für Jagd und Sport, für Hunde und Schießen, was weiß ich! Auch fehlte ja seiner Frau wahrscheinlich nichts Ernsthaftes, solche Männer glauben immer nicht an die Krankheiten ihrer Frauen, aber wenn sie selbst der kleine Zeh zwickt, ist der Teufel los, die Frau hat's mitzubüßen! Graf Kehlheim kam und verschwand, das Johannchen blieb. Es war mein Johannchen, trotz der Frauenschaft Mädchen, herb, kühl und tödlich ernsthaft.

Ich habe bei meinem Gewissen, bei meiner letzten innersten Wahrhaftigkeit — denn es ist dumm und knabenhaft, auf Ehre zu schwören — geglaubt, daß es mit ihrer Krankheit nichts auf sich habe! Ein langwieriger, chronischer Katarrh, verschlimmert durch Reiseüberanstrengung, durch das unregelmäßige Leben, durch sträfliche Vernachlässigung. Johannchen war nie krank gewesen, ihr Körper existierte einfach nicht für sie, deshalb hatte sie wohl auch früher die Beschwerden des alten Herrn zuerst zu wenig ernsthaft genommen, nachher machte sie aus dem einfachen, natürlichen Hinwelken und Auslöschen eines alten Mannes eine Tragödie. Sachunkenntnis! Die Gräfin war abgemagert, sonst wohl und kräftig, von guter, gesunder Farbe. Auch ihre Stimmung war gut, zu gut, aufgeregt, unnatürlich gut. Ich sah sogleich, daß eine fixe Idee sie beherrschte, eine dieser unaufgeklärten, hirnentsprossenen Kräfte, die nervöse Temperamente in Katastrophen treiben — zu Selbstmord oder Ehebruch — oder Verbrechen. Gräfin Kehlheim war in ihrer Ehe nicht glücklich, auch nicht unglücklich. Das war das ärgste — sie wollte sterben, sie wußte, daß sie sterben mußte. Sie hatte ihres Vaters Krankheit, sie, sie kannte ja die Symptome, ihr log man nichts vor! Ich hielt für meine Pflicht, Schlesinger auf diese Voreingenommenheit der Patientin, die ich von früher kannte, aufmerksam zu machen. Er ärgerte sich ernstlich, er schalt sie deshalb ordentlich aus.

Johannchen lächelte. „Ich kenne diese Redensarten alle. Wir sind kleine Kinder, die einschlafen oder bitteres Pulver nehmen sollen. Man redet uns gut zu. Selbst den Ton der Herren Ärzte dabei kenne ich so gut — diese zu hohen, zu fröhlichen, eingeölten Stimmen! Man spricht mit Tieren und mit Babys so. Und ich hasse die ergebenen, gläubigen Tieraugen der Kranken, die an jedem Wort, jeder Miene hängen! Was ist denn der Tod? Was heißt denn Sterben? Ich habe es gesehen. Ich fürchte mich nicht."

„Dann lassen Sie es an sich kommen."

„Nein, ich fürchte die Schmerzen, die Hilflosigkeit, die Last, die man bedeutet, dieses Elend für die andern! Gibt es größeres, demütigenderes Elend, als tatlos und ratlos zur Seite stehen, wenn eins leidet und Angst hat? Denn die Angst ist da, sie war auch bei meinem Vater da! Er hatte so einen gejagten Blick oft, wie als ob man ihn hetzte. Und als er noch gehen konnte, ging er zu

rasch, ruhelos. Er fühlte den Jäger hinter sich, wollte sich nicht umblicken, wollte ihn nicht sehen. Ich sehe ihn, und er ist gütig, er ist nicht leidenschaftlich oder selbstsüchtig."

Also hatte sie unter Leidenschaft und Selbstsucht gelitten? Sie hatte gelitten, feine, stolze Frauen, wie müssen sie leiden, nur klagen sie nicht wie die gewöhnlichen und sklavischen Weiber. Niemals hatte jemand diesen Stolz unterworfen, jemand, der sie beglückt und verstanden hätte — sie blieb dadurch unruhig und beunruhigend. Das Mädchen Johanna hatte mich sehr angezogen — die Frau bedeutete eine Gefahr für mich.

Das Sanatorium Untersberg hat einen wunderbaren alten Park. Schlesinger liebte es, daß wir uns mit den Patienten und Patientinnen beschäftigten und sie aufheiterten. Er war selbst kein Spielverderber und „spielte" gern. Da sind das Johannchen und ich unzählige Male zwischen den Wiesen, den Ahornen und Fichten auf und ab gegangen, wir sind in die Unterbachschlucht zusammen hinabgestiegen und saßen auf den Bänken oben am Hang und in den Rosenlauben. Wir philosophierten. Eigentlich philosophierten wir beständig! Sie wollte alles wissen, sie hatte so sehr viel gedacht und in ihrem Denken die äußersten Folgerungen gezogen. Im Erleben war sie kleines Mädchen geblieben und war Gräfin Kehlheim geworden. Ja, konnte man denn allein einen Mietskontrakt ausfüllen oder Steuern bezahlen oder Reisegepäck umexpedieren? Du weißt, ich bin selbst ein Anstreicherssohn und konnte ihr darüber einiges erklären oder ihr auch den Kopf zurechtsetzen. Denn verschroben war dieser Kopf! — Du mußt dir vorstellen, ein Vollblutfohlen ist in seinem eignen herrschaftlichen Park immer frei herumgelaufen, ohne Zaum und Sattel, der Park war weit und hatte Bäume, Blumen, Himmel und Wolken. Am Ende bildet sich solch ein prinzliches Tierchen ein, sein Park ist die Welt. Und wer kann sich darüber wundern?

Das Johannchen gab sich so frei und vollkommen — geistig — weil sie sterben mußte. Dies war ihre letzte Freude von der Welt, ihr Teil. Graf Kehlheim schickte Ansichtskarten von Baden, von Berlin und Ostende. Sie sprach von ihm nie, weder im Guten noch im Schlechten — ich glaube wahrhaftig, daß sie ihren Mann vergessen hatte! Er gehörte so wenig in ihr inneres Leben, und das kranke und sterbende Johannchen wollte leben.

Auch Schlesinger teilte meine Meinung, daß die Krankheit belanglos war. Die Heilung allerdings machte so recht keine Fortschritte; das Johannchen unternahm lange Spaziergänge, redete, lachte. Sie war glücklich und lebhaft. Schmerzen und Beschwerden hatte sie nicht — beim Vater war es ja das gleiche gewesen! Wir setzten ihr vergebens auseinander, daß in ihrem Alter eine so schwere Krankheit ganz verschieden auftreten und verlaufen mußte. Unglücklicherweise war im Sanatorium eine alte Dame, die an der gleichen Krankheit, von der Gräfin Kehlheim sich befallen glaubte, hinstarb. Auch diese alte Dame litt keinerlei Schmerzen, sie fand ein besonderes Wohlgefallen am liebenswürdigen und unterhaltenden Johannchen — trotzdem war die Patientin vom Tode bereits gezeichnet. Schlesinger dachte über Mittel und Wege nach, sie in die Heimat zu befördern — Todesfälle im Sanatorium verstimmen und verscheuchen die Gäste! Das Johannchen durchschaute seine Bemühungen sehr genau: Sehen Sie, jetzt behielt er sie sieben Monate und hat viel Geld an ihr verdient, und nun soll sie weggehen, obgleich sie bleiben möchte, weil sie todkrank ist, weil ihr Tod einen Mißklang brächte in dieses Lügenkonzert, zwischen all die geschickten und schlauen Täuschungen der Kranken, die tanzen und flirten und Pläne machen. Obgleich sie Gezeichnete und Ausgestoßene und Überflüssige sind.

Sie empfand eine gewisse Genugtuung darüber, daß ihre eigne Genesung keine Fortschritte machte, daß sie weiter jede Woche im Gewicht abnahm; unser

Erstaunen und unsre Ratlosigkeit hielt sie für berechnet und aufgesetzt. Ich schwöre dir nochmals, wir glaubten, daß ihr nichts fehlte, sie war nur nervös und nicht vorsichtig genug. Sogar mir ließ der Chef mal einen Warnungspfiff angedeihen: Diese kleine Frau besteht nur aus Nerven. Beruhigen Sie sie, aber regen Sie sie nicht auf! Da ist alles Schießpulver, da dran darf kein Funke, höchstens Watte — Fango — Fango, mein Lieber! Seien Sie Morast, aber seien Sie nicht Prometheus! Wir erleben ein Unglück sonst!

Zur endgültigen Beruhigung der Patientin heckten wir dann zusammen aus, daß es günstig sein würde, einen berühmten Chirurgen aus Frankfurt kommen zu lassen, der noch einmal und gründlich untersuchen, unser Urteil von der Harmlosigkeit des Leidens bestätigen sollte. Der große Mann kam, sah und nahm uns fast übel, daß wir ihn für so Geringfügiges bemüht hatten. „Keine Aufregungen, Diät, Schonung!" lautete sein Rezept wie unsres. Solche chronischen Katarrhe erforderten Geduld.

„Ich hätte gemerkt, wenn Sie von einer Operation gesprochen hätten," erklärte mir das Johannchen hinterher. „In meinem Alter hätten Sie noch eine Operation versuchen müssen. Dann wußte ich ja Bescheid, trotz aller Beruhigungen und Gegenversicherungen."

„Und was hätten Sie getan?" — „Ich hätte mich totgeschossen." Ich nahm sie nicht ernsthaft genug, Damen sind immer radikal. Und viele von ihnen scheuen Schmerzen in einer lächerlichen Weise; dann lieber tot! — eh' ich mir einen Zahn ziehen oder ein Geschwür einschneiden lasse. Sie haben doch viele und heftigere Schmerzen in ihrem Frauendasein naturgemäß zu ertragen, dennoch ist ihnen das Leben an sich weniger ein Gut als uns. Ich glaube, daß die größere Nähe zur Natur diese Gleichgültigkeit erzeugt. Die Frau freut sich leichter, sie lacht und weint, stirbt, wie Blumen oder Vögel sterben — furchtloser! Das Gewissen, die Phantasie, das Denken macht feige und vorsorglich.

Das Johannchen täuschte mich. Ich hielt sie durch diesen Besuch des Chirurgen, den Beweis vor Augen, für überzeugt. Sie aß wenig und wurde sehr dünn, die Anzeichen des Katarrhs blieben in alter Weise bestehen, mal ging es besser, mal schlechter. Der Sommer war naß und kalt, alle unsre Patienten litten unter den Witterungsverhältnissen. Der Graf fing an, von seiner Rückkehr zu schreiben. Er wollte seine Frau den Winter über in den Süden führen, nach Ägypten oder Indien. Er wurde unzufrieden, daß ihre Heilung keine Fortschritte machte; sie sollte Fleisch essen und Wein trinken. Eine kranke oder schonungsbedürftige Frau paßte in alle seine Pläne nicht.

Den Tag war sie lieb und weich in der Untersbachschlucht, wo schon die Platanen anfingen sich zu verfärben, die Tannen dunkler und die Wiesen gelbgrün wurden. Mir steht sie immer in der Erinnerung so: ein schmales, schlankes Rehchen mit raschen, gleitenden Bewegungen, in einem weißen, schleppenden Musselinkleid mit einem silbernen Schleiertuch um den bloßen Hals und dem braungoldenen, dichtangescheitelten Köpfchen!

Immer sehe ich die besonnte Schlucht in der gelben Herbstbeleuchtung und die weiße, schlanke, körperlose Frau, eine Undine oder Nixe, Wesen, die, wenn man sie derb und mit irdischen Händen anfaßt, entschwinden und kichernd oder sprühend zerrinnen. Trotzdem war sie heiter, fast ausgelassen. Gott verzeih's mir — an den Grafen habe ich als Verzeihenden oder Nichtverzeihenden nie dabei gedacht — ich habe auf der Bank unter den Tannen das Johannchen in den Arm genommen und geküßt! Ein einziges Mal, und eigentlich wunschlos, ohne Frechheit oder Gier, wie man etwas sehr Schönes, Zerbrechliches und Feines küßt. „Den Stein, den du nicht aufheben kannst, sollst du küssen und liegen lassen," sagt ein persischer Weiser.

Dies ist schwer zu erklären oder zu zerlegen. — Sie hat's nicht mißverstanden.

Den Abend hat sie sich erschossen. Weil sie krank wäre und nicht wieder gesund werden könnte. Sie hätte ihres Vaters Krankheit, die Krankheit mit dem schrecklichen Namen — sie wüßte es ganz genau. Sie darüber wegzutäuschen, half nicht. Sie dankte uns für die Rücksicht, sie dankte auch für die Lügen.

Der Graf nahm die Geschichte kühl auf. Er tobte, drohte Schlesinger verklagen lassen zu wollen. Was das Kurioseste ist, bei der Sektion, die auf beider Betreiben vorgenommen wurde —"

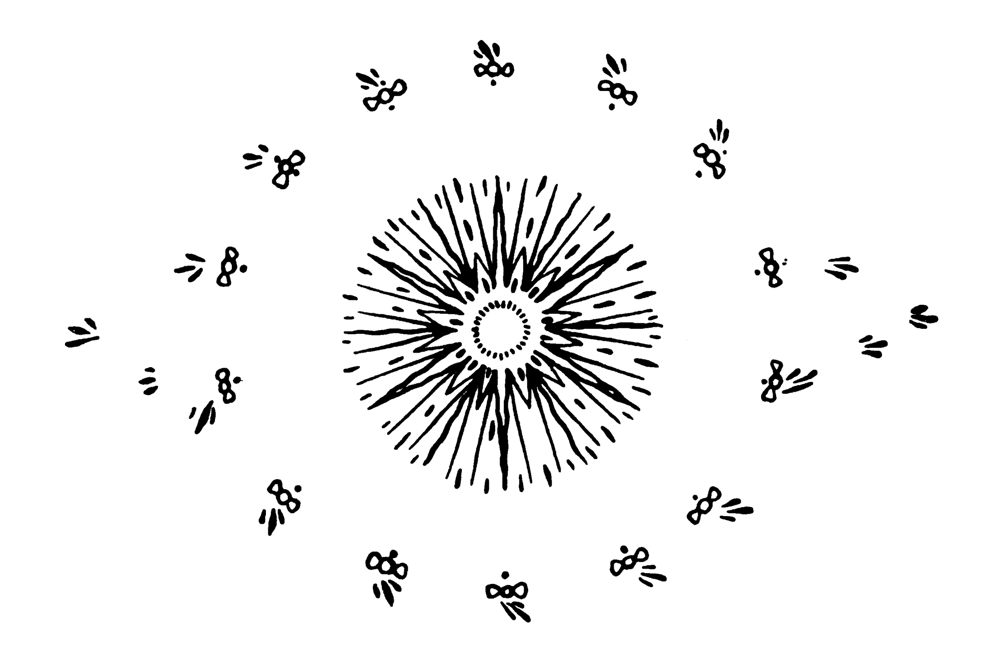
„War es Krebs."

Mein Freund nickte. „Allerdings so hoch sitzend, in kaum wahrnehmbaren ersten Anfängen, daß wir uns alle täuschen konnten. Ich hatte ihr auf mein eignes Leben geschworen, daß sie gesund sei. Sie glaubte mir nicht. Sie glaubte keinem Arzt mehr, weil sie uns einmal lügen gehört hatte. Die Lüge ist immer gefährlich, immer Gift."

„Glaubst du nicht, daß in ihr innerlich eine andre Lüge war? Das Ungebrochene, wie du sagst, die gleichgültige Ehe." — Er zuckte die Achseln: „Wer weiß? Wer gesteht sich selbst die Wahrheit? Ich habe sie geliebt, mein Freund, jetzt weiß ich, daß ich diese Frau wahnsinnig und frevelhaft geliebt habe. Und trotzdem küßte ich sie mit dem Kuß eines Priesters, eines Bruders. — Ich hab' sie geküßt wie eine Tote."

„Nach allem war ihr Wahn die Wahrheit."

„Was ist Wahrheit?" sagte mein Freund gequält. „Oder was wissen wir?"





Josef Limburg: Madonna

(Zu dem nebenstehenden Artikel)



Josef Limburg: Die Reue

Josef Limburg und sein Werk

Von

Hermann Rosenfeld

Vor den Ruhm haben die Götter den Schweiß gesetzt. — Das ist auch in der Kunst eine unumstößliche Wahrheit; sowenig auch manche von den Jüngeren und Jüngsten diese Wahrheit gelten lassen wollen, so wird doch gewiß ein Künstler nur durch wahrhaft ernste und hingebende Arbeit zur Größe und Bedeutung gelangen. Das ist das Fundament, worauf sich auch die künstlerische Stellung des Bildhauers Josef Limburg stützt, von dessen reichem Schaffen wir heute eine Anzahl Abbildungen unsern Lesern vorführen.

In verhältnismäßig jungen Jahren hat Josef Limburg es zu Anerkennung und Weltruf gebracht; bei ihm einigt sich geniales Können mit temperamentvoller persönlicher Initiative, worin wohl meistens das Geheimnis des Erfolges zu finden ist. Ein geborener Hanauer, studierte er an der Berliner Akademie, aber den entscheidenden Anstoß hat er doch wohl im Atelier des unvergeßlichen Viktor Tilgner in Wien erhalten. Von 1900 ab suchte er zwei Jahre lang in Rom im Verkehr mit der Antike und Renaissance die letzten Ziele der Kunst zu meistern.

Gerade dieser Weltstil der Plastik, den man sich bei entsprechender Kongenialität nur in Florenz und Rom aneignen kann, tritt bei einem Teil seiner hier abgebildeten Werke deutlich hervor. Schon sein Erstlingswerk, „Der Geigenspieler“, mit dem er im Jahre 1898 auf der Großen Berliner Kunstausstellung debütierte, gibt beredtes Zeugnis einer großen Gestaltungskraft und bewunderungswürdigen Kenntnis des mensch-

lichen Körpers. Seine Gruppen zeichnen sich nicht nur durch glückliche Komposition, sondern auch durch Leidenschaft und tiefe Empfindung aus.

Die Art, wie der Künstler dieses Menschenpaar zu harmonischer Einheit von höchster Schönheit der Formen und Linien zu verschmelzen wußte, ist wun-



Josef Limburg: Mignon (Porträtstudie)

Der Geiger ist im Spiel versunken,
Der Macht der Töne sich bewußt,
Und dicht an ihn lehnt wonnetrunken
Ein Weib sich in bacchant'scher Lust. —

derbar. Werden wir bei dieser Gruppe durch das wilde Temperament des Sinnenrausches gefesselt, so zwingt uns bei der „Reue" die Wucht des Schicksals

in die kalte Wirklichkeit zurück. Hier ist der Sinnenrausch verhallt, und vor seinem genossenen Glück ist der Jüngling auf die Knie gesunken und küßt dem Bilde seiner Träume die sich ihm entwindende Hand. Die jugendfrischen Akte sind prächtig modelliert, und es ist zu bedauern, daß dieses Kunstwerk nicht schon längst in einer Galerie einen Platz gefunden hat, wo es für jedermann sichtbar wäre. Den Gruppen schließt sich die schön schreitende „Technik", geführt von der „Wissenschaft", an, zwei edle jugendliche Frauengestalten, die Hand in Hand mit stolz erhobenem Haupte sich als „Technik und Wissenschaft" vereinen. Der Künstler hat noch mehr reizvolle Gruppen geschaffen, wie „Neckerei", „Lorelei", „Junge Liebe", „Abschied", „Ave Maria", „Ein Tanz", denen sich

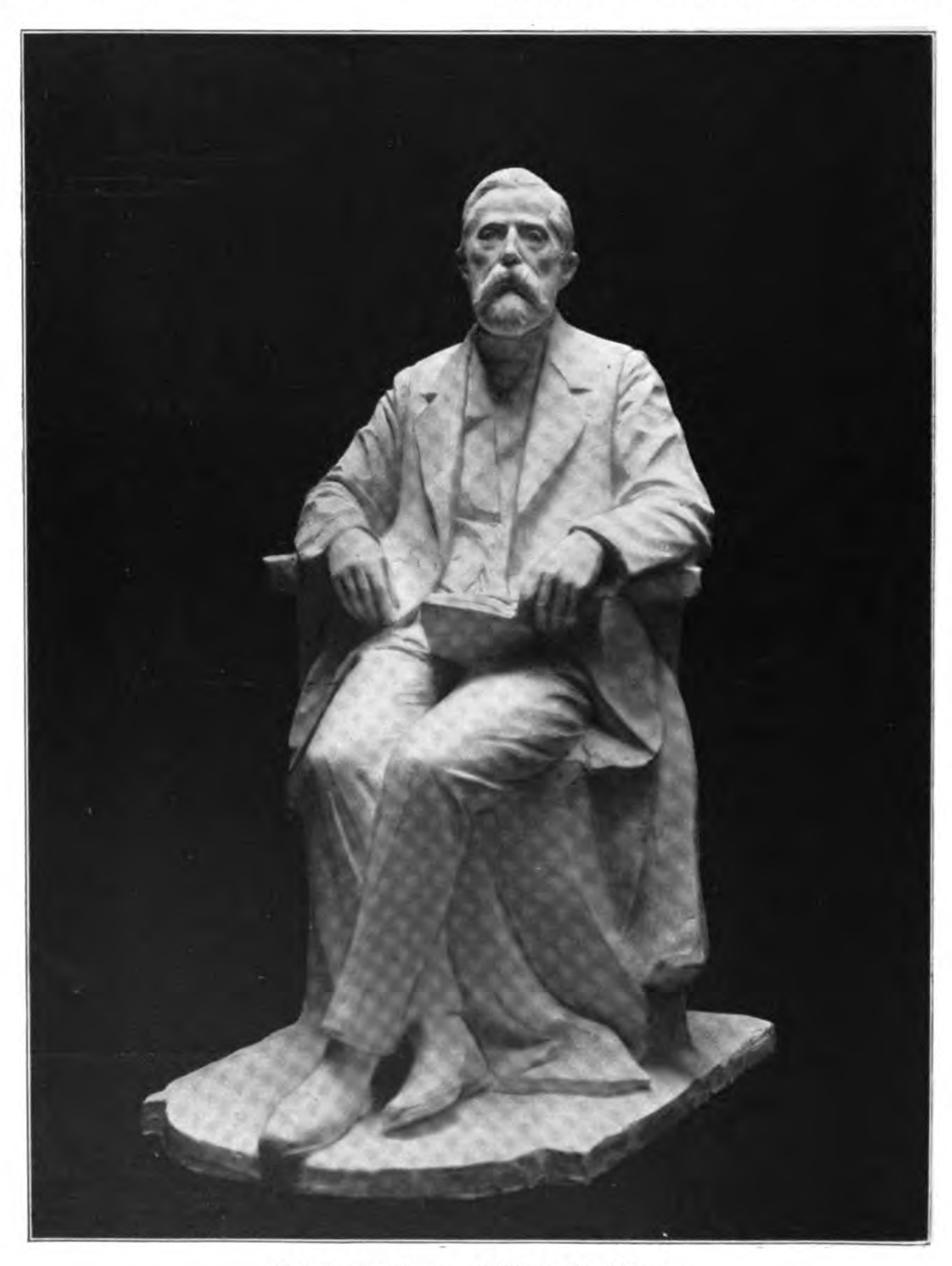


Josef Limburg: Cléo de Mérode

eines seiner neuesten Werke, „Weinernte“, anreiht.

Von besonderer Grazie sind seine Frauengestalten; ein Hauch idealer Keuschheit strömt von diesen herrlich geformten Körpern aus. Betrachten wir den Linienfluß der „Aurora“, die sich mit einer graziösen Handbewegung vom Schleier befreit, um in vollster Schönheit zu erstrahlen.

Auch für die religiöse Kunst war Limburg tätig; drei überlebensgroße Bronzestatuen, darunter seine 1908 ausgestellte „Madonna mit Kind“, schmücken die katholische Kirche in Zehlendorf und eine bronzene Kreuzigungsgruppe den Hauptaltar in Spandau. Aufsehen erregte seine Papstbüste, nicht nur weil Limburg der Auserwählte war, das erste offizielle Papstbildnis anfertigen zu dürfen, son-



Josef Limburg: Viktor Blüthgen
Entwurf zu dem in Freienwalde an der Oder geplanten Denkmal des Dichters



Josef Limburg: Plakette Albert Traeger

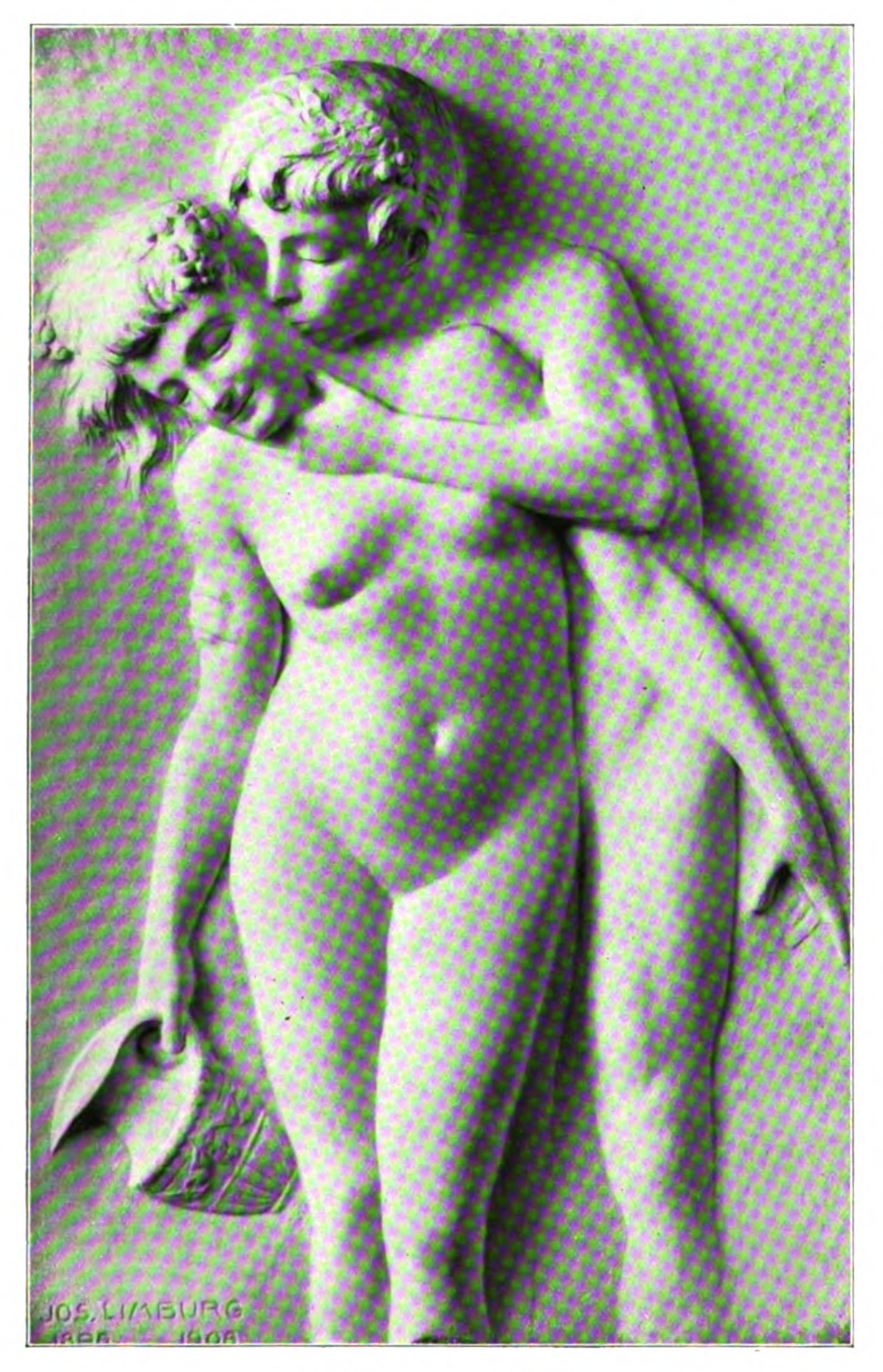
dern auch, weil es sich hier um das beste Bildnis Pius' X. handelt, der in dieser Gestalt der Nachwelt fortleben wird. Dies führt uns auf die weitverzweigte Tätigkeit des Künstlers als Porträtbildhauer. Während seines ersten Aufenthaltes in Rom 1900 bis 1902 schuf er ein Denkmal des Papstes Gregor XIII. für das Collegium Germanicum, ferner die Büsten des Kardinals Steinhuber, des Bischofs Dr. Freiherr Franz Zorn von Bulach, Baron von Rotenhan, die Porträthalbfigur des Bildhauers H. Gerhardt im Museum der Akademie di S. Luca in Rom 1902, Monsignore Dr. Wingeroth, Baron Paul von Matthies und andre. Die in der Marmorbüste des Kardinals Steinhuber bekundete sprechende Ähnlichkeit und lebensvolle Auffassung veranlaßte den jetzt regierenden Papst, Limburg 1904 nach Rom zu berufen und ihm in der zu einem Atelier umgewandelten Sala del Consistorio mehrere Sitzungen zu gewähren. Pius X. hat seine Büste im Vatikan aufstellen lassen und unter Verleihung des Titels Cavaliere den Künstler ausgezeichnet. Seine porträtistische Tätigkeit führte Limburg auf weitere weite Reisen in Schlösser und Paläste. Im Jahre 1903 arbeitete er im neuen Palais in Zarskoje Selo die Büste des Großfürsten Boris Wladimirowitsch, ein Werk, das in Rußland mit großem Beifall aufgenommen wurde. In St. Petersburg führte er die Marmorbüsten des Kunstfreundes und kaiserlichen Hofjuweliers Karl Fabergé und dessen schöner Gattin aus. Von Rußland zurückgekehrt, erhält er den ehrenvollen Auftrag, auf Schloß Plawniowitz in Oberschlesien die Marmorbüste des damaligen Präsidenten des

Deutschen Reichstags, Exzellenz Graf von Ballestrem, zu modellieren. Schon 1903 führte er die Marmorbüste des Staatsministers von Delbrück aus die an. Die Marmorbüsten von Unterstaatssekretär Fleck, Baurat Krause, Geheimrat Professor Martens im Königlichen Materialprüfungsamt, Geheimrat Heck-



Josef Limburg: Aurora

im Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes, in der Reichsbank und in der Familie Delbrück Aufstellung fand. 1905 modellierte er in Dessau die Büste des Dr. W. von Oechelhäuser. Weitere Charakterköpfe von Männern der Kunst und Wissenschaft reihen sich erfolgreich mann, dem Danteforscher Professor Dr. Paul Pochhammer, dem Architekten Geheimrat Ch. Hehl, Bildhauer Professor Max Wiese, Carl Limburg, Maler Ismael Gentz, Direktor Th. Schall, Hofjuwelier S. Salz, Direktor Max May, Viktor und Clara Blüthgen, Professor



Josef Limburg: Neckerei



Josef Limburg: Frühling

Dr. Klemperer, Professor Burmeister, Bergrat Pieler, S. B. Ruffer, Emile Sauret, Professor F. Schneider, Professor Dr. Ermanno Loevinson und noch vielen andern. Die hier abgebildete Medaille von Geheimrat Albert Traeger gibt den alten Parlamentarier außerordentlich gelungen wieder.

Wenden wir uns von diesen Charakterköpfen, in denen ein großes, gedankenreiches Leben in Marmor gefesselt ist, seinen weiblichen Porträtbüsten zu. Frau Geheimrat Borsig und die reizenden Kindergruppen ihrer Enkel, Viola Andersen, Gräfin Arco, Cléo de Mérode, die schöne französische Tänzerin, zeichnen sich, wie die Porträtstudie der Mignon, einer ebenso schönen jungen Engländerin von edelster Rasse, durch Noblesse der Darstellung und zarte Formengebung aus.

Von Interesse ist es, eine Besprechung des kürzlich verstorbenen siebenundachtzigjährigen Professors Ludwig Pietsch wiederzugeben, der sich anläßlich einer Kollektion, die im Künstlerhause ausgestellt war, folgendermaßen äußerte: „Zu den gelungensten unter allen diesen Kunstschöpfungen gehören die Büsten von der Hand Josef Limburgs. Dieser vorzügliche Künstler hat sich in das Wesen des römischen Klerus so tief eingelebt, hat die Erscheinung seiner Vertreter — der wohlgenährten wie der hageren, der behaglichen, der jesuitisch Feinen und der weltfeindlichen Fanatiker — so gründlich studiert, daß es ihm ganz merkwürdig gelungen ist, in der Darstellung ihrer Köpfe das Typische, den Gattungscharakter, auch bei der größten Verschiedenheit der Individualitäten so herauszuarbeiten, wie ich es noch von keinem Bildhauer unsrer Zeit erreicht gesehen habe. Die Halbfigur seines Kollegen Gerhardt und der römische Junge von Limburg sind in ihrer Art nicht geringere plastische Kunstschöpfungen!"

Ich kann diese Zeilen nicht schließen, ohne zu bemerken, daß ich recht oft Gelegenheit hatte, Künstler aller Gattungen kennen zu lernen, doch selten einen so bescheidenen und natürlichen Menschen wie Josef Limburg.

Der Wanderer. Von Ludwig Finckh

Auf einem Grab im Norden,
Da steht ein grauer Stein,
Mein Haar ist bleich geworden,
Was nutzt das Traurigsein?
Ich wandre in der Welt umher
Und trag' den Ranzen kreuz und quer,
Der drückt mich schwer.

Die Krokus und Narzissen,
Die wachsen aus dem Feld,
Die Rosen wollen sprießen,
Wo's ihnen gut gefällt.
Ich stopfe sie in meinen Sack;
Der Efeu und der Portulak
Sind ganz nach dem Geschmack.

Pack auf, pack auf, die Nelken,
Sie haben leichten Duft,
Sie sollen ihn verwelken
Beim Liebchen auf der Gruft.
So reise du ans blaue Meer
Und schüttle deinen Ranzen leer,
Der drückt nicht mehr.



Durch die Felder von Locronan

Prozessionen. Von Centa Lukas

Es hat's jeder von uns schon an sich selber gespürt: wenn wir irgendwie ein großes „Anliegen" haben — daß es uns dann in der Stube nicht mehr leidet und wir hinaus wollen in Gottes Natur, wo die Brust nicht allein freier arbeitet, sondern auch unser Geist im unendlich weiteren Horizonte ungleich mehr Spielraum findet. Dies auf eine ganze Gemeinde übertragen, schuf die Prozessionen: dieses schön stilisierte Umherirren in ganzen Rudeln sozusagen! Da ist vielen das Kirchlein viel zu eng geworden vor Sorgen um den reichen Felderbestand und vor Flehen, daß doch kein Unwetter den Reichtum vernichten möge. Aber als fromme Abzeichen vergißt man nicht, noch feierliche Geräte aus der Kirche mitzunehmen auf den unruhigen Weg: kleine Bundesladen, Sakramentshäuschen, Stockampeln, Fahnen und Tragkreuze, Marien- und Heiligenstatuen, die hoch und blitzend über den Schultern der laut betenden oder singenden Menge im Zuge einherschwanken. Die einen gedenken mit ihrem Gang heute noch einer Pest, die einst sehr wütete; die andern danken nach mehreren hundert Jahren immer noch und alle Jahr aufs neue wieder einer wunderbarlichen Errettung ... ganze Gemeinden haben durch die langen Jahrhunderte hindurch so gut ihre Einzelschicksale wie ein einzelnes Individuum durch sein kurzes Leben, und daraus entsprang dann die besondere Art, der Sonderzweck und das Ziel so einer Prozession ... Das eine aber haben sie alle gemeinsam, nämlich: daß sie schön sind in der Sommersonne und im warmen Wind — zumal zwischen goldenen Ährenfeldern; und wogen sie nicht selber und neigen sich — zumal



Aufstieg zur Höhe

Die heilige Magdalena



Der heilige Stein

hügelan! — so wie ein langes schmales Ährenfeld?! — —

Wir kennen Italien als Land immer schnell bereiter Prozessionen ... Eine sehr große Prozession aber ist — um eine noch ganz besonders zu nennen, von der



Gottesdienst im Freien

wir auch Bilder bringen — die in dem Örtchen Locronan in der Bretagne. Als Abschluß eines achttägigen großen Wallfahrtsfestes („Pardon“ geheißen), das alle acht Jahre wiederkehrt und wozu viel Volks aus allen Teilen der Bretagne herbeistrebt, bewegt sich da ein großer, großer Zug durch die Getreidefelder in die Berge. Über den Kirchhof von Locronan zuerst und an dem Grabe eines Heiligen vorüber — bis zum letzten Schluß ein Gottesdienst unter freiem Himmel stattfindet. Einmal dabei aber — und das ist ein gar absonderlicher heidnischer Rest in diesem gläubigen Aufzug! — einmal umschreitet die Prozession einen „heiligen Stein“ droben in den Bergen. Und da reiben sich dann die Burschen zumal gern den Buckel an dem massigen Fels und meinen voll einfältigen Glaubens — in einem Atavismus wohl noch von ihren ungläubigen Vorfahren her —, daß ihnen jeder Wunsch, den sie sich eben während des Reibens an dem Stein denken, ganz bestimmt und einfach todsicher in Erfüllung gehen werde. Doch solche heidnischen Intermezzi finden sich nicht selten auch anderswo und auch bei uns hierzulande und erinnern uns alles in allem auf ein neues wieder daran, daß diese ganzen Prozessionen im Grunde heidnischen, vorchristlichen Ursprungs sind. Aus Naturreligionen und -anbetungen herdatierend. Und eben aus jenem instinktiven Gefühl, daß man eine höhere Hilfe, wenn man sich irgendwie bedrängt oder „verlassen“ findet, herbeirufen und — um es ganz sicher zu machen! — direkt herbei*holen* gehen müsse! Dieses Einen-Weg-wohin-Machen, um etwas wirklich zu erreichen, das will die Prozession vornehmlich und von allem Anfang ausdrücken. Und das wurde in der Prozession zu einem solchen Symbol, daß, wenn es gerade nicht anders geht (das heißt, wenn der Zug nicht irgendwie fort von da nach dorten geht) — daß man dann zumindest um die betreffende Kirche dreimal herumzieht! „Mein Herr und mein Gott wird mich doch diesen weiten Weg, den ich mich nun anschicke bis zu ihm hin zu gehen — sicherlich nicht vergeblich machen lassen wollen!“ — das ist der verborgene Sinn der Gebete bei allen Prozessionen.

Erfahrungssätze. Von Otto Weiß

Mancher hat so viele, viele Genüsse! ... Nur eines fehlt ihm: der Genuß.

*

Manchmal muß man im Interesse der Wahrheit — lügen.

*

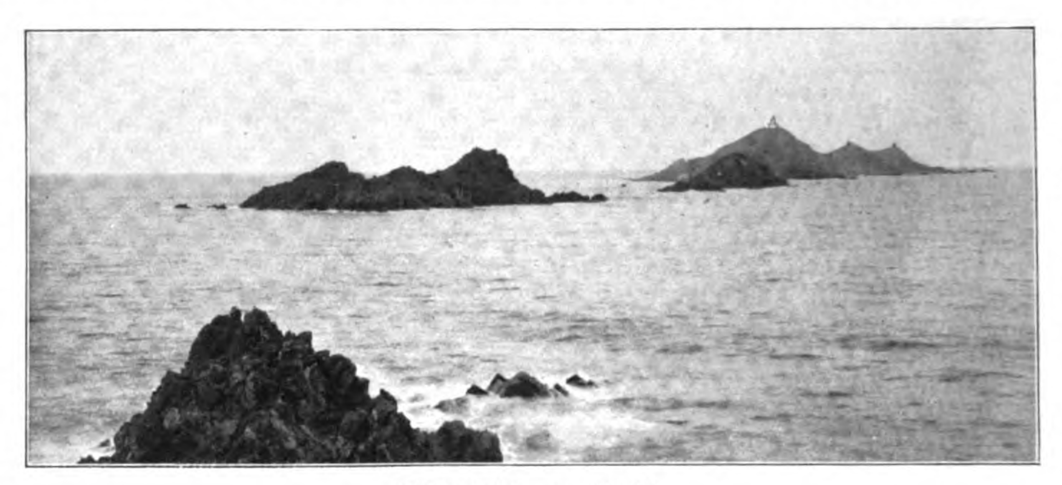
Ihr ganzes Leben hindurch haben viele nur die große Sorge: sorglos zu leben.

*

„Leute, die Scheiben einwerfen, zählen zu den Wohltätern der Menschheit ...“ Dieser Satz, ich versichere, erschiene Ihnen nicht so albern, wenn Sie Glasermeister wären.

*

Ins Album eines Arztes schrieb jemand: „Nicht ich allein, auch andre verließen Ihr Sanatorium geheilt — von dem Wahn, daß man hier geheilt werden könne.“

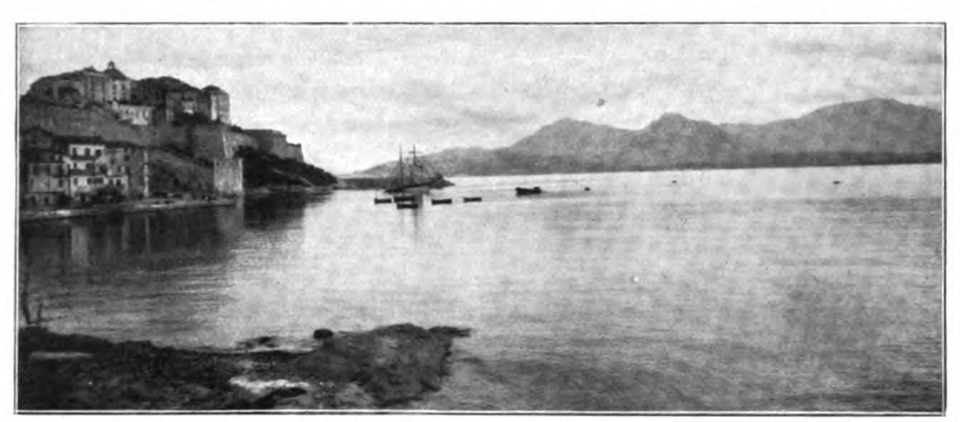


Felseninseln vor Korsika

Korsika, ein neuer Flottenstützpunkt der französischen Marine

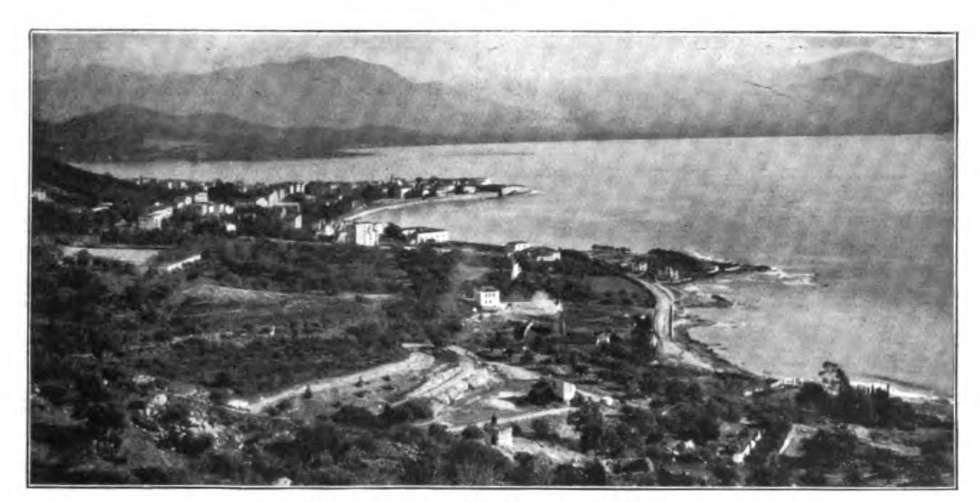
Es ist, als wenn das alte Mittelmeer zu neuem Leben erwachte. Jahrhundertelang hat der Druck der islamitischen Welt wie ein Bleigewicht über dem größten Teil seiner Küsten gelegen, und die alten Kulturnationen auf der Iberischen, Apenninischen und Balkanhalbinsel erschienen wie ermüdet von den Großtaten ihrer Vergangenheit. Jetzt ein

Eisenbahnbrücke bei Vecchio



Der Golf von Caloi

Weinberge am Kap Corse

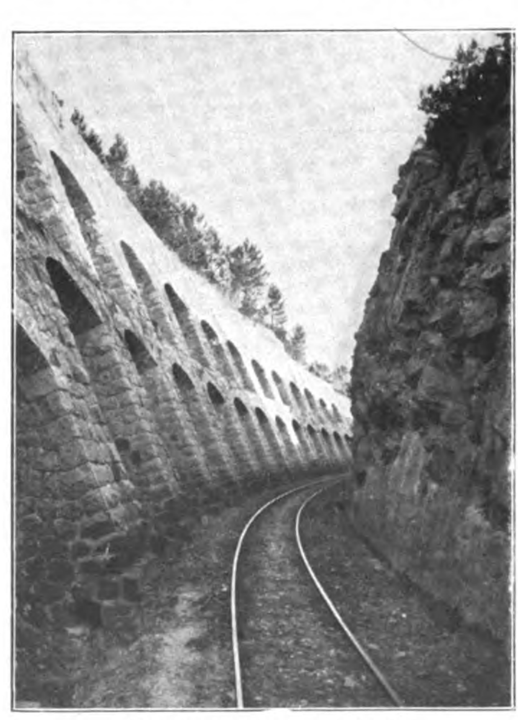


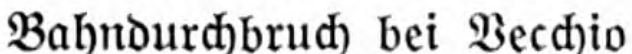
Ajaccio, vom Lande aus gesehen

Regen überall: Tunis, Marokko, Tripolis, Mazedonien und so weiter sind ebenso gar viele Herde teils geschehener, teils drohender Umwälzungen. Soll sich nun wirklich das Schicksal des schon lange kranken Mannes am Bosporus in absehbarer Zeit erfüllen? Jedenfalls ist es begreiflich, daß alle am Mittelmeer beteiligten Nationen sich darauf einrichten, einer etwaigen Liquidation mit möglichst vielen Aktiven gegenüberzustehen, und so mag Korsika auch einen Posten in dieser Rechnung darstellen. Sucht Frankreich auf alle Weise die lateinische Schwesternation für sich zu gewinnen, so muß es doch einstweilen noch immer mit seiner Zugehörigkeit zum Dreibund rechnen, und es leuchtet daher ein, welche Bedeutung eine Flottenstation auf Korsika unter Umständen gewinnen kann, die gleichzeitig imstande wäre, den Zugang zur französischen Küste wie nach Malta zu decken, dessen Schutz England, wie die neuesten Ereignisse fast unzweideutig dartun, zum Teil an Frankreich übertragen zu wollen scheint. F. G.



Straße am Kap Corse





Bahndurchbruch bei Vecchio



Felsen bei San Bonifacio



Damenbildnis. Nach einem Gemälde von H. Fenner-Behmer



Die Entdeckung des Riesenklippdachses

Naturwissenschaftliche Plauderei von

Wilhelm Bölsche

In meiner Bibliothek stehen ein paar kleine alte Bände mit zierlicher Rückenvergoldung — die erste Ausgabe von Cuviers „Tierreich" von 1817. Nach solchem alten, ehrwürdigen Bändchen greift man heute nicht leicht, um sich über laufende Fragen der Tierkunde zu unterrichten. Es muß schon mehr in Sonntagslaune sein, wenn man sich einmal an der Stimmung einer Zeit ergötzen will, die noch weit hinter uns an zoologischem Wissen stand, die aber eines alle Augenblicke erleben durfte, das uns fremder wird: nämlich ganz große Sensationen, Überraschungen dieses Wissens. Eine solche Sensation ersten Ranges steht dort bei Cuvier beschrieben, wenn er von dem Tier spricht, das nach einem übertragenen Namen der „Klippdachs" heißt; mit unserm bärenartigen Raubtier Dachs hat es nichts zu tun; man nennt es auch „Klippschliefer", das heißt: einen, der in engen Klippenspalten gern unterschlüpft (schlieft). In Luthers Bibelübersetzungen figuriert es als das „Kaninchen" der palästinensischen Felsen. Die Klippdachse sind kleine, dick bepelzte Geschöpfchen vom Habitus mittlerer Häschen oder großer Meerschweinchen, die von Syrien bis zum Kap teils so in Höhlen „schliefen", teils hoch im Urwaldgezweige fast affenhaft ihr Wesen treiben. Kein Mensch, der sie so sieht, wird sie wirklich für etwas viel andres halten als Karnickel oder Eichhörner, zumal wenn er aus ihrem Mäulchen auch noch die spitzen oberen Vorderzähne anscheinend völlig nagetiergemäß vorstehen sieht. Als Nagetiere waren sie auch von den Zoologen bis auf Cuvier verrechnet worden. Er aber mußte jetzt den inhaltschweren Satz drucken lassen, diese Klippdachse seien eine „sorte de rhinocéros en miniature"; sie hätten die Backzähne des Nashorns und trügen an den meisten ihrer Zehen kleine Hufe! Man muß in den Quellen der Zeit die Entrüstungsrufe der übrigen Zunftgelehrten von damals lesen, daß so etwas möglich sein sollte: ein Nashorn von der Größe eines Kaninchens! Aber Cuviers Ansehen war zu gewichtig, um dauernden Widerspruch aufkommen zu lassen. Der Klippdachs ist wirklich fortan bei den Huftieren und versuchsweise immer wieder in der Nähe des riesigen Nashorns in den Listen der Tierforscher geführt worden, so schwer's auch fallen wollte; aber man wurde das Gefühl eines Rätsels dabei nicht los, das seiner wahren Lösung noch harrte.

Inzwischen wurden sein Leibesbau und seine Lebensweise von vielen und eingehend studiert. Man stellte jene Tatsache fest, daß er auch auf Bäume klettern konnte, was dann für ein Rhinozeros noch grotesker wirken mußte. Unser großer deutscher Reisender Schweinfurth sah ihn an steilen, glatten Felsen in so unmöglichen Lagen auf und ab turnen, ja todeswund noch wie angeklebt haften, daß er auf eine besondere laubfroschartige Saugkraft seiner Füßchen raten mußte, die in der Tat beim Einziehen und Ausdehnen eines Spalts im Sohlenpolster durch Luftverdünnung zustande kommt — ein Rhinozeros mit Laubfroschkünsten auf der polierten Rutschfläche! Im engeren Körperbau kamen auch immer neue Seltsamkeiten ans Licht. Die Hufe waren eine Vereinigung von affen- oder menschenhaften Nägeln mit dem echten, die Fingerbeere ganz umgreifenden Sohlenhorn des Hufs. Aus dem Pelz ragten überall einzelne lange Tasthaare vor, deren Gebrauch unklar blieb. Im Rückenfell umschloß eine abweichend gefärbte Flocke eine

kleine Tonsur, deren Zweck ebenfalls im Geheimnis verharrte. Wiederkäuen wurde behauptet, dann wieder abgeleugnet; jedenfalls paßte der Magen nicht dazu. Je mehr man aber allmählich anfing, Tiere überhaupt entwicklungsgeschichtlich, im Bilde eines Stammbaumes, zu ordnen, desto dringlicher mußte die Frage werden, an was für einen Ast des großen Stammbaumes man diesen verdrehten Gesellen mit seinen Saugfüßchen denn nun tatsächlich kleben solle? Das Nashorn selber kam dort zweifellos zu Pferd und Tapir. Unter den Pferdeahnen waren vorgeschichtlich auch kleine Geschöpfe gewesen. Aber ihre speziellen Knochenreste, als man sie fand und zusammensetzte, wollten wieder gar nicht zum Klippdachs stimmen. Viele Jahrzehnte galt es als eine Hoffnung der Versteinerungskundigen, endlich einmal vom Klippdachs selber urweltliche Reste zu entdecken — ob die den Schleier lüfteten. Würden auch sie uns kleine Tiere weisen, so daß der lebende Schliefer ein echtes Überbleibsel wenigstens der allgemeinen Zeit wäre, in der alle Huftiere, auch die größten, auch Nilpferd und Nashorn, klein angefangen hatten? Oder würden sie wirklich jetzt nashornhafte Riesen von Klippdachsgestalt zeigen, eine Ahnenschaft der entsprechend Großen, von der unser lebender Freund spät erst und jämmerlich zu seinem Zwergenmaß wieder heruntergesunken wäre? Lange aber wollte kein einziges Knöchelchen dartun, daß überhaupt schon Klippdachse in der tierreichen Vorwelt gelebt hätten. Merkwürdige Verwandte unsrer Nashörner von heute fanden sich ja unter dem Urweltsvolk genug. Da hatte es in Nordamerika (wo heute überhaupt kein Nashorn mehr existiert) Rhinozerosse gegeben mit ganz kurzen Beinchen wie ein Teckelhund; andre, die überhaupt kein Horn auf der Nase trugen, dafür aber Dickköpfe mit gewaltigen Eckhauern führten wie ein Nilpferd und auch nilpferdhaft amphibisch lebten; und noch wieder andre, die ihren hornlosen Nashornkopf auf langen Hälsen trugen und die gewandtesten schlanken Galoppierbeine des Pferdes anzunehmen begannen. In den nah verwandten sogenannten „Titanentieren" (Titanotheria) hatten die Hörner umgekehrt wahre Orgien wilder Gestaltungskraft gefeiert, je zwei nebeneinander (nicht nacheinander) hatten sich auf festen Knochenzapfen nach Art eines Ochsengehörns aus der Nase erhoben, und zuletzt waren hier aus den Zapfenhörnern regelrechte Masken mit weithin vorspringender Knochengabel geworden, die den alten Bullen nicht mehr geschützt, sondern eher wehrlos gemacht haben müssen. Ein Nebenzweig dieser Titanentiere (also immer doch noch im Nashornanschluß) hatte es in dem Wunderwesen Chalikotherium gar zu einer nicht mehr trabenden, sondern grabenden Form gebracht, die bei Rhinozerosmaßen des Körpers statt Hufen mächtige krumme Grabkrallen wie ein Riesengürteltier besaß. Aber kein echtes Klippdachsnashorn fand sich dazu, soviel man auch gerade darauf fahnden mochte.

Unterdessen lenkte der Zahnbau des lebenden Klippdachses gelegentlich aber noch einmal auf einen ganz andern Gedanken. Aus dem Maul ragten, wie erwähnt, oben die beiden vordersten Schneidezähne gleich kleinen scharfen Stoßzähnen (beim Männchen kräftiger als beim Weibchen) vor. Diese Stößer waren immerwachsende Zähne mit Emailbelag, die trotz ihrer Ähnlichkeit mit Nagezähnen von dem rein blätter- oder kräuterfressenden Tier doch nie zum wirklichen Nagen benutzt wurden. Dagegen hatten sie eine in jedem Betracht frappante Ähnlichkeit mit den allbekannten Elfenbeinstoßzähnen des — Elefanten. Der Elefant ist nun auch ein großes altertümliches Huftier und als solches mit dem Nashorn urverwandt; im engeren aber wissen wir heute, daß sein Stammbaum später ganz eigne Wege, unabhängig sowohl von der Nashorn- und Pferdelinie wie auch von der Nilpferd-, Schwein- und Wiederkäuerlinie, genommen hat. Sollte der Klippdachs in seiner dunkeln Vorgeschichte am Ende mit dem Elefanten noch näher zusammen gegangen sein als dem Nashorn? Lange tappte auch diese Idee für sich im Dunkeln, da man die Elefantenvorfahren selbst in wirklichen Knochenresten zunächst nicht finden konnte. Erst in letzter Zeit ist das in Ägypten endlich geschehen. Gerade jetzt aber mischte recht ärgerlich sich auch noch ein grober Fehlschluß in den Fall

Klippdachs ein. Der höchst eifrige, aber etwas voreilige Paläontologe Ameghino in Südamerika beschrieb plötzlich die angeblichen Ahnen des Klippdachses aus angeblich so uralten Gesteinsschichten Patagoniens, daß sie gar noch in der großen Saurierzeit, in der Kreideperiode, gelebt hätten. Beides war aber falsch, sowohl die Zeitbestimmung wie die Sache selbst; es hatte eine Verwechslung mit echt südamerikanischen Huftieren stattgefunden, die selber, wie in allem, was aus ihnen je geworden ist, niemals über Südamerika hinausgekommen sind und nicht einmal entfernt den Klippdachsen geglichen haben. Leider wurden die betreffenden Tiere in der ersten Hitze „Urklippschliefer" (Archalohyrax) benannt, und dieser Name erbt sich nun nach dem Gesetz der Erstgeburt in unsern Lehrbüchern fort, obwohl er völlig in die Irre führt. Das Gesetz hat schon manche Not dieser Art gebracht, diesmal aber sollte es ein besonders mißliches Exempel werden. Denn kaum, daß der falsche Urklippdachs im Buche stand (mit dem Vermerk, daß er falsch sei!), so meldete sich wie zum Tort gerade der so lange Gesuchte selbst. Das Fayumgebiet in Unterägypten gab bei Gelegenheit einer erfolgreichen Suche nach den dort begrabenen Vorfahren der Elefanten nun doch auch eine Fülle echter urweltlicher Klippdachsknochen frei. Und das wurde jetzt eine wirklich große Überraschung.

Um das Ende des ersten Drittels der Tertiärzeit haben die sumpfigen Waldungen des damaligen nordafrikanischen Kontinents offenbar schon sehr zahlreiche Klippdachse bewohnt. Unter ihnen aber wandelte als auffälligste Gestalt damals noch der wahre Riesenklippdachs (Megalohyrax). In der Größe nahm er es mit dem stärksten Bären oder, wenn wir beim Nashorn bleiben wollen, ungefähr mit einem mittelgroßen Sumatranashorn auf. Ein solcher entsprechend schwerer Riese kletterte natürlich nicht auf Bäume, sowenig er in engen Felsspalten „schliefte" oder sich an glattes Gestein klebte. Das Wasser dürfte er mit seinem schwachen Schwanz auch nicht geliebt haben. Seine kurzen, bei solcher Größe jedenfalls noch nicht so springflinken Klippdachsbeine machten ihn zu einem ruhigen Waldgänger, der behaglich das üppige Laub abweidete. Im ganzen Habitus muß er aber sonst schon ein durchaus echter Klippdachs gewesen sein, bloß daß alle Eigenart viel imponierender hervortrat: der dicke Pelz als große bären- oder mammuthafte Wollgestalt, die emaillierten Stoßzähne als wirkliche starke Elefantenstößer. Recht unheimlich muß der Riese ausgesehen haben, obwohl gewiß auch er kein besonderer Angreifer war und von den bösen Raubtieren dieses urafrikanischen Waldes sicherlich viel Not gelitten hat. Entscheidend aber löst er uns die oben gestellte Frage. Also auch die Klippdachse hatten einmal ihre „große Zeit". Ganz früh hatten sie diese schon, in Tagen, wo das Pferd sogar noch klein war. Aber dieser frühe Glanz erlosch auch um so rascher.

Im letzten Drittel der Tertiärzeit hat, wie wir jetzt aus nachträglich richtiger Deutung von Knochenresten auch wissen, auf der Insel Samos und dem griechischen Festlande noch ein einzeln verspäteter, relativ großer Altklippdachs jener Glanztage fortgelebt.

Auf unsre Zeit kam das Geschlecht aber nur mehr in kaninchenhafter Verzwergung. Bedeutsam aber ist der alte Ort des Glanzes: Afrika.

Offenbar haben die Klippdachse zum ältesten Stamm ursprünglich afrikanischer, in Afrika landes- und geburtseigentümlicher Hufsäugetiere unsrer Erde gehört. Im Gebiß wesentlich noch urtümlicher, weniger einseitig gebaut, verraten jene großen Altformen ihres Geschlechts uns auf der einen Seite ja jetzt noch deutlich auch ihren Anschluß an die Stammgruppe der Huftiere überhaupt, von der auch alle die geographisch entfernteren (selbst die nordamerikanischen) Formen ursprünglich einmal ausgegangen sein müssen.

So erklären sich die Beziehungen, die den kleinen Schliefer von heute noch in seinem Zahnbau mit dem Nashorn verknüpfen; einzelne jener alten Fayumer gemahnen ebenso und stärker hier auch noch an das Schwein, das heute doch vom Nashorn so weit fernsteht.

Das sind eben ganz allgemeine Altersreminiszenzen.

Anderseits muß aber für ihre engere afrikanische Fortbildung und Nächstverwandtschaft jetzt entscheidend werden, daß sie in dieser ihrer engeren geographischen Wurzelung wirklich nur

noch einen einzigen uns erkennbaren Genossen gehabt haben, nämlich tatsächlich das alte große Wundertier der Sage wie Naturgeschichte — den Elefanten.

In jenen gleichen nordafrikanischen Sumpfwäldern der älteren Tertiärzeit sind auch die Elefanten damals hochgekommen, aus relativ kleinen, wirklich sumpfbewohnenden Urelefanten (Möritherien) zu den späteren Riesen.

Wenn nun im Bau der Stoßzähne wie in mehreren Einzelheiten des Fußbaues eine unverkennbare Ähnlichkeit von Klippdachs und Elefant heute noch besteht, so legt diese geographische Einheit einen solchen Stein jetzt dazu in die Wagschale, daß es fast zwingend zu des Märchens wie der Weisheit letztem Schluß wird: Klippdachs und Elefant gehörten ursprünglich auch körperlich zusammen, bildeten eine Einheit — und erst in ihrem Afrika selber haben sie sich allmählich getrennt, der Urelefant, indem er auf Mastodon und Mammut ins Kolossale ging — der Klippdachs, indem er zum Kaninchenzwerge später sank. Nicht ein Miniaturnashorn lebt uns also heute in diesem Klippdachs fort, wohl aber ein M i n i a t u r e l e f a n t.



Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft, Berlin

Abendlied. Von Professor L. Manzel



„Ja, die Sache kann gut werden!“ brummte der alte Lokomotivführer Renken, als er mit seiner Maschine aus dem Schuppen fuhr und der rasende Nordoststurm sich sofort mit solch unheimlichem Heulen und Pfeifen auf das Fahrzeug warf, als wolle er es in Fetzen reißen.

„Aufgepaßt, Max — das wird 'ne böse Fahrt heute!“ schrie er über das Tosen des Sturmes seinem Heizer zu, der eifrig Kohlen in die Feuerung schaufelte.

Einen Augenblick nur hielt der mit seiner Arbeit inne. Nach einem kurzen Blick auf die in rasender Fahrt am Himmel entlang sausenden Wolkenfetzen meinte er gleichmütig:

„Wenn schon, Meister! — Wir haben den Sturm von hinten. Der treibt. Sparen wir Kohlen!“

Aber Renken schüttelte den Kopf. Das Wetter gefiel ihm nicht.

Er mußte den Personenzug von der Endstation der Bergbahn bis zur Einmündung in die Landeshauptbahn fahren, das war ein ganzes Ende. Und der Sturm! Zwar war's ja hellichter Tag und die in steiler Senkung fortwährend bergab führende Strecke vollkommen deutlich zu übersehen. Aber ihm graute, wenn er an die vielen scharfen und gefährlichen Kurven und an die Tunnels dachte.

Bei solchem Wetter gab es unbegrenzte Möglichkeiten. Schon eine umgerissene Telegraphenstange, ein auf die Schienen geschleuderter Stein konnten da unberechenbares Unheil anrichten. Ganz zu schweigen von Bergrutschen und Steinschlägen, die in solchen Stürmen mit Vorliebe niedergingen.

Die Bahntrasse lief meist als förmliche Schlucht durch das Gebirge und an zwei Stellen mit haarscharfen Kurven in die Tunnelöffnungen. Erst im allerletzten Augenblick vermochte man dort eine Gefahr zu sichten. Und dann — war's zu spät!

Nachdenklich blickte der alte Führer auf den Schlot seiner Maschine, von dem der Sturm den aufquellenden Rauch ruckweise fortschlug und zur Seite riß. Ein wahrer Regen von Funken und glühenden Kohlenteilen folgte jedesmal.

Das Hallendach der Station, unter dem er eben an den bereitstehenden Zug anlegte, knatterte und prasselte bei den Griffen des Sturmes wie ferner Donner. Dazu die schrillen Heul- und Pfeiflaute — es war ein eigentümlich auf die Nerven fallendes Konzert.

Mit beiden Händen Hüte und Kleider sichernd, hasteten die Passagiere in die einzelnen Wagenabteile, deren Türen jedesmal schnell von den Schaffnern geschlossen wurden.

Die Gepäckträger warfen die Koffer und Schachteln in den Packwagen, so

flink es ihre Geschicklichkeit nur hergeben wollte. Jeder einzelne trachtete sobald als möglich wieder unter Dach zu kommen.

Nur den diensthabenden Stationsbeamten schien das Wetter weiter nicht zu stören.

Den Kragen seines Uniformmantels hochgeschlagen und fest verknöpft, die Hände tief in den Taschen, schritt er, aufmerksam über den Dienstbetrieb wachend, den Bahnsteig entlang.

Jetzt hatte er die Lokomotive erreicht, von der aus Renken melancholisch den Papierfetzen nachschaute, die der Sturm in tollem Wirbel vorübertrieb.

Das Gesicht des noch jungen Mannes verzog sich zu einem leisen Lächeln, als er des trübtümplichen Führers ansichtig wurde. Seine Augen glitten schnell über die sturmdurchraste Gegend. Dann wandte er sich mit einem langgezogenen, launigen: „Naaa?" an diesen.

Renken folgte dem Blick seines Vorgesetzten mit den Augen und zuckte die Achseln. Aber er antwortete nicht. Von Unterhaltungen war er überhaupt kein Freund, und überdies schrillte auch schon das elektrische Glockensignal zur Abfahrt.

Der Stationsbeamte zählte aufmerksam die Schläge, blickte auf die Dienstuhr und rief freundlich:

„Na, denn los, Renken! — Viel Vergnügen!"

Dieser brummte etwas Unverständliches und griff nach Signalzug und Hebel.

Ein langgezogener schriller Pfiff übertönte das Rasen des Sturmes. Die Maschine ruckte an; langsam folgten die Wagen.

Noch ein Druck auf den Hebel dann, und mit halber Fahrt glitt der Zug aus der Halle, über zwei Rangierstränge hinweg, an der Blockstation vorbei, hinein in das Ausfahrtgleis.

Aber mit solcher Gewalt preßte jetzt der Sturm hintennach, daß sofort, ohne jedes weitere Dampfzulassen, die volle vorgeschriebene Geschwindigkeit einsetzte.

Das war dem Führer in seiner langen Praxis noch nicht vorgekommen.

„Gott bewahre!" brummte er verblüfft.

„Na, was hab' ich gesagt?" schrie der dicht an ihn herangetretene Heizer und lachte laut auf. „Das Windchen schiebt wie toll! — Gibt Kohlenprämie heute, Meister!"

„Quatsch!" knurrte Renken und warf seinem Gehilfen einen ärgerlichen Blick zu. Leichtsinnig waren diese jungen Lümmel — nee!

„Daß Sie mir auf die Bremse aufpassen, Max, und scharf auslugen!" wetterte er los. „Das ist hier kein Spaß! Der Teufel kann sein Spiel haben, und ich gehe ins Loch, wenn was passiert! — Grinsen Sie nicht, Dussel . . ."

Der Rest seiner Apostrophe verlor sich im Sturm. Wütend rückte er am Dampfhebel, da die Geschwindigkeit des Zuges sich mehr und mehr steigerte. Unausgesetzt glitten die Augen des Alten über Uhr, Manometer und Wasserstand, um dann immer wieder spähend und ängstlich die Strecke zu prüfen.

Weit voraus tauchte jetzt die erste Kurve auf, der der Zug sich schnell näherte. Gleich hinter derselben befand sich ein Tunnel. Wie zwei blitzende Silberfäden verloren sich die Gleise in dem Gebirge. Nichts Ungehöriges war bemerkbar. Am Tunnel stand das Signal auf „freie Fahrt". Auch der Wärter war auf dem Posten, die Strecke also belaufen.

Ein Seufzer der Erleichterung hob die Brust des alten Führers.

„Bremsen!" schrie er dem Heizer zu und griff an die Decke des Maschinenhäuschens.

Mehrere kurze, gellende Pfiffe ertönten. Die Räder des Zuges begannen auf den Schienen zu schleifen und zu knirschen. Rechts und links sprühten die Funken von den Achsen.

Mit einem kräftigen Ruck flog die Maschine in die Kurve, und gleich darauf donnerte der Zug in dem Dunkel des Tunnels.

Hinter diesem waren die Berge kahl. Kein Baum, kein Strauch schützte den Train vor der Gewalt des Sturmes. Eine weite, öde Fläche gähnte bis zur ersten Station, an welcher der Zug zum Halten gebracht werden mußte.

Und sobald dieser aus dem Tunnel heraus schoß, packte ihn auch der Sturm mit voller Kraft.

Renken erschrak und stellte den Dampf ab. Aber trotz Vakuum, Spindelbremsen und Kontredampf sauste er doch noch ein ganzes Stück über die Station hinaus und mußte zurückdrücken. Dies verbesserte seine Laune keineswegs.

Und als nun noch der Jourbeamte schmunzelnd an die Maschine trat und ihm zurief: „Na, Renken, ich dachte schon, Sie wollten uns schneiden und gleich durchfahren!" spuckte er wütend aus und schrie:

„Verfluchte Karrerei in dem Sauwetter! — Aber das soll auch wahrhaftig meine letzte Fahrt sein. Morgen schicke ich meinen Abschied an die Verwaltung! Mögen sich Jüngere quälen! Ich will nicht mehr!"

Ganz verblüfft schaute der Beamte in das zornrote Gesicht des Alten. Dann lachte er laut auf:

„Was Teufel ist nun los? — Sie sind ja ganz rabiat, Renken! — Junge, Junge!"

Der hielt es nicht der Mühe wert, zu antworten. Was wußte solch junges Bürschchen vom Führerelend! Das saß den ganzen Tag in der warmen Stube, steckte nur die Nase in das Wetter, wenn gerade ein Zug einlief, und ließ sonst den lieben Gott einen guten Mann sein. — Aber klug reden — komm an!

Und als nun das Abfahrtsignal schrillte, gab er wütend Dampf.

Sobald der Zug an der Blockstation vorüberglitt, zuckte Renken auf und legte einen Augenblick sinnend die Hand an die Stirn. Hatte er dem Stationsbeamten nicht noch etwas sagen wollen? Ein Weilchen sann er nach. Aber dann mahnte ihn das schrille Pfeifen des Sturmes an seinen Dienst.

Mit der größten Genauigkeit paßte er den Dampf dem Winddruck an. Sobald er das erreicht hatte, ärgerte er sich wieder.

Wozu fuhr er denn überhaupt noch? Ein kleines, im Laufe der langen Dienstjahre erspartes Sümmchen lag auf der Sparkasse. Seine Pension dazu — vollauf langte das für ihn und seine alte Frau. Kinder besaß er keine — also! Gewiß und sicher sollte dies seine letzte Fahrt sein. Morgen reichte er sein Abschiedsgesuch ein, das stand fest.

Viel Zeit zum Grübeln blieb ihm nicht. Der Zug näherte sich schnell dem gefährlichsten Teil der ganzen Strecke. Nun hieß es alle „sieben" Sinne zusammenreißen und aufpassen.

In scharfem Gefälle ging es noch etwa eine halbe Meile geradeaus. Dann liefen die Gleise in einer scharfen Kurve, dicht am Abgrund hin, in den sogenannten „langen Tunnel". Unmittelbar hinter diesem lag die zweite Station. Mit einem kurzen Ruck senkte sich nun auch schon vorn die Maschine, und der Zug sauste nieder in die Senkung, daß Kies und Funken stoben.

Hastig stellte Renken den Dampf ab. Die eigne Schwere gab dem Zuge in diesem Gefälle schon genügend Fahrt. Später vor der Kurve mußte sogar noch stark gebremst werden.

Eben wollte er seinem Gehilfen noch ein warnendes: „Achtung!" zurufen, als ein ruckweise durch den Sturm dringendes Rattern und Poltern ihn erschreckt aufhorchen ließ.

Der gleichzeitige gellende Aufschrei des Heizers riß ihn blitzschnell nach diesem herum.

Völlig verständnislos hafteten seine Augen zunächst auf dem Bilde, das sich ihm darbot. Dann aber kam ihm blitzartig das Erkennen, und er prallte entsetzt zurück.

Oben, auf dem Gipfel des Bergzuges, wohin die ausgestreckte Hand des Heizers wies, fast unmittelbar am Beginn des Gefälles, rollten hinter dem Zuge mehrere zusammengekoppelte Güterwagen her.

Die Gewalt des Sturmes mußte sie gelöst und in Bewegung gebracht haben.

Renken schauderte. Sobald diese Wagen das Gefälle erreichten und die eigne Schwere sich dem Winddruck zugesellte, dann gnade Gott!

Mit der Geschwindigkeit eines abgeschossenen Pfeiles mußte diese fürchterliche Last von hinten auf den Zug prallen, alles zerschmetternd — vernichtend. Herrgott, die vielen Passagiere! Rettungslos waren sie verloren!

Und es gab keinen Ausweg — keinen!

Die haarscharfe Kurve voraus erforderte ein mäßiges Fahrttempo. Mit voller, größtmöglicher Dampfkraft — und nur einzig und allein eine solche konnte vor dem heransausenden Unheil retten — in die Kurve hineinrasen, war Wahnsinn — sicherer Tod.

Der Zug mußte ja sofort aussetzen und in den Abgrund fliegen.

Renkens Herzschlag stockte. Eiskalt glitt es ihm über den Rücken Fast irr zuckten seine Augen rechts und links in das vorüberfliegende Gelände, als könne von da aus eine Rettung kommen.

Der alte, in Sturm und Drang des Lokomotivführerdienstes ergraute Mann zitterte und bebte am ganzen Leibe. Nicht aus Furcht. Die kannte er nicht. Aber die ungeheure Erregung machte ihn momentan wanken.

Jetzt hatten die entsetzlichen Güterwagen das Gefälle erreicht. Mit einem jähen Ruck schossen sie vorwärts und sausten in rasender Fahrt heran. Ihr Rollen und Knattern übertönte das Heulen des Sturmes.

Renken stöhnte auf und erhob wie abwehrend die Arme. Sein Blut begann zu sieden. In wilder Hast zuckten die Gedanken durch sein schwirrendes Hirn, suchend, alle Möglichkeiten blitzschnell erwägend.

Nur noch Sekunden blieben ihm, um einen Entschluß zu fassen. Näher und näher raste das Verderben.

Die einzig mögliche Rettung hieß Volldampf. Aber konnte, durfte er diesen Wahnsinn begehen? — Zwar — wenn er — — den Schluß seines Zuges bildeten zwei Güterwagen. Die flogen ohne Gnade in den Abgrund. Wohl auch noch ein oder gar zwei Personenwagen. Aber vielleicht — vielleicht glückte es, den Rest des Zuges heil in den Tunnel zu steuern, einen Teil der Passagiere zu erhalten. — Aber nein — nein — Herrgott, Erbarmen! Und doch — es mußte versucht werden! Laut und deutlich donnerte und prasselte der heranrasende Tod bereits unmittelbar hinter dem Zuge.

Da straffte sich plötzlich die zusammengesunkene Gestalt des alten Führers. Sein todblasses Gesicht zuckte. In einem unheimlichen Feuer loderten seine Augen.

Er hatte mit dem Leben abgeschlossen.

Mit fester Hand riß er das Dampfventil auf. In tollem Wirbel begannen sofort die Triebräder der Maschine zu schwingen. Den Bruchteil einer Sekunde noch verharrte diese in der alten Geschwindigkeit, dann schoß sie plötzlich mit einem jähen Satz vorwärts. Die Kuppelungen spannten sich zum Reißen und klangen. Aber sie hielten. Und die Wagen folgten der voranstürmenden Maschine.

Die Fahrt auf Leben und Tod begann.

Der von dem unheimlichen Dampfdruck förmlich davongeschleuderte Zug schien die Gleise kaum noch zu berühren.

Vorwärts — dort, wo die beiden Schienenstränge zusammenzufließen schienen,

taucht jetzt ein dunkler Punkt auf, der sich stetig vergrößert und in rasender Eile dem Zuge entgegenfliegt. Mit weit aufgerissenen, vor Erregung blutunterlaufenen Augen starrt Renken unverwandt darauf hin.

Dort liegt die Entscheidung! Wie wird sie ausfallen?

Um aufrecht zu bleiben, muß er sich mit beiden Händen fest anklammern. Bei der rasenden Geschwindigkeit stößt und schleudert die Maschine ganz entsetzlich. Und wie die Posaunen des Jüngsten Gerichts dröhnt über den Sturm hinweg das Rasseln und Knattern der dem Zuge näher und näher kommenden Güterwagen.

Die Brust des alten Führers hebt und senkt sich in stürmischen Atemstößen. Schmerzhaft hämmern seine Schläfen. Und eine unbezwingliche bleierne Müdigkeit senkt sich langsam auf ihn nieder.

Weit vor schnellt plötzlich sein Oberkörper. Der Zug befindet sich unmittelbar vor der verhängnisvollen Kurve. Schwarz und groß, wie ein geöffnetes Grab, gähnt dahinter der Tunnel.

Da!

Renken stößt einen wilden Schrei aus. Weit nach rechts legt sich der Schlot der Maschine. Mit einem mächtigen Ruck springt diese in die Kurve. Grell klingen und klirren die Kupplungen. Halten sie? — Brechen sie? — Wie rasend schwingen die Triebräder um. Für einen Moment ist die Reibung auf den Schienen völlig unterbrochen. Hin und her prellen die Wagen. Bleiben sie in dem Gleise? — Stürzen sie?

Der Führer weiß es nicht. Ein erneuter fürchterlicher Stoß schleudert ihn zur Seite gegen die Wand des Maschinenhäuschens. Gleichzeitig dröhnt ein sinnbetäubendes Donnern und Krachen, Splittern und Bersten an sein Ohr. Es ist, als ob die Erde mit einem Ruck aus allen Fugen gerissen würde.

Renken schwinden die Sinne. Eine rote Wand legt sich vor seine Augen, in der glühende Kugeln tanzen. Seine Ohren summen und klingen. Aber mit eiserner Willenskraft rafft er sich noch einmal auf. Die an dem glühenden Kessel verbrannten Hände tasten nach dem Dampfhebel, zerren daran — drücken ihn endlich nieder.

Schon hat er auch den Griff der Vakuumbremse gepackt. Da taucht er plötzlich in die Glut der Hölle. Um ihn zischt und brodelt, glüht und sprüht es. Dunkel wird es um ihn. Wütend würgt es in seiner Kehle. Ein wahnsinniger, unnatürlicher Schmerz packt ihn am Kopf, an der Brust, den Armen. Die Knie brechen ein. Und, noch im Stürzen den Griff der Vakuumbremse niederreißend, wird er herumgewirbelt, fortgeschleudert . . .

*

In dem Dienstraum der Bergbahnstation „Langer Tunnel“ klapperte heftig der Morseapparat. Der Telegraphist legte Zigarre und Zeitung aus der Hand, um die Meldung entgegenzunehmen.

Aber kaum hatte er einige Worte auf dem ablaufenden Papierstreifen gelesen, als er auch schon mit dem lauten Ruf: „Herr Assistent — Herr Assistent!“ erschreckt von seinem Stuhl emporsprang.

„Was ist denn los?“ dröhnte eine ärgerliche Stimme aus dem Nebenraum, und gleich darauf erschien die breitschultrige Gestalt des Stationsbeamten in der offenen Tür.

Einen Augenblick schnappte der Telegraphist nach Luft, dann sprudelte er erregt hervor:

„Um Gottes willen — Herr Assistent — in Waldburg hat der Sturm drei beladene Güterwagen auf die Strecke getrieben. Die rollen nun hinter dem Per-

sonenzug her! — Wenn es dem Wärter nicht gelingt, sie vor dem Gefälle zur Entgleisung zu bringen, dann ist der Zug verloren! — Der Führer muß wegen der scharfen Kurve am „Todeseck" langsam fahren — muß — muß — bedenken Sie doch nur! — Er kann ja nicht ausweichen — —"

Aber der Stationsbeamte hörte schon nicht mehr.

Mit weit aufgerissenen Augen hatte er nur auf die ersten Worte des Telegraphisten gelauscht. Momentan schwirrte ihm der Kopf. Dann flog er an den Signalapparat und wirbelte die Kurbel wie toll herum.

Auf dem Bahnsteig, in den Räumen des Dienstpersonals, an der Bahnmeisterei, überall wimmerte sofort das elektrische Alarmsignal.

Hastig seine Dienstmütze auf den Kopf schlagend, stürmte er dann hinaus auf den Perron, wo bereits von allen Seiten die Bahnbediensteten zusammenströmten.

Aber ehe er noch imstande war, irgendeinen Befehl zu rufen, puffte heftig eine weiße Dampfwolke aus der Tunnelmündung. Und hinter dieser raste in wahnsinniger Fahrt der Personenzug her, sauste mit festgebremsten Rädern, welche auf den Gleisen einen wahren Funkenregen auslösten, wie ein entfesselter Dämon durch den Bahnhof und kam erst weit draußen auf der Strecke zum Stehen.

Der Ruck, mit dem der Zug aus voller Fahrt zum Halt überging, war so heftig, daß die beiden letzten Wagen aus dem Gleise sprangen. Glücklicherweise legten sie sich nicht auf die Seite, sondern blieben mit tief in den Kies gewühlten Achsen aufrecht stehen.

Minutenlang rührte sich nichts an dem Zuge. Aber dann wurde es lebendig dort. Türen und Fenster flogen auf. Und ein solch wahnsinniges Schreien, Heulen und Toben brach los, daß der eilig dem vorbeisausenden Zuge nachlaufende Stationsbeamte unwillkürlich stehenblieb und sekundenlang fassungslos auf das Tohuwabohu da vor sich starrte. Dann hastete er eilig weiter.

Sobald sich seine rote Mütze zeigte, sah er sich sofort von wehklagenden, schreienden, fluchenden Passagieren umringt, welche in allen möglichen Tonarten auf ihn einschrien.

Aber nur kurz beorderte er ein paar Bahnbedienstete, welche Passagiere und Gepäck einstweilen nach dem Warteraum schaffen sollten, dann stürmte er zu der völlig in Dampf gehüllten Maschine. Dort mußte es böse aussehen.

Zunächst freilich war es ganz unmöglich, etwas zu sehen oder gar in das Maschinenhäuschen zu gelangen, da aus zwei Rissen der Kesselwand in dickem Strahl glühheißer Dampf ausströmte. Und erst als der Monteur vorsichtig von außen her das Dampfablaßventil geöffnet hatte, war es möglich, Renken und den Heizer herabzunehmen.

Eilig schaffte man die beiden Körper nach dem Güterschuppen und bettete sie dort auf ein flink hergerichtetes Lager.

Renken sah entsetzlich aus. Das fast völlig gekochte Fleisch löste sich von seinem Gesicht, seinen Armen, seiner Brust. Leer starrten seine blutigen Augenhöhlen, und die rechte Hand bestand nur mehr aus verbrannten Knochenresten.

Der herbeigerufene Bahnarzt konnte nur den bereits eingetretenen Tod feststellen und die Überführung des in schwerer Ohnmacht liegenden, sonst aber gänzlich unverletzten Heizers in das Krankenhaus anordnen.

Bei den Reisenden und Fahrtbeamten gab es nur leichte Kontusionen und unbedeutende Hautrisse zu behandeln.

Fast ein Wunder war es zu nennen, daß dem alten Führer sein Wagnis, für das er sein Leben einsetzte, gelang. Er hatte glücklich sämtliche Personenwagen in den Tunnel hineinbekommen. Alles andre lag jenseits teils im Abgrund, teils zerschmettert am Tunneleingang.

Renkens letzte Fahrt war zu Ende. Und nun ruht er auf dem Friedhof seines Heimatortes aus von allem Erdenleid, allem Ärger.

Über seinem Grabe erhebt sich ein prachtvoller Denkstein, der in goldenen Lettern die Worte trägt: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde."

Die dankbaren Passagiere haben diesen Stein dem pflichttreuen Manne gestiftet, der unbedenklich für sie in den Tod gegangen.

Zwei Gedichte von Frida Schanz

Stimmung

Adagio molto cantabile

Es trägt mein Herz, das starke,
Mich heut gleich einer Barke,
Darin sich's träumend ruht.

Das Leben streichelt seiden,
Wie Stromwind in den Weiden
Nach eines Tages Glut.

Es heben meine Gedanken
Die Perlen, die versanken,
Als Krone aus der Flut.

Wolkenschlacht

Rollendes Getöse, Blitzesgarben.
In den Wolken, den phantastisch wilden,
Matte, wunderbare Eisenfarben,
Wie von alten Rüstungen und Schilden.

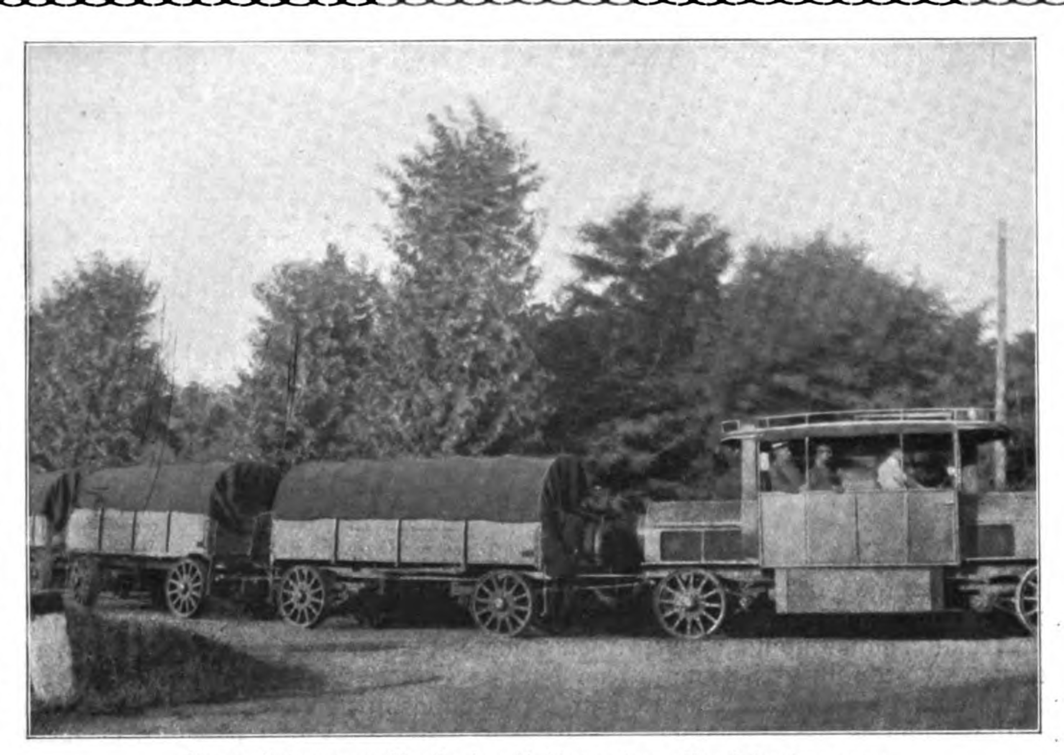
Alle Luft voll zuckendscharfer Wehre.
Schwelendes Gedränge und Gewander.
Wie zwei große dumpfe Völkerheere
Ziehn die grauen Massen aufeinander.

Starrend hängt der Erde Blick am Himmel.
Leuchtend überfliegt die Heereszüge
Hier und da ein Glanz, als ob ein Schimmel
Einen Heergott an die Spitze trüge.



Fuchsjagd

Nach einer Zeichnung von A. Jank



Probefahrt der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen

Heeresverpflegung

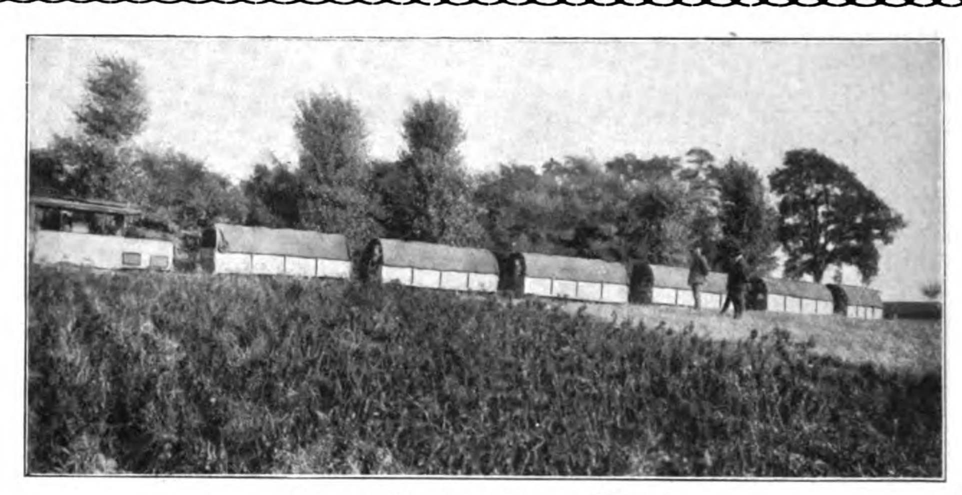
Von

Otto Tribunus

Wenn es schon schwierig und nur unter Aufbietung einer Fülle sorgfältiger Vorarbeit und bei Anspannung aller Kräfte möglich ist, ein neuzeitliches Massenheer mit allen Kolonnen in wenigen Tagen schlagbereit aufzustellen, so erscheint die ausreichende und zweckmäßige Verpflegung dieser gewaltigen Mengen von Menschen und Pferden als ein Problem von bleibender Schwierigkeit, dessen Lösung eine Fülle von Können und Umsicht sowie eine rücksichtslose und doch planmäßige Ausnutzung aller Vorräte und der erforderlichen Verkehrsmittel erfordert.

Noch heute gilt als oberster Grundsatz, daß der Krieg den Krieg ernähren muß, soweit die Vorräte des Kriegsschauplatzes dieses gestatten. Man wird reiche Gegenden antreffen, die für eine gewisse Zeit alle Lebens- und Futtermittel liefern. Andre Landstriche werden nur einen Teil hergeben können, während der übrige Verpflegungsbedarf durch Nachschub gedeckt werden muß. Schließlich werden einzelne Landschaften so arm oder ausfouragiert sein, daß höchstens noch Stroh und Heu vorgefunden werden und die Feldarmee ganz auf die Vorräte der Heimat angewiesen ist.

Die Verpflegung aus dem Lande ist am vorteilhaftesten. Frische Lebensmittel sind schmackhafter und bekömmlicher wie Konserven, und nur diese können, da sie dem Verderben nicht ausgesetzt sind, auf den Wagen der Kolonnen nachgeführt werden. Es muß die vor-

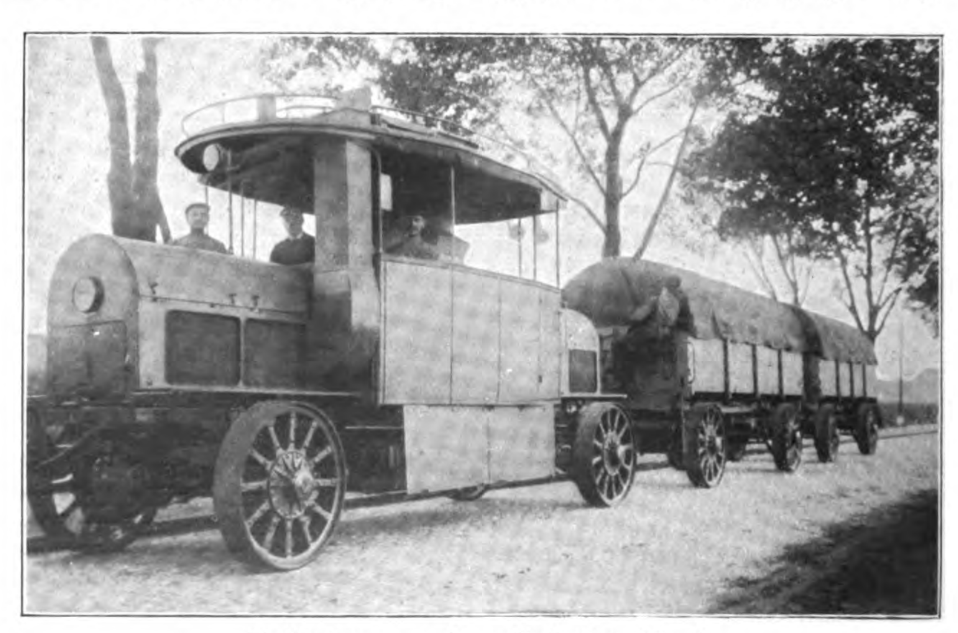


Armeelastzug auf dem Marsch

nehmste Sorge der Truppenführung und Verwaltung sein, die Kost nicht nur reichlich, sondern auch, soweit irgend möglich, abwechslungsreich und anregend zu gestalten. Mit sattem Magen kämpft es sich besser als mit leerem, wenngleich unsre deutschen Soldaten nicht nur 1870/71, sondern auch unten in Südwestafrika gezeigt haben, daß sie auch gepeinigt von Hunger und Durst wie die Löwen kämpfen können.

Es ist notwendig, frühzeitig einen Überblick über die bevorstehende Verpflegungslage zu gewinnen, damit der erforderliche Nachschub planmäßig sichergestellt werden kann.

Bei der Truppe befinden sich Verpflegungsoffiziere, die für das Wohl und Wehe ihres Bataillons und so weiter zu sorgen haben. Die Kompagnien der Fußtruppen führen Feldküchenwagen mit, in denen eine warme Mahlzeit und eine Kaffeeportion gleichzeitig gekocht werden können. Die Wagen folgen den Truppen überallhin, so daß die Mannschaften beim Übergang zur Ruhe oder



Freibahnzug auf gepflasterter Straße



Leichter Armeelastzug der Daimler-Motoren-Gesellschaft

auch während der Gefechtspausen langer Schlachten ohne jede Vorbereitung essen können. Das ist ein gewaltiger Fortschritt. Zum Kochen gehören aber Vorräte. Diese werden in den Lebensmittelwagen mitgeführt, von denen jede Kompagnie, Eskadron und Batterie einen besitzt. Hier finden wir Kartoffeln, Reis, Hülsenfrüchte oder was die Verpflegungsoffiziere sonst aufgekauft oder in den von den Divisionen eingerichteten Feldmagazinen und Ausgabestellen empfangen haben, und das Fleisch des am Tage vorher von der Truppe geschlachteten Viehes.

Die Schlachtung geschieht am besten dort, wo das Vieh aufgekauft oder beigetrieben wird. Durch Nachtreiben leidet der Fleischwert. Ein sofortiger Verzehr frischgeschlachteten Fleisches ist zu vermeiden. — Die Franzosen haben, um den Truppen auch in vieharmen Gegenden frisches Fleisch zuzuführen, zweckmäßigerweise Fleischtransportautomobile eingeführt. Etwa 800 Pariser Automobilomnibusse stehen im Kriegsfalle der



Freibahnzug in einer scharfen Kurve

Heeresverwaltung zur Verfügung. Der Oberbau wird durch einen Transportkasten ersetzt, der so eingerichtet ist, daß das Fleisch sich kühl hält. Die Einrichtung verdient Nachahmung.

An die Stelle frischen Fleisches können geräuchertes oder gepökeltes Fleisch oder Fleischkonserven treten.

Die unentbehrlichste Nahrung des Menschen ist Brot. Im Lande wird die erforderliche Menge nie gefunden, auch die vorhandenen Backanstalten genügen selten, um den Backbetrieb in dem erforderlichen Maße aufrechtzuerhalten. Die Truppe führt daher fahrbare Backöfen bei den Feldbäckereikolonnen mit, deren Ansprüche an Backmehlnachfuhr nicht geringe sind. Die Brote werden, nachdem sie ausgekühlt sind, durch die Kolonnen und die Lebensmittelwagen den Truppen nach- und zugeführt. Falls dieses nicht möglich ist, müssen die Mannschaften aus dem in den Lebensmittelwagen mitgeführten Backmehl sich in ihren Kochgeschirren ihr Brot selbst backen. Allerdings werden diese Erzeugnisse den Ansprüchen einer verwöhnten Hausfrau nicht immer entsprechen.

Schließlich kann die Kriegslage, namentlich nach unglücklichen Gefechten, eine derartige sein, daß die Verpflegungsfahrzeuge überhaupt nicht herangezogen werden können. Auch hierfür ist gesorgt. Jeder Mann trägt eine mehrtägige eiserne Portion — aus Konserven bestehend — bei sich, und für jedes Pferd werden eiserne Haferrationen mitgeführt, deren Verzehr nur auf besonderen Befehl erfolgen darf.

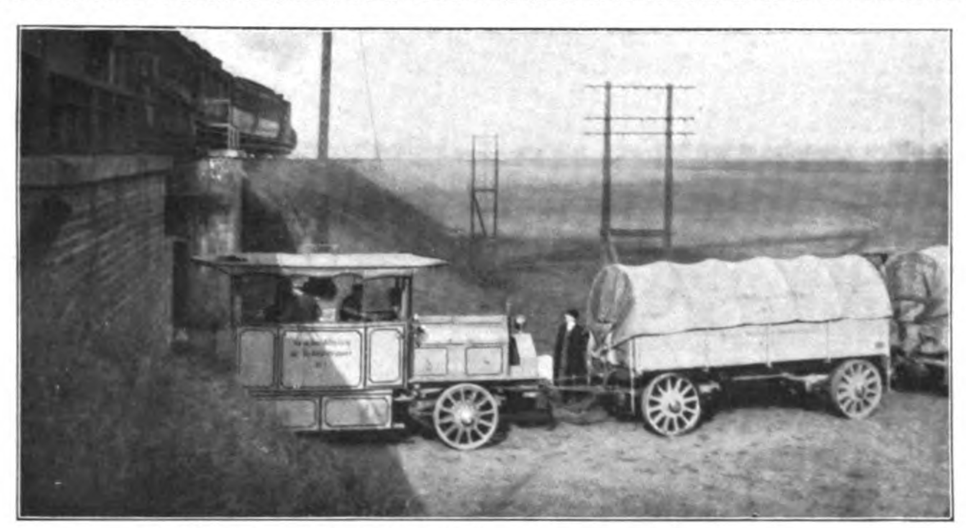
Der Kriegsschauplatz birgt meist mehr, als beim ersten Durchsuchen scheint. In den Kellern und manchen Verstecken lagern oft reiche Vorräte. Geld ist der beste Schlüssel, und Geld darf nicht gescheut werden, auch wenn die üblichen Marktpreise um ein Vielfaches überschritten werden. Gegen bösen Willen, der vielleicht versucht, die vorhandenen Lebens- und Futtermittel zu zerstören, hilft allerdings nur die Form der durch Befehl geregelten gewaltsamen Beitreibung.

Neben dem reichlichen Essen sind auch Genußmittel — Bier, Tabak und so weiter — für die Stimmung und das Wohlbefinden der Leute von hohem Wert. Bei jedem Bataillon ist daher ein fünfter Lebensmittelwagen, der als Marketenterwagen eingerichtet ist und in dem sich alle die kleinen Bedürfnisse an Nähmaterial, Schreibsachen, Putzzeug, Tabak und so weiter befinden, die der Soldat zu Hause in der Kantine kauft. Die zweckmäßige Ergänzung dieser Bestände ist eine schöne Aufgabe des Verpflegungsoffiziers, durch die er sich den Dank seiner Leute erwerben kann.

Die Ergänzung der im Lande mangelnden Lebens- und Futtermittel erfolgt durch die den Marschkolonnen folgenden Verpflegungskolonnen. Die Gesamtmarschlänge eines Armeekorps mit allen Kolonnen beträgt rund 60 Kilometer, das ist etwa die Entfernung Brandenburg—Berlin. Man muß sich diese gewaltigen Entfernungen vergegenwärtigen, um einen Begriff von den Marschleistungen der Verpflegungskolonnen zu bekommen.

Um die Marschtiefen nicht noch mehr zu vergrößern, ist man bestrebt, jedes Armeekorps auf eine Straße für sich zu setzen. Wegearme Länder können aber zwingen, zwei Armeekorps auf eine Straße zu setzen. Dann ist mit einer Marschlänge zu rechnen, die der Entfernung Leipzig—Magdeburg entspricht.

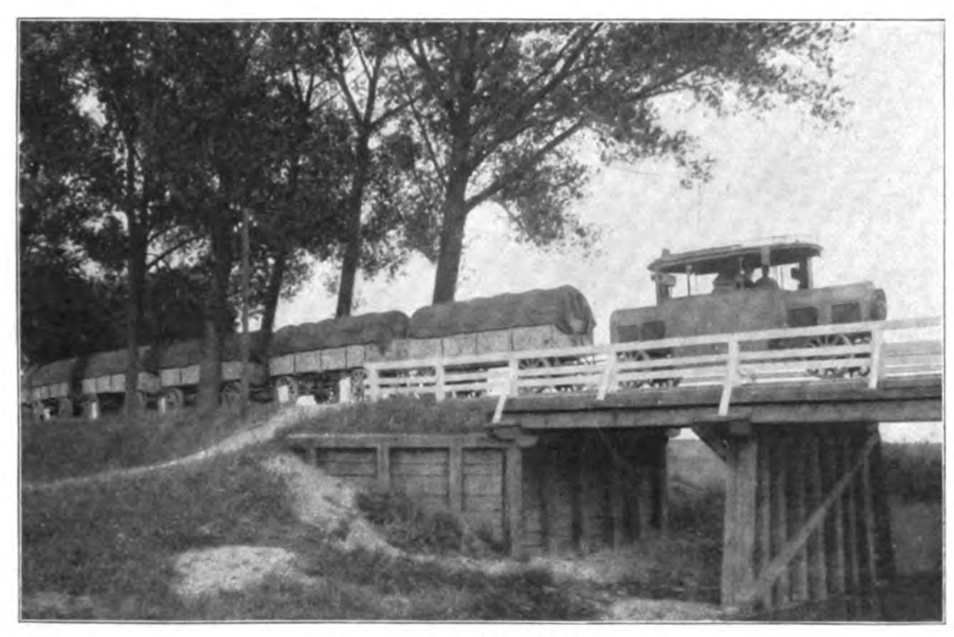
Das Gebiet, in dem sich die Truppen vorwärtsbewegen und durch ihre Kolonnen versorgt werden, heißt das Operationsgebiet. An dieses schließt sich das Etappengebiet an. Es beginnt an dem Etappenhauptort, deren jede der aus mehreren Armeekorps bestehenden Armeen einen besitzt. Der Etappenhauptort wird so weit vorgeschoben, als es der Vollbahnbetrieb und die Stellung der eignen Armee ermöglicht. Bis hierher werden alle Vorräte auf der Eisenbahn mittels Verpflegungszügen vorbefördert. Ein solcher Zug kann eine Tagesverpflegung für zwei Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen befördern. Es ist Aufgabe der Heimatsbehörden, frühzeitig angeforderten Nachschub rechtzeitig bereitzustellen und vorzuschicken. Selbstverständlich erfordert die Regelung des Eisenbahnbetriebes hierfür ständige Bearbeitung. Nicht nur Verpflegungsmittel, auch ungeheure Munitionsmengen,



Lastzug der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen

Ersatz an Waffen, Pferden und Gerät müssen nach dem Kriegsschauplatz befördert, Gefangene, Kranke und Verwundete müssen zurücktransportiert werden. Eine wertvolle Entlastung der Eisenbahnen bilden in frostfreier Zeit die Flüsse und Kanäle.

Vom Etappenhauptort führt möglichst zu jedem Korps der Armee eine Etappenstraße. Fast nie wird auf dieser Vollbahnbetrieb, ausnahmsweise werden Wasserverkehr oder Feldbahn zur Verfügung stehen. In der Regel müssen die gesamten riesigen Vorräte vom Etappenhauptort mittels Fahrzeugen so weit nachgeschoben werden, daß sie von den Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Armeekorps übernommen werden können. Die Marschfähigkeit dieser pferdebespannten Kolonnen erreicht sehr bald ein natürliches Ende. Die vordere Grenze des Etappengebietes muß daher



Eine gefährliche Passage

dem Vorschreiten der Armee entsprechend vorgeschoben werden. In der Regel rückt die Armee beim ständigen Vormarsch um etwa 22 Kilometer täglich vor, in fünf Tagen also um rund 110 Kilometer. Das ist annähernd die Entfernung Magdeburg—Leipzig. Hierdurch wächst die Tiefe des Etappengebietes derart, daß es unmöglich ist, mit den zur Verfügung stehenden Etappenfuhrparkkolonnen die Transportleistung rechtzeitig zu bewältigen. Es müßten also entweder neue Kolonnen aufgestellt werden oder der Etappenhauptort verschoben werden. die Systeme in den Wagenschuppen veralten und zum dritten müssen Kraftwagen ständig im Betrieb gehalten werden, um verwendungsbereit zu bleiben. Durch das Subventionsverfahren behält der Staat bei geringen Selbstkosten die technische Durchbildung der Kraftwagen nach einheitlichen Gesichtspunkten in der Hand. Die Einheitlichkeit des Materials ist aber für den Kriegsbetrieb von entscheidender Bedeutung, da der Ersatz einzelner Teile sowie der Überwachungsdienst erheblich erleichtert werden. Anderseits hat die Industrie die Gewähr, daß



Schwerer Lastzug der W. A. Th. Müller, Lastzug-G. m. b. H., Berlin-Steglitz

Dieses scheitert an der Unmöglichkeit, die Vollbahn derart schnell nachzubauen. Die Einstellung von Lastkraftwagen in den Betrieb ist daher zu einer Lebensnotwendigkeit der modernen Heere geworden.

Aus diesem Grunde hat die deutsche Heeresverwaltung sich im Jahre 1908 in dankenswerter Weise entschlossen, die Lastkraftwagenfrage durch die Einführung von Subventionen planmäßig zu fördern. Von einer staatlichen Beschaffung von Lastkraftwagen wurde richtigerweise abgesehen. Einmal würde eine derartige Beschaffung ganz ungeheure Summen erfordern, zum zweiten würden das aus scharfen Konkurrenzen hervorgegangene Material für ihre Zwecke besonders brauchbar ist. So hat sich denn auch das Verfahren der Subventionierung vollkommen bewährt. In den vergangenen drei Jahren ist es gelungen, die Zahl der kriegsmäßig brauchbaren Lastkraftwagen auf etwa 500 zu bringen. Es steht zu hoffen, daß die Zahl noch weiter erhöht werden wird, da die Zahl noch lange nicht im Verhältnis zu dem zu befördernden Munitions- und Verpflegungsnachschub steht.

An Lastkraftwagen werden außer leichten, 2 bis 3 Tonnen Nutzlast befördernden Fahrzeugen die leichten Armeelast-

züge verwendet, die bei 35 Pferdestärken Antrieb auf dem Triebwagen und einem Anhänger zusammen eine Mindestnutzlast von 6 Tonnen befördern. Da eine Fuhrparkkolonne 54 Tonnen in 62 Fahrzeugen mit 110 Mann und 160 Pferden befördert, so ergibt sich, daß nur 9 leichte Armeelastzüge mit nur 20 Mann Begleitung dieselbe Last befördern, aber bei doppelter Marschleistung.

Im Armeegebrauch befindet sich noch ein schwerer Lastzug der W. A. Th. Müller, Lastzug-G. m. b. H., Steglitz, der bei 5 Anhängern 30 Tonnen Nutzlast hat. — In Industrie und Landwirtschaft sowie in der russischen Armee ist der Altensche Freibahnzug eingeführt.

Der häufig geäußerte Gedanke, auch im Operationsgebiet die Verpflegungskolonnen aus Kraftwagen zusammenzusetzen, hat sehr viel Verlockendes, muß aber zurückgewiesen werden, solange schwere Kraftwagen eine derartige Abhängigkeit vom Wegenetz besitzen wie bisher. Aus diesem Grunde müssen die Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Armeekorps pferdebespannt bleiben. Es ist Sache der Etappenkolonnen, die Vorräte möglichst weit vorzuschieben, damit die Verpflegungskolonnen der Armeekorps nur Wege zurückzulegen haben, die den Kräften der Pferde entsprechen und eine stete rechtzeitige Versorgung der Truppen mit den erforderlichen Dauervorräten sicherstellen.

Der Aufsatz mußte sich darauf beschränken, die Heeresverpflegung in den größten Zügen zu zeichnen. Es ist unmöglich, den Verpflegungsdienst irgendwie zu schematisieren. Die Heeresverpflegung erfordert, wie die Heeresführung überhaupt, nicht nur gewissenhafte, sondern auch organisatorisch großzügig veranlagte Menschen mit weitem Blick, die es verstehen, die jeweiligen Verhältnisse zum Besten der Armee auszuwerten.

Eine richtige Verkehrspolitik muß aber dafür sorgen, daß der Heeresverwaltung bei Ausbruch eines Krieges die erforderlichen Verkehrsmittel zur Verfügung stehen. Die Vermehrung der Lastkraftwagen ist das vornehmste Erfordernis.



Lastzug auf einer Probefahrt

Stille Stadt

Nun ist ein Geistergleiten
mein Gang durch diese Zeit,
und meine Wünsche schreiten
tief in die Ewigkeit.
Und meine Tage drehen
sich irr und ohne Sinn,
so wie die Winde wehen,
und wollen nirgends hin.

Mein Tag hat keine Farben,
die Nacht hat keine Ruh,
Lebend'gen, die mir starben,
eilt meine Seele zu.
Es ist, als ob ich schwinge,
wohin kein Steg mehr brückt,
und das Gesicht der Dinge
ist ferne fortgerückt.

Und zieht auf kahlem Wege
das Volk zum Totenhag,
oh, daß auch ich dort läge
an aller Seelen Tag!
Es leuchtet ein Geschmeide
der Schläfer stille Stadt,
weil Liebe jedem Leide
ein Licht entzündet hat.

Wüßt' ich auch wohl ein Herze,
ein Herz in dieser Welt,
das mir zu Haupt die Kerze
mit weher Seele stellt?
Daß sie durch Herbstesgrauen
hochauf zum Firmament
ein Türlein in die Auen
der Unvergeßnen brennt.

Der mich in Hoffnung zeugte,
er schaute wohl herab,
und sein Verstehen beugte
sich nieder meinem Grab.
Und die mit Glückeswähnen
mich trug einst weltenein,
sie löscht mit ihren Tränen
das Licht ob meinem Stein.

Karlernst Knatz



Die Großmutter

Nach einem Gemälde von Wilhelm Claudius



Stammbücher unsrer Großeltern

Von Adolf Obermüller

Es ist noch nicht lange her, da huldigten unsre Backfische und auch wohl sentimentale Jünglinge einer Liebhaberei, die einstmals auch unter gebildeten Erwachsenen im Schwange war, nun aber von diesen, zwingenderen Fragen der Zeit zugewandt, nur noch mit leisem Lächeln gesehen wurde: man hielt sich ein Buch mit weißen Blättern, in blumenverziertem Einband, mit Goldschnitt, und ließ es unter möglichst viel Bekannten wandern, damit jeder von sich ein Wort einschreibe zur Erinnerung. Das allbekannte Stammbuch war's, das auch wohl den stolzen Namen „Poesiealbum" trug.

Über die Blauveilchen- und Vergißmeinnichtpoesie, die sich darin breitmachte, ist viel gespottet worden. Gleichwohl haben wir in diesem „Poesiealbum" den letzten Vertreter eines Jahrhunderte alten Geschlechts zu erblicken, das kulturgeschichtliche Spiegelungen verschiedener Epochen gibt und in den großen Zeiten der Renaissance, des Barock und Rokoko selber zum Teil eine Entwicklungshöhe erreichte, die noch heute eine volle Bewunderung fordert.

Die schöne stille Zeit ist vorbei, wo man die Freundschaft pflegen konnte wie einen Garten und jede Regung, die in ihr keimte, in Prosa oder Versen pietätvoll zu Papier gebracht wurde. Wir haben einem härteren Seelenzwange zu folgen als dem süß-stiller Schwärmerei. Diese paßt in jene Tage, da noch nicht die Eisenbahnen durch die Lande donnerten und noch nicht durch die Blumengefilde des träumenden Gemüts mit ehernem Fuß die Erkenntnis schritt von Riesenaufgaben, an denen jeder unweigerlich mitzuwirken hat als an den allbindenden Menschheitsproblemen, wie sie sich heutzutage als soziale Zukunftsfragen, als Rechte des Kindes, der Frau, als „Umwertung aller Werte" vor uns aufgetan. Keiner von diesen Wogenstürmen überbrauste damals die Spiegelfläche sinnender Beschaulichkeit. In den Gemütern sproßte und blühte es schlicht und friedlich ohne irgendwelche Verwirrung und Verwicklung. Da war es nicht schwer, Gleichgestimmte zu finden; die Herzen rankten sich entgegen, und im freundlichen Widerspiel harmloser Voraussetzungen erlebte man die Erde als ein allgemeines Freundschaftsidyll.

Auf diesem Boden wurde vieles für Ernst genommen, was im Leben von heute nur als wohl schöne, aber müßige Nebensache gilt, und umgekehrt: was uns als Ernst bis tief in die Seele bedrängt, nicht selten zu tragischer Lösung, das streifte damals nur als pittoreskes Tändelwölkchen den Horizont. Hieraus erklärt sich, warum die im Rahmen unsres Zeitalters zur Spielerei versunkene Stammbuchpflege einst ein so wichtiger Faktor im Dasein war und ein so bedeutendes Gepräge bekam, daß ihre Betrachtung sich heute noch lohnt. Ihr naturgemäß schöngeistiger Charakter, harmoniebeflissen, Erschütterungen und Zerklüftungen der Lebensprosa eo ipso verschlossen, entsprach so ganz der begeisterungsfrohen Allgemeinstimmung der Zeit. Den damals heiligsten Grundzügen des Lebensglaubens, um die jedes Gebildeten höhere Interessen sich aufbauten, verhalf sie mit zur Äußerung, die um so flüssiger wurde, als der Eintragende wußte: was er da niederschrieb, fand in der weiten Runde der Stammbuchgemeinde ein verständnisinniges Echo. Was alle Welt beseelte



Stammbuch-Aquarell (1715): Allegorie auf die Hoffnung

und beseligte und schließlich in Schillers „Lied an die Freude" bis zur Verzückung aufklang, das transzendentale Jubelmotto: „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!" das fand im „Freundschaftstempel" sozusagen die irdisch mögliche Verwirklichung.*

Wurzelt heutzutage das Freundschaftsglück in dem stärkenden Bewußtsein gemeinsamen Vorwärtsringens im Lebenskampfe, um die Weltanschauung, so erblickte es die „schöne Seele" in der Verklärung des Gefühlsaustausches zu Formen der Kunst und Poesie. Der Inhalt der Alben hält daher im allgemeinen Schritt mit den Richtungen, welche die Entwicklung der freien Künste einschlägt, nur daß diese den Kulturgeist in der Vollständigkeit und Abklärung eines Idealgebildes zeigen, wozu ihn schöpferische Kraft in den Weihestunden des Lebens erhebt, während die Kunst der Alben mehr oder minder Dilettantismus bleibt. Aber gerade darin liegt das kulturgeschichtlich Bemerkenswerte: In einer wesentlich auf Kunst gerichteten Zeit bringt er von den Feuern, die auf der Höhe flammen, den Widerschein im Tale des Alltags. Wir sehen aus solchen Gedenkblättern, wie das Volk den Geist seiner Kulturführer verbindet mit der Denkweise seines engeren Kreises. Aus der großen Zeit der hier zu besprechenden Stammbücher wird daher selbst der ästhetisch minderwertige Eintrag bedeutungsvoll, sofern er auch nur einen Hauch von dem zeigt, was diese Epoche der „geistigen Wiedergeburt" unter den abgeschlossenen der Neuzeit zur reichsten und wichtigsten macht. —

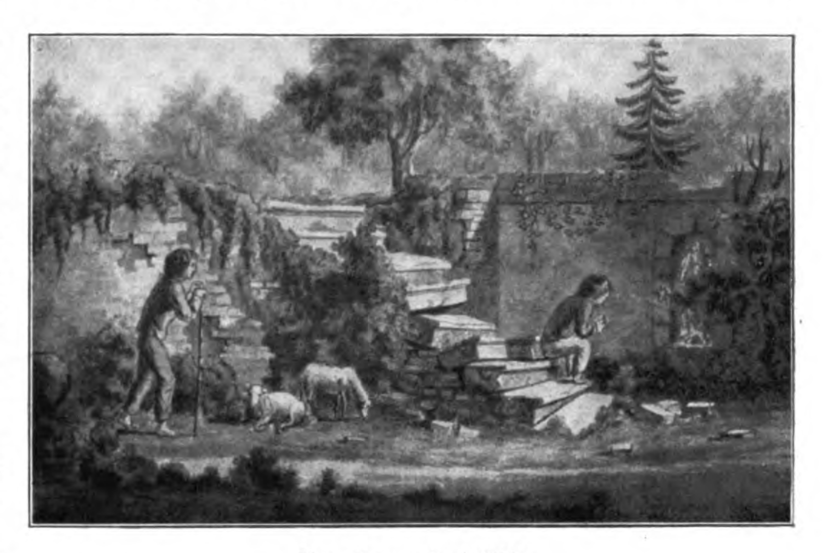
Das lateinische Wort „Album", „das Weiße", bezeichnete bei den Römern in andrer Farbe das, was etwa bei unsern Universitäten das „Schwarze Brett" bedeutet: eine Tafel zu Vermerken und Bekanntmachungen. Darauf war es auch eine Namenliste, wie sie nachher noch im

* Die Parallelerscheinung zum Stammbuchkultus ist der leidenschaftlich betriebene Briefwechsel der Freunde, der für diese Zeit geradezu symptomatisch wurde. Gefühle und Gedanken in flutender Überschwenglichkeit! Wer diese Kulturdokumente in bester Zusammenstellung, überhaupt die Geschichte deutscher Freundschaft kennen lernen will, der lese „Deutsche Freundesbriefe aus sechs Jahrhunderten" (Verlag J. Zeitler, Leipzig).



Aquarell aus einem Stammbuch von 1787: Andenkenkultus

Mittelalter als Verzeichnis der Geistlichen im Kloster üblich war. Schließlich ging in diesen der Name auch auf das Fremdenbuch über, in das sich die Besucher einzeichneten, und bildet damit die Brücke zu dem, was wir heute unter Poesiealbum verstehen. Am Ende des vorletzten Jahrhunderts kommt der Ausdruck „Freundschaftstempel“ auf. Am üblichsten aber wurde seit der Einkehr des Humanismus in Deutschland die Bezeichnung „Gesellenbuch“ („Gesell“ hier im früheren Sinne der Zusammengehörigkeit zweier Personen) oder auch „Studentenstammbuch“. Denn die von Studenten, Gelehrten und Künstlern geführten nehmen in jeder Weise den obersten Rang ein.



„Verehrung“ (1789)

Zahlreiche Stammbücher, zum Teil wirkliche Kunstwerke außen wie innen, sind in Bibliotheken aufbewahrt, so in der Leipziger und Breslauer Stadtbibliothek, in der Universitätsbibliothek zu Gießen, in Stuttgart in der Königlichen Landesbibliothek und der Königlichen Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale, in den historischen Museen in Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Mainz, Kiel, Dresden und andern.

Die Schülerszene in Goethes „Faust“ führt uns in jene Zeit, wo der Student vom Lehrer sich einen Wahlspruch in sein Buch schreiben ließ. „Eritis sicut deus, scientes bonum et malum“ („Ihr werdet sein wie Gott, wenn ihr wißt, was gut und böse ist“), so schreibt Mephistopheles als verkappter Magister und gibt uns gleich einen Kernspruch als Beispiel. Fromme Lehren, Bibelworte, Ermahnungen zur Tugend, Sentenzen aus Schriften vorzüglich des klassischen Altertums sind das Übliche: „Aut deo aut mundo!“ „Für Gott oder für die Welt!“ „Vergiß nicht, daß Nützliches wie Angenehmes beides von Gott kommt!“ „Ehre und Leben halten gleichen Schritt.“

Edel sein hadt einen guden schein,
Reichtum haben ist auch wohl fein,
Aber ein wohlgezogen Jugent
Ist das meiste Gudt und beste Tugend.



Titelblatt eines Stammbuchs von 1795: Freundschaftstempel

Von einem Angehörigen aus dem Kreise der Leipziger Verehrer des Dichters „Faust“ findet sich folgendes Verschen vor:

Allen
Sucht' ich niemals zu gefallen,
Ist's bei wenigen gelungen,
Hab' ich, was ich wünscht, errungen.

Als (wenn auch nur dürftiger) Vorklang eines Schillerschen Epigrammes erscheinen die Verse:

Zwey Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie leiten ihn bald Süd bald Nordenwärts,
Natur gab ihm Verstand um recht zu denken
Um recht zu handeln gab sie ihm ein — Hertz.

Nicht selten finden wir die Autogramme berühmter Personen, was natürlich den Wert dieser Kulturreliquien noch bedeutend erhöht. Vater Gleim mit seinem unendlichen Freundschaftsherzen schreibt einem jungen Mädchen schlank und frisch den Vers:

Ein Wort auf dieses Blatt, nicht mehr, nicht minder,
Das heißen soll: gedenk an mich! —
Ich bin zu sehr ein Freund der schönen Kinder
Und schreibe gern: Ich liebe dich.

Von Lessings Hand heißt's:

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert.
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Aus dem Besitz Friedrich Kinds, des „Freischütz"-Dichters, sah ich ein volles, sehr schönes Stammbuch mit zahlreichen Versen aus damals beliebten Opern und Dramen. Ein Freund schrieb die Worte:

Der Himmel lenkt unsere Schicksale durch Zufälle, sobald wir Entwürfe machen. —
Diego und Leonore.
Zum Andenken
schrieb diesen Gedanken
Dein Bruder und wahrer Freund
Altenburg, den 3. Jan. 1790
Wilhelm Sommer.

Schillers „Einer jungen Freundin ins Stammbuch" und Goethes Widmungen dieser Art sind in ihre Werke aufgenommen. Weniger bekannt ist vielleicht Goethes:

Lieblich ist's, im Frühlingsgarten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher, im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen:
Denn der Anblick solcher Züge
Thut so Seel' als Geist Genüge,
Ja, zu Lieb' und Treu bekennt
Sich der Freund, wie er sich nennt.

Auch Scherz und Satire sind nicht selten. So schreibt ein Schwerenöter, ein Bruder Studio:

Ein Mädchen sehn und nichts empfinden
Ist eine von den größten Sünden.
Und ich? — Ich sündige nicht gern.

Als „Symbolum", wie man den gern beigefügten Lebensspruch nannte, verzeichnet der Springinsfeld kurz und keck das Wort des bekannten Gaudeamusliedes: „Vivant omnes virgines!" („Alle Mädel sollen leben!")

Ein Musensohn spielt sich mit seinen Erfahrungen auf und berichtet altklug:

Man frug einst Socraten, obs rathsam wär zu freyen?
Er sprach, thut was ihr wolt, so wird es euch gereuen.

Reich, innig und überinnig flutet die Freundschaftstreue in Prosa und Versen über die vergilbten Blätter. Eine Christiane Wilhelmine Hutten in Naumburg schreibt unter dem 7. März 1795:

Auf Zephyrs Flügel flattert der Freundschaft
Durch ferne Fluthen über den Ocean (Gruß
Trägt ihm *) der Sturmwind, über Gräber
Bringt ihm lächelnd der Friedensengel.

Eine andre wünscht dem scheidenden Freunde:

Adjeu mein Herzens Freund
Der Himmel segne dich
Leb wohl, gedenk an mich.

Dazu ist ein Bild gemalt, schön in Farben: zwei Abschiednehmende stehen vor einem Urnenpostament. Im Hintergrunde ragt über das umgebende Zypressengebüsch ein Obelisk, das Sinnbild der Treue. Zwei Engelsköpfe blasen aus den Wolken dagegen; aber vergeblich, und über dem Steine steht daher: „Immota" („Unerschütterlich"). Der erwähnte Abschiedsgruß ist in das Bild eingetragen auf ein Blatt, das am Horizont lattert.

Fast noch schwärmerischer schreiben stellenweise die Männer.

So 1708 ein Friedrich von Stackelberg:

Ob uns gleich Meer und Thal und große Wälder scheiden,
Ob auch ein weiter Weg von Deiner Seite reißt,
Muß ich die gegenwart auch künfftig gänzlich meiden,
So bleibt doch daß gewiß, daß Du mein Hertze weißt.

*) Alle Verse sind buchstabengetreu wiedergegeben.

Ja wirst Du werther Freund, mir gantz und gar entrißen,
So wird ein Bruder doch Dich in das Hertze schließen.
Symb. Alles mit Gott.

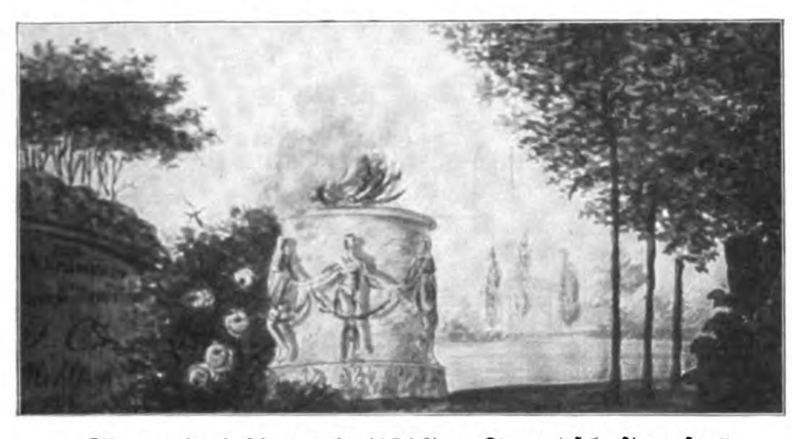


Erinnerungsblatt (1808)

Überdiese Gefühlsmeere hin strahlt dann fast immer noch der Farbenzauber wirklich prächtiger Malereien. In den älteren des sechzehnten und aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war das Wappen vorherrschend, reich ausgeführt in Farben sowie Gold und Silber.

Ein Schriftband im Renaissancestil dient zur Eintragung, später ein Raum in kartuschenartiger Einfassung. Nach und nach treten kleine Genrebilder an Stelle des vorigen Buchschmucks, und zwar aus den verschiedensten Gebieten: Szenen aus der biblischen Geschichte und der antiken Götterlehre sowie allegorische oder symbolische Darstellungen der christlichen Tugenden, der sieben freien Künste; auch Städtebilder, zum Beispiel von Frankfurt a. O., Wittenberg, eine Marktfrau aus Padua (immerhin auch eine Beziehung zur Stadt der Renaissancebauten!), wie überhaupt Markt- und Straßenszenen, ferner eine Kriegsgaleere, eine hübsche Landschaft mit Ballspielern, ein nächtlicher Straßenauflauf sowie deutsche, englische, französische und andre Trachtenbilder. Ein voller Schatz für alle Zweige der Kulturkunde, der Lokalchronik und der Geschichte.

Allerdings auf viel ungeschickte Arbeit und Wunderliches ist darunter, obwohl sogar darin noch der allgemeine Zug nach Durchgeistigung des Lebens unverkennbar ist. Geradezu bizarr werden mitunter die illustrativen Einfälle, wo es gilt, eine Lebenslehre oder einen Freundschaftsgedanken zu versinnbildlichen: In ziemlich geschickter Aquarellmalerei, die einer besseren Erfindung würdig gewesen wäre, stellt ein Blatt eine Weltkugel dar. Vor einem großen Loch darin steht ein junger Mensch, ein zweiter dahinter. Dieser ist schon hindurchgekommen, jener zögert noch, obwohl die (etwas sehr kräftig ausgefallene) Göttin Fortuna mit despotischer Armbewegung das Hindurchkriechen fordert. Der Text zu dem Bilde lautet:


Stammbuch-Aquarell (1816): „Freundschaftsopfer“

Ich hab mir Vorgenommen
grad hindurch zu Kommen,
nicht anderst wollt solchs glücken,
wold ich hindurch, mußt ich mich bücken.
Wor mit ich zu glauben bitte
daß sich immer dero deiner nennet
Paris, 22. May 1753.
Sch. Ermeltraut.

Ein Blatt von 1595 im Stammbuch eines Daniel

Althoff zeigt eine Fortuna (eine beliebte Figur damals), die auf einer Kugel balanciert. Diese Fortuna, die wir uns als leicht schwebende Göttin vorzustellen pflegen, benimmt sich aber so schwerfällig und ungeschickt, daß beiderseits zwei Gestalten sie an Stricken halten müssen, damit sie im Gleichgewicht bleibt. Es kommt dem „Künstler“ eben nur auf die Verbildlichung einer Idee an, die denn auch in dürren Worten über dem Ganzen am Himmel steht: „Gott half und hielftt.“ — Auf einem andern Blatte wird die Unzertrennlichkeit eines Freundschaftsbündnisses höchst drastisch veranschaulicht: ein mächtiges Vorhängeschloß verbindet zwei Personen, die sich wie zum Treueschwur die Hände reichen; ein wild dazwischenspringender Löwe von der einen, der knochenklappernde Tod auf der andern Seite mühen sich vergeblich, die beiden Getreuen auseinanderzureißen. Das Ganze also in seinem Sinne sehr oder mehr wie sprechend, wenn auch in seinem Geschmackswert nicht gerade ansprechend.

Daß die Genrebilder vielfach dagegen eine Künstlerhand verraten — sie erinnern meistens an die holländischen Gesellschaftsbilder —, hat wohl darin seinen Grund, daß sie nach Vorlagebüchern gearbeitet sind, die eigens zu Stammbuchzwecken von wirklichen Künstlern herausgegeben wurden. So gab es von Jakobus von der Heyden ein „Speculum Cornelianum“ („Cornelianischer Spiegel“, vermutlich nach dem 1562 in Haarlem geborenen niederländischen Maler Cornelis genannt), von einem andern den sehr beliebten „Pugillus Facetiarum Iconographicarum“ (in unsre heutigen Sprachbegriffe übersetzt etwa: „Kleines Genrebilderbuch“). So kam denn in die Stammbücher manches Werk von echt künstlerischer Auffassung, das Laienhände in oft bewundernswerter Technik wiederzugeben wußten, in Deckfarben, Tusche, häufig auch als feine Federzeichnung. Der Stil, von dem man bei manchen dieser Bilder in seiner ganzen Bedeutung reden kann, ist gewöhnlich der ausgeprägte des Barock oder der Renaissance.

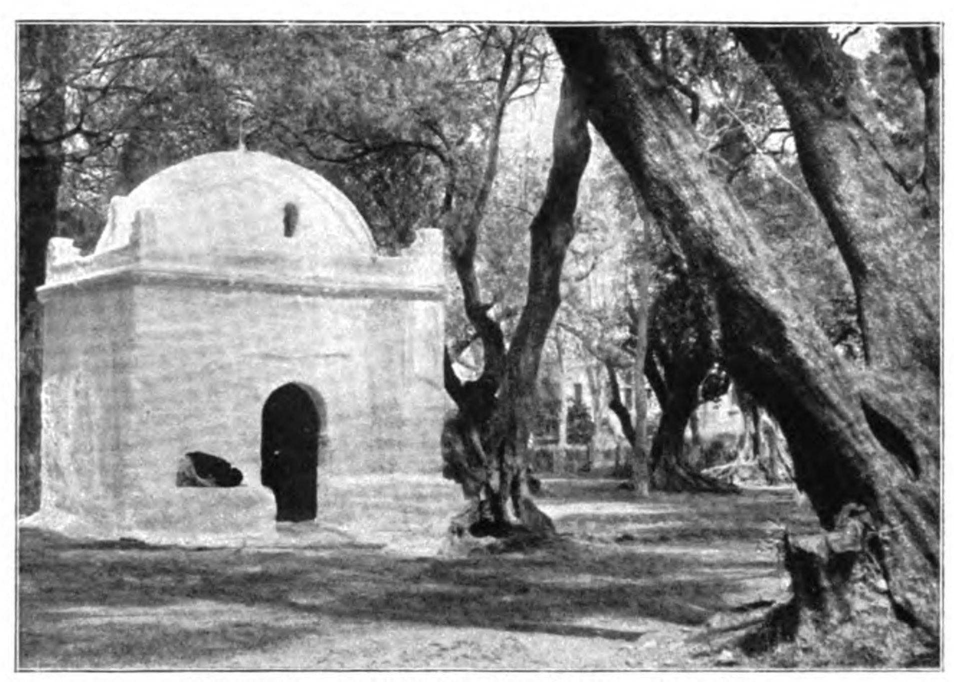
Im siebzehnten Jahrhundert sind die malerischen Vorwürfe biblischer oder mythologischer Art immer noch beliebt, ebenso die Allegorien wie Monatsdarstellungen. Die Landschafts- und Städtebilder werden zahlreicher. Hinzu aber kommen jetzt Ölbilder auf Pergament, Bildnisse von Personen der Zeit, wenn nicht immer künstlerisch, so doch historisch bedeutsam. So enthält das Stammbuch des Leipziger Professors der Poesie, Magister Johannes Frenzel, wohl das kostbarste aller erhaltenen, unter seinen Eintragungen vom Jahre 1633 bis 1674 über hundert überaus feiner Ölporträte, darunter die des Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin, von Mitgliedern des sächsischen Fürstenhauses, von Adligen, Künstlern, Gelehrten, Beamten und Kaufleuten jener Zeit.

Im achtzehnten Jahrhundert sind die Wappenschilder verschwunden. Der Geist des Rokoko stellt Frohsinn und Feste in den Vordergrund: Tanz und Spiel, Spazierfahrten, Picknicks, Aufzüge, Gartenfeste, Illuminationen und Feuerwerke, ein Studentenvivat „für die Mademoiselle Kr.“ und ähnliche Darstellungen geben den bildnerischen Buchschmuck.

Manche Bilder sind voll echter Stimmung, ohne allen Gefühlsüberschwang. So eine Abendlandschaft mit Reitern in einer Sammlung aus den Jahren 1708 bis 1716, ein Klavier- und Flötenkonzert in einem Gießener Album von 1780.

Dann aber blüht dazwischen auch von der Malerpalette das in Wonne wie Tränen zerfließende Schwärmen und Sehnen, Klagen und Lieben der Wertherstimmung und des Widerhalls der Hainbunddichtung. Schäferidyllen und Embleme der Treue, rührselige Liebesszenen, flammende und durchbohrte Herzen haben allmählich den realistischen Ton des Genrebildes verdrängt.

Antike Köpfe, Sockel mit Urnen, Postamente und Obelisken mit Inschriften wie „Sey glücklich!“, das Ganze zuweilen in feinster farbiger Seidenstickerei, machen diese Bände zu wahren Prachtwerken, und der Beschauer von heute steht davor mit wirklicher Ergriffenheit über so viel Sinn und Eifer, das alltägliche Leben bis in seine Kleinigkeiten in verschönernde, wenn auch antikisierende Formen zu kleiden. Voll Ergriffenheit aber auch, daß so viel Schönheitsbegeisterung im Wirbel der Zeiten verwehen konnte, da uns das Dasein heute doch in so rauher Prosa umflutet und nur in seltenen Stunden innerer Muße die Schauer seiner höheren Weihe uns überkommen läßt.



Kubba des Sidi-Yakub-Mausoleums in Blida

Aus dem Lande Salammbôs

Von

Ludwig von Scheffler

(Mit sechs Abbildungen nach Originalaufnahmen)

Ein Freund in Paris machte mich zuerst auf die in der Überschrift liegende Vergleichung aufmerksam. Wir sprachen von Algier, und er betonte das Vorbild, welches für Flauberts berühmten Roman, nach seinen landschaftlichen Schilderungen hin, gerade das französische Nordafrika geboten habe. Kein Zweifel, daß er recht damit hat. Salammbô finden wir wieder wie in einer andern karthagischen Byrsa in der über dem arabischen Viertel Algiers ragenden Kasba. Diese Zitadelle und letzte Residenz der Deis umgürten in der Höhe Gärten, unter deren Palmen, deren Rosen und Fruchtgehängen sich das „Fest der Söldner" wieder träumen läßt. Mit den Gestalten Salammbôs steigen wir durch das Gassengewirr der weißschimmernden Araberstadt hernieder zu dem azurnen Meere. Die helle Burnustracht der uns Begegnenden, ihre Haltung, Drapierung und Bewegung: alles ruft Anklänge an die Figurenwelt der Flaubertschen Dichtung wach. Das maurische Element in dem ergreifenden Bilde Algiers ist es, welches solche Parallelen einer historischen Phantasie ermöglicht! Es spricht dabei natürlich auch zu uns mit seinem eignen eindrucksvollen Zauber. Und nicht zum mindesten gerade dort, wo, weit getrennt jetzt von dem Zentrum der ursprünglichen Piratenstadt, moderne Neubauten es fast ersticken. Denn wer träte in den Palmen- und Zypressenschatten des Gräberhofes von Abd'-er-Rahman, wer erfaßte mit seinem Blicke die verwitterte Pracht dieser ältesten Moschee Algiers und hätte vor der Weihe solchen Altertums nicht jede störende Gegenwart vergessen! Die maurischen Deis liegen hier in der Nähe

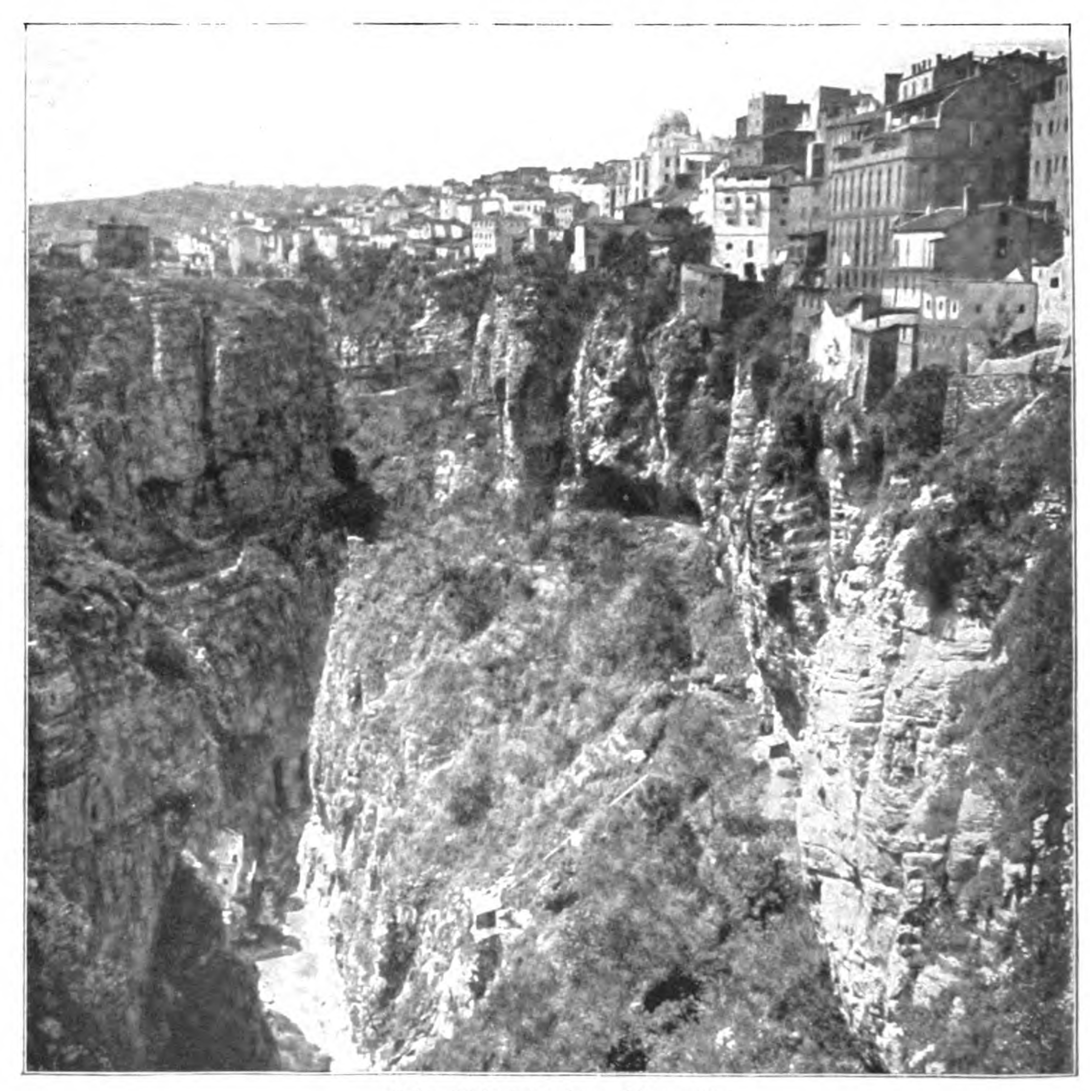
des in dem Bethause selbst ruhenden großen Heiligen begraben, die heroischen Häuptlinge des einst so gefürchteten Piratenvolks, deren musivgeschmückte Todesbetten ein dämonischer Zug noch jetzt umwittert! Und vollends welches Entrücktsein in ein förmliches Traumgebiet, wenn wir durch Zufall etwa in den „heiligen Hain" von Blida geraten! Ein Ausflugsort der Algeriner! Villen, Kaffeeschenken in Orangengärten und kaum hundert Schritt davon die Kubba des SidiYakub, das kleine Mausoleum eines Heiligen, eines Marabut, über welches vielhundertjährige Ölbäume ein mystisches Dunkel verbreiten. Ein solch tiefes, daß nur dieser zierliche Kuppelbau wie ein helles Juwel im Widerspiel des von oben einfallenden Lichtes erschimmert, und nur dieses stille Heiligtum die plötzliche Verzauberung des Eindrucks deutet. Ein frommer Moslem betete, die Schuhe abgelegt, zusammengekauert, mit der Stirn den Boden berührend, im Augenblick unsrer Bildaufnahme vor dem Portal des Gewölbes. Er gehörte freilich zur Szene, er regte sich nicht und schien diesem Märchengrunde buchstäblich entwachsen.



El Kantara

Das Mittelländische Meer, die Hügelkette der Sahel im Rücken geben Algier sein bevorzugtes Klima. Diese Lage bedingte auch des Küstenlandes Schicksal in der Geschichte. Fremde Stämme, seekundige Kolonisten nutzten es bis zu den Franzosen jetzt für ihre Zwecke aus. Um in das echte Gesicht der Ureinwohner zu schauen, müssen wir das ödere algerische Oberland zu gewinnen suchen. Nach einer Fahrt von zwölf

Constantine

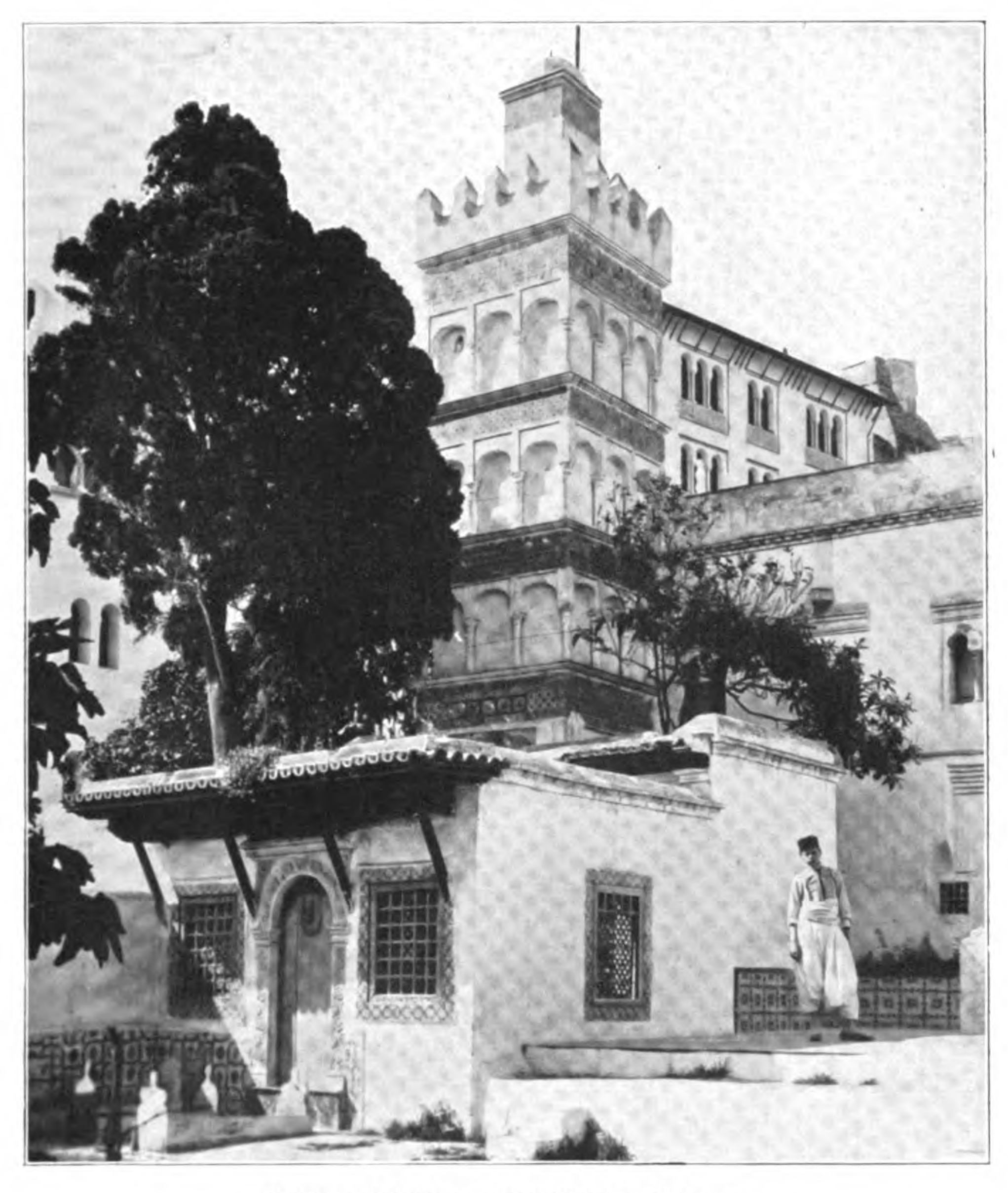


Die Schlucht des Rhumel

Stunden auf der Eisenbahn halten wir in Constantine. Wieder historische Namen, die ins römisch-afrikanische Altertum zurückführen, denn diese Konstantinsstadt ist das alte Cirta. Syphax, Masinissa, die numidischen Könige hausten auf diesem unersteigbaren Felsen wie in einem Adlernest. Von weitem schon sieht man ihn auf dem Hochplateau ragen; in der Nähe erblickt man mit Staunen, daß ein fürchterlicher Abgrund die Schlucht des Rhumel, ihn, noch in zwei Hälften zerreißt. Eine noch auf römische Anlagen zurückführende kühne Brücke führt über die schwindelnde Tiefe des gurgelnden Wildbachs hinüber. Von der maurischen Niederlassung zum steiler sich noch türmenden großen Soldatenquartier! Riesige, lang hingestreckte Kasernen in dieser Numidierburg jetzt als Zinnen! Uniformen fast nur auf den hochgewundenen Straßen und jene harten, verbissenen Physiognomien, die den Nachkommen der alten Mauretanier, der jetzigen Berber, gehören! Gewiß, diese urmalerische Felsenstadt ist kein schmeichelndes Algier. Der glühendste Sonnenbrand dörrt sie im Sommer; fußhoher Schnee wie im Norden breitet sich im Winter oft über ihre Dächer aus! Nur ein kriegerisches Geschlecht konnte in solchem Klima erstarken. Aber von den Galerien der Oberstadt bietet sich dem Auge dar, nun schon zum Greifen nahe,

der himmelhohe Atlas! Er trennt uns von einem der größten Eindrücke, den wir nicht ohne einiges innere Grauen ersehnen, und gewährt uns doch zugleich das Tor zu ihm! Ja, seltsam genug, nicht als Höllenrachen, als „Paradiesespforte“ vielmehr tut sich der „Mund der Sahara“ in den Bergen drunten auf! So nennen die arabischen Dichter das El-Kantara-Tal. Ein Engpaß als stundenlanger Palmenwald, den phantastisch ausgezackte, vegetationslose Felswände eindämmen, während das Strombett in seinem Schatten alle Blütenwunder einer Oasenschlucht erweist! Dieses Rosarot der in ganzen Gebüschen neben den schmalen Wasseradern sich drängenden Oleander! Die feurigen Granaten dazu in dem Smaragdgrün der Palmen! Überall ungebrochene, leuchtendste Farben, da der tiefe Azur des Himmels über der Landschaft Baumwipfel, Steingebilde, Wellen mit seinem Metallglanze in den Tinten erhöht!

Im übrigen wandelt es sich in Wirklichkeit nicht leicht „unter Palmen“. Der



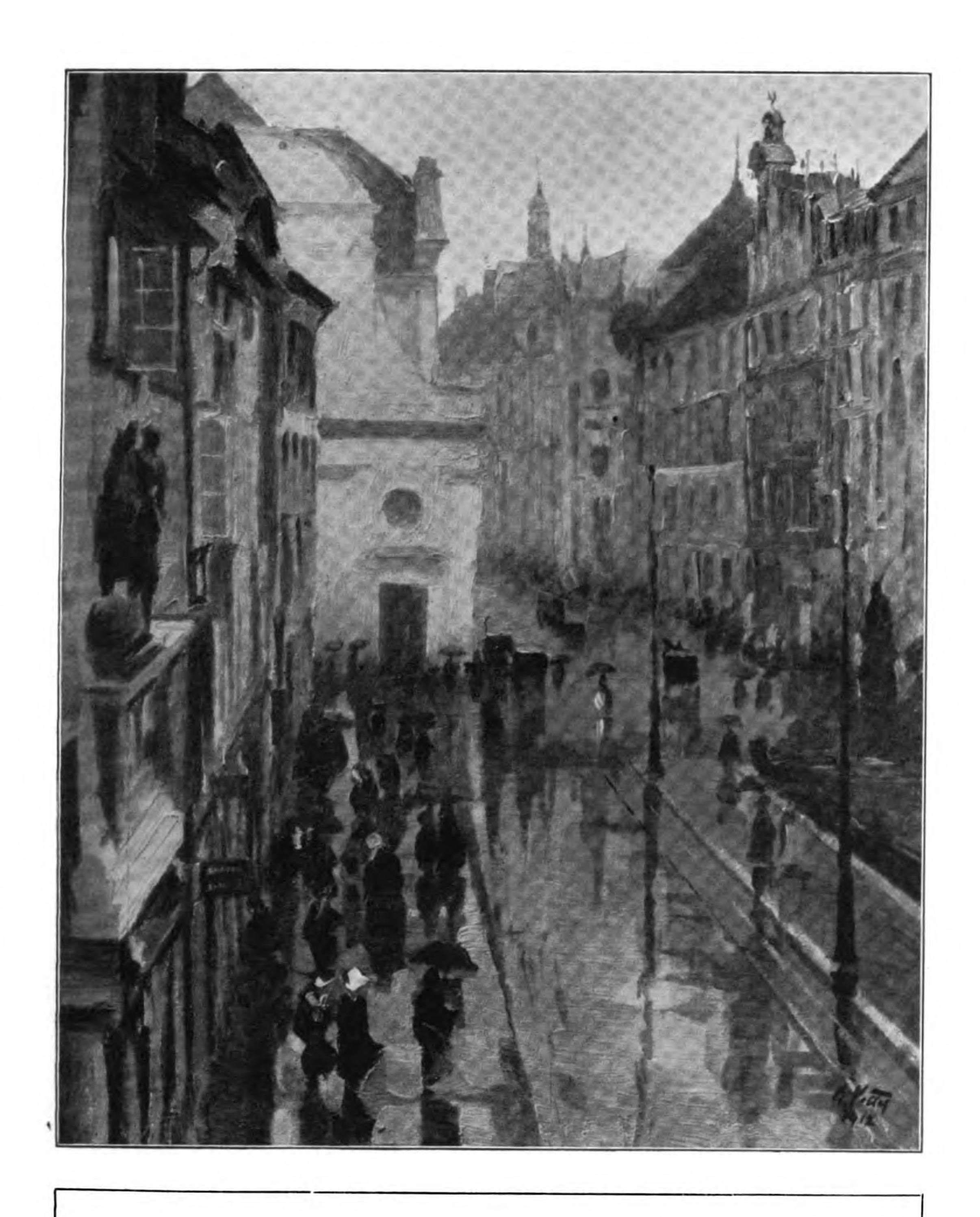
Algier: Moschee Sidi-Abd'-er-Rahman

zerrissene Felsboden hält den Fuß bei jedem Schritte mit harten Ecken fest. So hat der Reiseluxus neuester Zeit einen Schienenweg neben der uralten unbequemen Karawanenstraße durch El Kantara gefordert und geschaffen! In Windeseile führt uns der Zug dem Aus-



Die Oase Biskra

gange des Passes und der letzten und zugleich der „Königin der Oasen“ zu. An den Rand der Wüste! Würde man es glauben, wenn man in Biskra — so heißt die „Ziban“ (Oase) — aussteigend, sich von dem modernsten Leben umgeben sieht? Banale Straßen, Hotels, ein — Kasino in diesem „Monte Carlo der Sahara“! Aber in dem erdunkelnden Phönixwalde daneben finden wir zum Glück die Stimmung wieder, die wir mit El Kantara verlassen. Das arabische Lehmziegeldorf „Alt-Biskra“ dehnt sich hier mit dem Reichtum der süßesten Dattelfrüchte aus. Welch malerischer Zauber andern Treibens in den von buntgekleideten Gestalten erfüllten Gassen! Und der Jäger unter den müßigen Touristen schreitet sie gespannten Blickes hindurch. Hinaus in das blendende Gesicht der Wüste! Wo der Fuchs, der Büffel, die Trappe und, wenn es glückt, auch die Antilope als Beute winkt!



Promenadeplatz in München

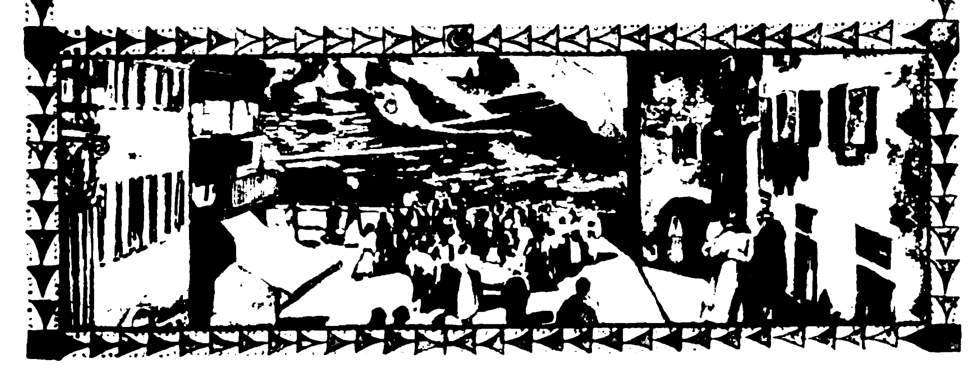
Nach einem Gemälde von Charles Vetter


UNIVERSITY
CALIFORNIA

„ER KOMMT VON TRIPOLIS!"

Ein Capri-Idyll von RICHARD VOSS

Auf Capri war's, an einem Sonnentage ...
Im hohen Turmgemache seiner Gralsburg,
Die über all dem Leuchten zweier Golfe
Aus des Solaros roten Klippen ragt,
Am Schreibtisch sitzt der deutsche Dichtersmann,
Schaut auf er vom Papier – Ist das ein Glanz!
Als wär der Erde ganze Pracht und Wonne
Auf dieses Meer, dies Land herabgesunken.
Von Cap Misen bis zu Amalfis Bucht
Ein einziges Gewinde höchster Schönheit,
Womit hier Mutter Erde sich bekränzt,
Den Götterjüngling Frühling zu begrüßen ...
Seit Monden schon schau' ich das Zauberbild
Und werd' nicht müd' vom Schaun. Durch den Azur
Der Meereswogen seh' ich weiße Schiffe
Gleich Schwänen auf den blauen Wellen gleiten.
Sie kommen von Neapel, und sie gehen –
Da fällt mir's ein: sie gehn nach Afrika!
Und – „Tripolis!" hör' rufen ich im Geist
Aus tausend Kehlen und aus tausend Herzen
Gleich einem Hymnus, einem Chorgesang.
Und mir fällt ein: „Es ist ja Krieg, ist Krieg!
Und heut – – Mein Freund Enrico kommt zu mir,
Morganos junger Sohn und seiner Mutter,
Donna Lucia, der Vortrefflichen,
An Freundlichkeit der Sitten ebenbürtig.
„Herr, mit dem Abendschiffe von Sorrent
Kommt ein Caprese. Hört mich, lieber Herr!
Er kommt von Tripolis! Ganz Capri feiert
Des Braven Wiederkehr. 's ist ein Gemeiner,
Ein armes junges Blut; jedoch – er kommt
Von Tripolis ... Drum eilt und feiert mit,



Seid Ihr doch Deutscher, Herr! Auf der Piazza
Und vor dem Uhrturm – seht nur, welch' Gewühl!
Schon ziehen sie auf mit Fahnen, Bannern, Kränzen
Und mit Musik. Der Mann ist ein Caprese
Und – kommt von Tripolis!" ... Tot ist die Mutter
Und kann nicht heute segnen ihren Sohn,
Nicht heute stolz sein, daß sie ihn geboren
Fürs Vaterland; und wär's auch, daß er jetzt
Fürs Vaterland dort drüben wär' gestorben.
Doch hat er Weib und Kind ... In allen Kämpfen
Hat tapfer er gekämpft – in allen Kämpfen
Half siegen er. Und dachte nicht nach Haus
An Weib und Kind ... Kommt, kommt! Ihr seid ein Deutscher
Und seid Italiens Freund. Das weiß Italien!

Ich kam und sah. Und was ich heut gesehen,
Das machte heiß mein Herz und feucht mein Auge.
Mit heißem Herzen, feuchtem Auge fühlt' ich,
Was meine Liebe für Italien ist –
Was **unsre** *Liebe ist für dieses Land,*
Das gottgeliebte, gottgesegnete,
Das uns in unsres rauhen Nordens Grau
Den ganzen Frühling seiner Blüten schüttet,
Die ganzen Herrlichkeiten seiner Kunst
Und alle Wunder der Vergangenheit,
Der großen, welche nie vergehen können.
Wo stillte Deutschland seine einzige Sehnsucht
Nach Schönheit, wenn nicht in der Schönheit Land?
Drum wird auch Deutschlands Liebe ewig dauern.

Also: ich kam und sah ... Im Extrazuge
Der Drahtseilbahn von der Marina grande
Ward Capris junger Held hinaufgeführt
Zu der Terrasse, wo sich Capris Volk
In ungestümer Festesfreude drängte:
„Er kommt von Tripolis!" So lief der Ruf
Von Mund zu Mund. Nicht doch: von Herz zu Herzen!
Ein armes junges Blut nur war der Mann
Und ward geehrt als ob ein Fürst er wäre.
Ein Held ist mehr ... „Er kommt von Tripolis!
Und alle Kämpfe hat er mitgeschlagen,
Und alle Siege hat er mitgesiegt.

Seht, die Medaille glänzt auf seiner Brust,
Das Ehrenzeichen seht! Ein Ehrenzeichen
Ist sein Gewand, von heißen Kämpfen zeugend,
Ist sein Gesicht, von heißer Sonne zeugend.
Er kommt von Tripolis!" ... Und nach ihm strecken
Sich hundert Arme aus. Sie heben ihn
Auf ihre Schultern, überschütten ihn
Mit seiner Heimat Frühlingsblütenglanz.
Sie drücken seine Hände, halten Reden.
Die Banner seines lieben Vaterlandes
Umflattern ihn; Italiens stolze Farben
Wehn um sein junges Haupt und hüllen ihn
In ihren heil'gen Schein. Und kaum, daß sie
Sein Weib und Kind ihm lassen. Heut gehört
Er allen, allen; denn für alle hat er
In Afrika – dort drüben liegt's! – gekämpft,
Wohl auch gelitten ... Seinen Namen jauchzen
In hellem Jubel sie, daß es dem Manne
Heiß aus den Augen stürzt, die nicht geweint,
Als er, an Capris Felsenthron vorbei,
Vorbei an Weib und Kind, gen Süden schiffte.
„Evviva!" läuft der Ruf. „Evviva!" schallt's
Aus tausend Kehlen – nein: aus tausend Herzen.
Sie tragen im Triumphe ihn davon:
„Er kommt von Tripolis!"

Ich hab's gesehen.
Erlebt hab' ich's ... Nur ein Gemeiner war's.
Ich sage: Heil dem Lande, dreifach Heil,
Wo solche mächt'ge, heiße, heil'ge Liebe
Zum Vaterland das Herz schwellt seines Volks.
Ehrwürdig dünkt es mich, und voller Ehrfurcht
Neig' ich mich heut vor dieses Volkes Glauben
An seinen Sieg und an Italiens Ruhm.
„Avanti, o Savoia!" – – Vorwärts, vorwärts!
Durch Drang und Leid und Not, durch Sturm und Tod!
„Avanti, o Savoia!" *– – Vorwärts, vorwärts!*
Auf Adlersschwingen schwebe auf dein Glück
Zu einem Himmel so voll Sonnenglanzes,
Wie heut' er über deinem Meere leuchtet ...
Und Deutschlands Wunsch folgt deinem Gipfelflug.

Zur Naturgeschichte der Hagestolze

Von

Felix Poppenberg

Ich glaube, wir Junggesellen stammen nicht von Adam und Eva. Adam wird wohl einen weitläufigen Vetter gehabt haben ... ledig, ein pensionierter alter Herr, den Kain und Abel Onkel nannten, von dem stammen wir ab."

Von einem Lebenskünstler kommt das Wort, von Alexander von Villers, der nach buntem Leben als Legationsrat a. D. bei Wien in seinem kleinen Landgehäus zwischen Natur, Büchern und Papier ein beschauliches Sein pflegte, Briefe voller Nachdenklichkeiten und Humore schrieb und wie ein fein sorgender Gärtner die stillen Freuden seiner Einsamkeit hegte. Wir werden ihn nachher noch näher kennen lernen.

Diese Persönlichkeit soll mit ihrem spielenden Wort zunächst nur die Atmosphäre angeben, in der unser kleines naturgeschichtliches Kapitel vom Junggesellen sich bewegen wird ... Vom Jung-Gesellen, so möchten wir diesen Traktat lieber überschreiben. Dann bekommt er das helle genießerische Gesicht, das wir hier brauchen.

Denn keineswegs wird hier vom mürrisch-weiberscheuen Isegrim gesprochen werden, den man sich etwa in der essigsauren Maske des Böcklinschen Kritikerkopfes vorzustellen hat, nicht von enterbten, vertrockneten Halbnaturen, die auf den Strecken liegen bleiben, weil sie aus der Öde ihres Herzens heraus nicht Liebe geben und nicht Liebe erwerben konnten, und fröstelnd, schlurfend im Leeren sich verlieren.

Ein großer Denker und ein großer Dichter trugen in ihrer Menschlichkeit dies Schicksal: Arthur Schopenhauer und Franz Grillparzer.

Schopenhauer, der, in seine eignen Gehirnzellen verbissen, verbittert und verachtend sich selbst mit Menschenhaß vergiftete, daß, wie Herbert Eulenberg in seinem helldunkeln Porträt von ihm sagt, sein Greisenantlitz das entsetzlichste ist, das wir kennen. Bismarck, der doch Mut für sieben hatte, ertrug den Anblick dieses Mannes schwer und saß als Gesandter beim Deutschen Bunde zu Frankfurt ungern im „Schwan", wenn jener steinerne Gast erschien. — Und Grillparzer, der sein Gefühl an die Geschöpfe seiner Einbildungskraft ausgab und ausgedörrt, leer, alt und kalt übrigblieb. Seine schlimme Laune und sein galliges Gemüt lud er bei seiner „ewigen Braut", Kathi Fröhlich, ab; zur Einsamkeit verdammt, konnte er dennoch nicht allein bleiben, so hockte und verspann er sich in seine Mißmutshecke bei den Schwestern mit den heiteren Namen ein, zum Zerrbild menschlicher Gemeinschaft.

Von solchen Naturen sei hier nicht geredet, im Gegenteil, diesen Misogynen, die keine Lust am Weibe hatten, steht unser Junggeselle gegenüber, der nicht deswegen die Ehe mied, weil er die Frauen nicht liebte, sondern vielleicht eher, weil er sie zu sehr liebte und an sich das Organ der Treue und der stillen Beständigkeit vermißte.

Was besser von beiden, wer weiß es? Am Ausgang von Hofmannsthals Komödie „Christinas Heimreise" schaut Casanova, der Abenteurer, in ein ruhevolles Hausglück hinein, das er hätte haben können, und ein Schatten der Melancholie, etwas von jener Stimmung: ich bin nur durch die Welt gerannt, fällt über den Fremdling, den Unbehausten. Doch er schüttelt's ab, die Pferde ziehen an, und in die Welt, zum Divin imprévu, trägt es ihn weiter.

Der Erotiker kann kaum ein guter und zuverlässiger Lebensgemeinschaftler sein.

Und hat er die Erkenntnis seiner Art, ist er zudem noch ein Wissender um die Unsicherheit aller Lebensbeziehungen — Schnitzler hat dies oft geschildert — und kennt er das Gesetz der Umwandlung, das Ibsen in ganzer Schonungslosigkeit aufgestellt, dann handelt er wohl ethischer, wenn er nicht heiratet und das Gebot Schleiermachers, des Predigers an der Dreifaltigkeitskirche, erfüllt: „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte." Er wird dann in den Erregungen der Liebe leben, Glück empfangen und Glück geben, leiden und leiden machen, im Aufschwung und im Decrescendo müde werden und wieder leuchtend jung, bis seine Stunde schlägt, le quart d'heure de Rabelais; und wenn seine menschliche Qualität gut — brutale Libertins (Marke Wüstling) scheiden als ganz langweilige Klasse hier aus —, so hat er nach dem Tanz genügende Reserven der Betrachtsamkeit in sich gespeichert, daß er das Alter trägt ohne Horror vacui. Und der Erotiker wird dann vielleicht Bibliophile und Sammler, ein ästhetischer Eremit, der wie Abbé Galiani, wie Heinse, wie Stendhal, die in der geisterfüllten Stille ihrer Bücherei spazierengehen wie in einem Garten der Erkenntnis und, aller Möglichkeiten voll, Abenteuer der Seele erleben.

Der Fürst Pückler, der Typus des Junggesellen, trotzdem er verheiratet war — er ließ sich im gegenseitigen Einvernehmen von seiner Frau scheiden, und sie pflegten eine freundschaftliche Sympathie miteinander — schrieb am Ausgang in sein Tagebuch: „Das größte Unglück meines Lebens war, daß ich nicht allein blieb, weil ich nicht für ein Doppelleben paßte."

Das ist für sensible Naturen charakteristisch, dies Nichtpassen zu den Täglichkeiten der Gemeinschaft, zu dem Haus- und Schwellenkommunismus von früh bis spät.

Ein reizbarer ästhetischer Sinn liegt dem zugrunde. Wie die andern gerade für die Negligéstunden der Seele, für Verstimmungen und Ödigkeitsmomente die Ablenkung durch die häusliche Gefährtin brauchen, Aussprache, Abwälzen, gemeinschaftliches Tragen, so scheuen diese Menschen durchaus davor zurück. Ihre Gemeinsamkeiten wünschen sie sich festlich und besonders, sie wollen nur ihre besten Stimmungen teilen, und wenn der Gram, die Melancholie über sie kommt, ziehen sie sich in sich selbst zurück.

Sie treiben eine Art Hochkultur in ihren menschlichen Beziehungen und erhalten sie dadurch reizvoll und neu. Aus egoistischer Wurzel stammend, äußert sich solch Wesen dabei durchaus als Rücksicht, Rücksicht auf die eigne leicht verletzliche Verfassung und auf die der andern.

Ausgeprägte Selbständigkeit gehört dazu, in inneren und äußeren Dingen. Nicht die Hilflosigkeit des „Sie-Mandls", das von der teuern Gattin zum Schneider geleitet und dem der Reisekoffer gepackt wird.

Der Klasse von Menschen, die wir hier umschreiben, sind solche Dienste nur fatal. Sie fühlen, daß, wer sie sich gefallen läßt, dadurch hörig wird. Und das ist ihnen der schlimmste Alpdruck. Sie lieben fanatisch die Unabhängigkeit, die Unverantwortlichkeit, die Beweglichkeit aus jeder Laune des Moments heraus, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen.

Frauen, die lieben, fragen. Sie fragen nicht nur, wie es in einem jetzt gespielten englischen Lustspiel heißt: „Wann kommst du wieder?", sie fragen auch: wo warst du und wo gehst du hin, und sie fragen vor allem: warum tust du das und warum läßt du jenes, und sie fügen festnagelnd hinzu: „Du meintest aber doch damals . . ." und dem Abwehrenden und Ungeduldigen halten sie bitter entgegen: „Ich werde doch wohl noch sagen dürfen . . ." und dann setzen sie sich in die Ecke und nehmen übel . . .

Ich verstehe die gequälte Unruhe einer eifersüchtigen Frau, und sie tut mir leid, daß sie, während sie sich an den Mann klammert, jedes seiner Augenblicke teilhaftig zu sein, ihn um so eher nur verliert.

Je feiner der Mann dabei organisiert ist, um so übler ist er aber auch daran. Er anerkennt, wenn er Verständnis hat, das Recht seiner Frau, die sein Haus und sein Leben teilt, auf das Wissen um seine Schritte, und doch peinigt ihn der Zwang der dauernden Mitteilsamkeit. Nervosität und Reizbarkeit sind die Folgen. Menschen, die solche kribblige Dispositionen haben, sollten eben die Grundform der Einspännerexistenz vorziehen. Auch sie bleibt wohl nicht gänzlich frei, doch durch das Refugium des eignen wohlgehegten Fuchsbaues hat die Regie

und Einteilung viel weiteren Spielraum. Man kann untertauchen und ausfliegen und, was für den Phantasievollen so stimulierend ist, man kann in den verschiedensten Heerlagern sich bewegen, ohne Profeß ablegen zu müssen, und von Herzen alle seine eignen Widersprüche genießen, ohne die „Douloureuse“ dafür präsentiert zu bekommen.

Ja, aber das Alter ... „Doch kommt die böse Zeit heran, und sich als Hagestolz zum Grab zu schleifen, das hat noch keinem wohlgetan,“ so warnt Frau Marthe. Ja, das Alter, das ist das Menetekel für den Junggesellen; damit schreckt ihn dräuend die Gesellschaft.

Ästhetischer Sinn lehnt sich gegen diese Heiratsmotivierung auf. Ein Mann, der in der Fülle seines Lebens aus Scheu vor festen Dauerfesseln sich nicht band, wird, wenn er anständiges Gefühl hat, nicht aus dem einzigen Grunde heiraten, um eine Pflegerin oder Betreuerin seines Greisentums zu haben.

Seine Zusammenhänge mit Frauen waren zu bestrickend und reizend, als daß er ihnen solch ein Nachspiel geben möchte, und so geht er stolz und aufrecht, wie Schnitzlers Herr von Sala, den einsamen Weg ins Dunkel. Und Sala formuliert dies auch für einen, der, als Jugend und Frische verblaßt, zu spät und aus Schwäche sich an den Familienherd flüchten möchte: „Es graut Ihnen vor der Einsamkeit? Und wenn Sie eine Frau an Ihrer Seite hätten, wären Sie heut nicht allein? Und wenn Kinder und Enkel um Sie lebten, wären Sie es nicht? Und wenn uns ein Zug von Bacchanten begleitet, den Weg hinab gehen wir alle allein ... wir, die selbst niemand angehört haben. Das Altern ist nun einmal eine einsame Beschäftigung für unsereinen; und ein Narr, der sich nicht beizeiten darauf einrichtet, auf keinen Menschen angewiesen zu sein.“

Es ist wohl möglich, daß ein Paar, das gegenseitig zur Gemeinsamkeit stimmt, harmonisch miteinander altert, und eine schöne Lebenserfüllung mag das sein. Doch die Philemon-und-Baucis-Legende zu generalisieren, geht bei der „Gebrechlichkeit der menschlichen Natur“ doch wohl nicht an. Jahrelanges Beieinanderleben kann bei schwierigen, komplizierten Persönlichkeiten — sie brauchen darum noch nicht unedel zu sein — viel eher zu einem Auseinanderleben führen. Zu viel speichert sich an Feindschaft, Gegensätzen und inneren Widerständen auf; zum Haß kann das führen, zu stummen Erbitterungen, zu leidenschaftlichen Abrechnungen.

Gottfried Keller erzählt im „Grünen Heinrich“ von den alten Leuten, die schlaflos im Bett aufsitzen und in endlosem Hader ihr ganzes Leben unerbittlich einander vor die Füße werfen.

Und Geijerstam schildert als ein Wissender in seinen Ehebüchern, wie gerade zwischen denen, die aus stärkstem Liebeszwang zusammenkamen, in der gedehnten Alltäglichkeit der häuslichen Existenz die quälendsten Zersetzungen sich begeben. Und er verdichtet beklemmend die Wetterzeichen seelischer Meteorologie. Er spricht von den „bösen Gedanken“ und ihrer Macht. Sie ist nie größer, als wenn zwei Menschen lange Seite an Seite schweigen und bitter voneinander denken. Die Bitterkeit des einen geht hinüber und vermehrt die Bitterkeit in der Seele des andern. In solchen Stunden spricht Seele zu Seele stärker als mit Worten, und was da gesagt wird, wirkt mächtiger, weil es direkt aus unserm unbewußten Wesen entspringt, das unser Tiefstes ist. Die eine Seele kann da eine andre zu Tode schlagen.

Mein Junggeselle weiß davon, er liebt über alles die Harmonie, er ist auch wohl verzärtelt und empfindlich, er könnte in solcher Atmosphäre nicht atmen. Und er ist sich selbst nur zu klar, daß gerade seine sensible „unbezwingliche Gemütsart“ den gefährlichsten Nährboden für solche zerstörerische Lebenskrisen geben könnte. So erspart er sich und vielgeliebten Frauen das bedenkliche Experiment.

*

Mein Junggeselle ist kein kümmerlicher Junggeselle, sondern ein recht komfortables Lebewesen. Er kann ein Sommerschlößchen voll Parekstimmung in Weiß und Mahagoni mit Automobil und Motorboot, mit einem alten feierlichen Kammerdiener und einem genialen Geist der Kochkunst auf Schwanenwerder haben und großzügige Gastlichkeit treiben. Oder er ist vielleicht ein Antiquar, der seine kostbare Libreria in edlen Räumen amateurhaft aufgebaut, und der wohl nachts

auf Bummelfahrten seine Mitbacchanten zu einem Intermezzotrunke zu sich lädt. Der Lift funktioniert da selbsttätig, in gedämpftem Licht der verhüllten elektrischen Lampen stehen in ernsten Reihen Folianten und Quartanten voll des würdigen Pergaments. Zwischen zwei Regalen ist eine freie Wandfläche bespannt mit altem Stoff, eine antike holzgeschnitzte Madonna hängt darauf. Der Hausherr drückt auf einen Knopf, die Wand geht zurück, und man tritt in ein behagliches Gemach voll Diwanen und Sesseln und einer Kredenz mit alten Barrequisiten, und daran anstoßend Toilettenzimmer, Bad- und Schlafzimmer und — ein Weg ins Freie.

Das Muster einer Garçonière hatte seinerzeit Rudolf Alexander Schröder für seinen Freund Heymel in München komponiert. Glänzend instrumentiert für die verschiedenen Wesenselemente seines Besitzers, den Klub- und Sportsmann, den Bibliophilen und raffinierten Sammler und den kultivierten Feinschmecker, der die Bijoux indiscrets nicht nur papieren studierte.

Aber Luxus großen Besitzes macht es nicht allein. Mein Junggeselle kann auch ein Diogenes sein, ein Diogenes voll Körperpflege und anständigen Nägeln, versteht sich, ein ästhetischer Einsiedler, der seinen Lebenslauf wechselnd teilt zwischen der Zurückgezogenheit in seinem kleinen Gehäus, unter den Büchern und Erinnerungen der Reisen und den gelegentlichen Ausflügen zu den bunten Trugbildern der Welt. Ein Vergötterer der Nacht und ein Anbeter des langen Morgenschlafs, den kein Wecker morden darf. Am Vormittag ungesellig, wortkarg, alt, gegen Abend immer jünger, frischer und strahlender werdend. Wenn er unter die Menschen geht, ein sprühender Bezauberer; bei sich versonnen, versponnen und still und in aller Flut und Ebbe der Temperamentswellen der Erkenntnis eingedenk: eins ist not, Anima in pace.

Und ein sprechendes Beispiel des ästhetischen Eremiten und kontemplativen Junggesellen, der am eignen Leben zum Künstler wurde, haben wir an Alexander von Villers, der diesen Traktat einleitete und ihn auch schließen soll. Wir kennen ihn, der ein „talent épistolaire" war, aus seinen plauderfrohen Briefen, die in einer schönen neuen Ausgabe unter dem Titel „Briefe eines Unbekannten" im Insel-Verlag erschienen sind.

Altersbriefe sind es von einem Mann, der nach bewegter, wohl auch toller Jugend und vielen Abenteuerlichkeiten als sächsischer Legationsrat in Wien heimisch wird, der aber erst wirklich zu sich selber kommt, als er die Stadt, das Amt, den Eitelkeitsmarkt läßt und sich 1872 in Neulengbach ein Landhäuschen baut und losgelöst in glücklich-freiwilliger Einsamkeit seine Beschaulichkeiten spinnt.

Des Tacitus Motto von den Germanen: sie wohnen einzeln und zerstreut, wie ihnen ein Hain, eine Quelle, ein Feld gefiel, nimmt er sich an: „Was der Römer von den alten Germanen vor zweitausend Jahren sagte, es war noch immer eine Wahrheit an dem Legationsrat eines kleinen Bundesstaates."

Er hat sein betuliches Wesen mit Ackerbau und Viehzucht, mit den Haustieren, den Hunden und Katzen und den rosigen Ferkeln, „einem vierbeinigen Erröten". Morgens, wenn er noch im Bette liegt, werden die Türen geöffnet, daß er in langem Durchblick ins Grüne und auf die Berge sieht. Er bildet ein Raffinement der Sitzkultur aus im tiefen Fauteuil in den Fensternischen, umbaut von den Regalen seiner Handbibliothek. Auf kleinstem Raum mit allen Notwendigkeiten ausgestattet, fühlt er sich behaglich wie in einer Kajüte. Unerschöpflich ist er in der Andacht zum Unbedeutenden, zu allem Kleinzeug in der Natur, er weiß sich voller Spieltrieb und Phantasie, aus allen Dingen etwas zu machen und immer wieder neue Freuden und Vorstellungsvergnügungen sich herauszuschlagen. Seine Geselligkeitsbedürfnisse befriedigt er im Briefwechsel, das gibt ihm — darin ist er Hans von Bülow verwandt — mehr und Reineres als persönliche Nähe mit ihren Reibungsmöglichkeiten.

Selten entschließt er sich, eine Gastrolle in Wien bei seinen Freunden Alexander von Warsberg oder dem Grafen Hoyos zu geben. Kam er, so war, wie Warsberg es schildert, „immer der alte Löwe noch zu erkennen. Er trug sich sehr vornehm, nur veraltet, ungefähr so, wie man die Bilder von Gentz kennt. Glattes Gesicht, hohe weiße Krawatte, weißes Gilet, den Frack, der immer nach

derselben Mode von Anno dazumal neu gemacht werden mußte, doppelreihig, auf der Brust zugeknöpft, die Beinkleider oben weit, unten eng auf dem Fuß aufliegend, der schmal und klein, wie auch die Hände fein gebildet waren".

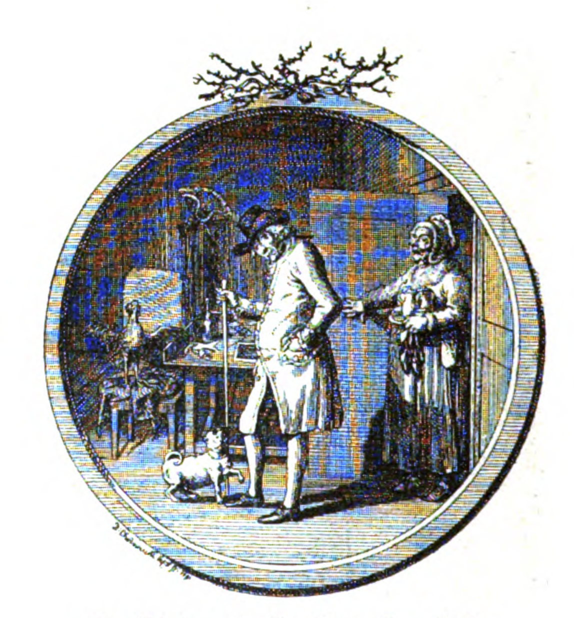
Aber froh ist er immer wieder, nach Haus zurückzukommen und in seine bequemen Haus- und Gartensachen zu schlüpfen.

Die wackere Cilli, ein tüchtig-resolutes Wesen, betreut ihn. Er müht sich, ihre Kochkunst zu verfeinern. Den Kaffee liebt er türkisch — stampfen, nicht mahlen. Und die Variationen der Omelette — er lernte sie bei dem Küchenchef seines Freundes Lytton, des Bulwersohnes, der dann Vizekönig von Indien wurde — bringt er ihr schonend und geduldig bei: „Cillis oberösterreichische Mostschädel-Opposition wird den Neuerungen anfangs widerstreben; zuletzt wird sie besser kochen als der große Carême. Aber die Finger werde ich mir sicher verbrennen."

„Alte Leute haben Weib und Kind an sich selbst," sagt er einmal, und er spricht auch von seinem „Paradies ohne Eva". Aber dabei ist er nichts weniger als ein Frauenfeind. Die reizenden Causeriebriefe an die Gräfin Nako zeigen, wie gern er sich in Frauencharme einspinnen ließ, und wie gerade da alle Grazien seines Wesens gaukelnd gelöst wurden.

Und so kommt's, wie ich immer sagte: mein Junggeselle ist, trotzdem er sich nicht entschließen konnte, selbst ein holdes Weib zu erringen, im Grunde ein Frauenlob.

Die Ehemänner freilich werden behaupten, das sei für ihn kein Kunststück...



D. Chodowiecki: Der Hagestolz



Kultur der Gegenwart





Mit Teilnahme folge ich schon seit langem der dichterischen Laufbahn **Heinrich Lilienfeins**, des Verfassers einiger Dramen, unter denen Maria Friedhammer und Der Herrgottswarter, weniger Der schwarze Kavalier, freudige Hoffnungen erweckten. Nunmehr erscheint von ihm, nach einem Bande mit Erzählungen und Geschichten „Von den Frauen und einer Frau“, ein sehr ernst zu nehmender Roman „**Die große Stille**“ (Stuttgart, Cotta), den ich mit gutem Gewissen denen empfehlen kann, die von einer Dichtung Kunst und nicht vorwiegend Philosophie, von einem Roman lebendige Menschen und ihre uns fesselnden Schicksale verlangen. Hinzu kommt in Lilienfeins Roman, was ich bei der Seltenheit des Falles nie zu erwähnen vergesse, eine Sprache, von der man scherzhaft, aber ebensogut im Ernst sagen kann: sie hat sich gewaschen, was natürlich bedeuten soll, daß sie edel und rein ist.

*

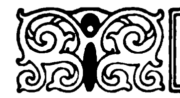
Unser teurer **Paul Heyse**, den zu unsrer Freude seine zweiundachtzig Jahre nicht drücken, beschert uns ein so gut wie neues, sehr schönes Buch, das sicherlich eines der Hauptweihnachtsbücher werden wird: die billige Volksausgabe seiner köstlichen „**Jugenderinnerungen und Bekenntnisse**“ (Stuttgart, Cotta). Es ist schon die fünfte, neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage, diesmal in zwei Bänden, deren zweiten ich leider noch nicht gesehen habe. Nach Heyses Vorrede wird der zweite Band ganz Neues bringen: die Kritiken, die der Dichter in den Jahren 1854 bis 1859 im Literaturblatt des deutschen Kunstblattes erscheinen ließ. Heyse entschuldigt die Veröffentlichung jener, wie er meint, in Form und Inhalt vielfach unreifen Arbeiten, indessen ich glaube, er unterschätzt den Wert jener Jugendschriften, und auf alle Fälle wird es von hohem geschichtlichen Reize sein — und dies ist Heyses Hauptgrund zur Veröffentlichung —, wie man vor einem halben Jahrhundert über damals neu hervortretende Erscheinungen geurteilt hat. Heyse gehörte zu denen, die am frühesten die Bedeutung Storms, Turgenjews, Mörikes, des Lyrikers Hebbel erkannt und hervorgehoben haben, wie er denn auch Grillparzer in Norddeutschland zu einer Zeit voll gewürdigt hat, als man selbst in Österreich nicht viel oder nicht mehr viel von ihm wissen wollte.

*

Von der Gesamtausgabe der Werke **Liliencrons**, die Richard Dehmel in liebevoller Treue für den toten Freund seit etwas mehr als einem Jahre leitet, sind die drei letzten Bände erschienen (bei Schuster & Loeffler in Berlin) und fordern von dem Berichterstatter nur eine herzlich warme Empfehlung an alle Bewunderer des unvergeßlichen Dichters. Allenfalls sei noch bemerkt, daß diese Ausgabe, wie allerdings ziemlich selbstverständlich, auch Liliencrons mehr berühmtes als bekanntes „Kunterbuntes Epos in neunundzwanzig Kantussen, Poggfred“ enthält; es füllt den ganzen ersten Band, und ich möchte wünschen, daß dieser auch einzeln abgegeben würde.

*

Im Reclamschen Verlage erscheinen seit einiger Zeit von unsern Klassikern, Nachklassikern und einigen Nichtklassikern allerliebste Bändchen, denen ein recht großer Erfolg zu gönnen ist. Reclam galt früher als das verdienstvolle Verlagshaus, das sich durch staunenswerte Billigkeit seiner Ausgaben vor fast allen ähnlichen Unternehmern löblich auszeichnete, jedoch auf die Ausstattung begreiflicherweise nur geringen Wert legen konnte. Die reizenden Lederbändchen Reclams haben den Charakter dieses großartigen Kulturverlages gründlich umgewandelt. Zierlicheres für so billigen Preis als die in feines Leder gebundenen Ausgaben fast aller unsrer Lieblinge ist kaum je dagewesen. Goethe, Schiller, auch ihr Briefwechsel, auch die Briefe von Goethes Mutter, Goethes Briefwechsel mit Zelter, seine Briefe an Frau von Stein, Lessings Meisterwerke, Homer, Dante, Uhland, Rückert, Chamisso, Immermanns Oberhof, Mörikes Gedichte, Freiligraths, Hebbels,



Kultur der Gegenwart



Heines, Eichendorffs, Annettens Gedichte und so vieles, vieles andre, Unentbehrliches oder doch Hocherfreuliches, ist für 1 bis 2 Mark in Taschenausgaben zu kaufen, die sich auf jedem Lesepult und nicht zum wenigsten in der Tasche jedes gebildeten Reisenden als Schmuck oder geistiges Genußmittel ersten Ranges oder als beides darstellen.

*

Welch ein furchtbares Buch ist das von **Paul Holzhausen**: „**Die Deutschen in Rußland 1812. Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt**“ (Morawe & Scheffelt, Berlin). Ein Werk, das uns alle Eingeweide bewegt, das uns heute, hundert Jahre nach den geschilderten Begebenheiten, ganz gegenwärtig erscheint und das wir mit klopfenden Pulsen lesen, als wär's ein aufregender Abenteuerroman. Paul Holzhausen, der Verfasser so manches wichtigen Geschichtswerkes — ich nenne nur: Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung — Davoust in Hamburg — Bonaparte, Byron und die Briten —, hat hier mit rühmenswertem Fleiß, zugleich mit überlegener geschichtlicher Kritik ein Werk hohen wissenschaftlichen Ranges geleistet, und ich bin sicher, daß ihm jeder Leser für seine Leistung bewegten Herzens danken wird.

*

Der Verlag von Hesse & Becker in Leipzig, der seit einem Jahrzehnt mit immer größerem Recht als der eigentliche deutsche Klassikerverlag fürs Volk gerühmt werden muß, bringt jetzt **Molières** sämtliche Werke in zwei handlichen Bänden von je drei kleineren Bänden heraus, die sich aller Voraussicht nach sehr bald als **der** deutsche Molière durchsetzen werden. Professor Philipp August Becker hat die Herausgabe geleitet, sie mit einer trefflichen Arbeit über Molières Leben und Wirken ausgestattet, das Notwendigste an Anmerkungen mit taktvoller Zurückhaltung beigesteuert, zu jedem Drama eine knappe, aber ausreichend belehrende Einleitung geschrieben und darf auf seine Leistung stolz sein, wenn er gleich zum größeren Teil nur der Herausgeber eines großen Übersetzers ist. Von den 31 Lustspielen Molières hat Graf Wolf Baudissin (1789 bis 1878) in den letzten drei Jahren seines langen reichen Lebens 25 nicht minder gut verdeutscht als die 13 Shakespearedramen, die er als Mitarbeiter an der sogenannten Schlegel-Tieckschen Shakespeareübersetzung in jungen Jahren umgedichtet hatte und die ihm, nicht Tieck, schon längst den Ruhm hätten verschaffen sollen, neben Schlegel als unser bedeutendster Shakespeareübersetzer zu gelten. Von Max Moser, von Fräulein Maja Löhr und von dem Herausgeber Becker rühren die Übersetzungen der übrigen Lustspiele, der Vorreden Molières, der Widmungen, Zwischenspiele und Prologe her. Mag immerhin in neuester Zeit das eine oder andre Stück Molières von jüngeren Übersetzungskünstlern an einigen Stellen vielleicht ein wenig zierlicher oder doch glätter verdeutscht worden sein — Baudissins Molière wird als eine wahrhaft klassische Leistung nicht nur seinen Platz behaupten, sondern sich in dieser schönen, sehr billigen neuen Ausgabe, der vollständigsten deutschen, weite Leserkreise hinzuerobern.

*

Robert Hessen, ein vielseitiger tüchtiger Schriftsteller, dem wir unter anderm manches gute Wort über Shakespeare verdanken, hat ein ausgezeichnetes Lesebuch veröffentlicht: „**Deutsche Männer.** Fünfzig Charakterbilder“ (Stuttgart, Julius Hoffmann), das ich gern in den Händen vieler deutscher Knaben und Jünglinge wüßte, das ich aber auch von reifen deutschen Männern nachdenklich gelesen sehen möchte. Von Armin dem Befreier bis auf die großen Männer der Tat und des Wortes unsrer Zeit wird uns in wohlgerundeten Aufsätzen eine lange Reihe schöner Männerbildnisse vorgeführt, deren jedes auf seine Art uns etwas Nachhaltiges lehren kann. Ein geistig überlegener Mann, der nicht den abgetretenen Gedankengang dahintrottet, spricht zu uns und regt uns lebhaft an, auch wo wir ihm, wie das ja natürlich ist, widersprechen müssen. Robert Hessens Stil und Sprache sind ungleich, leiden hier und da an gewissen Gebrechen, die einen beim Lesen stören, ja ärgern; dennoch muß ich ihn für einen unsrer guten

Kultur der Gegenwart



Prosaschreiber erklären, für einen der in Deutschland nicht nach Hunderten, ja kaum nach Dutzenden zählenden deutschen Schriftsteller, von denen man rühmen kann „den Gehalt in ihrem Busen und die Form in ihrem Geist".

*

Von unsrer jüngst an dieser Stelle nach Verdienst gerühmten humorvollen Erzählerin Leonore Niessen-Deiters kann ich heute einen zweiten Band empfehlend anzeigen: „Im Liebesfalle" (Stuttgart, Cotta), fünf kurze und eine lange Geschichte, die sämtlich von einem reifen Können zeugen, mögen auch gegen einige, besonders gegen die längste: „Stina Rapp", ernste künstlerische Bedenken zu erheben sein. Wer aber die drei Geschichtchen: „Peter Schlumpsens Verlobung", „Das Heim", „Die Unschuld vom Lande" erfinden und ausführen konnte, der zählt fortan sehr ernsthaft mit und verspricht noch Gutes und wahrscheinlich Besseres. Zu raten hätte ich dieser begabten Erzählerin eine noch strengere Zurückhaltung im eignen Mitreden. Ihre Menschen und Dinge reden selbst ausreichend für sich, und je schweigsamer der Erzähler, desto stärker die Wirkung auf den Leser. E. Engel



Bildende Kunst

Der Preis eines Kunstwerkes

Der Laie glaubt, er müsse von einem Kunstsachverständigen auf die Frage nach dem Preise eines Kunstwerkes eine ebenso bestimmte und sichere Auskunft erhalten können wie über den Preis irgendeiner andern Ware von einem Kenner ihres Marktes, und ebenso müsse dieser Preis eine allgemeine Geltung haben.

Beides ist durchaus nicht der Fall, und es scheint notwendig, einmal die Gründe dafür auseinanderzusetzen für die vielen, denen gewisse Nachrichten aus dem Kunsthandel und über Versteigerungen unverständlich sind, und für die auch nicht wenigen, die eignen Besitz auf den Markt bringen wollen und dabei die wunderlichsten Erfahrungen machen.

Da muß zunächst einmal gesagt werden, daß die ganz großen Preise nur für solche Werke gezahlt werden, die Kurs auf dem Weltmarkt haben. Das sind die Arbeiten der größten Namen der Kunstgeschichte oder, da solche ja sehr selten sind und die Nachfrage stark, Arbeiten, die mit einiger Nachhilfe zu Werken dieser Meister umgewandelt worden sind und das Attest einer der wenigen „Autoritäten" erhalten haben.

Besonders wichtig ist immer, wie die Amerikaner zu der Art des Werkes stehen. Sie kaufen zum Beispiel selten sehr große Bilder, fast nie religiöse und bestimmt nicht traurige Sujets. Für alle diese Dinge gibt es also nicht die Konkurrenz der vielen zehntausend Dollar, und sie bleiben verhältnismäßig billig.

Dagegen sind die Amerikaner, mit ganz wenigen Ausnahmen, der Qualität gegenüber noch recht blind, zum großen Teil wohl auch gleichgültig. Es genügt den meisten, wenn sie ein Werk haben, das seinen Namen mit so viel Beglaubigung führt, daß er ihm nicht absolut abgesprochen werden kann. Wer wird denn schon in ihr Haus kommen, der einen „Rembrandt" von einem ganz echten unterscheiden kann?! Und dafür, daß die Werke nicht schon in Europa angezweifelt werden, sorgen die Händler, die diesen ganzen Verkehr sich recht in geheimnisvollem Dunkel abspielen lassen. Hat das Bild gar ein Attest, so brauchen die Käufer es kaum anzusehen, die europäischen Autoritäten gelten auch drüben.

Solche Atteste sind für den Preis kolossal wichtig. Sie steigern einen geringen Wert bis zur Million. Und man kann nicht behaupten, daß in allen Fällen die strenge sachliche Prüfung stattfindet, die dieser Wirkung entspricht. Sie sind selbstverständlich für Geld nicht zu haben, für keine Summe, soweit es sich um wirklich maßgebende Persönlichkeiten handelt. Aber welchen Dingen sie gegeben, welchen sie versagt werden, das ist so oft nicht zu begreifen, daß man annehmen muß, Freundschaft oder auch bloße Laune spielen dabei eine größere Rolle, als sie sollten. Es ist ja gewiß peinlich, einem Manne, den man gut kennt, mit dem man verkehrt und weiter verkehren will,

zu sagen, daß er sich geirrt oder verspekuliert hat, ihm mit einem Worte Zehn- oder gar Hunderttausende seines Vermögens zu nehmen. Und es ist ganz einfach, dasselbe einem gleichgültigen Menschen gegenüber zu tun. Und in welcher prekären Lage ist die Autorität andern gegenüber, die sich revanchieren können! Da ist es bequemer, man läßt fünf gerade und eines der vielen dubiosen Bilder mehr echt sein. Aber auch der Machtkitzel, durch sein Wort einen Wert zu schaffen, mag verführen. Aber man kann das alles verstehen und braucht es nicht zu verzeihen. Die große Sünde, die nicht vergeben werden kann, ist auf dem Gebiete der Kunst die Fälschung der Qualität.

Nur durch dieses Verhalten der Autoritäten ist es zu erklären, daß dasselbe Werk einen ganz verschiedenen Preis haben kann, wenn es A und wenn es B gehört. Solange es A gehört, wird es vielleicht nicht einmal angesehen oder abgetan. Wenn es B gehört, wird es entdeckt.

Ein Fall aus der jüngsten Zeit. In Berlin wird ein Rembrandt versteigert. Niemand glaubt an ihn, und ein ausländischer Händler erwirbt ihn für etwa 40 000 Mark. Er verkauft ihn, wie man sagt, für fast eine Million nach Amerika. Und bald darauf hört man, daß sich unter den Händen des dortigen Restaurators (!!) das Bild als unzweifelhaft echt erwiesen habe. Das ist jedenfalls für den Käufer wie für den Händler sehr angenehm.

Der ungeheuren Preissteigerung solcher Dinge gegenüber, die sich mit großen Namen in Verbindung bringen lassen, haben auch sehr schöne und wohlerhaltene Arbeiten andrer Meister im Verhältnis geringe Preise. Der künstlerische Wert hat so gut wie gar keinen Einfluß. Ein Bild, das sich, wenn auch nur unter dem Gelächter der Kenner, als van Dyck bezeichnen läßt, bringt immer vielmal mehr als etwa ein Backer oder Nason, auch wenn es, nach der Qualität taxiert, nur den zehnten Teil soviel wert ist.

Das sind die Dinge, die eine bestimmte Angabe über den Preis eines alten Kunstwerkes fast zur Unmöglichkeit machen. Man muß oft sagen: „Für Sie ist es 100 00 Mark wert, da Sie kein Attest bekommen werden. Aber es ist möglich, daß der Mann, der es Ihnen abkauft, zwanzigmal soviel erzielen wird."

Für die Künstler nach dem Jahre 1850 besteht, ganz wenige ausgenommen, nur ein beschränkter Markt. Die deutschen werden ausschließlich in Deutschland gekauft, das außerdem noch Franzosen und wenige Holländer aufnimmt, andre Künstler nur gelegentlich. In Deutschland selbst wieder verhalten sich die einzelnen Landschaften sehr verschieden: in München sind norddeutsche Arbeiten so gut wie gar nicht marktfähig, während Durchreisende aller Landschaften Münchener Kunst mitnehmen. Den Rhein beherrscht Düsseldorf noch ziemlich allein. Frankfurt hat, ohne die andern zu vernachlässigen, doch seine besonderen Künstler, die anderswo wenig bekannt und fast gar nicht begehrt sind. Berlin ist immer noch am weitherzigsten, aber doch nicht mehr so wie früher. Seine Künstler haben aber zum Teil einen zweiten Markt in ihrer Heimat.

Natürlich gleicht der Handel aus und sorgt schon dafür, daß die Werke dorthin kommen, wo sie Kurs haben. Aber für den Privatmann ist es ein großer Unterschied, ob er, um ein Beispiel zu wählen, einen Burger in Frankfurt verkauft oder in Berlin. Und der Unterschied wird um so größer, als der Künstler weniger bekannt ist. Wo Arbeiten von Malern, die aus der großen Mode sind, noch bezahlt werden, das wird er nur in den seltensten Fällen erfahren. Das wissen eben nur ein paar Händler, die nicht auf einen Ort beschränkt sind, und die haben das durchaus berechtigte Interesse, aus solcher Kenntnis für sich Nutzen zu ziehen. Hier bringen auch die Auktionen keinen Ausgleich, da ja nur wenige von Menschen aus verschiedenen Landschaften besucht werden.

Neulich ist in Berlin ein Aquarell von Andreas Achenbach für einen ganz minimalen Preis versteigert worden. Das wäre am Rhein unmöglich.

Es gibt natürlich Meister, deren Arbeiten in ganz Deutschland einen festen Kurs haben und in kurzer Zeit realisierbar sind. Aber das sind wenige. Für die andern ist eine feste Schätzung unmöglich.



Kultur der Gegenwart



Wenigstens kann niemand dafür bürgen, daß der Preis für eine irgend nicht ganz kurze Frist bestehen bleibt und in ihr wieder zu erzielen ist.

Fritz Stahl

Kunstgewerbe

Wir sind heilfroh, daß das individualistische Möbel überwunden wurde. Das waren gar zu tolle Zeiten, da die Stühle mit lyrischen Gedichten und die Zimmer mit dekadenten Romanen verwechselt wurden. Verirrungen, die um so schlimmer wirkten, als diese Poeten in Holz und Leim keiner Tradition gehorchten (wie hätten sie das auch tun können), sondern alles aus der Glut ihrer Leidenschaft schöpften. Sie dichterten Betten mit Schwanenhälsen; sie kneteten und zerrten auch die konstruktiven Glieder zu ausschweifenden Krümmungen und jähem Gerank. Diese Phantasten nahmen auf die Eigentümer und Nützer des Möbels nicht die geringste Rücksicht; sie schienen zu glauben, daß solch ein Büfett oder solch ein Kleiderschrank um ihrer selbst willen ein Daseinsrecht hätten. Die Möbel waren damals (in jenen Zeiten der ersten Liebe und des Kunstgewerbes) nicht mehr unsre Diener, sondern unsre Tyrannen.

Inzwischen wurde umgelernt; die Dichter bändigten sich und waren wieder Tischler, Tapezier und was sonst nötig ist. Von da an sollte ein Stuhl vor allem wieder ein Stuhl sein: sitzbar, feststehend, stützend, umfassend, bequem, einladend. Der brauchbare und zweckmäßige Typ wurde zum neuen Ideal. Wobei man nur nicht meinen darf, daß solcher Typ soviel wie Klischee, Uniform, Langweile und Erstarrung bedeutet. Auch der Typ gewährt Abwechslung. Schon die Grundbedingungen seiner Produktion lassen viele Möglichkeiten zu: was die Qualität, das Material, den Preis betrifft. Tausend Variationen sind denkbar und sind erlaubt, solange das Gesetz gewahrt blieb, daß der Wille des Verbrauchers maßgebender ist



Sessel und Tisch. Entwurf: Peter Behrens



Kultur der Gegenwart



als die Willkür des Herstellers. Womit indessen keineswegs der Hersteller (der Künstler also) zu einem bloßen Mechanismus entwürdigt wird. Der Typus kann gewahrt sein, auch wenn Stuhl und Schrank zugleich Spiegelbilder des Baumeisters sind. Man kann getrost das Paradoxon aufstellen: je mehr der Bauende sich selber gibt, ein desto höherer und vollendeterer Grad des Typus kommt zustande. Freilich nur dann, wenn der Bauende stark genug ist, um, während er seine Persönlichkeit entfaltet, der Notwendigkeit zu dienen. So gehorchende Persönlichkeiten bedeuten den Reichtum einer Zeit und die Kraft eines Stiles; sie können von ganz verschiedenem Blute sein, können der eine genau des andern Gegenteil sein, und werden dennoch gemeinsam eine Förderung und Stärkung des Typus leisten. Von zwei Persönlichkeiten solcher Art wollen wir jetzt in Kürze sprechen, von Peter Behrens und von Lucian Bernhard, von zweien, die so verschieden sind wie männliches und weibliches Prinzip, wie Architekt und Maler, wie einfarbige Kühle und buntes Feuerwerk. Ein Blick auf die Abbildungen genügt, um zwei Menschen kennen zu lernen, zwei, die sich fremd sein müssen und die letzten Sinnes doch an der gleichen Aufgabe arbeiten. Betrachten wir zunächst die Sitzmöbel.

Der feierliche Stil des Peter Behrens erinnert an die abweisende Erhabenheit des Forums von Rom. Bei dem behaglichen Großvaterstuhl des Bernhard denkt man an Voß' Luise. Behrens zeigt das Holzgerüst; er könnte ohne solche Sichtbarmachung der Konstruktion nicht auskommen. Ihm werden die tragenden Pfosten und die festigenden Rahmen zum sinnlichen Symbol solch eines vornehmen und festgefügten Gestühles.

Behrens gibt seinem Gerät eine Haltung, die beinahe kultisch ist, Bernhard schwelgt in Kultur. In bewußter Gliederung, nach allen Teilen klar, im Umriß hart, schwer, lastend, wie gemauert, steht der Thron des Peter Behrens: ein Stück Architektur.

Der Lehnstuhl des Lucian Bernhard ist mehr ein Farbfleck. Er wirkt ganz als weiches Polster, beinahe mehr ein Gebilde der Textilik als des Möbelbaues. Ausgenommen die Füße, ist nichts von dem Gerüst zu sehen; alles Holz wurde überspannt mit gewebtem, elastisch sich schmiegendem Stoff.

Niemals würde Behrens solch ein Blindholzmöbel machen können. Bernhard ist sozusagen selig, dies Riesenplakat gegen die Wand zu stellen. Ganz gewiß, dieser Kontrast des Stuhles als Farbfleck zu der Wand als Hintergrund hat ihn von vornherein gereizt. Das war etwas Pikantes, Lustiges, war ein malerischer Effekt.

Auch Behrens schuf einen Zusammenhang zwischen Wand und Möbel; er kokettierte dabei aber nicht mit raffinierten Gegensätzen, vielmehr: er einte das Zusammengehörige durch konstruktive Elemente. Er teilte die Wand genau so energisch, wie er das Gestühl geteilt hatte: Rahmen und Füllung, Sockel und Fläche, Tragendes und Lastendes. Behrens drängt dahin, die architektonische Klarheit überall, in jeder Einzelheit und im Ganzen zur Offenbarung zu bringen. Bernhard will das Malerisch-Unbestimmte, das Zufällige, weniger das Durchdachte als das leichthin Arrangierte. So hat er ein Vergnügen daran, um seinen Lehnstuhl einen Volant zu legen, ein weiches, von sanften Schatten durchspieltes Gefältel. Behrens wünscht an ungefähr der gleichen Stelle eine Betonung; er wählt eine Intarsia, eine Bereicherung, aber nicht eine Verhüllung der Konstruktion. Die gleichen Unterschiede lassen sich für alles, was sonst in diesen beiden Räumen steht, leicht aufweisen. Die Kommode des Bernhard lebt von weichen Schweifungen und den gedrechselten Ovalen der Füße. Der Tisch des Behrens zeigt wiederum die Klarheit geometrischer Maße, eine Konstruktion aus Dreieck und Kreis, eine Pyramide, die einen Zylinder durchdringt.

Auch sonst: Bernhards Lampe und Lampenschirm, die Nippes, die er aufstellt, zwei sentimentale Figürchen, ein Körbchen aus geflochtenem Porzellan, ein biedermeierliches Glas, dunkelgrün und rot: Farbflecke, kleine Koketterien. Behrens läßt nichts hinein, was die architektonisch gefügte Großheit seines Raumes beirren



könnte. Er ist ganz männliches Bewußtsein.

Bernhard dagegen äußerst disziplinierter Feminismus. Behrens ist Ingenieur, Bernhard ist Dandy. Behrens will den Zusammenhang mit einer Weltanschauung, Bernhard ist zufrieden, wenn der Augenblick sich bunt schmückt. Braucht man, nachdem man diese beiden Räume gut und verstehend angeschaut hat, noch zu erfahren, daß Peter Behrens Fabriken baut und machtvoll sich wölbende Eisenkonstruktionen disponiert, während Lucian Bernhard zu den gesuchtesten, den geschicktesten und wirksamsten Plakatiers von Groß-Berlin gehört. Behrens hat die gewaltigen Rhythmen der Turbinenhallen der A. E. G. als ein monumentales Denkmal von den technischen Kräften unsrer Zeit aufgestellt; Bernhard dekorierte mit gewandten Fingern einige Kaffeehäuser und ein Kino, daß darin die mondänsten Damen des Berliner Westens sich wohlig fühlen wie in einem Paradies der Dekadenz. Es ist wirklich so eine Art Maximum der Verschiedenheit, was diese beiden trennt; gar zu gern möchte man wissen, was wohl der eine von dem andern denkt. Wahrscheinlich, wenn man sie befragte, so würde Behrens den Bernhard für einen Seiltänzer und Bernhard den Behrens für einen Grobschmied halten.

Wir aber verstehen beide und schätzen einen jeden nach seinem Wesen. Wir wissen, daß beide dazu helfen, den Typus des modernen Möbels sich aus der Zeit entwickeln zu lassen.

Robert Breuer



Sessel und Kommode. Entwurf: Lucian Bernhard



Kultur der Gegenwart





Architektur



Die Begriffe Komfort und Hygiene spielten im deutschen Hausbau bis vor kurzem noch eine verhältnismäßig geringe Rolle, während sie in England seit hundert Jahren die Grundlage jedes Hausbauentwurfes gebildet haben. Dies liegt daran, daß in der Entwicklung der letzten fünfzig Jahre in Deutschland die Mietwohnung im Vordergrunde stand. Die Mietwohnung aber ist in rein spekulativer Weise ohne Heranziehung berufener architektonischer Kräfte hergestellt worden, so daß hier keinerlei höherer Gesichtspunkt maßgebend und nicht einmal die einfachsten Grundsätze des Komforts und der Hygiene Anwendung fanden. Ein Beweis ist die typische Berliner Etagenwohnung mit dem Berliner Zimmer und den licht- und luftlosen, am Hofe liegenden Schlafzimmern. Das Publikum nahm die Tatsache, daß hier eines seiner wichtigsten Bedürfnisse in der unzulänglichsten Weise gedeckt wurde, wie ein Schicksal hin. Es wurde außerdem dadurch eingelullt, daß der Miethausersteller einer Neigung der Zeit entgegenkam: der Neigung nach äußerlicher Prätension. Vor allem lieferte er prunkvolle Vorderzimmer in riesigen Dimensionen und in fürstlicher, wenn auch mit billigen Mitteln hergestellter Ausstattung. Diese fürstlichen Zimmer nahmen zwei Drittel der ganzen Wohnung ein, während für die Wirtschaftsräume, die Schlafzimmer und die Kinderzimmer das andre Drittel genügen mußte. Obgleich in neuerer Zeit unter dem Drucke der fortschreitenden Erkenntnis Wandel geschaffen worden ist, sind die Tendenzen der Mietwohnung im großen und ganzen noch die alten geblieben, nur daß der Bauunternehmer jetzt zu den Dingen, mit denen er imponiert, den „Komfort", ja selbst die „Kultur" herangezogen hat. Die „Kulturwohnung" ist in Berlin W das Neueste. In langer Reihe werden die Merkmale, die zur Kultur gehören, aufgezählt: Aufzug, warmes Wasser, Staubsauger, Müllschlucker, fließendes Wasser in jedem Schlafzimmer, elektrisch regulierte Uhr. Ist irgendeine neue Erfindung in diesem sogenannten Komfort gemacht, so wird sie sogleich dieser Liste eingereiht. Was hier geboten wird, ist jedoch lediglich ein Renommierkomfort, ein Komfort, der in demselben Maße der Prätension dient wie das frühere Ziel der fürstlichen Zimmer. Wirklicher Komfort besteht im Grunde seines Wesens aus Dingen ganz andrer Art als Müllschlucker und Staubsauger.

In dem Worte Komfort liegt ein Konglomerat von Vorstellungen, das sich etwa mit Bequemlichkeit, Behaglichkeit, Wohlgefühl spezialisieren läßt. Direkt neben dem Komfort steht der andre Begriff der Hygiene. Ist der Komfort eine Sache des persönlichen Gefühls, so ist die Hygiene ein Ergebnis der wissenschaftlichen Erkenntnis. Hygienisch ist das, was zur Erhaltung der Gesundheit beiträgt, das Wohlbefinden fördert. Man kann den Unterschied vielleicht so ausdrücken, daß der Komfort sich im **Wohlfühlen**, die Hygiene sich im **Wohlbefinden** des Bewohners äußert.

Im allgemeinen gehen Komfort und Hygiene zusammen. Denn man kann sich nicht wohlfühlen, wenn man sich nicht wohlbefindet. Es gibt aber Gesichtspunkte der Hygiene, die mit Komfort unmittelbar nichts zu tun haben, wie die Wegschaffung der Abwässer in einer solchen Weise, daß Gesundheitsgefahren nicht entstehen, oder die Vorkehrung zur Vermeidung von Ansteckungsgefahren. Diese hygienischen Gesichtspunkte bestehen gewissermaßen unter der Oberfläche des Komforts, sie müssen in Anwendung gebracht werden, ohne daß es der Bewohner merkt. Daß anderseits die Gesichtspunkte des Komforts auch häufig mit der Hygiene keine Berührung haben, liegt auf der Hand. Die Minderung der Mühewaltung ist nicht immer gesundheitsfördernd, besonders wenn sie vermindernd auf die Tätigkeit der körperlichen Funktionen wirkt. Die unbedingt zum Komfort gehörende Schönheit unsrer häuslichen Umgebung hat mit der Hygiene nur insoweit etwas zu tun, als das durch die Schönheit erzeugte Wohlbehagen auch fördernd auf die körperliche Gesundheit wirkt. Die Gesichtspunkte der



Kultur der Gegenwart



Hygiene und des Komforts fallen aber zusammen in folgenden Hauptregeln der Wohnungsanlage:

Erstens: Die Wohnung sei sonnig, denn die Sonne wirkt nicht nur belebend auf jedes lebendige Wesen, sondern ihr ist auch eine bakterientötende Wirkung eigen.

Zweitens: Es ist für reine Luft durch Schaffung von Durchzugsmöglichkeit, durch reichliche Fensteröffnungen, eventuell durch künstliche Entlüftung zu sorgen. Früher war der Ofen und der Feuerkamin ein ausgezeichneter Lufterneuerer. Schon im Interesse der Frischluftzuführung ist die Wiederaufnahme des Kamines oder eines neben der Zentralheizung bestehenden Reserveofens in den größeren Zimmern zu empfehlen.

Drittens: Feuchtigkeit ist unter allen Umständen auszuschließen, da sie die Krankheitserreger nährt und den Körper für die Aufnahme von Krankheitsstoffen empfänglich macht. Die Feuchtigkeitsbekämpfung geschieht durch Isolierschichten in den Mauern, durch geeignete Wahl der Decken- und Wandkonstruktion, durch Besonnung und Belüftung. Hier ist auf die fehlerhafte Anlage hinzuweisen, das Haus mitten unter große, dichtbelaubte Bäume zu stellen. Wald ist angenehm, aber nur in gehöriger Entfernung vom Hause. Das Haus selbst muß frei liegen und von allen Seiten den Sonnenstrahlen und dem Luftzug ausgesetzt sein.

Viertens: Auf die einwandfreie Abführung der Abwässer und Abfallstoffe ist die denkbarste Sorgfalt zu verwenden. Es ist merkwürdig, wie leichtfertig und sorglos gerade in dieser Beziehung noch verfahren wird. In fast sämtlichen Berliner Vororten lassen die Villenbewohner durch eigens zu dem Zweck vorgesehene Löcher in der Sammelgrube den ganzen Unrat unter das Haus laufen, in dem sie selbst wohnen. Zur Winterzeit, wo das Haus dann erwärmt wird, wirkt es auf den Unterboden wie ein Schröpfkopf und zieht die gesundheitsschädlichen Gase, die sich in den unteren Erdschichten infolge ungenügender Zersetzung der Abfallstoffe angesammelt haben, in die Räume der Bewohner empor. Zu diesem Kapitel gehört auch die Anbringung fester Waschbecken in den Schlafzimmern, die jetzt — als Gipfel des Komforts gelten. Zufließendes Wasser wäre an sich überall erwünscht, wenn nicht jeder Wasserzufluß auch einen Wasserabfluß haben müßte. Der Wasserabfluß führt nach der Kanalisation oder da, wo keine ist, nach der Senkgrube, in die auch die Aborte münden. So ist eine Art direkter Kommunikation zwischen dem Luftraum des Schlafzimmers und der Kanalisation hergestellt. Es ist richtig, daß ein sogenannter Wasserverschluß die Verbindung abschließt, aber es ist ebenso bekannt, daß dieser Verschluß sehr häufig durchbrochen wird, sei es infolge unvollkommener Montage oder fehlerhafter Gesamtanordnung der Anlage (die sehr häufig ist), sei es infolge des natürlichen Eintrocknens der ganz geringen Wassermenge, die den Verschluß bewirkte. Dann ist das Ergebnis dieses angeblichen Komforts ein Eindringen der Grubengase direkt in das Schlafzimmer, das heißt in denjenigen Raum, in dem der Mensch sechs bis acht Stunden wehrlos, weil schlafend, verweilt. Das Waschbecken mit fließendem Wasser gehört nicht in das Schlafzimmer, sondern in das Badezimmer; höchstens ist es im Arbeitszimmer oder Kontor zulässig, da, wo man stets in der Lage ist, Unzuträglichkeiten sofort zu bemerken.

Fünftens: Im Interesse der gesunden Ernährung ist es unbedingt nötig, geeignete Aufbewahrungsräume für Vorräte, besonders solche, die rasch der Zersetzung unterworfen sind, zu schaffen. Die Speisekammer sei luftig, kühl und mit denkbar guten Einrichtungen versehen. Die Vorratsräume im Keller müssen trocken sein. Die Küche ist ein Raum, an den die äußersten Sauberkeitsanforderungen zu stellen sind. Hier ist in Deutschland noch das größte Feld für eine Reform offen. In der Mietwohnung war die Küche zu einem Universalraum geworden, in dem nicht nur gekocht wurde, sondern wo auch die Speisen aufbewahrt, die Teller abgewaschen, ja die Stiefel und Kleider gereinigt und die Windeln der Kleinen gewaschen wurden, und der überdies noch als einziger Aufenthaltsraum für die Dienstboten diente, die dort auch ihre Mahlzeiten einnahmen. Sowohl dem Komfort als der Hygiene wider-



Kultur der Gegenwart



sprachen diese Zustände. Gerade vom Standpunkte eines wirklichen, nicht lediglich auf Renommieren bedachten Komforts ist es nötig, die Wirtschaftsräume zu differenzieren und jeder der vielfachen Funktionen des Wirtschaftsbetriebes das dazu geeignete Gelaß zu verschaffen. Es müßte doch sicherlich für Leute, die in einer Wohnung mit fürstlichen Vorzimmern leben, ein peinliches Gefühl sein, daß ihre Speisen in einem Raum von der obenerwähnten Art zubereitet werden.

So viel wäre nur über die allerwichtigsten Gesichtspunkte des Komforts und der Hygiene zu sagen, auf Einzelheiten wird vielleicht in einem weiteren Aufsatze eingegangen werden.

Hermann Muthesius



Musik

Gleich zu Beginn der Spielzeit haben zwei neue Opern einen solchen Erfolg gehabt, daß, wenn nicht alle Anzeichen trügen, diese beiden Werke sich voraussichtlich längere Zeit hindurch auf der Bühne erhalten werden. Publikum und Presse stimmten diesmal einmütig zusammen für volle Anerkennung. Am 18. August erlebte die erstere, „Der ferne Klang" von Franz Schreker, einem bisher kaum bekannten Tonsetzer, ihre Uraufführung in Frankfurt a. M., die andre, „Der Kuhreigen" von Wilhelm Kienzl, wurde am 7. September in der Berliner Kurfürstenoper zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgeführt.

„Der ferne Klang" — ein stimmungsvoller Titel für ein lyrisch-dramatisches Bühnenwerk! Jedem schaffenden Künstler, mag er in Worten oder Tönen dichten, mag er mit Meißel oder Pinsel arbeiten, schwebt, wenn er an die Gestaltung eines neuen Werkes geht, etwas unerreichbar Schönes vor, das er mit aller Kraft der Seele zum Ausdruck zu bringen ringt. Sein Herzblut möchte er hingeben, das Liebste, was ihm zu eigen gehört, opfern, um das ihm aus der Ferne lockende Ziel zu erreichen. Und wie selten entspricht dann das vollendete Werk der ursprünglichen Vision, die ihm bei Beginn der Arbeit seine Phantasie vorgegaukelt hat. In der Oper von Franz Schreker dreht sich die ganze Handlung um zwei Personen, einem jugendlichen Liebespaar. Es ist der junge Musiker Fritz, der im Wahne seiner Kunst wegen der Geliebten entsagen zu müssen glaubt, sich von ihr trennt und diese seine Geliebte, Else Graumann, die, von dem Geliebten verlassen, bei Gelegenheit einer Kegelpartie von ihrem angetrunkenen Vater dem Gastwirte verlobt, durch ein kupplerisches Weib aus ihrer peinlichen Lage befreit, sich nun mit vollen Zügen in den Strom üppigster Liebesfreuden stürzt. Im zweiten Akte führt uns der Gang der Handlung in eine tolle Orgie, deren Mittelpunkt Else Graumann bildet. Hier findet sich der Musiker plötzlich der früheren Geliebten gegenüber, ein spannender Augenblick, in dem der Höhepunkt des ganzen Werkes gipfelt. Dann im dritten Akte ein zu spätes Wiederfinden der beiden Liebenden, nachdem für die Oper, das Lebenswerk des Musikers, bei der ersten Aufführung der erhoffte Erfolg ausgeblieben ist. Außer dem Vater Graumann und der Kupplerin treten noch ein paar Nebenfiguren auf, wie der Graf, der im Tanzlokal eine Ballade zu singen hat, und der finster phantastische Doktor Vigelius, der uns wie eine spukhafte Gestalt aus „Hoffmanns Erzählungen" anmutet. Wenn Schreker Menschenmassen braucht, aus denen sich dann später die Einzelpersonen plastisch herauslösen, versteht er es meisterhaft, in seinem Orchester das seltsame Durcheinandergeschwirr wiederzugeben, wie in dem übermütigen Treiben der Orgie des zweiten Aktes oder im dritten das Schwatzen, das Plaudern der Leute, die aus dem Theater kommen und sich über den Mißerfolg von Fritzens Oper unterhalten. Mit kühner Sicherheit wirft er so etwas hin, nur der Kegelpartie fehlt es an der drastischen Komik, die uns im ersten Teil des Kienzlschen „Evangelimanns" bei der ähnlichen Szene erfreut. In seiner Art zu instrumentieren, Orchesterfarben durcheinander zu mischen, zu harmonisieren, den melodischen Faden zu spinnen, zeigt sich Schreker als ein Kind der heutigen Zeit. Er versteht es auch, aus einem Motiv einen Aufbau zu ent-



Kultur der Gegenwart



wickeln, die Stimmung einer lyrischen Szene auszuspinnen, die dramatischen Pointen zu packen. Ganz gewiß fallen dem kundigen Hörer parallele Situationen aus längst bekannten Werken ein, so klingt zum Beispiel die Schlußszene des letzten Aktes wie Mimis Not und Tod in Puccinis „Bohème" aus, so erinnert Fritzens unerwartetes Gegenübertreten während der Tanzorgie an die Begegnung des Holländers mit Senta. Aber das sind mehr Ähnlichkeiten der äußeren Situation, in seiner Musik faßt Schreker diese Szenen durchaus selbständig, seine motivische Erfindung ist stets eigenartig. Zum ersten und dritten Akte hat der Komponist ein paar Orchesterstücke geschrieben, die als wahre Perlen der Partitur gelten können und ihren Weg gewiß auch bald in den Konzertsaal finden werden. In rein lyrischen Partien wie der mildwarmen Sommernacht des ersten Aktes, der wehmütig-sentimentalen Todesszene, als dem Schluß des ganzen Werkes, spinnt der Komponist in weichen Linien die Stimmung aus. Im ganzen kann diese Oper, „Der ferne Klang", als vollgültige, starke Talentprobe eines neuen Mannes gelten, auf dessen weitere Entwicklung man gespannt sein muß. Wie soeben durch die Tageszeitungen verbreitet wird, hat Franz Schreker bereits eine neue Oper, „Das Spielwerk der Prinzessin", fertig, die von dem Frankfurter Stadttheater am gleichen Tage mit der Wiener Hofoper zur Aufführung angesetzt ist.

Kienzl hat mit dem Stoff seines musikalischen Schauspiels „Der Kuhreigen", dessen Stoff Richard Batka mit geschickter Hand nach einer Novelle von R. H. Bartsch hergerichtet hat, einen glücklichen Griff getan. Der ganze Hergang, der zur Zeit der großen Revolution in Paris und Versailles am Königshof und im Temple spielt, ist einfach aus dem Volkslied „Zu Straßburg auf der Schanz" entwickelt, das der königlichen Schweizergarde bei Todesstrafe zu singen verboten ist, weil schon mehrfach das Heimwehgefühl durch das Lied so stark angeregt worden ist, daß massenhafte Desertionen veranlaßt wurden. Natürlich wird nun das Lied eines Abends doch vor der Kasernenwache gesungen, der Hauptattentäter, Primus Thaller, ein Unteroffizier der Schweizer Leibgarde, gefangengesetzt und zum Tode verurteilt. Der zweite Akt spielt im Schlafzimmer des



Phot. Th. Bänder, Frankfurt a. M.

„Der ferne Klang" von Franz Schreker. Aufführung im Frankfurter Opernhaus



Kultur der Gegenwart



Königs zu Versailles. Unter den Klängen einer höfischen Gavotte erleben wir das umständliche Zeremoniell eines Levers Ludwigs VI. Kurz ehe er zur Jagd aufbricht, wird ihm das Todesurteil des Schweizer Gardisten zur Unterschrift unterbreitet, aber auf Fürsprache der Marquise Massinelli verworfen. Sie hat an dem strammen Gardisten, der sich ihrer noch kurz vor seiner Verhaftung vor der Zudringlichkeit frecher Chasseurs angenommen hatte, Gefallen gefunden und wünscht nun den Begnadigten auf ihr Landgut zu versetzen, wo sie ein paar zärtliche Sommermonate mit ihrem Günstling zu verleben hofft. Aber dieses Ansinnen einer Liebelei mit einer verheirateten Frau wirft der biedere Schweizer weit von sich; er entweicht der Marquise. Nun bricht die Revolution aus. Sansculotten erstürmen das Schloß der Marquise, ihr Gemahl wird erschlagen, sie selbst in dem Temple gefangengesetzt. Ihr begegnen wir im letzten Bilde mitten unter eingekerkerten Aristokraten, wie sie sich mit Spiel und Tanz die Zeit vertreiben. Der inzwischen während der Revolution zum Kapitän beförderte Schweizer sucht sie, die ja nun Witwe geworden, im Temple auf, will sie zu einer ordentlichen Ehe mit ihm überreden und damit retten, doch vergeblich. „Mein lieber Freund, nur nicht geschmacklos werden, wir sind zwei Welten, die sich nie verstehen," mit diesen Worten weist sie des Schweizers Werbung weit von sich, weiß ihn sogar noch zu einem letzten Tanze mit ihr zu überlisten, und mit einem zierlichen Menuettpas schreitet sie, mutig lächelnd, zum Tode, als ihr Name von den Henkersknechten aufgerufen wird.

Liebevoll illustriert nun Kienzls Musik jeden Hergang auf der Bühne. Für die reichlich vielen Strophenlieder des ersten Aktes, die von den verschiedenen Truppengattungen vor der Schloßwache, später von der zur Revolutionsheldin avancierten Soldatendirne im erstürmten Schlosse mit dem Chor der Sansculotten gesungen werden, hat der Musiker passende Melodien erfunden und sie auch charakteristisch in der Orchesterbegleitung auszuputzen, ihre Wirkung mit jeder Strophe zu steigern verstanden. Überall trifft er im Ausdruck den richtigen Ton. Ganz besonders ist dem Musiker das Lied des Kuhreigens gelungen. Wenn in der abendlichen Stille der erste Schweizer die wehmütig innige, der alten berühmten Volksmelodie nachgebildete Weise leise vor sich hinsummt, sich selber kaum bewußt, was er tut, wenn dann einer der Kameraden nach dem andern einfällt, das Lied anschwillt, bis der volle Chor selbstvergessen zu vollem Sange losbricht, das ist wirklich von prachtvoller Wirkung. Auch der Gegensatz zwischen dem gemütvollen oder frechen Tone der Soldatenlieder im ersten Akte und der höfisch-zierlichen Gavottenmusik bei dem Lever des



Phot. Willinger, Berlin

„Der Kuhreigen" von Wilhelm Kienzl. Aufführung in der Kurfürstenoper zu Berlin

Kultur der Gegenwart



Königs, dann zwischen den halb wie Tiger, halb wie Affen sich gebärdenden Sansculotten im erstürmten Schlosse und der im feinsten Konversationsstile sich haltenden Menuettenmusik, mit der sich die im Temple gefangensitzenden, ihres Todes harrenden Aristokraten amüsieren, ist mit schlagender Treffsicherheit hingestellt. Uns die Einzelgestalten näher zu rücken, von ihrem Seelenleben etwas zu geben, damit hält sich Kienzl nicht auf, er befaßt sich nur damit, uns im großen und ganzen die Situation auf der Bühne, die Stimmung der Gesamtszene mit seiner Musik zu illustrieren, darin zeigt er sich in diesem Werke wieder als wirklicher Meister.

E. E. Taubert

Recht u. Gesellschaft

Soldatenehre

Über der Waldwiese dämmert der Morgen. Noch stehen die Baumriesen ringsum regungslos im ersten Tagesschimmer, nur ein Knacken im Unterholz kündet vorsichtig näher kommendes Rotwild, und ein hastender Heuschreck schüttelt, von Halm zu Halm springend, den Tau von den Gräsern.

Allmählich küßt über die Wand von dunkelm Grün hinweg ein erster zitternder Sonnenstrahl den heimlichen Winkel. Ein Rehbock tritt vorsichtig sichernd an den Wiesenrand — stutzt und bricht laut gebend in jäher Flucht davon. Von irgendwoher fällt ein fernes, klapperndes Geräusch in die Stille. Ein wenig später — und der Ernst eines furchtbaren Geschehens scheucht den Frieden von dieser menschenfernen Stätte.

Zwischen den Bäumen zucken helle Farben auf und glitzernde Lichter — Uniformen! Aber über dem bunten Kragen sind die sonngebräunten Gesichter der wenigen Offiziere ernst und seltsam fahl. Kleine Gruppen bilden sich, die einander gemessen begrüßen — ein älterer Offizier prüft mit scharfem Blick eine von zwei jüngeren Herren abgeschrittene und festgelegte Entfernung und mustert die ihm vorgewiesenen Schußwaffen. An einem Baum lehnt ein Rittmeister in leisem Gespräch mit einem Stabsarzt, der sein Besteck vorbereitet. Und einander gegenüber stehen an den beiden Enden der schmalen Waldwiese zwei junge Männer, den gleichen trotzig entschlossenen Ausdruck im Antlitz, als ob der Haß, der Zorn über erlittene Schmach oder was sie sonst gegeneinander trieb, erloschen sei vor dem eisernen Muß, vor dem Ernst dieser letzten Stunde.

Ein Ruf des älteren Offiziers, der als Unparteiischer seines Amtes waltet, und die beiden Duellanten, ihre beiden Sekundanten mit den Waffen neben sich, schreiten an die bezeichneten Plätze. Der Rittmeister, der als Vorsitzender des Ehrenrates anwesend ist, tritt ein wenig zurück. Noch einmal mahnt die Stimme des Unparteiischen zur Versöhnung: „Meine Herren! Es ist nicht der Wille Seiner Majestät ...“

Umsonst! — Deswegen umsonst, weil diese Mahnung längst ergangen ist und angesichts der drohenden Gefahr, der auszuweichen eine Schande wäre, ungehört verhallen muß.

Eine Frage nach der Kampfbereitschaft seitens des Unparteiischen ...

Kommandos! —

Über die Waldwiese hat sich ein dunkler Schleier gewoben, durch den kalt und fahl das Sonnenlicht dringt. Und irgendwo hinter diesem Schleier, in unendlichen Fernen hat sich ein unerbittliches Schicksal vollzogen, das durch die Kugel ein junges Leben auslöscht und ahnungslose, liebeerfüllte Herzen arm macht — um der Ehre willen!

*

Es haben sich viele Männer gefunden, die mit guten Gründen für die Beseitigung jenes eisernen Zwanges gestritten haben, der den Mann von Ehre in gewissen Fällen auf den Kampfplatz treibt, wenn er sich in seiner gesellschaftlichen Stellung behaupten will. Es ist unzählige Male auf andre Staaten, insbesondere auf England, verwiesen worden, die den Duellzwang in dieser Form nicht mehr kennen. Im frühen Mittelalter haben dort die freien Mannen in gleicher Weise dem Fehderecht gehuldigt



wie wir, und der Adel lag den Turnieren ebenso ob wie die deutsche Ritterschaft.

Wenn dort jedoch die Ausrottung des Duells eine nahezu vollkommene geworden ist, so hat das zweifellos seinen Grund in der andersartigen Entwicklung der militärischen Verhältnisse. Eine Einrichtung wie die des deutschen Offizierkorps kennen andre Länder nicht, insbesondere ist in der Fremde der Einfluß militärischer Kreise auf das gesellschaftliche Leben und die Anschauungen der höheren Schichten des Volkes bei weitem nicht so groß. Im allgemeinen wird es militärisch geschulten und erzogenen Männern, das heißt solchen, die sich sofort einzusetzen haben, wenn die Ehre der Nation verletzt ist, naturgemäß naheliegen, den Begriff der Ehrverletzung und Zurückweisung einer solchen auf ihre persönlichen Verhältnisse zu übertragen. Daraus und aus der bereits erwähnten Stellung unsers Offizierkorps erklärt es sich zum größten Teil, daß in Deutschland das persönliche Eintreten für die verletzte Ehre ein von weiten Kreisen anerkannter Brauch ist.

Bereits von Kaiser Wilhelm I. ist ein Weg beschritten worden, der dazu führte, daß die Beurteilung einer Ehrenfrage durch Schaffung eines Ehrenrates, Abgrenzung seiner Tätigkeit und Unterstellung der Offiziere unter ihn nicht „der öffentlichen Meinung" im Offizierkorps überlassen blieb. Kaiser Wilhelm II. ist sodann einen Schritt weiter gegangen und hat die Einrichtung des Ehrenrates unter besonderer Berücksichtigung der Zweikämpfe weiter ausgebaut. Besonders wichtig ist dabei die Bestimmung gewesen, daß der Ehrenrat bei Austrag von Ehrenhändeln grundsätzlich mitwirken soll, und die begleitende Kabinettsorder beginnt mit den Worten: „Ich will, daß Zweikämpfen meiner Offiziere mehr als bisher vorgebeugt werde."

Falsch wäre es, nunmehr etwa annehmen zu wollen, daß der Ehrenrat einen Zweikampf verbieten oder befehlen könne. Er besitzt nur Mittel und Wege, dort, wo er die Möglichkeit einer Aussöhnung erblickt, nachdrücklich auf die Beteiligten in diesem Sinne einzuwirken. Es ist kaum anzunehmen, daß heute noch ein Zweikampf stattfindet, wenn nicht alle Mittel zu friedlicher Beilegung erschöpft sind, und so steht denn auch die Zahl der Zweikämpfe zur Stärke des Offizierkorps in einem verschwindend kleinen Verhältnis. In den wenigen Fällen, in denen von versöhnenden Schritten abgesehen werden muß, ist wohl immer, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, von zwei Menschen einer zuviel auf der Welt.

Der Ehrenrat setzt sich für die große Masse der jüngeren Offiziere aus einem Hauptmann oder Rittmeister, einem Oberleutnant und einem Leutnant zusammen, die alljährlich im Regiment gewählt werden. Seine Tätigkeit erstreckt sich durchaus nicht nur auf Zwistigkeiten zwischen Offizieren, sondern er kann stets hinzugezogen werden, wenn ein Offizier in dienstlicher oder außerdienstlicher Beziehung gegen den Ehr- und Pflichtbegriff des Standes verstößt. Er hat keinerlei Urteil zu fällen, sondern nur die Voruntersuchung zu führen, wobei er zum Beispiel Zeugen vorladen und sie nötigenfalls vor einem ordentlichen Gericht vereidigen lassen kann. Das Ergebnis der Voruntersuchung unterbreitet der Ehrenrat mit einem Gutachten dem Kommandeur, und dieser beruft seinerseits das aus dem gesamten anwesenden Offizierkorps bestehende Ehrengericht, um den Spruch zu fällen.

Im aktiven Offizierkorps wird der Ehrenrat nur selten in Tätigkeit zu treten haben. Der familienhafte Zusammenschluß bewirkt eine rechtzeitige Einwirkung auf den einzelnen, so daß sich Verfehlungen und Zwistigkeiten zu solcher Schwere selten auszuwachsen vermögen.

Eine bei weitem größere Rolle dagegen spielt der Ehrenrat in den Kreisen der Offiziere des Beurlaubtenstandes, das heißt bei solchen Männern, die im bürgerlichen Leben oft im schärfsten Erwerbskampfe stehen und im Gegensatz zu ihren aktiven Kameraden täglich mit den verschiedensten Kreisen in Berührung kommen. Der Begriff der Soldatenehre, an dem auch die Handlungen des Re-



Kultur der Gegenwart



serveoffiziers gemessen werden, ist nicht etwa ein absonderliches Ding. Ein jeder Ehrenmann kann ihn sich zu eigen machen, ohne darum aus seinem Kreise heraustreten zu müssen oder in ihm besonders aufzufallen, sofern sich dieser Kreis nur den allgemein gültigen gesellschaftlichen Gesetzen unterstellt. Dessen werden sich ganz besonders diejenigen Männer bewußt sein müssen, die das Vertrauen ihrer Kameraden auf Vorschlag des Bezirkskommandos zu Ehrenräten beruft, um sowohl einer Übertreibung als auch einer allzu weitherzigen Auffassung des Ehrbegriffs entgegentreten zu können. Und somit gehören gerade zu ihrer Tätigkeit, wenn sie richtig ausgeübt werden soll, Lebenskenntnis, Herz und — Zeit.

Daß er diese drei sogleich gebrauchen wird, weiß auch der Herr Geheimrat, Rittmeister der Reserve und Ehrenratsvorsitzender, als ihm das Dienstmädchen mitten in das Mittagsschläfchen hinein die Karte des Leutnants der Reserve X vom Husarenregiment 30 bringt.

Und richtig — im Arbeitszimmer steht, die Pelzmütze in der Hand, beklommenen Herzens ein junger Offizier. Ein Blick in das offene Gesicht, und der Vorgesetzte fragt in dem Tone eines ärztlichen Helfers:

„Nun, lieber Herr Kamerad, was bringen Sie mir?"

„Melde Herrn Rittmeister, daß ich gestern abend von mehreren Männern ..."

„'n Augenblick! Nehmen Sie Platz und erzählen Sie mir mal ruhig die ganze Geschichte."

Es ist nicht allzu tragisch, was der junge Mann da stockend und verlegen vorbringt. Er war von einem Sonntagsausflug heimgekehrt, und zwar betrübenderweise nicht allein, als ein paar anscheinend angetrunkene junge Männer seine Begleiterin und ihn gehänselt hatten. Und als er sich's verbat, da —

„Ich weiß schon, lieber Herr Kamerad! Nun reichen Sie mir mal die Sache schriftlich ein. Aber wissen Sie was? Gehen Sie vorher zum Leutnant Z und besprechen Sie mit ihm die Eingabe."

„Herr Rittmeister, es kam ein Schutzmann hinzu und machte seine Feststellungen!"

„Na, hoffentlich werden die betrunkenen Kerle feste eingesperrt."

Am nächsten Morgen läuft bei dem Herrn Geheimrat ein Schriftstück ein des Inhalts, daß der Leutnant der Reserve X auf offener Straße von einigen jungen Leuten angefallen worden sei und dieselben abgewehrt habe. Polizeiliche Feststellung sei erfolgt.

Der Rittmeister gibt die Akten mit einem Anschreiben des Inhaltes an den Bezirkskommandeur weiter, daß ein Mitglied des Ehrenrates der voraussichtlichen Gerichtsverhandlung beiwohnen werde. Und der Tag des Gerichtes naht, bange erwartet von den Missetätern, jungen Leuten in einfachen Stellungen, bange erwartet auch von dem nächstbeteiligten Herrn X. Aber siehe da! Zunächst geht alles gut, und die als Zeugen vernommenen, militärisch geschulten Schutzleute wissen nichts davon, daß der Herr Leutnant „verhauen" worden sei, es war ganz einfach „Krach". Bis dann als Zeugin die Verkäuferin Fräulein Erna Lüdicke aufgerufen wird und sich trotz aller wohlwollenden Fragen des Herrn Vorsitzenden, der den Punctum saliens längst gemerkt hat, bemüht, die rächende Nemesis zu verkörpern. So ein schöner Sonntag — ihr gutes, neues Kleid — und das alles muß mit einer geschwollenen Nase und einem blauen Auge ihres Kurt enden!

Gleichwohl sind sich Gericht und Ehrenrat einig: eine Mißhandlung des Zeugen X, insbesondere eine solche infolge eignen Verschuldens, liegt nicht vor. — Im Protokoll des Ehrenrates bemerkt der Herr Rittmeister, daß den Aussagen der an solcherlei Vorgänge gewöhnten Schutzleute zweifellos mehr zu trauen sei als den Bekundungen der an jenem Abend sicherlich sehr erregten jungen Dame. Und somit bleibt der junge Herr, dessen sommerlicher Ausflug so betrübend enden sollte, vor jedem „Klecks" in seiner Führungsliste bewahrt. Die einzige Folge des unheilvollen Abends ist höchstens die Trennung von dem niedlichen, aber gar so rachsüchtigen Fräulein Erna. — —



Kultur der Gegenwart



Nicht immer kann der Ehrenrat dem bedrängten Kameraden so zur Seite stehen. Das Leben drängt manchen von der geraden Straße in winklige Gassen und auf heimliche Pfade. Manch junges Blut, das sorgenlos seinem Kommandeur die Beförderung zum Leutnant meldete, steht nach vielleicht ganz kurzer Zeit durch eigne Schuld oder ein widriges Geschick vor dem Nichts. Und wenn der junge Mann zuerst auch den Willen zu redlicher Arbeit hat, so fehlt ihm doch die rechte Konkurrenzfähigkeit mit denen, die das Leben in eisernem Zwange, im Kampfe um das tägliche Brot groß werden ließ. — Die Versucher nahen, die den Mann mit dem Titel mißbrauchen wollen für ihre lichtscheuen Geschäfte.

Hier führt der Weg den Strauchelnden fast immer sehr bald vor das Forum des Ehrenrates. Und in den meisten Fällen muß dieser erkennen, daß kein Stützen mehr hilft, daß es vielmehr auch bei einem verhältnismäßig leichten Vergehen die Säge anzusetzen gilt im Interesse des Standes, im Interesse aller jener, die der Glaube an die Ehrenhaftigkeit eines jeden Offiziers zur Hergabe von Geld und Gut veranlassen kann.

Es bleibe in diesen Zeilen ein Punkt nicht unerwähnt, der in den letzten Jahren zu weitgehenden Debatten geführt hat: die Tätigkeit des Ehrenrates denen gegenüber, die sich in einer mit den Anschauungen des Offizierkorps unvereinbaren politischen Richtung betätigt haben. — Es möge den Politikern überlassen bleiben, für oder wider unser Offizierkorps in seiner heutigen Form zu kämpfen. Der Ehrenrat jedenfalls ist nur ein Produkt aus eben diesem Boden, und mit seiner Beseitigung wäre niemand gedient. Im übrigen wird ein aufrechter Soldat den Kameraden vielleicht nicht verstehen, aber zweifellos zu achten wissen, den seine politische Überzeugung nach und nach in andre Bahnen drängt und der deshalb freiwillig seinen Degen zurückgibt. Und immer wird es mit Bedauern empfunden werden, wenn ein Mann, der als Angehöriger des Offizierkorps die Verhältnisse kennt und anderseits längst in Wort und Tat ein Fremder geworden ist, infolge politischer Vorgänge die alten Kameraden zu einem ausdrücklichen Ausschluß seiner Person aus ihrer Mitte zwingt.

Der Ehrenrat ist alles andre als etwa eine Art von heiliger Feme. Ein Fürst, in dessen Brust ein Soldatenherz schlug, hat ihn geschaffen in tiefer Erkenntnis der Psyche des deutschen Offiziers. Er ist zur Hilfe in schwieriger Lage, zum Schutz gegen üble Nachrede schon oft geworden, manche scheinbar unversöhnlichen Männer haben sich unter seiner ruhigen Einwirkung die Hände zum Frieden gereicht. Auf dem Fortbestand des Offizierkorps gründet sich seine Tätigkeit, aber indem er sie ausübt, wirkt er nicht im Interesse einer einseitigen Soldatenehre, sondern er trägt dazu bei, den Ehrbegriff zu gestalten im Einklang mit dem fortgeschrittenen geistigen und sittlichen Leben der Nation.

Walter Baron

Naturwissenschaft

Das uralte Problem vom Homunkulus will immer noch nicht zur Ruhe kommen. Solange der denkende Menschengeist sich ernstlich mit den Naturobjekten befaßt hat, die jene Eigenschaften und Betätigungen zeigen — oder zu zeigen scheinen, die wir „Leben" nennen, hat es ihm als erstrebenswerte Aufgabe, ja als höchstes Ziel vorgeschwebt, das Leben nach seinem Willen künstlich in Tiegel und Retorte zu erzeugen; Substanzen herzustellen, die, in ihrer Zusammensetzung genau der belebten Materie entsprechend, auch jene Energieäußerungen der Umwelt gegenüber aufweisen sollten, die noch immer das Geheimnis des Organischen ausmachen.

In Zeiten, wo nicht nur der Laie, sondern auch jeder Gelehrte felsenfest überzeugt war, daß das organische Leben unter günstigen Bedingungen jederzeit „von selbst" entstehen könnte, da durfte sich der in einsamer Alchimistenwerkstatt grübelnde Adept vermessen, die Erzeugung selbst des menschlichen Lebens auf künst-



lichem Wege, die Fabrikation eben des Homunkulus, für möglich zu halten. Galten doch fast anderthalb Jahrtausende lang die großen Denker der Antike als die einzigen Autoritäten auf dem Gebiete der Naturforschung, auf jenem Gebiet, das zu betreten oft genug mit entsetzlichen Gefahren für Leib und Leben verknüpft war.

Wenn wir uns heute in jene Gedankenwelten zurückversetzen, so glauben wir oft mit einem mitleidigen Lächeln die Irrpfade verfolgen zu dürfen, die der Forschergeist gegangen ist. So reich die Antike fraglos war an echter, wahrer Naturerkenntnis, so gänzlich unbegreiflich erscheinen uns manche ihrer Irrtümer. Wenn Aristoteles Feinheiten der tierischen Organisation mit aller Schärfe erkannte und beschrieb, deren Erforschung heute manchem Zoologiebeflissenen nicht allzu leicht fallen dürfte; wenn wir beispielsweise erfahren, daß es ihm schon bekannt war, daß bei gewissen Haifischen die später lebend geborenen Jungen innerhalb der mütterlichen Geschlechtswege eine ganz genau dem Mutterkuchen entsprechende, aber ausnahmsweise vom Dottersack gelieferte Ernährungsvorrichtung besitzen, so will es uns geradezu unglaublich erscheinen, daß ihm die Entstehung so fein und hoch organisierter Wesen, wie zum Beispiel der Frösche aus bloßem Schlamm, der Mäuse und Flöhe aus Kehricht und Unrat nicht nur möglich, sondern als ein regelmäßig wiederkehrendes Geschehnis erschien! Was Wunder, wenn eine gänzlich naturfremde Epoche wie das Mittelalter dergleichen Ansichten als unumstößliche Thesen hinnahm.

Es hat bis in die jüngste Zeit gedauert, bis der Fabel von der heutigen Urzeugung ein Ende gemacht wurde. Zwar war die Gelehrtenwelt längst nicht mehr geneigt, an die spontane Entstehung höherer Lebewesen aus anorganischer Materie zu glauben, wenn auch der gemeine Mann wohl heutigentags noch überzeugt ist, daß „Ungeziefer" (vor allem Flöhe) aus Schmutz, Parasiten im Darm durch falsche Ernährung ganz von selbst sich bilden. Wir sprachen an dieser Stelle schon von den erbitterten Geisteskämpfen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts um die Urzeugungsidee ausgefochten wurden, deren Vertreter neben vielen bedeutenden Namen kein andrer als der große Schopenhauer war. Wenn auch die höheren Tiere nur durch Zeugung entstehen können, so meinte man doch, daß alle jene interessanten Offenbarungen niedersten Lebens, die die stetig verbesserte Mikroskoptechnik dem Menschenauge immer mehr erschloß, daß alle diese Urtierchen und Urpflänzchen wenigstens „von selbst" in trüben Gewässern, vor allem in der klassischen Heuinfusion entstehen müßten! Die definitive Entscheidung schienen vor allem Pasteurs Untersuchungen zu bringen, die bewiesen, daß alles Leben aus — wenn gelegentlich auch noch so winzigen, in der Luft schwebenden — Lebenskeimen, das „omne vivum e vivo" entstehe und daß die Lebenskette ununterbrochen durch die Welt der Materie gehe.

Wieder sollte im letzten Dezennium die Wage der naturwissenschaftlichen Theorie ein wenig zugunsten der Urzeugung ins Schwanken geraten. Wer erinnert sich nicht des großen Aufsehens, das vor einigen Jahren die berühmten, durch Einwirkung des Radiums auf gelatinöse Substanzen erzeugten „Radioben" des Forschers Butler-Burke, oder das die fließenden oder gar „lebend" genannten Kristalle bei der denkenden Menschheit hervorriefen. Einem jeden Gebildeten sind die Ausführungen der populärwissenschaftlichen und der Tagespresse zu wohl erinnerlich, als daß wir uns hier des näheren darüber zu verbreiten hätten. Es möge genügen, sich zu erinnern, daß in keinem Falle etwas andres von den Gelehrten künstlich erzeugt wurde als lebensähnliche Erscheinungen, als Objekte, denen die wissenschaftliche Biologie niemals das Prädikat „wirklich belebt" zusprechen konnte.

Ganz neuerdings regt es sich wieder in den Werkstätten der modernen „Alchymisten". Ein französischer Forscher, R. Dubois, berichtet vor der Pariser Akademie der Wissenschaften von „Mikrobioiden", kleinsten Substanzgruppen, die auf rein mechanisch-chemischem Wege erzeugt, sehr viele, wenn nicht alle Eigen-



Kultur der Gegenwart



schaften zeigen sollen, die sonst nur der organisch belebten Materie zukommen. Er benutzte die zu derartigen Versuchen beliebten halbstarren Gelatine- oder Agar-Agar-Gallerten, die als „Nährböden“ dienten. Streute er auf diese Nährböden kleine Mengen von Chlorbariumpulver, so entwickelten sich höchst merkwürdige kleine Gebilde, an denen nicht nur stets eine bestimmte Struktur, sondern auch Eigenbewegungen, allmähliches Wachstum, ja selbst Teilungen und auch jene Vorgänge zu beobachten sein sollen, die bei den niedersten (einzelligen) Lebewesen den geschlechtlichen Fortpflanzungsvorgängen der höheren Organismen parallel gehen und die man als Konjugation (nicht Kopulation) bezeichnet. War der gallertige Nährboden nicht in starrem, sondern in gelöstem Zustand, so entstanden beim Zusatz von Chlorbarium keine Mikrobioiden; vielmehr senkte sich ein Niederschlag zu Boden, der durch eine Verbindung des Bariums mit den Verunreinigungen der Gelatinen entstand und sich als Bariumsulfat erwies. War dieser Niederschlag einmal ausgefällt, so ergab auch der erstarrte Nährboden bei Aufstreuen von Chlorbarium keine Mikrobioiden mehr; er war sterilisiert, wie Dubois sich ausdrückt.

Mit Recht macht der Physiologe Liesegang (Frankfurt), dessen Referat wir die vorstehenden Ausführungen entnehmen, darauf aufmerksam, daß sich schon aus diesem letzteren Versuch mit größter Wahrscheinlichkeit ergibt, daß die Mikrobioiden nichts weiter sind als ebenfalls Bariumsulfatpartikelchen, die in der halbstarren Gallerte nicht als Niederschlag zu Boden sinken können, sondern auf Grund der sich ergebenden Diffusions- und Strömungsvorgänge alle jene sonderbaren Bewegungs- und andern Erscheinungen zeigen, die den französischen Gelehrten veranlaßten, in ihnen „nicht gerade lebende, aber doch Dinge zu sehen, bei denen das Nichtlebende dem Leben genähert erscheint“. Derartige Bewegungen (man denke nur an die bekannte Brownsche Molekularbewegung), ferner allerhand Zerklüftungs- und Umlagerungsvorgänge, die Zellteilungen vortäuschen, endlich eine allmähliche Volumzunahme, die an organisches Wachstum erinnert, sind ja bei rein chemisch-physikalischen Prozessen (Kristallisation, Ausfällungen und so weiter) nicht selten beobachtet worden; auch kann es natürlich zu Aneinanderlagerungen und Verschmelzungen kleinster Substanzpartikelchen kommen, die dann rein äußerlich sehr an fortpflanzungsähnliche Vorgänge von Lebewesen gemahnen. Das wichtigste Moment dieser letzteren Vorgänge aber, der für den dauernden Weiterbestand der Art notwendigen Austausch ganz bestimmt gebauter, lebenswichtiger Substanzen (Teile des Zellkerns) zwischen beiden sexuellen „Kontrahenten“, das dürfte Dubois bei seinen Bariumlebewesen kaum beobachtet haben; ebensowenig wie man deren Wachstum durch einfache äußere Anlagerung gleichartiger Substanz mit dem echten, das heißt organischen Wachstum wird gleichsetzen dürfen, bei welchem dem Organismus wesens fremde Stoffe in diesen einverleibt werden, um unter Ausscheidung nicht verwertbarer Substanzen in dem Organismus in wesens gleiche Stoffe verwandelt zu werden. — So sehr derartige Versuche geeignet sind, unser Verständnis vom Mechanismus der primitivsten Lebensvorgänge zu fördern, so ist, wenigstens in diesem Falle, ein wirklicher Schritt zur Lösung der größten Rätsel kaum getan worden.

Dr. Wilhelm Berndt



Technik

Die Beheizung der Gebäude spielt bei allen Kulturvölkern der gemäßigten Zone schon von jeher eine große Rolle. Die Erfahrung lehrt uns, daß eine Temperatur von etwa 18 Grad Celsius für alle ruhigen Beschäftigungsarten der Gesundheit am zuträglichsten ist. Vorübergehend kann der Mensch sich ja durch warme Kleidung, das heißt durch Stauung der Eigenwärme des Körpers Ersatz schaffen, aber für die Dauer ist diese Erwärmungsmethode ungesund und lästig, ein wirkliches Kulturleben ist in unsern Breiten ohne gute Raumheizung nicht denkbar.



Kultur der Gegenwart

Und in der Tat haben schon die Römer, als sie nach Unterwerfung der Völker der Rheinebene in unserm Klima festen Fuß faßten, sofort damit begonnen, gute Heizungsmethoden durchzubilden, nachdem sie erfahren mußten, daß die aus ihrer wärmeren Heimat mitgebrachten Gelegenheitsheizungen, die im wesentlichen in der Aufstellung von Becken mit glühenden Holzkohlen bestanden, nicht zureichten.

Daß sie hierbei nicht gleich zur einfachsten Lösung der Aufgabe gelangten, sondern verhältnismäßig umständliche Methoden anwandten, ist nicht verwunderlich. Es gehört ja zu den größten Seltenheiten in der Kulturgeschichte, daß für eine bestimmte Aufgabe gleich die einfachste und beste Lösung gefunden wird. Die Römer haben, wie verschiedene Überreste zeigen, eine indirekte Luftheizung angewandt, wenigstens in vielen Fällen. Das Haus wurde unterkellert und in diesem Keller eine sehr große Zahl von Steinen in Säulenform eingebracht. Dann machte man in ihm oder unmittelbar vor ihm ein großes Holzfeuer an, andres Brennmaterial war unbekannt, und erhitzte den Keller mitsamt seinem Inhalt. Nachdem das Feuer niedergebrannt war und keine Rauchentwicklung mehr auftrat, wurden Klappen nach den Wohnräumen zu geöffnet: die warme Luft stieg auf, und neue von außen nachgezogene Luft erwärmte sich an den heißen Steinmassen des Kellers und strömte nach. Es war eine Art Frischluftheizung.

Noch im Mittelalter finden wir auf ähnlichen Grundsätzen aufgebaute Heizungsmethoden an verschiedenen Stellen. Aber dann wurden diese „Zentralheizungsmethoden", wenn man sie so nennen darf, durch den Einzelofen verdrängt, der sich im Betrieb wesentlich billiger stellte und keine besonderen Anforderungen an die Konstruktion der Gebäude stellte.

In unsern Tagen ist unter dem Einfluß steigender Brennmaterialienpreise die Ökonomie des Ofens bedeutend verbessert worden. Zunächst hat man ihn der Verwendung von Kohlen angepaßt und dabei durch verschiedene Konstruktionen zwei Ziele verfolgt. Man baut Öfen, die nach einem verhältnismäßig kurzen, aber kräftigen Feuer die erzeugte Wärme langsam und möglichst gleichmäßig wieder abgeben. Das sind unsre bekannten Kachelöfen. Im Prinzip ähneln sie den oben erwähnten römischen Heizungen. Die Steinmassen des Kachelofens werden erwärmt und wirken als Wärmespeicher, der aus seinem Vorrat allmählich an die vorbeistreichende Zimmerluft abgibt. Anders die sogenannten Dauerbrenner, die für ihre Konstruktion schon eine fortgeschrittenere Feuertechnik bedingen. Bei ihnen wird eine größere Menge von Brennmaterial in den Ofen eingebracht und langsam, je nach Bedarf verbrannt. Eine Speicherung der Wärme ist hier nicht vorhanden, die Stärke des Feuers wird mit Hilfe einfacher Reguliervorrichtungen dem jeweiligen Wärmebedarf angepaßt. Dabei ist man in neuester Zeit dazu übergegangen, die Regulierung automatisch zu gestalten, indem man sogenannte selbsttätige Temperaturregler mit den Regulierklappen verbindet. Der Regler wird auf die gewünschte Temperatur eingestellt. Solange die Raumtemperatur tiefer liegt, hält der Regler die Klappe am Ofen völlig geöffnet, so daß die Verbrennung rasch und intensiv vonstatten geht. Mit steigender Temperatur wird die Klappe mehr und mehr geschlossen, das Feuer also gedämpft. Der Vorzug dieser Dauerbrandöfen gegenüber den Kachelöfen besteht darin, daß sie weit regulierfähiger sind. Man kann mit ihnen sehr rasch hochheizen und anderseits die Heizung rasch wieder völlig abstellen. Der Nachteil vieler Konstruktionen ist der, daß sie mit zu hohen Wandungstemperaturen arbeiten, so daß sie in den Ruf geraten sind, stechende Wärme abzugeben, während der Kachelofen bekanntlich milde heizt. Aber das ist, wie gesagt, nur ein Mangel einzelner Konstruktionen, keine prinzipielle Eigenschaft.

Für vorübergehendes rasches Heizen selten benutzter Räume werden eiserne Öfen verwendet, die in der Konstruktion wesentlich einfacher wie die in der Regel auch aus Eisen konstruierten Dauerbrandöfen sind. Außerdem gibt es, man muß sagen leider, noch eine recht große Zahl Öfen, bei denen sich die Erbauer überhaupt nicht viel gedacht haben und die





ihre Aufstellung lediglich dem Umstand verdanken, weil sie beim Bau des Hauses dem durch keine Sachkenntnis getrübten Bauherrn besonders billig angeboten wurden und außer einem modernen äußeren Aufputz keine angenehmen Eigenschaften besitzen.

Gerade auf dem Gebiet der häuslichen Heizung wird ja noch unglaublich viel gesündigt. In vielen Haushaltungen könnten unschwer 50 und mehr Prozent Kohlen gespart werden, wenn ordentliche, gute Öfen vorhanden wären, und es wäre eine volkswirtschaftliche Tat von größter Bedeutung, wenn die Baupolizei, die sich ja um viele Nebensächlichkeiten kümmert, auf die Aufstellung wirklich ökonomischer Feuerstätten ein aufmerksames Auge haben würde, angesichts der Tatsache, daß im modernen Wirtschaftsleben der Käufer des Ofens in den seltensten Fällen der Benutzer ist (nur in den Rheinlanden hat sich stellenweise die Sitte erhalten, daß der Mieter einer Wohnung die Öfen mitbringt und wieder mitnimmt), daß also das Interesse sparsamen Betriebs im entscheidenden Moment gegenüber dem Interesse billiger Anschaffung nicht zur Geltung kommt. Das Steigen der Kohlenpreise kann noch auf eine lange Zeit durch feuertechnische Verbesserungen ausgeglichen werden.

Nun ist es ja allerdings nicht bloß damit getan, einen guten Ofen aufzustellen, jede Feuerstätte will auch sachgemäß bedient sein. Und da liegt natürlich auch viel im argen. Es ist daher volkswirtschaftlich sehr richtig, wenn man mehr und mehr zu einer Zentralisierung der Heizung strebt. Sobald man eine Mehrzahl von kleinen Feuerstätten durch eine große ersetzt, vereinfacht und verbilligt sich der Betrieb. Die größeren Feuerungen arbeiten an sich ökonomischer wie eine Mehrzahl kleiner, und sie sind leichter zu bedienen. Es ist sicherlich leichter, dem Portier eines großen Berliner Mietshauses, der die Zentralheizung besorgt, die nötigen feuertechnischen Handgriffe richtig beizubringen, als die fünf bis zehn Dienstmädchen, die noch dazu ständig wechseln, auch nur einigermaßen in richtiger Ofenbedienung auszubilden.

Im übrigen hat die Zentralheizung ja auch deshalb einen so großen Aufschwung in den letzten Jahren genommen, weil sie eine bedeutende Steigerung der Bequemlichkeit mit sich bringt. Noch zu Goethes Zeiten erschienen bekanntlich während der Theatervorstellungen ab und zu die Lichtputzer, heute würden wir eine solche Persönlichkeit sehr störend empfinden. Eine ähnliche Entwicklung erleben wir auf dem Gebiete der Heizung: der kohlenschleppende und aschentragende häusliche Dienstbote wird uns bald ebenso antiquiert vorkommen wie der Lichtputzer. Wenn die Entwicklung zeitweilig etwas zu stocken schien, so ist das mehr darauf zurückzuführen, daß auch auf dem Gebiete der Zentralheizung genau wie beim Einzelofen sich ab und zu das Pfuschertum etwas breitgemacht hat. Es sind von mangelhaft vorgebildeten Leuten Anlagen hergestellt worden, die vielleicht billig waren, aber in keiner Weise den Erwartungen entsprachen. Eine schlechte Zentralheizung ist aber natürlich nicht so leicht und schnell ersetzt wie ein schlechter Ofen.

Was die Klagen anlangt, daß eine Zentralheizung in größeren Mietshäusern nicht stets auf Wunsch sofort betriebsfertig ist, so kann diesen an sich durch entsprechende Instruktionen des Heizers begegnet werden. Außerdem aber hat die moderne Technik für die seltenen Fälle, wo aus irgendwelchen besonderen Gründen die Erwärmung eines einzelnen Raumes plötzlich gewünscht wird (zum Beispiel bei Erkrankungen), besondere Ergänzungsheizungen geschaffen, von denen namentlich die Gasheizung Erwähnung verdient. Als ständige Heizung ist sie ja an sich zu teuer, aber für die gelegentliche Benutzung an einem kalten Herbst- oder Frühlingstage ist sie ausgezeichnet. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage hat auch die Zentralheizungstechnik schon besondere Heizkörper geschaffen, in denen ein Gasofen gleich mit eingebaut ist.

Schließlich sei zum Schluß noch kurz der transportabeln Öfen gedacht. Die Römer besaßen sie schon in Gestalt ihrer mit glühenden Holzkohlen gefüllten Becken Für uns würde das bei den heutigen Preisen von Holzkohle ein etwas sehr kostspieliges Vergnügen werden. Statt



dessen hat man sich bemüht, die alte gute Petroleumlampe in vergrößerter Form als transportabeln Ofen auszubilden. Bei sehr gewissenhafter Wartung können damit auch ganz gute Erfolge erzielt werden, andernfalls verbreiten diese Öfen einen nicht gerade jedermann angenehmen Geruch, ganz abgesehen von der nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß sämtliche Verbrennungsprodukte ins Zimmer entweichen. In sehr kleinen Räumen soll man sie daher nicht verwenden oder doch für ein Abzugsrohr in den Schornstein Sorge tragen.

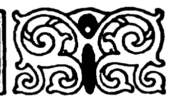
Die elektrische Heizung, ebenso die Spiritusheizung möchte ich an dieser Stelle übergehen, weil sie ihres hohen Preises wegen nur in ganz wenigen Fällen in Betracht kommen können.

Siegfried Hartmann

Gesundheitspflege

Bei der gerechten Würdigung des Einflusses, den Heilmittel auf den Ablauf bakteriologischer Krankheiten wie Typhus, Diphtherie, Wundstarrkrampf, Lungenentzündung, Pocken, Tuberkulose und so weiter haben, ist es unerläßlich, einmal die einfache Frage aufzuwerfen, wie eigentlich alle diese Krankheiten von Natur verlaufen, das heißt ohne Dazwischentreten irgendwelcher Heilmethoden, sondern allein unter Beobachtung der einfachsten hygienischen Maßnahmen unter dem Dreiklang: Luft und Licht, Sauberkeit, reizlose Ernährung. Diese Fragestellung ist gefährlich, weil sie die Ärzte unbegreiflicherweise meist übelnehmen, schon allein wegen der theoretischen Möglichkeit, daß sich herausstellen könnte, daß unsre Heilbestrebungen ohne jeden Einfluß auf den von höheren Gesetzen der Natur geleiteten Ablauf der Lebenserscheinungen wären. Ist doch zum Beispiel die Statistik der an Lungenentzündung Verstorbenen unter König Ramses von Ägyptenland genau so hoch oder so niedrig wie dieselbe unter Kaiser Wilhelm. Daraus hat ein Satiriker den kühnen Schluß gezogen, daß die Menschheit sich von Abel an in derselben Weise bis zu Bebel entwickelt hätte, auch wenn es nie so etwas wie Ärzte gegeben hätte. Wir wollen einmal zugeben, daß der Gedanke für die „Menschheit“ als Summenbegriff von Völkern zutreffen könnte, für den einzelnen Menschen trifft er bestimmt nicht zu, denn es ist nicht wahr, daß der Arzt als solcher für die „Menschheit“ da ist, das ist nur immer wenigen von vielen, vielen Tausenden gegönnt gewesen, er ist für d e n Menschen da, dem er als der Mann unbedingten Vertrauens gilt. So stellt es sich heraus, daß das Verhältnis von Arzt zum Patienten ebenso ein psychologisches wie ein direkt technisch-medizinisches ist. Da nun aber der Arzt, um das ihm geschenkte Vertrauen auch wirklich zu verdienen, den Fragen der biologischen Medizin, welche die des gesetzmäßigen Ablaufs der Epidemien mit umfaßt, nicht fernstehen darf, so ist er allerdings auch bei der Hochflut moderner Theorien und daraus abgeleiteten „spezifischen“ Heilmitteln durchaus gezwungen, obiger Frage nach dem natürlichen Ablauf der Krankheiten ohne direkte Heilmittelverabfolgung mutig nahezutreten. Wissenschaft und Praxis würden doch ohne diese reservierte Fragestellung in allerschwerste Täuschungen verfallen können. Wir alle wissen, daß Krankheiten, als Volkserscheinungen gefaßt, sehr erheblichen rhythmischen Schwankungen ausgesetzt sind. Sie haben eine aufsteigende und eine absinkende Kurve, Perioden größerer und geringerer Gefährlichkeit — Differenzen, die man früher dem Genius (ex machina!) epidemicus, dem besonderen Dämon der Leiden, zuschrieb, der bald wütete, bald mit sich reden ließ. Würden nun ohne die Berücksichtigung eines solchen Auf und Ab der Krankheitsgefahr die Wirkungen von Heilmitteln beurteilt, so könnte das Urteil leicht so ausfallen, daß d i e Mittel, die in Zeiten des Abfalls der Bösartigkeit empfohlen würden, die rechten Heilmittel, die andern, während des Aufstiegs der Bedrohlichkeit gegebenen die überflüssigen seien, weil also kunstvolle Heilwirkung nur durch die schwankende Natur der Epidemien selbst vorgetäuscht worden wäre. Ja weiter, es könnte sogar eine ganz allgemeine Selbsttäuschung von Forschern und Prak-





tikern geradezu epidemisch werden, indem Heilmittel dann am zahlreichsten gefunden, empfohlen und gepriesen würden, wenn die Krankheit als Volksseuche gerade sich anschickt, das Feld ihrer Invasion zu räumen; es könnte sein, daß gerade hinter ihr her die Speicher der chemischen Fabriken all ihre Luken öffneten und daß allerorten Reklametrommeln wirbelten: „Wir haben den Feind besiegt!" Ich will Beispiele für diese kühne und für manche Mediziner schmerzliche Behauptung geben.

Als der Gelenkrheumatismus in Deutschland in epidemischer Form einsetzte, so um die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, war er so heftig, daß die ersten Fälle fast alle unter Hirnhautentzündung tödlich endeten. Ohne im Besitz eines „spezifischen" Mittels zu sein, erlebten die älteren Ärzte ein ganz allmähliches Abflauen der Sterblichkeit. Dafür wurden Herzfehler nach Überstehen der akuten Erkrankung häufiger. Dann kam die Empfehlung des „Salizyls" als eines „Spezifikums" gegen den Gelenkrheumatismus; über ein Jahrzehnt wurde es tatsächlich als ein alleinstehendes und durchaus konkurrenzloses Heilmittel dieser Krankheit gepriesen, und heute? Heute wissen wir ganz genau, daß von irgendeiner theoretisch begründbaren Spezifität im modernen Sinne gar keine Rede sein kann und daß die Gefährlichkeit dieser Erkrankung ganz langsam aus sich selbst heraus respektive infolge allgemeiner hygienischer Fortschritte abgesunken ist.

Als die Sterblichkeit an Typhus statistisch etwas nachließ, empfahl man viele Jahre das kalte Bad im Fieber als ein spezifisches Heilmittel. Die Gefährlichkeit des Typhus sank noch weiter bis auf den heutigen Tag, wo es niemand mehr einfallen kann, das kalte Bad als ein spezifisches Heilmittel gegen den Typhus zu empfehlen.

Es gab Zeiten, da wurde ein Arzt, der bei Lungenentzündung den Tartarus stibiatus nicht verschrieben hatte, unter Anklage vor Gericht gestellt, weil er versäumt habe, ein spezifisches Heilmittel gegen die Lungenentzündung anzuwenden. Wer verschreibt heute noch Brechweinstein gegen diese Krankheit?

Die Syphilis ist eine Krankheit, bei der, wie kaum bei einer andern, langsam ihre Gefährlichkeit herabgesunken ist, so daß ein Schweninger behaupten konnte, auch ohne Quecksilber diese Krankheit besiegen zu können. Quecksilber galt durch Jahrhunderte für ein Spezifikum gegen diese Lustseuche, und doch sollen uns erst die Entdeckungen Ehrlichs das wahre Spezifikum mit einer „Großen Heilkunst" durch Sterilisation (Therapia magna sterilisans) gebracht haben?

Das sind einige Beispiele dafür, wie verzwickt die Sachlage ist bei objektiver Beurteilung von Heilmittelwirkungen. Sie beweisen zum mindesten, daß Charakter der Krankheit und Heilwirkung zwei in sich verwickelte Knäuel sind, deren Fäden ebenso schwer zu verfolgen wie zu lösen sind. Ich kann es aber für die Erforschung der Wahrheit nur für unerläßlich erklären, wenn der Arzt sich allen möglichen Posaunenstößen genialer Entdecker und ihrem Anhang gegenüber ein kleines Ventil der Reserve offen hält. Der wissenschaftliche Optimismus, gewiß die Quelle der größten Menschheitstaten, darf eben die Schwelle des Laboratoriums nicht überschreiten und sich in den Spalten der Tageszeitungen mit lauter Zukunftsmusik selbst umrauschen, bevor der Thron errichtet ist. Sonst gibt es Enttäuschung über Enttäuschung.

Die ganze Welt kennt das Fiasko des ersten Tuberkulins, und auch das zweite, „schwächere" liegt im Sterben. Behrings Spezifikum gegen den Wundstarrkrampf — ein wissenschaftliches Paradebeispiel für die moderne Lehre von den Antitoxinen — ist langsam in Vergessenheit geraten. Ich selbst bekenne mich immer noch zu den Zweiflern, ob das Diphtherieserum oder der absinkende Charakter einer Seuche, die alle sechzig Jahre wiederkehrt und in der Zwischenzeit nur herumspukt, die Ursache unsrer ärztlichen Erfolge bei dieser mörderischen Krankheit ist. Hat doch Adolf Gottstein unwiderleglich nachgewiesen, daß die Diphtheriesterblichkeit schon zwei Jahre vor der Entdeckung des Diphtherieserums sehr erheblich zu sinken beginnt. Auch muß zugegeben werden, daß seit einigen Jahren die Diphtherie langsam wieder zunimmt an Erkrankungs- und an Sterbeziffern.

Kultur der Gegenwart



So wenig ich das Verdienst aller der gefeierten Heroen als Besieger ganzer Krankheitszüge schmälern möchte, schon weil sie alle ein für das Wohl ihrer Mitmenschen glühender Optimismus zur Kühnheit angetrieben hat, so sehr bin ich überzeugt, daß es not tut, gerade in unsrer Zeit den kettenartig sich reihenden Anpreisungen großer Leistungen in unsern Tageszeitungen sich mit kühlem Mut entgegenzuwerfen. Durch nichts kann der ernsten Wissenschaft mehr geschadet werden als durch Enttäuschung unnütz geschürter Hoffnungen. Da ein wissenschaftliches Papagenoschloß wohl kaum gesetzlich eingeführt werden kann, muß der Appell an alle medizinischen Berater der Tagesblätter gerichtet werden, trotz ihrer Fahnenträgerschaft der Neuigkeiten es mutig einmal zu riskieren, mit der Verkündigung großer Entdeckungen lieber mehrere Tage zu spät als viele, viele Jahre zu früh zu kommen.

Man male sich nur den von uns Praktikern oft gehörten Jammer aus, der folgt, wenn ein eben angepriesenes Heilmittel gegen den Krebs in wenig Wochen nachher öffentlich diskreditiert werden muß. Unsre wissenschaftlichen Institute sind nicht dazu da, va banque mit Menschenhoffnungen zu spielen.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich

Erziehung u. Schule

Moderne Alumnate

In der Nähe der kleinen märkischen Kreisstadt Templin, aus der Abgeschiedenheit eines tiefen Kiefernwaldes, haben die letzten zwei Jahre einen weitläufigen Bau herauswachsen sehen, einem reichen Herrensitz ähnlich, mit Turm und Dachreiter, mit Loggien und modernen Gartenanlagen, und ein hoher, von Säulen getragener Torbogen führt den Blick hinaus über die stille Fläche des Templiner Sees, zu dessen Ufern das Gelände hinabsteigt. So baut unsre Zeit ihre Schulen!

Die neue Joachimstaler Schule am Templiner See repräsentiert mit ihrer Entwicklung ein charakteristisches Stück Schulgeschichte. Im Jahre 1907 konnte sie die Dreihundertjahrfeier ihrer Gründung begehen: als im Gefolge der Reformation viele Klöster und mit ihnen viele Klosterschulen eingingen, als die Fürsten zu natürlichen Schulpflegern wurden — denn die Regierungen übernahmen ja die Durchführung der Reformation, und die Kirche war die Herrin der Schule —, damals entstanden Universitäten, und zu ihrer Bevölkerung hier und dort „Fürstenschulen“. So empfand auch der Kurfürst Joachim Friedrich, daß „die Markgraffen zu Brandenburg soviel geistliche Gütter zu sich genommen hatten, daß sie daran wohl könnten eine churfürstliche Schule anrichten und erhalten“. Sie wurde also ganz in der Nähe von Templin und in ähnlicher Lage in dem Städtchen Joachimstal an einem kleinen See „angerichtet“ — aber nicht so sehr auch „erhalten“; die Studenten jener Zeit und die Herren Lehrer vor allem liebten ein frohes Leben und ließen es sich wohl sein. Das eigne „Bräuhaus“ durfte einem solchen Erziehungsinstitut nicht fehlen, und man vermeldet zum Beispiel, daß im Jahre 1620 2000 Tonnen Bier verzapft wurden — wovon die Herren Schüler allein 1289 getrunken haben. Der Anstaltspfarrer bezog außer seinen 250 Talern: 3 Wispel Roggen, 1 Scheffel Buchweizen, 4 Scheffel Erbsen, 1 Ochsen, 5 Hammel, 2 Schweine, ½ Tonne Butter, 1 Tonne Käse, 3 Scheffel Salz, 30 Tonnen Bier — und neben ihm waren da noch andre Herren, denen es auch gut ging. Weniger gut ging es den Finanzen der Anstalt: aber es kam der Dreißigjährige Krieg und machte aller Not und aller Freude ein Ende; trotz Schutzbriefen und „salva guardia“ wurde die Schule von verkappten Rittern überfallen und „alles und jedes wurde aufgehauen und zuschanden gemacht, keine Tür, kein Menschen- und kein Gotteskasten oder Altar wurde zufrieden gelassen . . .“ Nach dem Krieg, im Jahre 1650, richtete der Große Kurfürst der Schule ein Interimsheim am Schloßplatz in Berlin ein, überließ ihr sogar Räume im Schloß selbst, bis sie 1668 einen festen Sitz in einem Häuserkomplex an der heutigen Poststraße bekam. Zwei Jahr-

hunderte später, als sich Berlin zur Weltstadt entwickelt hatte, ergab es sich, daß die Schule der frischen Luft bedürfe; dem Alumnatsinspektor „erschien es als höchst bedenklich, daß die Gymnasiasten auf ihren Spaziergängen mit leichtlebigen Studenten zusammentreffen könnten, die nur Unkraut unter den Weizen säeten". So wanderte die Schule in das Haus an der Kaiserallee, das sie bis jetzt bewohnte: vor wenigen Jahrzehnten noch außerhalb der Stadt, im Freien, nun schon wieder mitten in einem Meer von hohen Zinshäusern und im Bereich der Straßenbahnen, der Stadtbahn, der Untergrundbahn. Das damals stolze Schulhaus aber, das kaum eine Generation alt ist, macht schon den Eindruck der Schulkaserne, des Klosters.

Durchblick durch die große Halle nach dem See

Trotz alledem sind aber die Gründe für die Neueinrichtung in Templin vor allem finanzieller Art; das Grundstück, auf dem die alte Schule steht, war vor dreißig Jahren für 800 000 Mark erworben worden: die Gemeinde Wilmersdorf hat es mit allen Gebäuden für 4 350 000 Mark wiedergekauft und wird einen Teil des Geländes einem städtischen Gymnasium einräumen.

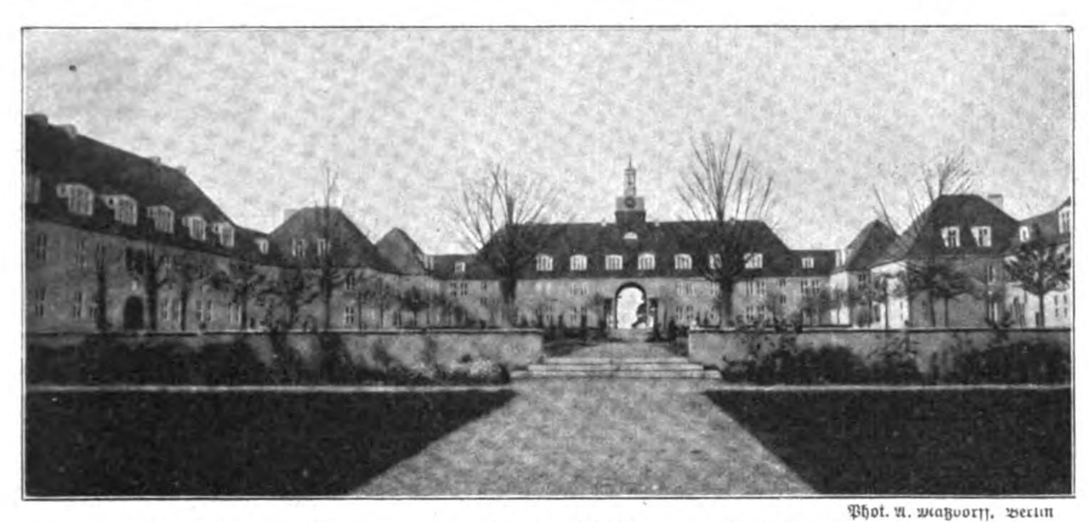
Immerhin waren pädagogische Beweggründe für die Auswanderung natürlich mitbestimmend — sind doch selbst auch die finanziellen Schwierigkeiten, aus denen die Schule nie herauskam, mit dadurch heraufbeschworen worden, daß die Konkurrenz moderner Schulen ähnlicher Art empfindlich wurde.

Das Joachimstaler Gymnasium war als „Alumnat" gegründet worden, das heißt als eine Schule, die ihren Zöglingen nicht nur Unterricht, sondern auch Wohnung und Verpflegung bietet, den meisten fast unentgeltlich, den andern gegen ein minimales Entgelt; daneben ist die Schule noch einer bestimmten Anzahl gewöhnlicher Schüler zugänglich, die bei den Eltern wohnen.

Ob nun die Alumnatserziehung der herkömmlichen Schul- plus Hauserziehung vorzuziehen sei oder nicht, ist eine ewige und wohl auch ewig offene pädagogische Streitfrage — weil nämlich ihre theoretische Lösung der praktischen ewig widersprechen wird. Es ist klar, daß eine ideale Erziehung Unterricht und Erziehung in einer Person vereinigt; anderseits wieder ist der sittliche Einfluß des Elternhauses, selbst der eines nicht ganz vorbildlichen, von unersetzbarem Wert. Drittens aber — und darauf kommt es doch wohl an — sind die Alumnate ein (immer wachsendes) Bedürfnis. Ihre Freunde loben an ihnen den Geist der Gemeinschaftlichkeit und dessen erzieherischen Einfluß auf den einzelnen, und vor allem die Gewöhnung an eine Autorität — kurz: das Widerspiel alles dessen, was man gern moderne



Kultur der Gegenwart



Phot. A. Wasgdorff, Berlin

Alumnatsgebäude. Wohnungen mit Speisesälen, Schlafräumen und so weiter
Das Joachimstaler Gymnasium in Templin

Erziehungssünden nennt, nämlich der Verweichlichung, der allzuvielen Freiheiten und so weiter. Aber all diese theoretischen Auseinandersetzungen wollen nichts besagen, wenn man bedenkt, daß diese Vorzüge ebensoviele Nachteile sein können: wenn nämlich die Person des Leiters, die Autorität, es im geringsten an ihrer Vorbildlichkeit mangeln läßt. — Die modernen Alumnate streben zumeist einen Familiencharakter an, um so die Vorzüge der häuslichen mit denen der Schulerziehung zu verbinden. Solche „Familienalumnate" teilen ihre Zöglinge in „Familien" ab, denen entweder je ein Lehrer vorsteht oder auch eine



Wirtschaftsgebäude (links) und Pförtnerhaus (rechts). Im Hintergrund das Gymnasium



Kultur der Gegenwart



„Hausdame" nebst einem Lehrer, oder die ganze Schule bildet mit der Direktorsfamilie zusammen eine weitere Familiengemeinschaft. Joachimstal hat die „Hausdamenwirtschaft". Die Anstalt ist hufeisenförmig, aber mit freien Seiten, so angelegt, daß an den Enden jeder Seite je eine Wohnvilla liegt; sie hat also 6 Villen für je 25 Schüler, die mit ihrem Lehrer das obere Stockwerk bewohnen. Parterre sind die Eßräume, die Zimmer der Hausdame und ein Krankenzimmer; alle Villen aber sind durch eine „Speiseröhre" mit der zentralen Küche verbunden. Neben dem rechten Villenflügel steht das Wohnhaus des Direktors, mit dem Unterrichtsgebäude verbunden und von einem stolzen Turm überragt. Der Turm aber sieht hinaus, über ein Meer von Kiefern hinweg und auf den See, den bald die kleine Flotte des Joachimstaler Rudervereins beleben wird. Denn die Anstalt hat auch ihr Bootshaus, und sie hat ein Seebad, hat Kegelbahn und Billards und 50 Morgen eignen Wald ... aber ach — das eigne Bräuhaus fehlt ihr doch!

So baut unsre Zeit ihre Schulen!

Dr. Ernst Guggenheim

Frauenrundschau

Die Emigration der Frauen

In ihrem Vortrage „Heim und Staat"* hat Selma Lagerlöf dieses Wort für die Bewegung der Frauen geprägt, und sie fragt: „Muß es nicht ein großes Naturgesetz sein, das die Auswandererscharen in Bewegung setzt"; sie findet die Erklärung für diese Emigration aus dem Heim nicht nur in ökonomischen Gründen, sondern in jenem urewigen Pioniertrieb, der immer noch Menschen zwang, auf unbebauten Boden zu ziehen, ihn urbar zu machen. Dort, wo, so meint Selma Lagerlöf, im Arbeitsgebiet des Mannes Strecken der Wildnis geblieben sind, dort treibt es jetzt die Frauen hin, um zu roden und zu säen. Sie vergleicht das Werk des Mannes, den Staat, mit dem Werk der Frau, das sie bisher zu vollbringen Gelegenheit hatte, dem Heim; gute und glückliche Heimstätten, die gibt es, aber die großen Heime, die Staaten — unter denen gibt es keinen einzigen, der nicht der Verbesserung bedürfte.

„Wo ist der Staat, in dem sich nicht Kinder heimatlos herumtreiben, wo nicht junges Menschenmaterial verdorben wird, sondern alle Jungen erzogen werden in Freude und mit Sanftmut, wie es das Recht des Kindes ist?

Wo ist der Staat, der alle seine armen Greise ein sicheres und geehrtes Alter genießen läßt, wie es denen gebührt, die sich des Lebens Ende nähern?

Wo ist der Staat, der nicht straft, um sich zu rächen, sondern einzig und allein um zu erziehen und aufzubauen, wie es uns klugen und zielbewußten Menschen zukommt?

Wo ist der Staat, der jede Begabung verwerten kann? Wo der, in welchem der Unglückliche ebenso gefördert wird wie der Erfolgreiche?

Wo ist der Staat, der nicht einen fremden Volksschlag in sich beherbergt, den er nicht glücklich machen kann? Wo der Staat, der allen Gelegenheit gibt, ihr eignes freies Leben zu leben, solange sie nicht die Harmonie des Ganzen stören? Wo der Staat, in dem niemand seiner Mitglieder zugrunde gehen darf in Faulheit, in Trunk, in Schande? "

Und wenn des Weibes Schöpfung, das Heim, in vollkommenen Exemplaren anzutreffen ist, während es den Staat, wie er gebraucht und ersehnt wird, noch nicht gibt, so sieht Selma Lagerlöf den Grund in der Tatsache, daß das Weib bei seinem Werke jederzeit den Mann neben sich gehabt hat; „Hausherr und Hausfrau haben Seite an Seite gesessen; hätte das Weib einsam gestrebt, so würde sie ihre Aufgabe nicht gelöst haben ... Aber bei der Erschaffung des Staates hat der Mann allein gestanden." „Die Königin neben dem König war nur als Gattin an seiner Seite ... Nichts hat den Mann gezwungen, die Frau mit sich zu nehmen in den Gerichtssaal, ins Bureau, ins Warenhaus."

Daß die große Invasion der Frauen in das männliche Arbeitsfeld gerade jetzt vor sich geht, das erklärt Selma Lagerlöf

* Albert Bonniers Verlag, Stockholm.



Kultur der Gegenwart

in ihrer tiefen, fast mystischen Art, die an oberflächlichen Erscheinungen nicht haften bleibt. Auch wir sehen den Urtrieb der Frauenbewegung, das Gesetz, das diese Massen plötzlich jetzt nach andern Zielen und mit andern Mitteln streben läßt als bisher, im Zusammenhang mit einem natürlichen Gebot, das wir bei der letzten Monistentagung so formulierten: „Anpassung an gänzlich veränderte Lebensbedingungen, die die fortschreitende Entwicklung der Zivilisation und die Industrie geschaffen hat, das war und ist die Aufgabe der Frau, die sich und ihre Art erhalten will, persönlich wie generell. Nicht Abenteuerlust treibt ein Wesen dazu, neue Organe aus sich heraus zu entwickeln, Fähigkeiten, die latent in ihm liegen, die vielleicht durch die Ungunst der Verhältnisse niedergehalten wurden, endlich auszuwirken — sondern zwingende soziale, biologische und psychologische Gesetze spornen einen lebenswilligen Organismus an, seine bisher wenig geübten Organe zur Entfaltung zu bringen und sich mit ihnen und durch sie zu erhalten. Und nicht Unnatur, sondern höchstes Entwicklungsgesetz der Natur ist es, wenn sich solche Evolutionen vollziehen, denn einzig durch sie bleibt eine Art überhaupt auf der Walstatt erhalten. Widerstrebt sie der Anpassung, die durch die veränderten Lebensbedingungen geboten ist, so geht sie zugrunde.“ Wie sich diese Bedingungen der Existenz gewandelt haben, das beweist jeder Blick in eine beliebige wirtschaftliche Statistik. Mit Recht sagt eine Schweizer Schriftstellerin, Frau Dr. Farbstein, in einer Broschüre über die Frauenbewegung: „Da der Mann immer weniger in der Lage ist, auf den Miterwerb der Frau zu verzichten, und eher auf die Ehe verzichtet, so muß die Frau — so paradox es klingt — das Heim verlassen, um überhaupt ein Heim zu haben. Ein Heim sind Mann, Frau und Kinder, nicht vier Wände.“



Mit Genehmigung des Verlags Albert Langen, München

Selma Lagerlöf

In einer Studie über die „Konkurrenz der Frauenarbeit und der Männerarbeit“ * zieht Professor Dr. Hanns Dorn (München) einen Vergleich zwischen der Lebenshaltung der Familien mit erwerbenden und jener mit berufslosen Frauen. Dabei fällt zunächst in den unteren Schichten der Unterschied in den Wohnungsverhältnissen ins Auge. Die Haushaltungen mit erwerbenden Frauen sind in der Lage, für die Wohnung pro Kopf 30 Prozent mehr aufzuwenden; ebenso steht es mit der Wohnungsdichtigkeit. Die Haushaltungen mit erwerbenden Frauen weisen insgesamt ein bedeutend gesünderes

* Als Vortrag gehalten auf dem Verbandstage der fortschrittlichen Frauenvereine in Berlin, August 1911.



Kultur der Gegenwart



Wohnungsbild auf als jene mit berufslosen Frauen, wo auf eine Schlafgelegenheit 3,2 Personen kommen, während in den Haushaltungen mit erwerbenden Frauen sich die Ziffer 2,3 für die Schlafgelegenheit ergibt. Dorn stellt fest: „In den Haushaltungen mit berufslosen Frauen hat eine jede fünfte Person ein eignes Bett, hingegen mit erwerbenden Frauen schon jede zweite Person ..." Und selbst die Haushaltungsführung zeigt hinsichtlich der Ordnung und Reinlichkeit genau das Umgekehrte von dem, was der herkömmlichen Auffassung entspricht.

Denn als schlecht und verwahrlost wurden von den Haushaltungen mit berufslosen Frauen 24 Prozent, von denen mit erwerbenden Frauen 14 Prozent befunden.* Ebenso sind die Ernährungsverhältnisse in den Familien, in denen die Frauen miterwerben, bedeutend günstiger. Durch die Mitarbeit der Frauen wird das Einkommen der Familien durchschnittlich mindestens um mehr als ein Drittel gesteigert, durch die der Töchter um mehr als die Hälfte." Er fügt hinzu: „Wer den Lebenskreis der Frau auf Kirche, Küche und Kinder einengen will, der beschränkt ihren Speisezettel auf Kartoffeln, Knödel und Kaffee."

Aus diesen Erwägungen und Tatsachen heraus müssen wir dieselben Ausbildungsmöglichkeiten für die Frau wie für den Mann fordern und uns gegen den besonderen Ballast richten, mit dem ihr öffentliches Wirken beladen wird. Zu diesem System, sie auf künstliche Weise für den Konkurrenzkampf schlechter zu rüsten, gehören auch die neuen Bestrebungen, schon die Volksschülerinnen mit der Säuglingspflege zu beschäftigen und die obligatorischen Volksbildungsschulen mit Hauswirtschaftskursen zu beladen. Diese Kenntnisse sind graue Theorie, solange ihnen der praktische Wirkungskreis fehlt, der weder für die Volksschulkinder noch für die schon im Beruf stehenden Erwerbstätigen da ist. Die Frauenarbeit darf nicht überall von erschwerenden Sondergesetzen bedrängt werden. So sehr die Frau in besonderen Fällen des Schutzes bedarf, so sehr muß ihr doch Zutritt zu allen höheren Ämtern und in durchaus normaler Karriere geboten sein. Das Schreckgespenst des „weiblichen Vorgesetzten" wird diese Entwicklung nicht aufhalten können, denn den gibt es heute schon in jedem größeren Betrieb, in dem Frauen angestellt sind, sintemalen der letzte Lehrling doch nicht gleich über der schon seit Jahren im Hause tätigen Direktrice rangieren kann. In jedem großen privaten oder öffentlichen Betriebe werden die Frauen ebenso wie die Männer teils Untergebene, teils Vorgesetzte sein, je nachdem sie von einem Posten zum andern hinaufrücken; und die Forderung, die Frauen nirgends hinrücken zu lassen, wo irgendein männliches Wesen unter ihnen steht, kann doch wohl im zwanzigsten Jahrhundert nicht im Ernst erhoben werden.

Die Emigration der Frauen ist heute unabwendbar. Ob hier ein Gesetz der Natur oder der Kultur obwaltet, ist im Grunde gleich, denn des Menschen Natur drückt sich in seiner Kultur aus. Mit mystischer Inbrunst entschleiert Selma Lagerlöf das große Problem:

„Wir glauben, daß Gottes Wind uns führt. Das kleine Meisterwerk, das Heim, war unsre Schöpfung mit des Mannes Hilfe. Das große Meisterwerk, der gute Staat, wird durch den Mann geschaffen werden, wenn er im Ernst das Weib annimmt zu seinem Helfer."

Grete Meisel-Heß

* Vgl. auch die Untersuchungen von Dr. Rosa Kempf und Dr. Rose Otto in den „Schriften des Vereins für Sozialpolitik."



Mode

Wenn man sagt, daß die Frisur einer der wichtigsten Momente unsers Anzuges ist, so klingt das sehr übertrieben. Und doch weiß jede Frau, wie gänzlich verändert sie aussieht, wenn sie gelegentlich eines Kostümfestes eine Puderperücke trägt, eine Biedermeierfrisur, einen orientalischen Kopfputz, oder wenn sie einer Laune oder der Originalität zuliebe jede Eitelkeit beiseite läßt und die Haare schlicht scheitelt und straff hinter die Ohren zieht, um vielleicht einen der aus den modernen

Theaterstücken bekanntgewordenen Typen der Frau aus dem Volke darzustellen. Niemand denkt daran, diese Tatsache zu bestreiten, und jede Frau fürchtet sich vor derselben, wenn es heißt, einen Kostümball zu besuchen; sie fürchtet sich im besonderen dann vor derselben, wenn der sieghafte Schmelz der „sweet seventeen" nicht länger ihre Züge verschönert. Wie kommt es nun, daß alle Frauen den Einfluß einer Kostümfrisur anerkennen, daß aber so viele das schwerwiegende Wort, das die modische Frisur spricht, so wenig schätzen?



Phot. Talbot, Paris

Moderne Frisur

Selbstredend ist hier die Nuancierung ungleich feiner, nicht so grell ins Auge fallend, ist doch naturgemäß der Unterschied, der zwischen den Haartrachten liegt, die nur zwei bis drei Jahre voneinander trennen, ein weit geringerer als jener, der zwischen Frisuren liegt, die wir aus ganz verschiedenen Epochen herausgreifen.

Während in der Mode des Kleides niemals ein unvermittelter Umschwung vorkommt, vollzieht sich ein solcher, die Haartracht anbelangend, manchmal recht jäh, denn es braucht nur eine in Modeangelegenheiten tonangebende Frau auf den Einfall zu kommen, eine jeder Gepflogenheit widersprechende Frisur anzunehmen, und die Grundlage für eine neue Art des Haararrangements ist geschaffen — vorausgesetzt, daß ihre umstürzlerischen Ideen Anklang gefunden haben.



Moderne Ballfrisur

Man darf die Behauptung aufstellen, daß der jeweilig gebräuchliche Frisurtypus nicht von den Friseuren, sondern von den Frauen selber festgelegt wird. Die Frauen, die ihr Haar originell zu arrangieren wissen, inspirieren die Friseure und bedürfen ihrer Mithilfe, um ihre Phantasiegebäude zur Wirklichkeit zu machen, und so entsteht dann aus der gemeinsamen Arbeit ein Ganzes. Ich greife aus der Menge ein Beispiel heraus und verweise auf folgendes:

Vor nun bald vier Jahren kam ein ingenieuser Frauenkopf auf den Gedanken — zweifellos ein Kopf, der sich in diesem Rahmen sehr vorteilhaft ausnahm —, alle fal-



Kultur der Gegenwart



schen Haare beiseitezulegen und die Haare flach rings um den Kopf zu wickeln. Der Pariser Volkswitz taufte seinerzeit diese Frisur „coiffure à la baigneuse“, denn tatsächlich sahen ja diese glatten, um den Kopf gewickelten Haarsträhne aus, als käme man aus dem Bad. Um diese undankbare Haartracht ein wenig kleidsamer zu machen, um dem Kopf mehr Volumen zu geben, begannen andre allmählich auf dem Hinterkopf „Unterbaue“ anzubringen, und die Hand des Friseurs schuf den „Callot“ — die helmartige Haarstütze. Tausende Hände fügten nur das ihre hinzu, und es entstand die lange Zeit getragene „Turbanfrisur“, die nunmehr in ihrer unverfälschten Form auf Schick keine Anwartschaft mehr hat.

Aber auf dasselbe Grundmotiv werden heute zahllose Variationen gedichtet, es wird so reich verschnörkelt und verziert, daß man es oft kaum noch erkennt, aber es ist eigentlich immer da, das heißt es fehlt in den seltensten Fällen irgendeine künstliche Vergrößerung des Hinterkopfes. Eine originelle Frisur, die einen ausgiebigen Unterbau verlangt, kam im Frühjahr in Paris auf. Das ganze Haar wird nach hinten geleitet, und zwar über einen großen „Callot“. Die Haarspitzen werden im Nacken nach innen versteckt und diese Stelle durch eine Schildpattspange bedeckt. Wir bringen diese Frisur im Bilde. Sie ist kleidsam und modern, hat aber den Nachteil, nicht solid zu sein, denn nur allzu leicht rauhen sich die lose liegenden Haare auf. Es wird daher zumeist zu dieser Frisur ein Haarnetz getragen.



Komplizierte Frisur der eleganten Frau

Sehr verbreitet sind heute wieder die „Ponies“. Nicht immer bedecken sie als reguläre „Franse“ die Stirn, aber sie sind doch meist da, um in mehr oder weniger genialer Unordnung den Übergang zwischen Stirn und Frisur zu vermitteln. Es wird dadurch dem Gesicht ein weicherer Rahmen gegeben als durch die Frisur selber. Auch sind sie, wenn von einer wirklich modischen Frisur die Rede sein soll, kaum entbehrlich, denn nach den Regeln der Mode läßt das Haar wenig — oder gar nichts — von der Stirn sehen und bedeckt auch die Schläfen, liegt aber hier an; wie das erreicht wird, das bleibe das Geheimnis jeder einzelnen Frau. Jedenfalls sollte heute das Haar — außer bei sehr schmalen Schläfen — niemals aus dem Gesicht herausgekämmt werden namentlich nicht über einer direkt an der Schläfe liegenden Unterlage. Wo diese benötigt wird, sollte sie stets ziemlich weit hinten liegen und dem Haar gestatten, auf der Schläfe locker zu liegen, um tief in das Gesicht hereingezogen werden zu können.

Ein sehr praktisches Hilfsmittel für Frauen, denen die Natur den Reiz üppigen Haarwuchses versagte, demonstriert die Abbildung mit dem seitlich liegenden „Wuschelhaar“, das von jener humanen Sorte ist, die gefällig zwischen Besitzerin, Schublade und Friseur hin und her wandert, geduldig jede gewünschte Form

Kultur der Gegenwart



annimmt, und wenn es richtig präpariert ist, auch beibehält.

Wir bringen endlich das Bild einer Dame aus dem Londoner Highlife. Es illustriert eine Frisur auf der Basis der Turbanfrisur aufgebaut, eine „geniale" Frisur, wie nur sehr geschickte Frauenhände sie zurechtzausen können; es illustriert einen der modernen handgestickten, sehr kostspieligen Kopfputze und endlich die speziell bei uns überaus wichtige Tatsache, daß die ausländische hohe Aristokratin, die Haartracht anbelangend, sowenig Vorurteile besitzt wie bezüglich der Toilette. Der Begriff, „diese Frisur ist vornehm und jene ist es nicht", ist ihr fremd. Sie folgt der Mode in der Frisur ebenso emsig wie jener der Toilette, sucht aber in beiden Fällen das aus, was sie kleidet. Diese Möglichkeit gibt uns die heutige Mode, denn auf jedem Gebiete gibt es verschiedene Typen, von denen wir profitieren können.

So können wir, ohne der Modernität im allergeringsten Abbruch zu tun, eine ziemlich reiche, gewellte Frisur tragen, Zöpfe oder lose liegende Haarsträhne, „Ponies" oder Madonnenscheitel, einen Chignon, der tief im Nacken sitzt oder auf dem Hinterkopf. Im allgemeinen kann die Regel aufgestellt werden, daß die Frisur wieder größer geworden ist, namentlich was die hintere Partie anbelangt.

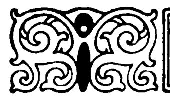
M. v. Suttner



Sport

Eine englische Lady, eine richtige Sporting lady aus den ersten Geschlechtern Britanniens, kam im letzten Sommer auf einen recht spleenigen Gedanken: Sie ließ ihre Automobile in der Garage stehen, erstand von irgendwo her einen vierräderigen grüngestrichenen Zirkuswagen, ließ Pferde davorspannen und kutschierte mit diesem altmodischen Gefährt, das sie zu Schiff über den Kanal brachte, auf den Landstraßen von Frankreich umher. Die Lady brauchte kein Absteigequartier im Hotel, sie aß und schlief in ihrem großen Kastenwagen und sah sich von hier aus die Welt an. So zu reisen, ist im Zeitalter des Automobils nicht mehr praktisch, und was der alte Zirkuswagen bieten kann, läßt sich im Automobil um so leichter und bequemer schaffen. Es gibt heute schon Kraftwagen, in deren weichen Klubsesseln der Gast versinken kann, ohne einen Stoß zu spüren, wo aller Arten Schubladen beherbergen, was zum Reisegebrauch gehört. Es sind Kraftwagen gebaut worden, in deren Innerem durch das Ausziehen der Polster mit wenigen Handgriffen ein Schlafcoupé sich herrichten läßt, und das allerjüngste Werk automobiler Karosseriekunst hat dieser Tage auf der Sternfahrt nach San Sebastian die ersten Schritte getan: die Automobilroulotte.

Um dem spanischen Modebade ein neues Mittel der Zugkraft zu geben, hatten kluge Leute nach dem Muster von Monako eine sogenannte internationale Automobilsternfahrt mit Preisen, die in viele Tausende gingen, ausgeschrieben. Und strahlenförmig setzte sich eine an die hundert Wagen starke Kolonne aus allen Weltgegenden nach San Sebastian zu in Bewegung. Es kamen Fahrer aus Petersburg und Warschau, aus Berlin und Wien, aus Genf, Paris und Nizza. Alle diese Wagen suchten so schnell als möglich auch in Wind und Wetter vorwärts zu kommen und schonten weder sich noch ihre Insassen. Fuhr doch einer der deutschen Teilnehmer eigens, um es recht weit zu haben, von Berlin nach Petersburg, ging in der Stadt an der Newa an den Start und fuhr ein so schnelles Tempo, daß er zu gleicher Zeit mit dem Expreßzug in 33 Stunden die Etappenstation Berlin erreichte. Der Schlaf wurde dann an der Spree nachgeholt. Fahren und zugleich im Wagen schlafen konnten die Insassen jener neuen Automobilroulotte, die von Paris aus auf die beschwerliche Reise ging. Diese automobile Wohnung hatten die Gregoirewerke bauen lassen. Ein Reisewagen äußerlich wie die alten Artistenkarren. Nur mit Motor und Pneumatikrädern und um vieles adretter als die antike Roulotte. Das sehr massive Gefährt trug an der Außenwand unter den Fenstern ein ganzes Gesims, das Blumen flankierten und an dem Hausgerät aller Art, Leitern, Besen befestigt waren.



Kultur der Gegenwart



Ein Rauchfang, der über dem mit Koffern bedeckten Dach herausragte, besagte, daß hier auch für den Magen gesorgt werden kann. Die Wohnung auf Rädern — es sind sogar zierliche Drahtspeichenräder — trug den Namen Menagerie Gregoire, und ein großer weißer Buchstabe F an der Rückwand gab die Heimat Frankreich an.

Die Buchstabensprache im Automobilismus ist mit der Zeit und mit dem Wachsen des automobilen Reiseverkehrs recht verwickelt geworden, und es ist schon nötig, ein lexikalisches Register in die Hand zu nehmen, um aus den Ziffern und Buchstaben, die vorn am Kühlkasten und rückwärts angebracht sind, klug zu werden. Es sind sogenannte internationale Zeichen, und ein jedes Auge des Gesetzes, ein jeder Zollwächter ist an der Hand dieser Schilder in der glücklichen Lage, festzustellen, wen er vor sich hat. Es müßte denn gerade der Fall geschehen — und er hat schon oft sich zugetragen —, daß die Zeichen und Ziffern vom Staub der Landstraße so bedeckt sind, daß sie im Fluge des Vorüberfahrens unleserlich gewesen sind. Das Zeichensystem ist in Deutschland sehr peinlich geordnet. Ein großes D an der Rückwand zeigt an, daß der Wagen deutschen Herkommens ist. Dieses D sagt dem Kundigen, daß der Wagen gewohnt ist, Touren über die Grenze zu unternehmen; und zur Erleichterung dieses Grenzverkehrs, der früher mit großen Kosten verknüpft war, werden heute von den großen Automobilklubs Triptyques ausgegeben, Legitimationen, die ein zollfreies Überschreiten der Grenze erlauben. Es gibt auch eitle Automobilisten, die an ihren Wagen stolz ein D malen lassen, ohne die Bannmeile, geschweige denn die deutsche Grenze passiert zu haben. Aber das Zeichen nimmt sich sehr weltbereist aus und ist ein billiges Vergnügen.

Die übrigen Kennzeichen an den Wagen dienen der Feststellung der engeren Heimat und des Namens. Ein Schild mit der Aufschrift I A 99999 besagt, daß der Wagen aus Berlin kommt, und nach der Nummer läßt sich bei der Behörde ermitteln, wer der Eigentümer ist. Die übrigen preußischen Provinzen werden durch andre lateinische Buchstaben immer mit einer vorgesetzten römischen I gekennzeichnet. Bayern hat die Ziffer II und die Buchstaben A, B und so weiter; das Königreich Sachsen die Ziffern I, II, III, IV, V; Württemberg Ziffer III und Buchstaben A, B und so weiter; Baden IV B; Hessen V und die Buchstaben O, R, S. Und so hat jeder Staat bis zu den Hansastädten seine Kennzeichen. Ein bloßes A besagt Anhalt, ein B Braunschweig, ein L Lippe, ein HH Hamburg.

Die Zeichensprache ist im Automobilismus auch nach einer andern Richtung ausgebildet worden. Sie dient zur Kennzeichnung der Wegeverhältnisse und ist international auf dem Wege der Verständigung durch die maßgebenden Automobilklubs geregelt. An gewissen Straßenstellen, an scharfen Kurven und Serpentinen, an Kreuzwegen, Wasserrasten und Eisenbahndämmen, kurz im Gelände, wo der Mann am Volant auf der Hut sein muß, sind Pfähle aufgestellt, die weiße oder blaue Schilder mit bestimmten Zeichen tragen, die bildlich die kommende Gefahr ankündigen. Eine Schlangenlinie zum Beispiel deutet eine Serpentine an. Diese Warnungszeichen sind recht kostspielig und darum noch immer nicht in der wünschenswerten Zahl verbreitet, und da der Staat sich nicht um sie kümmert, ist es allein Sache der Klubs, für ihre Aufstellung und Erhaltung Sorge zu tragen. Sie haben schon manches Unheil in Gegenden verhütet, in die wildfremde Fahrer gekommen sind. Sehr nachahmenswert ist das System auf den englischen Straßen ausgebildet, wo in der Sorgfalt so weit gegangen wird, daß einige Meter vor einem Schulhaus, also da, wo Kinderansammlungen zu gewärtigen sind, ein Schild steht mit der Mahnung: „Vorsicht, Schule!“

Arno Arndt

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



[illegible]



Christbaum

Nach einem Gemälde von Carl Müller



Im Scheine des Nordlichts

Eine Geschichte aus Lappland

von

Sophus Bonde

(Schluß)

Am andern Morgen gegen zehn Uhr holte Björn Walter, der schon ungeduldig auf sein Kommen gewartet hatte, ab.

Für die einsamen Leute draußen auf der Station hatte er bei seinem Wirte einige Kleinigkeiten als Geschenk, Kaffee, Tee, Tabak und Rum, gekauft und trug die Sachen, in ein Wachstuch als Paket eingewickelt, zum Boote hinunter, das unten am Bollwerk vertäut lag.

Jarlson war schon dort, und außer ihm noch ein alter Seebär, der mit nach der Lotsenstation hinaus wollte.

Er begrüßte Walter freundlich, als wenn er ihn schon lange kannte, und reichte ihm gleich seinen Tabaksbeutel, als er seine Pfeife hervorholte.

Jarlson war munter und voller Witze wie immer. Er behauptete, die Seehunde, die draußen auf den Felsen herumfaulenzten, würden auf ihren „Hinterbeinen" tanzen vor Freude, wenn sie ihn wiedersähen. Schießeisen, Pulver und Blei hatte er diesmal zu Hause gelassen, er wollte den Hunden die Freude des Wiedersehens nicht verderben.

Da es fast windstill war und der vorhandene schwache Wind auch noch landwärts stand, hatte das Segeln keinen Zweck, sie mußten rudern. Walter nahm einen der langen Riemen, und nun rojten sie alle vier in langsamem, ruhigem Takt, wie es älteren Seeleuten eigen ist, und unter dem Drucke der vier langen Riemen glitt das schwere, seetüchtige Boot in ziemlich guter Fahrt über die langen, trägen Dünungen des tiefen Fjords.

Wie klobige düstere Bauwerke von Gigantenhand aufgemauert, stehen die hohen Uferfelsen mit ihren senkrechten Wänden im Wasser.

Ab und zu rollt eine Dünung schwer und donnernd gegen die Gigantenmauern, aber zerschmettert, aufgelöst in weißen Gischt, der hoch an den

glatten Wänden emporfährt wie ein zischender Geiser, sinkt sie zurück in ihr Urelement, brodelnd und kochend, neue Kräfte zu sammeln zum neuen Angriff. Bald erweitert sich der Fjord zu weiten Kesseln, deren schneebedeckte Uferhänge sich in dem dunkeln Wasser spiegeln; bald rücken die steilen Ufer wieder so dicht zusammen, daß sie wie hohe Häuser in einer Straße der Großstadt stehen, und hier hallen die Ruderschläge gegen die hohen Wände, und ein gerufenes Wort fliegt in hallendem Echo von Wand zu Wand wie in einer hohen Kirche.

Nach stundenlangem Rudern traten die Ufer immer weiter zurück, der Fjord wurde breiter: man näherte sich der Mündung.

Einzelne jäh aus dem Wasser emporragende Felsen standen hier noch, losgelöst vom Festlande, wie Vorposten, die Küste schützend.

Da der Wind hier stärker wurde und günstig lief, wurden die Riemen eingeholt und Segel gesetzt, und bald lief das seetüchtige, scharf gebaute Boot unter dem Drucke seiner braunen Segel in schneller Fahrt durch das klare, durchsichtige Wasser.

Auf der äußersten der Felseninseln, einer hohen, kahlen Gesteinsmasse, die wie der Rücken eines Riesentieres aus dem Wasser emporragte, war auf dem höchsten Punkt ein Leuchtturm aufgebaut, wenn man den vierkantigen, nicht sehr hohen, plumpen Holzbau so nennen konnte. Neben dem Turm, mit diesem verbunden, lag ein niedriges, aus schweren Balken zusammengefügtes Gebäude, gedrückt, wie vor den schweren Stürmen Schutz suchend, zusammengekauert hinter dem breiten Rücken des Turmes. Es war dies das Haus des Leuchtturmwärters und die Lotsenstation.

Das Feuer zeigte den aus dem Fjord Kommenden zwei übereinander stehende weiße Lichter: ein großes und ein darunterstehendes kleines, während es die heransegelnden Schiffe mit einem großen weißen und einem darunterstehenden roten Licht begrüßte.

Das Boot lief an der Leeseite der Insel noch ein Stück entlang, bog dann um einige vorgelagerte Felsen und glitt plötzlich in das ruhige Wasser eines kleinen, natürlichen Hafens hinein. Einige schwere, mit Quersprossen versehene Baumstämme, die in den Grund eingerammt und mit je einem vierkantig behauenen Balken mit dem Lande verbunden waren, bildeten in diesem Hafen die „Landungsbrücken".

„Das sind die Landungsbrücken der Königlich autorisierten, patentierten Seelotsen," sagte Jarlson, als sie das Boot an einem solchen Gestelle vertäuten. „Wenn sie schief geladen oder ihren eingenommenen Wasserballast zuviel mit Rum und Zucker vermischt haben, so daß sie Schlagseite bekommen oder ins Schlingern geraten sind, rutschen sie auf ihren Bäuchen diesen Balken entlang, alldieweil sie sonst leicht ihre durch den Rum erhitzten Gemüter im Becken dieses schönen Hafens abgekühlt bekommen könnten, was übrigens männigmal vorgekommen sein soll, denn die Herren Königlichen Patentlotsen sind gewaltige Rumkonsumenten vor dem Herrn." Die beiden Seeleute lachten.

„Dann bekommen wir wenigstens keine Splitter in den Achtersteven wie gewisse andre Leute," sagte Björn und enterte lachend an den Sprossen hoch.

Wie Walter später erfuhr, rutschte Jarlson rittlings über den Balken

nach seinem Boote, wenn er oben in der Lotsenstation zuviel geladen hatte und sich nicht ganz sicher auf den Beinen fühlte.

Jedenfalls mußte man schon ganz sicher auf den Füßen und schwindelfrei sein, stellte Walter fest, wenn man auf diesen improvisierten Landungsbrücken an Land gehen wollte.

Ein schmaler, steiniger Pfad führte an dem Felsen in die Höhe.

Nach etwa zwanzig Minuten Wanderung waren sie oben auf dem Plateau und kurz darauf beim Hause.

Vor der Tür standen drei ältere Männer, Typen alter norwegischer Seebären, mit braunen, verwitterten Gesichtern und hellen, scharfen Augen unter buschigen Brauen.

Ihre von unzähligen Falten durchzogenen Gesichter zogen sich zu breitem Grinsen zurecht, als sie die Ankommenden begrüßten und Willkomm boten.

Sie ließen ihren jungen Gast zuerst eintreten und nahmen ihm mit unbeholfenem Diensteifer seine Sachen ab. Als er ihnen sein Paket mit den mitgebrachten Geschenken übergab, waren die alten, in Sturm und Gefahr ergrauten Leute gerührt vor Freude und wußten nicht, was sie als Dank sagen sollten.

Das Innere des Blockhauses bestand aus einem einzigen Raum mit nur einem in der südlichen Wand befindlichen kleinen Fenster.

Unter dem Fenster stand eine lange, rogestrichene Holzbank, davor ein Tisch von gewaltigen Dimensionen und vor dem Tisch einige plumpe, aber sehr bequeme hölzerne Lehnstühle.

An der nördlichen Wand waren, wie in einer Schiffskajüte, zwei Reihen Kojen übereinander angebracht, die mit ihren bunten Friesvorhängen einen freundlich einladenden Eindruck machten.

Neben der Eingangstür stand ein gewaltiger, dickbäuchiger eiserner Ofen, dessen Glut den Eintretenden wie eine glühende Wolke entgegenschlug. Unter dem Ofen, der auf einem aus Felssteinen und Zement aufgemauerten Sockel ruhte, lag eine große graue Katze.

Am andern Ende des Raumes führte eine Tür nach dem Turme hinaus, dessen Feuer die Lotsen umschichtig bedienten. Neben der Tür stand eine alte große Dielenuhr, die mit ihren schweren Pendelschlägen den Raum erfüllte.

An den Wänden und unter der Decke, an den Decksbalken, hingen in buntem Durcheinander Seestiefel, Südwester, Öljacken, Taue, Netze, trockene Fische, Seehundsfelle, Gewehre und Beile.

In dem kleinen Fenster aber fristeten zwei Blumen ihr kümmerliches Dasein: Geranien, deren Töpfe sorgfältig in Reste von dicken Isländerjacken gewickelt und verschnürt waren, um das lauwarme, lebenspendende Naß, das die jeweilig wachhabenden Lotsen ihnen in zärtlicher Fürsorge gaben, nicht zu Eis erstarren zu lassen. Und ihre Pflege gab unter den wetterharten Männern oft den Anlaß zu lebhaften Diskussionen. Freudestrahlend berichteten sie Walter, daß die beiden Blumen in diesem Sommer geblüht und schöne, herrliche rote Blüten gehabt hatten.

Walter wurde genötigt, in einem der großen Lehnstühle Platz zu nehmen. Die Alten tischten auf, was ihr Haus vermochte: Feinbrot,

Schmalz, geräucherten Speck und getrocknete Fische, und dazu heißen schwarzen Kaffee, den sie schnell bereitet hatten.

Es war ein frugales Mahl, aber gewürzt wurde jeder Bissen durch kräftige, gesunde Witze und Scherze der Männer, und alle Augenblicke erzitterte der Raum unter ihren dröhnenden Lachsalven.

Gegen Schluß des Mahles rief Jarlson: „Ich sehe hier die köstlichsten Gerichte, alles was den verwöhntesten Feinschmecker befriedigen könnte, nur eines fehlt, ein einziges vermisse ich: den Krambambuli, deinen „Kitzel-an-der-Leber", Thrond, das Feuerwasser, oder sind die Feuerwasserkruken leer?"

Thrond lachte. „Ja, wenn de Jägersmann nu nich mit Füerwaater achterherspülen kunn, güng 't nich!" Dann ging er durch die Türe nach dem Turme, in dessen unterem Raume die Lotsen ihren Vorratsschrank hatten, und kam gleich darauf mit einer dickbäuchigen blauen Flasche und zwei fußlosen Gläsern wieder. „Weil Jarlson dat is un jung Deutschland, willen wi hüt 'n lütt „Kittelandelewwer" drinken, obwoll de Jägerslüd inne Welt to niks nütz sünd."

Er goß eine grünlichgelbe Flüssigkeit in eines der fußlosen Gläser und gab es Jarlson.

„Oho," sagte der und roch an dem Getränk, „du scheinst nicht das Lied von dem lustigen Jäger zu kennen!" Er hob das Glas und sang:

Der Jäger ist ein kreuzfideler Mann,
Der saufen, singen und immer lieben kann;
Und alle schönen Frauen rufen, jomfiedelbomm.
Du lieber, guter Jäger, komm zu mir, komm!

Mein Mann is' eben fort im grünen Wald,
Und seiner Rückkehr wart' ich nicht so bald,
O komm herein zu mir, wir spielen Jomfiedelbomm;
Du lieber, guter Jäger, komm zu mir, komm!

„Prosit! Das Wohl aller Jäger! — Aaaah! Dunderkrebs und Blutigel, treckt das an de Leber!"

Thrond hatte Walter auch ein Glas des Getränks gegeben, und der, obwohl kein allzu großer Freund derartiger Getränke, trank es in einem Zuge leer.

Im nächsten Augenblick glaubte er seinen Geist aufgeben zu müssen.

Es war ihm, als ob eine glühende Flüssigkeit durch seinen Körper lief, die, wie es ihm schien, die Schläge seines Herzens hemmte. Er schnitt fürchterliche Gesichter.

Die Männer krümmten sich vor Lachen und tranken mit scheinbar großem Behagen das fürchterliche Getränk, einen außerordentlich starken Kräuterschnaps.

Das Gespräch kam wieder auf die Jagd und die Jäger, und Thrond meinte in seiner gemütlichen Art, daß die Jäger alle, früh oder spät, vom Teufel geholt würden.

„Aber mitunter werden sie auch früher geholt, wie mein Freund Ole Ganteson."

„Was? Der Zimmermann im Utawald?“ rief Jarlson.

„Ja, der.“

„Den kenn' ich sehr gut, und unser junger Freund auch; bei Ole habe ich ihn getroffen.“

„Ja, der ist's! — Er ging auch auf die Jagd, schoß nach einem Wolf, traf eine Katze und kriegte eine Frau.“

„Was?“ schrie Jarlson. „Hahaha! Eine Katze kriegte, eine Frau traf und einen Wolf schoß!“

„Ja,“ sagte Thrond, „das ist eine spaßige Geschichte, und Ole war damals, als sie passierte, höllisch in der Klemme, und wenn es euch Spaß macht, will ich sie euch erzählen.“

„Halt,“ sagte Jarlson, „du sollst die Geschichte erzählen, doch erst muß die Pfeife im Brand sein, denn wat 'n richtiger Jäger is, und auch der Seemann muß dampfen; ein Jäger oder auch der Seemann ohne Piep un Tobak is wie 'n Klatschwif ohne Sprache: wat von Natur tosamen hürt, hürt tosamen und möt ewiglich tosamen blieben, ergo, nu kann 't losgahn.“

Thrond lehnte sich behaglich in den Lehnstuhl zurück, strich der Katze die es sich auf seinen Knien bequem gemacht hatte, mit seiner groben Hand lind und weich über den Rücken, biß ein Ende Kautabak ab, das er aus seiner Westentasche hervorholte, und begann sein „Kabelgarn“ abzuwickeln.

„Ja, wie ich vordem sagte, kam mein früherer Freund Ole Ganteson wegen seiner Jagdleidenschaft mal höllisch in die Klemme.

Aber er hatte ja selbst schuld, er wollte ja absolut nicht hören, wenn vernünftige Leute ihm zum Guten rieten.

Ole, hab' ich männigmal gesagt, laß bloß un bloß die alte Schießerei, du schießt dir schließlich noch den Deuwel an den Hals, wenn nicht noch Schlimmeres; da kömmt nie was Gutes bei 'raus, denn dazu hast du nicht Verstand genug. Aber er wollte ja nicht hören und lief, sobald er eine freie Stunde erwischen konnte, mit seinem Schießprügel in den Wald, anstatt wie andre vernünftige Leute es tun, die des Abends zusammenkommen, 'n Piep Tobak zu schmöken und 'nen schönen Toddy zu trinken.

Er war damals noch unverheiratet, wie ich auch, denn wir hatten beide einen höllischen Respekt vor den Frauen.

Eines Tages nun hatte er sich wieder von seiner Arbeit freimachen können und ist mit dem Schießeisen in die Berge und den Wald gestiegen, ist lange hin und her gewandert, ohne etwas zu finden, woran er seine Jagdlust hätte befriedigen können. Endlich, der Abend war schon hereingebrochen, glaubte er oben bei einem Kohlenmeiler einen Wolf herumlungern zu sehen. Vorsichtig schleicht er sich heran, und als der vermeintliche Wolf sich wieder bewegt, legt er an und schießt.

Getroffen hatte er, denn er hatte was schreien hören; aber wie es ihm vorkam, war es ein merkwürdiger Schrei, nicht wie der eines verwundeten Wolfs, sondern eher wie der einer Katze. Er läuft hin und findet auch neben dem Meiler eine Katze, von seiner Kugel getroffen, in den letzten Zügen.

Wie er nun so steht und sich darüber wundert, wie es bloß angehen konnte, er glaubte doch ganz bestimmt einen Wolf aufs Korn genommen zu haben, kommt der Kohlenbrenner, vom Knall der Büchse gelockt, heran.

Kaum sieht er, was geschehen ist, als er über den armen Ole herfällt und ihn jämmerlich verprügelt.

Es war nämlich seine Katze, oder vielmehr die Katze seiner Tochter „lütt Ilse", deren Lebenslicht Ole in seiner Dummheit ausgeblasen hatte.

Ole versuchte sich zwar zu wehren, aber es hat ihm nichts geholfen, denn der Kohlenbrenner war ein Riese von Gestalt und soll Kräfte gehabt haben wie zwei Bären zusammen. Er zog Ole einfach über sein Knie und vergerbte ihm das Sitzfleisch aufs jämmerlichste.

Zuletzt packte er ihn am Kragen und schleppte ihn nach seiner Hütte.

Dort führte seine Tochter „lütt Ilse" sein kleines Hauswesen — seine Frau war gestorben —, sie hatte den Namen „lütt Ilse" wohl von ihrer Kindheit her behalten, denn er paßte jetzt absolut nicht zu ihrer Statur. Sie war nämlich ebenso groß und stark wie ihr Vater. Man erzählte von ihr, daß sie mit einem Male zwei Säcke Roggen nach der Mühle trug, und seitdem sie auf einer Bauernhochzeit einen Knecht, der ihr, nach ihrer Meinung, zu nahe gekommen war, windelweich gedroschen hatte, wagte sich kein Junge mehr an sie heran; und so war es gekommen, daß sie sitzengeblieben und in die Jahre gekommen war, wo die ledigen Frauen beginnen kratzbürstig zu werden.

Sie war nicht gerade häßlich, aber ihre Größe und Stärke taugte nichts für einen Mann, der seine Freiheit liebte.

Also zu ihr hat der starke Kohlenbrenner den Mörder ihrer Katze geschleppt: Ole in einer Hand und die tote Katze in der andern.

„Hier," sagte er, „bringe ich dir einen Mann, der hat es für nötig befunden, deine Katze totzuschießen; nun mache mit ihm, was du willst."

Nun müßt ihr nicht glauben, daß Ilse eine von denen war, die zu heulen anfangen oder gar in Ohnmacht fallen, weil ihre Lieblingskatze von der Hand oder vielmehr der Kugel eines Frevlers ums Leben gekommen war. O nein, sie war praktischer veranlagt. Sie streifte zunächst ihre Ärmel zurück über den Ellbogen, spuckte in ihre Hände, holte aus einer Ecke einen daumendicken, zähen Haselstock; und als sie diese Vorbereitungen getroffen hatte, fragte sie Ole mit vor Zorn bebender Stimme, ob er ihr erklären könne, warum er ihr dieses Leid zugefügt habe.

Er schilderte den Vorgang, so gut er es vermochte, und bat sie um Verzeihung; es hätte nie in seiner Absicht gelegen, sie zu kränken.

„Lütt Ilse" sagte darauf nichts, sondern spuckte nochmal in ihre Rechte, damit der glatte Haselstock beim Schlagen auch fest in ihrer Hand lag, und streckte ihre Linke aus, um den Sünder beim Kragen zu bekommen.

Da sagte der Vater, der Kohlenbrenner: „Töchterle, gedroschen hab' ich ihn schon; Dresche hätt' er eigentlich genug bekommen; wie wäre es, wenn du ihn auf andre Weise bestrafst. Er könnte dir zum Beispiel deine Hemden und Hosen waschen oder sonst irgendeine dir unangenehme Beschäftigung abnehmen."

Ilses starke Arme zuckten zwar vor Lust, den Übeltäter durchzuwalken, aber sie war schließlich doch ein vernünftiges Mädchen und sagte sich, mehr als einmal Dresche an einem Abend ist nicht gesund und könnte dem hübschen Jungen schaden. Sie sagte darum: „Ja, dann hat er wohl genug; aber den

Tod meiner Mizzi muß ich persönlich rächen; wenn ich ihn also nicht dreschen kann, muß er mich heiraten, das soll dann seine Strafe sein."

Der Alte, ihr Vater, hat dagegen geredet wie ein Priester: was sie mit so 'n Spittelfix wolle, so 'n Grashüpper, er flöge ihr ja aus dem Bett, wenn sie mal kräftig niesen täte, und was er mehr sagte. Aber es half alles nichts, sie blieb dabei, entweder wollte sie ihn verdreschen oder er mußte sie heiraten. Ole sagte zu alledem nichts. Er dachte bloß: O Gottegott, wärest du bloß aus dieser Klemme heraus!

Aber da schnauzte ihn der Hüne an: „Na! Was sagst du dazu?! He?! Willst du Dresche oder willst du heiraten?!" —

Ole dachte, er hätte gerade Dresche genug bekommen, ihm tat der ganze Hintersteven so weh, als wenn er stundenlang in einem Dornbusch gesessen hätte. Aber heiraten! — Er schielte nach der großen Ilse, die da mit aufgekrempelten Ärmeln und dem starken Haselstock in ihrer Rechten stand — Deuwel auch, dazu hatte er eigentlich auch keine Lust.

Ilse, die seine Unschlüssigkeit bemerkte, spuckte nochmal in ihre Hand und trat drohend einen Schritt näher.

Und ihr Vater, der alte Wüterich, herrschte ihn an: „Na?! — Wie ist's?! — Dresche oder heiraten?!"

Oha! Ole strich sich über seinen Achterspiegel, es brannte wie Feuer. — „Tja," sagte er dann zögernd, „wenn es sein muß, dann glaube ich, ist es am besten, ich heirate."

„Das war das erste vernünftige Wort, das ich von dir gehört habe," sagte Ilse und beugte sich zu ihm nieder — er war zwar nicht von den Kleinsten einer, aber er reichte ihr bloß bis zur Schulter — und küßte ihn mitten auf den Mund.

Na, das schmeckte natürlich besser als ein Buckel voll Dresche, denn Ilse war doch immerhin ein stattliches Frauenzimmer und hatte heißes Blut.

Ihr Vater aber, der starke Kohlenbrenner, trat vor die Hütte und brüllte, daß die Bäume wie im Sturm schwankten: „Hei! Hallo! Lars! — Ole! — Thord! — Euwind! Kommt her!" Und aus verschiedenen Richtungen im Walde echote es: „Hallo! — Hallo! Was gibt's? Wir kommen!"

Bald waren vier starke Kollegen des Kohlenbrenners in der Hütte versammelt.

„Hier," sagte der, „wir haben ein Brautpaar unter uns. Der Junge da ist gekommen, um Ilse zu freien. Wir gehen nun alle zusammen nach dem Amtsvorsteher und lassen es schriftlich aufsetzen, denn ich bin fürs Schriftliche. Solche Jungens haben mitunter Flausen im Kopfe und lassen oft so 'n armen Vater mit seinem Töchterlein sitzen, wenn er die erst in die Tinte gesetzt hat, und davor möchte ich mich sichern."

Ole versicherte zwar, daß er solche Absichten nicht habe, der Gauner! Er sei ein ehrlicher Kerl und dergleichen mehr, aber es nützte ihm alles nichts, er mußte mit.

Die fünf Kohlenbrenner und Ilse nahmen ihn zwischen sich und zogen mit ihm zum Amtsvorsteher. Bei dem mußte er einen Kontrakt unterschreiben, wonach sein Haus, sein Boot und sein ganzes Eigentum Ilse gehören solle, wenn er sie nicht innerhalb vier Wochen heirate.

Er tat alles, was sie von ihm verlangten, und dachte im geheimen: Bist du erst los, wirst du ihnen schon zeigen, was du tust. Aber er kam nicht los, o nein, die Kohlenbrenner waren vorsichtige Leute und nahmen ihn trotz seines Protestes wieder mit nach dem Wald.

„Was willst du zu Hause?" sagte sein zukünftiger Schwiegervater. „Da hast du weder Eltern noch sonstigen Anhalt. Du gehörst jetzt zu uns und bleibst bei uns; da bist du am besten aufgehoben, und damit basta."

Oben im Walde mußte er dem Schwiegervater erst beim Meiler helfen. Nachher aber, als sie Abendkost gegessen hatten — Ilse hatte für ihn ein extra leckeres Mahl bereitet —, packte sie ihren Bräutigam in ihr Riesenbett, denn sie war ein vorsichtiges Mädchen und dachte so: ein Apfel im Munde ist besser denn zehn auf dem Baume, denn sie konnten gestohlen werden. Nimmst du Ole, der ja doch bald dein Mann wird, mit zu Bett und läßt ihn an der Wand schlafen, kann er dir nicht entwischen."

Und so geschah es und blieb es, trotz allen seinen verzweifelten Versuchen, zu entwischen. Ein paarmal ist er ausgeratscht, aber Ilse war aufmerksam und hat ihn — weil sie viel längere Beine hatte als er — flink wieder eingeholt. Sie hat ihn dann lachend in ihre Arme genommen, ihn herzhaft abgebusselt und wieder nach ihrer Hütte getragen.

Nachher wurde eine Hochzeit gehalten, worauf Ole allerdings stolz sein konnte. Der Alte, sein Schwiegervater, hatte im Laufe der Jahre einen ganzen Haufen harter Taler zusammengescharrt, und davon ließ er einen ganzen Teil für die Hochzeit springen.

Ich, als sein Freund, war auch mit dabei und muß gestehen, daß Ilse sich höllisch herausgemacht hatte in ihrem Staat, mit der silbernen Brautkrone auf dem Kopfe. Deuwel auch, alle Achtung und Respekt! Es war ja ein höllisch ungleiches Paar, aber einen schlechten Kauf hat er nicht gemacht. Er soll sehr glücklich leben und sehr wohlhabend sein," schloß Thrond seine Erzählung.

„Das kann ich bestätigen; ich komme oft zu Ole und lütt Ilse. Es sind prächtige Leute, und sie stehen sich gut," sagte Jarlson. „Aber daß er auf diese Weise zu seiner Frau gekommen ist, habe ich nicht gewußt."

*

Das Dämmerlicht des kurzen Tages nahm immer mehr ab, und das Feuer sollte angezündet werden.

Walter stieg mit Thrond, der die Wache hatte, in den Turm hinauf und betrat, während sein Begleiter die Lampe — eine große, mit Öl gespeiste Dochtlampe, deren Licht durch eine sinnreiche Anordnung von Kristallinsen verstärkt wurde — anzündete, die Plattform.

Frische, kühle, reine Luft schlug ihm entgegen und dehnte seine Brust in Wohlbehagen.

Der Himmel war bedeckt; niedrige Wolken hingen über dem Horizont und zogen in endloser Folge in östlicher Richtung über seinem Kopfe.

Eine frische Kühlde aus Nordwest hatte sich erhoben und trieb das Wasser in langen, hintereinander wandernden Wogen gegen die Küste.

Von weit, weither kamen sie, sich hebend und senkend, wie ein gewal-

tiges Heer seltsamer Gestalten, die, in langen, wiegenden Sprüngen hintereinander herstürmend, sich mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts drängten. Unten, kurz vor dem Felsen, schienen sie zu wachsen, erhoben sich, als wollten sie alle ihnen innewohnende Energie zu einem gewaltigen, vernichtenden Schlage sammeln. Mit donnerndem Anprall fuhren sie dann gegen die breite, harte Stirn des Felsens und zerschmetterten, hochaufspritzend, zu einem bläulich schimmernden Schaum, der, wie eine Wolke auffahrend und zurücksinkend, dem Beschauer ein fesselndes Bild gewaltiger, ungebändigter Naturkräfte bot.

Weit draußen sah man die Backbordlichter zweier Schiffe, die sich langsam gen Süden bewegten.

Thrond, der die Lampe angezündet hatte, kam mit seinem großen „Kieker" heraus; deutlich konnte man durchs Glas die Rigging der Schiffe sehen: zwei Gaffelschoner mit niedergeholtem Toppsegel, beschlagenem Jager, stark gerefften Klüver-, Fock- und Besansegeln.

„Kabeljauschiffer," sagte Thrond. „Wie es scheint, Franzosen."

„Sie haben stark gereffte Besansegel," sagte Walter. „Warum? Die Kühlde ist doch nicht so stark, daß sie die vollen Segel nicht tragen könnten."

„Das nicht, aber sie erwarten Sturm. Zur Nacht wird ihnen der Nordwest wohl bös aufgeigen."

*

Als sie nachher wieder unten waren, kam der von Walter mitgebrachte Rum auf den Tisch und große Gläser mit dampfendem Wasser. Die Pfeifen wurden gestopft und in Brand gesetzt, und bald schwebten langgezogene, zierliche Wolken unter der braunen Holzdecke. Das Licht der großen Hängelampe warf scharfe Schlagschatten auf die Charakterköpfe der Männer, in deren Gesichter Zeit und Wind und Wetter unzählige Runen gegraben hatte.

Das Gespräch kam auf Seefahrt, auf Sturm und Not der Seeleute. Man sprach von Strandungen, und Björn erzählte Einzelheiten von ihm bekannten Strandungen, bei denen er Freunde, meistens im besten und rüstigsten Lebensalter, verloren hatte.

„Ich selbst," sagte er, „habe nur ein einziges Mal eine Strandung miterlebt, trotzdem ich fast dreißig Jahre zur See gewesen bin und alle Meere der Erde gekreuzt habe. Ich bin heil davongekommen, die andern, die übrige Besatzung, auch, trotzdem das Wetter furchtbar war und wir auf dem zweiten Riff an der Nordwestküste von Jütland saßen. Nur einer hat sein Leben dabei lassen müssen, der Kapitän, und er ertrank nicht, wie es einem ehrlichen Seemann zukommt, sondern starb mit einem langen Messer in der Brust, ehe er den Seemannstod finden konnte. — Zwei andre, ein Mann und ein Weib, mußten bei der Gelegenheit ihr Leben auch lassen, aber sie gingen uns nichts an, gehörten nicht mit zum Schiff und zur Besatzung." Björn schwieg, stopfte den glimmenden Tabak in seiner Pfeife mit seinem dicken braunen Zeigefinger fester und blies in Gedanken versunken dicke Rauchwolken in die Luft. Die andern schwiegen. In der Stille hörte man das Brausen des Meeres und den dumpfen Donner der gegen den

Felsen aufschlagenden Wellen. Im Ofen knisterte das Feuer eines großen Holzscheites, das einer der Männer hineingesteckt hatte, und von fernher, von draußen, klang ein Schrei, wild, klagend wie der durchdringende Schrei eines Kindes in Not.

„Was war das?“ fragte Walter entsetzt.

„Das war der Schrei eines Seehundes, der vermutlich seine Schnauze irgendwo an einen Felsen gestoßen hat, oder auch hat er Kunde von meiner Anwesenheit hier erhalten und will mich foppen,“ sagte Jarlson. „Aber da wir nun einmal hier so behaglich beisammen sind bei Tobak und Toddy, so schlage ich vor, daß du, mein lieber Björn, in die Kiste deiner Erinnerung steigst und das Kapitel von deiner eben erwähnten Strandung hervorholst und uns vorträgst. Ob es deine Genossen hier kennen, weiß ich nicht; jedenfalls kenne ich es nicht und unser Freund, der „Teutonicus Germanicus“, sicher auch nicht, und ich gebe dir die Versicherung, daß wir aufmerksame und dankbare Zuhörer sein werden.“

Die Seebären lachten über die schwungvolle Rede und riefen durcheinander, daß sie die Geschichte auch nicht kennten. Nur ThroND sagte, daß er sie kenne, aber hören würde er sie gern nochmal, denn die Sache war sehr merkwürdig.

„Ja, denn man tau!“ — „Legg man los!“ — „Let go de Troß!“ — „Ro weg!“ und andre, dem Landbewohner rätselhafte Zurufe erschollen aus der Runde, um Björn zum Erzählen des Erlebnisses aufzumuntern.

Der trank sein Glas leer, schob es Thrond zu, damit er es ihm frisch fülle, und sagte:

„Ja, wenn es euch interessiert, kann ich euch gern das Ende abwickeln. Lustiges ist aber nicht dabei, das kann ich euch im voraus sagen, denn das war die böseste Fahrt, die ich je im Leben gemacht habe.

Es geschah damals, als ich als erster Steuermann auf der in Tromsö beheimateten Bark „Nordstjernen“* fuhr.

Wir hatten eine Ladung Holz von Throndhjem** nach Hamburg zu fahren und wie gewöhnlich eine Decklast so hoch wie der Roof.

Es ist mit solcher Ladung ein verdammt ungemütliches Segeln, und man ist immer heilfroh, wenn man glücklich an Ort und Stelle ist und rein Deck wieder unter den Füßen hat.

Auf der Hinreise ereignete sich nichts Besonderes. Wir hatten eine schöne Brise, die sich bis zur Elbmündung hielt, und wenn man erst so weit ist, sorgen der Reeder und seine Schlepper schon dafür, daß man den Strom hinaufkommt.

In Hamburg lagen wir fast sieben Wochen, nachdem wir unser Holz gelöscht hatten, und warteten auf Fracht. Die Zeit wird einem ja dort, in dem fast größten Seehafen der Welt, nicht lang. Unten am Hafen liegt Kneipe an Kneipe, in denen man sein Geld und seine Zeit schön loswerden kann, und in denen man Seeleute aus aller Herren Ländern antrifft. Und oben auf dem Berg, wo die Vorstadt Hamburgs, Sankt Pauli, liegt, sind

* Nordstern.

** Drontheim, auch Tröndelagen.

große Kneipen und Bierhallen mit Musik und Damenbedienung, in denen die Seeleute des Abends zu Hunderten sitzen.

Man sagt von diesen Kneipen, daß sie das Geld aus den Taschen des armen Seemanns locken; ich finde, sie haben ihre Berechtigung, denn der Seemann ist ja so froh, wenn er nach langer Fahrt einen Ort weiß, wo er sich unter Kameraden wohl und lustig fühlen kann. Und daß er das kann, dafür sorgt der Kneipwirt Sankt Paulis, das habe ich empfunden, so oft ich nach Hamburg kam. Der Seemann braucht ja nicht mehr auszugeben, als wozu er gewillt ist.

Wir vom „Nordstjernen" kamen hauptsächlich in einer großen Wirtschaft oben in einer Straße, die Davidstraße hieß, zusammen, tranken Bier, spielten mit fremden Kameraden, die wir dort kennen lernten, Karten und unterhielten uns aufs beste. So hatte ich auch eine Bekanntschaft gemacht, die Bekanntschaft eines ersten Steuermannes aus Christiania. Er war an Bord eines Frachtdampfers, der von Hamburg mit Ladung nach Portsmouth sollte, ein lustiger Kerl, und drückte sich nicht, wenn die Reihe an ihn kam, eine Runde zu zahlen.

In diese Wirtschaft, die abends stets vollbesetzt war, kam allerlei Volk: fahrende Künstler und Händler, die mit den Seeleuten ihr Geschäft zu machen suchten, Sänger, Musiker, Akrobaten, Zauberkünstler und weiß der Kuckuck was alles; Leute, die nur in einer Großstadt wie Hamburg mit seinem gewaltigen Fremdenverkehr eine Existenz finden können.

Sie kommen in die Wirtschaft, fangen ohne weiteres mitten im Lokal an, ihre Kunststücke zu zeigen, und gehen dann mit einem Teller Geld sammeln, das meist reichlich fließt, denn der Seemann ist an Land, solange er Geld in der Tasche hat, nicht knauserig und gibt gern, wenn er sich auch nur einige Minuten gut unterhalten hat. Meist gibt der Wirt dem fahrenden Sänger oder Künstler noch ein Glas Bier dazu, denn er weiß ja, der Mann hat mit seinen Kunststücken seine Gäste eine Weile unterhalten, und jede Arbeit ist ja ihres Lohnes wert.

Eines Abends, als wir dort saßen — es war der letzte Abend, an dem mein neuer Freund und Kamerad, Harald hieß er, in Hamburg war; am andern Morgen mußte er abreisen — kommt auch ein Mann an unsern Tisch, ein Fremder, wohl eine Art Zigeuner. Seine langen schwarzen Haare hingen ihm beinahe über seine schwarzen Augen, mit denen er uns anguckte wie 'ne Hexe aus Heklafjeld, und fragte in gebrochenem Norwegisch, ob er uns die Zukunft prophezeien dürfe.

Wir lachten. Ja, wenn er das konnte, denn man zu!

Und was meint ihr wohl, beginnt der Kerl wahrhaftig damit, daß er uns unser Bier, ein Glas nach dem andern, einfach wegnimmt und austrinkt. Wir wollten grob werden und anfangen zu schimpfen, aber er erzählte uns mit großem Wortschwall, daß das unbedingt notwendig sei, er müsse vom selben Bier und aus demselben Glas trinken, wie wir getrunken hätten, um geistig mit uns in Verbindung zu kommen, wie er sagte, der Halunke.

Dann schrieb er Datum, Jahreszahl und Monat unsrer Geburt auf, und hol mich der Deuwel, der Kerl sagte uns, nachdem er für jeden einzeln die Zahlen zusammengezählt und mit irgendeiner Formel multipliziert hatte,

unsre Namen, unsern Stand und Geburtsort auf den Kopf zu und erzählte uns alles mögliche, was in unsrer Zukunft verborgen lag. Natürlich war es Blödsinn, und ich habe später nachgedacht, ob er nicht von dem Wirt oder von Helfershelfern, die er unter den Gästen hatte, unsre Namen und unsern Stand in Erfahrung gebracht hatte.

Damals aber machte er uns verblüfft mit seiner Sicherheit, womit er unsre Namen sagte und unsre Zukunft enthüllte. So sagte er zu Harald: „Sie heißen Harald Erikson, sind aus Norwegen, sind Steuermann an Bord eines Dampfers und reisen in kurzer Frist nach England. Dort werden Sie ein reiches, schönes Mädchen kennen lernen, das mit Ihrem Schiff als Passagier mitfahren wird. Sie werden es heiraten und kommen dadurch zu Reichtümern, bekommen ein eignes Schiff, werden Kapitän und ein angesehener Mann."

Diese Prophezeiung stieg dem Harald in die Krone; er wurde ganz ausgelassen. Wein müßte darauf stehen können, meinte er, und begann sein Geld in teuren Weinen anzulegen. Wir rieten zwar ab, aber er ließ sich nicht halten. „Laß nur," sagte er, „es ist ja der letzte Abend unsres fröhlichen Zusammenseins, und ein Gefühl in mir sagt, daß der Hexenmeister die Wahrheit gesagt hat."

Wir haben den Abend schrecklich gekneipt, und Harald ist wenigstens seine hundert Mark losgeworden.

Am andern Morgen, als wir aufstanden, war er schon mit seinem Schiffe fort. Ich dachte nicht, daß ich ihn so bald wiedersehen sollte, und doch traf ich ihn knapp vierzehn Tage später unter ganz ungewöhnlichen Verhältnissen: als Schiffbrüchigen mitten auf der Nordsee.

Einige Tage nachher bekamen wir eine Ladung Getreide für Drammen. Das Bummeln hörte auf, wir mußten Abschied nehmen von den lustigen Gefilden Sankt Paulis und — von der kleinen Freundin, die man sich dort zugelegt hatte. Und das war auch gut, denn der richtige Seemann kann solches auf die Dauer nicht vertragen: Grog und Bier und Frauensleute werden ihm schließlich so fade schmecken, daß er sich nach Erbsen und Salzfleisch und frischer, salziger Luft sehnt.

Ich weiß nicht, ob einer von euch in Hamburg war, ob ihr die Verhältnisse der Elbe kennt. Man muß dort nämlich den Strom hinab, wie man hinaufgekommen ist: hinter einem Schlepper, wie ein Kind am Gängelband. Erst vor Kuxhaven kann man mit günstigem Wind Segel setzen.

Und so wurden wir denn auch hinunterbugsiert, und ich wenigstens war herzlich froh, als ich die Bewegung des Schiffes wieder unter meinen Füßen spürte.

In Kuxhaven aber mußten wir liegenbleiben. In der Nordsee stand ein Sturm aus Nordwest, der das Wasser an der Elbmündung aufrührte, daß es kochte wie Wasser in einem Riesenkessel. Es half nichts, daß der Kapitän fluchte wie ein Wachtmeister auf dem Kasernenhof, wir mußten Anker werfen, liegenbleiben und warten, bis Wind und Wasser vernünftiger geworden waren.

Das geschah im Laufe des Tages. Am Morgen waren wir in Kuxhaven angekommen, und um Mitternacht desselben Tages lichteten wir

wieder Anker und liefen mit der Tide* und dem mehr nach Westen umgesprungenen Wind in die Nordsee.

Das Wasser war noch sehr bewegt und der Wind auch noch ziemlich steif, aber das will der Seemann ja gerade; es war dem Kapitän recht; wenn der Wind so blieb, konnten wir in drei Tagen in Drammen sein. Und er hatte es immer eilig, wenn er längere Zeit unterwegs gewesen war. Er war ein noch ziemlich junger Mann, war erst seit kurzem verheiratet und sehnte sich nach seiner jungen Frau.

Morgens, es mochte gegen vier Uhr sein, ich hatte die Wache, ruft der Ausguckmann: „Backbord voraus Boot im Wasser!"

Ein Boot mitten in der Nordsee, bei der starken Brise und der groben See! Ei, denk' ich, das hat was auf sich; das sind gewiß Schiffbrüchige.

Zuerst konnte ich es nicht finden, erst als ich nach vorn kam, auf die Back, und in die Richtung sah, in der er das Boot gesehen haben wollte, entdeckte ich es, als es gerade zwischen zwei Wellen hochkam und einen Augenblick oben auf einer Welle ritt. Zwei Personen waren drin; die eine stand aufrecht und winkte mit einem Tuche. Es waren also Leute in Not, und sie erwarteten von uns Hilfe.

Ich ließ den Kapitän wecken.

Er war sofort an Deck und ließ ungesäumt aufs Boot zuhalten, während ich Vorbereitungen traf, die Leute zu bergen. Als wir bei ihnen waren und sie auf unsrer Leeseite hatten, warfen wir ihnen gleichzeitig zwei Leinen zu und bedeuteten ihnen, daß sie sich anbinden sollten und ins Wasser springen — der groben See wegen konnten wir nicht dicht ans Boot heran.

Sie schienen nicht recht Mut hierzu zu haben, wenigstens der eine nicht, ein junger Mann, wie es schien. Der ältere redete auf ihn ein und band die Leine um seine Hüften. Dann hob er ihn in seine Arme und sprang mit ihm ins Wasser. Wir zogen an, und einen Augenblick später hatten wir sie an Deck. — Es war mein neuer Freund aus Hamburg, der Harald Erikson, und — ein junges Mädchen in Männerkleidung.

Als wir ihr die Leine lösten, fiel ein Bündel nasser Frauenkleider, die sie sich mit in die Leine geschnürt hatte, auf Deck.

Na, wir brachten sie ja schleunigst nach unten: das Mädchen in des Kapitäns Kabine und Harald in meine; sie sollten zunächst ausruhen, sich erholen und nachher Verklarung** ablegen. Harald sagte mir noch: „Dampfer ist gescheitert und untergegangen, wir sind die einzigen, die heil davongekommen sind." — „Du, das ist das reiche Mädchen," flüsterte er mir noch zu.

An dem Morgen flatterten auf einer Leine zwischen den Luvwanten Frauenkleider; auf einem großen Segelschiff ein gewiß seltener Anblick. Aber es mußte geschehen, denn das Mädchen konnte unmöglich in den

* Der an der Wasserkante groß Gewordene nennt gewöhnlich Ebbe und Flut „de Tide" = die Gezeiten des Wassers. Wenn er also mit „de Tide" hinausgeht, ist das soviel als: er geht mit der Ebbe hinaus. Der Seemann „segelt" auch nicht mit seinem Schiff, sondern er geht oder läuft damit.

** Darstellung des Unglücksfalls.

Männerkleidern bleiben. Sie war klein und zierlich, und die Kleider, die sie anhatte, waren die eines großen Mannes; sie sah ganz unglücklich darin aus.

Im Laufe des Vormittags kam sie an Deck. Sie lachte mir zu und fühlte sich wohl und guter Dinge. Ihre Kleider, die wir ihr getrocknet hatten, waren zwar ein bißchen kraus, aber es schadete nichts, tat ihrem Aussehen keinen Abbruch.

Sie war eine Norwegerin und stammte aus Christiania. Auf einem Besuch bei Verwandten von ihr in Portsmouth war ihr, als sie wieder zurückreisen sollte, beim Anblick des norwegischen Frachtdampfers die Idee gekommen, anstatt, wie geplant, über Vlissingen, Hamburg zu reisen, den Dampfer für ihre Heimfahrt zu benutzen. Die Verwandten und Freunde hatten abgeraten, aber es hatte nichts genutzt, sie hatte auf ihrem Wunsch bestanden, sie wollte sich nun einmal den Spaß machen, mit einem Frachtdampfer zu fahren. „Beinahe wäre es schief gegangen," schloß sie ihren Bericht, „und die alte Eule, die mich in Portsmouth vor einer Seefahrt warnte, hätte beinahe recht bekommen."

„So, wieso denn?" fragte ich.

„Na, meine Freundin Mary und ich machten uns den Spaß, zu einer alten Sibylle zu gehen und uns die Karten legen zu lassen. Und was glauben Sie wohl, daß das alte Weib sagte? Ertrinken würde ich auf dieser Reise und viele Männer mit mir. Na, beinahe war es so weit," schloß sie; „ich bin aber dank Ihrem Freunde davongekommen, er hat mich ins Boot geholt, sonst wäre ich wohl draußen geblieben."

Ich weiß nicht, was es mit diesem Mädel war, sie konnte einen angucken mit ihren dunkelblauen Augen, daß einem dabei heiß und kalt wurde.

Ich habe mich nie recht auf Frauensleute verstanden — ich bin kein Frauenkenner, aber mir war es so, als wenn sie mich genau so anguckte wie meine kleine Freundin, die ich während meines Aufenthalts in Hamburg hatte. Genau so guckte sie mich auch an, wenn ich sie auf dem Schoß hatte und sie — na, so 'n bißchen aufgeregt wurde. Aber ich dachte damals, das kann doch wohl nicht richtig sein; sie ist reich, ist aus feiner Familie und guckt die Männer doch wohl nicht daraufhin an.

Und doch war es so; das Mädchen war überreif, toll.

Nachher sprach ich mit Harald. Er war wie im Fieber. Ich denke, der Untergang seines Schiffes und die furchtbaren Szenen, die sich dabei abgespielt haben mochten, waren ihm auf die Nerven gefallen. Dazu war wohl auch noch der stundenlange Kampf mit dem offenen Boot gegen die schwere See gekommen, genug, um einem noch stärkeren Mann, als Harald es war, einen tüchtigen Knacks zu geben.

Er lag in der Koje, als ich mit ihm sprach.

„Wie ist es gekommen?" fragte ich.

„Wie es gekommen ist? — Der erste Maschinist hat die Schuld ganz allein. Er liegt nun auf dem Grunde und hat seine Schuld mit dem Leben büßen müssen. — Ich habe ihn versinken sehen! Ich hätte helfen können! — Ich tat es nicht, ich tat es nicht, Kamerad; wird mir das je verziehen?"

Er war ganz verzweifelt.

„Mensch," sagte ich, „es ist ja Unsinn, was du da zusammenredest. Einem Menschen, einem Kameraden, der in Not ist und dem man helfen kann, hilft man, das ist selbstverständlich, und du würdest ihm wohl auch geholfen haben, wenn du es nur hättest können."

„Ich konnte es, Kamerad, und tat es nicht."

„Was? Du willst behaupten ..."

„Sei vorläufig still, Kamerad, und laß mich erst den Zusammenhang erzählen," unterbrach er mich. „Dem Kapitän habe ich Verklarung abgelegt und die notwendigen Daten und Dinge angegeben. Das eigentliche Drum und Dran, das die Ursache zu der Katastrophe war, habe ich nicht angegeben, brauchte ich nicht anzugeben, dies erzähle ich nur dir, denn ich denke, du bist mein Freund.

Am Tage vor unsrer Abreise aus Portsmouth kamen einige Damen an Bord, die den Kapitän sprechen wollten. Da er nicht an Bord war, wandten sie sich an mich, als den ersten Offizier, und fragten, ob wir wohl eine Dame als Passagier mit nach Norwegen nehmen würden. Es war zwar etwas Ungewöhnliches, wir hatten sonst nie Passagiere an Bord, aber ich glaubte doch die Frage bejahen zu können, als sie den Namen der jungen Dame nannten. Ich glaubte nicht, daß der Kapitän ihren Wunsch ablehnen würde, wenn er den Namen hörte. Wie wir noch darüber sprechen, kommt der Alte, und wie ich es mir gedacht habe, sagte er auch nicht nein.

Da wir am andern Morgen früh abfahren wollten, kam sie noch an demselben Abend an Bord.

Ich weiß nun nicht, wie es zuging, aber von der Stunde an, da sie an Bord war, waren wir alle, als wenn wir nicht richtig im Kopfe seien. Sie brauchte bloß mit dem kleinen Finger zu winken, dann sprangen wir, vom Schiffsjungen bis zum Kapitän, wie Hunde vor ihrem Dresseur. Und ich glaube, wenn sie es verlangt hätte, wären wir einer nach dem andern für sie ins Wasser gesprungen.

Am andern Abend mußten wir wegen starken Nebels auf der Höhe von Dover Anker werfen — wir hatten den ganzen Tag deswegen nur mit halber Kraft fahren können — und in der Nacht, als ich Wache hatte, kam sie zu mir, drängte sich an mich heran, plauderte und guckte mir mit ihren schönen Augen bis tief in die Seele. — Ach, Kamerad, wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn der erste Maschinist nicht dazwischengekommen und unser Zusammensein gestört hätte. Und er ließ uns von nun an nicht mehr allein, immer war er da mit seiner glatten Zunge und seinen feinen Manieren und spielte sich als den feinen Mann auf.

Am andern Tage, als wir uns schon in der Nordsee befanden, wir mochten auf der Höhe von Helgoland sein, bekamen wir Sturm. Die See wurde gröber und gröber, und unser Schiff arbeitete schwer. Das Mädchen, Helene heißt sie, war nicht zu bewegen, nach unten zu gehen. Sie hielt sich in der Pantry* auf, aus deren Tür sie eine gute Aussicht über das bewegte Meer hatte.

Das war Wasser auf die Mühle des Maschinisten. Immer und immer

* Raum neben der Schiffsküche (Kombüse).

wieder kam er zum Vorschein, die Maschine seinen jungen Assistenten überlassend, um sich bei ihr wichtig zu machen, anstatt aufzupassen, wenn die Schraube aus dem Wasser gehoben wurde. Und was unter diesen Umständen kommen mußte, kam: die Welle brach.

Wenige Minuten später lagen wir mit unserm steuerlosen Schiff dwars im Seegang. Anker wurde geworfen, aber ohne Erfolg. Eine Viertelstunde später ging die Ladung über, und kurz darauf kenterten wir.

Die Leute hatten schon versucht, die Boote ins Wasser zu bringen, aber vergebens. Draußen schwamm ein Boot, aber ohne Leute, es war wohl beim Überschlagen hinausgeschleudert worden. Ich schwamm darauf zu und erreichte es auch, ehe mich der Strudel des sinkenden Schiffes erfassen konnte.

Als ich im Boote war und die Riemen schon in die Dollen gelegt hatte, brauste das Wasser mit einem Male unmäßig auf, als wenn es heftig siedete, und große Luftblasen schossen mit Gewalt nach oben. Ich nehme an, die Kessel sind in diesem Augenblick explodiert und haben das Schiff auseinandergetrieben.

In dem aufwärtstreibenden Strudel aber, gerade vor meinem Boote, kommt ein Körper hoch — Helene! — Ich ergreife sie und kriege sie, die bewußtlos ist, mit Mühe ins Boot. — Als ich sie eben hineinhebe, kommt noch ein Körper hoch, nur eine Bootslänge von mir entfernt; es ist der Maschinist. Er lebt, schnappt furchtbar nach Luft und streckt seine Hand nach Hilfe aus — ich aber bin weggerudert. Ich sah ihn nicht wieder, Kamerad."

Ich wußte nicht, was ich zu diesem furchtbaren Geständnis sagen sollte. Hat man wohl je desgleichen gehört?

Harald aber begann wieder:

„Als ich ein Stück weg war — ich hatte mich gar nicht darum gekümmert, ob noch mehrere Leute im Wasser schwammen — band ich das Segel, das im Boote lag, an die Fangleine und warf es ins Wasser. Es wirkte so wie eine Bremse, schleppte schwer hinter dem Boote und zwang es, immer mit dem Steven recht gegen den Wind und die Wellen zu stehen. Dann habe ich mich um das Mädel bemüht. Ich öffnete ihre Bluse und das Korsett, habe sie massiert und gerieben, bis sie wieder anfing zu atmen und ihre Augen aufschlug. Dann habe ich sie geküßt, Kamerad, immerzu, auf ihre süßen Lippen, und sie ließ es geschehen und hat sich wie schutzsuchend an mich gedrückt. Aber sie fror in ihren nassen, kalten Kleidern, und im Boot befand sich ein Kleidersack mit Kleidern, den einer von den Leuten, jedenfalls in der Hoffnung, gerettet zu werden, hineingeworfen hatte. Ich holte Kleider daraus hervor: Hemd, Hose, Jacke und Strümpfe. Und dann hab' ich ihr ihre nassen Kleider ausgezogen, Kamerad — sie ließ es geschehen, als sei sie ein kleines Kind — und ihr die andern, trockenen wieder angezogen. Ach, Kamerad, du glaubst nicht, wie schön sie ist! Ich bin halb wahnsinnig geworden. Und ich habe sie gefragt, ob sie meine Frau werden wolle, da hat sie geantwortet: „Ja, tue und mache mit mir, was du willst, du hast mich gerettet, und ich bin dein."

Stundenlang haben wir so im Boote gesessen, haben nicht Hunger noch Durst gespürt und alles, alles um uns vergessen. —



Knabenbildnis

Nach einem Gemälde von Georg Schuster-Woldan



„Kamerad, sie muß die Meine werden und wenn ich darum auf der Stelle zur Hölle fahren sollte!" Ich beruhigte ihn; sein Verstand hatte offenbar gelitten; wie konnte man sich sonst um ein Weib so gehaben!

Da fing er wieder an zu jammern: „Wenn bloß der Maschinist nicht wäre! Er kommt immer wieder hoch, sowie ich die Augen zumache, sehe ich ihn, wie er die Hand um Hilfe nach mir ausstreckt."

Dann fragte er nach Helene. Sie war in des Kapitäns Kajüte; ich sagte es ihm. Er fuhr wieder hoch: „Der Kapitän ist ein junger Mann!"

„Ja," antwortete ich, „aber schon verheiratet."

„Das macht nichts, sie macht alle Männer verrückt."

„Aber ich denke, sie ist nun deine Braut?"

„O ja, sie ist meine Braut. — Wenn nur nicht der Maschinist da wäre, er kommt immer wieder."

Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte, und ging. Ich mußte schlafen, meine Zeit war schon längst überschritten.

Inzwischen war aus der scharfen Brise schon eine starke Kühlde geworden, und alle Anzeichen deuteten auf Sturm. Der Kapitän hatte schon Vorbereitungen zum Empfange des Sturmes getroffen und die Bramsegel wegnehmen lassen. Ich stieg in die Koje des zweiten Steuermannes, um noch ein Auge voll Schlaf zu erhaschen, ehe der Tanz losging.

Was nun passiert ist, weiß ich nur vom zweiten Steuermann, der esmir nachher erzählte. Ich kam erst wieder heraus, als das Unglück geschehen war.

Ich war trotz des starken Seeganges tief und fest eingeschlafen. Nur einmal bin ich halb aufgewacht, und da kam es mir so halb zum Bewußtsein, daß entweder der Wind sich gedreht haben mußte oder das Schiff war abgefallen. Die Bewegung des Schiffes empfand ich anders, als ich mich hinlegte: es stampfte. Doch bin ich darüber wieder eingeschlafen und erst wieder aufgewacht, als der zweite Steuermann in die Kajüte hereinstürmte und mit angstverzerrtem Gesichte schrie: „Stüermann! Stüermann! Um Gottes willen, kommt rut! Den Keppen het hei dot mokt!" Dann stürmte er wieder 'raus.

Wie ich in die Kleider und nach oben gekommen bin, weiß ich heut und diesen Tag noch nicht. Schnell ist's gegangen, das ist gewiß, aber doch nicht schnell genug, um die Katastrophe, die nun folgte, aufzuhalten.

Als ich nach oben kam, sah ich, wie die Leute, der zweite Steuermann und seine Wache, sich bemühten, das Schiff, das wie ein gehetzter Seehund direkt vor dem Winde lief, wieder in den Wind zu bringen.

Es war Sturm, fegender Sturm aus Nordwest, und wir liefen mit einer Geschwindigkeit von mindestens zwölf Knoten auf die jütländische Küste zu, die in der Ferne wie ein langer grauer Streifen lag.

Mit einem Sprunge war ich am Rade und griff mit in die Spaken. Vier Mann rissen wir daran, aber das Ruder rührte sich nicht.

„Es nutzt nichts," rief ich, „die Kette muß irgendwo festsitzen!" Und so war es. Sie hatte sich infolge eines heftigen Rucks losgeschlirrt, war aus der Führungsrolle am Steuerbord ausgesprungen und hatte sich zwischen Rolle und Klampen festgesetzt. „Beil her!" schrie ich. „Hammer und Brechstange! Und Freiwache 'raus!"

Neben dem Rade, etwas nach achter, nach Backbord, lag der Kapitän in einer Blutlache, und blutbespritzt war das ganze Achterdeck, wie ich im selben Augenblick sah. Zeit zu fragen, was geschehen war, hatte ich jedoch nicht, es galt jetzt unsre eigne Rettung.

Wir arbeiteten mit Beil und mit Hammer und mit Brecheisen; der Schweiß lief uns am Körper herunter; aber es half nichts, die Kette saß eingeklemmt, als sollte sie nie wieder loskommen. Vorsichtig mußten wir auch sein, zerstörten wir die Rolle oder zerbrachen wir ihre Lager, würden wir ebenso steuerunfähig wie jetzt. Wir arbeiteten verzweifelt, Minuten auf Minuten verrannen, und wir stürmten mit voller Kraft der Küste zu, die immer mehr aus der Brandung emporwuchs.

Endlich, endlich gelang es. Mit dem Brecheisen gelang es mir unter Anwendung meiner ganzen Kraft, das obere Lager etwas zu heben, während der Zimmermann mit dem Rücken seines Beiles die Kette zurücktrieb. Und als sie in der Führung saß: „Luv! Ruder hart Backbord!"

Aber unser Schiff, das sonst so gern dem Ruder gehorchte, wollte nicht. Unwillig, wie es schien, luvte es auf und begann in der schweren See furchtbar zu arbeiten.

„Stüermann," sagte dann der „Zweite", der mit am Rade war, „ik glöw, de Ked sitt noch irgendwo fast, dat Rohr will nich wieder rümm."

Ich griff mit in die Spaken. „So, man tau, ahoi!" Wir rissen wieder mit aller Gewalt, langsam, ganz langsam drehte sich das Rad, aber das Schiff luvte nicht mehr, es wollte nicht höher in den Wind.

Wir rissen, daß uns die Knochen knackten, und mit einem Male flogen wir, hulter to pulter, übereinander, direkt auf unsern toten Kapitän. Das Herz, oder die Pinne,* war gebrochen.

Bei dem furchtbaren Rucke, der die Kette festgeklemmt, hatte die Pinne einen Bruch bekommen und konnte nun dem gewaltigen Druck nicht mehr Widerstand leisten.

Wir waren verloren. Steuerlos trieben wir unserm Verderben entgegen: auf die jütländischen Riffe.

„Wo ist Harald und das Mädchen?" fragte ich.

„De sünd alle beid' längst in de Höll!" sagte der zweite Steuermann. „As hei den Keppen afmurkst had, het hei de Deern nahmen un is mit ehr in 't Waater sprungen."

Wir banden uns mit Tauen oben auf dem Achterdeck fest. Alle Augenblicke fegte eine Welle, die schneller lief als wir, über uns weg und brauste und kochte in der Kuhle zwischen Back und Schanze, bis die Schanzkleidung durchschlagen war und das Wasser nun frei Backbord hinein und Steuerbord wieder hinaus ohne Hemmung und Hindernis laufen konnte.

Ihr kennt wohl alle die Riffe, die an der Westküste Jütlands liegen; es sind deren drei, die einige hundert Meter voneinander entfernt der Küste vorgelagert sind. Sie sind der Schrecken eines jeden Seefahrers, der mit landwärts gehendem Sturm in ihre Nähe kommt. Die Wellen

* Das Herz oder die Pinne – Kopf des Steuerruders, woran die Ketten nach dem Steuerrade befestigt sind.

türmen sich, landein laufend, über die Riffe zu rasenden Brandungswellen empor, und das Schiff, welches das Unglück hat, in diese Brandung zu geraten, ist rettungslos dem sicheren Untergange geweiht, ist verloren. Unzählig sind die Wracks, die diese verfluchte Küste umsäumen, und Tausende von wackeren Seeleuten haben hier ihr nasses Grab gefunden.

Unser Schiff flog mit uns und unserm ermordeten Kapitän in dieses tobende Wellenchaos hinein.

Minutenlang waren wir unter Wasser, donnerten die Wassermassen über uns hinweg, rissen die Schanzkleidung an der Leeseite weg, zertrümmerten das Lifeboot, das oben auf dem Roof stand, und nahmen unsern toten Kapitän mit, dessen Leiche wir nicht festgebunden hatten.

Als wir wieder aufatmen konnten und sehen, war die erste Frage die: sind wir noch alle da? Ja. Aber dem einen war ein Arm gebrochen, einem andern war ein Gegenstand an den Kopf geflogen, er blutete stark und lag in Ohnmacht, und ein dritter, der Jungmann, lag und schrie und jammerte in wahnsinniger Verzweiflung: „Mutter, Mutter, wir gehen unter, wir gehen unter!"

Zu unserm Glücke war Flut, und diesem Umstand haben wir es zu verdanken, daß wir trotz des tiefgehenden Schiffes von den Wellen über das erste, äußerste Riff gehoben wurden und durch die rasende Brandung wieder in tieferes Wasser kamen, in die Rinne zwischen dem ersten und zweiten Riff. Unaufhaltsam zwar trieben wir dem zweiten Riff und dessen Brandung zu, aber dieses war doch um einige hundert Meter näher an der Küste und die Möglichkeit einer Rettung hier wahrscheinlicher als draußen vorm äußersten Riff.

Als wir in die Brandung hineinliefen, stieß das Schiff auf. Als wenn es von einem gewaltigen Riesen hochgehoben und vorwärtsgeschleudert würde, flog es auf die Sandbank. Ein furchtbares Krachen folgte: die Bram- und Marsstengen von Fock- und Großmast waren mit Raaen, Segeln und Himp und Hamp* über Bord gegangen, hatten im Fallen die Back zertrümmert und das Schiff in ein vollständiges Wrack verwandelt. Wir saßen fest. Alle Augenblick fegte eine Welle über uns hinweg und schlug in Stücke, was noch heil war.

Auf der Schanze konnten wir nicht länger bleiben, wenn wir nicht Selbstmord begehen wollten. Mühsam, einander getreu in der Not helfend, gelang es uns, in den Besanmast emporzuampeln. Und dort hielten wir uns — fünf lange, furchtbare Stunden —, bis es dem Rettungsboote von Hanstholm gelang, an uns heranzukommen.

Die meisten Leute ahnen nicht, welch mutige Tat diese Männer in ihrem Rettungsboot vollbringen, welch ungeheure Energie und Kraft dazu gehört, stundenlang, immer und immer wieder mit dem schweren Boote gegen die rasenden Wellen anzukämpfen, um ihren Brüdern, einerlei welcher Nation, da draußen in ihrer furchtbaren Not und Bedrängnis Hilfe zu bringen.

Eine gute Kabellänge in Lee vom Wrack warfen sie Anker. Unter

---

* Himp und Hamp alles, was drum und dran hängt.

vielen Mühen und vergeblichen Versuchen gelang es, eine Seilverbindung zwischen Boot und Wrack herzustellen. Als das geschehen, wurden wir, einer nach dem andern, durchs Wasser nach dem Boote geschleift. Dann ging's ans Land: wir waren gerettet.

Am andern Morgen fand man die Leiche unsres Kapitäns und tags darauf die Leichen Haralds und Helenes. Sie liegen alle drei im Dünenfriedhof bei Hanstholm an der Westküste Jütlands begraben.

Nachher, als wir uns von dem Schrecken und den furchtbaren Strapazen erholt hatten, erzählte der zweite Steuermann die Vorgänge, die zur Ermordung des Kapitäns führten.

Er hatte mit dem Kapitän die Wache und stand oben am Steuerrade, als das Mädel hochkam und sich neben ihn stellte. Sie begann gleich, ihn über die Fahrt und das Wetter auszufragen, und äußerte hierbei auch den Wunsch, eine Zeitlang das Schiff zu steuern. Der Kapitän hatte sie erst ausgelacht und gemeint, sein Schiff ließe sich nicht von Frauenhand meistern. Aber da hat die Teufelsdirne ihn mit beiden Händen an dem Rockkragen gefaßt, ihn schelmisch mit ihren hübschen Klüsen angesehen und geschmeichelt und gebeten, bis er nachgab und die beiden Rudersmänner nach vorn schickte. Dann haben sie und der Kapitän das Ruder gefaßt und unter lebhaftem Geplauder gesteuert — direkt ins Verderben.

Wie eine schöne Teufelin hatte sie dort oben neben dem Kapitän gestanden, die Kleider vom Winde eng an ihren Körper gepreßt, so daß die Leute, die in Lee vom Roof standen, den schönen Bau ihres Körpers genau sehen konnten. Dabei hat sie den Kapitän, der doch noch immer ein junger Mann war, angelacht und ihre blitzweißen Zähne gezeigt. Was Wunder dann, daß er mehr in ihr süßes Gesicht sah als nach vorn und nach dem Kompaß. Die Folge war, daß das Schiff abfiel, so auffällig, daß die Matrosen es bemerkten und dem Steuermann sagten. Was sollte er aber dagegen tun? Der Kapitän stand selbst am Ruder und mußte wissen, welchen Kurs er einzuschlagen hatte. Und außerdem wußte der Steuermann, der übrigens noch ziemlich jung war und diese Tour zum ersten Male fuhr, daß wir in der Höhe des Hanstholmfeuers um einige Striche abfallen mußten. Nach seinem Dafürhalten hatten wir jedoch noch nicht diese Höhe erreicht, auch kam es ihm vor, als wenn das Schiff zu weit abfiele; aber der Kapitän war am Ruder; er fühlte sich nicht autoritativ genug, um korrigierend in die Schiffsführung seines Kapitäns einzugreifen.

Da sahen sie, wie die beiden sich gegenseitig über das Rad beugten und sich küßten, mehrere Male hintereinander. Im selben Moment aber sprang Harald die Treppe nach dem Kajütsdeck hinauf, stürzte wie eine Katze auf die beiden zu, packte den Kapitän am Kragen, schüttelte ihn in rasender Wut und stieß sein langes Messer, das er in seiner Rechten hielt, tief in die Brust des Unglücklichen. Dann ergriff er das Mädchen und sprang, ehe die Leute sich von ihrer Bestürzung erholt hatten und eingreifen konnten, mit ihr über Bord.

Das Rad, losgelassen, schnurrte um wie ein Spinnrad, das Schiff fiel ganz ab, und die Kette schlirrte aus der Führung und setzte sich mit einem Ruck fest.

Es ist die einzige Strandung, die ich mitgemacht habe, Gott sei Dank; es ist aber auch das einzige Mal, daß ich eine von dem langhaarigen Geschlecht an Bord gehabt habe. Man mag nun sagen, was man will, von Gleichberechtigung und Freiheit der Frau und ähnliches, Gott bewahre, allerhand Respekt, aber ik segg so veel, dögen dout se all niks, ob se nun schwat, geel oder rot sünd, und ik will se mindaag nich an Burd hebben. Denn wo se hinkam'n, bringen se Unglück und dat Schipp ut 'n Kurs."

„Amen und Halleluja," sagte Jarlson, „da hast du ein wahres Wort gesprochen, Björn. Wenn die Langhaarigen erst am Ruder sind, bekommt das Schiff immer einen andern Kurs, und sind sie erst am Ruder im Staat und in der Familie, denn giw Paß, denn werden die Männer nur noch als Kindererzeugungshilfsapparate geduldet."

Die Männer schwiegen. In der Stube war es still. Die alte Uhr neben der Türe kündete mit schweren Pendelschlägen, tack-tack, tack-tack, tack-tack, das Rinnen der Zeit. Brausend fuhr der stärker werdende Wind an Turm und Haus vorbei. Heulend und singend fuhr er um die Ecken, rüttelte an dem Signalmast oben auf dem Turme, pfiff auf die Flaggenleine, nachdem er sie gespannt hatte wie die Sehne auf einem Flitzbogen, und riß an der Wetterfahne, daß sie sich mit klagendem, gespenstischem Schreien in ihren rostigen Angeln drehte.

Unten vom Meer ertönte ein dumpfes Brausen, untermischt mit langen, rollenden Donnerschlägen. Das war der Donner der gegen den Felsen heranstürmenden Wellen. Nun, da es in der Stube still war, als man seine Aufmerksamkeit allein den Lauten der tobenden Elemente zuwenden konnte, merkte man, daß der Felsen beim Anprall der wild heranstürmenden Wellen des Eismeeres in seinen Grundfesten leise bebte.

Jarlson trank den Rest seines Toddy aus, lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück und sang mit seiner prächtigen Baßstimme:

Wenn Sturmwellen brausen am felshohen Strand,
Sie stolze Erinn'rungen wecken
Von Vorväter Ruhm, die nach fernem Land
Hinzogen auf stolzen Schnecken.
Auf, Normann, singe zum Harfenklang
Für Norwegens Flagge den Hochgesang!

Am andern Morgen hatte das Wetter sich gelegt. Noch brandeten die Wellen gegen den Felsen, doch ihre wütende Gewalt war gebrochen, es war nun, im Vergleich zu den Sturmwellen, wie ein zärtliches Spiel des Meeres mit der trutzigen Felseninsel.

Walter nahm Abschied von den alten Seebären, und bald flogen sie mit ihrem Boote unter dem Drucke der frischen Seebrise in den Fjord hinein.

Björn sitzt schwer und breit am Steuer, den Südwester im Nacken und zwischen den Zähnen die schwarze Stummelpfeife. Seine ganze Persönlichkeit ein Urbild männlich trutziger Kraft.

Walter fiel das Urteil des Seebären ein über die „Langhaarigen", die er nicht an Bord haben wollte. Neugierig fragte er: „Sind Sie verheiratet, Björn?"

Björn nimmt seine Stummelpfeife aus dem Munde und spuckt einen langen Strahl braunen Tabaksaftes ins Wasser und sagt, während sein breites, gutmütiges Gesicht sich zu einem Lächeln verzieht: „Na, und ob ik verheurot' bün! Den Düwel ook, ik hew 'ne staatsche Fru un veer Kinner, twei Jungens un twei Deerns; de Deerns allebeid noch to hebben."

„So? Ich dachte nämlich, nach Ihrem Urteil über die Frauen gestern abend, daß Sie unverheiratet seien; Sie sagten ja, daß Sie keine Frau an Bord haben wollten," sagte Walter.

„Will ik ook nich, will ik ook nich, Gott sall mi in Ewigkeit dafor bewohren, ober verheurot' möt de Minsch sin. Dat steiht jo ook dütlich g'nog in de Biwwel schräben: Es ist nicht gut, daß die Mannsleute allein sind. Man drückt sich jo so lang drum rum, wie man 't op anständnige Ort und Wis kann, ober schließlich loppt man doch op den Legerwall un sit fast, ehrer man sich dat vorsüht. Mit uns Mannslüt is dat lickstervelt un akk'rat so as mit 'ne Rott', de an de Fall' sit. De ool Rott is jo bannig schlau, veel to schlau, as dat se in de Fall' geiht — bild se sich in. Bloß 'n lütt bitten will se an de seute leckere Lockspies lecken, bloß so 'n ganz lüttes bitten, un denn will se Fall' Fall' sin laten un de klooke Fru, de de Fall' stellt het, wat lachen un ehr Weg gahn, denkt se, un leckt, un — sit in de Fall' trotz ehr bannige Schlauheit. So is mi dat ook gahn. Ik wär jo veel to schlau un let mi jo op keine Ort un Wis von de Frugenslüt fastleggen. O Gottegott, wie dumm, sich to verheuroten, dach ik; goh mi man bloßen doamit aff, ik kann min Geld allein versupen.

Aber do, eines Nahmiddags hadden wi hier in Sildö 'n Sommerfest mit Danzmusik in Roosengohren. Un to dit Fest kämen de Buern mit jemmer Frugenslüt von Widen un Breiden her. Un dröben von de annere Sit käm ook so 'n grotes Boot mit Knechen un Deerens, de ook dat Fest mitfieren wullen, denn dat Weder wär scheun, de Sünn schien so blank as 'n frisch geputzten Kompaßhelm, un dat Waater wär so ruhig wie dat Waater in 'ne Waschkumm. Süß wären se woll ook nich kamen, denn de Buern sünd nu einmaal in disse Beziehung wat vörsichtig. Ünner disse Deerens wär ook eine, 'ne bannig staatsche Deeren, mit breide Hüften un scheunen fülligen Achtersteven, stur un trimm, vör un achter, un mit schwores, gülliges Hor. Un ut 'n Paar blitzblanke blage Ankerklüsen keek se mi glick so an, dat mi de Büxen bewern däd.

Gottverdammi, denk ik, mit düsse Deern müchs du di hüt amüsieren.

Un richtig, ik drängel mi jo so 'n lütt bitten an de Deeren ran un kreeg bald to weten, dat se kein Brödigam had un dat ehr Moder Witfru wär un 'n Hof op de annere Sit von 'n Fjord had. Se wär mit ehren Fründinnen röwerkamen un wull sich 'n bitten amüsieren. No, ik hew jo mit ehr danzt, wie ik min ganzes Läben noch nicht danzt hew. Schweet hew ik wie 'n Isboor unner den Äquator. Ober de Deern geföhl mi bannig, un ik säd mi so: letts du se los, denn sünd glicks tein annere, de op so 'n Leckerbissen hungrig sünd un se di wegschnappt.

As se nu des Abens mit ehren Fründinnen to Hus wull, hew ik seggt: „Teuw man 'n bitten, bliew noch 'n bitten hier, ik seil di denn naher to Hus, ik hew 'n ganz neies Boot." Na, dat wull se denn ook. Ik hew se denn naher

to Hus fohrt, in Dustern; ik wär jo 'n ganz Schlauen, kunn min Geld allein versupen, let mi doch nich von 'n Buerdeern op den Legerwall setten; ober so 'n lütt bitten an de seute Lockspies naschen, dat müch ik doch nu gor to gern. Na, ik hew denn ook nascht, bit ik richtig in de Fall seet un ik mi seggen müßt, wenn du 'n ihrlichen Keerl sin wist, mötst du de Deern heuroten.

No, denn weur jo nu heurot' un Hochtid fiert, allens wat rech is, ehr Familig het sich nich lumpen laten un hebt 'n Hochtid geben, de nich von schlechten Ollern wär. Min Vadder, de domals noch leben däd, wär ook mit to Hochtid, had mi ober vörher seggt: „Jung," het hei seggt, „wenn du 'n Bohr tamm hebben wist, mötst du em freu bännigen, und wenn du wist, dat din Fru nah dine Fleut danzen sall, denn mötst du ehr tidig dat Danzen lehren, süß lehrt si di dat Danzen."

Disse Wüer von min Vadder is mi bi de Hochtid immer dörch den Kopp lopen, un ik heff mi vörnahmen, mi doanah to richten.

As wi nu mit de Hochtid farrig wären, wull'n wi jo to Hus seilen, ik un mine junge Fru. Eine scheune stiwe Bris stünd rech in den Fjord herin, so dat dat Waater 'n bitten bewegt weur un ik gegenan krüzen müßt. „O Gottegott," säd mine Fru, as wi mit de ganze Hochtidsgesellschaft ünnen an de Brück ankeum, „o Gottegott, dat kann in Läben nich gaud gahn, dat ool Waater rumort jo as niks gauds."

„Ach wat," segg ik dunn, „du wist 'ne Seemannsfru sin un büß bang forn bitten Waater! Wat is mi dat! Man rin in 't Vergneug'n!"

Na, denn het se jo nu Affscheid nahmen von ehr Moder, ehrn Tanten un Unkeln un Fründinnen; und jault hebben se all, as wull ik mit ehr üm Kap Hurn nah Honolulu, un nich 'n Stück den Fjord hindaal nah Sildö.

Wi seilen jo nu endlich aff, ober mine junge Fru het noch ümmer jault un mit ehrn Taschendauch wunken und weint un schnuft, as fohr se direttemang nah de Minschenfreters, und nich mit ehrn Mann nah de neue Wahnung. Doröwer weur ik nu bi lütten falsch un säd to ehr: „Nu laat man dat Hulen 'n bitten nah, ja! Wenn di dat so suer ankömmt, mit mi to gahn, denn segg dat man, un ik sett di wedder an 't Land." Dunn het se stillschwegen.

Nu füng dat Boot en bitten an to wippen — de Bris meuk dat Waater doch bannig krus — un mine junge Fru weur 'n bitten käsig mang de Schullern utseihn. „O Gottegott," säd se, „mi ward so plümmerant to Maud; ik glöw, du latst mi wedder an Land gahn."

„Jo," segg ik, „wenn wi anne Brück in Sildö sünd."

Do het se niks seggt, ober bannig scharp het se mi ankeeken un glicks dorop füng se an to spucken. All dat scheune Hochtidseten schmet se wedder öwer Bord.

„Laat mi an Land!" schreeg se, as se wedder Luft kreeg. „Jo," segg ik, „anne Brück in Sildö." Do het se mi so giftig ankeeken als 'n kalkunschen Haun mit Küken, un dunn het se wedder so fettig spuckt as ne vulle Trantönn, de den Spund verluren het.

As se ober naher in ehr neie Wahnung utschlapen had un wedder op ehr Bein stahn kunn, het se mi bi beide Uhren kregen un seggt: „Nu will ik di wat seggen, min leiw Jung: Mit di op dat Schipp goh ik nie wedder,

dat mark di, doa büß du de Herr un saß du de Herr bliwen; ober hier, min Jung, bün ik de Herr un will ik de Herr bliwen, dat mötst du di ook marken." Un so is dat ook blewen: min Fru is Herr in 't Hus, ober buten herüm het se niks to seggen un will se ook niks to seggen hebben, un dat find ik, is ook dat rechte Verhältnis un wie sich dat heurt."

— —

Es war dunkel, als sie im Hafen ankamen und an der Brücke anlegten. Als Walter nachher durch die Pforte nach dem Hofe des Gasthauses ging, sah er dort zu seiner nicht geringen Verwunderung einen großen, bunt bemalten Lappenpulk stehen, wie sie von den Frauen benutzt werden, und zwei völlig abgehetzte, müde Renntiere, die sich an dem ihnen vorgeworfenen Heu gütlich taten, während der Knecht sie mitleidig, indem er von „Schinners" und „Tierquälers" vor sich hinbrummelte, mit einem sauberen Strohwisch abrieb.

Walter fragte ihn, was es zu bedeuten habe.

„Wat dat to bedüden het? Tja, dat müch ik ook weten. Forn Stünnstid is so 'n oole Lapplännersch, de de arme Tiere hier affschinnt het, ankam'n un is von uns Fru as 'n Fru Amtmann opnahmen worden. Se is nu binnen in de beß Stuw."

Walter streichelte die müden Tiere. Alles, was er in diesem Herbste durchlebt hatte, wachte wieder in ihm auf. — War Zakarias wohl wieder glücklich nach Hause gekommen? — Wie es wohl Karine ging? — und Elle!

Was konnte es für eine Frau sein? Sollte es ... Jäh schoß es ihm durch den Kopf. Ist es die verloren geglaubte Freundin der Wirtin, die wieder zurückgekehrt ist? — Ist es Karine?

Das Mädchen brachte ihm Kaffee und Vesperbrot in die Gaststube, aber vor Aufregung und von Zweifeln gequält vermochte er kaum zu essen. Der Anblick der Tiere und des Schlittens hatte sein ganzes Innere in Aufruhr gebracht, hatte alles in ihm wieder geweckt, was ihm in der letzten Zeit beinahe wie ein seltsam schöner Traum vorgekommen war. Er ließ im Geiste die einzelnen Phasen des Erlebten Revue passieren, sah sich hinter dem Boote mit den beiden Mädchen in dem kalten Wasser schwimmen, wie sie sich nachher in ihrer Not auf der einsamen Insel umschlungen hielten, wie er dann krank im Zelte Homeks lag, und die Wanderung durch Finnmarken und — die Stunden mit — Elle — die schönsten seines Lebens ... Wo war Elle? —

Das Mädchen kam herein, sie hatte verweinte Augen. „Kommen Sie, bitte, mit," sagte sie, „de Fru müch Sei sprechen." Er sprang auf und folgte ihr durch den großen, halbdunkeln Korridor und trat durch eine von dem Mädchen geöffnete Tür in ein behaglich erwärmtes Zimmer.

Der Tür gegenüber stand ein Bett, in dem jemand lag. Neben dem Bett saß die Wirtin auf einem Stuhl. „Kommen Sie nur näher," sagte sie freundlich, als er befremdet an der Tür stehenblieb, „hier ist jemand, der Sie begrüßen möchte." Mit wenigen Schritten war er neben dem Bett und sah — in das bleiche Gesicht Karines. — „Karine! — Du hier!" rief er fassungslos.

Sie nahm seine Hand zwischen ihre beiden mageren Hände und lächelte ihm mit einem traurigen Lächeln durch Tränen zu. „Ja," sagte sie mit leiser, umflorter Stimme, „als du fort warst — und Elle ... Da hielt es mich nicht mehr, ich mußte fort, mußte hierher, zu der einzigen, die mich noch lieb hat, zu meiner Freundin — um zu — sterben."

Sie schloß die Augen. Zwei Tränen liefen aus den geschlossenen Lidern über ihre blassen, eingefallenen Wangen.

Die Wirtin beugte sich über sie. Zart und lind, als wenn sie ein kleines Kind vor sich hätte, schob sie ihren Arm unter Karines Kopf und trocknete ihr die Tränen mit ihrem Tuche. „Sei nur ruhig, Karen," sagte sie, „du sollst nicht sterben, und sollte der Lappländer kommen und dich holen wollen, dann werde ich ihm schon zeigen, wo der Maurersmann das Loch in die Wand gemacht hat."

Sie sah Walter mit einem wehen Lächeln an und sagte: „Sie ahnen wohl, wie es zusammenhängt. Die Arme hier — Karine wurde sie bei den Lappländern genannt — ist meine einzigste und liebste Jugendfreundin Karen, die Tochter Thords. — Nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen Sie sich zu uns, Karen hat Ihnen noch was zu erzählen."

Er tat es, und nun erzählte Karine, oft von Schwächeanfällen und Tränen unterbrochen, was sich, seitdem Walter das Lager verließ, dort zugetragen hatte.

Sowie die Schlitten mit Zakarias und Walter verschwunden waren, teilte Homek in seiner kurzen Art seiner Frau mit, was geschehen sei, dann schnallte er die Ski unter und fuhr mit Jokil davon, um die Verunglückte zu suchen. Aber Stunde um Stunde verrann, ehe sie wieder zurückkamen — ohne Elle, sie hatten sie nicht finden können. Ein leichter Schneefall war an diesem Morgen niedergegangen, der Wind hatte den leichten, gefrorenen Schnee zusammengetrieben, die Spuren verwischt und alles mit einer weißen Decke überzogen.

Nun wurde das ganze Lager alarmiert und alle Täler und Klüfte in der Gegend, wo der junge Mann sie gesehen haben wollte, abgesucht. Endlich, nach stundenlangem Suchen, fand man sie auf dem Grunde eines tiefen Felstals — tot. Sie war mit großer Schnelligkeit gelaufen, wie Jokil gesehen haben wollte, einen sanft abfallenden Hang hinuntergerast und war dann in weitem Bogen über hundert Fuß tief auf hartem, steinigem Grund aufgeschlagen.

Dort lag sie mit gebrochenen Beinen und schweren inneren Verletzungen, denen sie gewiß im selben Augenblick erlegen war. — Ihr Gesicht war unverletzt, und auf ihren schönen Zügen lag ein stilles Lächeln.

Man hatte sie nach dem Lager geschafft, und nachdem die Mutter sie gewaschen und gekleidet und in Leinwand genäht, wie es Sitte und Brauch war, wurde sie auf einem Schlitten unter einem Totenzelt aufgebahrt, bis sie in Karasuando begraben werden konnte, was eine Woche später geschah.

Eine Stunde aber, nachdem Elles Leiche sich im Zelte der Mutter befand, war Pelto, Elles Freier, gekommen. Er wollte Homek bitten, Elle bis zur Hochzeit nach seiner Sippe übersiedeln zu lassen, damit sie von „dem Südländer" fortkäme. Es war nicht mehr nötig. Als er vernahm,

was geschehen, ist er still und ohne ein Wort zu sagen von dannen gefahren. Aber zwei Stunden später hat sie gesehen, wie mehrere Pulks, mit schnellen Renntieren bespannt, in nordwestlicher Richtung davongejagt sind. Da wußte Karine, wem die Fahrt galt, und neben der Leiche ihrer Tochter hat sie inbrünstig Gott gebeten, Walter nicht in die Hände seiner Verfolger fallen zu lassen.

In der Woche darauf erreichten sie Karasuando, ihr Winterquartier, und dort wurde Elle neben der Kirche beerdigt. Als sie aber nach der Beerdigung ihre Hütte wieder erreichte, sei sie zusammengebrochen und habe mehrere Tage ihr Lager nicht verlassen können. Sie habe jeden Halt verloren, und es sei über sie gekommen, als könne sie alles nicht erlebt haben, als sei sie aus einem bösen Traum erwacht. Da habe sie ihre Flucht geplant, sie wollte fort von dem verhaßten Mann, heim, um dort in ihrer Heimat bei der Freundin zu sterben.

Eines Nachts, als Homek betrunken sein Lager aufgesucht habe und fest schlief, sei sie fortgeschlichen. Einen Beutel mit Proviant für sich und die Renntiere habe sie schon vorher in ihrem Pulk versteckt und zwei junge, kräftige Renntiere unter irgendeinem Vorwand von der Herde holen lassen und hinter der Hütte angebunden. — Fünfzig Stunden lang sei sie, ohne längeren Aufenthalt zu machen, als die Tiere zum Füttern notwendig haben mußten, gefahren. Ohne einen Augenblick der Ruhe, ohne zu schlafen, sei sie immer vorwärts gejagt, stets mit der Angst, im Rücken von Homek verfolgt zu sein. — Und so war die schwergeprüfte Frau ganz allein, Tag und Nacht, umgeben von Gefahren, durch die einsame, in Eis und Schnee erstarrte Eiswüste gefahren; jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, von hungrigen Wölfen angegriffen und vernichtet zu werden.

Doch das Schicksal, das bisher so grausam mit ihr gespielt, ließ sie durch, ließ sie ihre Freundin finden, in deren Obhut sie endlich, endlich lange und ruhig — schlafen wollte. —

Noch in derselben Nacht starb sie. Als Walter am andern Morgen nach unten kam, führte seine Wirtin ihn zu ihrem Lager. — Nun schlief sie still und ruhig, mit einem glücklichen Lächeln auf ihren Lippen.

Der Doktor sprach von aufgeriebenen Nerven. Die Strapazen der letzten Tage hatten ihr dann den letzten Rest gegeben und so weiter. Aber die Wirtin wußte es besser. Sie war bis zuletzt bei ihrer Freundin gewesen und hatte die letzten Phasen ihres Hinscheidens miterlebt. Gegen Mitternacht hatte sie voll Entsetzen leise vor sich hingesprochen: „O Gott, o Gott, er kommt! — Er läßt mich nicht hier! — Sieh, wie seine schwarzen Augen leuchten!“

Frau Holgersen hatte sie wieder beruhigt und sie sei wieder eingeschlafen, doch nach kurzer Zeit sei sie wieder hochgefahren und habe voller Entsetzen geschrien: „Er tötet mich! — Er tötet mich!“ Dann ist sie in die Arme der schnell hinzugesprungenen Freundin zurückgesunken und war tot. —

„Zur selben Zeit aber,“ fuhr Frau Holgersen in ihrer Erzählung mit Entsetzen in ihrer Stimme fort, „ist Peter, der Knecht, durch ein seltsames Geräusch aufgewacht; es war ihm, als vernähme er Schritte und das

Stampfen von Tieren unten im Hofe. Da ist er aus dem Bett gesprungen und ist noch rechtzeitig ans Fenster gekommen, um zu sehen, wie ein Lappländer im Pulk und mit zwei Renntieren aus dem Torwege gejagt ist. Nun sei er nach dem Stalle gegangen, in dem er die beiden Tiere Karines eingesperrt hatte, sie waren noch dort, aber lagen beide tot auf der Erde. — Karines Pulk ist aber fort," schloß sie, „also war Homek in dieser Nacht hier, zur selben Minute, als Karen starb."

*

Am andern Abend ging Walter, nach herzlichem Abschied von seinen Wirtsleuten, an Bord des aus Reykjavik angekommenen Dampfers.

Langsam glitten sie auf dem dunkeln Wasser den Fjord hinab. Die Lichter des Städtchens, die sich in dem unruhigen Wasser spiegelten, glitten zurück, wurden immer kleiner und erschienen schließlich in dem zurückbleibenden ungewissen Helldunkel wie schwachblinkende Sterne am erblassenden Himmel.

Ohrzerreißend brüllt die Sirene des Dampfers. Hallend fährt der Laut zwischen den hohen Uferwänden hin und her, und von fernher, hinter hervorragenden Felsen, durch das Dunkel der Polarnacht, klingt es als Antwort zurück, tief und gewaltig wie das Brüllen eines gewaltigen fremden Tieres, das, aus fernen Zeiten zurückgekehrt, sich hier in dem Felsenwirrwarr des engen Fjords verirrt hat: es ist der tiefe Ton der Sirene eines entgegenkommenden Dampfers.

Da brüllt es wieder auf, ein gewaltiger Urton, der echoend gegen die Uferfelsen schlägt; und plötzlich, wie hervorgezaubert, gleitet der Dampfer hinter einem hervorspringenden Felsen heraus. Näher kommt er, seine Steuerbordlaterne leuchtet, als sei sie das suchende Auge eines daherkommenden Zyklopen, glühend und gewaltig. Nun gleitet er vorbei, eine Reihe von Lichtern in der dunkeln Flut spiegelnd, gespenstisch.

Bald hat der Dampfer die Fjordmündung erreicht. Die hohen Felsenufer gleiten zurück, weit, weit liegt das wogende Meer vor ihnen, dunkel, tief, rätselhaft. Rechts voraus ragt ein einsamer Felsen aus den Fluten empor, düster und schwer wie ein klobiges Bauwerk aus der Urzeit der Menschheit. Hoch oben von seinen Zinnen leuchten ihnen zwei Lichter entgegen, ein großes und ein kleines, übereinanderstehend. Nun gleitet der Dampfer an dem Felsen vorbei. Da leuchtet oben ein Bluelight auf, und durch ein Rufhorn schallt eine tiefe Männerstimme herüber:

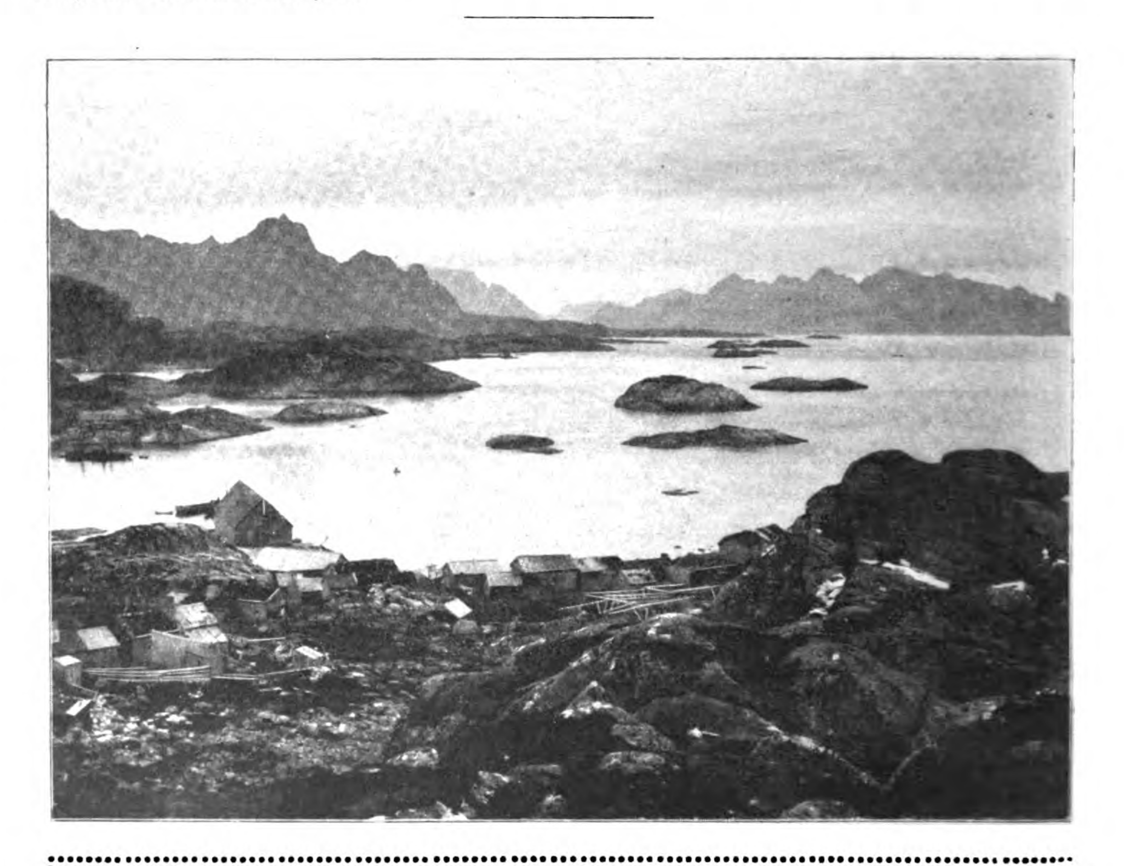
„Farewell, ung Tüskland!" *

*

Die Küste liegt in der Ferne wie eine niedrige graue Wand. Leicht rollt das Schiff in den unruhigen, dunkeln, grün phosphoreszierenden Fluten. Rings hört man den ewigen Sang des Meeres, die Bugwelle schäumt und leuchtet in immer heller werdenden grünschillernden Lichtern, und das breite, schäumende Kielwasser liegt hinter ihnen wie eine Straße, an der sich Wellen branden.

* Fahre wohl, jung Deutschland.

Da fährt oben über der Kimmung im Norden ein breiter Lichtstrahl in die Höhe. Ein Lichtbündel wie das eines gewaltigen Scheinwerfers. Er steht einen Augenblick still, teilt sich dann in zwei, drei dünnere Strahlen, verblaßt allmählich und verschwindet nach einigen Sekunden ganz. Der nördliche Himmel erscheint in einer immer zunehmenden fahlen Blässe, nur unten am Horizont ist er dunkel. Diese Dunkelheit erhebt sich in der Mitte und erscheint bald wie ein tiefschwarzer, auf der Kimmung ruhender Bogen, hinter dem nun Lichtstrahlen, zuerst schwach, dann immer stärker und breiter werdend, emporschießen. Auf und ab huschen sie, werden ständiger, nehmen allmählich alle Farben des Prismas an und stehen nun, ein mächtiger Strahlenkranz, über dem Torbogen zu — Trudwangar. Rings erglänzt das Meer im Widerscheine der zauberhaften Beleuchtung, und das Kielwasser des nach Süden, der Sonne und dem Tag entgegeneilenden Schiffes liegt wie eine endlose Straße, die hinunter in den dunkeln, flammenumstrahlten Torbogen führt, sprühend und funkelnd im magischen Scheine des Nordlichts.



Partie bei Svolvaer (Norwegen)



Heilige Nacht

Heilige Nacht, du Weltenwende,
Fasse leise unsre Hände,
Führ uns aus uns selbst hinaus
Über weiche weiße Weiten . . .
Himmelslichterströme gleiten
Warm um ein armselig Haus.

Leiden, die wir nie vergessen,
Freuden, die uns zugemessen,
Wandern wohl mit uns hinaus.
Seht, sie müssen all uns lassen,
Nun wir fern des Werktags Gassen
Rasten vor dem stillen Haus.

Welterlösungsliebessonne,
Zartes Wunder der Madonne
Reißt uns über uns hinaus.
Strahlen, die das Leid versengen,
Wollen alle Pforten sprengen —
Öffnet! und ihr seid zu Haus!

Karlernst Knatz



München, Alte Pinakothek

Raffael: Die Madonna aus dem Hause Tempi

(Zu nebenstehendem Artikel)



Palma Vecchio: Jakob und Rahel

Der Kuß in der Kunst

Von

A. D. Köpke

Warum küssen sich die Menschen? philosophiert der Kater Hiddigeigei. Wir wissen es. Uns Menschen ist der Kuß die Besieglung der Liebe — uralt wie sie und ebenso verschieden und unerschöpflich, begleitet er uns mit ihr von der Wiege bis zum Grabe. Was kann sich alles in einem Kuß ausdrücken! Frische, gesunde Lebensfreude, edle Sinnlichkeit — aber auch wilde, zügellose Begierde. Ein Kuß kann etwas unglaublich Zartes, ja Heiliges sein — und ebenso der Ausdruck schwüler, überreizter Sinnenlust. Von einer Abart des Kusses singt Theodor Storm:

> Und weißt du, warum so trübe,
> So schwer mir das Herz muß sein?
> Du hast mich geküßt ohne Liebe,
> Das wolle dir Gott verzeihn!"

Diese gleichsam verräterischen Küsse finden ihr krassestes Beispiel in dem oft genug zitierten Judaskuß, der uns als schlimmste Entstellung der natürlichen Zärtlichkeit direkt pervers berühren und abstoßen muß.

In der Kunst zu eindringlicher Gestaltung kommend, ist der Kuß zu jeder Zeit den Dichtern ein ausgiebiges Stoffgebiet gewesen. Die bildende Kunst hat vorsichtiger und zurückhaltender zu Werke gehen müssen. Schiller sagt mit Recht: „Was dem Dichter erlaubt sein kann, ist dem Maler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Objekte bloß vor die Phantasie, dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne — hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht mehr in unsrer Gewalt, wir müssen sehen, was uns der Maler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abwerfen." Demnach werden wir also die künstlerischsten, am feinsten ab-

gestimmten Kußdarstellungen bei den bildenden Künstlern zu suchen haben.

Wem dämmert nicht wieder eine halb unbewußte, glückliche Kindheitserinnerung auf vor dem wahrhaft holdseligen Bilde Raffaels in der Alten Pinakothek zu München: der Madonna des Hauses Tempi. Die Bande, die Mutter und Kind vereinigen, scheinen hier duftiger und heiliger als sonst dargestellt. Wir glauben sogar hier bei Maria neben den mütterlichen schon anbetende Gefühle leise angedeutet zu finden. In den Konturen ist ihre Gestalt noch so völlig eins mit der des Kindes, als ob noch keine Geburt die zarten Fäden zwischen den beiden zerrissen hätte, als ob ihre Hände immer das feste kleine Kinderkörperchen an sich pressen und ihre Lippen nie aufhören würden, das weiche Gesichtchen, das sich — echt kindlich! — etwas abweisend zum Bilde hinaus wendet, im Kuß zu suchen. Denn der Kinderkuß ist bekanntlich passiv von dem halb unwilligen Hinhalten des Bäckchens an bis zu dem schon fortgeschritteneren, nur offen und feucht dargebotenen Mündchen.

Eine Variante des Themas tritt ein, wenn es Kinder untereinander sind, die sich ihre meist plötzlich erwachte Liebe durch einen Kuß bezeugen, so die reizenden kleinen Putten auf dem Venusfest des Tizian in Madrid, die sich zärtlich umschlungen halten und liebkosen, den Stimmungsgehalt des Bildes damit erhöhend und unterstreichend. Kupido, der Liebesgott, ist selbst nur als Bürschchen nicht über drei Jahre dargestellt, wie er den verderblichen Pfeil auf die reizende Kindergruppe des küssenden Pärchens abdrückt.

Ludwig Richter und Hans Thoma zeigen uns ähnliches ins rein kindlich Reale, ja speziell Deutsche übersetzt: statt der Putten kleine Hosenmätze mit dem Hemdzipfelchen, statt der südlichen Ideallandschaft eine trauliche, wohlbehütete Kinderstube oder heimisches, anspruchsloses Hügelgelände. Den Kinderkuß behandelt auch Carrière, der große moderne Franzose. In der Kollektion Moreau zu Paris befindet sich ein Bild: „Intimité." Eine Mutter reicht ihr jüngstes Kind der vor ihr knienden Tochter zum Kuß. Eigentümlich an diesem Werk ist, daß man trotz großer Abweichungen sofort an Leonardos „Heilige Anna Selbdritt" denken muß. In dem Aufbau sowohl wie in der verblasenen Malweise berührt sich unbewußt der moderne Franzose mit dem alten Italiener, dem Frankreich einst die letzte Heimat bot.

Von diesem Bild führt uns ein Schritt ins Pathetische naturgemäß zu den zahlreichen Anbetungen des heiligen Kindes, unter denen wir außer der hinlänglich bekannten von Murillo in Berlin, auf welcher der heilige Antonius das Kind in seinen Armen inbrünstig küßt, noch die in Genua befindliche (S. Donato) vom Meister „Vom Tode Mariä" erwähnen. Der kniende König führt ehrfurchtsvoll das rechte Händchen des Kindes an seine Lippen. Domenico Ghirlandajo jedoch weiß auf seinem in Tempera gemalten Hochaltarbild der Innocenti in Florenz dem sehr alten, knienden Weisen einen bedeutend größeren Zug von Verklärung und idealer Hingebung bei seinem Fußkuß zu geben. Auch bei Botticellis Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande in Florenz reicht die Jungfrau den Jesusknaben zum Kusse dar, und einer dieser Weisen beugt sich kniend bereits über dessen Füßchen, das er im nächsten Augenblick mit seinen Händen an die Lippen führen wird. Allerdings liegt bei diesem Bild nicht der Nachdruck auf der ehrfürchtigen Huldigung, sondern auf den frommen Huldigenden selbst. In drei Generationen ist hier der ganze Florentiner Hofstaat der Mediceer, gleichsam wie auf einem Votivbilde, von Botticelli verewigt. Der kniende Alte ist Cosimo Vecchio de' Medici, inmitten des Bildes im roten Mantel kniet Piero, sein ältester Sohn; rechts davon im weißen Mantel dessen jüngerer Bruder Giovanni. Links vorn, beide Hände am Degen, steht ziemlich selbstbewußt Lorenzo il Magnifico; auf der rechten Bildhälfte, aber nur halb sichtbar, mit dichtem braunem Haar und gesenktem Blick sein jüngerer Bruder Giuliano, der später bei der Pazziverschwörung Ermordete, dem wir im Lauf dieser Besprechung noch einmal begegnen werden. Der Maler selbst hat sich ganz vorn rechts im gelben Mantel stehend dargestellt. Fast wie nachdenklich über sein Werk, schaut er aus dem Bild heraus.

Aber nicht immer braucht Botticelli den großen Zeremonienrahmen um seine Kußdarstellungen. Wir erinnern an das rührende kleine Bild im Pittipalast, die Madonna del Passeggio. Denkbar schlicht in der Komposition, reicht Maria ihren Knaben dem kleinen Johannes zum Kuß, ja fast zu schlicht, denn die Konturen scheinen uns durch nichts gemildert, höchstens noch durch den eckigen Faltenwurf verschärft, hart und etwas gequält in den Raum gebracht. Und die fast wie geschlossen wirkenden herabsehenden Augen von Mutter und Kind haben mit den herabhängenden Mundwinkeln zusammen etwas unendlich Wehes, Schmerzliches, als ob die Ahnung von späterem Leid bereits als „Schwert durch ihre Seelen dränge".

Wie dann später die hereingebrochene Katastrophe die Überlebenden über alle Maßen erschütterte, wird uns auch wieder von den alten Meistern mit Darstellungen des Kusses am sprechendsten vor Augen geführt. Die trauernde Liebe findet keinen größeren Ausdruck als den des letzten Kusses auf den erkalteten Körper des Entschlafenen. Um zunächst bei Botticelli zu bleiben, müssen wir des ergreifenden Gemäldes in der Alten Pinakothek, München, gedenken: „Beweinung Christi." Mit der teuren Last im Felsengrabe angelangt, bricht unter den acht Anwesenden der letzte, größte Abschiedsschmerz aus, ein krampfhaftes Weh ohne Ergebung, durch die kalten, fast harten Farben uns peinvoll versinnbildlicht. Maria sinkt bewußtlos in des Johannes Arme, ein Jünger verhüllt sein Angesicht, jedoch Maria Magdalena nimmt das steil rücküber gesunkene Haupt des Toten in ihre mitleidigen Arme und küßt seine kalte Stirn. Interessant ist, hier Botticellis Leichenstudie von dem am Sonntag, den 26. April 1478 im Florentiner Dom ermordeten Giuliano de' Medici wiederzufinden. Der Heiland trägt genau die schönen, etwas hochmütigen Jünglingszüge des Florentiner Edelsohnes.



Tizian: Die Fruchtbarkeit (Ausschnitt)



Sandro Botticelli: Die Beweinung Christi

Aber oft wagt die Trauer auch nur die Füße des Verstorbenen mit Küssen zu bedecken. Wir erwähnen kurz die Beweinung des Fra Bartolommeo im Pittipalast, auf der Maria den Kopf des Herrn hält und Maria Magdalena die Füße umschlingt und küßt, sie, wie in der biblischen Szene, noch einmal in ihre wirr herabhängenden Haare hüllend.

Wir kommen nun zum letzten großen Kapitel, zu dem Liebeskuß von Mann und Weib. Alle Wonnen und alle Abgründe, die in ihm beschlossen liegen, sind durch die mannigfachsten Auffassungen und Darstellungen zum wenigsten angedeutet worden. Schon die Alten bildeten Eros und Psyche als Ausdruck der höchsten Liebe im Kuß vereint, so auf der im Kapitolinischen Museum zu Rom befindlichen Gruppe aus der hellenistischen Zeit.

Zum erstenmal haben sich hier die unsterblichen Götter zu einer menschlichen Gefühlsäußerung herabgelassen, die Auffassung ist allerdings bereits süßlich und genrehaft.

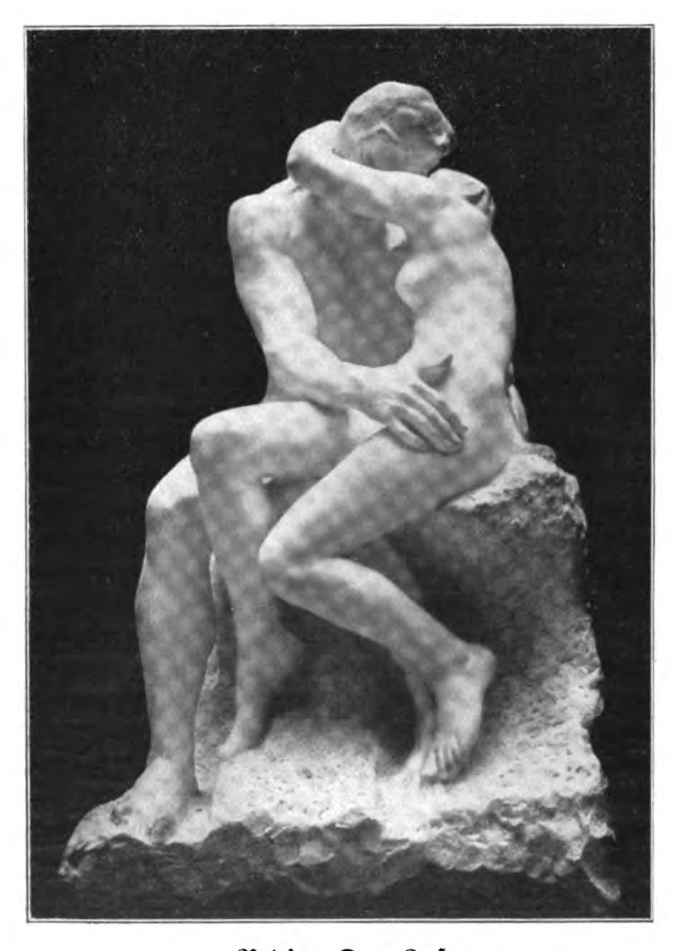
Wie urgesund und kernig stellt dagegen die Renaissance solche Szenen dar, zum Beispiel Palma Vecchio in seiner Begegnung des Jakob und der Rahel (Dresden), bei der der frische Wind der wieder erwachten Lebensfreude die zwei Gestalten aufeinander zuweht, so daß sie sich mit einem herzhaften Kuß in die Arme fliegen. In der Kunst ist jedoch auch die ganze ungestüme Leidenschaft Moment der Darstellung geworden. Elementar wie die Naturgewalten selber, denen er angehört, stürzt sich der bekannte Klingersche Triton auf die hellschimmernde Nereide und preßt sie mit unwiderstehlicher Gewalt an sich, während sie unter seinen Küssen zu versinken scheint, damit das Meer ihr Brautbett werde.

Manche wollen übrigens in dem von fast tierischer Wildheit erfüllten Vorgang ein Symbol des Meeres selbst sehen, das den weißen wehrlosen Strand umklammernd sich zu eigen macht.

Welch ein Kontrast dagegen bei Auguste Rodin! Auch dieser kennt wohl die sinnliche Liebe, doch überragt die übersinnliche sie weit. Hat sein wunderbar feierliches Werk: „L'Homme et sa

Pensée“ in seiner tiefen Allegorie auch den rein menschlichen Inhalt des Kusses eingebüßt, so wird doch die überlebensgroße Gruppe in Marmor „Der Kuß“ (jetzt im Musée Luxembourg, Paris, nicht sehr günstig aufgestellt) für alle Zeiten und Länder der Idealausdruck keuscher Liebesvereinigung zweier Wirklichkeitsmenschen sein. Die Geschlechter sind wohl treffend und markant charakterisiert, ihre Beziehungen zueinander aber bei aller Natürlichkeit denkbar rein und keusch. Ohne eine Spur von Prüderie schlingt das Weib weich und unendlich vertrauensvoll zugleich seine Arme um den Mann, der im Überschwang dieses Gnadengeschenks, fast vor der Berührung scheuend, seine große, breite, zuverlässige Hand nur mit unglaublicher Zartheit leicht auf ihren Oberschenkel zu legen wagt, während er mit dem linken Arm den wundervollen Oberkörper der Geliebten stützt und sich die Lippen in festem Kuß vereinen. Dem Beschauer gegenüber aber ist dies leicht verdeckt durch den vorgehaltenen Arm und den hier unbearbeiteten Stein; eine der wundervollen Rodinschen Zartheiten, mit denen er das große Heiligtum des menschlichen Kusses umfriedet hat — hier stehen wir auf dem Boden, den J. G. Fischer „Geweihte Stätte“ nennt:

Die Erde wimmelt von Klang und Licht —
Wie Feiertag ist's, und ist doch nicht —
Wär' auch die Sonn' am Untergehen,
Auf Erden wär's wie ein Auferstehen,
Denn alles ist Seele und Sonnenstrahl,
Wo zwei sich geküßt zum erstenmal.



Rodin: Der Kuß



Weihnachtserinnerungen

Von

Johannes Trojan

Die Vorfreude gehört zu dem Besten, was man haben kann, niemand aber kann davon so viel haben wie ein Kind. Sich wie ein Kind auf etwas freuen, ist eine bekannte Redensart, auf nichts aber freut sich ein Kind wohl so sehr wie auf Weihnachten. Darum ist der Geburtstag des Christkindleins ein Kinderfest wie kein andres sonst. Die Vorfreude fängt schon an, wenn die Nächte lang werden, und nimmt immer mehr zu bis auf die Zeit, da die Tage vor der Bescherung sich schon abzählen lassen auch bei nur schwachem Geschick im Rechnen.

Es ist möglich, wenn man noch sehr klein ist, daß der Vorfreude ein wenig Sorge sich beimischt, weil man einmal nicht so artig war, wie man es sein muß, um sich die Gunst des Weihnachtsmannes zu verdienen. Aber das hat nicht viel zu sagen, geht schnell vorüber und vergißt sich wieder. Gehört man schon zu den Schulkindern, dann kann es vorkommen — so ist mir wenigstens gesagt worden —, daß einem etwas bangt vor der Zensur, die man am letzten Schultage vor den Weihnachtsferien nach Hause trägt. Es kann ja sein, daß sie nicht in allen Fächern auch nur ein „Genügend" aufweist und sich nicht die Zufriedenheit derer verschafft, von denen die Weihnachtsbescherung abhängt. Aber auch das ist so schlimm nicht, wie es anfänglich aussieht. Wenn es zunächst auch Tränen kostet, macht doch in dem Alter, von dem ich rede, das einfache Versprechen, sich bessern zu wollen, weil es von Herzen kommt und sich doch hauptsächlich nur auf Lesen, Schreiben und Rechnen bezieht, vieles, ja zuletzt alles wieder gut. Tag für Tag vergeht rasch in der Zeit der kurzen Tage, und endlich tritt an einen die Aufforderung heran, einen Wunschzettel zu schreiben. „Wunschzettel!" was alles schließt dieses Wort in sich! Nicht zu oft ward später im Leben an einen die Frage gestellt: „Was wünschest du dir?" mit der Verheißung, wenn es irgend sich machen läßt, es zu bekommen, was man sich wünscht. Und wenn im späteren Leben an einen diese Frage gerichtet wird: wer wird sich dann stets das wünschen, was leicht zu beschaffen und außerdem geeignet ist, ihm wirklich Freude zu bereiten? Es wünscht sich einer vielleicht ewas ganz Törichtes, was, wenn er es bekäme, ihn für Lebenszeit unglücklich machen würde. Eigentlich ist ja doch auch, was man bekommt, ohne es sich gewünscht zu haben, unzweifelhaft das Beste. Ja,

als Kind noch ist man oft durch das besonders erfreut worden, was nicht auf dem Wunschzettel stand.

Eine Reihe von Wunschzetteln habe ich daheim in meinem Elternhause geschrieben, und diese waren alle, wenn ich mich recht erinnere — aufgehoben sind sie ja nicht — recht bescheiden. Davon stach sehr der erste von mir aufbewahrte Wunschzettel ab, den ich nach dem Verlassen der Heimat ins Elternhaus schickte vor Weihnachten im Jahre 1856. Er ist von mir, der ich damals Göttinger Student war, nicht in Prosa geschrieben, sondern in Verse gefaßt worden und deshalb wohl etwas ins Übermäßige und Unbescheidene hineingeraten. Nachdem ich mir einen Schlafrock mit Troddeln, eine Pfeife mit blauweißgoldenen Quasten und ein Paar Wasserstiefel gewünscht habe, fahre ich fort:

In einer Zeitung las ich heut
Vom Grenzenbergschen Marzipane;
Das hat besonders mich erfreut
Deswegen, weil ich bin Gedane.
Im Werder macht man Käse auch,
So wie es auf dem Lande Brauch.
Sie sollen köstlich schmecken.

Auch hab' ich, was an sich recht schön,
An Pfefferkuchen Wohlgefallen;
Doch werdet ihr mich wohl verstehn,
Drum meinen besten Gruß euch allen.
Macht eure Sache nur beizeit,
Der Weg ist nämlich ziemlich weit
Nach Göttingen von Danzig.

Trotz des weiten Weges kam rechtzeitig alles Gewünschte bei mir an, abgesehen von den Wasserstiefeln, deren ich auch gar nicht so sehr benötigte. Zusammen mit einigen Kommilitonen, die auch nicht zu Weihnachten daheim sein konnten, veranstaltete ich dann auf unsrer Kneipe ein Weihnachtsfest. Ein hübsch geschmückter Tannenbaum wurde aufgestellt, und jeder bekam ein kleines Geschenk mit einem lustigen Verslein dazu.

Zur Erklärung der oben zitierten Wunschzettelverse will ich noch noch folgendes bemerken. Ein Gedane ist so viel wie ein Danziger, denn Gedanum ist der lateinische Name meiner Vaterstadt Danzig. Der Danziger Werder, das heißt die Niederung, liefert einen vorzüglichen Käse. Der Marzipan aber, den die Firma Grenzenberg herstellte, galt seinerzeit als mindestens ebenbürtig dem Königsberger Marzipan. Wir hatten Familienverkehr mit dem Hause Grenzenberg, und wenn eines von uns Kindern dorthin geschickt wurde, um eine Bestellung zu machen, kehrte es nie zurück ohne eine Tüte, die außer andern kleinen Leckereien auch sogenannte „Brustkuchen" und ein niedliches kleines Gebäck, das „Geduldchen" genannt wurde, enthielt. Im Spätherbst, wenn die Marzipanbereitung en gros ihren Anfang nahm, erfuhren wir auch, daß damit mehr Schwierigkeiten verbunden sind, als mancher wohl denkt. So mußte jede einzelne Mandel durch Anbeißen daraufhin geprüft werden, ob sie nicht bitter sei. Es gehören ja auch bittere Mandeln in den Marzipanteig, ihre Zahl aber darf nur sehr gering sein.

Auf den Wunschzettel kam übrigens das Naschwerk nicht, mit Ausnahme vielleicht einer „Tafel Schokolade", wobei aber nur an ein Täfelchen von etwa 12:9 Zentimeter Umfang gedacht wurde. Es war sonst selbstverständlich, daß jedes Kind seinen „Weihnachtsteller" — so hieß es — bekam. Darauf lagen vor allem Äpfel, Walnüsse und Thorner Pfefferkuchen, die berühmten Katharinchen, die von uns Kindern auch Kathasinchen und Kathanelchen genannt wurden, als zwei etwas

verschiedene Arten dieses Gebäcks. Nicht fehlen durften Rosinen und Mandeln, doch gab es von Traubenrosinen nur eine kleine Probe und dazu eine größere Anzahl der gemeinen Kochrosinen, die ja auch gar nicht so übel und reichlich so süß sind wie die vornehme Art. Auch die Mandeln erschienen in zweierlei Gestalt, als gewöhnliche und als Krachmandeln. Letztere wurden besonders gern gesehen, weil sie mitunter zum Vielliebchenessen Anlaß gaben. Die Krone aber des Weihnachtstellers waren ein paar Stücke Marzipan in Figurenform. Unter diesen erfreuten sich besonderer Beliebtheit die Gans und das Wickelkind, weil, wie man sich ausdrückte, „am meisten dran war".

In einem Kinderliedchen Heinrich Seidels, das von Weihnachtswünschen handelt, heißt es:

Drei Märchenbücher wünsch' ich mir,
Und Farben auch zum Malen,
Und Bilderbogen und Papier,
Und Gold- und Silberschalen.

Das erinnert mich an das, was man auf den Wunschzettel setzte, als man schon des Schreibens kundig war. Vorher spielten unter den Wünschen die Arche Noah, der Baukasten, die Stadt, die Schäferei und das Zusammensetzspiel die größte Rolle, außerdem bei Knaben Steckenpferd, Schaukelpferd und Soldaten sowie Waffen aller Art nebst Trommeln und Pfeifen, bei kleinen Mädchen aber die Puppe mit allem, was zu ihr gehört, wie Puppenstube, Küche und Kochgeschirr, bei dem es an „blankgeputztem Zinn", Schüsselchen und Täßchen nicht fehlen durfte. Daran reihten sich für Mädchen und Knaben die Bilderbücher, die zum „Besehen" da waren, mit Versen auch wohl ausgestattet, die sich einem leicht einprägten, wenn man sie einmal gehört hatte, wie die zum Beispiel vom Struwelpeter. Ein solches Buch war vor allem auch das Fabelbuch für Kinder von Wilhelm Hey, illustriert von Otto Spekler. Diese schlichten und reizenden Verse von Hey mit den hübschen Speklerschen Bildern habe ich zum größten Teil bis jetzt auswendig behalten, und noch heute klingt es mir, wenn ich an das Bild von den vier Kätzchen zurückdenke, in den Ohren:

Sammetfell heiß' ich dich,
Dieses da Leiseschlich,
Jenes dort Fangemaus,
Aber dich Töpfchenaus.

„Töpfchenaus" wird das Kätzchen genannt, das in der Küche suchte sein Brot „und schaffte der Köchin manche Not".

In die Zeit, von der ich rede, fällt auch das Bekanntwerden mit den Grimmschen Kindermärchen, die nachher, als wir selbst sie, da wir schon lesen konnten, in die Hände bekamen, in kurzer Zeit vollständig „entzweigelesen" wurden, wie das vorher auch mit den beliebtesten Bilderbüchern geschah. Es sind später „unzerreißbare" Bilderbücher hergestellt worden, aber damit können doch die Buchhändler, denen es an starkem Vertriebe ihrer Sachen gelegen ist, unmöglich zufrieden sein. Nein, zum Glück ist, wie mir aus der Kinderwelt versichert wurde, überhaupt nichts unzerreißbar.

In der Zeit, als wir selbst die ersten Wunschzettel schrieben, waren es mit die begehrtesten Dinge, die Heinrich Seidel in seinem Weihnachtsliedchen nennt: „Märchenbücher, Farben, Bilderbogen, Papier, Gold- und Silberschalen." Früher auch schon gehörten zu den Weihnachtsgeschenken für Kinder kleine Farbenkästen, die zu überaus billigem Preise zu haben waren. Sie enthielten Wasserfarben, die kleinen Steinen glichen und solchen auch darin ähnlich waren, daß sie, wie wir sagten, beim Befeuchten mit dem Pinsel nicht recht „angaben". An ihre Stelle traten dann

die Honigfarben, die sehr geschätzt wurden. Dazu wünschte man sich noch etwas ganz Besonderes von Farben, wie Karmin, Ultramarin, chinesische Tusche, die nach Moschus roch, und Gummi Gutti, das wundervoll gelb ist und aus dem Milchsaft der tropischen Garciniaarten hergestellt wird. Es galt für ein wenig giftig. Dazu kamen ein paar kleine Schalen oder Muscheln mit Silber und Gold. Solches enthielten sie, aber doch nur in solcher Menge, daß die einzelne Muschel für zwei Silbergroschen oder „Dittchen", wie diese Münze ehemals in Danzig hieß, zu erstehen war. Mit den Farben wurden die Bilderbogen bemalt, die damals Neu-Ruppin in unerschöpflicher Menge produzierte. Eine Stuttgarter Buchhandlung hat später künstlerische Bilderbogen herausgegeben, an deren Herstellung Künstler wie Adolf Menzel, Gustav Richter, Paul Konewka und andre noch von bedeutendem Ruf beteiligt waren. Sehr reizende Bogen sind darunter, aber eine solche Verbreitung wie die Neu-Ruppiner haben sie lange nicht gefunden.

Wir wollten aber Farben haben nicht nur zum Kolorieren von Bilderbogen, sondern auch zum freien Malen oder „Tuschen", womit wir uns an den Feiertagen und sonst auch gern beschäftigten. So habe ich als Schüler Briefe und Geburtstagsgedichte häufig mit bunten kleinen Bildern geschmückt und im Sommer von blühenden Pflanzen kolorierte kleine Abbildungen, die ich noch besitze, verfertigt. Meine Schwestern aber zeichneten und malten besonders Puppen, die dann ausgeschnitten wurden und zum Spiele dienten. Ganze Schulklassen und auch ganze Familien wurden auf diese Weise hergestellt und zum Spiele mit ihnen Geschichten erfunden, die manchmal phantastischer Art waren.

Zur Herstellung solcher Kunstwerke war natürlich Papier nötig, das man sich dann auch wünschte und bekam. Selbstverständlich stand auf dem Wunschzettel auch der Bleistift, der aber kam in verschiedenen Arten vor, von dem Rohrbleistift an, der in einem Halmröhrchen steckte und für zwei Pfennig zu haben war, bis zu dem Faber Nr. 1 und 2 aus Graphit und Zedernholz. Weiter gewünscht wurden Stahlfedern und ein Halter dazu sowie Gummielastikum und Gummiarabikum. Mit Gänsefedern habe ich noch geschrieben in der Septima des Gymnasiums, wo man am Anfang des Halbjahrs dem Lehrer ein Bund „Posen" einhändigen mußte. Ich sehe diesen von uns sehr verehrten Lehrer — Wilde hieß er — noch deutlich vor mir, wie er uns die Federn schnitt. Das mußte ein Elementarlehrer damals verstehen. Dann aber kamen in allgemeinen Gebrauch die kleinen Kunstwerke aus Metall, auf die der Name „Feder" übertragen wurde, und gelangten auch auf den Weihnachtswunschzettel.

Endlich aber war darauf auch zu lesen „Ein Buch", und darunter war ein solches zu verstehen, das schon für einen etwas reiferen Geschmack zum Lesen geeignet war. Ein Buch der Art war das „Pfennigmagazin für Kinder", von dem ich noch den dritten Band, der 1836 bei Brockhaus erschienen ist, besitze. Darin sind unter anderm hübsche kleine Schilderungen von Pflanzen und Tieren und Bildnisse berühmter Personen. Auch den „Orbis pictus", dessen Urausgabe von Comenius herrührt, besitze ich als ehemaliges Weihnachtsgeschenk in der 1833 von Gailer geschaffenen Ausgabe für die Jugend und erfreue mich, wenn ich dieses Buch zur Hand nehme, an der allerliebsten Abbildung eines offenen, mit Fahrgästen besetzten Dampfwagens, der wohl zu den ersten seiner Art gehörte. Von manchen Weihnachtsbüchern ist mir nur der Name im Gedächtnis geblieben, den wir Kinder ihnen gegeben hatten. So hieß das „Hermannbuch", weil als Hauptperson ein gewisser Hermann darin vorkam, ein andres, das „Mummalschenbuch" genannt, wird wohl etwas Gespenstiges enthalten haben. Unauslöschlich in der Erinnerung geblieben ist mir Campes „Robinson", der von uns in kurzer Zeit gänzlich zerlesen wurde. Ihn erwähne ich in einem längeren, in Distichen gefaßten Gedicht, das ich 1859 meiner Zwillingsschwester, mit

der zusammen mir einst auf dem Kindertischchen Weihnachten „aufgebaut“ wurde, gewidmet habe. In diesem Gedicht heißt es:

> Schaue das Tischchen nur an, daran wir spielten und bauten
>   Ragende Städte, darein stellten wir buntes Getier.
> Sieh nur das Buch, die Märchen! Du findest vielleicht noch ein Stückchen,
>   Unter der emsigen Hand lösten die Blätter sich auf.
> Ja, das war uns ein Fest, zu lesen und wieder zu lesen
>   Von dem verzauberten Schloß, von der gewaltigen Fee,
> Gern auch weilten wir hier auf Robinsons einsamer Insel;
>   Oh, wie freuten wir uns, als er das Feuer empfing,
> Aßen Muscheln mit ihm, und mit kleinen, klopfenden Herzen
>   Fühlten wir jede Gefahr, als er die Wilden gesehn.

Wir beiden hießen im Hause noch immer die „Kleinen“, als wir schon ziemlich groß waren.

Der Weihnachtsbaum war in meinem Elternhaus stets eine Kiefer oder Föhre, denn andre wilde Nadelbäume gab es bei uns nicht. Noch wurden nicht auf den Eisenbahnen Tannen und Fichten, wie es jetzt geschieht, zu Weihnachten in die Städte geschafft.

In den letzten Jahren, die ich noch in der Heimat verlebt als Schüler der obersten Klassen, fiel es mir zu, den Weihnachtsbaum auszuschmücken. Dazu gebrauchte ich buntes Papier, aus dem ich Ketten und Netze schnitt, sowie etwas Schaumgold zum Vergolden von Nüssen, endlich einen großen Wachsstock, der zu Kerzen zerschnitten wurde. Solche Kerzen gebrauche ich auch heute noch zum Aufstecken auf den Baum, weil ich den Weihnachtswachsgeruch nicht vermissen will. Auch eine alte Lichtputzschere zum Auslöschen der Kerzen besitze ich noch, und sie wird wie ein Heiligtum behütet.

Im Jahre 1856 verließ ich die Heimat und habe dann im Jahre 1866 zum ersten Male am eignen Herde einen Weihnachtsbaum angezündet. Es waren zuerst nur ihrer zwei, die daran Freude hatten, im Laufe der Jahre aber kamen mehr und mehr dazu. Helles Lachen erklang dann, und fröhliche Augen glänzten auf im Kerzenschimmer.



Ein altes Buch in neuem Gewand

Es gibt Literaturwerke, deren Ruhm sich von Generation zu Generation forterbt, mehr, weil man einmal gewöhnt ist, an ihre Vortrefflichkeit zu glauben, als weil sie immer wieder durch lebendige Wirkung ihren inneren Wert dartäten. Ihr Äußeres wird allmählich ein wenig altmodisch, ihr Inhalt verliert die unmittelbare Beziehung auf das ewig sich wandelnde Leben. Aber der Strahl des Erfolgs, der einst auf sie fiel, war so hell, daß er ihnen eine Art Unsterblichkeit lieh. Und prüfen wir dann wirklich einmal mit strengerer Kritik das langsam matter werdende Gold dieses Nachruhms in der Erwartung, es zur höheren Ehre unsers Scharfblickes so leicht und gründlich abstreifen zu können wie den Farbenstaub von den Flügeln des Schmetterlings — dann er-



Josef von Obenaus öffnet die Tür — Frau von Böslich tritt ein

leben wir vielleicht erst eine Überraschung: wir müssen erkennen, daß der äußere Glanz nur darum so lange haften blieb, weil in der Legierung, aus der das Werk gegossen ist, doch das echte, edle Metall überwiegt.

Zu den Werken dieser Art gehört Sheridans „Lästerschule“. Mit der ersten Aufführung (1777), die seinem Verfasser, dem jungen, liebenswürdigen und lebensfrohen Iren, einen vollen Erfolg brachte, war dem Lustspiel sein Platz im Herzen des Publikums und in der Literaturgeschichte gesichert; und der größte dichterische Genius der nächsten Generation, Byron, vidimierte ihm den Paß für die Unsterblichkeit, indem er es als das beste Lustspiel seiner Zeit bezeichnete. Lesen wir heute die „School for Scandal“, so finden wir zunächst die Handlung nicht besonders kunstmäßig angelegt und geführt, die Charaktere mehr typisch als individuell, die Satire etwas grob aufgetragen.



„Also lebt wohl!“

Aber bald merken wir, daß uns aus dem altmodischen Kleid ein jugendfrisches Antlitz entgegenlacht. Der Dichter lebt in seiner Dichtung fort und erhält sie jung. Nicht den Gang der Handlung, aber den Gang des Dialogs beflügelt sein Temperament; seine Menschen sind nicht die Geschöpfe tiefer seelischer Intuition, aber aus ihren Worten blitzt wieder und wieder die geniale Natur ihres Schöpfers auf. Im Tonfall ihrer Rede, und wenn im raschen Wechselgespräch die Wortwaffen sich kreuzen, klingt uns manches Mal, fast ungreifbar, eine Note entgegen, die uns ganz überraschend „modern“ anmutet. Wo haben wir sie doch, heute oder gestern, gehört? Richtig, es ist der Klang der paradoxen Sentenzen, der pfeifenden satirischen Hiebe, des ironischen Lachens bei Oskar Wilde oder Bernhard Shaw. Kein Zufall, daß man bei Sheridan an Wilde und Shaw denkt: alle drei sind Iren; und im achtzehnten wie im neun-



Frau von Fopp

zehnten Jahrhundert — es ist der gleiche Funke, irischer Witz, der in denselben Zunder, englische Heuchelei und Oberflächlichkeit, überspringt.

Ein gutes Teil Selbstironie, diese Hauptwürze irischen Witzes, bewahrt die Satire Sheridans auch vor dem leisesten Geschmack des Pharisäertums und der selbstsicheren Tugendhaftigkeit. Die Personen, die in der „Lästerschule" sozusagen das gute Prinzip vertreten, die alten Herren Peter von Fopp und Oliver von Obenaus und dessen Neffe Karl von Obenaus, sind gar nicht als makellose, würdevolle Bilder menschlicher Vollkommenheit gezeichnet; Herrn von Fopp wird nichts von der leisen Lächerlichkeit erspart, die sich so leicht dem betrogenen Ehemann anheftet, Herr Oliver von Obenaus ist ein gutmütiger alter Polterer und sein Neffe Karl nichts weniger als ein Musterknabe ohne Wert, der völlig unverdient von den Klatschsüchtigen und Intriganten des Stücks angefochten würde, sondern ein arger Windbeutel und Schuldenmacher, der ohne viel Sentimentalität dem Tag entgegensieht, da der Tod des Erbonkels ihn zum reichen, völlig freien Mann machen soll, der aber doch diesem Onkel viel zu dankbar ist, um sein Porträt gegen eine noch so hohe Summe zu verkaufen. In dem Karl von Obenaus mag Sheridan ein wenig sich selbst zu zeichnen versucht haben. Auch er, der Direktor des Theaters von Drury Lane, der glänzende Parlamentsredner (im Jahre 1808 bewog er seine Parteifreunde, die Whigs, für die Fortführung des Kriegs gegen Napoleon zu stimmen), der hohe Beamte, hat ungefähr sein ganzes Leben unter schwerer Schuldenlast — sollen wir sagen: geseufzt? Das Wort erscheint zu pathetisch, wenn wir uns einer der vielen Anekdoten erinnern, die aus seinem Leben überliefert sind. Einer seiner Gläubiger wollte ihn zwingen, einen ganz bestimmten Tag für die Bezahlung seiner Schuld unwiderruflich festzusetzen. „Gut," erwiderte ihm nun endlich Sheridan, „sagen wir also am Jüngsten Tag; oder nein, da ist ohnehin zu viel Geschäft los — also den Tag darauf!" So wenig wie seine Schulden seinen Witz ersticken konnten, schmälerten sie sein bürgerliches Ansehen, seinen Gentlemanruf. „Er



Frau Heimtück tritt auf.

„Meine liebe Frau von Böslich, ich habe Euch eine Ewigkeit nicht gesehen!"



Ein drolliges Mißverständnis

konnte oft nicht zahlen, was er schuldig war," sagt Alois Brandl von ihm, „weil er oft zahlte, was er gar nicht schuldig war, und solche finanzielle Insolvenz förderte wie nichts andres seinen moralischen Kredit."

Als ein prächtiger, freier, großgesinnter Mensch tritt uns Sheridan aus dem Rahmen der biographischen Überlieferung entgegen; und als einen solchen lernen wir auch den Verfasser der „School for Scandal" kennen. Liegt nicht hier vielleicht das eigentliche Geheimnis des Erfolges, der dem Lustspiel in seiner Zeit zuteil wurde, und des lebendigen Reizes, mit dem es heute noch, den beginnenden Altersspuren zum Trotz, auch den Nichtengländer anzieht? Jedenfalls verdiente es den Versuch, in einer neuen, gut lesbaren Übersetzung und in schöner Ausstattung, die das Auge des Bücherfreundes auf sich lenkt, den Deutschen wieder einmal vorgeführt zu werden, und wir meinen, dieser Versuch, den soeben die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart unternommen hat, wird von bestem Erfolg gekrönt sein.

Von dieser neuen Ausgabe mögen die Illustrationen, die wir diesen Zeilen beigeben, eine Anschauung übermitteln. Sie bringt das Wort des Dichters verdeutscht bis zu den Personennamen; aber sie zeigt den deutschen Text mit dem Bilderschmuck, den ein englischer Künstler ihm geliehen, und führt in der ganzen Ausstattung dem deutschen Publikum den Typus des modernen englischen Prachtwerks vornehmen Stils vor.

Es ist bekannt, daß England der modernen Buchkunst die wertvollsten Anregungen und Vorbilder gegeben, ja eigentlich die moderne Buchkunst überhaupt erst geschaffen hat. Der erste Anstoß zu dieser Bewegung geht um viele Jahrzehnte, bis auf die englischen Präraffaeliten, zurück; von ihrem Geiste beseelt, an den Meisterschöpfungen aus der Zeit der Handschriftenmalerei und aus den ersten Jahrzehnten der Buchdruckerkunst geschult, faßte William Morris das Buch mit feinstem Empfinden und strengster Konsequenz als ein einheitlich durchzugestaltendes künstlerisches Ganzes auf. Er selbst hat sich dabei von den alten Vorbildern nicht freimachen können; aber auf das ganze Buchgewerbe hat er befreiend und läu-



„. . . einen richtigen Streit, bevor das Glockenläuten vorbei war"



Starker Tee und Klatsch



Das überraschte Liebespaar

ternd gewirkt. Man lernte seinen Archaismus überwinden (in Deutschland verfällt man heute leider schon wieder in ein kokett spielerisches Archaisieren mit Biedermeier- und sonstigen Spießerallüren) und baute seine Errungenschaft, die künstlerische Durchdringung des Ganzen, von der einzelnen Letter zum Seitenbild, von der Wahl des Papiers bis zu den Rückenbünden des Einbands, immer weiter, freier und vielseitiger aus.

Der Haß, den W. Morris gegen alles empfand, was Maschine heißt und von Maschinen hervorgebracht wird — in seinen alle die Gebiete des Kunstgewerbes pflegenden Werkstätten wurde nur Handarbeit geduldet —, mußte ein heroischer Anachronismus bleiben. Es ist einfach ein in der innersten Art des Menschen begründetes Naturgesetz, daß er alle Fortschritte der Technik in seinen Dienst stellt, sie nach jeder möglichen Richtung hin für sich wirken läßt. Wie die Buchdruckkunst die Werke der Dichter und Denker erst den Nationen in ihrer Gesamtheit zugänglich gemacht hat, so verbreiten heute die photomechanischen Reproduktionsverfahren die Schöpfungen der bildenden Kunst in einer noch vor wenigen Jahrzehnten von niemand geahnten Menge, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit an alle Stände, durch alle Länder. Es ist interessant, zu beobachten, wie dabei die Entwicklung sozusagen sich selbst überholt, wie, nach dem Wort vom Besseren als dem Feind des Guten, oftmals das, was vor kurzem noch als ein Fortschritt gepriesen wurde, nun als Fehlversuch und Verirrung angesehen und überholt wird. Ein paar Jahrzehnte lang galt der Tonholzschnitt, dessen faksimileartige Treue gegen die Vorlage des Künstlers erst dadurch möglich wurde, daß diese photographisch auf die Holzplatte des Xylographen übertragen wurde, als höchster und letzter Triumph des Buchdrucks und der Illustrationstechnik. Der Freude an dieser Errungenschaft verdanken unzählige Prachtwerke der sechziger bis neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ihr Dasein. Vieles davon ist gewiß für immer veraltet; andres wird man ebenso sicher binnen gar nicht zu langer Zeit wieder schätzen, wenn es dem psychologischen Gesetz des Undanks der nächsten Generation entrückt ist.

Zunächst aber erlag der Tonholzschnitt zwei Gegnern, die von gerade entgegengesetzten Seiten ihn bedrängten: der ausschließlich photomechanischen Reproduktion, die ihn an Treue gegenüber dem Original eben doch unendlich weit übertraf und dabei ungleich rascher und billiger herzustellen war, und der strengeren Auffassung von Buchkunst und Buchschmuck, wie sie von England aus sich siegreich durchsetzte. Die, man möchte sagen puritanische Richtung empfand die malerischen, weich ineinanderfließenden Massen des Tonholzschnitts (den man auch, eigentlich richtiger, Holzstich genannt hat) als unorganische Flecke gegenüber dem klar und scharf gesonderten Schwarzweiß des Textdruckes und griff darum ganz folgerichtig und mit vielem künstlerischem Erfolg auf die alte Art des Holzschnitts zurück, die nur mit scharf umrissenen Flächen und Linien arbeitet.

Aber die Entwicklung konnte dabei nicht stehenbleiben. Die Fortschritte auf photomechanischem Gebiete ermöglichen heute auch farbige Reproduktionen von einer relativen, ja manchmal fast absoluten Richtigkeit und dabei von so schöner und reiner Wirkung, daß sie auch für das künstlerisch ernstgemeinte Prachtwerk herangezogen werden konnten. Es handelt sich hier nur darum, das farbige Bild so in den Text hinein- oder ihm gegenüberzustellen, daß sich beide einander so wenig „wehe tun", im Gegenteil einander heben und ergänzen, wie wir es bei den alten Bilderhandschriften sehen.

Wenn in jenen alten Kodizes Bild und Text so gut zusammengehen, so liegt das vor allem an der Schönheit der einzelnen Schriftzüge und der Anordnung des geschriebenen Textes, die ein angenehmes, klares Seitenbild ergibt, wie der treffende technische Ausdruck lautet. Wir haben heute, dank dem erneuten Aufschwung des Buchwesens, Lettern von wirklich gediegener Eleganz, die in der Gesamtwirkung wohl mit den schönen Handschriften wetteifern können, und der typographische Geschmack ist hinlänglich geschult und verfeinert, um Seitenbilder von wohltuender Ruhe und Vornehmheit herzustellen. So sind alle Bedingungen gegeben für die Schaffung eines neuen Typus des „Prachtwerks",

wie wir ihn wiederum in England schon heute besonders glücklich und angenehm verkörpert finden.

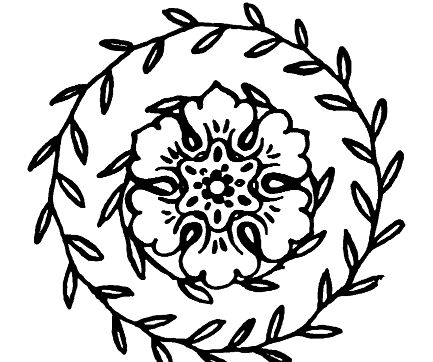
Von den Künstlern, die auf diesem Feld tätig sind, ist in Deutschland namentlich Arthur Rackham bekannt geworden durch seine Illustrationen zu Wagners Nibelungen. Neben ihm seien genannt Frank Reynolds, der Dickens' Copperfield und Pickwickier mit liebenswürdigen Bildern versehen hat, Eduard Dulac, von dem besonders farbenprächtige Illustrationen zu Fitzgeralds Omar-Khajjam-Nachdichtung und zu einer Auswahl aus Tausendundeiner Nacht herrühren, und Hugh Thomson, der namentlich zwei Dramen illustriert hat: Shakespeares „Wie es euch gefällt" und Sheridans „Lästerschule".

Diese letztere Ausgabe ist es, die jetzt mit deutschem Text vor das deutsche Publikum tritt — eine der glücklichsten und liebenswürdigsten Schöpfungen aus der ganzen Kategorie der neuen farbigen Prachtwerke. Thomsons Illustrationen sind Federzeichnungen, die für den Text nur in Schwarzweiß, die farbigen in meist lichten, zarten Farben getuscht. Es sind graziöse oder komische Szenen aus dem old merry England, ohne die Derbheit eines Hogarth oder Rowlandson, aber doch mit frischem Humor in der Schilderung jener aufgeschwemmten alten Herren und die aufgeplusterten Damen der höheren Jahrgänge bilden eine wirkungsvolle Folie für die jüngere Generation mit den gutgewachsenen, schlanken Herren und den graziös geschmeidigen Mädchen und Frauen des englischen Idealtypus.

Mit besonderem Geschick verstehen es diese Illustrationen, den engen Rahmen, den ihnen allzu genaues Festhalten am Dichtwerk ziehen würde, zu erweitern; oft geben sie Paraphrasen statt der Illustrationen (so besonders Dulac in seinem Omar Khajjam), oder sie greifen etwas Nebensächliches, zeitlich Zurückliegendes heraus, das ihnen Stoff zu ganz einfachen und in ihrer Einfachheit doppelt liebenswürdigen Genrebildern gibt. Man sehe sich daraufhin die Abbildungen auf diesen Seiten an oder nehme das Buch selbst zur Hand und betrachte die beiden Bilder, zu denen sich Thomson durch das Gespräch zwischen Herrn von Fopp und seiner Frau anregen ließ, wie Herr Peter sie zum erstenmal sieht, die in ihrem Mädchenzimmer am Stickrahmen sitzt — an der Wand hinter ihr hängt ein Spiegel, in dem wir die Köpfe der Mutter und des Freiers, die durch die Tür hereinspähen, erblicken; und wie sie am Spinett sitzt, ergeben dem Vater etwas vorklimpernd, der, von der Jagd heimgekehrt, bei einer Flasche Wein vor sich hinduselt.

So bietet dieses Werk einen Beitrag zur Neugestaltung des illustrierten Buches und wird nicht nur beim Bücherfreund, sondern auch bei dem größeren Publikum ein Bedürfnis nach Prachtwerken wecken, die unsrem heutigen Geschmack und ästhetischen Schulung entsprechen. Neben dem übertriebenen Purismus, der gegenwärtig die Buchausstattung beherrscht, mehren sich die Anzeichen, daß auch beim Gewand des Buches die Phantasie zur Geltung kommen will.

O. Maxen





Der Schäfer von Bethlehem. Nach einer künstlerischen Photographie von M. J. Rendall

Was ich im Orient mit Dienstboten erlebte

Von

Dorothea Schumacher

In Mitteleuropa ist die Dienstbotenfrage schon längst aus dem akuten in das chronische Stadium getreten. Mancher Hausfrau, die an Erlebnissen auf diesem Gebiet einzig dazustehen glaubt, kann empfohlen werden, ihr Heim nach Ägypten zu verlegen — dort wird sie die Ausdauer und Bescheidenheit der heimischen Dienstboten erst schätzen lernen!

Da es im Orient weder Zeugnisbücher noch Kündigungsfrist gibt und sich wenige eine englische „maid" leisten können, die monatlich 4 bis 5 Pfund Sterling Lohn und „ham and eggs" zum Frühstück verlangt, so heißt es sich dort von Anbeginn mit größter Geduld, Nachsicht und Ruhe zu wappnen. Als Gattin eines ägyptischen Untertans stand ich vor der weniger angenehmen als interessanten Aufgabe, für mein Heim am Nil einen dienstbaren Geist zu finden. Vor den in Kairo blühenden Bureaus für Dienstpersonal hatte ich eine gewisse Scheu und suchte durch den Portier des Hauses, der, wie alle seiner Art in Kairo, ein braver, geschwätziger, neugieriger Berberiner war, einen kleinen Diener heranzubekommen. Ich begann also bescheiden mit einem kleinen „Achmed", der mir vorläufig genügte, bis ich mich an die veränderten Verhältnisse eines ägyptischen Haushaltes etwas gewöhnt hatte. Klein-Achmed war mit seinen zehn Jahren ein ebenso schlauer wie niedlicher brauner Wicht, der es zum Beispiel verstand, den Händlern ihr Gemüse, Obst und dergleichen für wenige Para abzuschmeicheln, um den Rest des Geldes für sich zu verwenden. Er appellierte mit Erfolg an die Milde des Glaubensgenossen, der dem kläglich dreinschauenden Bübchen gern etwas zukommen ließ. Achmeds unglaubliche Schnelligkeit kam weniger mir als ihm zugute, da er nicht eher wieder bei mir erschien, bis er seinen Weg „bequem gemacht" haben konnte — wie er sagte. In Wahrheit war er schon längst zurück und hatte, unter der breiten Bank vor der Haustür verborgen, mit dem Portier geschwatzt. Klein-Achmed mußte scheiden, da er dem frischen Morgengebäck wiederholt nicht widerstehen konnte, das, für vier Personen bestimmt, bei ihm allein verschwand! Dafür hatte er auch auffallend viele Freunde in der Straße gefunden. Als er schied, konnte ich ihm nicht einmal gram sein — er war ein recht begabtes, vielversprechendes, hübsches Kind!

Sein Nachfolger war Hämmed, dessen Gutmütigkeit keine Grenzen kannte, dessen Naivität in häuslichen Dingen jedoch weiter ging, als es mein frisch glänzender Haushalt vertrug. Ich traf ihn einmal im Salon — wie er mit dem Schrubberbesen geflissentlich den Staub vom Piano fegte. Ein andres Mal rieb Hämmed mit dem Eifer eines dankbaren und mit sich zufriedenen Dieners die Fensterscheiben ab — und zwar mit meiner neuen Flanellbluse! Er hatte sie ergriffen, da er den ähnlich gestreiften Stoff, den ich ihm zu jener Arbeit angewiesen, als Turbantuch verwendet hatte. Auf meine sprachlose Überraschung reagierte er mit einem scheuen Hundeblick, ließ die mißhandelte Bluse fallen und schlich hinaus, um den Rest des Tages, jede Arbeit verschmähend, in der Badestube zu bleiben ... bis ihn am Abend der Duft von gebratenen Tomaten und Reis hervorlockte. Auch dann blieb er noch in der Rolle des Zerknirschten; er ächzte ab und zu tief auf, indem er gewaltige Mengen Reis auf ein Stück Brot lud und das Ganze seufzend verschlang. Als Hämmed sich trennen mußte, dachte ich nur einen geschulten Menschen zu wählen und trug dem Portier meine Wünsche vor. —

Diesmal schien ich mit Manssur, einem gewandten, adretten sechzehnjährigen Berberiner, einen guten Griff getan zu haben. Manssur sah prächtig aus, wenn er am Freitag, dem mohammedanischen Sonntag, in blauem Atlasrock, gestreiftem Turbantuch, die Nelke hinter dem Ohr, in neuen gelben Schnabelschuhen mit elastischen Schritten ausging! Gern lauschte ich seinen arabischen Gesängen, wenn er abends am geöffneten Küchenfenster in die Mondlandschaft hinausklagte:

Du braune Hirtin
Mit den blitzend weißen Zähnen...

Doch als die wehe, klare, bebende Stimme nimmer schweigen wollte, suggerierte sie mir schließlich ein wenig von des Sängers Heimweh. Manssurs Gewandtheit war verblüffend, doch täuschte ich mich in der Hoffnung, ihm meine Methoden beibringen zu können. Er tat alles auf seine Art und schien durch den erstaunlichen Verbrauch von Seife, Wischtüchern und Bürsten seine Perfektheit bekunden zu wollen. Beim Scheuern glichen die Zimmer Seen, auf denen Boote in Gestalt von Schuhen dahintrieben... Als Manssur frische Moskitonetze über dem Bett anbringen sollte, wies er die Hausleiter verächtlich zurück und wollte sich mit einem schönen Klimmzug an der schwächlichen Eisenstange des Betthimmels emporschwingen — der ganze Apparat brach herunter und begrub den Braven unter einer Wolke von Tüll und — Kalk. Jede Dreinrede empfand Manssur als Beleidigung und behauptete, daß er, als Berberiner, allein wisse, was Aufräumen sei! Ich ergab mich und dachte: gut, wie er reinmacht, soll mir gleich sein; jeder nach seiner Art! Als sich aber mein Widerspruch gelegentlich noch einmal mächtig regte, warf er mir voller Empörung die Scheuerbürste vor die Füße, sprang von der hohen Hausleiter mit einem fürchterlichen Satz herab und — zum Fenster hinaus! Da europäische Nerven derartigem nicht gewachsen sind, mußte Manssur uns verlassen.

Hiermit hatte mein Erleben bereits einen hohen Grad erreicht, und so beschlossen mein Mann und ich, einen Versuch mit einer europäischen „bonne à tout faire" (Mädchen für alles) zu wagen. Es fiel mir schwer genug, die Gesindevermieterinnen aufzusuchen, die alle behaupteten, nur tadellose Mädchen zu vermitteln, das Handgeld von einem halben Pfund Sterling annahmen, das Erdenklichste versprachen und — mich meistens im Stich ließen. Kam doch einmal eine Duenna, so hatte sie vieles mit der Vermieterin gemeinsam: unbestimmbare Nationalität, kühne Forderungen und Radebrechen auf Französisch, Arabisch, Italienisch und Deutsch.

Ich fand „Mizzi". Sie stammte angeblich aus Kärnten und hatte nur eine Leidenschaft: die Anfertigung von österreichischen Mehlspeisen. Dies geschah auf Kosten der übrigen Arbeiten, die sie mir zu überlassen gedachte. Mizzi probierte meine Duldsamkeit aus, indem sie ihren Bedingungen täglich eine neue anfügte. Mit der letzten — meine Küche zu vergrößern — war meine Geduld zu Ende! Sie ging bereits nach acht Tagen, hatte aber ihr Mietgeld von einem halben Pfund Sterling und ein Pfund Sterling Wochenlohn schon vorweg.



Berberiner als Hausdiener

Es kamen arbeitsreiche Tage, in denen ich das Nötigste selbst tat und den Portier zum Einholen engagierte. Da fühlte ich manchmal so recht, wie angenehm das Leben ohne Dienstboten sei — allein der übermäßige Staub, das heiße Klima, die Primitivität der Wohnung und Schwierigkeit des Einholens machte bald wieder einen solchen nötig.

Ich fand eine ältere Malteserin, „Mary“, die ein wenig englischen Schliff hatte, gut kochte, nach Kräften arbeitete und von bescheidenem Wesen war. Allein — ihrer anfänglichen Behauptung entgegen, daß sie kerngesund sei — Mary erkrankte nach drei friedevollen Tagen an heftigen Krämpfen. Ich verbrachte an ihrem Lager eine endlose, angstvolle Nacht, während mein Mann die schwere Aufgabe löste, in Kairo nachts um zwei Uhr einen Arzt herbeizurufen. Hundert Schritte von unserm Hause wohnte ein solcher — er verstand sich aber nicht eher zum Mitkommen, bis mein Mann einen Wagen ausfindig gemacht hatte, was draußen in Schubra um zwei Uhr nachts wirklich sehr schwer war. Unterdes hatte sich der Arzt aufgerafft und ließ sich das kurze Stückchen Weges fahren. Die arme Mary wand sich inzwischen vor mir in Krämpfen, und ich verging fast vor Angst und Ratlosigkeit. Der Arzt liquidierte ein Pfund Sterling und empfahl, Mary sofort in das englische Hospital zu schaffen. Wieder mußte mein Mann die Sanitätsmannschaft an der Esbékie ausfindig machen. Diese lag im süßen Schlaf und bequemte sich erst nach wiederholtem Backschisch, aufzustehen und nach Schubra hinauszukommen.

Als Mary fort war, atmete ich auf. Zwei Pfund Sterling und eine angstvolle Nacht hatte sie uns gekostet! Nach einigen Wochen traf ich sie, frisch und adrett, auf der Mouskistraße; sie gab mir aber keinerlei Gelegenheit, von den Ängsten und Ausgaben jener Nacht zu sprechen.

Da mich noch immer die Zuversicht der Anfängerin beseelte, wählte ich jetzt eine etwas reife Schönheit vom Littorale, „Annette“, zu meiner Hilfe. Sie kam im bastseidenen Mantel, Toquehut, Schleier und Koffern wie eine Lady vorgefahren. In meinem nüchternen Hause offenbarte sie bald ihren Sinn für das Malerische: sie schlang ein rotes Tuch um ihren üppig-schwarzen Scheitel, trug stets eine im Rücken nicht schließende Spitzenbluse, einen hellblauen Rock und zur Schonung dieses Kostüms eine rosa Hängerschürze. Für die vernachlässigte Arbeit des Besteckpolierens, Geschirrtrocknens und Fensterputzens entschädigte sie mich durch kunstvolles, echt italienisches Drapieren bunter Kleidungsstücke an Balkonen und Fenstern. Annette kochte und wusch den lieben langen Tag auf sehr summarische Art. Für sie gab es nur ein Gericht: „Allerlei“ — in dem alle Arten von Fleisch, Gemüsen und Gewürzen saft- und kraftlos miteinander verkocht waren. Bei ihrem Schaffen sang Annette vom Morgen bis zum Abend im tremolierenden Sopran und wiederholte hundertmal:

O sole mio!

oder:

Che bella la ragazza —
Che bello il giorno!

Leider vermochte ich so viele Qualitäten nicht gebührend anzuerkennen. Ich beschloß, nach diesen drei Erlebnissen — Mizzi, Mary und Annette — allein zu kochen und mir für das übrige eine tüchtige Araberin zu nehmen. Da jene drei zwei und ein halbes Pfund Sterling monatlich verlangt hatten, schätzte ich mich glücklich, die sehr solid ausschauende riesenhafte „Saïda“ für nur zwei Pfund monatlich zu finden. Sie entwickelte eine starke Freude am Schaffen, scheuerte, wusch und rieb täglich das ganze Haus, schien aber zu glauben, eine heimatliche fellachische Lehmhütte um sich zu haben, da sie den ideellen Wert polierter Möbel, neuer Teppiche und frischer Tischwäsche nicht erfaßte und würdigte. „Sand und Wasser“ war Saïdas Losung. Leider fand ich überall die Spuren ihrer echt fellachischen Reinlichkeit; sie nahm zum Beispiel Bücher. Hefte und Photographien einzeln in die energische Behandlung mit dem tropfnassen Scheuertuch. Nach meinen Vorwürfen ließ sie sich stets mit indigniertem Gemurmel und mit voller Wucht auf die Steinfliesen der Halle nieder und bat mich obendrein noch um Kaffee zur Stärkung! Einmal fanden wir beim Nachhausekommen eine Versammlung fellachischer Weiber vor, die alle zum

Besuch Saïdas gekommen waren. Meinen Mann sehen und die Gesichter verhüllen, war ein Augenblickswerk — aber sie blieben sitzen — so lange, bis meine anerkannte Langmut verging und ich sie zum Fortgehen ermunterte. Solche Fellachenkränzchen bürgerten sich dermaßen durch Saïda ein, daß ich auch diese entlassen mußte. Immerhin war sie ja lange genug — nahezu vierzehn Tage! — bei mir gewesen. Nach allem fand ich doch, daß sich Saïdas unschuldiges Gemüt vorteilhaft abhob von der Verderbtheit der europäischen polyglotten Duennen. Deshalb nahm ich Hossʼna, eine Negerin, an. Sie arbeitete schwer und unverdrossen wie ein Lasttier und besaß auch dessen Demut und Duldsamkeit, unter der sich jedoch eine Art Verachtung alles Europäischen zu bergen schien. Meine Vorwürfe über ihre grenzenlose Naivität in häuslichen Dingen prallten wiederholt an ihrem einförmigen „Ma ara fúsch" — „ich weiß nicht" — ab, wobei mich immer ein Blick traf, so mild und weh, wie ihn nur eine Negerin hat. Da Hossʼna ihre Mahlzeit ausschließlich von der Küchentischplatte, ohne Vermittlung des Tellers, aß und da sie Löffel und Besteck hartnäckig am falschen Ende faßte und darreichte, erkannte ich klar, daß sie für die kleinlichen Dinge eines nordischen Haushalts nicht geschaffen sei! Wie eine Gestalt der Vorzeit ragte Hossʼna vor mir auf, als ich ihr Lebewohl gab; der letzte Blick, der mich traf, war der einer gekränkten Hoheit.

Diesmal ließ ich mir die Wahl schwer werden; der schwerfälligen, primitiven Geschöpfe überdrüssig, glückte es mir nach langem Wählen, die schlanke junge Amina zu finden. All ihre Habe war ein Bündel Kleider, das sie unter ihrer Lagerstatt niederlegte. In ihrer arabischen Kleidung, mit dem Mullschleier vor dem feinen, ovalen Gesicht, sah sie recht hübsch aus. Sie huschte unhörbar durch



„Portiersleute" in Kairo

die Zimmer und verstand sich auf jede Arbeit — freilich auf eine zu sehr von der europäischen abweichende Art. Alle Kissen, Pfühle und Decken, die mein Haushalt aufwies, rollte sie allmorgendlich sorgfältig zusammen und häufte sie in einer Ecke des Zimmers aufeinander, so, als sollte am Abend noch „das Zelt abgebrochen werden". Beim Tischdecken legte sie alle vorhandenen Bestecke und Löffel, sorgsam geschichtet, auf die Mitte des Tisches. Als ich ihr befahl, die Speisen hereinzubringen, setzte sie vor meinen Mann die Bratpfanne mit dem ganzen Roastbeef nebst sechs Orangen nieder, mir aber hatte sie die ganze Suppe und das ganze Gemüse zugedacht. Sie war sichtlich stolz auf ihre kluge Einteilung und setzte hinzu, daß sie für sich selbst nur den Pudding behalten habe. Anscheinend lebten in Amina Reminiszenzen an das Zeltleben der Voreltern. Es gelang mir endlich, ihr das Nötigste beizubringen. Eins aber war verhängnisvoll für mich und sie: ihr bleierner Schlaf. An die Tür klopfen, rufen, schreien, am Arm rütteln konnte sie nicht erwecken. Erst als ich sie eigenhändig von ihrem Lager hob und ihr Gesicht mit Wasser netzte, erwachte sie verblüfft. Amina war übrigens einäugig, wußte aber das fehlende Auge durch ein schön gewundenes Kopftuch geschickt zu decken. Dieser Anblick erweckte bei der zarten Schönheit ihrer Erscheinung um so stärkeres Mitleid in mir — es bewahrte sie wohl später aber auch vor dem Verderb. Mit ihrem Fortgang, den ich ihretwegen mehr als meinetwegen bedauerte, hatte auch meine Geduld nachgerade ihr Ende erreicht. Zu weiterem Risiko und Ärger fehlte mir die Kraft, und ich entschloß mich, nur ein Mädchen anzunehmen, das von einer Familie empfohlen sein würde. Eine solche Empfehlung galt einer Griechin; sehr widerwillig entschloß ich mich für sie, da ich einer solchen am allerwenigsten gute Eigenschaften zutraute. Allein mein vom Urteil der Menge genährtes Mißtrauen gegen eine Griechin löste sich der Eufrasia gegenüber nach und nach auf. Ihre Zuverlässigkeit lehrte mich, auf das Urteil der Menge einer einzelnen Person gegenüber keinen Wert zu legen. Die eigne Erfahrung zeigte mir, daß sich diese junge, unverdorbene Griechin aus einer ländlichen Kretenser Familie vorzüglich anpaßte und lehren ließ.

An Achmed, Hämmed und Manssur, an Mizzi, Mary und Annette, an Saida, Hoss'na und Amina denke ich gleichwohl mit einer gewissen Dankbarkeit zurück, da sie mich Geduld und mildere Beurteilung der Eigenheiten andrer Völker lehrten.

Lied auf einen Apfel

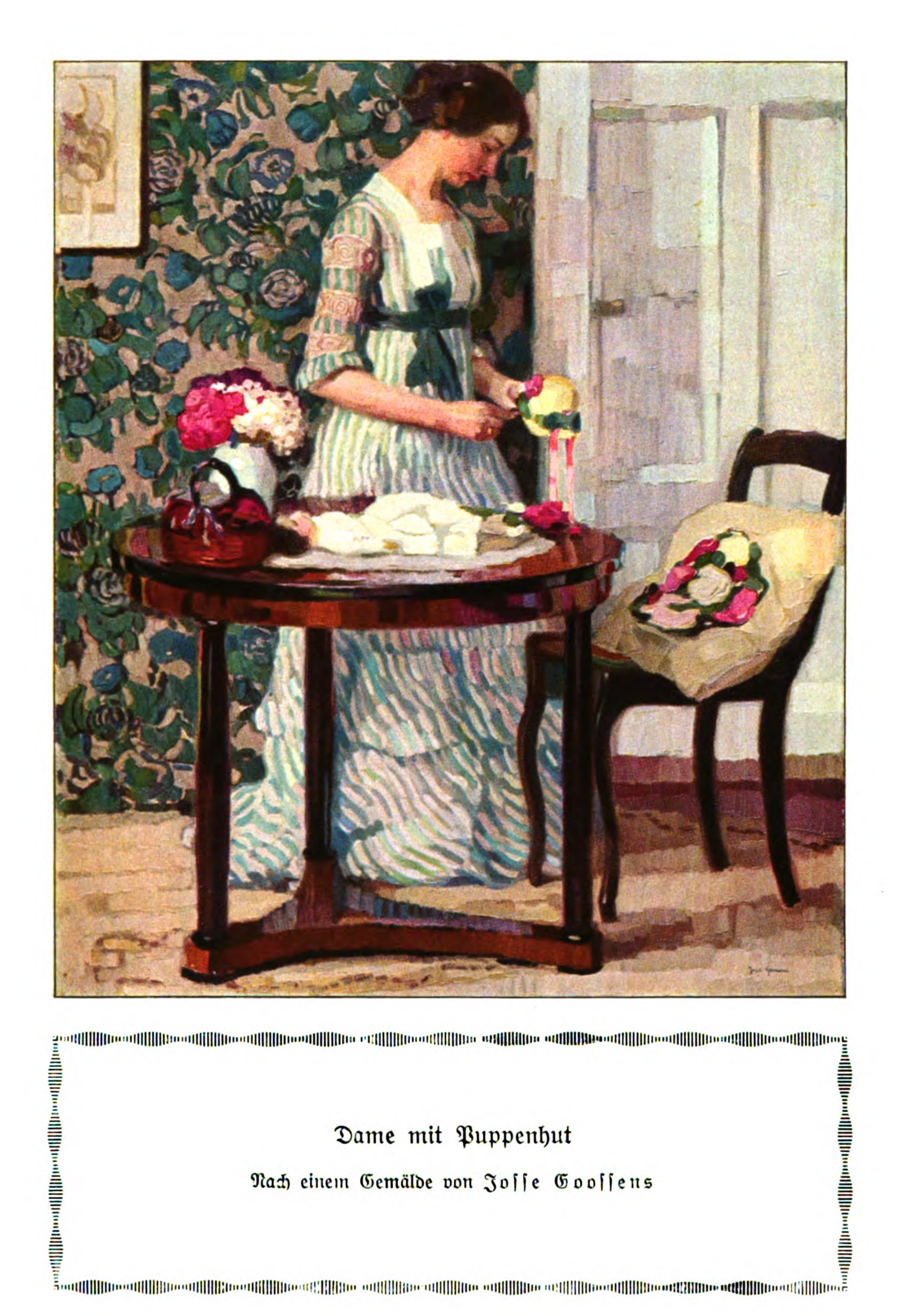
Von

Wilhelm Schussen

Auf dem blaugedeckten Tische
Liegt er da in Glanz und Dicke,
In der ganzen vollen Frische
Und berauscht die Augenblicke.

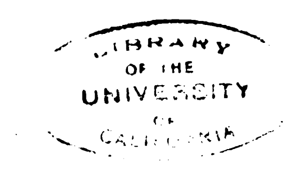
Ward geküßt von Sommers Gluten,
Und das Gold muß man noch schmecken.
Wo die hübschen Tupfen bluten,
Sind auch ein paar Leberflecken.

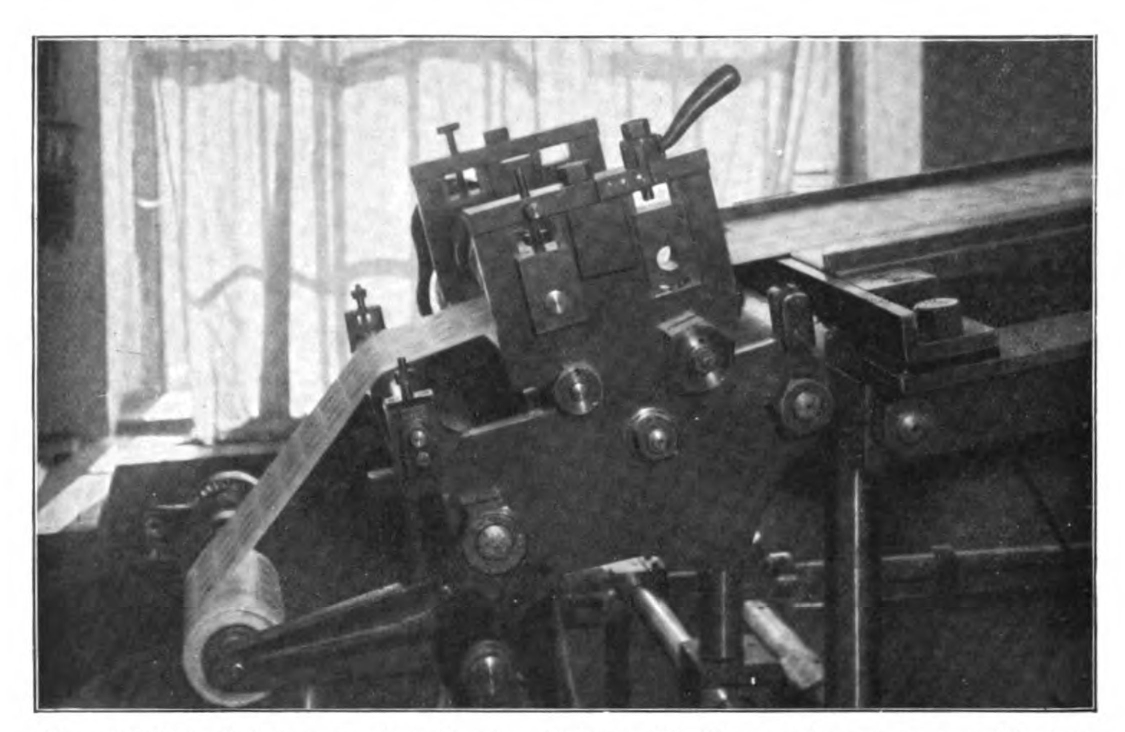
Brauchst nicht so verliebt zu winken!
Bald wird unser kleiner Bube
Deinen Sommer auszutrinken
Jauchzend stürmen in die Stube.



Dame mit Puppenhut

Nach einem Gemälde von Josse Goossens





Eine Million Briefmarken im Tag druckt diese Maschine, die vor kurzem für den riesigen Bedarf der Reichsdruckerei konstruiert wurde

Die Millionendruckerei

Von

Fritz Kerns

Daß die Zeitungen auf der Schnellpresse gedruckt werden, erscheint jedem heute bereits selbstverständlich. Niemand wundert sich darüber, daß man ungeheure Maschinen aufstellt, die mit Brüllen und Toben in wenigen Stunden eine Auflage von mehreren hunderttausend Zeitungsexemplaren fertigstellen. Überraschend ist jedoch, daß es nun in Deutschland auch eine Maschine gibt, die Briefmarken in einem ähnlichen strudelnden Tempo entstehen läßt.

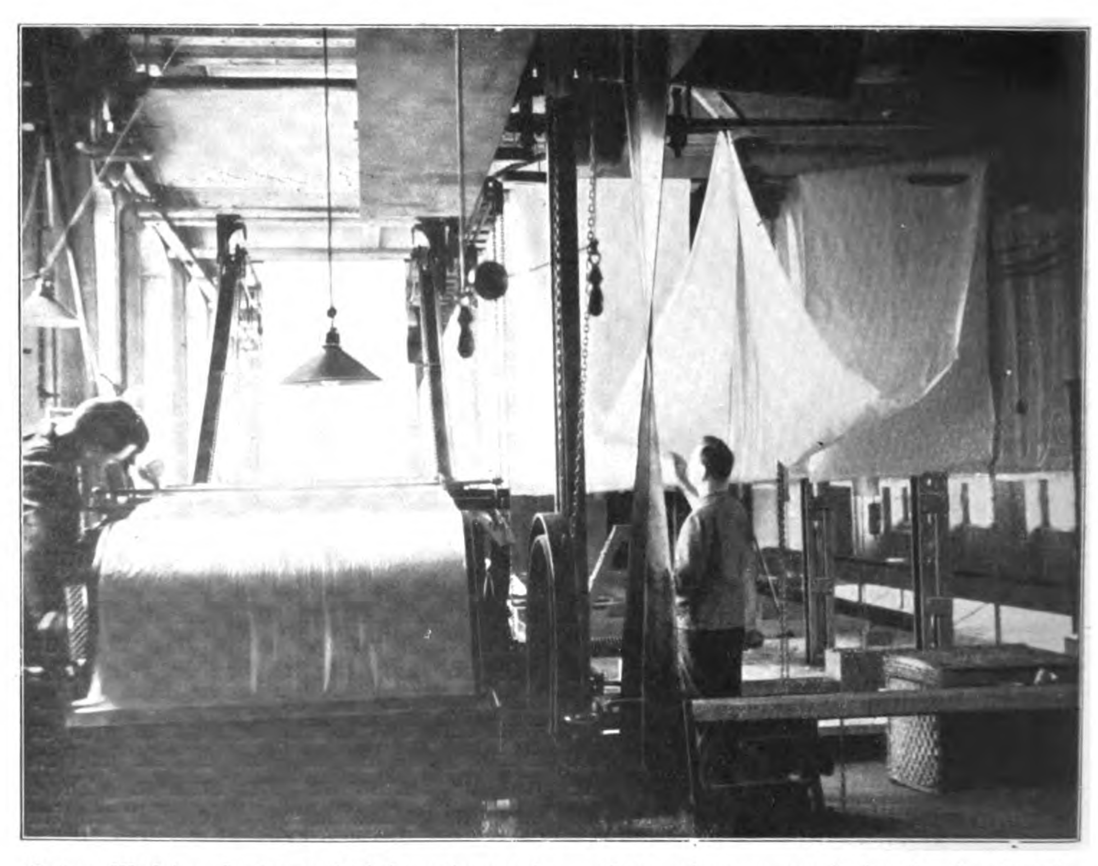
Der briefliche Verkehr wächst immer mehr an. Und da wir immer noch die vielleicht reformbedürftige Methode des Frankierungszwanges haben, so ist der Verbrauch an Briefmarken ganz enorm. Die Herstellung dieser Wertzeichen für die deutsche Reichspost erfolgt ausschließlich in der Reichsdruckerei, die ihren großen Gebäudekomplex auf dem Eckgrundstück der Oranien- und der Alten Jakobstraße in Berlin ausdehnt.

Hier kommt man bei der Herstellung der Briefmarken nicht mehr mit den alten Flachpressen aus, die mit einer gewissen Bedächtigkeit zu arbeiten pflegen. Es war notwendig, eine Rotationspresse für Briefmarkendruck einzuführen, um darauf den immer größer werdenden Bedarf an Markenstreifen für die Automaten zu drucken. Diese eigenartige Maschine ist seit kurzem im Betrieb. Fortlaufend fließt aus ihrem Innern Papier heraus, das klingenden Wert hat. Wenn die Maschine einen

Tag lang gelaufen ist, während dessen Dauer sie ständig Zehn-Pfennig-Marken gedruckt hat, so hat sie eine Million Briefmarken im Wert von hunderttausend Mark erzeugt.

Die Konstruktion dieser Maschine ist eine schwierige Aufgabe gewesen. Denn es ist selbstverständlich, daß der Druck der geldwerten Papiere mit besonderer Sorgfalt vollzogen werden, daß er ohne Fehler und Unklarheiten sein muß. Die Rotationsmaschine nun, bei der ein ständig fortlaufender Papierstreifen an einem sich drehenden, die Druckstöcke tragenden Zylinder vorbeigeführt wird, liefert im allgemeinen keinen so absolut scharfen Druck wie die Flachpresse, bei der die Stempel auf einen ruhenden Bogen drucken können. Erst nach sehr langem Mühen ist es gelungen, eine Maschine herzustellen, die auch beim geschwindesten Rotationsdruck die zarten Linien des Briefmarkenbildes mit allen Feinheiten, die Farbe in all ihren Schattierungen richtig herausbringt. Nun werden stündlich Tausende neuer Marken geboren, die vollkommen fertig, mit Gummierung und Perforation versehen, aus der Maschine herauskommen.

Die Durchlochung der Markenstreifen wird gleichzeitig mit dem Druckvorgang hervorgebracht, der Klebstoff aber ist schon auf das Papier aufgebracht, bevor dieses zum Druck in den Rotationsmaschinensaal kommt. Das Gummieren ist ein technischer Vorgang, der sehr umständlich ist und manches Kopfzerbrechen verursacht hat, bis er in eine völlig befriedigende Form gebracht wurde. Es ist nun nicht mehr sonderlich schwierig, den flüssigen Gummi auf das Papier aufzubringen. Dies geschieht, indem man die eine Papierseite über eine ständig mit flüssigem Gummi versorgte Walze gleiten läßt. Aber dann ist es notwendig, die Klebfläche so lange vor der Berührung mit jedem andern Körper zu bewahren, bis sie ganz trocken



Keine Wäsche, sondern Briefmarkenpapier. Das eben gummierte Papier durchwandert zum Trocknen einen großen, sehr stark erwärmten Raum



Die Banknotenpresse. Vier Hundertmarkscheine werden fertig gedruckt von der Kupferplatte abgezogen

ist und nicht mehr klebt. Lange Zeit aber darf dieser Vorgang nicht dauern, da ja die Reichsdruckerei das Briefmarkenpapier täglich kilometerweis verarbeitet.

Um ständig gut getrocknetes Klebepapier vorrätig zu haben, verfährt man nun so. Eine mächtige Rolle weißen Briefmarkenpapiers wird mit einer Seite an der mit flüssigem Klebstoff bedeckten Walze vorbeigeführt. Durch ein sehr geschickt angeordnetes Leitwerk wird das nasse Papier nun ganz langsam an der Decke des Saales auf dünnen Querhölzern, zwischen denen es bauschig herunterhängt, entlanggeschoben. Auf dem Boden des Saales stehen lange Reihen von Heizkörpern, die die Luft stark erwärmen. Wenn das Papier den etwa drei Viertelstunden dauernden, um viele Krümmungen führenden Weg durch den Saal zurückgelegt hat, ist es ganz trocken. Es braucht jetzt nur noch durch eine Brechvorrichtung hindurchzugehen, die ihm die Neigung nimmt, sich infolge des einseitigen Benetzens zu krümmen, und einen Glättapparat zu passieren, dann wird es aufgewickelt und kann nun zu Briefmarken verarbeitet werden.

Bei den kostbareren Wertpapieren, den Kassenscheinen und Banknoten, ist man noch nicht zum Rotationsdruck übergegangen. Bei dem beträchtlichen Wert, den solch ein Schein darstellt, sind so viel Schutzmaßnahmen notwendig, um Nachahmungen sofort feststellen zu können, daß das alte, sehr genaue Kupferdruckverfahren sich bisher behauptet hat. Schutzmaßnahmen begleiten die Banknote schon vor ihrer Vollendung während aller Perioden des Werdens. Das Papier, auf das die Scheine gedruckt werden, bezieht die Reichsdruckerei von fremden Fabriken. Es kommt in Bogen an, die so groß sind, daß immer vier oder acht Scheine auf jeden von ihnen gedruckt werden können. Die farbigen



Der Banknotenkäfig. Die Arbeiten an Wertpapieren in der Reichsdruckerei vollziehen sich sämtlich in Räumen, die durch Drahtgitter abgeschlossen sind, und hinter Türen mit Signaleinrichtungen

Fasern und die Wasserzeichen sind bereits im Papier enthalten. Die Pakete werden in einem Raum geöffnet und gezählt, der vollkommen abgeschlossen ist. Die Tür verschließt sich automatisch von innen. Wer den Raum betreten will, muß erst eine Klingel in Bewegung setzen. Dann öffnet man ihm und läßt ihn nur dann eintreten, wenn eine amtliche Befugnis den Betreffenden einführt. Schon die unbedruckten Papiere werden in gewaltigen Kassenschränken aufbewahrt, da ihr Besitz für Fälscher natürlich sehr wertvoll wäre. Auch alle übrigen Arbeiten an den Banknoten vollziehen sich in Käfigen. Jede Maschine, an der gewöhnlich zwei Kupferdrucker beschäftigt sind, ist von allen Seiten mit einem Drahtgitter umgeben. Seltsam sehen die Säle aus, in denen lange Reihen junger Mädchen mit dem Nachzählen und Revidieren der Scheine beschäftigt sind.

Man muß zuerst an Raubtierkäfige denken, wenn man sieht, daß jedes der Mädchen innerhalb eines Drahtgitters sitzt. Dieses besteht aber aus sehr weitmaschigen Drähten, die auch nicht gerade die Dicke von Eisenstäben haben, so daß die Luftigkeit der Arbeitsplätze nur äußerst wenig unter dieser Absperrung leidet. Diese dient ja auch nicht dazu, Menschen innerhalb eines bestimmten Raumes festzuhalten, sie soll nur verhindern, daß ein Unbefugter sich ohne weiteres einem Arbeitsplatz nähern kann. Denn auf jedem von diesen liegen ja immer, wenn Hundert- oder gar Tausendmarkscheine gezählt werden, sehr große Summen in geldwerten Papieren. Diese Scheine werden an den Ausgabestellen jeder Arbeiterin zugezählt, und sie muß die gleiche Zahl wieder abliefern; damit die Mädchen nicht bei einem eventuellen Verlust andern die

Schuld daran beimessen können, ist der Käfig um ihren Arbeitsplatz herumgebaut, der ihn gänzlich isoliert hält. Hier sitzen nun die Arbeiterinnen und kontrollieren die fertiggedruckten Noten nach vielen Richtungen hin. Mit einem Millimetermaß wird jeder Schein nachgemessen, da sich das Papier bei dem starken Anfeuchten und darauffolgenden Trocknen, das der Kupferdruck erfordert, in seiner Größe verändert. Es wird nachgesehen, ob die Wasserzeichen richtig stehen, der Druck vollkommen exakt und fehlerlos ist. Kleine Unregelmäßigkeiten in der Farbe werden beseitigt. Fehlerhafte Exemplare werden ausgeschieden und vernichtet. Durch diese sorgfältige Behandlung der Scheine vor ihrer Ausgabe kommt es, daß wir in Deutschland das exakteste Papiergeld haben.

Die Reichsdruckerei, die ein sehr großes Fabriketablissement ist, befaßt sich nicht nur mit dem Druck geldwerter Papiere. Ihr liegen noch mancherlei andre Pflichten ob. So wird dort zum Beispiel das Reichskursbuch hergestellt, das wegen der großen Genauigkeit, die man von ihm verlangt, und bei der sehr weitgehenden Platzausnutzung auf jeder Seite eine höchst subtil arbeitende Setzerei erfordert. Die staatliche Anstalt ist ferner mit einem sehr reichen Schriftmaterial für fremde Sprachen ausgestattet. Man kann in der Oranienstraße zu Berlin Manuskripte in Arabisch, Koptisch, Syrisch, Hieroglyphen, Sanskrit, Türkisch, Tibetisch, Siamesisch, assyrischer Keilschrift, Japanisch, Chinesisch und sehr vielen andern orientalischen Schriften drucken lassen. Insgesamt besitzt die Reichsdruckerei jetzt 47 fremdsprachliche Schriften in 93 Graden. Den größten Raum nehmen unter dem fremdländischen Satzmaterial die chinesischen Lettern ein. Das Material ist hier nicht mehr in einem Kasten unterzubringen, sondern man braucht hierfür ein ganzes Zimmer. Die Chinesen haben es ja verstanden, durch eine Silbenschrift das Schreiben und Lesen ihrer Sprache so schwer wie möglich zu machen. Die Setzer, die in dem chinesischen Kabinett der Reichsdruckerei beschäftigt sind, wurden gleich den mit dem Satz des Arabischen und Griechischen beschäftigten auf dem Seminar für orientalische Sprachen



Die letzte Revision der Scheine. Mit einem Millimetermaß wird festgestellt, ob das vorher feuchte Papier beim Trocknen genau die vorgeschriebenen Abmessungen angenommen hat

gründlich vorgebildet, so daß sie trotz der Schwierigkeit der chinesischen Schrift durchaus imstande sind, auch schlecht geschriebene Manuskripte zu entziffern und richtig zu setzen. Die Schriftzeichen werden den nach chinesischem Muster in Kreisform aufgestellten Schriftpulten entnommen. Um das Ablegen in die kleinen Kästchen zu erleichtern, sind sämtliche Zeichen mit einer ihrer Klasseneinteilung entsprechenden Nummer versehen. Ein größerer chinesischer Schriftsatz macht enorme Mühe. Er ist daher auch nicht ganz billig.

Die Anstalt beschäftigt jetzt im ganzen rund 2450 Personen. Es werden alle für die Erledigung der Aufträge in Betracht kommenden Druckverfahren ausgeübt. Dazu gehören Buchdruck, Hochätzung in Strich-, Netz- und Kornmanier, Lithographie, Steindruck, Algraphie, Zinkdruck, Glasdruck, Lichtdruck, Kupferdruck, Kupferstich, Heliogravüre. Hilfsbetriebe bestehen außerdem in der Schriftgießerei, der Buchbinderei, der Gravierabteilung und der Galvanoplastik. Um eine Anschauung von der ausgedehnten Tätigkeit der Anstalt zu geben, seien die folgenden Zahlen wiedergegeben, die dem letzten abgeschlossenen Bericht, dem über das Jahr 1910, entnommen sind. Sie geben zugleich einen Überblick über den gewaltigen Umlauf geldwerter Papiere in Deutschland. Es wurden hergestellt:

	im Jahr 1910 Stück	im Durchschnitt täglich Stück
Reichskassenscheine	3 983 585	13 280
Reichsbanknoten .	10 540 300	35 130
Sonstige Wertpapiere	27 617 400	92 060
Postfreimarken . .	4 645 837 000	15 486 120
Gestempelte Postkarten und Postanweisungen	471 634 000	1 572 110
Versicherungsmarken	435 553 000	1 451 840
Zigarettensteuerzeichen	414 118 000	1 380 390
Andre Wertmarken	366 780 000	1 222 600

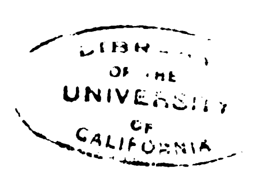


Der chinesische Setzkasten. Ein Raum in der Reichsdruckerei, in dem die vielen hundert Schriftzeichen der chinesischen Sprache vorrätig gehalten werden



Phot. u. Verlag von Franz Hanfstaengl, München

Ihr Lieblingslied. Nach einem Gemälde von C. G. Anderson


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Die findige Post

Weihnachtsnovelle von S. Barinkay (München)

Radadadadada — unablässig ging die Nähmaschine, nähte Schürzen zusammen, säumte sie, steppte Bund und Bänder an. Ein Haufen bunter, derber Stoff lag auf der einen, ein Haufen fertiger Exemplare auf der andern Seite.

Der dichte Schnee auf den Dächern ringsum warf einen blendendweißen Reflex in das hochgelegene Stübchen. Es war himmelshell, obwohl es in wenigen Minuten vier Uhr war, vier Uhr nachmittags, wenige Wochen vor Weihnachten.

Frau Scha wollte dieses kostenlose Licht auch nützen und nähte und nähte. Wenn es dann dunkel wurde, war das Zusammenschlagen der Schürzen eine Arbeit, zu der sie immer noch sah. Dann mußten sie, wie alle Abende, im Geschäft abgeliefert und neues Material geholt werden. Und froh konnte sie sein, wenn sie täglich eine große Portion in Auftrag erhielt, außer Schürzen einfache Jacken, Kinderkleidchen und andre kunstlose Sachen. Obwohl sie des Nachts oft die Füße schmerzten vom Maschinentreten und die Augen müde waren vom Schauen. Aber wovon sollten sie leben, sie und Lorchen, ihr Kind? Von der kleinen Gnadenrente, die sie bekam seit dem Unglück und Tode ihres Mannes, der ein braver Mann und fleißiger Arbeiter gewesen war?!

Es hieß schaffen, unermüdlich, unablässig!

Nachdem einige Zeit vergangen war, fing sie an, unruhig nach der Uhr zu sehen.

Wo blieb nur das Kind? Die Schule war aus, sie hatte nur fünf Minuten zu gehen! Die Uhr zeigte Viertel! Oder irrte sie sich? Hatte sie im Eifer das Schlagen der Schwarzwälderuhr nicht recht gehört? Im Dämmerlicht konnte sie kaum mehr die Zeiger erkennen. Sie strich ein Zündholz an und hielt es vor das Zifferblatt.

Ganz richtig, ein Viertel nach vier! Und sie hatte ihr streng aufgetragen, sofort nach Hause zu eilen.

Radada—dadada—dada— langsamer ging die Maschine, denn sie horchte in kurzen Pausen immer wieder auf die Treppe hinaus, auf das Tripptrapp der Kinderfüße.

Endlich polterten sie herauf. Frau Scha atmete befreit auf und öffnete die Tür.

Ein siebenjähriges, blondes, hübsches Mädchen trat herein, blaß und ein bißchen zähneklappernd vor Frost.

„Da bist du ja endlich! Wo hast du so lang gesteckt? Weißt doch, daß ich mich ängstige! Die Trambahn, die Automobile — es kann so leicht etwas passieren!"

Fast heftig sagte es die Mutter.

„Ich pass' schon auf, Mamy! Brauchst keine Angst haben. Verzeih!" sprach die Kleine mit altklugem Eifer, legte das Ränzchen ab und schlüpfte mit der behenden Gewandtheit der Kinder, die von früh auf selbständig sind, aus Mantel

und Haube. „Bin nur ein wenig bei ‚Ihr' gewesen, Mamy! Ich kann mich nicht satt schauen. Sie ist so wunderschön! Die Lichter brannten schon heute bei ‚Ihr'! Sie war wie eine Fee! Sie war himmlisch! So was Herrliches habe ich noch nie gesehen!"

Ein tiefer Seufzer entstieg der Kinderbrust.

Diese „Sie" war eine Puppe von Säuglingsgröße, die in einer Spielwarenhandlung das Paradestück der Auslage bildete und mit allen Reizen dort prangte, die so ein modernes Meisterwerk haben kann, Reize, mit denen sie alle kleinen Mädchenherzen betörte.

„Bist ein Närrchen! An etwas, was man nie und nimmer haben kann, muß man nicht so viel Aufmerksamkeit hinwenden! Komm lieber rascher heim!"

Sie holte aus der Ofenröhre den warmgestellten Kaffee herbei und legte eine Brotschnitte dazu.

Frau Scha hatte ihr Mädchen gern, von Herzen gern, aber Armut kennt keine so starke Empfindsamkeit. Und das Getue mit der großmächtigen Staatspuppe war ihr schon gar nicht recht. Zu so etwas sollte ihr Lorchen nicht die Augen erheben. Wozu? Das macht nur unzufrieden.

Und immerhin tat es ihr selbst weh genug, dem einzigen Wesen, das ihr teuer war, so viel versagen zu müssen, die hundert Wünsche abzuwehren, die Kindersinne haben.

Wie schmerzlich war ihr der Gedanke an Weihnachten! So teuer die Zeiten! Sie mußte froh sein, wenn sie Lorchen ein nettes Bäumchen putzen und ein warmes Kleidchen schenken konnte! Eine Puppe, auch die einfachste, war eigentlich eine Verschwendung, ein Luxus ...

Die Kleine aß, und Frau Scha machte hastig und mit betrübtem Gesicht ihr Paket fertig.

Ehe sie ging, zündete sie die Hängelampe über dem Tisch an, schraubte sie sorglich, daß sie ohne Zipfel brannte.

„Mache nun deine Aufgaben, solange ich fort bin und es ruhig ist! Fang mit dem Licht nichts an! In einem Stündchen bin ich wieder da! Und schiebe den Riegel hinter mir zu!"

Nach dem Weggang der Mutter war es still im Zimmer. Die Schwarzwälderuhr tickte, das Feuer im Ofen knackte manchmal. Lorchen fürchtete sich nicht. So war's ja fast jeden Tag! Und sie hatte auch keine Zeit dazu. Sonst hieß es schreiben, schreiben, denn wenn die Mutter zurückkam, begann das Radadada wieder, und dabei ließ sich schlecht arbeiten. Heute hatte sie nur ein Lesestück auf. Das konnte sie bereits famos buchstabieren. Also saß sie da und träumte. Träumte von der wundervollen Puppe, die wie ein echtes Kind ausschaute! Ach, welchem Mädchen würde die das Christkind bringen?

Ihr Herzlein zuckte vor Schrecken. Wenn sie es recht, recht innig bitten würde darum? Vom Christkind mußte man doch eigentlich alles haben können!

Die Schulgenossinnen hatten heute immerfort von einem Christkindbrief gesprochen! Da schrieb man alle Wünsche auf und legte ihn vors Fenster oder auf den Balkon oder in den Postkasten!

Das Blut schoß ihr in die Wangen. Wenn sie es auch wagen wollte? Gleich direkt an das Christkind, heimlich. Die Mutter ließ es am Ende nicht zu. Aber Kinder haben ja doch Vorrechte! Und wozu lernt man denn Schreiben? War Plage genug!

Ohne langes Besinnen machte sie sich daran, mit zitternden Händlein, mit funkelnden Augen.

Ein Blatt aus einem Heft mußte herhalten. Das war rein und schön liniert. Etwas Nobleres besaß so ein armes Mädchen wie sie nicht!

Und ein Kuvert, das hatte sie neulich von einer Kameradin für einen bunten Stofffleck eingetauscht.

So rasch als es ging, schrieb sie. Der Brief mußte fertig sein, bis die Mutter zurückkehrte.

„libes Kriskind, meine Muter ist eine ame frau und ih bin ein ames Medken und mechte so gerne Einmall eine rekt grose rekt schene Pubbe wei ih imer nur kleine schon libe aba doch elendige gehabt habbe. und werde keine griegen, weil Muter sacht arme grigen nicht so schene Saken Sachen von Dir wi Reiche und daß kan ih nicht glauben weil daß doch sich ungerekt were und man äher den armen was Schenes schenken soll als den reiken die schon ales bei sich habben. mann mus Dih nur rekt von Herzzen bidden, dan erhelt mann gewis was mann Wil. Jch libe Dih ih Wil auf das Beste imer braf sein und Muter volgen und lernen damid ih bald etwas ferdine und Muter underschtitzen kan. aba di Pubbe mekt ih zu gerne, bite, bite, bite!

Deine treie Lorchen Scha in B., Nordstrase 10 über vir Stigen."

So! Fertig!

Sie schwitzte vor Eifer und Eile und Anstrengung.

Doch nun die Adresse! Die schien ihr schwer.

An das Christkind im Himmel?

Der Himmel war groß!

Halt, nun wußte sie's!

„An di Pubbenfabrikk im Himmel!"

Jn diese Himmelsabteilung kam das Christkind um diese Zeit wohl täglich einmal hin und empfing den Brief am sichersten!

Jn der Nacht schlief Lorchen kaum. Das Herz klopfte ihr, das Blut rauschte. Der Brief lag wohlgeborgen im Schulranzen. Morgen wollte sie ihn in den Postkasten werfen, denn sie hatten keinen Balkon und vor die Fenster konnte sie nichts legen, ohne daß die Mutter es merkte.

Aber sie brauchte noch eine Marke darauf. Das machte ihr Sorgen. Sie besaß kein Geld, keinen Pfennig! Und eine Zehnpfennigmarke sollte es noch dazu sein! Um weniger würde er am Ende nicht befördert! Für zehn Pfennig jedoch gewiß!

Für die Krämerin unten im Hause trug sie oft die Briefe auf die Post, die nach China gingen, wo ihr Sohn Soldat war. Und da klebte auch nur eine Zehnpfennigmarke darauf. Weiter wie China war der Himmel sicher nicht!

Von der Mutter konnte sie nicht so viel Geld erbitten. Die sollte ja auch nichts erfahren! Doch da hatte sie einen Gedanken, den führte sie am Morgen gleich aus.

Auf dem Schulgang trippelte sie in den Laden der Krämerin.

„Kann ich Jhnen nichts besorgen heute, Frau Hagen? Jetzt gleich! Jch bin noch früh daran! Und ich laufe recht!"

Frau Hagen sah das kleine, diensteifrige Mädchen freundlich an.

„Jch weiß nichts, Lorchen!"

„Nichts?!"

Die Enttäuschung in dem Kindergesicht war groß.

Die Krämerin griff in ein Glas mit Bonbons und hielt ihr eine Handvoll hin.

Sie wies es verlegen und artig dankend ab und wandte sich zum Gehen.

„Ach nein, Frau Hagen, ich wollte mir was verdienen! Viel! Eine Briefmarke für zehn Pfennig. Jch komme dann ein andermal!"

Die Frau sah das Feuchtwerden der blauen, unschuldigen Augen.

„Aber die kannst du auch so haben, Lorchen!“ sprach sie warm und mitleidig.

„Kann ich?“ rief sie zögernd und strahlend.

„Freilich! Du verdienst sie dann einfach ab!“

Lorchen dankte und hüpfte aus dem Laden und zum nächsten Postkasten. Da leckte sie mit dem Zünglein die Marke und pappte sie wichtig auf ihren Brief, küßte ihn und warf ihn mit einem heißen, flehenden Wunsche in die Spalte.

Nun war alles in Ordnung! Nun konnte das Glück kommen! Ihr Vertrauen war felsengroß.

*

Ein paar Tage später ging Frau Scha mit Lorchen auf dem Kirchwege an dem Schaufenster vorbei. „Sie“ war weg, und das Mutterherz erschrak bei dem Gedanken, was für Neid ihr Kind erfassen mußte bei der Vorstellung, irgendein Mädchen erhalte das herrliche Spielzeug. Aber die Kleine lachte. Ja, sie tat einen Sprung.

„Sie ist fort, da schau, Mutter! Das Christkind hat sie geholt! Nein, ist das fein! Man kann sie auskleiden wie einen Menschen, denke dir!“

Frau Scha schaute ihr Kind befremdet an. Fast schien es ihr, als habe das dumme Mädchen den tollen Wahn, die Puppe sei für sie bestimmt!

Lorchen errötete. Und die Mutter schwieg und unterdrückte ein Seufzen.

Wenn es hoch kam, konnte sie ihr ein Püppchen um eine Mark kaufen...

*

Sonneberg ist die weltbekannte Puppenheimat, eine kleine Stadt im Thüringer Walde.

Das ganze Leben der dortigen Einwohner dreht sich um die Fabrikation von Spielwaren, insbesondere Puppen. Männliche und weibliche Heimarbeiter formen die Glieder aus feuchter Pappe in allen Größen, drehen Kugelgelenke, fertigen aus dem Fell der Angoraziegen meterweise die Löckchen, Glasaugen, Köpfe, und am Wochenschluß wird die Ware in Kiepen zur Fabrik gebracht, wo die Montierung vor sich geht, die Glieder an den Leibern befestigt, die Köpfe aufgesetzt, die von der Perückenmacherin gearbeiteten Perückchen angebracht, von der Friseuse frisiert, von den Garderobieren vom einfachsten bis zum elegantesten gekleidet werden.

In der Post dieser Puppenstadt lief eines Morgens ein Brief ein mit der Adresse:

„An di Pubbenfabrikk im Himmel“.

Himmel war durchgestrichen mit einem grellen Rotstift, und darunter stand: Sonneberg!

Der Postbeamte stutzte erst, dann lächelte er und begriff.

Er besann sich ein wenig und führte nach einer Minute die Adresse in dem Sinne des wohlmeinenden Postkollegen in der Ferne aus und schrieb den Namen eines reichen und als freigebig gesinnten Fabrikanten im Orte hin.

Es war ja Weihnachten!

Der Fabrikherr W. saß in seinem Kontor, und ein Diener brachte die eingelaufene Post. Einen ganzen Haufen Papier! Alle Sorten und Formen und aus aller Herren Ländern.

Da kam ihm ein merkwürdiger Brief in die Hand. Den drehte er um und um, lächelte, brach ihn auf und las ihn, und das Lächeln machte einem gerührten Ausdruck Platz. Er las ihn zwei-, dreimal, dann schob er ihn in seine Brieftasche

und arbeitete fort, diktierte und gab Anordnungen der mannigfachsten Art. Mitten darin schüttelte er immer wieder den Kopf und schmunzelte.

Gegen Abend schellte er dem Magazinier.

„Haben wir noch eine der amerikanischen Puppen am Lager?“ fragte er.

Unter diesen verstanden sich Riesenpuppen. Die reichen Amerikaner haben alles gern in riesenhaftem Maßstab, auch das Spielzeug ihrer Kinder.

„Nicht eine mehr, Herr Kommerzienrat!“ antwortete der Mann.

„Dann muß noch sobald als möglich eine fabriziert werden. Vor Weihnachten natürlich! Für meinen Privatgebrauch! Nehmen Sie sich des Auftrags an, Wollm! Ich lohn's Ihnen extra! Und man kleide sie recht hübsch! Spare nichts!“

„Jawohl, Herr Kommerzienrat. Sie können sich darauf verlassen!“

*

Der Tag vor dem Weihnachtsfest war angebrochen. Der Tag, dem Tausende und Tausende von Kinderherzen ungeduldig entgegenschlagen.

Frau Scha nähte und nähte noch. Sie wollte nach Mittag abliefern, dann ihre zwei Stübchen in Ordnung bringen und zum Schlusse Lorchens Geschenke aufbauen. Ach, das war bald geschehen!...

Und das Kind war bald rot, bald blaß vor lauter Erwartung.

Gott, wie hart ist es besonders an solchen Tagen arm zu sein!

Als sie gegessen hatten und Frau Scha weggehen wollte, fragte ein Postbote nach ihr und stellte ein mächtig langes Paket vor ihr nieder.

„Einen Nickel und unterschreiben!“ forderte er die Erstaunte auf.

„Ich kriege aber nichts! Von niemand!“

„Sie sind doch Frau Scha, Nordstraße 10, vier Treppen?“

Sie nickte.

„Also!“

Da gehorchte sie mechanisch und achtete ihres Kindes nicht, das mit brennenden Wangen auf das Paket starrte.

Nachdem sich die Tür hinter dem Boten geschlossen hatte, stand Lorchen schon mit der Schere in der Hand vor ihr und rief mit fliegendem Atem: „Mamy, Mamy, mach auf! Schnell, schnell!“

Frau Scha war selbst neugierig. Und fast hatte sie ein wenig Angst! Wer sollte ihr Gutes und Liebes ins Haus schicken?

Papier, Holzwolle kamen zum Vorschein und endlich in rosenrotes Seidenpapier eingeschlagen eine prächtige Puppe, groß wie ein kleines Kind und wie eine Fee gekleidet.

Lorchen stieß einen Schrei aus und blieb wie an den Boden gewachsen stehen. Nur ihre Augen blickten verzaubert in das lange, schmale Kistchen, in dem das Engelsgebilde schlafend wie in einem Sarge lag.

In den feinlackierten Händen hielt es ein Kuvert mit der Aufschrift: „Für die arme Mutter des braven Lorchens! Frohe Weihnachten!“

Als es Frau Scha, blaß vor Erregung, mit zitternden Fingern nahm und öffnete, sah sie einen Geldschein. Ungläubig musterte sie ihn.

Ja, es war ein wirklicher, echter Hundertmarkschein!

„Mein Gott, Kind, von wem ist das? Gehört das uns?“

Da wich Lorchens Starre.

„Freilich, freilich! Vom Christkind, Mamy!“ rief sie jauchzend.

„Vom Christkind!“ sprach der Frauenmund langsam und seltsam.

Lorchen hörte den zagen Zweifel heraus.

„Aber natürlich! Da steht's ja sogar auf dem gelben Zettel, den der Postmann dagelassen hat: „Aus der Pubbenfabrikk im Himmel."

„Das ist ein wunderbares Geheimnis! Merkwürdig!" flüsterte die Frau, und in ihrem bleichen Gesicht erschien allmählich das Rot der Freude.

„Das ist gar kein Geheimnis, Mamy! Ich hab' doch geschrieben an das Christkind und den Brief mit einer echten Freimarke in den Kasten geworfen und innig, innig um die große Puppe gebittet! Du solltest es nur nicht wissen, denn wenn ich nichts bekommen hätte, wär' ich blamiert gewesen, und du hättest gedacht, ich sei ein recht schlechtes Kind, dem das Christkind keinen Wunsch erfüllen mag! Aber nun sieh . . ."

Sie hob behutsam die Puppe wie etwas Heiliges heraus und küßte das rosige, lächelnde Gesichtchen mit überglücklicher Miene.

Die Mutter hatte Tränen im Auge, und in ihrer Brust lebte neben dem ungläubigen Staunen nun ein heißes Dankgefühl auf.

Ihr blieb auch nach Lorchens Erklärung ein wunderbares Geheimnis, wie diese Gaben in ihre ärmlichen Räume gelangen konnten. Doch es war kein Geheimnis, das sie bedrückte. Im Gegenteil. Es erfüllte sie mit tiefer Freude, daß es noch Menschen gibt, die gütige Herzen und freigebige Hände haben.



H. Morisset: Kinder vor dem „Grand Guignol" in Paris

So war der Tag

Von

John Henry Mackay

So war der Tag: frühmorgens sangen
Kinder und Lerchen ... am Mittag sog
Kraft ich aus Schlummer ... am Abend klangen
Lieder in mir, da heimwärts ich zog!

Was für ein Tag! — Aus Tausenden einer,
Der mich dem tosenden Strudel entriß,
Ob er auch wiederkehrt, größer und kleiner;
D i e s e r besiegte die Finsternis!

Ist er auch nur das Spielen des Scheines
An des Lebens alltäglicher Wand,
Dank' ich ihm doch mit dem Becher voll Weines
Bittend an scheidender Hand:

„Seliger Tag, goldlockiger Knabe,
Eins nur erbitte ich noch von dir:
O zertrümmere nicht selbst deine Habe —
Weile noch eine Stunde bei mir! ...

Bis ich das Lied, das du gabst, geschrieben,
Bis ich in Wort und in Reim es gebannt,
Daß mir ein Trost und ein Zeugnis geblieben,
Wenn dein Erinnern selbst längst mir entschwand!"

Aber er sprach: „Armselige Toren,
Blinde Verlanger voll Kinderbegehr,
Was ihr nicht habt, das dünkt euch verloren,
Was ihr nicht seht, erkennt ihr nicht mehr!

Was euch beglückt hat, das wollt ihr noch binden,
Fesseln die Stunde, die euch nicht entfloh,
Was ihr besitzet, ihr wollt es noch finden —
Toren, des eigenen Glückes nicht froh! ..."

Und eine Nacht voll Angst und voll Reue
Folgte dem Tag, der mich traurig verließ,
Und ein Morgen kam, der mich aufs neue
Tief in die Qualen des Lebens stieß!



Eine Dame der Wiener Gesellschaft

(Zu nebenstehendem Artikel)

Das Ideal der Wiener Frauen

Von

Karl Fr. Nowak

(Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von d'Ora, Wien)

Mitten im Grün, halbversteckt in einem der Gärten, die voll lachender, weicher Anmut das Rund der Wiener Ringstraße begleiten, fiedeln zwei Alt-Wiener, fiedelt Johann Strauß I. — der feurige „Mohrenschädel" — und der stillere, fast schwermütige Josef Lanner — der „Flachskopf", sein Rivale — zu fröhlichen Festen auf. Von ihrem Denkmalssockel wirbeln und schmachten sie, der eine noch ganz so draufgängerisch und mit bewußter Betonung seiner einst vielumschwärmten Eleganz, der andre versonnen und ganz und gar hingegeben an irgendeine süß-schmerzliche ferne Erinnerung, beide auch im Denkstein an Haltung und künstlerischen Allüren völlig das historische Duo, das seine besten Vormärztriumphe draußen vor der Stadt, im Hietzinger Kasino oder im Volksgarten, feierte: so schmachten und wirbeln sie Walzer um Walzer, nichts als Walzer, Wiener Walzer... Und um die zwei, die unablässig fiedeln, tollt im Hochrelief, aus schimmerndem weißem Marmor ungezügelt hervorbrechend, ein jubelnder Bacchantenreigen: Alt-Wien tanzt... Ganz Alt-Wien... Da sind die unvorsichtig jugendlichen alten Herren, denen die drängenden Walzerrhythmen noch einmal den Mut zu einer Biedermeiertantentour geben, da sind die Kecken und die Selbstbewußten, die Volksgarten-„Lions" mit den geradegeflachten, verwegenen „Stößer"-Hüten und die schüchternsten, schlanksten Wiener Jünglinge im Sonntagsfrack, denen das Walzerfeuer wenigstens den einen bescheidenen Mut schenkt, daß sie zur Angebeteten scheu von der Seite die Blicke emporschlagen. Und da sind sie, die Angebeteten, auch selbst alle: die Wiener Frauen, die Wiener Mädel... Blonde, Braune und Brünette; Sanfte, Wilde, Schwärmerische; alle anders, alle ähnlich; unhörbar kichert ein übermütiges Gelächter, unsichtbar schimmert eine emphatische Träne... Immer wieder hat man sie, ihre Art, ihre Laune durch den Wiener Walzer zu begreifen versucht, und so mag's dann wohl auch ganz richtig gewesen sein, daß man sie in allen Schattierungen, allen Kaprizen, mit all ihrem Verführertum gerade um den Strauß und den Lanner stellte, als man die beiden ehren wollte...

Gewiß — Wien, die Kaiserstadt, ist längst anders worden, als sie's noch in den Tagen der Basteien und Glacis war, da Herr Staatskanzler Fürst Metternich die „Backhändl"-Zeit behütete, aber just das Mädel der Kaiserstadt hat sich nur leise, ganz unmerklich leise mit der Zeit, mit ihrem neuen Wollen, neuen Kämpfen und neuen Nerven zu neuen Wesensklängen umgeformt: die Grundmelodie blieben bis heute die Walzermelodie und das Walzerverlangen. Auch heute noch sind sie biegsam und schmiegsam, sittsam und voll koketter Ermunterung, schamhaft und voll sinnlicher Reizung, schlagfertig in jeder Abfuhr und dennoch leicht verwirrt, von strahlender Heiterkeit und umflort von unergründlicher, herbstschwerer Melancholie: alles sind sie, alles zugleich, alle Temperamente, Kindlichkeit und die Raffinements spürsicherer Instinkte halten engste, unerwartete und unbegreifliche Nachbarschaft ohne Grenzduldung. Und doch ist's nichts weniger als ein Rätsel, dieses lockende, surrende, girrende, betörende Wiener Mädel: keine Verstandesarbeit wird seinen Sinn, sein Wünschen ergründen. Vielleicht kann man sie überhaupt gefühlsmäßig allein begreifen, sich nur einschmiegen in sie. Ein glockenhelles, spöttisches Lachen erklingt, wo Seufzer erwartet waren.

Sie seufzt, kaum daß ihr Blick noch lachte. Nur das Einschmiegen, das Gefaßtsein aufs Überraschende hilft — nah' ihr im Dreivierteltakt: auch im Walzer, den man nicht zerrechnen kann, schlagen die Lacher neben Seufzern auf.

Der „Mohrenschädel" und der „Flachskopf", sind wirklich ihr bestes Symbol. Es ist ein Tirilieren, ein sorgenloses In-die-Welt-Schmettern, eine schäumende Lebenslust und Nichts-als-Feschsein ... Das sind die Ausgelassenen in allen Lebenslagen, die Unbekümmerten, die ihre Grazie ganz in Rasse verschwenden, die die Tollheit lieben und als einziges Erbübel die Fadheit über alles hassen, die jedes Glas Hochquellwasser so trinken, als wär's Champagner. Das ist der „Mohrenschädel" ... Und dann die Blonden mit den verträumten Gesichtern, mit den staunenden Augen und den versehnten Wünschen, denen jede Ballschleife ein Vermächtnis, jeder flüchtig huldigende Blick eine Romanze, jeder Sonnenuntergang ein melancholisches Märchen und jede Liebe nur der Schmerz müde verwehender Resignation ist. Das sind die heimlich trauernden, heimlich seligen Lannerschen Weisen. Womit nicht gesagt sei, daß nicht auch alle Rhythmen ganz kunterbunt durcheinander wirbeln können — hier ein Stück Lanner — dort ein Stück Strauß — ganz wie bei Johann Strauß dem Großen, der ja auch zum stürmischen Genieerbteil vom Vater her die Hälfte Lannerscher Wehmut und Er-



Fräulein Prach, Tänzerin an der Oper



Die Gattin des Schriftstellers Raoul Auernheimer

griffenheit zugab, um dann in völlig verwirrender, neuer Mischung erst recht zu betören ... Und sie alle sind Kreuzungen. Jede hat von jeder etwas, in allen werben alle. Es quirlt, sprüht, blüht, schimmert und hascht, schwebt und enteilt — wie in den „Frühlingsstimmen“. Stets aufs neue: musikalisch, straußisch ist man ihnen am nächsten. Nur daß eines weithin klar und unverwischbar bleibt, sofort einleuchtend und eigensinnig-stolz betont: das Wienerische.

Und sie alle sind Kreuzungen. Von allen Völkern, die aus Nord und Süd, von Ost und West her die Kaiserresidenz durchfluten, trägt die Wienerin edelste Merkmale. Vielleicht ist der Hang zu sentimentaler Nachdenklichkeit slawisch, ungarisch die Feurigkeit, italienisch die Liederfreudigkeit, das kinderfrohe Spielvergnügen, deutsch das tapfere Sichwehren und Aufrechtstehen im Leben: wienerisch dann die Einheitskomposition der Teile. Ihr körperlicher Zauber, ihr fast vegetatives Entfalten holdester Leiblichkeit, ihr müheloser Siegeszug, wenn sie zu lieben sich entschloß, ist oft beschrieben. Speidel, der eingewanderte Reichsdeutsche, der sich gern und ganz gefangen gab, schwärmte laut: „Die leichte Bewegung, der schwebende Gang, die Anmut ist das Erbteil der Wienerinnen. Und sie plaudert so leicht und anmutig — immer mit Anklang an die

weiche Mundart — als sie geht und tanzt. Die Bildung ihres Gesichtes, wunderbar verschieden, und das Haar in allen Farben, vom Aschblonden bis ins blaue Schwarz spielend, hat doch einen großen Grundzug. Der Knochenbau ist gefällig, das Fleisch atmet Leben, der Ausdruck hat etwas Gewährendes, dem übrigens bei der resoluten Natur der Wienerin nicht zu trauen ist. Das doppelte weibliche Lächeln aus dem Alten Testament ist ihr nicht fremd: das verführerische Lächeln der Eva, als sie dem Adam den Apfel reichte, und das ungläubige Lächeln der Sara, als sie von den Boten des Herrn vernahm, daß ihr Nachkommenschaft beschert sei. Sie ist allerdings nicht „fad und affektiert", sondern unbefangen zum Genießen aufgelegt und ohne den strengen Schein von Tugend doch voll innerer Trefflichkeit." Eines ihrer vielen natürlichen Verdienste ist hier angedeutet: sie liebt die Pose nicht. Sie ist, wie sie sich gibt. Sehr treuherzig und ein wenig falschherzig. Ohne sonderlich mit solcher Treuherzigkeit Staat machen zu wollen, ohne ihre kleinen, spitzen Bosheiten schöntuerisch zu verstecken. Stets bleibt sie sie selbst: trotz des „Bissel" Falschheit „unverfälscht".

Und richtig: nicht zu vergessen das „süße Mädel". Der unruhige, geistreiche Hermann Bahr, der schon so manches „kreiert", so manches hübsche Wort geprägt und auch in Umlauf setzte, Bahr ist auch dieses Namens Vater. Und auch Artur Schnitzler hat das „süße Mädel" selbst nicht geschaffen: nur sein erster, feiner und feinster Abzeichner war er und sein Begleiter, als es in die deutsche Literatur einzog. Kein Mädel kann wienerischer sein als Christine in dieser wehmütig rührenden Schnitzlerschen „Liebelei", als die arme kleine Musikerstochter Christine, die Leib und Seele in Keuschheit unbedenklich an den Geliebten gibt, weil sie das Glück ihrer Jugend nicht versäumen will, dem doch das Verzichten, das Verzichtenmüssen folgt — Christine, die dann klaglos sterben geht. Und ist's wirklich nur ein Zufall, daß auch in der „Liebelei" dort hinauf in die armselige, kahle Musikerstube, in der erst ein Leuchten von scheuen Jugendherrlichkeiten war und dann ein scheuer Hauch von jungem Sterben, ein zittriger alter Werkelmann müde Vormärzmelodien schickt: Lannersche melancholische, wunde, süße, todestraurige Walzermelodien ...

Seit Schnitzlers Christine ihr junges Leben durch die stummen Praterauen in die Donau trug, ist die Wienerin, freilich nicht immer gleich mit tragischem Vollendenmüssen, oft genug vom Leben in die Literatur hinüberspaziert. Schnitzler selbst hat unermüdlich ihr kleines, heiß klopfendes Herz behorcht, Hermann Bahr hat sich und uns mit den Kaprizen, Modeverrücktheiten, Torheiten der „Wienerinnen" spöttisch und doch gutmütig erheitert, soweit seine Wienerinnen ein Teil von Wiens „Gesellschaft" sind. Und die leichtfertigeren, ärmeren, oberflächlicher hingezeichneten Menschen Bahrs wie die nachdenklich gestrichelten Wienerinnen Schnitzlers bringt doch, so weit sie auch ihr künstlerischer Wert voneinander abrückt, ein unverlierbares Band zu engerer Verwandtschaft wieder zusammen: sinnlich werbend, voll sinnlicher Bestechung, in undefinierbarer Art musikalisch, tänzerisch ohne Spielereiabsicht, ohne Ziererei wirken sie hier wie dort — im Schreiten, Denken, Fühlen und Lieben, in des Lebens tragischen wie heiteren Torheiten.

Ihren Ruhm, der — wiederum wie der Walzer — aus der Donauheimat von Land zu Land zog, hat allerdings nicht erst die Literatur geschaffen. Ihr Ruhm ist hausbackener, auch trug ihn die Eleganz. Denn das ist vielleicht die artigste Überraschung im wandlungsfähigen Wesen der Wienerin, wie aus dem „süßen Mädel", wenn alle tragisch drohenden Liebesfährnisse ohne Katastrophen überwunden, die ehrsamste, verblüffend wirtschaftliche Hausfrau sich entpuppt, die zwei Dinge aus der „süßen Mädelzeit" nicht mit hinüberzunehmen vergaß: die Grazie, den Schick. Nur dem Klang nach ist das Wort französisch: auch in der Kunst, durch Eleganz zu bestechen, ist die Wienerin bis heute wienerisch geblieben. Sie selbst ist zu eigensinnig, um dauernd der Mode Eigensinn sich zu unterwerfen. Sie hat gleich der Pariserin, die sie übrigens weder nachzuahmen noch zu überbieten strebt, sich ein besonderes Raffinement geschaffen, das ihr beim Ankleiden hilft und im Grunde das einfachste aller Ge-



Fräulein H. Reinau, Schauspielerin am Volkstheater

weiche Mundart — als sie geht und tanzt. Die Bildung ihres Gesichtes, wunderbar verschieden, und das Haar in allen Farben, vom Aschblonden bis ins blaue Schwarz spielend, hat doch einen großen Grundzug. Der Knochenbau ist gefällig, das Fleisch atmet Leben, der Ausdruck hat etwas Gewährendes, dem übrigens bei der resoluten Natur der Wienerin nicht zu trauen ist. Das doppelte weibliche Lächeln aus dem Alten Testament ist ihr nicht fremd: das verführerische Lächeln der Eva, als sie dem Adam den Apfel reichte, und das ungläubige Lächeln der Sara, als sie von den Boten des Herrn vernahm, daß ihr Nachkommenschaft beschert sei. Sie ist allerdings nicht „fad und affektiert", sondern unbefangen zum Genießen aufgelegt und ohne den strengen Schein von Tugend doch voll innerer Trefflichkeit." Eines ihrer vielen natürlichen Verdienste ist hier angedeutet: sie liebt die Pose nicht. Sie ist, wie sie sich gibt. Sehr treuherzig und ein wenig falschherzig. Ohne sonderlich mit solcher Treuherzigkeit Staat machen zu wollen, ohne ihre kleinen, spitzen Bosheiten schöntuerisch zu verstecken. Stets bleibt sie sie selbst: trotz des „Bissel" Falschheit „unverfälscht".

Und richtig: nicht zu vergessen das „süße Mädel". Der unruhige, geistreiche Hermann Bahr, der schon so manches „kreiert", so manches hübsche Wort geprägt und auch in Umlauf setzte, Bahr ist auch dieses Namens Vater. Und auch Artur Schnitzler hat das „süße Mädel" selbst nicht geschaffen: nur sein erster, feiner und feinster Abzeichner war er und sein Begleiter, als es in die deutsche Literatur einzog. Kein Mädel kann wienerischer sein als Christine in dieser wehmütig rührenden Schnitzlerschen „Liebelei", als die arme kleine Musikerstochter Christine, die Leib und Seele in Keuschheit unbedenklich an den Geliebten gibt, weil sie das Glück ihrer Jugend nicht versäumen will, dem doch das Verzichten, das Verzichtenmüssen folgt — Christine, die dann klaglos sterben geht. Und ist's wirklich nur ein Zufall, daß auch in der „Liebelei" dort hinauf in die armselige, kahle Musikerstube, in der erst ein Leuchten von scheuen Jugendherrlichkeiten war und dann ein scheuer Hauch von jungem Sterben, ein zittriger alter Werkelmann müde Vormärzmelodien schickt: Lannersche melancholische, wunde, süße, todestraurige Walzermelodien . . .

Seit Schnitzlers Christine ihr junges Leben durch die stummen Praterauen in die Donau trug, ist die Wienerin, freilich nicht immer gleich mit tragischem Vollendenmüssen, oft genug vom Leben in die Literatur hinüberspaziert. Schnitzler selbst hat unermüdlich ihr kleines, heiß klopfendes Herz behorcht, Hermann Bahr hat sich und uns mit den Kaprizen, Modeverrücktheiten, Torheiten der „Wienerinnen" spöttisch und doch gutmütig erheitert, soweit seine Wienerinnen ein Teil von Wiens „Gesellschaft" sind. Und die leichtfertigeren, ärmeren, oberflächlicher hingezeichneten Menschen Bahrs wie die nachdenklich gestrichelten Wienerinnen Schnitzlers bringt doch, so weit sie auch ihr künstlerischer Wert voneinander abrückt, ein unverlierbares Band zu engerer Verwandtschaft wieder zusammen: sinnlich werbend, voll sinnlicher Bestechung, in undefinierbarer Art musikalisch, tänzerisch ohne Spielereiabsicht, ohne Ziererei wirken sie hier wie dort — im Schreiten, Denken, Fühlen und Lieben, in des Lebens tragischen wie heiteren Torheiten.

Ihren Ruhm, der — wiederum wie der Walzer — aus der Donauheimat von Land zu Land zog, hat allerdings nicht erst die Literatur geschaffen. Ihr Ruhm ist hausbackener, auch trug ihn die Eleganz. Denn das ist vielleicht die artigste Überraschung im wandlungsfähigen Wesen der Wienerin, wie aus dem „süßen Mädel", wenn alle tragisch drohenden Liebesfährnisse ohne Katastrophen überwunden, die ehrsamste, verblüffend wirtschaftliche Hausfrau sich entpuppt, die zwei Dinge aus der „süßen Mädelzeit" nicht mit hinüberzunehmen vergaß: die Grazie, den Schick. Nur dem Klang nach ist das Wort französisch: auch in der Kunst, durch Eleganz zu bestechen, ist die Wienerin bis heute wienerisch geblieben. Sie selbst ist zu eigensinnig, um dauernd der Mode Eigensinn sich zu unterwerfen. Sie hat gleich der Pariserin, die sie übrigens weder nachzuahmen noch zu überbieten strebt, sich ein besonderes Raffinement geschaffen, das ihr beim Ankleiden hilft und im Grunde das einfachste aller Ge-



Fräulein H. Reinau, Schauspielerin am Volkstheater

heimnisse ist: sich so zu kleiden, daß alle ihre sinnfälligen Reize in halbem Versteckspiel doppelt betont scheinen, daß just die eine voll liebenswürdigen Charms galanter Bewunderung preisgibt, was die andre aus gutem Grund unauffällig wieder verbirgt, weil sie wiederum andre, schönere Dinge dezent zu zeigen hat, die der ersten fehlen — der feine, sichere Fraueninstinkt, die erotische Wirkung auf den Mann unbewußt und doch in nie versagender Gefühlseinschätzung vorauszuspüren, macht sie auch in allen Dingen der Mode zu ausgesprochenen Individualistinnen.

Auch ihr Kleid ist immer nur sie selbst, die nur selten Journale befragt: der Abglanz ihres Seins, ihr Spiegel, der bunte, nuancenreiche, äußerliche Rhythmus warm bewegter, innerlich schwingender, wienerisch frauenhafter, froher Sinnlichkeit.



Fräulein Malva Rona, Schauspielerin am Josefstädter Theater

Goldene Tiere

Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche

Wer von uns hat nicht in phantasiefroher Kinderzeit einmal gebebt unter den Schauern der Sage vom Argonautenzug! Wie Jason mit seinem Heldenschiff gen Kolchis fährt, um das goldene Widderfell zu holen, das von einem Drachen bewacht an einer Eiche im Areshain hängt; Kolchis ist die Kaukasusecke des Schwarzen Meeres, damals für einen Griechen ein so fernes Sagenland wie uns Europäern von heute etwa das Innere von Neuguinea. Die Argonautenfabel ist wilder und menschlich kleiner als Ilias und Odyssee, denen man, aller Homerkritik zum Trotz, eben doch auf Schritt und Tritt die läuternde Hand einer ganz großen Dichterpersönlichkeit anmerkt, während dort nur noch die rohe Mythe zu uns spricht. Aber um so packender für die Jugend schlägt die reine Abenteuerlichkeit der Handlung durch. Und dabei ist auch hier charakteristisch, wie die Sage mit naiven Effekten das Stärkste erreicht. Ein Häuflein Gold in der Größe und Dicke eines Widdervlieses ist gewiß noch kein besonders großer Schatz. Aber das Aparte, das Verblüffende ist, daß ein lebendiges Säugetier Gold am Leibe getragen haben soll. Dieses Tierfell lohnte schon die verwegenste Heldenarbeit. Zugleich aber fehlt auch der Zug nicht, daß in allem bunten Märchenspuk die dunkle Kunde von einer nüchtern realen Sache gleichsam das Gebein zu bilden pflegt. Wo immer wir heute naturgeschichtliche oder historisch-geographische Forschung an diese Griechenlegenden wenden, kommen solche Wirklichkeitsgebeine zutage, ohne daß der Duft der Sage sich deshalb zu verlieren brauchte. An dem Fleck des alten Labyrinths auf Kreta, wo der Stiermensch Minotaurus gewütet haben sollte, ist vor kurzem die Stätte alter Kampfspiele der mykenischen Kulturepoche ausgegraben worden; zoologisch bestimmbare Knochen beweisen, daß der heute ausgestorbene riesige Urstier dort noch verwertet wurde, und ein Wandgemälde aus der Zeit verewigt noch solchen gefährlichen Stierkampf in anschaulichster Form. Und so erfahren wir auch aus den späteren Quellen griechischer Wissenschaft selbst noch von einer althergebrachten Sitte der Kaukasusbewohner, daß sie zottige Schaffelle in ihre Bäche hingen, um die natürlichen Goldteilchen, die von den Wassern dieses metallreichen Gebirges geführt wurden, aufzufangen — eine nüchterne Praxis, den mancherlei Methoden unsrer Arbeiter in Silberseifen und Goldwäschen damals schon durchaus ähnlich. Was aber kein antiker Grieche wußte, ist die Tatsache, daß es wirklich auf unsrer Erde Säugetiere gibt, die ein „goldenes Vlies" tragen. Freilich kein Vlies, aus dem man echte Goldstücke prägen kann. Als das Leben sich seine zwölf bis zwanzig mineralischen Elemente aneignete, die teils notwendig, teils hilfsweise seine wunderbaren Zellenbauten zusammensetzen, war Gold nicht dabei. Wenn es sich ab und zu einmal in organischen Restbeständen auch von Lebewesen chemisch nachweisen läßt, in Austernschalen, Pflanzenholz und so weiter, so war es dort doch nur zufällig durch das Wasser eingeschleppt worden, das ja für jegliches Leben eine absolute Notwendigkeit ist, in dem aber vielfältig (zum Beispiel im Ozean durchweg) feinste Goldrestchen auf Grund selbsttätiger Goldwäsche der Natur herumschweben. Zu einer wirklichen Macht im Leben hat auch dieses schöne Element erst die menschliche Intelligenz gebracht: vom Zahlgold in der Hosentasche bis zur Goldplombe im hohlen Zahn! Das tierische Goldvlies, das ich meine, ist dagegen ein Fell, das äußerlich im wundervollsten Goldglanz gleißt, als sei jedes Härchen einzeln in Schaumgold getaucht gleich einer Weihnachtsnuß.

Das erste wirklich dem Fachzoologen bekannt gewordene Tier, das ein ganz unzweideutiges goldenes Vlies wenigstens für den Anblick trägt, ist ein Geschöpf im tropischen Afrika, dessen Anblick aber für gewöhnlich einfach unmöglich gemacht ist, weil es nämlich nach Art unsers Maulwurfs unter der Erde lebt. Jedermann kennt unsern heimischen Wühler, den Maulwurf. Er selber hat schon ein recht hübsches, bläulich bereiftes Fellchen. Dieser Mull gehört systematisch weder zu den echten Raubtieren noch den Nagetieren, sondern zu einer uralten, heute nur spärlich noch fortlebenden Stammgruppe der höheren Säugetiere, die man die Insektenfresser zu nennen pflegt. Diese Insektenfresser haben aber eine Neigung, gewisse Formen doppelt hervorzubringen. So haben sie den Typus des Igels zum Beispiel zweimal geschaffen, einmal als wirklichen Igel und dann noch einmal ganz unabhängig davon im Borstenigel der fernen Insel Madagaskar. Und entsprechend gibt es bei ihnen auch zweimal den Mull: das eine Mal in unserm echten und das zweite Mal (auch hier vollkommen unabhängig) in einem ebenfalls erdgrabenden Sprößling jener Borstenigel, den man den „Goldmull" getauft hat. Dieser Goldmull lebt vom Kap bis zum Kongo, und zwar ebenso extrem unterirdisch, wenn auch meist nicht sehr tief. Auch ihm ist dabei der kleine fette Leib in richtiger Anpassung zur Walze oder Wurst geworden, die schon bald gar nicht mehr nach einem Säugetier ausschaut. Da gibt es keinen Schwanz mehr und keine Ohrmuscheln, ja für den äußeren Anblick fast keine Gliedmaßen mehr; nur die Hände stehen noch als starre krumme Haken vor, und auf dem Näschen sitzt eine kleine Schaufel in Gestalt eines Hornschildes; das alles dient ersichtlich der Technik des Sicheinbohrens und Vorwärtsdrängelns im trockenen Steppensande, in dem der passionierte Unterweltler auf die still verborgene Suche nach Würmern und Insektenlarven geht. Mögen in dieser afrikanischen Steppe so viel böse Räuber oben über ihn weglaufen wie wollen: er ist in seinen Sandstollen sicher, und was sich hier unten herumtreibt, dessen ist er selber Herr. Nun aber die Verschwendung. Diesem ewigen Gast der Finsternis gerade hat die Natur den Argonautenzauber des Goldvlieses verliehen! Jedes Härchen seines Maulwurfsfellchens ergleißt wirklich und wahrhaftig im schönsten Goldschein. Je nach der Lichtbrechung mischen sich in dieses Grundgold noch einzelne goldig angehauchte Farben, die dann gleich Edelsteinen aus der Goldfassung glühen, bald grün wie von Smaragden, bald ein unbeschreiblich schönes Violett gleich Amethysten. Wenn dieser wahre „Dorado", wie die südamerikanischen Indianer einst ihren vergoldeten Sagenkönig nannten, bei uns lebte, so ist gewiß, daß er längst um seines Königsmantels willen vernichtet wäre, während ihn jetzt bloß ab und zu ein Kaffer seines Landes zum schmucken Tabaksbeutel verarbeitet. Wozu aber der Glanz gerade in dieser Hütte — oder in diesem schmutzigen finsteren Bergwerk, muß man besser sagen? Und der Fall wird um so seltsamer, als auch der zweite Träger eines goldenen Vlieses, den man unter den Säugetieren kennt, ein mindestens ebenso ausgesprochener mullhafter Erdgräber im Finstern ist. Um ihn zu finden, muß man den dürren Sandboden diesmal der zentralaustralischen Wüste aufschaufeln. In ihm steckt und bohrt er genau so verborgen wie der Goldmull in der afrikanischen Steppe. Australien hat aber nie Borstenigel gehabt, die dort zu Mullen werden konnten. Der Hauptstamm seiner eigentümlichen Tierwelt gehört zu der wohl noch altertümlicheren Gruppe der Beuteltiere, und folgerichtig ist also auch sein einheimisch seit alters zugehöriger Mull ein solches Beuteltier, ein „Beutelmull". Im übrigen hat aber auch er die ganz entsprechenden Hakenhände und auf der Nase seine eigne Hornschaufel. Die Bergwerke dieses Beutelmulls liegen so versteckt in ihrer Wüste, daß man erst in neuerer Zeit und nachdem Australien gerade auf sonderbare Tiere schon reichlich abgesucht war, seiner zum erstenmal habhaft geworden ist. Nun: auch dieser Beutelmull schimmert in Gold, wobei auch bei ihm das Fell bald mehr reines Gelbgold zeigt, bald mehr Silber oder irisierende Edelsteinfarbe. Abermals das goldene Vlies als Arbeitskleid eines Tunnelarbeiters!

Es ist ein ungemein fesselndes Problem, wie gerade diese lichtscheuesten

Gesellen unter unserm Säugervolk an das im Lichte herrlichste Gewand gekommen sind. Eine Reihe gebräuchlicher Erklärungen versagen hier vollkommen. Es kann sich nicht um eine den Tieren nützliche Anpassungsfarbe handeln, also etwa um einen Schutz, wie ihn dem grünen Laubfrosch auf grünem Laube sein Grün gewährt. In der finstern Sandröhre da unten wird der goldene Rock dem Mull weder als Jägerrock noch als Jagdwildverkleidung helfen können; um diesen Vorteil zu genießen, müßte er schon in künstlich taghellen Goldhöhle hausen, die es doch nicht gibt. Gleichermaßen versagt aber die berühmte Darwinsche Deutung, daß gewisse gleißende Prachtfarben bei Tieren so herangezüchtet sein können, daß die Tiere selbst an der Pracht ihre Freude gehabt und bei der Liebeswahl von jeher die farbenprächtigsten Exemplare begünstigt hätten. Abgesehen davon, daß durch diese Methode immer nur eine schon vorhandene glänzende Farbe (also hier der Goldglanz) gesteigert, aber nicht erst die Farbe selbst geschaffen worden sein kann, ist dazu mindestens doch nötig, daß die verliebten und farbenfrohen Tiere sich sehen können. Schon unser heimischer Maulwurf hat aber stark verkümmerte Augen, was bei seiner Finsterlingsart und Dreckwühlerei ja gut genug zu verstehen ist; nötigenfalls ans Licht gebracht, sieht er zwar noch, aber seine Hauptmittel im eigentlichen Jagdgebiet sind schon Tasten, Riechen und Hören. Bei dem Goldmull aber zieht sich geradezu das Haarfell auch über die Augen fort, sie verharren also dauernd im Schlafzustand der fest geschlossenen Lider. Und erst recht beim Beutelmull liegt außer der Haut auch noch ein Muskel unmittelbar auf dem völlig verkümmerten Augenpünktchen, so daß hier auch nur vom schwächsten Erfassen eines Lichtscheins keine Rede mehr sein kann. Diese Nachtwächter haben eben einfach ihr Sehen abgeschafft — folgerichtig ist es aber auch nicht möglich, daß sie sich, mögen sie in ihrem Tartarus sonst so verliebt sein, wie sie wollen, auf „Gold" hin selber durch Liebeswahl heraufgezüchtet haben könnten. So sehr das Goldvlies uns eine Hauptsache erscheint: es macht den Eindruck, als sei es nur eine indirekte Folge von etwas anderm. Haben die Fellhaare dieser Unterweltler irgendeine nützliche Struktur sonst sich angeeignet, die als Begleiterscheinung ohne eignen Nutzzweck den Goldschein mit sich brachte, etwa im Sinne, wie unser Blut zufällig seine schöne rote Farbe hat? Oder frißt der Mull da unten irgend etwas, das ihm besonders gut bekommt, das aber sein Haar neben bei irgendwie chemisch vergoldet, ohne daß diese Vergoldung selbst ihn weiter förderte oder störte? Für den letzteren Fall könnte man wirklich auf allerlei verwegene Gedanken kommen. Vom afrikanischen Goldmull wie vom australischen Beutelmull wird berichtet, daß sie als echte „Insektenfresser" besonders gern und massenhaft gewisse Schmetterlingsraupen und Engerlinge (Larven) von Bockkäfern ihrer Heimat verzehren. Speziell vom Goldmull des Kaplandes, der dort den Gärtnern genau so vertraut und, je nachdem, verhaßt wegen des Wühlens, erwünscht wegen des Insektenvertilgens ist wie bei uns der Maulwurf, hören wir, daß er hauptsächlich von Raupen lebt, und zwar besonders denen einer sogenannten Plusiaeule, die sich tagsüber an den Wurzeln ihrer eignen Futterpflanze verkriechen. Nun spielt aber bei Käfern und Schmetterlingen der Goldglanz selber wieder seine Rolle. Jeder weiß von „Goldkäfern". Gewisse tropische Bockkäfer erscheinen wie in eine Goldlösung getaucht. Auf Schmetterlingspuppen schimmern die schönsten Goldflecken. Ausgespart aber jene Plusiaeulen, von denen ungefähr zwanzig Arten auch bei uns vorkommen, führen seit alters geradezu den Namen „Goldeulen". Die meist kleinen Schmetterlinge, die man „Eulen" nennt, wirken in ihren langen Sammlungsreihen durchweg sonst unscheinbar, ja langweilig, sofern man nicht auf die feinen Ornamente ihrer Deckflügel achtet. Plötzlich aber bei den Plusiaeulen wird das anders. In die schlichte Flügelzeichnung fließt plötzlich Gold ein in verschwenderischer Fülle. Nicht roh hinzugemischt, sondern sorgsam aufgenommen in den feinen Rhythmus der Ornamente. Bald färbt es rein in den Umriß aufgenommene gewisse Bänder, die anderswo bloß in Sepiazeichnung den Flügel belebten, bald schwimmt es als Spiegel in Rundflecken, bald bildet es ganz eigne, schön

gezackte Felder auf dem dunkeln Grunde von hoher stilistischer, jedes Künstlerauge entzückender Durchbildung. Eine der bekanntesten Plusiaeulen führt den griechischen Buchstaben Gamma aufs deutlichste dort, daher ihr Name Gammaeule.

Wo nun Gold hinzutrat, da schmiegt es sich aber ebenfalls durchaus diesem Arabesken- und Hieroglyphenspiel organisch ein. Warum aber hat gerade solche Plusiaeule vor so viel andern Gold zur Verfügung? Lebt sie von Pflanzenstoffen, die das chemisch begünstigen? Und könnten jene grabenden Säugetiere zu ihrem eignen Schmuck unwillkürlich gelangt sein, weil sie gewohnheitsmäßig wieder solche Goldfabrikanten als Nahrung benutzen? Die Erklärung hat etwas Verführerisches, nur muß man sich vor Augen halten, daß sie selber noch lange nicht alles erklärt, zum Beispiel noch ganz und gar nicht, wie es kommt, daß nun etwa bei solcher Plusiaeule der als Nahrung aufgenommene Stoff sich gerade in derartigen köstlichen Mustern und Ornamenten von hoher rhythmischer Stilisierung betätigt, während er beim Goldmull einfach das ganze Fell gleichmäßig vergoldet. Hier mischen sich offenbar wieder besondere, vorläufig unbekannte Gesetzmäßigkeiten ein, die das einfache Wort „chemischer Einfluß“ nicht erschöpft. Sicher aber ist es eine Sache zum Nachdenken, dieses „goldene Vlies“.



Walter Lewy: Jason

(Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft Berlin)



Der Tod des A Pro

Novelle von Ernst Zahn

Der Ritter Johannes A Pro saß in seinem Stuhl mit den Armlehnen aus Hartholz, die zwei Löwenpranken bildeten, und dem Polstersitz aus rotem Samt. Über seinen Knien lag eine Decke aus langhaarigen weißen Ziegenfellen. Sein Bart war schwarz wie sein samtnes Wams, und sein Gesicht weiß wie die Felle auf seinen Knien. Die Züge waren eingefallen und siech. Die schwarzen, tiefliegenden Augen hatten einen fiebrigen Glanz. Manchmal stahlen sich zwei lange totenfarbene Hände unter der Decke hervor, umklammerten die Lehnen und, die Arme zu Stützen machend, zog der Ritter die zusammengesunkene mächtige Gestalt mühsam ein wenig in die Höhe. Dabei wurde das Weiß des Auges sichtbar, und A Pro verbiß vor wütendem Schmerz die Zähne, daß sie knirschten.

A Pro war wund. Im Streit mit den Mailändern hatten sie ihn geschlagen, daß er am Letzten war. Die Knechte hatten ihn über den Gotthard zurückgeschleppt. Und weil er fühlte, daß er nicht weiterkonnte, hatte er sich das kleine Schloß zu Seedorf, das sonst einem im Ausland ansässigen Bruder gehörte, auftun lassen. Da lag er und wußte, daß er vielleicht liegenbleiben würde.

Das Zimmer hatte dunkle, vertäfelte Wände. Jetzt, zur Nachtzeit, sahen sie schwarz aus. Der ganze Raum war voll finsterer Schatten. Nur eines der tiefen, nischenartigen Fenster hatte einen weißen Glanz. Da suchte der Mond einen Zuweg. Außer dem Schwarz der Nacht, dem Weiß des Mondes und der Totenblässe auf dem Antlitz des Verwundeten war noch eine andre Farbe im Gemach, die zu den zwei übrigen in seltsamem Gegensatz stand. Ein geheimnisvolles Rot. Es lohte im Kamin, wo über schwere Klötze von Holz die Flammen züngelten; der Kienspan sprühte es aus, der auf schwarzeisernem Ständer brannte, und der Boden aus gebrannten Steinen leuchtete rot, als ob er mit Blut gewaschen sei.

Das Gemach war kalt; nur aus dem Holzfeuer, in dessen Nähe der Ritter saß, stiegen Wellen von Wärme. Aber die nördliche Wand strömte eine lästige, frostige Feuchtigkeit aus. An dieser Seite des Schlosses stießen sich alle Unwetter die Schädel an. — Der Ritter wendete mühsam den Kopf. Er spähte in diese Ecke und jene. Ein unwirtlicher Aufenthalt, wenig Gerät in dem kalten Loche, ein schwerer Tisch, ein paar Stühle, Truhe und Spind! Der Bruder hatte lange nicht da gehaust! Kein Wunder! Um die Mauern sang der Wind, und manchmal trug er ein Rauschen wie von flüsterndem Schilf herauf. Dicht hinter dem Schlosse begann der Sumpfboden, der es vom See schied.

Aus den Gemachecken stierte die Einsamkeit nach Johannes A Pro.

Das Weib kam lange nicht wieder, sann er. Es saß da von des Bruders Willen eine alte Bäuerin in einer Erdgeschoßstube, die Beschließer- und Verwalterdienste in dem alten Bauwerk tat, eine lahme, an Geist und Körper schwache Person, die über die unerwarteten Gäste halb verdrießlich, halb ängstlich war. A Pro hatte sie hinübergeschickt nach dem Kloster, die Oberin zu bitten, daß sie

eine der pflegekundigen Nonnen ins Schloß gehen lasse. — Der Ritter Johannes A Pro war nicht alt, aber sein langer, dünner, schwarzer Bart hatte graue Streifen, und sein Haar war unterm Druck des Helmes spärlich geworden; es verdeckte die roten Schrammen und Narben, die er sich in zwanzig Schlachten geholt, nicht mehr. A Pro war nie in seinem Leben allein gewesen wie jetzt. Darum hatte die Einsamkeit für ihn glotzende Augen und redete. Er war den Lärm gewöhnt, Waffenklirren und Klingen von Bechern, Stampfen der Pferde, Johlen der Knechte, Lachen von Weibern. Darum hatte die Stille Wesen für ihn und faßte seine Seele mit fremden Händen an, daß er etwas empfand, was er niemals gefühlt hatte, und daß er sich auf sich selbst besann, während er sein Leben lang in den Tag hinein gelebt, gehauen und gepoltert hatte. Sein Bruder war ein feiner Diplomat, der viel an fremden Höfen verkehrt hatte; er selber hatte nie etwas andres gekannt und geliebt als das Kriegshandwerk. Nie? Hm! Es hieß, die A Pro hätten alle im Grunde etwas Weiches, mehr dem Frieden als dem Streit, mehr der Ruhe als dem Herumziehen Zuneigendes. Er hatte das — nicht gespürt. Und doch — manchmal, wenn er in irgendeiner Burg Gast gewesen, wenn er nachts allein in sein Gemach trat und alles — still war, war etwas wie ein Wunsch in ihm gewesen: Da möchtest du sitzenbleiben.

A Pro schlug die Finger um die Lehnen; die Schmerzen wurden ärger. Gleich flüssigem Feuer floß es durch seine Glieder. Er lehnte sich mühsam zurecht. Dann, wie von Schwäche oder Fieber übermannt, versank er abermals in Dämmern und Sinnen.

Manchmal atmete er rasch. Seine lange Gestalt lag mehr im Stuhl, als sie saß. Manchmal wiegte und nickte der schwarze Kopf.

— —

Vor seinem Geiste gaukelte eine Vergangenheit.

— —

Ein Garten lag zu Giornico in Livinen, durch eine hohe Mauer vom Staub der Landstraße geschieden. An steinernen Gerüsten rankte der Wein. Unkraut wucherte in den Beeten, aber hundert Stämmchen von Rosen blühten zum zweitenmal im Jahr. Drüben stand das weiße Haus des Statthalters Baldassare de Fava, des Geschichtschreibers, mit seinen Loggien und dem schwarzen Dach aus rohen dünnen Schiefersteinplatten. Eine Granittreppe mit gemauertem Geländer führte in den Garten herab, und oben die Haustür hatte einen schönen Bogen, über dem, in Stein gehauen, das Wappen der Fava stand.

Der Herbst atmete durch das Tal von Livinen. Er hatte einen heißen, schlaffmachenden Hauch, wenn er auch die Glut des Sommers nicht mehr besaß. Die Rosen und andres Blütenzeug dufteten, Insekten sangen. Es war zum Schlafen.

Der Ritter Johannes A Pro saß auf einer schweren, breiten steinernen Bank, über die eine Weide ihr Trauerhaar hing und die mit den Greifenkrallen, zu denen der Steinhauer ihre Füße geschlagen, im Grase stand. Droben im Hause bei Baldassare, dem Statthalter, tafelten die übrigen Hauptleute noch, während die Knechtshaufen oben an der Kirche im Freien lagerten. Sie waren alle auf dem Zuge nach dem Süden.

Über die Stufen der Steintreppe rauschte jetzt eine Seidenschleppe.

Der Ritter wendete sich um. Geschah das anfänglich fast mechanisch und ohne Interesse, so nahm er gleich darauf eine beobachtende Stellung ein, wie der nüchtern und kühl Gewordene vielleicht getan hätte, um die Gänge eines plötzlich vor seinem Blick auftauchenden edlen Pferdes zu betrachten.

Über das steinerne Treppengeländer glitt mit Bewegungen von spielender Anmut eine schlanke, schöne Hand. Sie gehörte Bianca de Fava, der Statthalterstochter, die langsam und in aufrechter Haltung der jungen und zarten Gestalt die

Treppe herunterstieg. Bianca ging in schimmernder weißer Seide. Die Ärmel ihres Kleides waren lang und eng und bedeckten einen Teil der Hände, aber es war, als gewännen im Schutze des die Gelenke bedeckenden kostbaren Stoffes die Finger, die im Spiel die Mauer streiften, an rosiger Durchsichtigkeit. Wo das festliche Gewand, knapp über die junge Brust sich spannend, zum Halse sich hob, hatte es einen tiefen Ausschnitt, aus dem in edeln Linien ein weißer Nacken stieg. Des Mädchens schönes Haupt wiegte sich leise und voll unbewußter Würde, während der Fuß Stufe um Stufe überschwebte. Die Sonne machte das blonde Haar glänzen und zeigte scharf den Gegensatz, den schwarze Brauen und Wimpern zu dem Blond des Hauptes bildeten.

Bianca schaute weder zur Rechten noch zur Linken. Herr A Pro ahnte nicht, daß der Besuch ihm gelte.

Der unbeholfene Bär blieb sitzen, als das Fräulein sich ihm näherte. Er trug den schwarzen Harnisch. An seiner Seite hing das Breitschwert. Auf dieses stützte er die Linke, und durch die Finger der Rechten ließ er die langen Fäden seines dünnen Bartes laufen.

Bianca lächelte, und mit einem leisen Neigen des Kopfes grüßend, sagte sie: „Der Vater schickt mich, nach Euch zu sehen, Herr Feldhauptmann. Man vermißt Euch schon im Saale."

„Eures Vaters Wein war mir zu dick," antwortete A Pro unhöflich und mit rauher Stimme. „Ich bin das Weißgewächs von den welschen Seen gewöhnt, nicht aber Eure Liviner Blutbrühe. Ich will mich ein wenig verkühlen, Fräulein."

Gleich darauf verlachte er sich selber: „Freilich, viel Kühle darf man hier und wohin wir ziehen, nicht erwarten."

Bianca widersprach, daß doch gerade im Hause es kühler sei, und mit schleppendem Kleide schritt sie über den Weg, betrachtete die Rosen und haschte mit wiegender Anmut nach Schmetterlingen.

Johannes A Pro konnte den Blick nicht von ihr wenden. Ihre Schönheit hatte etwas Fremdländisches, Niegesehenes.

„Wollt Ihr Euch nicht setzen, Fräulein?" fragte er und rückte auf der Bank.

Da kam sie heran, griff in die Trauerweidenzweige und ließ sich neben ihm nieder.

A Pro war wie verzaubert. Ihr Gesicht war ihm ganz nah. Es hatte eine Farbe wie edelster Marmor.

„Ihr seid nicht wie die Livinerinnen sonst," sagte er.

Sie lachte. „Meine Mutter war eine Böhmin," sagte sie. Dann blickte sie vor sich nieder und wurde still. Das Blut spielte unter der feinen Haut ihres Halses. Ein Gedanke schien ihr die Farbe der Scham oder Befangenheit langsam in die Wangen zu treiben. Jetzt tat sie einen Seufzer; sie spielte mit den Fingern an der Bank. „Ihr zieht noch heute abend weiter, Herr Feldhauptmann?" fragte sie zögernd.

„Ja, wir haben Eile," gab A Pro zurück.

Wieder schwieg sie, und wieder hob sie mit Überwindung an: „Ihr habt einen Verwandten von mir zum Führer eines Fähnleins?"

„Freilich, ja —" antwortete der Ritter nach kurzem Besinnen, „Giuseppe Bullo, Euern Vetter. Euer Vater wollte, daß ich ihn in meiner Nähe halte. Es schien ihm viel an dem Jüngling zu liegen. Ah —" unterbrach er sich selber. „Ich meine zu verstehen. Euer Vater sagte mir nichts davon, aber —"

„Wir sind einander versprochen," flüsterte das Fräulein. Sie erhob jetzt die Augen zu dem Ritter, und eine heiße Verwirrung sprach aus ihren Zügen.

Dem A Pro fuhr es über den Rücken wie eine kalte Klinge. Hatte er selber sich an dem blutjungen Kinde gefreut und empfand es übel, daß schon ein andrer im Neste saß?

„Der Vater sieht es nicht allzu gern,“ gestand Bianca halb widerstrebend, halb wie von einem Zwang zu Vertrauen geleitet. „Giuseppe ist ein wenig wild — ein wenig — er ist so stark, und die Kraft reißt ihn fort. Ihr solltet sehen, wie er über die Berge läuft, als sei ihm der steilste und rauheste Weg der beste, und wie er die Armbrust spannt und wie er reitet.“

Der Ritter verzog die knappen, schmalen Lippen; es deuchte ihn, daß des Mädchens Mund so geschäftig im Rühmen sei, weil das Herz Zweifel hätte.

„Wenn wir in die mailändische Ebene kommen, kann er zeigen, was er ist,“ sagte er trocken.

„Ihr — Ihr werdet ihn viel um Euch haben?“ fragte Bianca.

Er sah, daß sie ein Anliegen verbarg. „Ich halte dergleichen junges Volk gern unter meinen Augen,“ beschied er sie.

Da erhob sich das Mädchen jäh. Sie war so erregt, daß sie zitterte. „Seid ihm nicht zu streng, Herr Feldhauptmann. Er kennt sich manchmal selbst nicht, ist wie ein schäumender Bach. Aber er ist gut, zahm wie ein Kind, wenn —“

„Wenn er etwas zu bereuen oder zu büßen hat. Ich kenne das,“ unterbrach A Pro sie verdrießlich.

Der Bianca kamen Tränen. Ihr feiner, bewegsamer Mund zuckte.

Das berührte ihn seltsam.

„Ich will ihn befreunden, so gut das geht,“ beruhigte er sie.

„Er wird in der Schlacht keine Vorsicht kennen,“ sagte das zitternde Kind.

„Dafür ist er ein Mann,“ sagte der Ritter, aber fast wider Willen verbesserte er sich: „Seid ruhig, ich halte ihn im Zaum.“

Das schöne Mägdlein aber verlor sich völlig. A Pro erkannte, daß in diesem zarten Leibe eine Gewalt lebendig war, die jeden Nerv durchbebte und größer war als selbst die Lebenskraft. Wieder faßte den wegfahrenden Mann etwas wie Neid und Groll darum, daß ein andrer an dem Wunder teilhatte, das in des Fräuleins Seele blühte.

„Ich bin in großer Not,“ flüsterte Bianca. „Und ich will Euch so danken, wenn Ihr Euch seiner annehmen wollt. Sie rühmten Euch als einen, der hinter Rauheit einen weichen Sinn verbirgt.“

Noch ehe A Pro erwidern konnte, hatte sie sich vor ihm in ein Knie gesenkt und drückte den Mund auf seine noch immer den Schwertknauf umspannende Hand.

Dem Ritter wurde das Gesicht heiß. Er stand auf, steif, so ungelenk als unwillig zu höfischer Sitte. Ein Windlein kam und wehte ihm den dünnen grauschwarzen Langbart über die gepanzerte Schulter.

Bianca wußte nicht, ob er zürnte. Auch sie erhob sich betroffen.

Er aber tat einen tiefen, sonderbar unsicheren Atemzug, und ein Stücklein von ihr abstehend, sagte er: „Giuseppe Bullo, Euer Vetter, ist ein glücklicher Mann, Signorina Bianca; er hat in seinem Leben einen Wert, um den es sich wohl lohnt, brav und tapfer und klug zu sein.“

Das Fräulein verstand ihn nicht recht, aber sie sah, daß er ihr wohlwollte. Ihre Augen leuchteten.

In diesem Augenblick erschien oben an der Gartentreppe ein junger Mann in reicher Tracht. Eine weiße Feder hing ihm vom Barett und streifte seine braune Wange. Sein Haar war schwarz und lockig. Sein Gesicht und seine Augen trugen den Ausdruck heißer Lebensfreude, um seinen Mund jedoch, den ein kleiner, eitler Schnurrbart nicht verdeckte, zuckte ein Zug von Unruhe und Unbeständigkeit.

Bianca eilte auf ihn zu, und der Ritter hörte, wie er mit schlecht verhehlter Ungeduld fragte, wo sie bleibe. Als sie aber auf ihn, A Pro, hinwies, riß er sein

Barett vom Kopfe und stand einen Augenblick in unterwürfiger Haltung, den Wink des andern erwartend, der ihm sich zu entfernen gestattete.

A Pro hob die Hand, und den Arm um die schlanke Hüfte der Bianca de Fava gelegt, stieg der junge Edelmann die Treppe zum Saale wieder hinan.

Ein Scheit im Kamin stürzte ins Feuer, daß Funken stoben. Da waren auch die Schmerzen wieder. A Pro biß die Zähne zusammen. Eine Weile rang er mit der Qual. Dann lag er im Stuhl wie ein Toter. Die Lider sanken gleich Bleideckeln über die Augen. Aber seine Gedanken arbeiteten noch immer. Sie übersprangen Zeit und Raum. Er sah seinen Untergebenen, den Giuseppe Bullo, im Lager unten in der mailändischen Ebene. In seinem, des Feldhauptmanns, Zelte selbst. Bullos braunes, schönes Gesicht war fahl, der unruhige Mund, der immer so aussah, als ob er jedes Wort, das er sprach, zur Lüge lächelte, hatte einen Ausdruck halb des Hohns, halb der Besorgnis.

Niemand sonst war da, niemand als sie beide.

Pfui Teufel! Der Ritter stöhnte, und seine Hand zuckte unwillkürlich nach der Seite, wo sonst das Schwert hing. Gott strafe den Buben! Er, A Pro, hatte eine schwere Aufgabe übernommen, als er den Bullo im Auge zu behalten versprach. Stark und kühn, waghalsig, wild, das alles war er. Aber auch streitsüchtig, falsch, dem Spiel und den Weibern hold. Dreimal auf dem Zuge nach Süden hatte er ihn aus schlimmen Händeln befreit wider eignes Empfinden ihn losgelöst, dem — dem kleinen Fräulein zu Schirniß zulieb. Dem kleinen Fräulein! In des Ritters Johannes A Pro Seele hing seit jenem Abend im Garten des Statthalters ein silbernes Glöcklein, das Tag und Nacht den Namen der Bianca de Fava gar lieblich läutete, und manchmal trat in seine Gedanken aus Wolken und Schatten eine junge Gestalt mit blonden, über ein schimmernd weißes Kleid wallenden Locken. Sie ging durch seine nächtlichen und durch seine wachen Träume wie ein Geheimnis. Alles, was bisher in seinem Leben gewesen war, erschien dagegen roh und laut und gemein. Der Erscheinung der Bianca haftete etwas Heiliges und Überirdisches an. Wenn er an sie dachte, kam ihn immer eine Weichheit und Andacht an, als ob er das Haupt entblößen und das Kreuz schlagen müßte!

Und Giuseppe Bullo stand im Zelte des A Pro.

Aus Wolken und Schatten kam wieder Bianca de Fava geschritten. Sie stellte sich neben den Liviner wie zum Schutze, als wollte sie bittend die Hände heben, sobald A Pro sprechen würde. Es war gut, daß sie kam! Sonst —

Der Ritter schüttelte sich. Es war eine weiche, schwüle Luft im Zelte, die ihm die Kraft einschläferte. Er haßte diese weiche südliche Luft. Er hätte zurückkehren mögen in die Berge. Es war, als — als habe dort auch die Erinnerung an Bianca de Fava weniger Gewalt über ihn.

„Ihr habt mich rufen lassen, Feldhauptmann," begann Bullo. Er gab seinen Worten Sorglosigkeit, aber man hörte aus ihnen heraus, daß er nicht ohne Unruhe war.

„Habt Ihr Euch umgesehen, ob niemand nahe ist, der uns belauscht?" fragte A Pro. Er hatte Mühe, die Worte aus der Brust herauszubringen; der Zorn, den er in sich erstickte, hielt sie ihm wie mit Eisenklammern zurück.

Bullo wie A Pro waren gepanzert. Aber die Rüstung des Feldhauptmanns war alt und zerhauen und schmucklos, und jener trug die seine wie zum Feste, sie schimmerte silbern. A Pro saß steif, eckig, fast starr auf seinem armseligen Lager, indessen der junge Liviner nicht an der Stelle zu verharren vermochte und mit der Gelenkigkeit der Jugend und des Höflings bald da, bald dorthin trat, wie einer, der sich am Orte etwas erlauben darf.

Ein dämmeriges Licht lag im Zelte. Ein paar schwere Stühle standen herum und ein Tisch, der mit Waffen und Pergamenten belegt war.

„Es ist niemand in der Nähe," sagte Giuseppe.

„So geht dennoch noch einmal und achtet, ob wir allein sind," befahl der Ritter.

Bullo warf einen scheuen Blick auf ihn. Dann ging er hinaus und kam wieder: „Ich sagte es. Es ist niemand in der Nähe, Feldhauptmann," berichtete er.

„Gut für Euch," antwortete der andre.

Bullo errötete und spielte den Gekränkten. „Das klingt wie Schelte," sagte er, „das sieht aus wie Gericht."

„Gericht soll es sein," herrschte A Pro. „Und seid froh, daß ich allein zu Gericht sitze."

Der Liviner warf den Rotkopf auf und wendete sich dem Ausgang zu.

„Ich rate Euch, bleibt," sagte A Pro.

Das Wort und der Ton hielten ihn fest.

A Pro stützte die Hand auf sein Bett und neigte sich vor, daß die dünnen Bartsträhnen beinahe seine Knie streiften. Der Grimm machte seinen Unterkiefer zittern. „Ihr habt es der Tochter des Statthalters de Fava zu danken, Eurer Braut, wenn —"

„Braut?" fiel ihm Bullo erregt ins Wort. „Der Statthalter hat sein Wort nicht herausgeben wollen."

„Er wird es nicht verweigern, benehmt Ihr Euch so, wie er es von seinem Eidam verlangen muß. Oder sind seine Bedenken Euch Freibrief, zu tun, als ob Ihr keine Pflichten hättet?"

Der Liviner zuckte mit der Schulter.

Mit zäher Kraft bezwang A Pro sich. „Bianca de Fava," sagte er mit leiser, fremder Stimme, „ist wie der Pfirsichblust, der rot in den Schnee der Berge hinaufleuchtet. Wenn da oben zu Schirniß, wo der Winter harte Fäuste hat, eine Blume blüht, so ist sie holder denn irgendwo. So ist Bianca de Fava, Herr Giuseppe. Ich muß Euch das wohl nicht erst sagen und was für ein glücklicher Mann Ihr seid."

„Man könnte meinen, Ihr beneidet mich, Feldhauptmann," sagte der andre mit einem Grinsen.

Da war es, als schüttle A Pro einen Taumel ab. Bianca de Fava stand nicht mehr in Wolken und Schatten neben dem Liviner. Des Ritters Stimme veränderte sich und klang jetzt wie draußen im Feld, wenn er, der Kriegsmann, am Feind war und Eisen auf Eisen traf. Drohend sprach er jetzt: „Ihr seid ehrlos und ihrer nicht wert. Merkt auf, was ich frage. Antwortet kurz und — lügt nicht! — Ihr verkehrt in der Schenke der roten Hexe, der Angiolina, die ihren Namen durch ihr Leben belügt und mehr ein Teufel ist."

„Ein schöner Teufel," stieß Giuseppe heraus. Sein Gesicht war heiß wie von schwerem Wein, als er das sagte, und sein Blick flackerte trunken.

„Verkehrt Ihr dort oder nicht?" bestand A Pro barsch auf seiner Frage.

„Nun — ja — ich war dort," gab der andre zu.

„Trotz des Verbotes?"

„Trotz des Verbotes."

„Ihr habt mit der Angiolina — Ihr rühmt Euch ihrer ganz besonderen Gunst?"

Wieder lächelte Giuseppe halb eitel, halb höhnisch.

„Trotzdem," knurrte der Ritter, aber sich selbst unterbrechend, fuhr er laut weiter: „Man hat Euch in der Schenke nächtlicherweile mit Mailändischen zusammen gesehen."

Nun erbleichte der Liviner. „Das ist nicht wahr," keuchte er.

„Es i s t wahr," sagte A Pro. Er stand auf. Panzer und Schienen rasselten.

Er war ein gewaltiger Mann, als er so stand. „Leugnet nicht,“ sagte er. „Ich weiß mehr, als Ihr denkt. Und wäre es nicht, um —“

Giuseppe Bullo hatte sich abgewendet. Seine Gedanken arbeiteten. Wußte er — wußte er alles, der andre?

„Wäre es nicht um Bianca de Fava, Giuseppe, Ihr läget jetzt in zwei Stücken draußen auf dem Felde, und die Raben hätten ihre Freude an Euch, dem — dem Verräter.“

A Pros Stimme rollte und grollte, als kämen Steine aus seinem geschienten Körper heraufgepoltert.

Der andre stand gebeugt. Die Gedanken jagten sich. Er wußte — er wußte!

Er, Bullo, hatte Schulden, Schulden, daß er darin ersoff. Und der Herzog von Mailand versprach Geld, und die Angiolina, Teufel, was für ein Weib! Die Seele verkaufte man, wenn sie einen so ansah — so — da hatte er es getan, hatte mit dem Mailänder unterhandelt und —

Plötzlich fuhr er mit der Hand nach dem Dolche, der ihm an silberner Kette neben dem Schwerte hing. Wie eine Katze sprang er den Ritter an.

A Pro mochte den Ansturm nicht erwartet haben. Er wankte, so lang und hoch er gestanden. Aber er erhaschte die Hand, welche den Dolch hielt. Einen Augenblick rangen sie. Des Ritters hageres Gesicht war grau. Die Lippen saßen schmal wie ein Strich aufeinander. An Gewandtheit und Wildheit stand er dem andern nach, aber seine Muskeln, wenn sie langsam waren, waren hart. Es war, als ob der Liviner Granit zu brechen suchte. Die Arme des Jüngeren erlahmten. Er tat einen ungeschickten Schritt. Da hatte A Pro ihn am Halse. Er riß ihn vorwärts. Schwer schlug Bullo zu Boden.

Der Schwarzbart dachte an Bianca de Fava, aber anders als sonst. Er packte sein Schwert, das drüben auf dem Stuhle lag, und ehe der andre sich wieder erhob, spaltete ihm die breite Waffe das Haupt.

Und der Schwarzbart dachte an Bianca de Fava. Der da hatte sie weggeworfen um einer Dirne willen. Der da hatte mit dem Feinde paktiert. Er, A Pro, hätte ihn dem Spruch der Hauptleute überliefern sollen. Er hatte ihn zu schonen gedacht, um — um der Kleinen im Garten zu Schirniß und seines Versprechens willen. Nun lag er da — erschlagen — von seiner Hand. Er seufzte ein wenig. Aber sein Gesicht zuckte nicht. Er schritt vor sein Zelt hinaus. Drüben standen Landsknechte. Er rief sie an. Und als sie zu ihm traten, schlug er die Zelttür auf und befahl: „Schafft diesen Mann hinweg und begrabt ihn. Und sagt den Hauptleuten von Schwyz und denen von Luzern und von Zürich, daß ich zu Abend Rechenschaft ablegen will, wie der Liviner gestorben ist.“

— —

Das Feuer im Kamin glühte. Rot zuckte sein Schein über die Rotziegel des Bodens. Drüben am Fenster floß das weiße Bächlein des Mondlichtes, unhörbar, weiß und kühl. A Pro lag in seinen Stuhl gelehnt. Wie lange die Magd, die Vettel, ausblieb!

Der Wind sang draußen an der Mauer und das Schilf wehte. Haha, redete es schon? Redete es? „Droben in der Stube stirbt einer. Hu, wißt, stirbt einer!“

Im Flur ein Geräusch! Leise Schritte, fast so heimlich wie der Wind. Sie hielten an, und ein andrer tölpischer Tritt holte sie ein.

„Wartet, ich will es ihm sagen,“ sprach draußen die Magd.

Dann kam sie herein, eine kleine Person in einem Bündel von Röcken mit spärlichem Haar auf dem alten Kopfe. „Die Schwester ist da,“ berichtete sie. „Es wollte keine kommen; denn die pflegenden sind alle fort, lauter Betschwestern im Kloster.“

In der offen gebliebenen Tür erschien eine Nonne. Sie kam herein, noch

während der Ritter die Magd anwies, sie hereinzuführen. Sie sah nicht nach dem Verwundeten, sondern schritt, nachdem sie durch ein stummes Nicken gegrüßt, mit gesenktem Kopf zu dem Tisch hinüber, schlug ein Tüchlein auseinander, das sie unter dem Gewande getragen, und breitete das darin enthaltene Verbandzeug zurecht. Inzwischen schlurfte die Magd hinaus. Die Tür fiel zu.

„Ich grüße Euch, ehrwürdige Schwester," sagte A Pro. „Ich sollte drüben im Nebengemach auf dem Lager liegen; denn Ihr werdet hier ein unbequemes Verbinden haben. Aber die Schwäche hält mich hier auf dem Stuhle fest. Und Ihr müßt mir nachher wohl den Gefallen tun, ein paar Knechte zu rufen, die —"

Er konnte nicht weiterreden. Die Schmerzen kamen wieder, und er rang mit ihnen wie seit langem.

Die Nonne hatte sich umgewendet. Sie hielt sich mit zarten, kleinen Händen am Tisch und blickte nach A Pro hinüber. Ihre weite schwarze Tracht und die Haube hatten diesem bisher sowohl die Formen ihrer Gestalt wie ihr Gesicht verborgen. Nun erhob sie das Antlitz, das bleich und schmal war und schwarze Brauen hatte. „Ihr seid es, Herr Feldhauptmann?" fragte sie mit blankem Staunen.

A Pro tat die schweren Augen auf. Sein fast erstorbener Blick gewann Leben und Feuer zurück. Er suchte unter der Nonnenhaube nach blondem Haar, und es war ihm, als scheine ein Streif von Gold über der Stirn.

„Bianca de Fava?" sagte er. „Wie kommt Ihr zu dieser Tracht, edles Fräulein?"

Noch während er das fragte, wußte er selber die Antwort. Sie hatte Giuseppe Bullos Tod erfahren. Sie hatte ihr Leben an ihn gegeben. Nun er es nicht mehr halten konnte, gab sie es dem Klosterdunkel. — Wie schmal ihr Gesicht war! Tief lagen die dunkeln Augen. Und der Mund war wie von einem Frost von Schmerz umstarrt. Er blickte sie an und an, und in seinem Innern, das eine steinharte Schale hatte, sangen weiche und süße Lieder. Er saß im Garten zu Schirnitz, und das Fräulein kam. Sie war schön und zart — er war wie verzaubert.

Sie stand noch immer an den Tisch gelehnt. „Ich habe Euch nicht mehr gesehen, seit —" sagte sie mit leiser, müder Stimme und konnte dann nicht weiter. Tränen nahmen ihr die Stimme. Sie füllten ihre Augen. Es war wunderbar, wie sie darin aufquollen und als zwei schwere, lautere, schimmernde Tropfen an den langen Wimpern hingen.

Plötzlich schien sie sich ihres Amtes zu erinnern. „Verzeiht," sagte sie. „Ihr leidet. Ich soll Euch Eure Wunde neu verbinden."

A Pro rührte sich nicht. Ihre Erscheinung stand ihm in Nebeln. Und die Lieder sangen in ihm. Es duftete der Garten zu Giornico.

In seinem Körper war ein dumpfes Brennen.

Bianca de Fava kam heran. „Wo sitzt die Wunde?" fragte sie.

Der Ritter öffnete mechanisch sein Wams. Ihre kleinen weißen Hände halfen. Aber da sie das Unterkleid lösten, wich sie schaudernd zurück. Es war getränkt von Blut.

Da war es, als erwache A Pro. Er sah das Blut. „Ich dachte es mir," sagte er mit seiner starken Stimme. „Es ging da so wie eine Quelle im Grund. Erschreckt nicht, Schwester. Reicht mir neues Verbandzeug. Ich helfe mir selber."

Sie ging zum Tische hinüber.

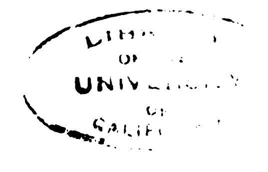
A Pro löste die Binde an seiner Seite, wo die Lanze getroffen hatte.

Das Mondlicht lag weiß auf dem Flur. Der Wind sang ums Haus, und noch immer rauschte das Schilf unterm Turm.

„Welch ein Greuel ist der Krieg," seufzte Bianca. Es klang wie ein Weinen



Im Schloßhof. Nach einem Gemälde von P. F. Messerschmitt



durch das Gemach, wie das trostlose Weinen eines Kindes. „Da liegt Ihr so schwer wund — so — und — Und so mag er gelegen haben, den — ich nie mehr sah."

Der Ritter packte die Stuhllehnen. Es war, als habe er einen Schlag erhalten oder sei ihm der Spieß neu zwischen die Rippen gefahren. Wie ein Blitz leuchtete die Wirklichkeit vor ihm auf.

Und er war ein rauher Gesell, aber gerade wie sein breites Schwert, und er war hart und gerecht wie zur Stunde, da er den Bullo erschlug. Die — die dort mit ihren weichen weißen Händen wollte ihm Liebe tun. Aber sie wußte nicht, was — was er ihr angetan hatte. Es mußte saubere Rechnung sein zwischen ihr und ihm. Das — das verlangte die Ehre, das! —

Hei, wie schwül die Luft war im Garten zu Schirniß, und wie weich und gütig die kleinen Hände dort, und — bei Gott —

Der Ritter ächzte, die Wunde brannte und glühte.

Mit Gewalt riß er sich aus den Träumen vom Garten zu Giornico. Mit Gewalt riß er sich aus der leiblichen Qual.

„Wißt Ihr, wie Giuseppe, Euer Verlobter, gestorben ist?" fragte er mit heiserer Stimme und so plötzlich und unvermittelt, als breche er mit dem Worte durch Wälle und Wände.

Bianca hielt die Binden in Händen und war auf dem Wege zu ihm. Nun stand sie still. Sein Ton setzte sie in Erstaunen.

„Ich habe niemand gesehen, der es mir hätte erzählen können," klagte sie mit ihrer leisen, zerbrochenen Stimme. „Der Vater sprach nicht davon. Sie wußten zu Schirniß nur alle, daß er tot war. Da wurde mir das Leben leid und — und — so sehr sie mich zu hindern suchten, ich flüchtete zu den Schwestern von Seedorf. Aber Ihr — Ihr nun werdet es wissen. Ich bat Euch um Euern Schutz für ihn, so — so — sagt mir —"

Sie war ein Bild verkörperten Schmerzes, während sie so sprach, aber eines kraftlosen Schmerzes. Sie glich der Blüte, die in wundersamer Schönheit eben aufzubrechen sich anschickte und über die eine Frostnacht kam, so daß die Knospe müde hing und nie mehr sich zu öffnen vermochte. Aber so sehr das Leid sie beschweren mochte, sie hatte noch Mitleid in ihrer Seele, und sie tat einen Schritt auf den Ritter zu wie aus ihrem Kummer geschreckt. „Mein Gott, seht das Blut," stammelte sie.

Vor A Pros Augen dunkelte es. Er fühlte, wie das Leben von ihm rann. Aber er hielt die Lehne mit starren Fingern, als müßte er sie zerbrechen. „Ich habe den Bullo erschlagen," sagte er stark und laut, als ob er einen Befehl über seine Kriegsschar riefe.

„Ihr — Ihr habt —" stammelte Bianca. Sie machte eine so plötzliche Bewegung, daß die Haube sich nach hinten schob, und da sie sie hinderte, riß sie dieselbe sich ab, daß das blonde, der Locken beraubte Haupt nackt war. „Und ich bat Euch um Schutz für ihn!"

Wie sie so stand, wankend, wie von einem Sturme hin und her geschlagen, jetzt bleich und jetzt das Gesicht von Blut überloht, packte A Pro die Erkenntnis, daß er mehr sagen mußte. Sie mußte wissen, wie und warum es geschah. Und da schien es ihm wie feig, daß er sich verteidigen sollte. Und es schien ihm wie eine List, ihr die Wahrheit zu sagen, eine List, um sich ihre Hilfe zu sichern. Und dann wieder deuchte ihn, daß er diesem feinen, zerbrochenen Kinde nicht zeigen dürfe, an welchen Unwürdigen sie sich verschwendet hatte. Es wäre, als würfe er einen Stein nach dem lieblichen jungen Geschöpf.

„Ihr — Ihr habt ihn erschlagen?" stammelte Bicana de Fava zum zweitenmal. Sie verstand nicht. Ihre Augen waren groß, und das Entsetzen leuchtete darin.

„Warum? — Wie — wie habt Ihr das tun können?"

„Weil ich Euch liebte," sagte der Ritter hart und verbissen. Keine Klausel dabei, keine Entschuldigung, keine Erklärung. Er wollte ihr nicht den Glauben zerschlagen, wie ihr das Glück zerschlagen war. Und es war, als ob ein Steinblock rollte, weil er einmal im Rollen war. „Aus Neid habe ich ihn erschlagen," fügte er hinzu.

Bianca de Fava stieß einen kleinen Schrei aus. Die Binden entfielen ihrer Hand. Sie starrte ihn an, als ob er pestkrank wäre statt wund. Dazu sprach sie, leise, heiser, immer leiser und heiserer: „Das beichtet Ihr jetzt, weil Ihr den Tod fühlt, Feldhauptmann! Weil Ihr Angst habt — Gewissensangst. Das habt Ihr getan! Gott verzeihe es Euch — ich — ich kann nicht. Ich — ich kann Euch nicht helfen, kann Euch nicht mehr berühren, ich —"

Sie schlich bei diesen Worten rückwärts, näher der Tür, immer näher. Mit Schritten, die niemand hörte. Jetzt stand sie im Türrahmen, immer das entsetzte Gesicht dem Ritter zugewendet.

„Gott — verzeih es Euch," wiederholte sie noch einmal, dann war sie verschwunden, die Tür ließ sie offen.

Wie ein Hauch blieb das „Gott verzeih es Euch" ihrer weichen, schluchzenden Stimme im Gemach zurück.

Der Ritter Johannes A Pro hörte diese Stimme, aber er verstand die Worte nicht mehr. Sein Kopf sank tiefer, tiefer noch. Das Blut sickerte unter seinem Wams hervor. Er aber spürte keine Schmerzen. Er lag in einem Traum, der Schwäche und Bewußtlosigkeit und Sterben war.

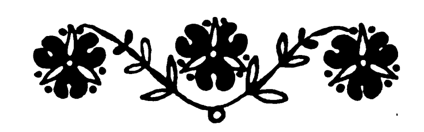
Ha, wie der Garten duftete zu Schirniß! Weich und schwer die Luft und süß! Und Bianca de Fava verließ die Bank, wo sie neben ihm gesessen. Ihr Kleid aus schimmernder Seide rauschte. Die Sonne spielte in ihren Locken, wie Gold auf Gold blitzt. Sie war jung und zart wie eine schwanke Birke und trug das Haupt gleich einer Königin.

Nun schritt sie dort, nun dort an der Treppe — nun — war sie verschwunden!

Des Ritters Arme verließen ihren Halt, seine Gestalt fiel in sich zusammen.

Noch waren die beiden scharfen Farben im Gemach, das Dunkel der nächtlichen Wände und das Schwarz am Wamse des Ritters, wie daraus herausgeschnitten aber das harte Weiß eines Totengesichts und das andre des Mondscheins am Fenster. Dieses andre aber war leise und zart wie Spinnweb und war am Erlöschen. Noch aber glomm auch die dritte Farbe in die beiden andern hinein, nur gedämpfter, dunkelnd. Der Kienspan schwelte, das Feuer im Kamin war nicht mehr Flamme, nur noch Glut, und wie sprühende Rosen lag es zwischen dem Schwarz der Scheite.

Aber auf den roten Fliesen des Bodens glänzte ein tieferes Rot, war nicht wie Glut und nicht wie matter Schein, schimmerte seltsam und tief wie ein schleichendes Bächlein, das unsichtbare rote Algen färben. Es suchte sich einen Weg zwischen den Platten des Bodens. Da versickerte das Leben des A Pro.



Der Niedergang des Halbmonds in Europa

Von Karl Figdor

Über einem neuen Akt des Welttheaters hebt sich der Vorhang. Eine Bühne bildet sich, die erfüllt ist vom Lärm entfesselter Leidenschaften, wilder Gesten und drohender Schwerter. Eine blutrote Sonne geht auf, und über dem ganzen weiten Prospekt heben sich wie klammernde Fangarme blutige Nebel.

Hier der Tatbestand: Die europäische Türkei, Rumelien, wie sie türkisch offiziell heißt, besteht aus einem Konglomerat von Völkerschaften, unter denen die Türken, die dort ungefähr zwei Millionen ausmachen, in der Minderzahl sind. Fast anderthalb Millionen machen die Bulgaren aus, die ziemlich geschlossen gewisse Striche besonders südlich von dem Königreich bewohnen. An Slawen, die politisch nach Serbien gravitieren, sind etwa dreiviertel Millionen vorhanden. Griechen sitzen in ziemlich starken Gruppen in Konstantinopel und Epirus. Der ganze westliche Teil der Halbinsel fast ist Stammgebiet der Albanesen, katholischer und mohammedanischer, die, wie man erst gesehen hat, in nationalen Fragen ein starkes gemeinsames Band umschlingt. Die Rolle der Türken in diesem Völkermischmasch ist dieselbe, wie etwa bei Gesteinen des die einzelnen mineralischen Bestandteile zusammenhaltenden Grundstoffes. Sie haben seinerzeit, eine kriegerische Kaste, das Land erobert. Kultur zu halten, haben sie wohl hier und dort verstanden, Kultur zu schaffen aber eigentlich nie. So sind sie auch fast nie in das Wesen und nationale Sein der Unterjochten eingedrungen, so hat sich auch trotz aller Katastrophen der Zeiten ein nationales und religiöses Leben erhalten können, das noch durch die nicht zu leugnende türkische Toleranz gefördert wurde. Daß ein solches Zusammenleben im Rahmen eines staatlichen Gefüges und auf solcher Stufe kultureller und politischer Halbreife nur dann im Bereiche der Möglichkeit lag, wenn eine starke und die einander entgegenlaufenden Einzelinteressen soweit tunlich niederhaltende Hand dirigierte, ist klar. Sobald

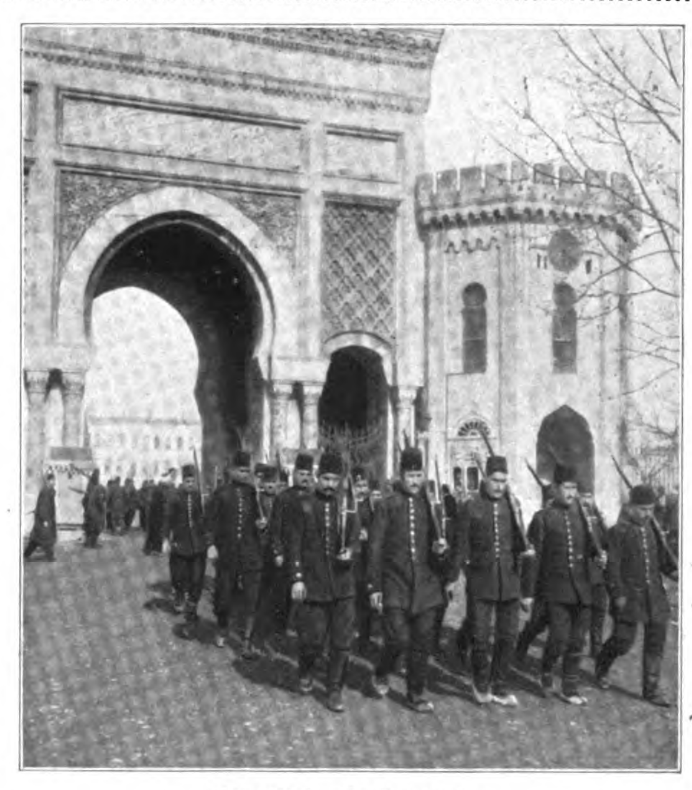


Der Rückgang des osmanischen Reiches in Europa.
Die Zahlen bezeichnen das Schlussjahr türk. unmittelb. Herrschaft.

diese Hand erschlaffte, mußten sich die Ambitionen regen. Und dies um so mehr, als der Blick über die Grenze auf Stammesbrüder fiel, denen das Werk nationaler Befreiung vollkommen gelungen war. Diese wirkten denn auch als Kristallisationspunkte aller derartigen Bestrebungen, die Vereinigung mit ihnen galt bald als das Ziel, das mit allen Mitteln angestrebt werden mußte. Nicht erst von heute stammt der Ruf nach einem Großbulgarien westlich bis zum Wardar, südlich bis ans Ägäische Meer; nach einem Groß-Serbien, das Kossowo und Alt-Serbien in sich einschließt und auch tief in den Novibazar, die Völkerpforte der österreichisch-ungarischen Monarchie nach dem Süden, hinübergreift. Montenegro, das Königtum des schlauen Nikita, möchte Skutari und Berane; Griechenland, das sich trotz aller slawischen Volksverpfuschungen noch immer als den Erben alten Panhellenentums ansieht, wünscht Epirus, Kreta und die ganze ägeische Inselwelt. Dazu kommt noch ein Albanien, das seit langem nach nationaler Selbständigkeit strebt und sie in der letzten Zeit auch sehr drastisch geltend zu machen gewußt hat. Die Mittel dieser Ambitionen sind durch die Jahrzehnte hindurch Aufstände, Bomben, Mord und Totschlag und die gewaltsame Hervorrufung von den Schlaf Europas störenden Zwischenfällen gewesen.

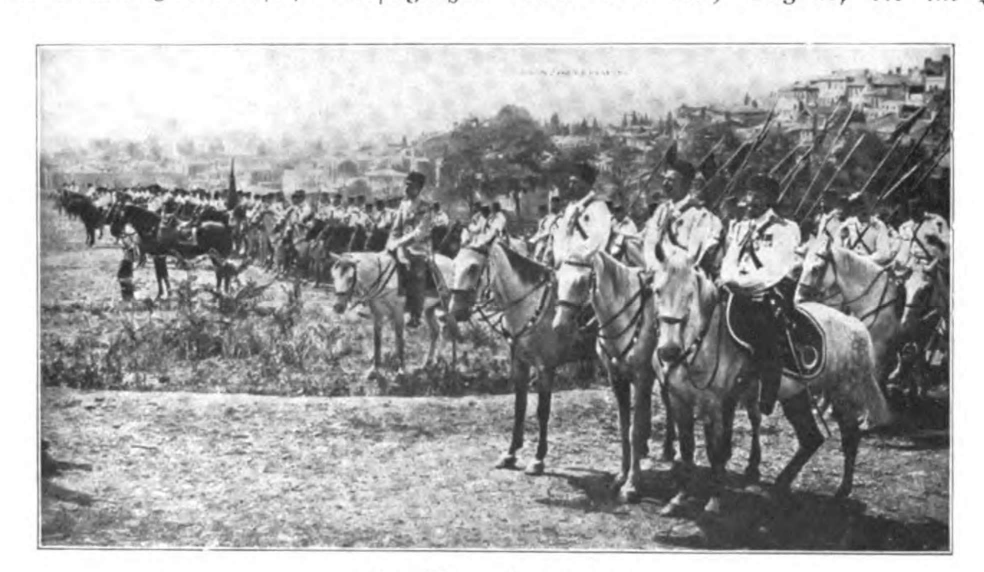
Es ist nicht zu leugnen, daß der Balkan, wie er ist, ein Anomalon unsrer Zeit bildet, daß hier Fragen der Lösung harren, die gelöst werden müssen. Jahrzehntelang hat Europa in einer fast panischen Furcht vor den Folgen die Lösung verschoben, vornehmlich wegen der nicht zu verhüllenden Zwietracht und Gegnerschaft in den Interessen der Großmächte selbst. Dem kalt wägenden und objektiven Geschichtschreiber zeigen sich denn auch tatsächlich hier Probleme, denen tiefste nationale Naturnotwendigkeit nicht abgesprochen werden kann. Da ist zum Beispiel die Dardanellenfrage für Rußland. Das ungeheure Zarenreich, die größte kompakte Landmacht der Erde, hat bisher vergebens um einen Platz an der großen Weltverkehrsstraße, dem offenen Meer, gestrebt. Port Arthur ging verloren, Wladiwostok, das noch russische, ist einen großen Teil des Jahres zugefroren, der Vorstoß durch Persien nach dem warmen Südmeer scheint nach den letzten englisch-russischen Konferenzen für absehbare Zeit zum Stillstand gebracht. Das zum größten Teil in der russischen Machtsphäre gelegene Schwarze Meer ist durch die in fremdem Besitz befindlichen Dardanellen von dem Hauptstrang des Weltverkehrs, dem Mittelmeer, hermetisch abgeschlossen. Ein zweiter Umstand kommt dazu, daß Rußland auf dem Balkan viel zu gewinnen und viel zu verlieren hat. Seine große Gegenwarts- und Zukunftsrolle in Europa liegt in seiner Stellung als Vormacht des Slawentums. Nichts ist also natürlicher, als daß es sich in erster Linie der kleinen, erst spät selbständig gewordenen und von übermächtigen Kräften umgebenen Balkanslawenreiche angenommen hat und noch annimmt. Anderseits hat auch die große Donaumonarchie gewisse slawische Traditionen, die nach der Lage der Dinge eher stärker als schwächer werden zu wollen scheinen. Wie das eine Leitmotiv, so haben Österreich und Rußland auch das andre gemeinsam. Auch Österreich hat keinen Hafen am großen Welthandelsweg. Triest liegt in einer toten Bucht, viele Stunden abseits, der natürliche merkantile Abfluß für Brünn, Prag, Budapest und Wien ist Saloniki. Die dritte der Großmächte, Italien, fühlt sich trotz mangelnder territorialer Grenzen doch als Balkannachbar, da sie die andre Seite der Adriaküste ihrer ganzen Länge nach besitzt. Von Rom ist darum immer wieder, auch von besonnener Seite, erklärt worden, daß die albanische Küste im Besitz einer fremden Großmacht für Italien nicht möglich ist. Da Österreich seinerseits ein Italien auch auf der zweiten Seite der Adria nur bei Selbstmordgedanken als Großmacht dulden könnte, ist hier der Keim zu einem schweren Konflikt bei jeder Liquidierung der Balkanfrage gegeben. Ein gleicher liegt in dem russisch-österreichischen Werbespiel um die Balkanslawen, die selbständigen wie die noch im Rahmen der Türkei lebenden. Als vierte im Bunde der Wartenden steht, in der Stille, doch sehr merkbar arbeitend, England. Von jeher ist sein Geld der Hebel auch der Balkanangelegenheiten gewesen.

Es hat ein Interesse an einem ausgleichenden Gegenspiel der am Balkan interessierten Mächte, an einem türkisch bleibenden Konstantinopel, doch auch an einer Schwächung der Türkei, der es das Kalifat mißgönnt. Fast unbekannt ist, daß auch in dem letzten Albanesenaufstand englisches Geld viel Aneiferndes geleistet hat. Es floß durch die Hände der englischen Konsuln in Skutari, Saloniki und so weiter ins Land. Frankreich, die fünfte der Großmächte, hat vorwiegend merkantile Interessen, die allerdings infolge der Höhe des besonders in der europäischen Türkei investierten Kapitals sehr schwerwiegende sind.



Türkische Infanterie

Es bleibt noch das Deutsche Reich. Seine Interessen sind gleichfalls rein wirtschaftlicher Natur. Naturgemäß ist es deshalb allen gewaltsamen Veränderungen im Leben des türkischen Staatskörpers abhold und wünscht nichts als eine im modernen Sinn durchgeführte logische Evolution und Fortentwicklung der Kräfte, die in so großer Zahl seit langer Zeit im Osmanenreiche brach liegen. Das Rückgrat deutscher Interessen sind die dort mit so großer Zähigkeit verfochtenen Bahnbauten durch Anatolien und nach Bagdad, die im Zu-



Türkische Kavallerie

1. Bulgarisches Infanterieregiment (Winteruniform)

sammenhang damit begonnenen Kulturarbeiten, wie die Bewässerung der Koniaebene, der Bau des Hafens von Alexandrette und so fort. In dem dissonierenden Konzert der Großmächte ist so das Deutsche Reich der ehrlichste Friedensmakler und der beste Freund einer Türkei, die den ehrlichen Willen zur Entwicklung trägt.

Es klingt fast wie ein Märchen, wenn man sich den Aufstieg, das Glück und den Niedergang des Osmanentums in Europa vergegenwärtigt. Von dem einst so gewaltigen und die Völker Europas in Schrecken versetzenden Machtbereich der Söhne Osmans sind heute nur mehr Reste übrig. Die Welle ebbte Schritt um Schritt

Bulgarische Armee: Maschinengewehrabteilung

Serbische Infanterie

zurück. Und fast will es heute scheinen, als ob der logische Schwerpunkt des Reiches längst nicht mehr in Europa gelegen ist, sondern den Hellespont überschritten hat. In der Betrachtung dieses Niederganges einer Nation im Sinne



Griechische Kavallerie

eines Machtfaktors erscheint einem dann auch das neue Kapitel der Balkantragödie, die vielleicht aufgeschoben, aber nicht angehalten werden kann, wie eine Logik der Weltgeschichte, die nicht zu umgehen ist. Ein letztes Kapitel nur vollendet sich hier nach den vielen vorhergehenden und stellt eine einfache Formel wieder zu Recht: Europa den Europäern, den asiatischen Türken Asien.

Wie ein Meteor ist seinerzeit die Flamme türkischer Macht am abendländischen Himmel hochgegangen. Um 1200 auf der Flucht vor den Mongolen aus Korassan, nicht mehr als etwa 400 Familien stark, nach Westen gewandert, wird die Sippe des Markgrafen Ertogrul im Laufe von achtzig Jahren Herrscherin über das vordere Anatolien. Eine Reihe von großartigen Gestalten, wunderbaren Organisatoren, mächtigen Willen und großzügigen Feldherren taucht auf, die, von Osman beginnend, das Reich in schnellem Schritt zur Größe führen. Der erste, der aus Asien europäischen Boden betritt, ist schon der Enkel Osmans. Adrianopel fällt 1361 in seine Hand, ein Markstein für das Leben Europas und das Glück und Vergehen der europäischen Türkei. 1389 fällt die Macht der Serben in der blutigen Schlacht auf dem Amselfelde, 1393 fällt die Hauptstadt der Bulgaren, Tirnovo. Nun endlich bekommt Europa Angst. Ein Kreuzheer der Christenheit zieht zu dem zunächst bedrohten Sigismund von Ungarn. Bajasid, der „Blitzstrahl", trifft sie vor Nikopolis. Eine furchtbare Niederlage zerstört das abendländische Heer. Zum Glück für Europa greift in den Siegeslauf der Osmanen die zweite Ost-Westwelle der Mongolen ein. Der völkergeschichtliche Kampf zwischen Bajasid und Tamerlan, dem Lahmen, endet mit dem vollständigen Bankrott des „Blitzstrahls", der vom Sieger gefangen fortgeführt wird. Doch kaum zwanzig Jahre später ist alles verwunden, und der Türkensultan Murad II. zieht von neuem nach Norden, gegen die Madjaren. Noch immer lebt das byzantinische Reich ein seltsam erstarrtes Leben. Ein Haupt, fast ohne Glieder, herrscht Byzanz am Bosporus, schon ringsum von den Festen der Osmanen umgeben, fast in vom Feinde ganz erobertem Gebiet. Fünfzig Tage dauert die Belagerung, dann zieht nach einem erfolgreichen Sturm Mohammed II. in die Hagia Sofia, läßt das Kreuz von ihrer Kuppel schlagen und setzt den Halbmond 1453 an seine Stelle. Nach und nach stürzen jetzt schnell die letzten Bollwerke Europas in Kleinasien und auf dem Balkan, das Kaisertum Trapezunt, die Balkanstaaten, auch Griechenland und Bosnien. Selbst Süditalien erleidet einen Raubzug. Auch das sechzehnte Jahrhundert sieht weiteren Anstieg der türkischen

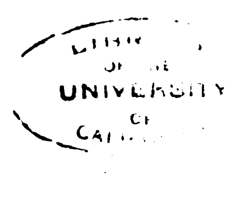


König Nikita von Montenegro mit seinem Generalstab

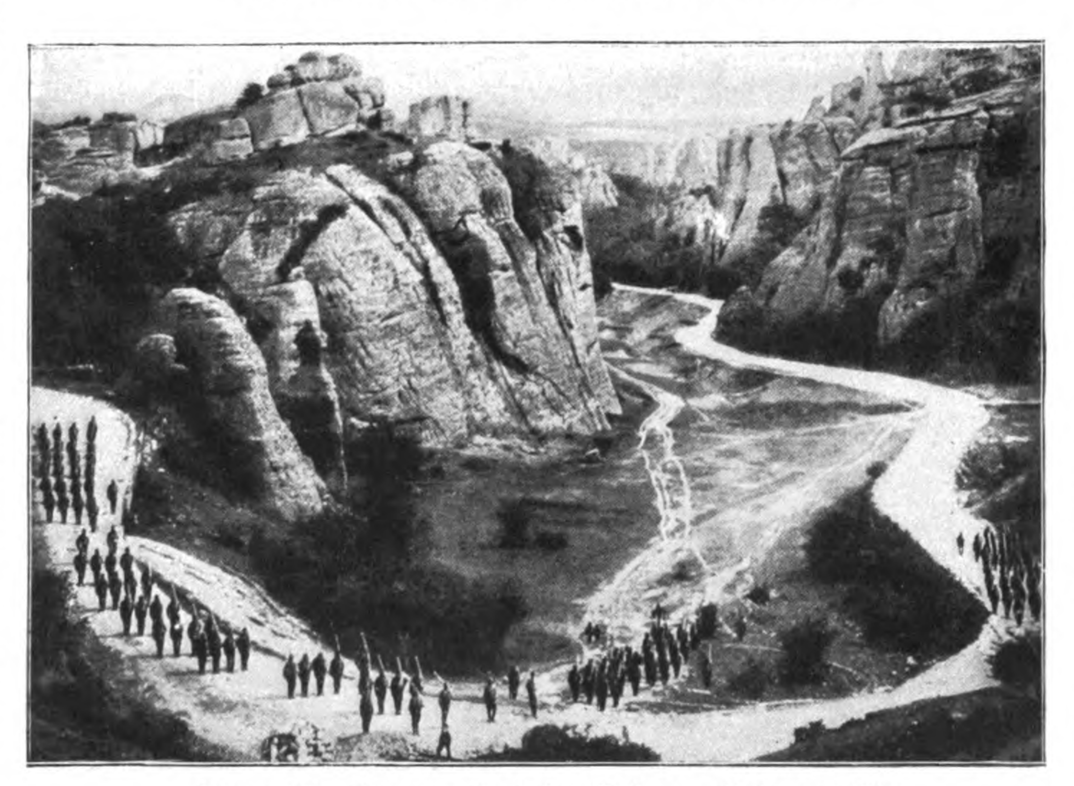


Hinter der Kirche

Nach einer Zeichnung von E r n s t L i e b e r m a n n



Der Iskarpaß an der türkisch-bulgarischen Grenze



Bulgarische Grenzwache beim Paß von Belagradschik

Macht. Suleiman der Prächtige macht sich Asien und Nordafrika untertan. Nach Mekka wird 1517 das Kalifat in Konstantinopel heimatberechtigt. Weiter geht noch in schneller Folge der Siegeszug. 1522 fällt die Johanniterburg Rhodus, 1565 erfolgt der mißlungene Handstreich auf deren neues Heim Malta. 1526 schon gelingt der große Sieg bei Mohacz, der den größten Teil von Ungarn türkisch machte. 1529 ist Suleiman mit einer Viertelmillion Menschen und dreihundert Kanonen vor Wien. Hier aber, an der ersten Feste deutscher Art nach Osten und nach Süden, bricht sich die Flut. Die Türken ziehen ab und, unabsehbarer Gewinn für europäisches und kulturelles Sein: Suleiman geht südöstlich, stirbt, während er Sigeth belagert: der große Umschwung beginnt. Der Niedergang in Europa zwar nur, denn in Asien sind osmanische Heere noch weiter siegreich und breiten den Halbmond weiter aus. 1683 holt dieser sogar noch zu einem zweiten wilden Vorstoß in Europa aus. Ein osmanisches Heer erscheint vor Wien. Geschlagen muß es abziehen. Andre Mächte werden groß und drängen nun ihrerseits nach Süden. So Rußland, so vor allem Österreich. Eine Reihe von Kriegen beginnt, volkstümlich durch Heldengestalten wie die des Prinzen Eugen von Savoyen. Mit Ausnahme Mahmuds II. sind die türkischen Sultane nicht mehr die Großen in Geist und Wollen wie vorher. Es fehlt nun der in einer Hand zusammengefaßte Siegeswille, der bei der Unfähigkeit, Kultur zu pflanzen und erobertes Land bis auf den Grund mit eignem Volkstum zu durchmischen, verhängnisvoll wird. 1829 wird Griechenland selbständig, 1878 erfolgt der Berliner Kongreß, der Rumänien, Serbien und Montenegro zu unabhängigen Staaten macht, ein bulgarisches Fürstentum schafft, dessen südlicher Teil Ostrumelien als ein, wenn auch autonomer Bestandteil des türkischen Reiches erhalten bleibt. Griechenland gewinnt Thessalien, Österreich-Ungarn erhält das Besatzungsrecht in Bosnien, der Herzegowina und dem Sandschak Novibazar. Die Konferenz war die Folge des Friedens von San Stefano gewesen, der seinerseits das blutige russisch-türkische Ringen abschloß. 1896 brach infolge eines Aufstandes der unter türkischer Herrschaft befindlichen Kreter ein Griechisch-Türkischer Krieg aus, dessen Friede, von den großen Mächten diktiert, Kreta die Autonomie unter einem griechischen Oberkommissär gab. 1908 endlich nimmt Österreich-Ungarn das seit dem Berliner Kongreß besetzte Bosnien samt der Herzegowina in dauernden Besitz, erklärt sich auch Bulgarien vollständig unabhängig und Zartum. Die Revolutionen der Jungtürken und die Gegenschläge setzen ein und bauen die Brücke zu dem bis heute ungelösten Konflikt der großgewordenen Nationenwünsche.



Bulgarische Offiziere und Mannschaften

Wer organisiert den Sieg?

Von

Karl Bleibtreu

Die Möglichkeit künftiger Kriegskonflikte legt eine Ergründung der Erfolgsbedingungen nahe. In allen Heeren wendet man ausschließliche Sorgfalt den Nebendingen zu: der Bewaffnung, der Zahl, der taktischen Fechtweise. Diese Dreieinigkeit des fachmäßig Erreich- und Erlernbaren hat naturgemäße Bedeutung als vorbereitende Unterlage. Doch einseitige Berufssimpelei verfängt sich oft in dem Wahn, als ob dies schon das Wesentlichste verbürge. Begreiflich! Technik, Administration, Drilltaktik, das alles läßt sich in Friedenszeiten aneignen durch gewerbsmäßige Schulung. Aber wie der Krieg selber erfahrungsgemäß die einzig wahre Kriegsschule, so daß ungeschulte Volksaufgebote nach einem Halbjahr Krieg jedem stehenden Heere ebenbürtig werden, so spottet das allein Entscheidende jeder erlernbaren Ausbildung. Nämlich das Feldherrntum, das sich gegebenenfalls ganz unabhängig vom bunten Rock entfalten könnte, weil es das Geniale schlechtweg bedeutet. Denn wenn in der englischen und französischen Revolution und im amerikanischen Bürgerkrieg neben vollständigen Zivilisten — fast alle Generale Cromwells und die Hälfte der späteren napoleonischen Marschälle — auch Unteroffiziere und Leutnants als Heerführer fungierten, kommt dies für den Wissenden aufs gleiche hinaus. Denn selbst ein altgedienter Regimentskommandeur erhebt wahrlich keinen Anspruch, etwas von Strategie zu verstehen. So wurde auch der größte Kriegstheoretiker Jomini als Schweizer Zivilist von Napoleon entdeckt und sofort zum Korpsgeneralstabschef ernannt. Natürlich muß hierbei ein besonderer Trieb zum Militärischen obwalten; rein aus dem Stegreif wird man nicht zum Heerführer geeignet; der Advokat Gambetta hätte im Vergleich zu seinen unfähigen Generalen (mit Ausnahme Chanzys, der sich ihm blindlings unterordnete) noch mehr vermocht, wenn seiner historischen Rolle ein Studium der Kriegswissenschaften vorangegangen wäre. Immerhin lieferte auch er den erstaunlichen Beweis, daß ein genialer Zivilist die größte kriegsorganisatorische Leistung aller Zeiten aus dem Handgelenk schüttelte. Erst als der ultrazivilistische Cromwell ans Werk ging, gab es plötzlich nach Schlamperei der Berufsgenerale Essex und Fairfax eine „Musterarmee", plötzlich fielen die taktisch weit überlegenen Royalisten vor seinem urwüchsigen Genie in den Staub. Wer von ihm Napoleon und Friedrich den Großen in deren Militärerziehung unterscheidet, zeigt nur Unkunde. Barras beteuert in seinen Memoiren, der kleine korsische Artilleur habe nicht mal die Infanterietaktik gekannt, als er den Oberbefehl in Italien übernahm. Friedrich bezeugte als Kronprinz nur Abscheu vor allem Militarismus, riß bei Mollwitz wie ein Rekrut aus. Denn diese Größten sind nicht groß, weil sie große Feldherren waren, sondern sie wurden die größten Feldherren, weil sie eben große Männer waren. Das Feldherrntum ist keine Wissenschaft des Spezialismus, sondern divinatorische Kunst, unmittelbar dem Dichtertum verwandt, welche richtige Erkenntnis Graf Yorcks „Napoleon als Feldherr" übrigens von Napoleon plagiierte, der dies ausdrücklich betonte. Nicht zufallmäßig frönten er und Friedrich heimlich der Poesie, wie überhaupt Schwert und Feder ihre innere Verwandtschaft oft genug durch auffällige schriftstellerische Begabung der Militärs bekunden. Napoleons Monumentalworte und Friedrichs heroische Versbeichten haben mehr Dichterisches als ganze Bibliotheken von Berufsliteraten.

Und Bewaffnung, Zahl, Taktik, gestalteten sie sich unabhängig von selber

ohne Ansporn der Feldherrnlehrmeister? Cromwell erfand die „Eisenseiten", Friedrich führte die eisernen Ladestöcke ein, Napoleon ein besseres Gewehr. Alle drei vervollkommneten die Zahlenstärke ihrer Massen, ordneten eine damals epochale Neuartigkeit der Fechtweise in allen Waffengattungen. Denn nicht auf die Reglements stehender Heere kommt es hier an, sondern auf Handhabung und Beseelung solcher starren Drillformen in Meisterfaust. Noch heute lernte man nichts von den ewigen Wahrheiten der Kriegsgeschichte und glaubt den Stein der Weisen zu besitzen, wenn man gewisse technische und taktische Normen aufstellt. Man disputiert zum Beispiel über lose oder dicke Schützenschwärme, Distanz der Reserven und dergleichen. So stritt man früher über geschlossenen Kavallerieanritt oder Plänklerattacke und so weiter. Was aber lehrt die Erfahrung? Friedrich verbot Karabinersalven vor der „Attaque en muraille", Napoleon befürwortete sie: änderte dies das mindeste an den gleichwertigen Erfolgen ihrer Reiterei? Diese beruhten eben bei beiden ausschließlich auf der sonstigen Führung, dem Einsetzen von Massen im rechten Augenblick, dem steten Antreiben zu Beweglichkeit beim Auskunden und Verfolgen. Diese „große Taktik", wie man es zum Unterschied von der gewöhnlichen kleinen Taktik nennt, läßt sich gleichfalls nicht einschulen, auch auf keinem Manöver, sie hängt ganz von der geistigen Fähigkeit des Führers ab. Oder, um noch näher zu kommen: unausrottbar beharrt die Legende dabei, die veraltete friderizianische Linie sei 1806 der moderneren Kolonne erlegen, obschon diese wiederum seit 1870 als ganz veraltet gilt. Nun belegt aber der riesige Verlust Davouts bei Auerstedt (33 Prozent) und der gleichfalls bedeutende Napoleons bei Jena, daß das preußische Linienfeuer stark genug wirkte. Und siehe da, die Briten behaupten umgekehrt, daß ihre Liniensalven stets gegen Kolonnenformationen die Oberhand gewannen, was aber auch nur einseitige Übertreibung vorstellt. Und endlich beruht das ganze Gerede über Napoleons tiefe Sturmsäulen auf Unkenntnis, denn nach Einbruch in den Feind „deployierten" diese stets in Linie. Darin konnte also das Geheimnis des Erfolges nicht stecken!

Überhaupt kommt ein merklicher Unterschied der Taktik selten vor. Nur 1859 und 1866 klebten die Österreicher an den veralteten starren Bataillonskolonnen, während bei Franzosen und Preußen der Schützenschwarm den Ton angab. Doch bei Solferino machte dies wenig aus, der Verlust glich sich ungefähr, bei Sadowa und so weiter gab weit mehr das Zündnadelgewehr an sich den Ausschlag.

So riesige Überlegenheit der Bewaffnung steht aber als Unikum da, war sonst nie und wird nie wieder sein. Denn bei jedem geringeren Grade des Wertunterschiedes blieb der Waffeneinfluß Null. 1870 verursachte das Chassepot große Verluste nur dort, wo ungelenke deutsche Führung dazu verhalf. Die Wirkung der besseren deutschen Granaten aber überschätzt man ganz lächerlich; sie explodierten oft geradeso wenig in nassem oder weichem Boden, brachten dem Feind nur ausnahmsweise starken Verlust bei (bei Vionville dem 67. Ligne), selbst bei Sedan übte die Artillerieübermacht mehr moralische als materielle Wirkung. Was der deutschen Artillerie ihr Übergewicht gab, das bezieht sich zugleich auf das ganze Heer: bessere Führung und standhafterer Opfermut der Mannschaft. Aus den eignen französischen Batterierapporten entnimmt der Forscher manche Beispiele mutloser Schwäche, wie sie nie auf deutscher Seite hervortreten. Der Truppenqualität also, dem „moralischen Faktor," messen wir mehr Bedeutung bei als aller Taktik und Technik oder dem heut zur „rage des nombres" gesteigerten Massenprinzip. Jedes Blatt der Kriegsgeschichte predigt aber, daß soldatischer Wert fast ausschließlich von der Führung abhängt. Ein Heer fühlt instinktiv: dort drüben kommandiert man schlaff und zaghaft, bei uns herrscht einsichtige Tatkraft. Deshalb überwältigten Hannibals Söldner die furchtbaren Legionen, deren Patriotismus und Kampfbereitschaft doch ihresgleichen suchten. Deshalb rangen die britischen Söldner, deren Insulanerhochmut noch kurz zuvor Moores schmähliche Niederlage über sich ergehen ließ, ebenbürtig mit Napoleons Veteranen, weil sie auf ihren Feldherrn Wellington bauten. Deshalb

leisteten 1813 Napoleons blutjunge Rekruten Unglaubliches an Hingebung gegen den Berserkerzorn preußischer Vaterlandsbefreier, die ihrerseits, besonders die Landwehr, ohne Blüchers und Bülows belebenden Impuls nie so Großes vollbracht hätten. Alle anerzogene Todesverachtung und Gewandtheit der Japaner hätte bei Mukden nichts erreicht, wenn sie nicht ihrer überlegenen Führung bewußt gewesen wären.

Trotz Hinterlader und überlegener Fechtweise der Preußen wäre der Feldzug von 1866 nicht so blitzschnell beendet worden, wenn Benedek seine Zentralstellung rechtzeitig ausgenutzt hätte. Nirgends aber bewahrheitete sich klarer als 1815 Napoleons Wort: „Im Kriege sind die Menschen nichts, e i n Mann ist alles," der Feldherr nämlich. Trotz doppelter Übermacht der getrennten Verbündeten hing es an einem Haar, daß nicht ein größter Triumph Napoleons herauskam. Den verzweifelten Widerstand des anglodeutschen Heeres bei Waterloo verdankte man ausschließlich der heroischen Persönlichkeit Wellingtons selber, den unerhörten Gewaltmarsch der kurz zuvor gründlich geschlagenen Preußen in den Rücken Napoleons einzig der dämonischen Willenskraft Blüchers, der sich über alle Bedenken Gneisenaus wegsetzte. Doch freilich legt nach unserm ausführlichen Beweis für die Alleingeltung des Feldherrn, woneben alle andern materiellen Bedingungen verschwinden, gerade dieses Beispiel nahe, wie nötig eine Ergänzung durch entsprechende Tüchtigkeit der Untergenerale ist. Denn ohne Neys und Grouchys Faulheit, Ungehorsam und Unverständnis wäre Napoleon nie zu Fall gebracht worden.

Da nun heut einheitlicher Aufmarsch so ungeheurer Massen aus e i n e r Basis unmöglich und daher exzentrisches Vorgehen verschiedener Einzelheere zu konzentrischem Zusammenschluß oder auch zu dauernd selbständigem Operieren notwendig, so leitete man aus Napoleons Unfällen die Theorie ab: er habe diese neue Methode eben noch nicht so beherrscht wie Moltke, habe außerdem jedes selbständige Denken seiner Unterführer durch seine erdrückende Person unterbunden. Beides ist aber grundfalsch, genaue Forschung lehrt, daß seine beispiellose Tätigkeit stets jede Seitenbewegung genau überwachte, wie er denn zehnmal mehr Direktiven ausgab als Moltke, und zum Beispiel 1809 das Heranlotsen der italienischen Armee von Laibach bis Wien im Bogen über Ungarn musterhaft durchführte. Den Armeechefs ließ er vollkommene Freiheit, sich an Ort und Stelle den allgemeinen Direktiven anzupassen, wofür zahlreiche schriftliche Dokumente zeugen. Der einzige Unterschied zwischen Napoleons und Moltkes Verfahren in dieser Hinsicht besteht darin, daß letzterer das Glück hatte, Blumenthal, Friedrich Karl, den Kronprinzen von Sachsen als Armeeführer zu besitzen, während anderseits Steinmetz 1870 versagte. Jene drei ungewöhnlichen militärischen Talente griffen so entscheidend ein, daß zum Beispiel bei Sedan nicht Moltkes allgemeine Direktive, sondern Blumenthals weit darüber hinausgreifende Maßnahmen und Kronprinz Alberts rastlose Energie die rechtzeitige Umzingelung herbeiführten. Aber wird man denn stets auf solche Männer rechnen können? Napoleon hatte nur zwei ähnliche Größen, Soult und Masséna, was freilich die alberne Legende widerlegt, er habe selbständige Talente unterdrückt, doch zugleich beweist, daß selbst die längste Kriegsperiode nur ausnahmsweise Führerbegabung entwickelt. Wieviel weniger also erst die bloße Friedenserziehung! Was man Napoleon fälschlich vorwirft, müßte man auch auf Friedrich den Großen beziehen, denn Prinz Heinrich blieb sein einziger fähiger Armeechef, und selbst dieser begriff nichts von Friedrichs epochaler neuer Strategie. Größe oder Kleinheit der Nebenheere verändert das Grundgesetz nicht, das Napoleon zum extremen Ausspruch verführte: „Ich verpöne jede Teilung, weil man dafür m e h r e r e gute Generale braucht."

Die Raumverhältnisse blieben ja heute die gleichen, doch gerade der Umfang der Heeresmassen erlaubt heute engeren Zusammenhang auf den strategischen Linien, während früher notwendig Raumlücken zwischen den Seitenheeren entstanden. Auch erlaubt die Eisenbahn lückenloseren Aufmarsch. Daß heute die Feldherrnaufgabe schwerer sei als früher, scheint daher oberflächliche Unterstellung. Wegen größerer Länge der Schlachtlinie

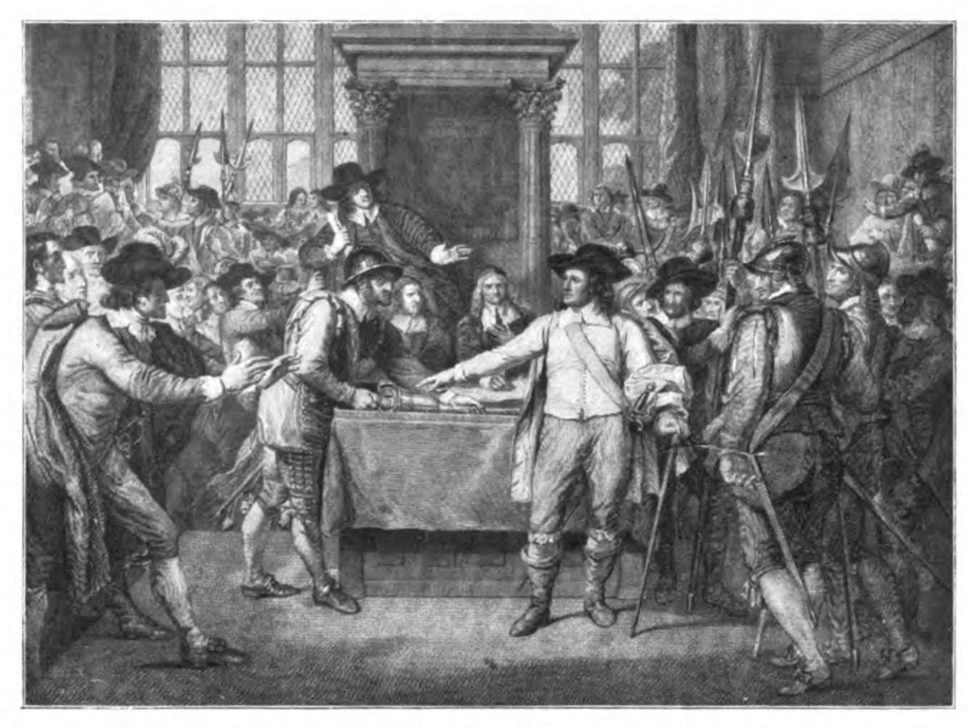
könne der Armeechef nicht persönlich in die Schlacht eingreifen wie Napoleon? Dieser wechselte seinen Standort (mit seltenen Ausnahmen) ebensowenig wie Moltke bei Gravelotte oder Oyama bei Mukden. Statt der Adjutanten stehen heute die Telephone zu Diensten, bei größeren Bewegungen der Telegraph. Was hätte Napoleon nicht darum gegeben, solche Erleichterung der Schlachtleitung zu genießen! Statt mühsamer Kavallerieaufklärung die Luftschiffereinsicht! Man meint daher, daß heute mehr Methode als Divination am Platze sei, mehr eine in alle Organe des Heereskörpers eingepflanzte Doktrin als individuelle Tätigkeit. So teilt Frankreich heute seine höchsten Militärbehörden in den „Obersten Kriegsrat", „Generalstab", „Zentrum der hohen Militärstudien", „Oberste Kriegsschule", „Komitee des Generalstabs". Den hier gepflegten einheitlichen Geist soll der „Chef des Großen Generalstabs" als Generalissimus verwerten, um überall verständnisvolle Vollzugsorgane zu finden. Doch dies angeblich gleichmäßige Ensemble zu weit verzweigter Kräfte wird begrenzt vom Allzumenschlichen der Rivalitäten. Soll aber der Feldherr voll sein Amt erfüllen, so darf er keinerlei Beschränkung seiner Allmacht über sich ergehen lassen. „Besser e i n schlechter als z w e i gute Generale," betonte Bonaparte die absolutistische Einheit des Oberbefehls. Er und Cromwell wußten, noch ehe sie zur Diktatur aufstiegen, jede Einmischung auszumerzen. Die einheitliche Leitung erwies sich immer als unumgänglich, weshalb auch Carnot die Funktionen vom Kriegsminister und Stabschef in sich vereinte. Seine Leitung der verschiedenen Revolutionsheere von Paris aus zeigt beiläufig, wie irrig man das heutige Fernhalten des Feldherrn hinter der Front als etwas Neues ausgibt. Aber daß Carnot sich so den Titel „Organisator des Sieges" erwarb, darf doch nur als Zufall gelten, denn würden wieder ein Carnot und Gambetta bei solcher Gelegenheit gefunden werden? Im amerikanischen Bürgerkriege übte Lincoln zwar als Präsident eine Art Überwachung, doch seine genialische Persönlichkeit ersetzte nicht seinen Mangel an militärischer Bildung, und alle Rückschläge der Union entsprangen der Teilung aller Kommandogewalten, während drüben Lee die Südstaatler einheitlich zusammenhielt. Der uralte Fehler Roms, der sich bei Cannä so bitter rächte, daß es die zwei Jahreskonsuln stets koordiniert gemeinsam führen ließ, wiederholt sich meist in jeder Republik, wo die Exekutive nie e i n e m Willen gehorcht. Nicht zufällig waren die meisten großen Feldherren zugleich Staatsoberhäupter. Daß Erzherzog Karl, der nächste zum Thron, vom Kaiserbruder abhing, untergrub die Festigkeit seiner Entschlüsse.

Legitime Monarchien kranken an einer andern Schädigung des Oberbefehls als Republiken, insofern hier stets nominell Prinzen an die Spitze gestellt werden. Unter diesen können sich natürlich Kriegstalente befinden. Doch auf solche wie Erzherzog Karl, Erzherzog Johann und später Erzherzog Albrecht oder wie einst Prinz Heinrich und später Prinz Friedrich Karl wird doch gemeinhin nicht zu rechnen sein. Im deutschen Bundesstaat läßt sich kaum vermeiden, daß Bundesfürsten Armeekommandos erhalten. Bei Lebzeiten der Könige Albert und Georg von Sachsen wäre dies freilich nur ersprießlich gewesen; hier hätte Verbindung souveränen Ranges mit Kommandogewalt die richtige Selbständigkeit verbürgt. Wenn man aber für „Kronprinz" stets Blumenthal, für „Großherzog von Mecklenburg" Stosch lesen muß, so würde sich als Regel schwerlich ein ähnliches Verhältnis gestalten, wo der nominelle Armeechef sich völlig dem Stabschef unterordnet. Nur ein so vornehmer Charakter wie Kronprinz Friedrich konnte die privaten Rügen Blumenthals gegen ihn gelassen hinnehmen. Der mit Recht, trotz äußerer Berühmtheit, sich unterschätzt fühlende Friedrich Karl beugte sich durchaus nicht willig der Autorität Moltkes, der seinerseits in seinen Denkwürdigkeiten an seinen unterstellten Armeechefs ungerecht herumnörgelt. Und wann findet sich wohl je ein König Wilhelm wieder, der mit rührender Bescheidenheit, selbst dort, wo er recht hatte, sich Moltke unterwarf? Die wahre erforderliche Souveränität des Oberbefehls wird nur dort erreicht, wo der Feldherr zugleich Staatsoberhaupt, nur sich selbst verantwortlich. Torstenson und Bannér waren

größere Talente als Gustav Adolf, doch mit dessen Tod schwand der unumschränkte Oberbefehl und hiermit der Erfolg. Ist aber der Monarch militärisch unbedeutend, so tut er am besten, ganz zu Hause zu bleiben. Denn mischt er sich dilettantisch ein und beharrt auf seinen allerhöchsten Eingebungen, so gibt es bei pflichtgemäßem Widerspruch einsichtiger Generale unliebsame Reibungen oder, falls speichelleckerische Streber grundsätzlich dem Monarchen beipflichten, unabsehbares Unheil.

Obschon also eine Monarchie einer Republik gegenüber theoretisch bessere Aussicht auf gehorsame kollegiale Gemeinsamkeit aller Kräfte unter einem Oberleiter gewährleistet, während letzterer, sobald er sich zu viel Ansehen verschafft, sogleich den republikanischen Behörden verdächtig wird, so droht praktisch durch Bevorzugung fürstlicher Elemente den monarchischen Heeren auch manche Gefahr. Wir sehen aber, daß nur der Oberbefehl entscheidet. Unterschiede der Bewaffnung und Fechtweise verwischten sich heute fast ganz. Jedenfalls bleibt stets Napoleons Übereinstimmung mit Jomini gültig, als schon 1811 ein Leutnant Pauly ein Hinterladerprojekt vorlegte: „Die großen Gesetze der Kriegskunst werden sich durch nichts ändern," auch nicht durch Aviatik und Edisonsche Dynamitkanonen! Daß 65 Millionen Deutsche zuletzt 39 Millionen Franzosen niederringen müssen, obschon dies Übergewicht scheinbar durch viel strengere Durchführung der Wehrpflicht in Frankreich anfangs aufgehoben, macht an und für sich noch keinen Anfangserfolg sicher.

Und bei den kaum erschwinglichen Kosten langer Kriegsdauer sind rasche Erfolge geboten. Auch hier aber hängt das Vorhandensein von Übermacht am Entscheidungspunkt strategisch oder in der Schlacht selber ausschließlich von des Feldherrn Maßnahmen ab. Im April 1809 operierten 190 000 Österreicher gegen 140 000 Franzosen; doch Erzherzog Karl hatte bei jedem Zusammenstoß Übermacht gegen sich oder glaubte sie wenigstens vor sich zu sehen ... Man übersetze dies Beispiel auf jeden beliebigen Fall noch heute. Der Oberfeldherr, er allein organisiert den Sieg.



Oliver Cromwell löst das „Lange Parlament" auf

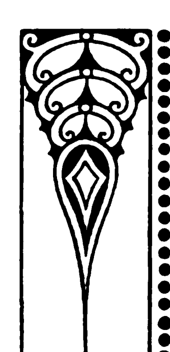
Gravüre nach einem Gemälde von B. West



Die Anbetung der Hirten

Künstlerische Weihnachtskrippe, modelliert nach ethnographischen Studien in Palästina von Bildhauer Sebastian Osterrieder-München

(Das Original befindet sich im Besitze des Deutschen Kaisers)



Die Schlittenfahrt

Eine Weihnachtsgeschichte

von

J. B. Schneider



Am 24. Dezember des Jahres 183., um fünf Uhr nachmittags, saß der Marquis Victorien de Jourdain in dem dunkeln Bücherzimmer seiner eleganten, im Geschmack Louis' XVI. eingerichteten Wohnung und starrte apathisch in die purpurne Glut, die in dem hohen, mit vergoldetem Gesims gezierten Kamin allmählich immer blässer wurde.

Draußen tanzten kleine weiße Flocken auf Giebel und Wege nieder, und eine dichte, in festlicher Erregung hin und her flutende Menge füllte die glänzenden Straßen. An jeder Ecke lagen noch haufenweise unverkaufte Tannenbäumchen, und die Händler boten sie jedem Vorübereilenden um wenige Sous an. Allein niemand blieb bei den Bäumchen stehen, und der flimmernde Schnee verhüllte immer mehr von den grünen Zweigen.

Aber von all dem Rummel sah und hörte der Marquis sehr wenig, denn sein Kopf war ihm tief auf die Brust herabgesunken, und die trüben grauen Augen blickten so stumpf auf die verglimmende Kohle, daß ihn in diesem Augenblick nicht einmal die Glocken von Notre-Dame aus seiner Träumerei geweckt hätten. Aber die Glocken von Notre-Dame schwangen nicht, und nur ein Lakai steckte von Zeit zu Zeit seinen großen, gepuderten Kopf durch die Tür, um ihn blitzschnell wieder zurückzuziehen.

Auf dem prächtigen Schreibtisch mit vergoldeten Füßen klang eine Alabasterstanduhr und surrte fünf silberhelle Schläge ab. Der Marquis schloß plötzlich seine Augen, und auch draußen wurde es mit einem Male so still, als wäre ein Wagen nach dem andern in die Ewigkeit fortgerollt und Paris unter dem flimmerweichen Mantel der Schneeflocken versunken.

Da schwang sich aus dem letzten Stockwerk des Hauses eine leise, alte Weihnachtsmelodie herunter. Die Töne schienen sich mit den Schneeflocken draußen zu vermischen und langsam an den Fenstern vorbei in die Tiefe zu flattern. Und obwohl die Glocken von Notre-Dame den Marquis nimmermehr aus seiner Versunkenheit geweckt hätten, die kaum wahrnehmbar pochenden Töne an den Fensterscheiben schlugen deutlich an sein Ohr, und der Marquis öffnete zuerst ganz langsam seine Augen und hob dann wundersam bewegt den feinen weißen Kopf.

War es die vertraute, weiche Melodie des Liedes, die plötzlich in dem hohen, einsamen Zimmer sich zu Bildern verdichtete, oder ging wirklich der braune Plüschvorhang der Tür leise zurück und ein jungsüßes, nach der Mode prächtiger, versunkener Zeiten gekleidetes Weib kam lächelnd über den dicken Teppich auf ihn zu ...?

Der Marquis sprang verwirrt auf, verbeugte sich artig und drückte mit blassen Lippen einen Kuß auf die zarten, schlanken Finger der Dame.

„Verzeihung, Madame," murmelte er, „es ist ganz natürlich, daß ich träume,

aber ich verstehe nicht, wie es bei offenen Augen und vollem Bewußtsein möglich ist!"

„Sie träumen nicht, Marquis," sagte der süße Spuk lächelnd, „aber Sie haben vergessen, was Sie mir unlängst im Salon der Madame de Bonchamp versprochen haben, daß wir nämlich am Weihnachtsabend eine Schlittenpartie machen wollten."

„In der Tat, Lucile," stotterte de Jourdain, „aber das war vor vierzig Jahren, und wenn ich nicht irre, so haben doch die seltsamen Ereignisse von 1793 . . ."

„Sie sind ein arger Schelm," drohte das Dämchen, „aber Ihre Ausflüchte helfen Ihnen nichts. Sie sind ganz einfach unvorbereitet — das ist alles. Und wenn Sie nichts dagegen haben, machen wir die kleine Spazierfahrt in meinem Schlitten, der augenblicklich unten an der Treppe wartet."

Der Marquis fand seltsamerweise nicht mehr den Mut, zu widersprechen, und so reichte er mit einer galanten Verbeugung der Dame seinen Arm und führte sie durch das Zimmer und das palmengeschmückte Treppenhaus zu der weitgeöffneten Tür hinunter. Und wieder flog ein fröstelnder Schauer über seinen Rücken, denn er sah nicht mehr die hellerleuchteten Boulevards draußen liegen, sondern den dunkeln, heimatlichen Park in der Vendée. Auf dem überschneiten Weg vor dem Schloßportal stand der zierliche Schlitten Lucile de Cuissards mit seiner goldenen Karosserie und der großen, sechszinkigen Krone auf dem Dache.

Kein Zweifel, ein Zauber hatte die Zeit um vierzig Jahre zurückgerückt, und der Marquis saß wie einst an einem Weihnachtsabend neben Lucile und atmete den diskreten Rosenduft ein, der von ihrer seidenraschelnden Robe ausging. Aber zugleich mit dem Rausch, den der Duft in ihm erzeugte, faßte ihn ein heftiger Schrecken, und er tastete verstört nach seinem Scheitel, an dem nur noch spärlich die silberigen Locken glänzten. Seltsam, daß der Zauber, der Lucile, so köstlich verjüngt, aus dem ewig schweigsamen Grabdunkel hervorgeholt hatte, ihm sein wildes junges Herz, aber nicht die einstige Wohlgestalt der Glieder wiedergab!

Sie fuhren durch den flimmernden Abend längs der überschneiten Ufer der Loire. Der breite, im Mondlicht wie Perlmutter schimmernde Fluß war von ungezählten blauen Lichtlein übersät.

„Das ist ein reizendes Bild, Madame," sagte der Marquis und legte seinen Arm vorsichtig um Luciles Taille. „Wissen Sie, was die Sage von dem Gewimmel der kleinen blauen Flämmchen auf der Loire erzählt? Sie sagt, daß es die Seelen der Ertrunkenen sind, die am Weihnachtsabend aus der Loire tauchen. Aber Sie fösteln, Lucile . . . Es ist auch unverantwortlich von Ihnen, bei so eisiger Kälte mit nackten Schultern im Schlitten zu sitzen!"

Und während er sprach, kam ein warmes, leises Zittern in seine Stimme, und er zog die gebrechliche, duftige Gestalt in seinen Armen fester an sich heran.

Da sah ihn Lucile aus ihren Augen, die von einem weichen, melancholischen Schleier überdeckt waren, zärtlich an, und sie flüsterte: „Est-ce que vous m'aimez, mon ami?"

Und der Marquis nahm den kleinen Venuskopf mit dem perlendurchflochtenen Toupet zwischen seine Hände und preßte wortlos seine Lippen auf den roten Mund, der ihm entgegenlächelte. —

Sie flogen durch ein Dörfchen, dessen Häuschen wie aus Lebzelt geformt aneinander klebten, und überall standen Krippen in den Fenstern, vor denen kleine Kerzen brannten. Vor der winzigsten Hütte, deren überschneiter Giebel wie ein aufgesetzter Zuckerhut aussah, machten sie halt und traten in die Stube. Drinnen hockten zwei junge Mädchen um eine Kohlenpfanne und gossen Blei.

„Mein Liebster wird ein Soldat sein," jubelte die erste und hielt einen Bleiklumpen gegen die Wand, um aus dem Schatten die erträumte Figur zu deuten.

„Und der meine ein Abbé," lachte die zweite übermütig und warf ihr Klümpchen Blei in die Kohlen.

„Ich möchte auch gießen," sagte Lucile, nahm den Löffel mit dem Blei und hielt ihn über die Pfanne. Dann goß sie das flüssige Metall in die Schüssel mit kaltem Wasser, die auf dem Tisch stand.

„Was bedeutet das?" grübelte das erste Mädchen über dem eigenartigen Gebilde, das Lucile aus dem Wasser zog. „Ein Harlekin mit einem Mäntelchen um die Schultern und einer Glocke in der Hand?"

„Nein," rief das andre Mädchen und klatschte vor Vergnügen in die Hände, „das ist Monsieur Donnissant, der Henker von Nantes. Siehst du nicht, wie lustig er sein Beil schwingt?"

Der Marquis sah verstört seine Begleiterin an, die totenblaß an der Tischkante lehnte, und er beeilte sich, Lucile aus der unheimlichen Stube zu bringen. Der Himmel lag wie ein tiefdunkles blaues Auge über der Vendée, als der Schlitten auf der glatten Reichsstraße dahinsauste. Der Marquis lehnte in einer Ecke und erzählte die Geschichte von dem Kaiser Mi-Sang, der der Prinzessin Tü-tü eine goldene Lilie schenkte, in die er seine Sehnsucht geküßt hatte. Als man ihr die Lilie brachte, lag die Prinzessin Tü-tü gerade im Bad. Sie führte das Geschenk an ihre Lippen, doch da sie es kaum berührte, sprang sie auf und ging so nackt, wie sie war, nur mit einem kindlich-süßen, sehnsüchtig-wissenden Lächeln auf die Gasse. Und der Pöbel lief ihr nach, lachte sie aus, und einer warf ihr sein Messer nach, das blieb in ihrer Seite stecken. Da flüsterte sie Mi-Sangs Namen und fiel auf die weißen Steine des Weges nieder.

Und abermals sah Lucile den Marquis aus ihren Augen, die von einem weichen, melancholischen Schimmer überdeckt waren, zärtlich an und fragte: „Est-ce que vous m'aimez, mon ami?"

Und der Marquis zog den kleinen Venuskopf mit dem perlendurchflochtenen Toupet an sich und preßte wortlos seine Lippen auf den roten Mund, der ihm zulächelte. —

Als sie aber in dem goldenen Schlitten durch die Straßen von Nantes fuhren, läuteten die Weihnachtsglocken Kling, Klang und Gloria, und ein Zug von kleinen Jungen ging von Haus zu Haus und sang mit hellen Stimmen vor den Türen:

„Nun gebt uns Kuchen, Madame, her,
Kuchen und Obst aus der Röhre,
Mit dem Zimbal Sankt David schickt uns her,
Dem Kind in der Krippe zur Ehre!"

Die Frauen aber öffneten die Türen und schütteten lachend Kuchen und gedörrtes Obst den Jungen in die Mützen.

Rings um die Knaben stand ein Haufe von Bettlern, die neidisch auf die reichen Geschenke sahen. Lucile lehnte sich aus dem Fenster der Karosse und winkte dem dürftigsten unter ihnen zu. Er stak in einem zerschlissenen, dünnen Kittel, und unter dem Hut quollen wirre rote Strähnen hervor.

„Sie haben wohl Hunger?" fragte sie mitleidig und lächelte, und der Marquis lächelte, nur der Bettler mit den wirren roten Strähnen lächelte nicht, sondern sah die beiden in der vornehmen Karosse finster an und schwieg.

„O Marquis," sagte Lucile, „das ist ein böser Mensch. Sehen Sie nur, wie häßlich seine wimperlosen Augen sind!" Dann steckte sie noch einmal das Köpfchen aus dem Wagen und fragte, indem sie zugleich einen blinkenden Louisdor in den Schnee fallen ließ: „Wie heißen Sie, mein Herr?"

Der Mann beugte sich rasch um das Goldstück, sah es mißtrauisch von allen Seiten an und sagte dann kurz: „Jean Baptiste Carrier."

Da bekam der Marquis einen heftigen Schlag zwischen die Augen, das Kling, Klang und Gloria ging in einen dumpfen Trommelwirbel über, und die hellen Knabenstimmen sangen nicht mehr: „Nun gebt uns Kuchen, Madame, her", sondern Männer und Weiber kreischten gell durcheinander und tanzten dann unter johlendem Gesang die Carmagnole. Und als der Marquis die Gegenstände ringsum wieder unterscheiden konnte, war der Schlitten mit der vergoldeten Karosserie verschwunden, ein glutroter Sommerabend wölbte sich über der Loire, und eine vieltausendköpfige Menge sah auf das Wasser hinab, auf das gerade ein Kahn mit zwölf nackten Frauen gelassen wurde. Unter diesen zwölf stand Lucile — ihr feiner, wie aus Elfenbein geschnitzter Körper glänzte in dem blutigen Abendsonnenschein — sie lächelte ihm tieftraurig zu, und ihre Augen, die von einem schmerzlichen Schimmer überdeckt waren, schienen zu fragen: „Est-ce que vous m'aimez, mon ami?" In dem Moment tauchte ein wirrer Rotkopf mit einer Jakobinermütze über den Köpfen der Menge empor, und der Marquis erkannte zu seinem Entsetzen den Bettler von Nantes in ihm wieder.

„Fertig!" nickte Jean Baptiste Carrier, Lucile streckte noch einmal sehnsüchtig die Arme aus — da sprang der Boden des Kahns auseinander und der weiße, elfenbeinglänzende Körper verschwand in den Tiefen der Loire... „Vive la révolution!" jauchzte der Pöbel, aber der Marquis hörte es nur noch wie das entfernte Branden großer Meereswellen...

Denn plötzlich verhallten die tiefen, sehnsüchtigen Töne des Weihnachtsliedes, die mit den Schneeflocken wie die Seelchen verfallener Seligkeitsaugenblicke niedergetanzt hatten, und langsam rollten unten wieder auf dumpfhallenden Rädern die ersten Wagen vorüber.

Der Marquis fuhr erschreckt aus seinem Brüten empor und ließ die Augen voll staunenden Unbehagens um sich schweifen. Er stand nicht mehr an dem Ufer der Loire, sondern saß noch immer in dem geschnitzten Armstuhl vor dem Kamin, in dem die letzten Kohlen verglimmten, und das Zimmer lag bis auf einen hellen Fleck, der sich auf der Wand neben der Tür abhob, in demselben dämmerigen Dunkel wie früher. Der helle Fleck aber kam von dem strahlenden Kristallüster, der kurz nach fünf Uhr in dem gegenüberliegenden Hause angezündet worden war und sein goldiges Licht über die Straße in das Bücherzimmer und auf ein altes Gemälde warf, das neben der Tür in einem kostbaren Rahmen hing: eine zierliche Rokokofigur mit nackten, blendendweißen Schultern und kokett lächelnden Augen unter einem turmhohen, perlendurchflochtenen Toupet. Sie stand auf einer Marmortreppe, und die Marmortreppe schien in dem Zimmer des alten Marquis zu verlaufen.

Lucile...! Bist du es wieder, du Wunder mit den Goldstaubbrauen und den sündig-schönen Augen darunter? Traum und Weh einer Jugend, die mit dir in den Fluten der Loire ertränkt wurden?

Der Marquis schüttelte sich fröstelnd und griff dann nach der silbernen Glocke, die auf dem Kamin stand. Auf den singenden Ton hin trat der Diener mit dem gepuderten Kopf lautlos in das Zimmer.

„Legen Sie Kohlen zu, Gilbert!" sagte der alte Herr, „ich habe ein wenig geschlummert, und nun ist mir kalt. Und dann noch eins: sagen Sie, hat hier nicht jemand vorhin ein Weihnachtslied gespielt?"

„Gewiß, Euer Gnaden," sagte der Diener, „das war der kleine Abbé, der im fünften Stockwerk wohnt und sich recht und schlecht bei Klavierstunden durchhungert."

„Nun, Gilbert, gehen Sie hinauf und sagen Sie, ich lasse den Herrn heute abend zu einer Tasse Tee bitten. Und zünden Sie im Salon alle Lampen an! Sie, Gilbert, könnten Sie nicht etwa noch rasch ein Weihnachtsbäumchen besorgen? Ich

möchte wieder Kindheit und Freude um mich fühlen —" und die Stimme des Marquis klang ganz müde und gebrochen, „ich bin so einsam ...!"

„Ich will es besorgen, Euer Gnaden."

Wiederum verneigte sich der Diener marionettenhaft steif und verließ ebenso geräuschlos, wie er gekommen war, das Zimmer. Der Marquis aber lehnte sich in seinen Armstuhl zurück und summte traurig lächelnd das kecke Knabenlied, das er kurz zuvor im Traume wieder vernommen hatte:

Nun geben Sie uns, Madame, her
Kuchen und Obst aus der Röhre ...!

Aus Kinderseelen. Von Fritz Sänger

Mütterlein,
Drei schöne Kinder spielen am Rain.
Sie haben einen großen Bären
Aus Wolle
Und einen so — so schweren
Und ganz großen Wagen,
Er könnte fast ein Kindlein tragen.
Und Frau Holle
Haben sie drinnen in einem Buch
Und ein Stücklein echtes Seidentuch.
Und denk, sie tragen Strümpf' und Schuhe
Und das Mädchen hat eine Truhe,
Drin liegt ein Püppchen, ein Püppchen fein,
Das schließt die kleinen Blauäugelein,
O Mütterchen, laß mich zu ihnen gehn,
Zu all den Sachen, den schönen, vielen,
Ich möchte so gern mit ihnen spielen.

So geh, mein Kindchen, geh
Und sei recht brav.
Stell dich nicht hin wie ein kleines Schaf,
Auf deine unnützen Händlein seh,
Daß sie nur ja alles liegen lassen
Und nicht an jedes Endlein fassen;
Geh, mein Kindchen, geh!

Nanu, du kommst schon wieder zurück
Und hast so einen traurigen Blick,
Oje! Jetzt kommt, rinnt Tränlein gar —
Erzähl, mein Kindchen, wie es war.

Ach — Mütterlein —
Sie haben mich — so — angesehn —
Und — ließen mich — beiseite — stehn —
Ganz — ganz — allein —
Ich hab' doch keinem — was getan —
Zu einem bin ich — recht lieb gewesen —
Und das gerade sah mich so an —
Mit solchen Blicken, solchen bösen.
Sie sollen von mir nichts Schlechtes denken,
Gib mir einen Pfennig, ganz einen neuen,
Den will ich dem schönen Mädchen schenken,
Es soll mich mein ganzes Leben nicht reuen.

Mein Kind,
Die Menschen sind
Auf Gottes Erde ganz verschieden,
Und darum haben sie dich gemieden.
Du wirst wohl nicht zu ihnen passen,
Drum solltest du lieber sie gehen lassen.

Das Mädchen ist so groß wie ich,
Und stärker bin ich sicherlich,
Ich hab' es aber dennoch lieb,
Gib mir den Pfennig, gib.

Sie nehmen nichts von dir,
Bemüh dich nicht darum.

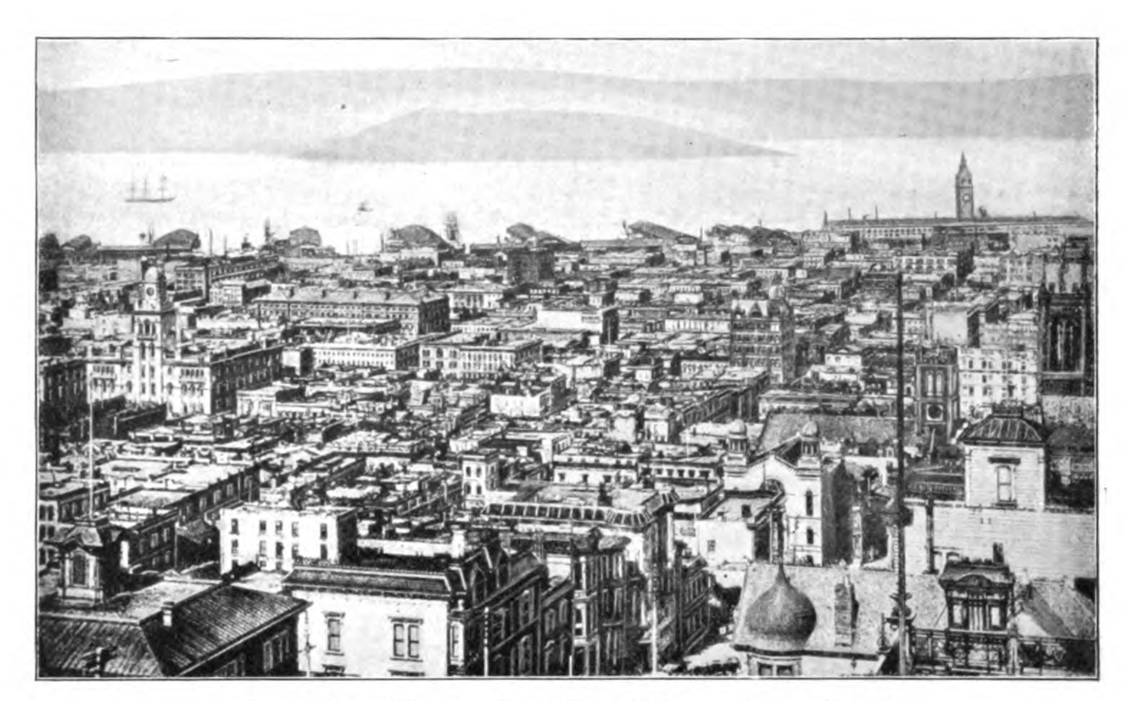
Warum?

Weil zwischen euch eine ganze Welt
Stumpf, starr und fest ist hingestellt,
Die euch für alle Zeiten trennt,
Die wissen wohl, wie reich sie sind,
Und fühlen, was das kann bedeuten;
Du zählst für sie nicht, liebes Kind,
Du bist das Kind von armen Leuten.



Das Wolkenkratzerviertel im neuen San Franzisko

(Zu nebenstehendem Artikel)



Gesamtansicht von San Franzisko vor dem Brand

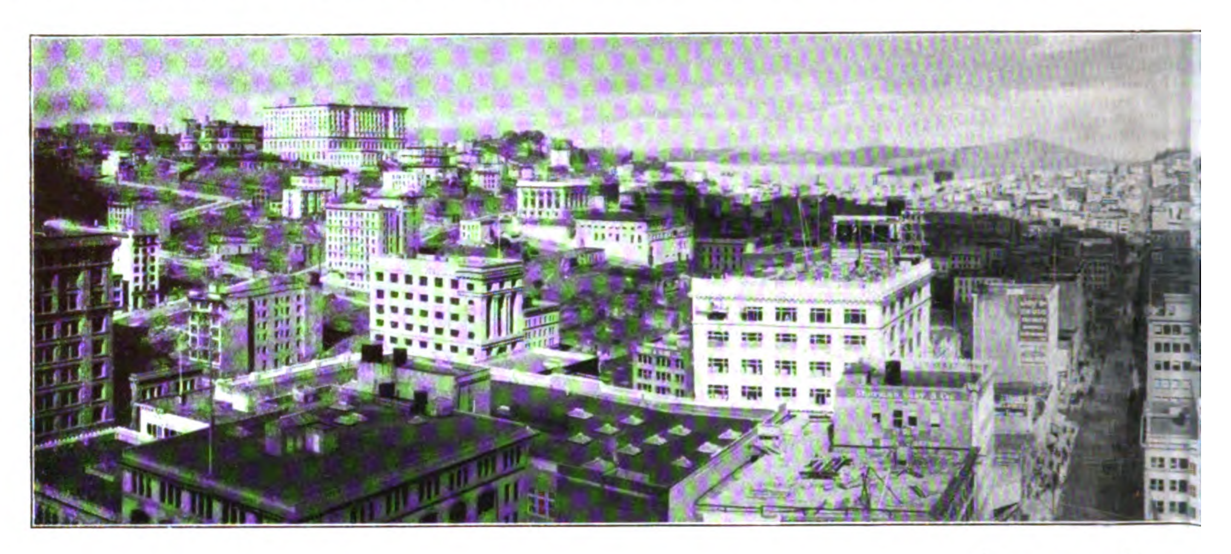
Im neuen San Franzisko

Von **Asmodi**

Dear old Frisco!

Es klingt wie eine Paradoxie. Ich will über das neue San Franzisko schreiben und beginne mit einer Eulogie auf die alte kalifornische Handelsmetropole, auf — um mit dem amerikanischen Journalisten Will Irwin zu reden — die „city that was", auf das „dear old Frisco", das in den verhängnisvollen und verderbenbringenden Apriltagen des Jahres 1906 in Schutt und Asche gelegt wurde, aber wie ein Phönix aus dieser Asche zu einem neuen und kräftigeren Leben wieder erstanden ist. Und wie die elementaren Gewalten den Lebensmut, den Frohsinn und die Energie der Bevölkerung San Franziskos nicht bezwungen haben, so hat auch das dem Kalifornier so vertraut klingende Epitheton „dear old Frisco" Erdbeben und Feuersbrunst widerstanden und sich auf das *neue* San Franzisko übertragen.

Will Irwin veröffentlichte kurz nach der Aprilkatastrophe die Broschüre „The City That Was", in der er das alte San Franzisko für tot erklärte und aus den Ruinen die Entstehung einer gänzlich veränderten Stadt prophezeite. Einer kalifornischen Handelszentrale, ausgestattet mit allem Yankeekomfort der Neuzeit wie Wolkenkratzern, Riesenläden, fashionablen Restaurants, eleganten Theatern und so weiter. Will Irwin hat recht behalten. Denn aus den Trümmern von 1906 ist eine Stadt erstanden, die San Franzisko an der Spitze der amerikanischen Großstädte marschieren läßt; eine Stadt, die es verstanden hat, durch ihren kühnen Unternehmungsgeist die Augen der Welt auf sich zu lenken. San Franzisko hat früher schon immer etwas hoch hinaus wollen. Aber die baulichen und geographischen Verhältnisse der von drei Seiten von Wasser



Das neue San

umgebenen Stadt legten dem Wagemut der Bewohner einen gewissen Zwang auf. Da kam die große Katastrophe, und mit einem Schlage waren den San Franziskoern die Wege geebnet. Vernichtet wurden die unansehnlichen Überbleibsel aus der Goldgräberzeit, die baufälligen „shanties" in der Market Street und anderswo. Und wie fortgeblasen war der Schrecken der Schrecken von San Franzisko: das Chinesenviertel. Was die jahrzehntelangen Bemühungen der Behörden nicht zuwege bringen konnten, vollbrachte das feurige Element in nur wenigen Tagen. Es räucherte John Chinaman aus und zwang ihn mit brennender Gewalt, wenigstens zeitweilig seinem Pestherd den Rücken zu kehren. Denn getreu dem alten Grundsatz: „J'y suis et j'y reste" haben sich die Chinesen auch im neuen San Franzisko wieder in ihrem alten Stadtviertel angesiedelt. Sie mußten jedoch der modernen Strömung Rechnung tragen und sich ein menschenwürdiges, mit der amerikanischen Nachbarschaft harmonierendes Quartier errichten. Die alten chinesischen Gassen und Gäßchen, von denen eine den Namen „The Murderers' Alley" trug, sind vom Erdboden verschwunden und haben sich in breite Straßen verwandelt.

John Chinaman wurde durch die amerikanische Feuersbrunst so chinesisch gewitzigt, daß er für die hoch versichert gewesenen sieben „josshouses" nur einen neuen Tempel erbaute und den Rest der erhaltenen Versicherungsgelder in weltlicheren Gebäuden, darunter eine Schule für „Jung-China" sowie ein größeres modernes Theater, das 200 000 Mark gekostet hat, anlegte.

In Kalifornien wird immer behauptet, San Franzisko sei mit einem goldenen Löffel im Munde geboren worden. Wenn man die Geschichte der Stadt eingehender verfolgt, so wird einem der Sinn dieser Redensart verständlicher erscheinen. San Franzisko ist eben das typische Glückskind. Ein Sonntagskind, das siegreich durch alle Fährnisse und Kalamitäten geschritten ist. Kann doch San Franzisko auf nicht weniger als neun verheerende Feuersbrünste zurückblicken, obwohl seine Geschichte erst ein halbes Jahrhundert umfaßt. Das erste große Feuer, das die Stadt fast vollständig einäscherte, brach am Heiligabend 1849 in Friscos damaligem Stolz, in „Dennison Exchange", aus und zerstörte in kürzester Zeit fast die ganze Holzstadt. Die aus 5000 Köpfen bestehende Bevölkerung mußte ihr Heil auf den benachbarten Hügeln suchen. Nach vier Monaten war eine neue Stadt entstanden, aber schon am 5. Mai des folgenden Jahres wurde San Franzisko durch eine böswillige Brandstiftung von der zweiten großen Feuersbrunst heimgesucht, die einen Schaden von über 16 Millionen Mark verursachte. Schon im nächsten Monat war die gewissermaßen noch



[Fran]zisko, Totalansicht

rauchende Stadt um ein Riesenfeuer reicher: das dritte, das San Franzisko bis zur Hafenfront in Asche legte und einen Schaden von 20 Millionen Mark im Gefolge hatte. Aber eine gute Lehre zogen die Friscoer aus diesen Feuern: die Backsteingebäude hatten sich bewährt, und so wurden bei dem Wiederaufbau in erster Linie Ziegelsteine berücksichtigt.

Nur drei Monate (am 17. September), und der vierte Stadtbrand war zu verzeichnen. Frisco kam diesmal mit einem blauen Auge davon, der Verlust betrug nur 2 Millionen Mark.

Aber das fünfte Feuer!

Wütend über die Bemühungen des Bürgermeisters, die Frevler des vorhergehenden Jahres der Gerechtigkeit zu überliefern, drohten die Brandstifter, die Stadt am Jahrestag des Brandes an allen vier Ecken anzuzünden. Und richtig, am 5. Mai 1851 wurden 15000 Behausungen in einer Stunde ein Raub der Flammen. Der Schaden war unermeßlich.

Auch diesmal wurde der Schrecken schnell überwunden. Bereits zehn Tage nach dem Feuer waren 300 temporäre Gebäude errichtet, und am 14. Juni henkte die Bevölkerung auf dem Plymouth Square einen Desperado, der die Drohung ausgestoßen, den Rest der Stadt an diesem Tage, dem Jahrestag des dritten Feuers, einzuäschern. Tag und Nacht wurde scharfe Wacht gehalten, aber es gelang den Genossen des Hingerichteten dennoch, am Samstag, den 22. Juni 1851 Feuer anzulegen. In wenigen Stunden war abermals ein gewaltiger Distrikt eingeäschert und ein Gesamtverlust von 16 Millionen verursacht.

Schwere Verluste wurden dem Geschäftsteil von San Franzisko auch durch das Großfeuer im Jahre 1855 zugefügt. Vor fünfzehn Jahren brannten auf der Südseite der Marktstraße, hauptsächlich infolge Mangels an Wasser zum Löschen, die Häuser von etwa 25 Straßengevierten, fast ausschließlich alte Holzbaracken, die von Arbeiterfamilien bewohnt waren, nieder.

Als San Franzisko noch in den Kinderschuhen steckte, gehörten Mord und Brandstiftung zur Tagesordnung. Später nahm die Stadt einen gesitteteren Charakter an, aber noch Hubert Howe erklärte, daß Religiosität einem Menschen in San Franzisko nicht gerade als ein Verbrechen angerechnet wurde, jedoch als ein Unglück. Ganz so schlecht ist es mit der Moral in San Franzisko nicht bestellt, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden soll, daß die „Queen City of the West“ zu den lebenslustigsten Städten in den Vereinigten Staaten gehört. Das liegt nun mal so in dem Klima am „Goldenen Tor“. Einem Klima, dem Eis und Schnee fremd sind — das die üppigste Vegetation begünstigt.

Leben und leben lassen hat von jeher die kosmopolitische Devise in San Fran-



Kreuzung der Market, Kearney und der Geary Street

zisko gelautet. Und in diesem „Live and let live" liegt die Hauptanziehungskraft San Franziskos. Denn die Stadt selbst bietet an und für sich nur wenige Sehenswürdigkeiten. Sie besitzt weder Gemälde- noch andre Sammlungen. Das Alaskamuseum und das Landwirtschaftliche Museum der Handelskammer sowie das Handelsmuseum und die Mineraliensammlung des Staatsbergamtes, die sich alle am Eingang von San Franzisko, im Union Ferry Depot, befinden, sind bald in Augenschein genommen.

Hat man vom „Telegraphenhügel", von dem einst die ankommenden Schiffe avisiert wurden, einen Blick auf das Panorama von San Franzisko geworfen und von der Terrasse des „Cliff House" oder von den „Sutro Heights" die Seelöwen auf den Felsen im Ozean genügend bewundert, so ist man mit den Äußerlichkeiten der Stadt fertig und fragt sich: Was nun?

Das ist der Augenblick, wo der Kosmopolitismus in San Franzisko sich bemerkbar macht. Denn geht man der Lebensfreudigkeit der San Franziskoer auf den Grund, so ergibt sich, daß sie ihre Entstehung dem dortigen Kosmopolitismus zu verdanken hat. Der Begriff „San Franziskoer" umfaßt heute Vertreter aller Nationen der Welt und hat am „Goldenen Tor" ein Konglomerat von internationalem Blut geschaffen, das mit der Bezeichnung „leicht" als noch zu leicht befunden werden dürfte.

Am Tage widmet sich der Friscoer seinen Geschäften. Am Abend läßt er alle Sorgen hinter sich, ist nur noch von dem Gedanken beseelt: to see the sights. Die „sights", von denen auch der Fremde schon viel gehört hat, noch ehe er San Franzisko betreten hat. In diesen „sights", die alle abendlichen und nächtlichen Attraktionen von San Franzisko umfassen, liegt nicht zum wenigsten der eigentümliche und faszinierende Reiz des „kalifornischen Babels".

Der San Franziskoer ist Genußmensch. Unternimmt man einen kleinen Streifzug durch die Markthalle (California Market)

und mustert die dort aufgestapelten Delikatessen, so muß man sich sagen: „Der Friscoer versteht zu leben.“ Die verschiedenen Restaurants tragen daher den verschiedenen epikureischen Gelüsten der Bewohner von San Franzisko Rechnung und richten ihre lukullischen Darbietungen danach ein. Es gibt nur wenige Städte in der Welt, in denen man so gut, vor allem aber so billig speisen kann wie in San Franzisko. Die Mannigfaltigkeit der überreichen kalifornischen Bodenerzeugnisse sowie die Nähe der See und der Fischreichtum der kalifornischen Gewässer ermöglichen es den San Franziskoer Restaurantbesitzern, ihren Gästen zu verhältnismäßig billigen Preisen stets das Beste vom Besten vorzusetzen. Die Internationalität der Stadt bietet Gelegenheit, jeden Tag anders zu speisen. Man hat die Auswahl zwischen den amerikanischen, deutschen, österreichischen, französischen, italienischen, mexikanischen, spanischen, russischen, chinesischen, japanischen und andern fremdländischen Restaurants. Mögen auch einige dieser Restaurants nicht ganz erstklassig sein, so zeichnen sie sich doch durch Reinlichkeit und „Genießbarkeit“ aus.

Unter der Bezeichnung „Café“ ist in den Vereinigten Staaten in vielen Fällen ebenfalls ein Restaurant zu verstehen. Eine große Zahl der heutigen San Franziskoer „Cafés“ sind bessere Restaurants, während andre „Cafés“ mehr auf den Bohèmestil zugeschnitten sind und an nächtlicher Lustigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. In keinem Café sind heute instrumentale und gesangliche Vorträge zu vermissen. Eine der originellsten feuchtfröhlichen Errungenschaften im neuen San Franzisko sind der „Heidelberger“ und die Kneipe „Zum schwarzen Walfisch“. Der niedliche kleine Bierpalast, der im süddeutschen Bauernhausstil errichtet ist, trägt auf dem Giebel ein Storchnest mit einem aufrechtstehenden Gevatter Langbein.

Auch die Umgebung von Neu-Frisco ist durch eine stattliche Zahl von „Tavernen“ bereichert worden. Während im alten San Franzisko ein kleiner Nachtbummel mit einem Ausflug nach dem „Cliff House“ zu enden pflegte,



Der „Lotusbrunnen“ im Zentrum der Stadt

wird einem heute die Wahl einer Endstation ziemlich schwer gemacht.

Die Zeit zwischen dem in San Franzisko gewöhnlich von fünf bis acht Uhr eingenommenen Diner und einem kleinen nächtlichen Bummel durch die Chinesenstadt oder die Kabarette wird durch einen Besuch der vielen neuen Theater ausgefüllt. Als das erste Theater im neuen San Franzisko entstanden war, konnten die Besucher nur über Trümmerhaufen zu dem Musentempel gelangen; heute führen gute Wege zu allen neuen Theatern. Wiedererstanden ist auch das weltbekannte Palace Hotel, das jetzt in dem marmornen Fairmont Hotel einen Verbündeten gefunden hat. Als das Palace Hotel den Flammen zum Opfer fiel, war man sich einig, daß es wieder aufgebaut werden müßte. Die gesamte Bevölkerung erklärte, San Franzisko ohne Palace Hotel wäre kein San Franzisko mehr, und jung und alt verfolgte mit der größten Spannung die einzelnen Stadien des Neubaues. Es würde zu weit führen, hier auf die innige Verwandtschaft des Palace Hotels und der Stadt San Franzisko näher einzugehen. Erwähnt sei nur, daß das alte Palace Hotel seine Entstehung dem ersten in Kalifornien entdeckten Golde verdankt und eines der ersten sogenannten Welthotels gewesen ist. Die alten Fremdenbücher wiesen eine Reihe der glänzendsten amerikanischen und europäischen Namen auf. In dem alten Palace hat auch der König Kalakaua seinen letzten Atemzug getan, nachdem er, wie man sich erzählt, im Kartenspiel in San Franzisko einen großen Teil seines Landes verloren hatte.



St.-Francis-Hotel am Union Square

*

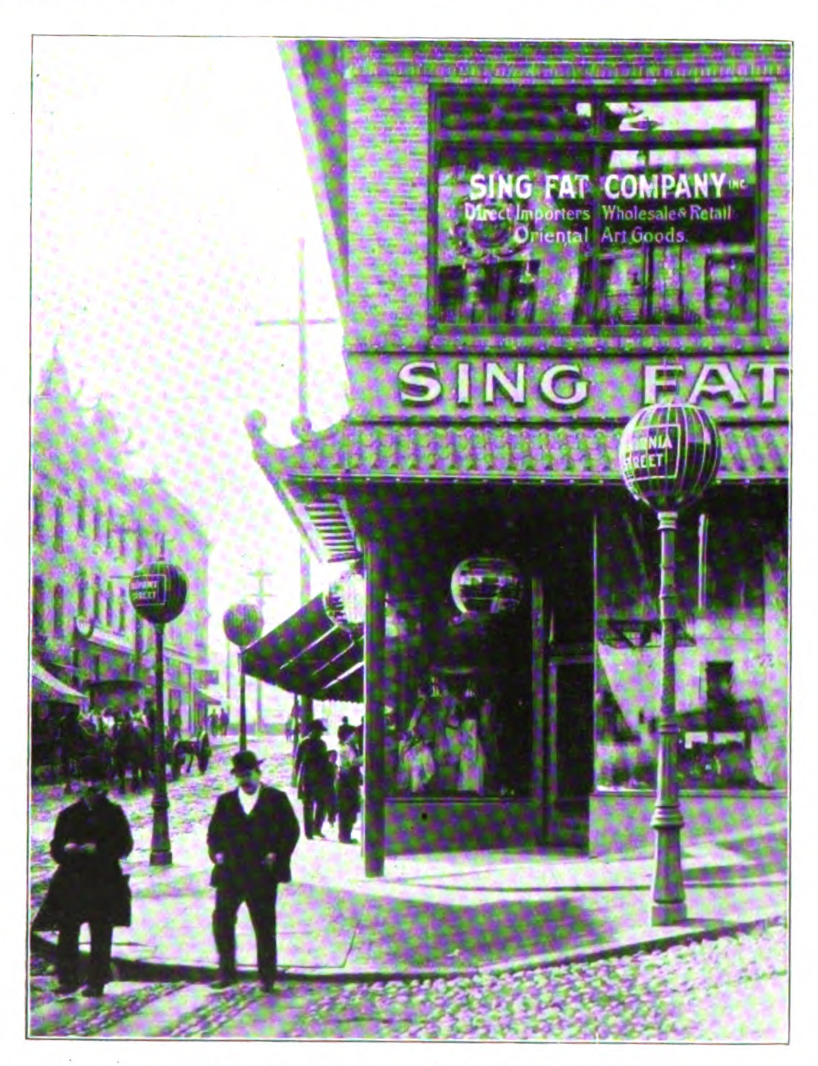
Wie aus Trotz gegen die sie stets bedrohenden Erdbeben hat sich die kalifornische Handelsmetropole ein Heer von Wolkenkratzern zugelegt, von Prachtbauten, die unwillkürlich den Gedanken an „auf Sand gebaut“ wachrufen. Eine Katastrophe wie die im Jahre 1906 kann sich am „Goldenen Tor“ jeden Tag wiederholen, aber der wahre Kalifornier kennt keine Furcht. Die Abenteuerlust der kalifornischen Pioniere steckt ihm heute noch in den Gliedern.

Die fortgesetzten mehr oder weniger starken Erdbeben haben den

Kalifornier zu einer Art Fatalisten gemacht. Er betrachtet den Aufruhr der Erde als ein mit in Kauf zu nehmendes Übel, für das ihn das angenehme Klima und die überreichen Bodenerzeugnisse reichlich entschädigen.

Wer das alte Frisco gekannt hat und heute durch die Straßen des neuen Frisco bummelt, wird sich eines gerechten Staunens nicht erwehren können.

Es hat in San Franzisko schon früher stattliche Bauten gegeben, wie das vom Erdbeben und Feuer verschont gebliebene „Call Building“ und andre massive und nicht im Zwergstil errichtete Gebäude, aber nach der Katastrophe schien ganz San Franzisko von einem wahren Taumel der Höhenbaukunst ergriffen worden zu sein, die Architekten überboten sich in Stockwerken. Die kleinen Gebäude, die früher gegen das Erdbeben errichtet wurden, sind fast ganz vom Friscoer Erdboden verschwunden. Seit drei Jahren lautet das architektonische Motto: Für das Erdbeben! Die Zeiten, wo ein alter und lendenlahmer Maulesel die einzige Betriebskraft der ersten Mahlmühle Kapitän Hinkleys bildete, wo sich die erste kalifornische Bank, die „Miners Bank“ der Gebrüder Wright, mit einem Pferdestall unter einem Dache befand, wo die Ankunft von Frauen und Mädchen noch ein welterschütterndes Ereignis bedeutete und ein altes Militärzelt als „Kirche“ benutzt wurde, sind vorüber. Diese Erzählungen aus den Kinderjahren San Franziskos hören sich wie ein Märchen an. Den historischen Maulesel hat die Elektrizität ersetzt, die Banken befinden sich in acht bis zwanzig Stockwerken hohen Häusern, San Franziskos Frauenwelt zählt heute zur schönsten weiblichen Vertretung Amerikas, und das Kirchenzelt und auch die erste aus Neuyork importierte kleine protestantische Holzkirche haben sich in prächtige Gotteshäuser verwandelt. Schon vor sechzig Jahren lagen 900 Schiffe im Hafen von San Franzisko, aber die Stadt selbst zählte erst 90 Häuser. Heute sieht man, von Oakland kommend, ein imposantes Häusermeer vor sich; aus dem einen Dock von Anno dazumal sind dreißig Docks und ein Seewall geworden.



Aus dem neuen Chinesenviertel



Das Valencia-Theater

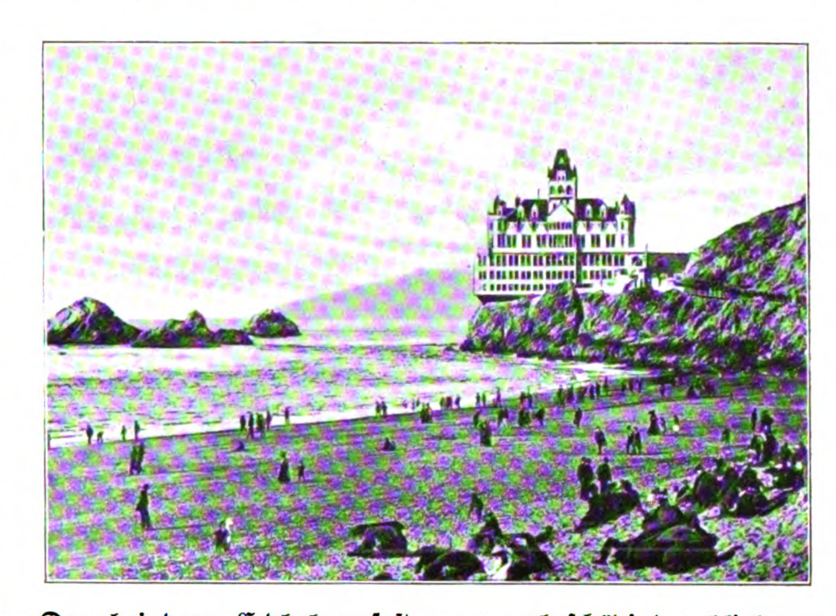
kleinen deutschen Kolonialwarengeschäft an der Post- und Kearneystraße oder zwischen dem einstigen Kaufmannsladen von Jakob Leese an der Clay- und Dupontstraße an, den ersten Warenhäusern San Franziskos, so kann man der kommerziellen Entwicklung der „Quen City of the West" die Anerkennung nicht versagen.

Läßt man heute seine Blicke über die stattlichen Warenhäuser schweifen und stellt Vergleiche zwischen dem ehemaligen

Nur das Chinesenviertel bildet ein kurioses Durcheinander von okzidentaler und orientalischer Baukunst. In der früheren Dupontstraße unmoralischen Angedenkens, die jetzt die Bezeichnung

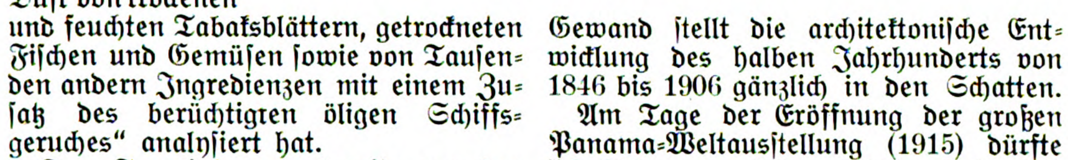


Golden Gate Park mit Kunstmuseum



Das bei dem Erdbeben fast ganz unbeschädigt gebliebene „Cliff House" am Strand

„Grand Avenue" trägt, erheben sich heute bereits sieben chinesische Warenhäuser, die ein Millionenkapital repräsentieren. Neu-China-Town verbreitet ein besseres Aroma als der Stadtteil der alten Chinesenherrlichkeit — nicht jene berü—hmten Odeurs, die der Missionar Gibson als „ein Gemisch von rohem, gekochtem und im Kochen begriffenem Opium, vermischt mit dem Duft von trockenen



und feuchten Tabaksblättern, getrockneten Fischen und Gemüsen sowie von Tausenden andern Ingredienzen mit einem Zusatz des berüchtigten öligen Schiffsgeruches" analysiert hat.

San Franzisko war bereits vor der Aprilkatastrophe von 1906 eine ansehnliche Stadt, aber sein heutiges bauliches Gewand stellt die architektonische Entwicklung des halben Jahrhunderts von 1846 bis 1906 gänzlich in den Schatten.

Am Tage der Eröffnung der großen Panama-Weltausstellung (1915) dürfte sich Frisco von seiner letzten Kalamität ganz erholt haben und sich als amerikanische Großstadt par excellence präsentieren.



Büffelherde im Golden Gate Park

Feststellungen.

Von Peter Hamecher

Form im letzten Sinne ist sublimiertester Ausdruck eines Verhaltens zur Welt und dementsprechender sittlicher Wertung.

Das Leben läßt sich nur als Ausdruck, als Form fassen. Es ist ein Mythus, zu dem der Glaube den Schlüssel liefert, und der in der künstlerischen Widerspieglung zum höchsten Bewußtsein seiner selbst erwacht. Am größten ist das Kunstwerk, in dem das innere Pathos, das Formgesetz des Lebens den mächtigsten sinnbildlichen Ausdruck und somit die monumentalste, endgültigste Form gefunden hat.

In glaubenslosen Zeiten stirbt die Kunst. Wenn das Leben sein inneres Pathos und mit ihm seine Form verliert, siecht auch sie langsam dahin. Das Leben wird zu einer Summe von getrennten Einzelreizen, und an Stelle der großen Daseinsauffassung aus der Mitte des Lebendigen tritt die subjektive Spieglung. Der Individualismus wird die letzte Zuflucht der Schaffenden.

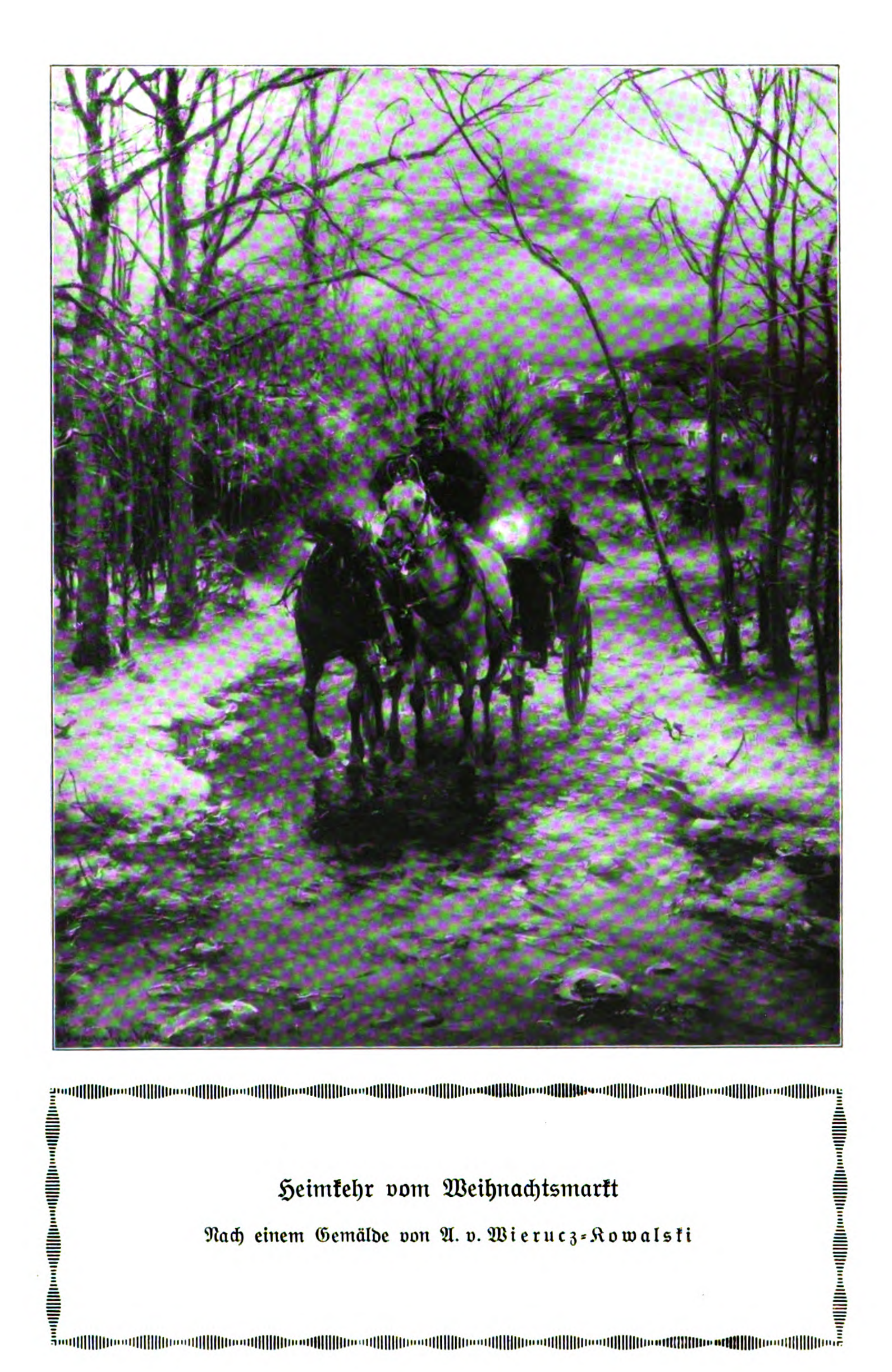
Erleben, gestalten und wieder erleben machen: das ist im Innersten Weg und Absicht jedes Schaffenden. Ein Erlebtes sucht die Form der Gestaltung, in der es mit seinem innersten Rhythmus im empfänglichen Betrachter wieder Erlebnis werden kann. Was aber der Betrachter sucht, das ist die Steigerung und Bereicherung des eignen Seins in einem seiner eignen seelischen Disposition adäquaten Erlebnis. Das ist ein konstantes Grundphänomen. Verschieden ist nur der Umkreis der Erlebnismöglichkeiten und der Reaktionsfähigkeit auf Gestaltungsreize.

Nur die großen Epochen kennen die selbstverständlich genießende Hingabe an das Kunstwerk, dessen Rhythmus identisch ist mit dem großen, lebendig gefühlten Daseinsrhythmus. In Zeiten vielspältiger individualistischer Isolierung muß der Betrachter sich vorsichtig über den schmalen, schwanken Steg der psychologischen Einfühlung hinübertasten, bevor das Werk sich seinem Aufnahmewillen erschließt.

Wie Kunst in der Vollendung höchster gesteigerter Ausdruck ist, so verlangt sie als Bereitschaft zum vollen Verständnis ein zur vollkommensten, harmonischsten Intensität gesteigertes Gefühl. Dieses ist aber nur in denjenigen Schichten eines organischen Gesamtlebens denkbar, in denen die innewohnende geheime Idee dieser Bildung erst klare konzentrierte Form wird. Große Kunst ist in derselben Weise letzter Ausdruck eines Gesamtlebens, wie es die Aristokratie ist, und sie ist als Äußerung wie als Wert letzten Endes eine aristokratische Angelegenheit, wenn auch die Einheit des Lebensgefühls jeden an diesem Beteiligten irgendwie an ihren Wirkungen ergriffen teilhaben läßt und sie so zum Symbol des Allgemeinen macht, gleich der Aristokratie.

Der Menschentyp, der in mittelpunktlosen materialistischen Zeiten zur Herrschaft kommt: der Mensch der ungeistigen sinnlichen Neigungen schätzt gemäß der Natur seiner Kraft- und Gefühlsverhältnisse und der daraus resultierenden Anteilnahme am Lebensinteresse vor allem das sensationell Überraschende, Imponierende im Bereich des Greifbaren und Meßbaren; Leistungen, zu denen Möglichkeiten in einfacherer Form nicht außerhalb des Kreises seiner Anlagen liegen, die aber in ihrer extensiven Größe die durchschnittliche Kraftgrenze weit hinter sich lassen. Hier ist für ihn ein müheloser Pfad der Einfühlung und im Vergleich zwischen persönlicher Möglichkeit und effektiver Fremdleistung ein selbstverständlicher Schätzungsmaßstab gegeben. Wie aber könnte für diese Art Mensch die Kunst eine Lebensangelegenheit werden?

Nur wo das Leben als Form gefühlt und begriffen wird, kann das Kunstwerk als Form erlebt und verstanden werden. Zeiten der Auflösung, in denen das Ungegliederte in allen Lagen Macht wird und nur die materiellsten Werte den Vordergrund des Lebensinteresses einnehmen, sind unkünstlerisch, ja kunstfeindlich. Wenn in solchem Klima die Kunst noch als Wert in Frage kommt, so ist es als rein materieller, sinnlicher Nutz- und Sensationswert.



Heimkehr vom Weihnachtsmarkt

Nach einem Gemälde von A. v. Wierucz-Kowalski





Kultur der Gegenwart



Bildende Kunst



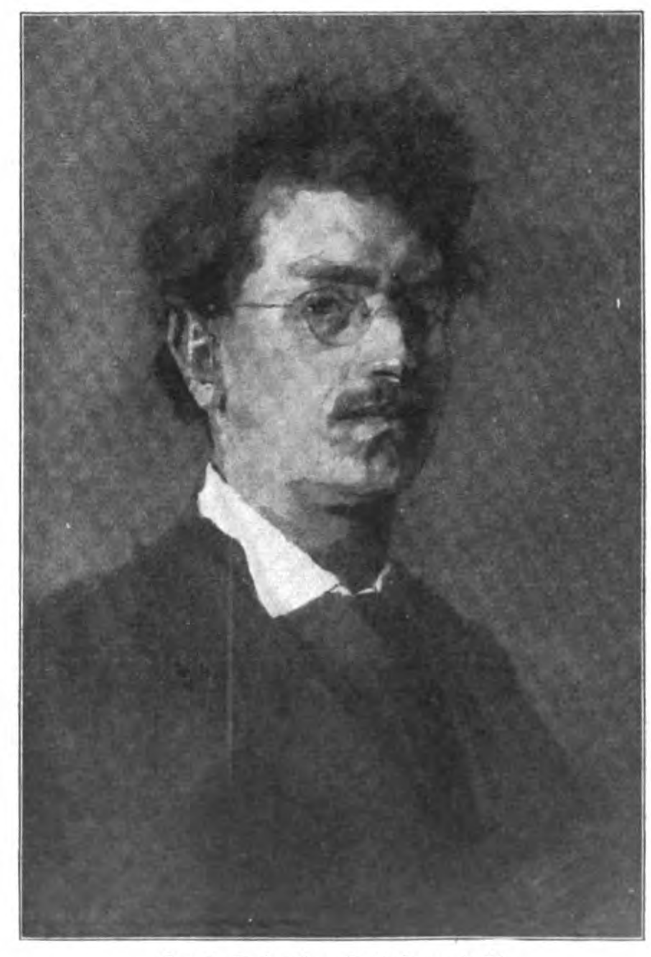
Karl Schuch

Zu dem Kreise der jungen Maler, die sich in dem München der siebziger Jahre an Wilhelm Leibl anschlossen, gehörte auch der Wiener Karl Schuch, wie der Meister im Jahre 1846 geboren.

Sich an Leibl anschließen bedeutete noch etwas andres, als gewöhnlich die Wahl eines Vorbildes für werdende Künstler zu bedeuten pflegt. Es war nicht eine rein artistische Angelegenheit, sondern auch eine Sache des Charakters. Es hieß der Macht der maßgebenden Clique widerstehen, zu dem ganzen Betrieb der Kunst, wie er sich in den modernen Kunststätten gestaltet hat, sehr bestimmt nein sagen und damit auf alles verzichten, was materielle Förderung bringen kann, auf die Ausstellung und den Kunsthandel. Es hieß sich der Kunst weihen, nicht im üblichen Sinne der Phrase, sondern im wahren Sinne des Wortes, in dem die Vorstellung des Opfers mitklingt. Keiner von all diesen jungen Leuten, Leibl selbst eingeschlossen, konnte sich in München halten. Es war die einzige wirkliche Sezession, die es gegeben hat.

Schuch nahm die Sache ernster als alle. Er konnte es, weil er unabhängig war. Lehnten die andern es nur ab, sich durch die Ausstellungen und ihren Termin drängen zu lassen, so verzichtete er, einmal zurückgewiesen, überhaupt darauf, Ausstellungen zu beschicken. Und er soll nur ein einziges Bild verkauft haben. Man muß viel in sich haben, um ein ganzes Leben lang nur für sich mit Aufgebot aller Kraft zu arbeiten, ohne sich je bei dem Erreichten zu beruhigen. Von dem Verzicht auf die Mitwelt zu sprechen ist leicht, ihn durchzuführen unausdenkbar schwer. Schuch scheint nicht einmal die Bestätigung durch die Freunde gebraucht zu haben, die als eine Art Ersatz für den öffentlichen Beifall gelten kann. Sie haben am Ende diesen Mann, der fern und einsam lebte und schließlich jahrelang geisteskrank war und nicht mehr schaffen konnte, auch wohl halb und halb vergessen. Vielleicht auch immer unterschätzt.

Was zuerst den Namen Schuchs bekannt machte, waren seine Porträte, die Leibl und Trübner gemalt hatten. Das übrige hat dann der Kunsthandel getan, der bei dem Ansehen, das der ganze Kreis gewonnen hatte, Grund sah, den Arbeiten seiner Mitglieder nachzuspüren und dabei Schuchs Lebenswerk so gut wie vollständig im Besitz seiner Witwe fand.



Karl Schuch: Selbstporträt
(Gemäldegalerie Haberstock)



Kultur der Gegenwart



Die Arbeiten des Leiblkreises haben gewisse Eigenschaften gemeinsam. Leibl war ein Malerhandwerker von strenger Sachlichkeit. Wenn er die Münchener Kunst, die damals Piloty beherrschte, ablehnte, so war darin nicht nur ein Gegensatz von Persönlichkeiten, sondern von Stämmen. Der Kölner Leibl, ein schwerer und langsamer Niederdeutscher, widersetzte sich dem Pathos des Italieners Piloty und des Bayern Lenbach, der an die Malerei des italienischen Barock anknüpfte. In alledem sah er nur ein Umgehen des eigentlichen Malens, das ihm, etwa wie einem Holbein, bedeutete: aus reinen und sozusagen ewigen Farben das klare und vollkommen erschöpfende Bild eines eigen gesehenen Stückes Welt aufzubauen. Wer zu ihm gehörte, mußte diese Grundanschauung annehmen. Stoff, Auffassung und all dieses lag für diese Maler außerhalb ihrer eigentlichen Aufgabe.

Keiner von ihnen ist mit Leibl zu vergleichen. Sein Auge und seine Hand gehören zu den am schönsten organisierten, die je gelebt haben. Er wäre universell zu nennen, wenn ihm nicht das Gefühl für das Bewegte gefehlt hätte: der naturgemäße Nachteil seines großen Vorzuges der Ruhe und Geduld. Seinem Umfang gegenüber ist Schuch, der Maler von Stilleben und Landschaften, nur ein Spezialist. Aber er hat dafür etwas, was Leibl nicht in diesem Grade besaß, eine größere Freude an der Farbe, die er prächtiger und anmutiger wollte. Mir scheint es interessant, auch hier wieder auf die Verschiedenheit der Stämme hinzuweisen: den weichen Wiener gegenüber dem herben Niederdeutschen zu erkennen. Schuch ist eine musikalische Natur. Man muß nur dabei nicht so sehr an den Ausdruck von Empfindungen als an die ganz abstrakt klingende Schönheit von Tönen denken.



Mit Genehmigung der Galerie Haberstock

Karl Schuch: Haus bei Ferch am Schwielowsee, in dem der Künstler mehrere Jahre gewohnt hat

Gerade diese Eigenschaft trieb ihn zum Stilleben, das für ihn zwei Vorzüge hatte. Er konnte reichere Farben wählen, als sie das Leben der Gegenwart dem Maler bietet, der sich an es bindet. Und er lernte diese Farben nach freiem Willen auf der Fläche verteilen, während der Gegenstand ihnen Platz und Umfang anweist. Gewiß hat auch der Umstand mitgesprochen, daß sein zeichnerisches Talent nicht so stark war, um ihm die Figur leicht zu machen. Aber entscheidend wäre das für ihn nicht gewesen, um so weniger, als einzelne Porträte zeigen, daß die Schwierigkeit keineswegs



Kultur der Gegenwart

unüberwindlich war. Schuchs Stilleben sind nicht Dekorationsstücke wie die der Rubensschule, und nicht Wunder intimer Darstellung mit ein wenig Wirkung auf den Gaumen wie die der Holländer. Er hat nur wenige Requisiten, Krüge, Früchte, zumeist rote Äpfel, Wild, besonders gern Enten. Schwarzweißreproduktionen vieler Stücke würden den Eindruck erwecken, als habe er immer dasselbe gemalt. Aber das „Bild“ ist in Wahrheit immer anders.

Während im Stilleben der Stoff für Schuch nur Vorwand ist, gewinnt er in der Landschaft eine eigne Bedeutung. Er bleibt aber doch ihrer Stimmung gegenüber in höherem Maße „Maler“ als irgendeiner nach den Malern von Barbizon. Keine Spur von der Auflösung der Farbenflächen, der Zerstörung der Bildhaut, die der Impressionismus brachte. Er zog es vor, die letzte Wahrheit zu opfern und die Schönheit des Farbengebildes zu behaupten. Man ist heute geneigt, diese Entscheidung, die jahrzehntelang bekämpft wurde, zu unterschreiben. Er hatte für sich ganz gewiß recht wie jeder starke Künstler.



Karl Schuch: Stilleben
(Gemäldegalerie Haberstock)

Es lag in Schuchs Wesen etwas, was ihm auch die Materie der Farbe wichtig machen mußte, noch wichtiger als seinen nächsten Genossen. Sie alle suchten ihre Reinheit doch nur, um die Darstellung kraftvoll zu machen und dem Werke Dauer zu sichern. Sie war ihnen Ausdrucksmittel.

Für Schuch war sie Selbstwert. Er mußte sie für das Klingen, das er wollte, als edeln Stoff behandeln. So hat er sich ständig um sie bemüht, um ihr die materielle Köstlichkeit der früheren Meister zu geben. Und sie ist es nicht zuletzt, die seinen Bildern ihren Rang sichert.

Fritz Stahl

Kunstgewerbe

Die reizvollen Bücher von Boehm und Fischel (Verlag F. A. Bruckmann, München) über die Mode des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts haben uns gelehrt, daß man das Kostüm nur im kulturellen Zusammenhang mit den tausendfältigen Eigenarten seiner Zeit und der Rasse, die es erfand, verstehen kann. Das ist übrigens so auch mit allen andern Geräten, durch deren Dasein und Nutzung das tägliche Leben in seinen Kanälen und Vorgängen abgesteckt wird. Wollte man eine Geschichte des Trinkgefäßes etwa (oder des Sitzmöbels) schreiben, so müßte man aufzeigen, wie die deutsche Pinte, dieses wuchtige, vielfassende Gefäß aus hartem Steinzeug, in die gepanzerte Faust des Lands-



Kultur der Gegenwart



knechts gehört: wie sie geschaffen ist, große Quantitäten in einen immer schluckenden Schlund zu schütten, um dann mit rohem Schlag auf die Eichenplatte des Schenktisches gewuchtet oder irgendeinem raufenden Lümmel auf den Schädel geschlagen zu werden. Hingegen: die griechische Trinkschale. Um sie zu verstehen, müßte der gymnastisch geschulte, zu einer höchsten Form des Trainings gesteigerte Körper des Hellenen geschildert werden; man müßte die federnd greifende Hand deutlich sehen, das elastische Anheben der flachen, mit kostbarem Wein gefüllten Schale, das bedächtige Öffnen der Lippen und müßte dazu die Philosophie des platonischen Gastmahles hören. Oder, um vom Sitzmöbel zu sprechen: die klobigen, wie gemauert auf der Erde stehenden Sitze des frühen Mittelalters sind gefestigt, den Ritter, der sich im Eisenkleid in sie hineinschmeißt, aufzufangen. Während das Fauteuil des Rokoko, das nur das Leichtgewicht und den mokanten Esprit des Kavaliers zu tragen braucht, auf vier entmaterialisierten Beinen schwebt. Breit und niedrig erwartet dieses Fauteuil die Dame im Reifrock. Man stelle sich dagegen vor, welche Abenteuer eine Krinoline im Verkehr der modernen Großstadt zu erleiden hätte. Es gibt eben feste Zusammenhänge zwischen all den Apparaten, durch die wechselnd die sogenannte Kultur gemacht wird; und auch zwischen der Ganzheit dieses Apparates und den Menschen, die ihn nutzen, die ihn aber auch erfanden, regiert ein seelisches, sogar ein physiologisches Bedingtsein. Dieses Bedingtsein aufzudecken und in seinen feinsten Nuancen, auch in dem, was unwägbar zwischen den Geschehnissen wirkt, zu erfassen, das eben ist jene kulturhistorische Methode, nach der es sich auch für ausgewachsene Männer lohnt, die Geschichte des Kostümes zu überschauen.

Solch eine Überschau sollte durch die „Galerie der Moden“, die in den Salons von Friedmann und Weber sich auftat, gegeben werden. Eine liebenswürdige Absicht, die auch leidlich gelang. Vielleicht ein wenig zu sehr parfümiert mit dem Moschus von Berlin W, zu sehr in die Atmosphäre des Dandy und der Manikure gerückt; immerhin, eine lustige Revue. Das eigentliche Thema, das engere, lautet: die Darstellung der Mode, das Modebild, die Modepuppe. Wobei man eben immer solch ein Bild als Dokument der zeitlichen Gesamtstimmung angesehen haben will. Von der frühesten Zeit des Modebildes bis zur Gegenwart hat man so charakteristische Stichproben nebeneinander gereiht, hat dazwischen mancherlei offenbare und diskrete Geheimnisse des Boudoirs, seidene Gewänder, blitzende Schuhe, silberne und kristallene Gefäße zum Genuß gestellt.

Es ergibt sich nun dieses: die frühen Zeiten, etwa von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis tief ins zweite Kaiserreich hinein, haben ein Modebild hervorgebracht, das allerdings so etwas wie ein kultureller Extrakt ist; und das gerade darum, weil jede dieser Kulturminiaturen zugleich eine ganz gewöhnliche Werkzeichnung, eine wirklich brauchbare Vorlage für den Schneider und die Modistin darstellt. Hingegen: die Modeblätter der Modernen sind mehr ein graphisches Experiment, als Grundriß und Aufriß für das Nadelhandwerk. Die Modernen mißachten die Werkzeichnung und liebäugeln statt dessen mit einer mondänen Abart der Karikatur, mit einem pikanten Spiel aus ornamentaler Linie und Farbenfleck. Die alten Modebilder sind Handwerk; die neuen sind Kunstgewerbe. Man könnte vielleicht sagen, daß die Neuen sich damit begnügen, den Klang oder den feinsten akustischen Reiz eines Kostüms anzudeuten und so das Wesentliche geben. Es bliebe die Tatsache bestehen, daß die alten Werkzeichnungen obendrein das Gerüst und die Gelenkpunkte dieses Wesentlichen den Ausführenden zur Verfügung stellen. Eine Modezeichnung, wie sie etwa die neuen Wiener, die um Roller und Hoffmann, mit kaum spürbaren Strichen dem Papier entstreicheln, ist ohne Zweifel geistreich und kann einem witzigen Menschen wohl auch Anregung sein; das Kupfer aber, wie es im „Journal des Dames“, in „Les Modes parisiennes“ oder in der „Gallery of



Kultur der Gegenwart



Lampenschirm des Prinzen August Wilhelm von Preußen im Stil Philipps von Orleans

großen Bildnismaler von Ingres bis zu Manet und Renoir oder die Meister des kulturellen Details von Chodowiecki bis zu Krüger und Menzel noch nicht wiedergekommen sind. In den Fußspuren dieser malenden Meister aber ging das Modebild der Alten.

*

Die Modepuppen waren wohl immer mehr für die Vitrine als für den Schneider bestimmt. Es waren Marionetten, die hinter Glasscheiben ihr stummes, aber immer heiteres Spiel trieben. Es waren Fetische, zu denen die Kavaliere heimlich beteten. Es waren Joujous für große Kinder. Nahe verwandt den kostümierten Damen und den befrackten Herren, die man vom Barock bis zum Biedermeier, besonders aber in den kurzweiligen Wochen des Rokokos aus Porzellan modellierte. Zuweilen wurden aus solchen bunt und flirrend aufgeputzten Puppen feierliche Aufzüge, tanzfrohe Feste zusammengestellt. Zuweilen deckte der Reifrock die zierliche Meißner Kanne, aus der heimlich die geschwätzigen Düfte des vielverlästerten Kaffees stiegen. Es kam aber auch vor, daß solch eine Puppe, angezogen nach allen Regeln der Mode, in Seide, Brokat

fashion“ oder im „Hamburger Journal der Moden und Eleganz“ zu finden war, wirkte nicht nur nervösen Reiz, es wies auch der Praxis ihren nüchternen Weg. Freilich, es gibt auch heute Modeblätter, die es direkt auf den Schneider abgesehen haben; nur sind sie dann mehr Industrie und Maschine als Kunst und Kultur. Die Einheit, die Gavarni erreichte, dem gepflegten Auge nicht weniger zu geben als der zuschneidenden Schere, wurde noch nicht wiedergewonnen. Das liegt zu einem Teil wohl daran, daß die



„Die Nachbarinnen“, Puppen von Marie Marc-Schnür, München



Kultur der Gegenwart



und Spitzen gehüllt, in spanischer Taille als Madonna im Heiligtum stand. Von solchen Puppenseligkeiten hat sich wenig zu uns hinübergerettet. Und dieses wenige flüchtete sich in die Boulevardromantik des Kabaretts. Dazu gehören die Puppen der Lotte Prietzel, die Wedekinds Lulu auf die Formel moussierender Götzenbilder brachte.

Robert Breuer



Reformen in der Ausbildung des Architekten sind neuerdings auf Fachversammlungen häufig erörtert worden, und in der Tat wird hier ein Punkt berührt, der nicht nur die Fachkreise angeht, sondern für unsre gesamte Kultur von Bedeutung ist. Allgemein wird heute über die Entstellung unsres Landes durch häßliche Bauten geklagt. Das harmonische Bild alter Ortschaften ist gestört, ja vernichtet durch Scheußlichkeiten der modernen Bauindustrie. Liegt es da nicht nahe, Fehler in der Ausbildung derer zu vermuten, die diese Dinge schaffen?

Allerdings darf man sich hier keiner Täuschung hingeben. Seitdem jeder bauen kann, der Lust dazu hat, bietet auch die gute Ausbildung der Architekten und Maurermeister keine Gewähr mehr dafür, daß gut gebaut wird. Denn an einem großen Teile dessen, was baulich entsteht, haben geschulte Kräfte gar keinen Anteil. Maurerpoliere, Steinträger, Grundstückschieber: alles baut. Eine notdürftig zusammengestoppelte Baupolizeizeichnung, bei der irgendein letzter Zeichner hilft, ist alles, was nötig ist. Hat die Baupolizei unter einen solchen „Bauentwurf" ihren Stempel gesetzt (und sie prüft ja nur nach statischen, feuerpolizeilichen und gesundheitlichen Gesichtspunkten), so sind keine weiteren Schranken vorhanden. Wie diese Leute zu fassen sind, ist eine durchaus offene und schwer zu beantwortende Frage. Wäre das bauende Publikum vernünftiger und wäre ein Verständnis für Qualität im Bauen vorhanden, so wie wir Verständnis für die Güte eines Anzugs haben, so würden sie nicht zum Bauen gelangen, ebensowenig wie jemand, der nicht Schneider gelernt hat, dazu gelangt, einen Anzug anzufertigen. Vielleicht liegt die Abhilfe gegen diese Pfuscherei allein in dem zu erhoffenden Verständnis des bauenden Publikums, denn auf eine Durchbrechung der Grundsätze der Gewerbefreiheit wird man hier nicht rechnen dürfen.

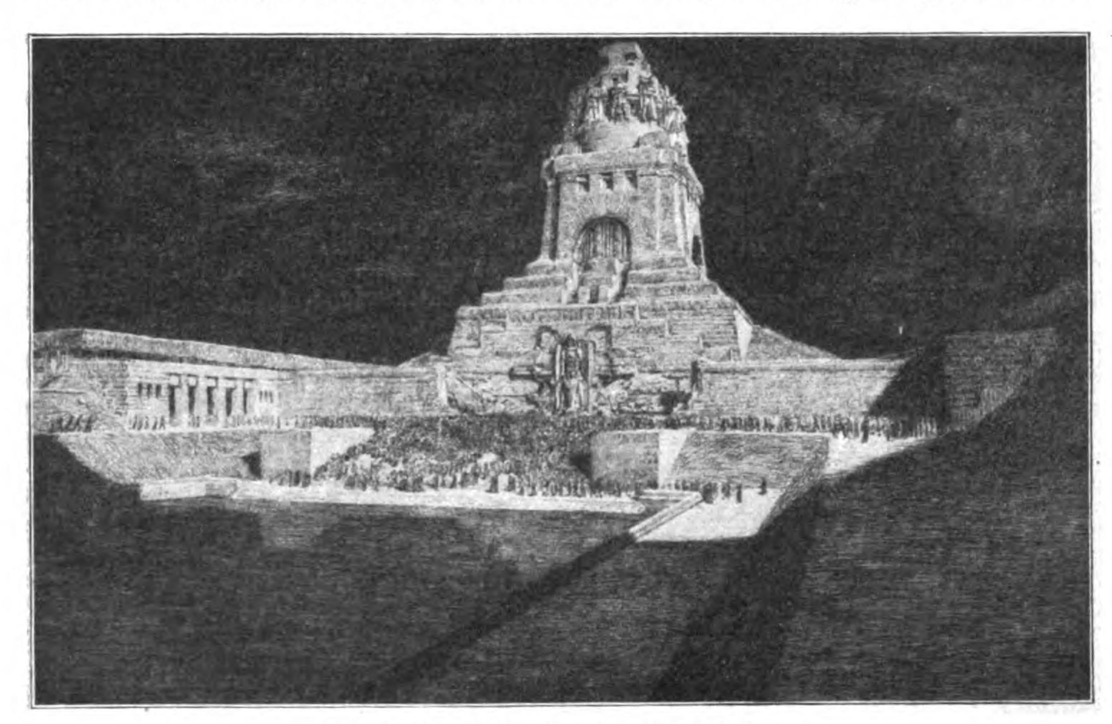
Aber auch bei denen, die zum Bauen berufen sind, ist noch viel zu bessern. Auf zwei großen Bildungswegen gelangen sie an ihren Beruf heran. Der eine Weg geht über die praktische Handwerkslehre und die Baugewerkschule, der andre über eine höhere Lehranstalt und die Technische Hochschule. Die Besucher der Baugewerkschule machen das Heer der Baugewerksmeister und das architektonische Hilfspersonal in den Ateliers der Architekten aus, aus den Besuchern der Technischen Hochschule rangieren die meisten selbständigen Architekten und alle Baubeamten. Für die Baubeamten ist dieses sogenannte akademische Studium verbindlich. Als ordentliche Studierende auf der Technischen Hochschule werden nur Abiturienten einer höheren Lehranstalt eingeschrieben; das Studium nimmt mindestens dieselbe Zeit in Anspruch wie das Studium der Medizin, Juristerei, Theologie. Es endet jetzt in ähnlichen akademischen Würden, wie wir sie von den älteren Fakultäten der Universität gewöhnt sind. Die Schlußprüfung macht den Studierenden zum Diplomingenieur, eine besondere Doktorprüfung zum Doktor-Ingenieur. Geht der Diplomingenieur zum Staatsdienst über, so wird er Regierungsbauführer, hat sich einer dreijährigen Ausbildung zu unterziehen und kann dann seine Prüfung als Regierungsbaumeister ablegen.

Bis vor kurzem waren die Anforderungen des Staatsdienstes fast allein für das Lehrprogramm der Technischen Hochschulen maßgebend. Man studierte das, was in den staatlichen Prüfungen verlangt wird, und das war vorwiegend Wissenschaft: Mathematik, Festigkeitslehre, Baukonstruktion, Kunstgeschichte.



Kultur der Gegenwart

Der Baubeamte sollte eben vor allen Dingen korrekt bauen lernen. Wissenschaftliche Korrektheit hat aber nichts mit Kunst zu tun. Kunst ist Sache des Formgefühls und des Schönheitsempfindens. Unter dem Druck des staatlichen Bauexamens ist der Bildungsgang des Architekten auf den Technischen Hochschulen auf ein Nebengleis geraten, das von der Kunst mehr oder weniger abseits liegt. Tragen doch auch die andern Abteilungen (für Bauingenieure, für Maschineningenieure, für Chemiker und Hüttenleute) dazu bei, die Anstalt zu einer fast ausschließlichen Pflegestätte der Wissenschaft und Technik zu stempeln.



Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig
Nach einer Originalradierung von Professor B. Heroux, Leipzig

Die Baugewerkschule verfolgt im großen und ganzen einfachere Ziele und kann diese auf einfachere Weise erreichen. Hier liegt der Anspruch, zur Architektur zu erziehen, wenn man, wie es sein sollte, unter Architektur Kunst versteht, im großen und ganzen nicht vor. Es handelt sich um Schulung von Bautechnikern, das heißt technischen Hilfskräften, und von ihnen wird eine schöpferische Leistung im höheren künstlerischen Sinne nicht erwartet. Als Bureauangestellte zeichnen sie unter Leitung eines künstlerisch gebildeten Architekten, als Baugewerksmeister kommen sie unter gewöhnlichen Verhältnissen selten in die Lage, andre als kleinere Nutzbauten selbständig auszuführen. Und doch wandelten auch die Baugewerkschulen vielfach auf Abwegen. Sie überspannten in gewisser Hinsicht ihr Ziel, indem sie die Requisiten der hohen Kunst darreichten, ohne den Untergrund für eine künstlerische Ausbildung zu legen. Diese Mängel sind abgestellt. Das Lehrprogramm ist jetzt streng auf das Mögliche und Nötige zugeschnitten, die Abiturienten der Baugewerkschule sind tüchtige Hilfskräfte, die das technische Rüstzeug des Berufs gut handhaben. In geschmacklicher Hinsicht werden sie heute auf der Baugewerkschule eher von den höheren künstlerischen Entfaltungen ab-

gelenkt als zu ihnen veranlaßt. Sie lernen, daß die einfachen Aufgaben ländlichen Bauens, die ihnen in ihrem Beruf anvertraut werden, mit einfachen Mitteln zu lösen sind, daß jede Prätension, jede Stilfexerei fernbleiben muß, um geschmacklich einwandfreie Bauten zu schaffen.

Aber weder die Technische Hochschule in ihrer bisherigen Verfassung noch die Baugewerkschule führen den jungen Architekten in die eigentlichen Regionen künstlerischen Schaffens. Die Technischen Hochschulen erheben zwar den Anspruch, dies zu tun, auch werden an ihnen Aufgaben monumentaler Art bearbeitet, die eigentlich das höchste Aufgebot künstlerischer Leistung erfordern würden. Allein auch hier fehlt der künstlerische Untergrund. Es wird dem Studierenden hauptsächlich das fertige Formgerüst der historischen Stile übermittelt, mit dem er „komponiert“, das heißt zusammenstellt. Und an diesem Zusammenstellen historischer Formen, auf das der Unterricht an den Bildungsanstalten zugeschnitten ist, hat eigentlich die ganze Architektur der letzten fünfzig Jahre gekrankt. Sie war nicht originale, empfundene Kunst, sondern zusammengestellte Arbeit. In dieser Erkenntnis sind neuerdings verschiedene Reformen empfohlen und versucht worden. Die einen wollen, daß die Ausbildung des Architekten an der Kunstakademie vor sich gehe, wo sie in enger Berührung mit den Schwesterkünsten gewissermaßen von selbst als Kunst betrieben werden würde. Die andern wünschen die Architekturabteilungen an den Technischen Hochschulen mehr mit Kunst durchtränkt zu sehen, die dritten suchen ihr Heil in der Ateliererziehung bei einem Meister. Ein bemerkenswertes Experiment wird seit einigen Jahren an der Kunstgewerbeschule in Düsseldorf gemacht, der eine vollständige Architekturabteilung angegliedert worden ist. Gerade die Kunstgewerbeschule, die den Vorzug einer künstlerischen Erziehung von Grund aus mit dem konsequenten Zuschnitt auf die technischen Berufe vereinigt, scheint berufen, den Untergrund auch für die Erziehung des Architekten, das heißt des Beherrschers der gesamten angewandten Kunst, zu legen. Voraussetzung ist, daß die rein technischen Fächer, vor allem Baukonstruktion und Festigkeitslehre, bereits erledigt sind. Zum Besuch dieser Architekturabteilung werden daher im allgemeinen nur Baugewerkschulabiturienten zugelassen. Sie erteilt keinerlei Privilegien und nimmt keinerlei Examina ab. Das Ziel ist allein die Ausbildung tüchtiger Architekten, das heißt von Künstlern, die, wie die Vertreter der andern Künste, aus dem Urgrund künstlerischen Empfindens und gestaltender Phantasie schaffen.

*

Vom Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig, dem bedeutendsten Werke deutscher Monumentalkunst, sind jetzt die Gerüste gefallen, so daß es sich zum ersten Male in seiner wuchtigen Größe und ernsten Monumentalität präsentiert. Auf dieses Werk wird noch bei der feierlichen Einweihung, die im nächsten Jahre stattfinden soll, näher zurückzukommen sein.

Hermann Muthesius



Musik

Die neue Musiksaison des Winters 1912 bis 1913 ist bereits in vollem Gange. Wenn man gelegentlich bei Besprechung unsrer Musikverhältnisse die leise Hoffnung hegen konnte, daß sich die vielen unberufenen Kräfte männlichen und weiblichen Geschlechts durch fortdauernd ungünstige Kritiken oder gar vollständiges Übergangenwerden abschrecken lassen würden, immer wieder das Konzertpodium zu betreten, so dürfte ein Blick auf die seitenlangen Konzertanzeigen der damit beglückten Tageszeitungen schnell genug den Hoffenden eines Besseren belehren. Die Konzerte haben eher zu- als abgenommen. Mancherlei Neues wird ja der Winter bringen, wie die Musik von Richard Strauß zu einem Molièreschen Lustspiele, in welches die einaktige Oper „Ariadne auf Naxos“ eingeschoben ist. Wenn diese Zeilen fertig gedruckt den Lesern zu Händen kommen, ist das



neue Werk im Stuttgarter und im Dresdener Hoftheater bereits der Öffentlichkeit beschert worden. Neugierig darf man auch dem Erfolge der Weingartner-Konzerte entgegensehen, die ein geschäftiger Agent in Fürstenwalde veranstaltet. Ob die Berliner Musikfreunde wirklich in Scharen nach dem freundlichen Landstädtchen pilgern werden, um sich die Beethovenschen Sinfonien vorspielen zu lassen, und zwar von einem minderwertigen Orchester? Daß auch das Blüthner-Orchester unter einem genialen Dirigenten wirklich künstlerische Großtaten zu vollführen vermag, konnte man vergangenen Winter aus den Hausegger-Konzerten entnehmen, aber unwillkürlich lächelt jedermann bei dem Gedanken, „Weingartner in Fürstenwalde". Von dem Orte wußte man bisher nur, daß dort ein flottes Ulanen-



Lula Mysz-Gmeiner



Phot. Atelier d'Ora, Wien

Julia Culp

regiment garnisoniert, auch daß das Material zu der großen Granitschale vor dem alten Museum im Lustgarten von einem bei dem Städtchen sich vorgefundenen Felsfindling herrührt. Sicherlich werden die Verehrer Weingartners wieder von Offenbarungen schwärmen, die ihnen der Meister aus den Beethovenschen Partituren enthüllt hat, aber fraglich scheint es mir doch, ob, wenn die erste Neugier gestillt ist, der Begeisterungstaumel Stich halten wird gegen die Unbequemlichkeiten eines Konzertbesuches in Fürstenwalde. Freilich im Hinblick auf die unerquicklichen Vorkommnisse bei dem Caruso-Rummel in München wie in Berlin kann man sich auch auf Auswüchse des Personenkultus bei diesen Weingartner-Konzerten gefaßt machen; indessen ist Weingartner doch nur ein Dirigent, wenn auch ein vortrefflicher, ein wahrer Meister, aber doch noch lange kein Sänger und vor allem kein Tenor!

Liederabende hat der Oktober schon wieder fast täglich gebracht. Hier und da freundliche Gaben von Anfängerinnen



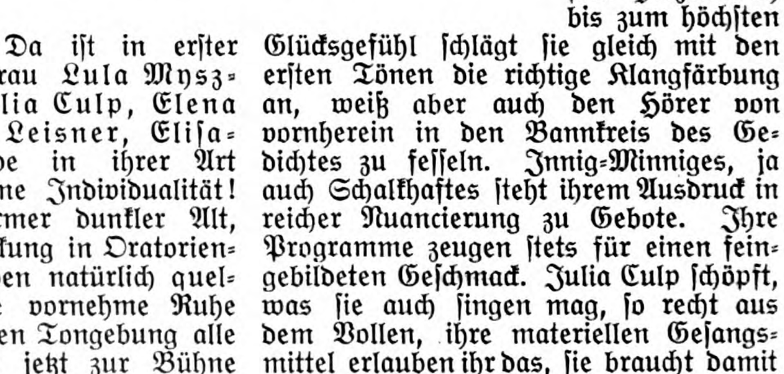
Kultur der Gegenwart



mit blühenden Stimmitteln, aber geringwertiger Vortragskunst. Wer das Programm eines ganzen Abends allein mit Liedervorträgen ausfüllen will, muß schon mehr mitbringen, muß Anlagen zum individuelleren Gestalten nachweisen, muß nicht nur Erlerntes, sondern Erlebtes dem Hörer darbieten. Jedes Lied seinem Stimmungsgehalt nach auszuschöpfen, auch den Inhalt des Programms klug seiner Eigenart anzupassen und auszuwählen, das ist eigentlich doch nur wenigen Künstlern gegeben. Unter den Männern überragt Johannes Messchaert alle seine Sangesgenossen um Haupteslänge. Obgleich das Organ vieles von seinem ursprünglichen Wohllaut bereits eingebüßt hat, feiert die Kunst des Vortrags, das geistige Element, die Gestaltungskraft einen echten Triumph, der ideale Wille siegt bei ihm über die Sprödigkeit des Materials. Der Frauen, die gut singen, gibt es zurzeit eine ansehnliche Anzahl. Da ist in erster Reihe zu nennen Frau Lula Mysz-Gmeiner, dann Julia Culp, Elena Gerhardt, Emmy Leisner, Elisabeth Ohlhoff, jede in ihrer Art eine fest abgeschlossene Individualität! Emmy Leisners warmer dunkler Alt, der bisher bei Mitwirkung in Oratorienaufführungen durch den natürlich quellenden Wohllaut, die vornehme Ruhe der völlig schlackenfreien Tongebung alle Herzen entzückte, ist jetzt zur Bühne übergegangen; nach erfolgreichem Gastspiel hat man sie für das Königliche Opernhaus verpflichtet. Hoffentlich wird man sie aber nicht ganz als Solistin in Bachschen Kantaten entbehren müssen. Auch Lula Mysz-Gmeiners Organ gilt meist als Alt, aber es fehlt ihm die dunklere Färbung, mir klingt ihre Stimme immer zu licht für einen Alt. Als Liedersängerin kann die Künstlerin nicht hoch genug bewertet werden. Wohl begegnet man ihr bisweilen auch als Mitwirkende bei Oratorien, aber ihre weiche wienerische Art fühlt sich nicht recht heimisch in dem stärkeren Stil geistlicher Musik. Weitaus ihr Bestes gibt sie in der fein differenzierten Stimmungswelt der reinen Lyrik von Schumann bis Hugo Wolf, Gustav Mahler, Max Reger; schon bei Brahms muß sie kluge Wahl für ihre Eigenart treffen. Für die ganze Stufenleiter der Empfindungen vom tiefsten Herzensweh bis zum höchsten Glücksgefühl schlägt sie gleich mit den ersten Tönen die richtige Klangfärbung an, weiß aber auch den Hörer von vornherein in den Bannkreis des Gedichtes zu fesseln. Innig-Minniges, ja auch Schalkhaftes steht ihrem Ausdruck in reicher Nuancierung zu Gebote. Ihre Programme zeugen stets für einen feingebildeten Geschmack. Julia Culp schöpft, was sie auch singen mag, so recht aus dem Vollen, ihre materiellen Gesangsmittel erlauben ihr das, sie braucht damit

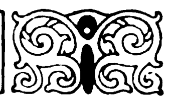


Elisabeth Ohlhoff





Kultur der Gegenwart



nicht hauszuhalten. Man hat bei ihr das wohlige Gefühl des Stimmüberflusses. Aus ihrem Vortrag spricht eine großzügige Auffassung, die, ohne sich viel mit Beiwerk zu befassen, den Kern der Stimmung herausfühlt und von ihm aus das Ganze ausgestaltet. Dieselbe Großzügigkeit des Wurfes im Gestalten erfreut bei Elisabeth Ohlhoffs Singen, einer der zurzeit vielbeschäftigtsten Soprane im Konzertsaale. Wenn diese herrliche Stimme jubelnd in die Höhe steigt und ihre volle Kraft, ihren blühenden Glanz entfaltet, reißt sie die Hörer mit sich fort, wie auch ihren Begleiter, dem sie mit ihrer freien Behandlung des Rhythmus bisweilen es recht schwer macht, den musikalischen Zusammenhang zwischen Singstimme und Begleitung durchzusetzen. Übrigens hat Fräulein Ohlhoff ihre natürliche Anlage zur Koloratur durch fleißiges Studium bei Frau Gerster schön entwickelt, ohne daß dadurch, wie das oft der Fall ist, die Stimme an Ausdrucksfähigkeit Einbuße erlitten hätte. Der samtweiche Alt Elena Gerhardts mit ihrem oft wie traumverlorenen Vortrage, ihre schwärmerische Hingebung an den musikalischen Inhalt dessen, was sie singt, hat dieser Leipziger Sängerin viele Freunde gewonnen. Stets ist Artur Nikisch, der sie in die Öffentlichkeit eingeführt hat, ihr getreuer Begleiter am Flügel geblieben, und dadurch gewinnen ihre Liederabende noch besondere künstlerische Bedeutung. Ja, die Begleiter! Es wäre ein Unrecht gegen die wackeren Künstler, bei dieser Gelegenheit ihrer nicht auch zu gedenken. Wenn ein Artur Nikisch oder Felix Weingartner als solche in Liederabenden mitwirken und Sängerinnen damit ausnahmsweise zu ihrem Erfolge gute Dienste leisten, so seien Konrad van Bos, J. Erich Wolff, Eduard Behm und mancher andre Musiker unvergessen, die sich als Begleiter am Flügel stets ihren Sägerinnen als zuverlässige Stützen erweisen. Und der reich ausgestattete, fein ausgearbeitete Klaviersatz der modernen Lyrik bedarf eines reifen, gediegenen, ganzen Künstlers, soll das Ganze zu seinem Rechte gelangen.

E. E. Taubert

Recht u. Gesellschaft

Schadenersatz

Schadenersatz ist für die meisten etwas höchst Peinliches, und die Verpflichtung hierzu greift tief in die Glückssphäre des Menschen ein. Auf der andern Seite ist wiederum der Anspruch auf Schadenersatz für viele eine Wohltat, ja die notwendige Bedingung für die Gesundung ihrer Verhältnisse. Kaum ist deswegen eine Lehre im Rechte so bedeutsam wie diese, und ihre richtige Ausgestaltung ist eine der wichtigsten Fragen der Gesetzgebung und der Rechtspflege. Natürlich kann der Schadenersatz die verschiedensten Gründe haben; man denke insbesondere an den Ersatz, den die Versicherungsgesellschaften leisten: hier ist die Entschädigung eine segensreiche Hilfe, und die schweren Schäden, die den Menschen sonst beinahe erdrücken und sein Vermögen vernichten, schmelzen infolgedessen zusammen wie das Eis vor der Sonne. Doch von dieser Provinz des Schadenersatzrechtes soll hier nicht gesprochen werden, denn hier wird der Schadenersatz zum regelmäßigen Gegenstand des Rechtsverkehrs, und wie auf der einen Seite der Versicherte, so kann auf der andern Seite der Versicherer seine Rechnung aufstellen: der eine zahlt die Prämie, und der andre weiß, daß er nach festgesetzter Erfahrung jährlich so und so viel Ersatz zu leisten hat. Viel schlimmer ist der Schadenersatz, der aus unrechter Tat hervorgeht. Wer den andern durch eine Verfehlung verletzt, hat den Schadenersatz zu leisten, das heißt, er hat den Schaden zu übernehmen: der Verlust wird auf ihn abgewälzt. Dies hat seinen guten Grund, wenn die unrechte Tat aus Vorsatz entspringt und der Täter bewußtermaßen in die Rechtssphäre eines andern eingreift: mit solchem Menschen braucht man kein Mitleid zu haben. Dabei kann der Ersatz entweder ein realer Ersatz sein, indem eben gerade der schädigende Zustand hinweggeräumt wird, zum Beispiel A hat dem B einen Gegenstand beschmutzt und muß ihn wieder auf

seine Kosten reinigen lassen: diese Art des Schadenersatzes kommt aber weniger in Betracht. Meistens geschieht der Ersatz im Wege der Entschädigung, das heißt durch einen Gleichwert in Geld: man gibt so viel, daß der andre dafür einen Gegenwert hat, daß er sich also beispielsweise die beschädigte Sache wieder anschaffen kann oder etwas andres an deren Stelle. So bei vorsätzlicher Tat. Anders liegt die Sache, wenn ein bloßes Verschulden vorliegt. Auch hier hat die Gesetzgebung den Grundsatz aufgenommen, daß wer aus Fahrlässigkeit jemand verletzt, den Schaden ganz ersetzen muß; diese Regel klingt an sich vernünftig und hat einen verführerischen Schein, insbesondere wenn man sich in die Lage des Beschädigten denkt, der doch auch den Schaden nicht auf sich behalten möchte; und doch kann sie zu den größten Unbilligkeiten führen. Oft ist die Fahrlässigkeit nur eine geringe; zum Beispiel eine Verspätung bewirkt, daß der andre nicht rechtzeitig leisten kann und infolgedessen eine Konventionalstrafe zahlen muß; ganz besonders mißlich ist es, wenn beispielsweise Geld mit einer falschen Adresse abgeschickt worden ist und infolgedessen ein Recht verfiel, zum Beispiel ein Patentrecht erlosch. Aber auch sonst kann aus einem oft geringfügigen Umstand ein ganz gewaltiger Schaden hervorgehen. Ganz besonders kommt dies in Betracht in der gewerblichen und beruflichen Tätigkeit. Ein Arzt begeht einen Fehler, und infolgedessen tritt ein schweres Leiden ein. Ein Anwalt übersieht einen Termin, der Prozeß geht verloren. In diesen Fällen kann es zu außerordentlichen Mißlichkeiten führen, wenn der schuldhafte Täter einen Schaden von Tausenden oder Millionen auf sich nehmen muß; das kann und wird meistens seine Existenz vernichten. Und wenn man hierbei auch die Lage des Beschädigten würdigt, so darf man folgenden Gedanken nicht abweisen: eine solche Schädigung ist nicht allein auf das Verschulden zurückzuführen, sondern auf das Verschulden plus dem unglückseligen Zufall, welcher der Wirkung des Verschuldens eine solche Ausdehnung gegeben hat; es ist nun ungerecht, trotzdem den ganzen Schaden auf die Rechnung der Schuld zu setzen. Die Lage des Schuldigen wird um so schlimmer, weil folgender Grundsatz gilt: bei der Beurteilung der Verschuldung wird zivilrechtlich nicht die individuelle, sondern die soziale Seite der Sache in Betracht gezogen. Es kommt nicht darauf an, daß der einzelne an Spannkraft seines Geistes nachgelassen hat, sondern daß jemand nicht diejenige Spannkraft entwickelte, die man im Verkehr erwarten darf. So kann es kommen, daß jemand an der Tat individuell unschuldig ist, aber doch nach sozialer Betrachtungsweise als fahrlässig und schuldhaft behandelt wird. Hier wird der Ruf der Gerechtigkeit von selbst dahin führen, daß der Schadenersatz nach dem Grade der Verschuldung mehr oder minder abzustufen ist. Die Gesetzgebung ist leider bis jetzt diesem Rufe nicht gefolgt, und nur indirekt kann die Rechtspflege hier abhelfen. In manchen Fällen kann es geschehen, indem man auf eine konkurrierende Schuld hinweist; zum Beispiel ich übergebe einem Frachtführer eine besonders kostbare Sache zur Beförderung, und diese geht infolge zu geringer Sorgfalt zugrunde. Oder der Gegenstand kommt beschädigt an und könnte noch erhalten werden, aber der Empfänger läßt es an der gehörigen Behandlung fehlen. Hier muß man sagen: es ist zugleich ein Verschulden des andern Teiles, wenn er in solchen Fällen nicht das Nötige tut, um die Haftung des ersteren zu erleichtern: der Absender hätte ausdrücklich auf die besondere Kostbarkeit hinweisen und den Frachtführer aufmerksam machen sollen, den Gegenstand besonders vorsichtig zu behandeln, und der Empfänger hätte das Nötige tun sollen, um das Weiterwirken des eingedrungenen Schadens zu verhüten. Hier hat die Gesetzgebung mit Recht gesagt, daß je nach dem Grade der beiderseitigen Verschuldung der Schadenersatz zu mindern sei. Aber das genügt nicht, sondern auch in andern Fällen muß ein bestimmtes gerechtes Gleichgewicht zwischen Schuld und Schadenersatz hergestellt werden.

Ganz besonders schlimm ist die Sache,



Kultur der Gegenwart



wenn der öffentliche Beamte für seine Verschuldung haftbar gemacht wird, etwa ein Richter, ein Verwaltungsbeamter oder ein untergeordnetes Organ der Behörde.

Man denke zum Beispiel an die Tätigkeit des Vormundschaftsrichters, der oft über Tausende und aber Tausende das bestimmende Wort zu treffen hat, an die Tätigkeit des Vollstreckungsrichters im Subhastationsverfahren. Hier muß man insbesondere in Betracht ziehen, daß kein Sterblicher immer weise ist, und daß bei jedem von Zeit zu Zeit, namentlich wenn die Geschäfte sich drängen und eine Fülle von Aufgaben sich über den Beamten wälzt, sehr leicht einmal die Spannung nachläßt und Momente eintreten, in denen der geistige Arbeiter ein sonst fast unbegreifliches Versehen begeht. Ob und wie hier der Staat Ersatz leisten soll, ist eine andre Frage; dem mittelmäßig besoldeten Beamten sollte ein solcher Ersatz nicht zugemutet werden.

Ist auf der einen Seite die Gesetzgebung in der Haftpflicht viel zu weit gegangen, so weist unser Recht auf der andern Seite wesentliche Lücken auf. Die Entschädigung ist bei uns regelmäßig eine Entschädigung für Vermögensschaden. Man kann aber jemand nicht nur in seinem Vermögen schädigen, sondern auch in seiner körperlichen und geistigen Persönlichkeit; so wenn man ihn am Körper verletzt.

Hier kann infolge der Arbeitsunfähigkeit ein Vermögensverlust eintreten, aber das ist oft nur das geringste: viel schlimmer sind die Schmerzen und das Ungemach, das jemand infolgedessen zu ertragen hat. Allerdings wird hier die Entschädigung einen besonderen Charakter annehmen: was man als Ersatz geben kann, ist Geld, und das Geld kann nicht die Schmerzen und das Leid aufheben; wohl aber ist es möglich, durch eine Geldzuwendung dem Empfänger die Möglichkeit eines Genusses zu verschaffen, der für das Schmerzgefühl eine gewisse Ausgleichung bietet: Genuß für Schmerz.

Auch schon die durch Geldempfang eintretende Geldmacht und Sorglosigkeit des Daseins kann für das ausgestandene Unheil einen Ersatz bieten. Das deutsche Recht hat darum schon vor Jahrhunderten das Institut des Schmerzensgeldes geschaffen, und erst durch das Eindringen des römischen Rechtes ist es in Deutschland verkümmert worden, während in England und Frankreich die Einrichtung weiterentwickelt wurde. Die leiblichen Schmerzen sind aber nicht die einzigen; die seelischen Leiden: Sorge, Bedrängnis, Depression, alles kann das Glück der Person wochen- und monatelang zerstören und der nagende Kummer die Lebensfreude vergiften. Ist dies durch eine Untat geschehen, warum soll hier der Ersatz fehlen?

Mit außerordentlicher Mühe und Not hat man im deutschen Rechte für einige Fälle, namentlich für Körperverletzung und Freiheitsberaubung, eine derartige Genugtuung geschaffen, aber es ist nicht einzusehen, warum diese Fälle die einzigen bleiben sollen. Der Gedanke, daß die Macht des Richters dadurch gesteigert wird, daß der Richter allzusehr kraft freien Ermessens wirken könne, alles das hat eingewirkt, um bei uns eine Verkümmerung dieses wohltätigen Institutes herbeizuführen. Der Gedanke, daß der Richter wie eine Rechenmaschine wirken soll, so daß man die richterliche Entscheidung wie eine Logarithmenrechnung voraussehen könne, dieser ganz verfehlte Gesichtspunkt ist bei Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuches noch maßgebend gewesen und hat die Entwicklung gehemmt.

So sehr auf der einen Seite der arme Gerichtsschreiber, der ein Versehen begangen hat und infolgedessen Tausende zu ersetzen hätte, mild zu behandeln ist, um so weniger ist ein Unhold zu schonen, der durch eine frevelhafte Handlung das Lebensglück einer Familie untergraben hat.

Alle diese Erwägungen zeigen, wieviel in unserm Rechte noch zu tun ist und wie wenig man Ursache hat, sich dabei zu beruhigen, daß man es „so herrlich weit gebracht hat". Das Recht ist Fortschritt, und nur im Fortschritt liegt das Heil.

Josef Kohler



Kultur der Gegenwart



Erziehung u. Schule

Studenten und Arbeiter

Die letzten Jahrzehnte haben den Typus des akademischen Nachwuchses von Grund auf umgestaltet: die Witzblattkarikatur des bierseligen Bummelstudenten, die man bei ihrer fatalen Porträtähnlichkeit von Rechts wegen nicht „Karikatur" nennen durfte, wird immer mehr, was sie zu sein vorgab, der Student entfernt sich immer weiter vom alten, man darf sagen mittelalterlichen studentischen Ideal (dem Ideal noch der achtziger Jahre!), und immer mehr nähert er sich seiner eignen Zeit. Dort, im Mittelalter, heut (heute noch) der Typus des Couleurstudenten, dessen ausgeprägteste Wesensart darin begründet liegt, daß er in engem Kastengeist befangen lebt, in der Zukunft aber (die mit unsrer Zeit beginnt), steht der soziale Student, der von sozialem Bewußtsein getragen ist und den es danach verlangt, persönlich mitzuarbeiten, soziale Arbeit zu tun. Die Verbindung „Studenten und Arbeiter" mag zunächst manchen Außenstehenden befremdet haben: in Wahrheit besteht sie seit mehr als zehn Jahren. Im Jahre 1901 haben Mitglieder der Freien Studentenschaft (das sind die nicht an Studentenverbindungen beteiligten Studenten) an der Technischen Hochschule in Charlottenburg die ersten akademischen Arbeiterunterrichtskurse gegründet; sie, die der Beruf der arbeitenden Klasse näher bringt, sahen, wie dort allzuoft der Boden fehlt, auf dem die übliche Volksbildungsarbeit unentwegt „steht" und arbeitet, es fehlt an dem, was die Volksschule verpflichtet wäre, jedem einzelnen so restlos zu vermitteln, daß es verwächst und unverlierbar wäre: Lesen, Schreiben, Rechnen.

Die Studenten also taten sich zusammen und organisierten Elementarunterrichtskurse für Arbeiter. Jeder Kurs dauerte ein Semester und wird im nächstfolgenden Semester auf einer entsprechend höheren Stufe fortgesetzt, er versammelte die Teilnehmer, die nur etwa 50 Pfennig zur Kostendeckung, nicht für den (unentgeltlichen) Unterricht zu zahlen hatten, einmal wöchentlich zwei Stunden des Abends; die Studenten unterrichteten ehrenamtlich, ohne Entgelt.

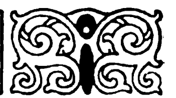
Es ergab sich, daß diese Einrichtung fruchtbar war: die Schülerzahl wuchs, der Magistrat öffnete seine Schulen und stellte eine jährliche Unterstützung von 2000 Mark in Aussicht. Dann griff die Bewegung auch auf die Hochschulen andrer Städte über, was bei dem unsteten Wanderleben der deutschen Studenten selbstverständlich ist. Die Organisation hat sich von der „Freien Studentenschaft" losgelöst, und statt dessen hat sich ein eingetragener Verein („Akademische Unterrichtskurse für Arbeiter E. V.") gebildet, der in Leipzig zentralisiert ist. Vierundzwanzig Hochschulstädte sind ihm angegliedert, und das letzte Wintersemester berichtet von fast 8000 Hörern und von 650 studentischen Lehrkräften.

Unterrichtsstoff, Unterrichtsziel, Unterrichtsmethode sind hier selbstverständlich und gehen notwendig aus den Beziehungen der Lehrenden und Lernenden zueinander hervor: erwachsene Menschen (Heidelberg in der Festschrift anläßlich des zehnsemestrigen Bestehens seiner Kurse konstatiert als durchschnittliches Alter der Schüler: unter 20 Jahren 28 Prozent, zwischen 20 und 30 Jahren 56 Prozent, über 30 Jahre 16 Prozent), erwachsene Menschen also haben eingesehen, daß es von Vorteil ist, etwa ein Stellungsgesuch schön und sauber und deutsch abfassen zu können und dergleichen mehr...

Und zu diesen Erwachsenen, freiwilligen Schülern, treten Studenten, sehr oft jüngere, als freiwillige Lehrer: es ist klar, daß von Schule in dem Sinne, der all diesen Schülern die Schülerschaft im Alter eingebracht hat, nicht die Rede sein kann. In einer offiziellen „Mitteilung an die Kurs- und Übungsleiter" heißt es: „Es ist stets darauf Bedacht zu nehmen, daß nicht das theoretische Verständnis des Lehrstoffes, sondern die praktische Beherrschung anzustreben ist. Daher darf der Unterricht nie die Form des Vortrags annehmen... Form von Frage und Antwort..., so daß auch die Schwächsten zur Mitarbeit herangezogen werden. Es



Kultur der Gegenwart



darf nur ganz langsam vorgegangen werden..."

Und die Sozialdemokratie, die so eifersüchtig und tyrannisch auf allen Bildungswegen ihrer Untertanen wacht? Zunächst liegt die Sache so, daß es sich doch nicht so ausschließlich um „Arbeiter" handelt, wie der Name der Unterrichtskurse wohl glauben macht; manche Kurse haben darum wohl auch ihren Namen geändert: so gibt es in Köln „Volksunterrichtskurse", die Dresdener Studenten schreiben Kurse aus „für Arbeiter, mittlere Beamte und Gewerbetreibende jeder Art"...

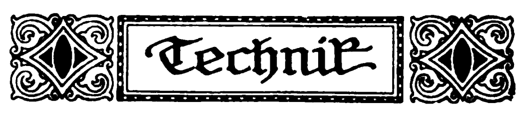
Aber die Sozialdemokratie, von der also die Kurse keineswegs abhängen, hat an sich auch keinen Grund, eifersüchtig oder ängstlich zu sein. Vielmehr hat man den Kursen wohl schon vorgeworfen, „sie bilden der Sozialdemokratie Sekretäre aus"; die Heidelberger Festschrift antwortet darauf sehr schön: „Es ist uns gleich. Was ein Hörer mit dem anfängt, was er bei uns gelernt hat, ist dessen Sache..." Und die Sozialdemokratie meint wieder: es brauche „eine noch so schlechte Volksschulbildung für einen gescheiten Arbeiter kein Hindernis zu sein, die Grundzüge des wissenschaftlichen Sozialismus zu erkennen"; indes „soll nicht bestritten werden, daß eine gute Elementarbildung die Arbeiter zu dieser Aufklärungsarbeit besser befähigt" (Leipziger Volkszeitung).

Die Sozialdemokratie hat also gegen die Studentenkurse nichts einzuwenden — solange sie Elementarkurse bleiben; „würden die Arbeiterunterrichtskurse aber auf andre Gebiete übergreifen... aus denen die Weltanschauung genommen wird, so müßten wir ein solches Unterfangen mit der größten Entschiedenheit bekämpfen". Die Studenten sind damit einverstanden; in ihren Satzungen heißt der Paragraph 3: „Der Verein nimmt in politischer, sozialpolitischer, religiöser und akademischer Beziehung eine vollkommen neutrale Stellung ein. Den Mitgliedern... wird es zur Pflicht gemacht, in allen Angelegenheiten, nach innen und nach außen, die neutrale Stellung zu beobachten und ihrerseits dafür zu sorgen, daß diese neutrale Stellung in den Kursen auch von den Besuchern der Kurse stets gewahrt bleibe."

Allerdings mag es wohl schwerhalten, diesen Geboten immer treu zu bleiben; denn es ist klar, daß der reiche Gewinn, den der Student aus dieser sozialen Arbeit hat, rein persönlicher Art ist — dieses Persönliche aber strebt natürlich über das „Elementare" hinaus zu Beziehungen, die dem Individuellen, Weltanschaulichen mehr Rechnung tragen. So hören wir denn da und dort von mancherlei „Nebenveranstaltungen", Sommerfesten, Kunstabenden, Vortragsabenden, Museumsführungen... und Heidelberg hat gar eine eigne kleine Bibliothek und im Stundenplan — Staatsbürgerkunde!

Man sieht, wie nahe sich diese Kurse doch wieder mit den Zielen unsrer Volksbildungsgesellschaften berühren, leider, muß man sagen: denn hier liegt eine Gefahr, und eine ganz unnötige dazu! Wenn die Studenten Volksbildungsarbeit in diesem Sinne tun wollen, mögen sie sich diesen Gesellschaften anschließen; die Befähigten werden willkommen sein. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß manche Volksbildungsgesellschaften an Orten, die keine Hochschulen haben, Kurse im Sinne der studentischen Unterrichtskurse sich angliedern. So steht, zumal wenn die „alten Herren" aus den Kreisen der Kurse nach Absolvierung der Studien die Gesellschaften unterstützen, dieser bewährten, segensreichen Arbeit ein unabsehbares Feld offen, und man darf hoffen, daß sie ihr natürliches Ziel erreicht und sich für kommende Geschlechter nach und nach — überflüssig macht.

Dr. Ernst Guggenheim

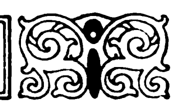


Technik

Vor reichlich hundert Jahren ist es John Leslie zum ersten Male geglückt, auf mechanischem Wege 750 Gramm Wasser zum Gefrieren zu bringen, und im Jahre 1824 ließ sich dann Vallance eine Maschine patentieren, um in größerer Menge Eiserzeugung zu betreiben. In beiden Fällen wurde die sogenannte Verdunstungskälte verwendet.



Kultur der Gegenwart



Aus diesen ersten Anfängen heraus hat sich, jedoch nur sehr langsam, die moderne Kältetechnik entwickelt. Erst fünfundzwanzig Jahre später kam durch Gorrie eine neue Kälteluftmaschine zur Ausführung, bei der die normale Verdunstung durch gewaltsame Verdunstung verstärkt wurde. Man preßte erst die Luft sehr stark zusammen, kühlte diese zusammengepreßte Luft ab und befreite sie dann urplötzlich aus ihrem Käfig, wobei ein dem Verdunsten völlig gleicher, nur ungleich heftigerer Abkühlungsprozeß sich vollzog.

Eigentlich weiter nichts wie die Umkehrung des pneumatischen Feuerzeuges: dort preßte man Luft plötzlich so stark zusammen, daß eine zur Zündung genügende Erhitzung der Luft eintrat, hier ein urplötzlich kräftiges „Ent"pressen, und dabei Temperaturerniedrigung, Eisbildung.

Die Maschine von Gorrie ist wenige Jahre später von Kirk verbessert worden. Dann stand die Entwicklung aber mehrere Jahrzehnte still, bis Linde 1898 einen verhältnismäßig kleinen und doch hochbedeutsamen Schritt über Kirk hinaustat, indem er das sogenannte Gegenstromprinzip anwandte: die in der Maschine fertig abgekühlte Luft wird gezwungen, noch einmal rückwärts, der ursprünglichen Richtung entgegen, zu laufen (natürlich durch Rohrwandungen getrennt), um die in den Apparat eintretende Luft vorzukühlen. Dadurch tritt eine ständige Steigerung der Kälte ein, die zur Erreichung sehr tiefer Temperaturen führte.

Linde ist also nicht der eigentliche Erfinder der modernen Kältemaschine, aber man muß ihm den Ehrentitel des Begründers der modernen Kältetechnik zuerkennen. Ihm hat die Kulturwelt in erster Linie zu danken, denn schließlich ist ja nicht der Heger des Gedankens, sondern der zielbewußte Überführer in die Praxis des Lebens der wahre Bereicherer der Kulturwerte.

Heute ist die Kältetechnik schon ein Spezialgebiet der Ingenieurwissenschaften. Und sie ist uns schon in vielen und wichtigen Dingen geradezu unentbehrlich geworden. Der Laie denkt vielleicht in erster Linie an die Eisfabriken, weil die Anpreisung von Kunsteis eigentlich die einzige Reklameäußerung dieser Technik in den Tageszeitungen bildet. Aber hinter dieser bescheidenen Daseinsäußerung steckt ein arbeitsreiches Leben und emsiges Schaffen. Das Eis, welches die Hausfrau im häuslichen Eisschrank verbraucht oder der Gastwirt für die Kühlung seines Bieres, spielt keine Rolle gegenüber den Mengen künstlicher Kälte, die in den Schlachthäusern und Großmarkthallen moderner Riesenstädte benötigt werden. Da laufen Maschinen von 200 bis 300 Pferdestärken und mehr, und diese ganze, der brennenden Kohle entnommene Wärme wird zu weiter nichts verwendet als die weiten Vorratsräume ständig so weit abzukühlen, wie es die Eigenart des betreffenden Produktes verlangt. Eine rationelle Aufbewahrung und Verteilung unsrer vielen so leicht verderblichen Nahrungsmittel wäre in modernen Großstädten ohne große Kühlanlagen überhaupt nicht mehr möglich.

Aber die Anwendung reicht noch viel weiter. Bei uns in Deutschland hat erst die Erhöhung der Fleischpreise das große Publikum auf die technischen Hilfsmittel zur Beförderung von Fleisch über weite Entfernungen aufmerksam gemacht.

Der Bewohner von London weiß schon seit Jahren, daß eine große Anzahl Schiffe den Ozean durchfurchen, die nur gebaut worden sind, um leichtverderbliche Nahrungsmittel zu befördern, in erster Linie Fleisch. Jedes dieser Schiffe besitzt eine ähnlich ausgedehnte maschinelle Anlage wie unsre Schlacht- und Kühlhäuser. Da arbeiten die Maschinen nicht nur für die Fortbewegung durch die Fluten, sie schaffen auch fortgesetzt die eindringende Wärme wieder fort und sorgen dafür, daß in keinem der großen Laderäume die Temperatur über eine bestimmte Grenze hinausgeht. Die Kosten dieser Kühlhaltung sind verhältnismäßig gering, jedenfalls hat es sich gezeigt, daß der Transport von geschlachtetem Fleisch in Kühlschiffen billiger ist als der sehr umständliche und verlustreiche Transport von lebendem Vieh, dem das Seefahren in der Regel noch



Kultur der Gegenwart



viel schlechter bekommt als dem Durchschnitt der Menschen. Es bedarf ja nur einer kleinen Überlegung, um einzusehen, daß totes Fleisch sich ungleich dichter verstauen läßt, daß dabei der Schiffsraum ungleich vollständiger ausgenutzt werden kann als bei Beförderung von lebendem Vieh.

Hammelfleisch aus Australien, Lachse aus sibirischen Flüssen, Bananen aus Westindien, alles das ist in London schon seit Jahren etwas sehr Bekanntes. Der heiße Äquator hat gegenüber der Kraft moderner Kühlvorrichtungen seine Schrecken eingebüßt, und wenn die Passagiere vielleicht auch redlich schwitzen: die Ladung liegt wohlverwahrt und wohlgekühlt sicher im Rumpf.

Die kontinentalen Länder, voran Amerika, dann aber auch Rußland, in kleinerem Maßstab auch Frankreich, Deutschland haben dann mit Erfolg die Kühlmethode auf die Eisenbahn übertragen. Hier hat man außer der bekannten Eispackung, die heute noch im Fischtransport die größte Rolle spielt, auch besondere Wagen konstruiert, die mit Kühlmaschinen ausgerüstet sind. Man hat auch Versuche gemacht, eine Anzahl Wagen von einem mit Kühlmaschinen ausgestatteten Wagen aus ständig zu kühlen, und auf diese Weise Kühlzüge zusammengestellt, die den Vorzug besitzen, auch solche Waren längere Zeit befördern zu können, die eine direkte Berührung mit Eis nicht vertragen. Recht gute Erfahrungen hat man auch in Amerika mit dem Einfrieren ganzer Züge gemacht. Die Güterwagen werden beladen und dann eine Nacht mit offenen Türen in einen Kühlschuppen gestellt, in dem mehrere Grad unter Null herrschen: dann werden die Türen der im übrigen gut isolierten Wagen geschlossen. Es hat sich gezeigt, daß ein derartiges Durchfrieren der Ladung 24 Stunden und länger seine Wirkung behält.

Außer den eigentlichen Lebensmitteln werden in neuester Zeit auch vielfach Blumen auf Schiffen und Bahnen mit Hilfe der modernen Kühltechnik befördert. Erst letzthin ist mit sehr gutem Erfolg eine große Ladung abgeschnittener frischer Blüten aus China mit einem Kühlschiff bis nach Frankreich befördert worden, so daß die französischen Gärtner an der Riviera in ihrer Fachpresse ernsthaft die Besorgnis äußern, daß durch derartige Blumentransporte aus tropischen Gegenden ihr Geschäft schweren Schaden leiden könnte.

Von der Bedeutung unsrer Kältetechnik würde man jedoch nur ein sehr unvollkommenes Bild erhalten, wenn lediglich ihrer Verwendung als Konservierungsmittel gedacht würde. Die Anwendung tiefer Temperaturen spielt in den letzten Jahren nämlich auch in der chemischen Industrie eine sehr große Rolle.

Man kann durch Abkühlung der Luft bekanntlich Wasser niederschlagen. Wir können das in der jetzigen Jahreszeit jeden Tag am Fenster beobachten. Die Eisblumen sind weiter nichts als durch die Außenkälte bewirkte Ausscheidung von Wasserdampf aus der Zimmerluft. In entsprechender Weise könnten auch mit Hilfe von noch tieferen Temperaturen gewisse Stoffe und Gase aus andern Gasen abgeschieden werden. So gewinnt man nach dem Verfahren von Linde-Frank-Caro aus Wassergas, das aus gleichen Teilen Kohlenoxyd und Wasserstoff besteht, das letztere jetzt so vielbegehrte Gas durch Abkühlung auf 205 Grad unter Null unter einem Druck von 50 Atmosphären.

205 Grad unter Null. Wie leicht ist diese Zahl jetzt ausgesprochen! Heute arbeitet schon die Industrie tagtäglich damit. Und es ist noch nicht die tiefste Grenze. In der Schule hat man uns etwas vom absoluten Nullpunkt, von der schrecklich niedrigen Temperatur von 273 Grad unter Null erzählt, das heißt die Grenze, die nach menschlichem Wissen das äußerste Maß darstellt, eine Grenze, über die hinaus es nichts mehr gibt, das Symbol der absoluten Ruhe. Den Leser wird es vielleicht interessieren, daß man sich im Laboratorium diesem Punkt schon bis auf 1,15 Grad, bis beinahe 272 Grad unter Null, genähert hat. Der Forscher, der dies erreichte, heißt Kamerlingh Onnes, der Verflüssiger des Heliums, des letzten Gases, das sich bisher der Verflüssigung entzogen hat.

Über das merkwürdige Verhalten unsrer



Körper bei so tiefen Temperaturen, über ihre gesteigerte Leitfähigkeit für Elektrizität und vieles andre mehr ein andermal!

Siegfried Hartmann



Theater

Die Saison hat nicht allzu schlecht eingesetzt. Zwar stand ein Skandälchen an der Spitze, aber dann kamen laute und sanfte Erfolge, Erfolge, an denen die Kunst — an der Höhe des Hamlet, Tasso und Wallenstein gemessen — freilich nicht viel Anteil hat, die aber für die Theater und ihre Kassen einiges bedeuten mögen. Und schließlich: wer eine Theaterrevue nur sub specie aeternitatis schreiben wollte, der könnte überhaupt spazierengehen und viel frische und gesunde Luft schöpfen.

Karl Sternheim, ein seinen Stil noch suchender Mann, der die Brücke aus Bayern zu den Reinhardtschen Bühnen schlägt, hat in der letzten Saison in einer Komödie „Der Riese“ (ursprünglich hieß sie: „Die Hose“) bewiesen, daß er nicht untalentiert ist. Man mußte sich daran erinnern, um jetzt seine neue verworrene Komödie mit Ruhe zu Ende zu hören (wozu sich die Mehrzahl der Premierenbesucher nicht entschließen konnte). Sternheim schreibt einen „Don Juan“. Das heißt eigentlich: er schreibt gleich zwei. Er nimmt den einen, den historischen, den die bildschöne Bürgerstochter dem fünften Karl zu Regensburg gebar, der, vom Halbbruder auf Spaniens Thron als Österreichs Herzog anerkannt, Don Juan d'Austria genannt, als Fünfundzwanzigjähriger die Seeschlacht bei Lepanto schlug und den Türken Tunis wegnahm; der später mit wechselndem Glück Statthalter der Niederlande war und, ein Dreißigjähriger, im Feldlager der gefährlichsten Krankheit seiner Zeit erlag, dem Gift; und nimmt jenen zweiten, den (nach Chroniken Sevillas gezeichneten) Schwelger, der die Tochter des Komturs nach vielen andern verführt, den Vater ersticht, den Toten auf dem Friedhof, sein Steinbild höhnend, zu Gast ladet und von dem pünktlich erscheinenden Marmorbild — wie die Mönche verbreiten, die's wohl selbst besorgten — erschlagen wird. Historie und Familiengeschichte, Chronik und Spuk, Leben und Theater, Roman und Kulissenreißerei — alles gemischt in einem Stück, das in unzählige kleine Szenchen zerfällt, die selbst auf der rasch arbeitenden Drehbühne Reinhardts ermüdeten. Ein Stilgemisch, das, von einer unsicher bald zu Höhen strebenden, bald absichtlich trivialen Sprache übel unterstützt, zu einem Mißerfolg führen mußte, der entschieden war, als der persönlich auftretende, in Liebesbrunst zu der letzten und jüngsten Liebsten seines wüsten Halbbruders entbrennende zweite Philipp, einen Brief lesend, unwillig äußerte: „Wer schrieb diesen Unsinn?“ Dieser Frage kam aus dem Parkett eine Antwort, die der Dichter gewiß ungern hörte ... Er hat vor diesem Don Juan, an dem gar zu viele — sogar Mozart — mitgearbeitet haben, Besseres, Eigneres geschrieben. Er wird's wieder tun.

Viel glücklicher waren zwei Ungarn, Melchior Lengyel, den das handfeste Theaterstück vom „Taifun“ bei uns bekannt gemacht hat, und Ludwig Biro. Sie haben sich einen weiblichen Don Juan ausgesucht als Helden und haben ihn ohne nähere Namensbezeichnung genannt: „Die Zarin“. Gemeint ist natürlich die zweite Katharina, die als Herrscherin das Prädikat „groß“ wohl verdiente, die aber als Weib zu den ausschweifendsten Naturen gehörte, von denen die Geschichte weiß. (Eugen Zabel hat kürzlich bei Bonz einen vielgelesenen Roman veröffentlicht, der sie zur Heldin hat.) Viele der Namen ihrer Geliebten gehören der Geschichte an, denn — sie haben Mütterchen Rußland viel gekostet. Tschernyschew, der ehemalige Lakai, Soltykow, Poniatowski, der später König der Polen wurde, Gregor Orlow, Wassiltschikow, Gregor Potemkin und dann die Reihe der von diesem rasch zum allmächtigen Minister avancierten Abenteurer vorgeschlagenen Kreaturen ... Die beiden Ungarn wollen ein Lustspiel schreiben — ein bißchen historisch, damit man die Hofluft und



Kultur der Gegenwart



die Kostüme echt bekommt; ein bißchen pikant, damit die Hofgeschichte nicht langweilig wird; ein bißchen tragisch, damit die Spannung nicht fehle; ein bißchen gutmacherisch, damit man beruhigt nach Hause gehen kann. Und so entstand, ohne daß die beiden Autoren den Dialog mit Bonmots allzusehr belastet hätten, ein munteres Stück mit kleinen Frivolitäten, in denen sehr viel zu sehen und mancherlei zu ahnen ist und das dem Schaubedürfnis der Menge durch Prachtentfaltung, Hofglanz, gute Rollen und pikante Situatiönchen weit entgegenkommt. Die Vorbilder sind leicht aufzustöbern. Erstens Laubes „Graf Essex“, der ohne Befehl der Königin das Heer in Irland verläßt, ihre Verzeihung erhält, ihr Geliebter wird, von ihr — da sie von seiner heimlichen Verbindung mit der Lady Rutland erfährt — eine Ohrfeige bekommt, gefangengesetzt und hingerichtet wird. Der Held der Ungarn ist ein junger Rittmeister, der das Heer im Kaukasus ohne Erlaubnis verläßt (um der Zarin eine der üblichen Verschwörungen gegen ihr Leben zu enthüllen), der ihr Geliebter wird, aber der heimliche Verlobte ihrer Hofdame ist, der nach Entdeckung dieses Doppelspiels in Ungnade fällt, als Verschwörer gefangengesetzt wird und hingerichtet — werden soll. Die Ohrfeige bekommt nicht e r, sondern die Hofdame. Aber die Herrscherin, milde gestimmt durch Erinne-



Adele Hartwig als Zarin im Komödienhaus (Berlin)

rungen und eine neue Liebe zu dem französischen Gesandten, den ihr der kuppelnde Hofmarschall (ein Lustspiel-Potemkin) zugeführt hat, begnadigt ihn, und wir scheiden von dem Helden mit der Überzeugung, daß er, aus dem Kriege heimkehrend, sein treues Mädel finden und heiraten wird. Das zweite Vorbild ist wohl Schönthans „Maria Theresia" gewesen, in der geschickt die Pose der Kaiserin (die eben noch in drei Sprachen zu ihren Granden geredet) mit der Verliebtheit der jungen Frau (die sofort nach der Staatsaktion lachend, schmollend, schäkernd zu ihrem „Franzel" eilt) zu lustigem Bilde verquickt ist. Und endlich hat Sardous sicher gebautes Theaterstück von der Madame Sans-Gêne zweifellos wichtige Fingerzeige gegeben für die Wirksamkeit der Szenen, in denen die Gewaltigen sich sehr menschlich zeigen. Dasselbe Rezept mit echtem Bühneninstinkt verwertet ... So ward ein Theaterstück, das immer und überall ein Stück Theater bleibt, das aber im Aufbau seine Qualitäten hat und unter dem Vorwand, Historisches zu zeigen, sehr modern unterhält. Dabei werden die gefährlichen Grenzen gewahrt, die das Liebesspiel der Herrscherin von der Brutalität und die historische Anekdote von der noch viel historischeren Zote trennen. Das Komödienhaus hatte mit dem Stück einen Erfolg. Adele Hartwich kreierte in tadellos echten, sehr sehenswürdigen Kostümen die Titelrolle, blieb dem Zorn der Gewaltigen einiges, der Verliebtheit weniges schuldig und der Historie sehr viel. Aber d i e Schuld trifft die Autoren, die sie bei der Quartalsabrechnung der Tantiemen leicht nehmen werden.

Der russischen Komödie, die nach französisch-deutsch-österreichischem Muster von zwei Ungarn geschrieben, folgt der russische Ulk, in dem ein e c h t e r Russe sich über das moderne Rußland, seine Regierung, seine Revolutionäre und — sich selber lustig macht. Denn dieser selbe L e o B i r i n s k i, der uns jetzt im Lessingtheater den „N a r r e n t a n z" vorgaukelte, hat vor zwei Jahren in dem überaus blutigen „Moloch" ein ganz andres Revolutionsstück zu schreiben erstrebt. Was damals Fluch, Anklage, Drohung war, ist jetzt Spaß, Satire, Gelächter geworden. Und aus der gar so plötzlichen Wandlung von Sinn und Motiven mag's kommen, daß die Anstrengung der Grimasse deutlich wird. Eine gute Tragikomödie setzt ein — ein ziemlich lauer Spaß kommt heraus. Der Gouverneur der zum Verzweifeln ruhigen Provinz — in der doch die „Revolutionäre" konspirieren, ohne daß irgend die Ruhe gestört wird — braucht Revolution und läßt sich von seinem Vertrauten ein Attentat auf sich selber besorgen. Die Revolutionäre wieder haben das höchste Interesse daran, nicht gestört zu werden und die Tat von sich abzuwälzen. Sie stellen also freiwillig den „Attentäter", der's gar nicht war und der als Motiv anstatt des politischen Hasses die — Eifersucht auf den Gatten der ungern alternden Exzellenzfrau angeben muß. Auf der einen Seite hysterische Phrasendrescher, lächerlich energielose Neuerer, auf der andern Seite profitlüsterne, durch und durch korrumpierte, faule und dumme Beamte — ein guter, spaßhafter, echt russischer Gegensatz. Ein satirisches Zeitbild von Qualität, kein Theaterstück, das, straff gebaut und am interessanten Faden geführt, ein pointiertes Ende zeigt. Eine talentvolle Sache, die mehr verspricht, als sie hält, und die nach dem Humor der ersten Szenen das Staunen hinterläßt, daß der Verfasser des „Moloch" sich so schnell und so gründlich zum satirischen Kritiker einer Bewegung entwickelt, der vor kurzem noch seine zornig bewundernde Liebe gehört zu haben schien.

Das Schauspielhaus brachte ein Lustspiel von O s k a r B l u m e n t h a l: „E i n W a f f e n g a n g". Harmloser wie sein Titel führt es uns in ein vielleicht nicht allzu echtes, aber ganz lustig mit deutschen Augen gesehenes Paris. In das Paris, in dem die Dichter sich duellieren, wenn sie schlechte Kritiken bekommen, und die hübschen Damen der Gesellschaft ... Forderungen a n n e h m e n, wenn sie unter männlichem Pseudonym absprechende Kritiken geschrieben haben. Der Reiz des harmlosen Spiels liegt in spitzigen Bemerkungen über Kritik, Schriftstellerei, Liebe, Ehe und Frauenemanzipation



Kultur der Gegenwart



zipation; und eine Reihe von glitzernden Aperçus läßt vergessen, daß die Handlung ohne Eiltempo auskommt. Vom Hohn des Russen Birinski, von der Pikanterie der Ungarn Lengyel und Biro trennt solches harmlose Lustspielchen eine Welt. Aber die Hof- und Stadttheater werden den Verärgerten, die in ihm keinen Fortschritt des Autors oder der Bühne sehen, durch ihr Repertoire beweisen, daß solcher unblutige Waffengang verliebter Herzen und spitzer Zungen noch immer seine behaglich Zuschauenden lockt. Rudolf Presber

Frauenrundschau

Die Ärztin in Deutschland

Einer der umstrittensten von den höheren Frauenberufen war und ist noch der der Ärztin. Als ganz im Anfang der deutschen Frauenbewegung die Frage der Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf auftauchte, haben bedeutende Mediziner, wie der Münchener Anatom Bischoff, gerade diesen Beruf für den allerungeeignetsten für die weibliche Kraft erklärt und diese Meinung mit zahlreichen Hinweisen entweder auf die empfindlicheren Nerven oder auf das geringere Gehirngewicht oder auf die Behinderung durch die Mutterschaft zu erhärten versucht. Statistiken tauchten auf, von denen niemand wußte, wie sie zustande gekommen waren, die angeblich bewiesen, daß von der großen Zahl in der Schweiz studierender Medizinerinnen nur ein ganz kleiner Prozentsatz zur Berufsausübung gelangt, die große Mehrzahl aber irgendwie verschollen, verdorben oder gestorben sei. Der Widerstand in den Kreisen der Ärzte selbst hat denn auch bis heute noch nicht vollständig aufgehört, wenn er auch viel geringer geworden ist. Daß es hauptsächlich die Gynäkologen waren, von denen dieser Widerstand ausging, darf man nicht nur auf Konkurrenzfurcht zurückführen — obgleich das Argument, das den weiblichen Arzt im Interesse des Schamgefühls der Frauen forderte, von den Frauenärzten peinlich empfunden werden mußte. Es sprach in dieser Ablehnung der Ärztin bei den Gynäkologen wohl die eigne Erfahrung mit, die ihnen tagtäglich die Frau in ihrer besonderen Schwäche, in ihrer schweren gesundheitlichen Belastung durch die Mutterschaft zeigte.

Aber auch bei andern Medizinern hat es an Widerstand nicht gefehlt. Noch vor wenigen Jahren hat der Chirurg von Bergmann die Frauen für unfähig erklärt, den Anspannungen, Aufregungen und Verzweiflungen des ärztlichen Berufes standzuhalten. Eine ruhigere, und man kann vielleicht sagen wissenschaftlichere Auffassung der Frage, wie sie unter Medizinern zum Beispiel Lassar vertreten hat, verlangte, daß man doch erst einmal die Probe machen solle, deren Kosten ja doch nur die Medizinerinnen selbst zu tragen hätten. Nur die Erfahrung könne zeigen, ob die Frauen sich im ärztlichen Beruf bewähren würden oder nicht.

Unter dem Druck eines tatsächlich empfundenen Bedürfnisses einerseits und einer gerechteren Beurteilung der Frage anderseits kam es dann im Jahre 1901 zur regelrechten Zulassung der Frauen zur ärztlichen Laufbahn, das heißt zur staatlichen Approbation. Erst von diesem Zeitpunkt an konnte sich die Praxis der Ärztinnen in Deutschland ungehemmt entwickeln. Bis dahin hatten nur neun Ärztinnen mit Schweizer Approbation — in Deutschland rechtlich den Kurpfuschern gleichgestellt — praktiziert. Wenn sie trotz des für sie sehr empfindlichen Mangels an einer rechtlichen Basis für ihre Tätigkeit (sie durften zum Beispiel keinen Totenschein ausstellen) eine ausgedehnte Praxis hatten, so sprach das schon sowohl für das Bedürfnis wie für ihre eigne persönliche Bewährung.

Nachdem nun mehr als zehn Jahre vorüber sind, in denen sich die Ärztin wenigstens ohne formale und offizielle Hemmungen in Deutschland einbürgern konnte, muß es möglich sein, mindestens ein zutreffenderes Urteil über den Erfolg der deutschen Ärztin zu gewinnen, als die so diktatorisch abgegebenen Gutachten a priori enthalten konnten, wenn auch selbstverständlich für endgültige Fest-

stellungen dieses erste Jahrzehnt eine zu kurze Zeit ist.

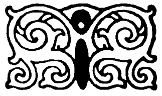
Was zunächst die Durchführung des Studiums selbst anlangt, so habe ich schon in einem früheren Aufsatz an dieser Stelle aus der Statistik des Frauenstudiums nachgewiesen, daß der Prozentsatz der Studentinnen, die ihr Studium in der normalen Zeit zum Abschluß bringen, in der medizinischen Fakultät aller Wahrscheinlichkeit nach (ganz genau läßt sich die Berechnung nicht machen) noch etwas größer ist als der der Studenten. Die gleiche Statistik, die mir damals vorlag und die für die Zwecke der Abteilung „Frauenstudium" der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" angefertigt wurde, umfaßt nun aber auch eine Enquete über die gegenwärtig in Deutschland praktizierenden Ärztinnen. Diese Enquete ist von den beiden Ärztinnen Dr. Breymann und Dr. Stelzner veranstaltet und in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift (Nr. 26 und 27) in ihren Ergebnissen eingehend dargestellt. Die Resultate sind aber nicht nur für Fachkreise, sondern auch im allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Interesse so wichtig, daß sie wohl der zusammenfassenden Darstellung für einen weiteren Kreis wert sind.

Es wurden 175 approbierte Ärztinnen in Deutschland ermittelt, von denen 125 die an sie gesandten Fragebogen beantwortet haben. Von diesen 125 hatten sich zur Zeit der statistischen Erhebungen 69 niedergelassen, die übrigen arbeiteten noch als Assistentinnen oder Volontärinnen. Die größere Zahl von ihnen praktiziert in Großstädten — allein 25 in Berlin. Der Grund dafür liegt darin, daß in den Großstädten der Boden für Spezialistinnen günstiger ist, die sich an kleineren Orten schwerer halten können. Doch zeigt sich, daß auch Mittelstädte schon der Ärztin eine ausreichende Praxis bieten können, wenn sie es gut trifft.

Allerdings hat sich die größere Zahl der Ärztinnen für allgemeine Praxis niedergelassen, wenn sie dabei auch in der Mehrzahl ausschließlich Frauen und Kinder behandeln. Nur 27 haben sich ausdrücklich als Spezialistinnen bezeichnet, und zwar 11 für Frauenkrankheiten, einschließlich gynäkologische Chirurgie, 5 für Psychiatrie, 4 für Kinderkrankheiten. Die übrigen verteilen sich zu je zweien oder eine auf innere Medizin, Chirurgie, Orthopädie, Augenheilkunde und Hautkrankheiten.

Sehr interessant sind die Ergebnisse der Statistik mit Bezug auf die Berufsausbildung der Ärztinnen. Es zeigt sich nämlich, daß die große Mehrzahl von ihnen sich nicht mit dem geforderten Mindestmaß begnügt, sondern, auch wenn sie sich nur als praktische Ärztinnen niederlassen wollen, durchschnittlich etwa drei bis vier Semester spezialistischer Ausbildung in irgendeinem Fach nach dem Staatsexamen gewidmet haben. Es ist begreiflich, daß von diesen Semestern die große Mehrzahl für das Spezialstudium von Frauen- und Kinderkrankheiten verwertet wurde. An dritter Stelle steht innere Medizin, an vierter Chirurgie und Nervenheilkunde. Man darf also behaupten, daß die Frauen es mit ihrer Berufsausbildung gewissenhaft nehmen und durchschnittlich recht gut vorbereitet in die allgemeine Praxis eintreten. Für die Ausbildung als Spezialistin besteht immer noch die Hemmung, daß Frauen zu den schon an sich sehr gesuchten Stellen als Volontäre und Assistenten der Universitätskliniken und -institute noch schwerer Zugang haben als Männer. Eine im Zusammenhang mit dieser Statistik veranstaltete Umfrage bei den Universitäten ergab, daß nur eine ganz verschwindende Zahl von Frauen an den Kliniken und Instituten als etatmäßige Assistentinnen oder Volontärinnen beschäftigt waren; die meisten von ihnen in München.

Etwas besser scheint es bei den großen städtischen Krankenhäusern zu sein, und für die in der Provinz liegenden Nervenanstalten und Irrenhäuser ist sogar die Nachfrage nach weiblichen Assistenten größer als das Angebot. Immerhin haben von den 125 Ärztinnen 37 niemals eine besoldete Assistentenstelle gehabt, sich also damit begnügen müssen, ihre spezialistische Ausbildung auf eigne



Kosten als Volontärinnen zu suchen. Doch gehören diese 37 hauptsächlich älteren Jahrgängen an; für die jüngeren liegen die Verhältnisse schon günstiger, so daß es scheint, als würde mit der Zeit diese Schwierigkeit für die spezialistische Ausbildung der Frauen von selbst aufhören.

Über die wirtschaftliche Lage der Ärztinnen geben die Antworten keine vollständigen Auskünfte. Nur etwa die Hälfte der Ärztinnen, die sich bereits niedergelassen hatten, beantwortete diese Frage ausreichend. Den andern ermöglichte zum Teil die Kürze der Zeit seit ihrer Niederlassung noch kein Urteil über ihre finanziellen Erfolge. Von denen, die geantwortet haben, hatte die Mehrzahl schon nach einem bis zwei Jahren ein zum standesgemäßen Unterhalt genügendes Einkommen aus ihrer Praxis. Das ist gewiß ein relativ günstiges Ergebnis, das übrigens auch jede persönliche Nachfrage bei den Ärztinnen bestätigt.

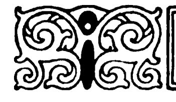
Die tüchtige Ärztin findet in der Tat heute relativ schnell ihr Auskommen. An dieser Tatsache können einzelne Mißerfolge, die vielleicht unter besonders ungünstigen Verhältnissen in Mittelstädten vorgekommen sind, nichts ändern. Auch der Arzt muß häufig den Versuch der Niederlassung wiederholen. Durch die Anstellung als Schulärztin, Polizeiärztin, gerichtliche Sachverständige eröffnen sich den Ärztinnen neuerdings auch noch andre Möglichkeiten der Berufserfüllung als nur die bloße Privatpraxis.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die Betrachtung eines der schwierigsten Probleme des weiblichen Berufslebens ist die *Ehefrage* der Ärztinnen. Die Erhebung hat in dieser Hinsicht Resultate ergeben, die bei der bisher vorzugsweise skeptischen Betrachtung dieser Frage einigermaßen überraschend sein werden. Von den 125 Ärztinnen sind nämlich 47 verheiratet. Wenn man in Betracht zieht, daß die Enquete in der Mehrzahl *junge* Ärztinnen umfaßt, so ist die Zahl der verheirateten außerordentlich hoch. Von diesen 47 haben nur vier ihren Beruf in der Ehe aufgegeben, die übrigen arbeiten weiter, 2 nicht mehr in selbständiger Praxis, aber als Assistenten ihrer Männer. 28 von diesen 47 sind mit Ärzten verheiratet; bei ihnen wird also die Ehe zugleich eine Arbeitsgemeinschaft im besten Sinne des Wortes darstellen können. Jedenfalls aber beweisen diese Ziffern, daß die Berufstätigkeit der Frau unter Umständen die Eheschließung *erleichtert*. Die meisten der Ehen mit Medizinern sind unmittelbar nach der Approbation von Mann und Frau geschlossen, so daß, wie es scheint, auch für den Mann dadurch die Möglichkeit zur Ehe in ein jüngeres Alter hinaufgeschoben wird. 15 der verheirateten Ärztinnen haben mitgeteilt, daß sie Kinder haben, und 17, daß sie keine haben. Die übrigen haben jedoch keine Angaben darüber gemacht.

Um diese Zahlen richtig zu beurteilen, muß man wiederum in Betracht ziehen, daß es sich um junge Ehen handelt, diese Ziffern also noch nicht endgültig sein können.

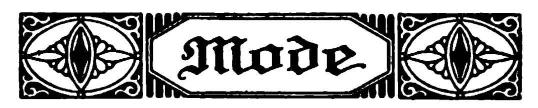
Alles in allem: die durch diese Umfrage ermittelten Tatsachen sind wohl geeignet, die ursprünglich skeptischen Urteile über den ärztlichen Beruf als Frauenberuf zu entkräften. Fraglos hat die Entwicklung des Ärztinnenstandes erwiesen, daß ein Bedürfnis nach ärztlicher Beratung durch Frauen bei uns vorhanden ist; ferner, daß die Ärztin den an sie gestellten wissenschaftlichen und praktischen Ansprüchen genügen kann und ihrem Stande durchschnittlich Ehre macht. Und schließlich, daß, unter allgemeinen volkswirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten angesehen, der Beruf der Ärztin keineswegs nur die verhängnisvollen Wirkungen einer Konkurrenz ausübt, die dem Mann den Berufskampf und damit die Gründung und Erhaltung einer Familie erschwert. Vielmehr scheint es, als ob die ärztliche Tätigkeit der Frau, indem sie die Möglichkeit einer Vereinigung von Beruf und Ehe gibt, die Familiengründung in zahlreichen Fällen erleichtert oder wirtschaftlich erst möglich macht.

Gertrud Bäumer



Kultur der Gegenwart





Ausgehend von dem Gedanken, das Interesse für das Modebild zu heben, wurde im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus zu Berlin eine Ausstellung veranstaltet, für die im besonderen alle Berufszeichner den Arrangeuren, den Herren Friedmann und Weber, zu Dank verpflichtet sein müssen. Während einer langen Reihe von Jahren war die Modezeichnung fast zum Handwerk herabgesunken. Man könnte beinahe sagen, es wurde nach Schablonen gearbeitet; unter den ganzen Produzenten von Modebildern gab es keinen, der eigne Ideen hatte und daher eigne Wege ging. Mechanisch — handwerksmäßig — trat einer in die Fußtapfen des andern, und fürwahr, sie waren so breitgetreten, so langweilig geworden, daß ein frischer Luftzug not tat.

Die Bewegung, das heißt Modebilder in andrer als der lange gewohnten Form zu bringen, kam zuerst in Frankreich auf, um sich dann über England und Amerika bis zu uns zu verbreiten, wo sie, im Gegensatz zu den andern Ländern, vom Publikum mit Widerstreben angenommen und gegenüber dem früher Gebotenen als minderwertig befunden wurde, als karikaturenhaft und „unfein" — diese neue Mode erlebte also ein gleiches Schicksal wie manches andre in das Reich der Mode gehörige Objekt.

Nachdem das Modebild jahrzehntelang schablonenmäßig mit stets gleichbleibendem Lächeln und Friseurpomadenfrisur als Tuscharbeit ausgeführt und von sämtlichen einschlägigen Blättern dem Publikum nur in Gestalt von Holzschnitten übermittelt worden war, bedeutete das erste Abweichen von der gewohnten Regel die Federzeichnung, die als Ätzung vervielfältigt wurde, und endlich die Photographie, die ebensogut imstande ist, neue Moden zu demonstrieren, wie die Federzeichnung oder Pinselarbeit. All das führte uns die Ausstellung „Galerie der Moden" vor Augen, der, wenn ihr überhaupt ein Vorwurf zu machen ist, höchstens vorgehalten werden kann, daß sie allerdings auf Kosten des schönen Bildes noch instruktiver hätte sein können, das heißt sie hätte Gutes und Schlechtes drastischer nebeneinander stellen können.

Ich bin der Ansicht, daß es gerade in der Mode nichts Instruktiveres gibt als das Gegenüberstellen von richtig und falsch Verstandenem, und in diesem Ideengange, meine ich, könnte bezüglich der Modezeichnung sehr viel erreicht werden, hätte speziell im gegebenen Falle gewirkt werden können, indem Arbeiten, wie sie heute das Durchschnittsniveau bilden, direkt neben Darstellungen desselben Kleidermodells, aber in künstlerisch höherstehender Ausführung gestellt worden wären. Man sollte denken, daß durch diese Art Anschauungsunterricht selbst der Unwissendste belehrt, der Altmodischste bekehrt und der Überneumodische etwas von seinem Enthusiasmus einbüßen würde.

Die Frage des sehr tiefstehenden künstlerischen Niveaus — sofern hier überhaupt von künstlerischem Niveau die Rede sein kann — der großen Menge der publizierten Modeabbildungen ist nunmehr angeschnitten, der Stein ist im Rollen und wird weiterrollen, und dazu hat bei uns sicher die genannte Ausstellung beigetragen. Eines darf man sich aber hier nicht verhehlen: Es ist leicht, von einem Fehler in den andern zu verfallen, denn mit andern Augen als der Kunstgewerbler betrachtet der Kunstreferent die Modezeichnung, und wieder von ganz anderm Standpunkt aus betrachtet sie der, der ihrer zu praktischen Zwecken bedarf. Und hierin liegt das Dilemma, dem die Modezeichnung lange Jahre gegenüberstand, aus dem sich zu befreien sie aber allem Anschein nach auf dem Wege ist. *Wo* dieser Weg liegt, soll hier noch angedeutet werden.

Es gibt meiner Ansicht nach nur einen Weg, auf dem sich die Modezeichnung von diesem Dilemma entfernen kann, und das ist die strenge Trennung des *künstlerischen Modebildes* vom rein *sachlich praktischen*, und endlich von jenem in kunstgewerblerischer Manier, die man vielleicht als deutsche Schule bezeichnen könnte, denn Produktion sowie Absatz beschränkt sich auf Gebiete, in denen die deutsche Sprache vorherrscht. Für uns, die wir „vom Fach" sind, gilt das



Kultur der Gegenwart

Modebild in kunstgewerblerischer Manier nicht eigentlich als Modebild. Es neigt dazu, die Formen und Bewegungen zu stilisieren, der Stich hat etwas Kantiges und Pastoses an sich, das Ensemble wird ins Karikaturenhafte hinübergezogen, und es fehlt das, was wir dem künstlerischen Modebilde zur allerersten Pflicht machen: schmeichlerische Grazie, größtmögliche Idealisierung der Linien, spielerische Leichtheit des Striches. Das Modebild in kunstgewerblerischer Manier ist eine Modesache von mehr oder weniger



Modezeichnung von Gavarni



Moderne Modezeichnung von Etienne Drian

hohem künstlerischem Wert, bald wirklich originell, bald unter dem Deckmantel von Originalität — dessen monumentales Prestige bekanntlich ungeschmälert fortbesteht und ungeschmälert seine Opfer findet — Unfähigkeit verbergend.

Das wahrhaft künstlerische Modebild wird stets gänzlich unabhängig sein von der Technik, in der es ausgeführt wird. Die höchste Stufe dessen, was bis jetzt auf diesem Gebiete erreicht wurde, hat uns in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Pariser Zeichner Gavarni gebracht, bringt uns seit einigen Jahren der Pariser Künstler Etienne Drian. Verschieden wie die Modephase, die sie wiedergeben — hier der mächtig geblähte Krinolinenrock und der Ballonärmel, dort der die Silhouette



Kultur der Gegenwart



nachzeichnende Rock und Ärmel —, ist ihre Manier, es zu tun: fein und zierlich, miniaturenhaft anmutend die Arbeiten Gavarnis, von durchgängerischer Grazie, beeinflußt von der Technik der streng modernen französischen Porträtisten, durchtränkt von modischem „Schick“, jene Drians. Gavarni war der erste und einzige, der es verstand, praktischen Wert mit so hohem Ausmaß von Grazie zu verbinden. Dabei kam ihm mancherlei zustatten, vor allem seine Manier zu arbeiten und weiter das schwerwiegende Moment, daß er selber Modelle erfand, die Konstruktion eines Kleidungsstückes genau kannte, selber ein großer Elegant war, der in der großen Welt von Paris verkehrte und stundenlang mit seinem Schneider „konferierte“, daher auch imstande war, wertvolle Vorbilder für Männermoden zu schaffen.

Die Arbeiten Drians, so reizvoll sie auch sind, haben vom *praktischen Standpunkt* aus keinen Wert. Das Schneideratelier mittlerer Stufe, die praktische Frau, die selber schneidert, verlangen, daß auf dem dargestellten Modell genau angegeben sei, ob ein Revers breit oder schmal ist, ob es ein- oder zweimal oder gar nicht abgesteppt ist und so weiter. Beide schenken, teils aus Mangel an Verständnis, teils aus Gleichgültigkeit, dem künstlerischen Moment keine Beachtung, sie verlangen nur, daß sie sich ein Bild machen können, wie sich das Ensemble des Kleides präsentiert. Zu diesem Zweck würde es genügen, die Modelle durchwegs unfigürlich darzustellen, wie dies häufig geschieht; aber ein Vorschlag von so drastischer Zweckmäßigkeit hat wenig Hoffnung, Beifall zu finden. Es sieht doch so viel „netter“ aus, wenn die Puppe auch einen Kopf hat und Hände und Füße, wenn hier die schreitende, dort die sitzende oder stehende Bewegung markiert wird und Abwechslung in das Bild bringt.

Ich stehe nicht etwa auf dem Standpunkt, zeichnerische Unkenntnis zu verteidigen, im Gegenteil, ich halte es für ein Bedürfnis, daß die Zeichenkenntnisse der mit dieser Arbeit Betrauten auf etwas festeren Füßen stehen mögen, als es in der letzten Zeit der Fall war, auf daß die stehenden Puppen nicht sämtlich umfallen, die schreitenden die Beine verlieren und die sitzenden in der Luft schweben, aber ich glaube nicht, daß auf diesem Gebiete sehr viel zu erreichen sein wird, aus dem einfachen Grunde, weil die Preise, die für diese in großer Menge benötigten, rein sachlichen, praktischen Modebilder bezahlt werden, naturgemäß niedrige sind.

Unabhängig von diesen notwendigen praktischen Modedarstellungen existiert seit einiger Zeit die künstlerische Modezeichnung, bestimmt, in Luxusjournalen vervielfältigt, in Salons und Boudoirs angesehen zu werden, nicht zur praktischen Benutzung, sondern lediglich als Augenweide und um Anregung zu geben. Um das allgemeine Interesse in ausgebreiteterem Maße auf diese reizvollen kleinen Kunstblätter zu lenken, um vor allem jungen Künstlern zu zeigen, wo sich ein reiches Feld der Tätigkeit bietet, wurde die Ausstellung „Galerie der Moden“ ins Leben gerufen, die nebenbei an zahlreichen Beispielen zeigte, daß es ganz gut möglich ist, das praktische Moment mit Grazie und künstlerischen Ambitionen zu verbinden. Die wahrhaft künstlerische Modezeichnung kann im praktischen Modejournal, das heute zwischen 25 bis 60 Modelle bringt, nicht existieren, denn wo fände sich der Verleger und das Publikum, das sie bezahlen kann? Wo fände sich ein großes zeichnerisches Können, das bereit ist, pedantische Aufmerksamkeit auf praktische Details zu verwenden und Arbeiten abzuliefern, die im Maximalfalle mit 40 Mark honoriert werden könnten? Praktische Gebrauchsartikel mit der hohen Kunst in ein Joch spannen zu wollen, ist und bleibt eine Utopie.

M. v. Suttner



Sport

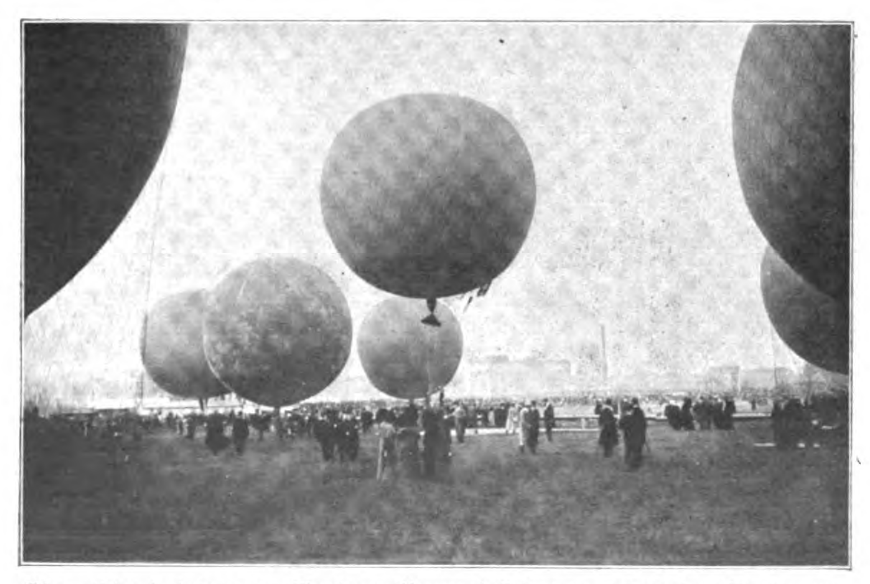
Die deutschen Rennbahnen haben ihre Pforten geschlossen, und das vierbeinige Volk hat die Winterbox bezogen, um erst wieder in Aktion zu treten, wenn die Starterglocke das Frühjahr von 1913 einläutet. Die *letzte Kampagne* stand ganz im Zeichen der preußischen Farben, denn der fiskalische Stall *Graditz*, dessen

Kultur der Gegenwart



Reiter die schwarzweiße Jacke ins Rennen tragen, schoß an Gewinnen den Vogel ab. Galoppierten sich doch die Graditzer Pferde — der Rennstall zählt 35 Kämpen — gegen 800 000 Mark zusammen. Das ist für deutsche Verhältnisse ein neuer Rekord, den bisher mit 745 987 Mark im Jahre 1907 der Stall der Herren von Weinberg gehalten hatte. Die königlichen Pferde hatten 1912 ein glänzendes Jahr, und am erfolgreichsten von der durchweg sehr vornehm gezogenen Gesellschaft zeigte sich „Gulliver II.“, der gegen eine Viertelmillion Mark an Gewinst heimtrug, darunter die 100 000 Mark des deutschen Derbys. Es verschlägt nichts, daß im Herbst die fiskalischen Galoppierer außer Form gerieten und daß ein Pferd, wie der zweijährige „Laudon“, der noch im August im Zukunftrennen von Baden-Baden die besten Franzosen spielend hinter sich ließ, später versagte. Der Fiskus entzog mit den Riesengewinnen, die Graditz in der Saison 1912 zugefallen sind, den übrigen Rennstallbesitzern bis zum kleinsten Züchter herunter ganz gewiß große Kapitalien, aber in Gestalt von Graditzer Gestütspreisen kehrt der zur Ausschüttung gelangende Graditzer Reingewinn im nächsten Jahr auf den Programmen der Rennvereine wieder und bildet einen recht wesentlichen und sehr willkommenen Zuschuß für alle deutschen Turfplätze. Und je höher der Gewinn von Graditz, je höher fällt dieser Zuschuß aus.

Die zweithöchste Gewinnsumme erreichten wieder die großen Frankfurter Züchter, Herren von Weinberg, deren Pferde in der ersten Hälfte der Saison nicht recht im Glück waren und erst im Sommer und Herbst „gekommen“ sind. Die Gewinne belaufen sich auf über eine halbe Million Mark. Noch immer zehrt dieser großzügig geleitete Rennstall vom Blute seiner berühmten Mutterstute „Festa“, obwohl sie schon seit Jahren „güst“ geblieben ist und keinen Sprossen mehr hervorgebracht hat. Aber ihr Blut lebt in ihren früheren „Kindern“ fort. Als erfolgreichstes Produkt jener Wunderstute, auf der die großen Erfolge des Stalles Weinberg aufgebaut sind, hat sich bisher der in prachtvollem Rahmen stehende, jetzt sechsjährige schwarzbraune „Fervor“ gezeigt. Dieser Hengst hat in seiner bisherigen Rennkarriere rund 427 390 Mark verdienen können, eine Stange Goldes, das keiner der andern Sprossen „Festas“ zusammengebracht hat. Die berühmtesten und gewinnreichsten „Festa“-Nachkommen sind neben „Fervor“ vier Pferde, die alle nach der Mutter das F an der Spitze führen und „Festino“, „Fels“, „Fabula“ und „Faust“ heißen.



Am Startplatz zum Gordon-Bennet-Fliegen 1912 in Stuttgart



Kultur der Gegenwart



Die Nachkommenschaft der „Festa“ hat bisher 1 688 330 Mark an Rennpreisen und 55 555 Mark an Züchterprämien errungen, eine Summe, die auch nach internationalem Maßstab gemessen, sich sehen lassen kann und nur von zwei englischen Pferdemüttern knapp überboten wird. Den dritten Platz in der Reihe der erfolgreichsten deutschen Rennstallbesitzer nimmt der Kölner Freiherr S. A. von Oppenheim ein, der auf den vornehmen Traditionen des Hauses weiter aufbaut und das Gestüt Schlenderhan zu einer der wertvollsten Zuchtstätten der Welt gemacht hat. Die Namenreihe jener Rennställe, die nennenswertes Kapital geerntet haben, ist nicht sehr lang und hat sich gegen die Vorjahre nicht erheblich verschoben. Die Großen sind an der Spitze geblieben und die Kleinen haben sich mit den Brosamen und der — Passion begnügen müssen.

*

Der Freiballon ist noch lange nicht tot, er lebt noch trotz Aviatik und motorischer Luftschiffahrt und macht in jedem Herbst von sich reden. Das sind die Tage, in denen um das Bennettrennen der Lüfte ein Nationenkampf ausgefochten wird. Diese Luftkonkurrenz ist eine sogenannte klassische Schöpfung Gordon Bennetts, jenes großen amerikanischen Verlegers, der es so wohl verstanden hat, seine dem Sport gewidmeten Preise zu lancieren. Mit der Entwicklung des Automobils stiftete er den Bennettpreis für Rennwagen, der Jahre hindurch den internationalen Automobilsport vollständig beherrschte. Mit dem Erstarken der Luftschiffahrt kam 1905 die Stiftung des Bennettpreises der Lüfte, um den sich bisher nur Freiballone beworben haben, wenn auch nach der Ausschreibung Luftfahrzeuge zugelassen sind. Von Anfang an haben die Deutschen diesen Preis heiß umstritten. Als er im ersten Jahre von Paris aus 1906 zum Austrag gelangte, vertraten drei Ballone die deutschen Farben, machten jedoch an der französischen Kanalküste halt, während sieben ihrer Gegner den Weiterflug unternahmen und glücklich in England landeten. Der junge amerikanische Leutnant Frank Lahm war damals Sieger, und im darauffolgenden Jahre fand der Wettbewerb um den auf 12 500 Franken eingeschätzten Ehrenpreis, dem alljährlich vom Stifter ein Barbetrag in gleicher Höhe beigegeben wird, von St. Louis aus statt. Und diesmal gelang Deutschland der Wurf. Der inzwischen im Lenkballon verunglückte Oskar Erbslöh landete an der Küste des Ozeans und gewann mit 1404 zurückgelegten Kilometern in 40 Stunden den Preis. Berlin sah darauf im Jahre 1908 mit 23 Bewerbern aus Amerika, Spanien, England, Frankreich, Italien, Belgien, der Schweiz und Deutschland die bisher stärkste internationale Konkurrenz dieser Art, in der nach dreiundsiebzigstündiger gefahrvoller Fahrt der schweizerische Oberst Schaeck siegreich blieb. Er landete an der norwegischen Küste, nachdem er fünfzig Stunden lang über dem Meer geflogen war. Zürich war der Startplatz von 1909. Wieder wanderte der Preis nach Amerika durch den Sieg des Amerikaners Mix. Das Jahr darauf gewann von St. Louis aus noch einmal ein Amerikaner, bis das Jahr 1911 den zweiten Sieg eines Deutschen, des Berliner Ingenieurs Gericke, brachte, der von Kansas in Mittelamerika aus eine Luftreise von 708 Kilometern zurücklegte. So kam es, daß 1912 wieder Deutschland der Schauplatz des Ballonrennens war, das von Stuttgart aus abgelassen wurde und zu dem jede Nation drei Aerostaten melden konnte. In diesem Jahre blieb Frankreich Sieger; der Gewinner vom Jahre vorher aber tat acht Tage vor dem Start von 1912 einen Todessturz im Freiballon. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Gemeinde der Freiballonfahrer mit der Schöpfung und Ausbreitung des Flugzeuges sich noch vermehrt hat und (von Ausnahmen abgesehen) nicht zu Überläufern der Aviatik geworden ist. Um Sport zu treiben, ist der Aeroplan noch immer ein zu unsicherer Kantonist.

Arno Arndt

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.

Bücher für den Weihnachtstisch

Büchereinkaufen gehört zu dem Schwierigsten, wenn man die Auswahl nicht dem Buchhändler selbst überlassen will. Die Auswahl für den eignen Bedarf ist dabei manchmal nicht minder problematisch wie die für einen andern. Und doch, geht von irgendeinem Geschenk für den Geber wie für den Empfänger nicht so viel lebendige, wachsende und nachwirkende Kraft aus als von dem Geschenk eines guten Buches? Darum sollten wir uns wirklich die kleine und sehr amüsante Mühe nehmen, uns das Angebot des Büchermarktes hin und wieder etwas eingehender anzusehen. Schon allein zu hören oder zu lesen, worüber alles geschrieben wird, ist oft ergötzlich, und nicht minder schnell gewöhnt man sich daran, an der Physiognomie des Buches, ja an dem Verlag, aus dem es kommt, den Wert des Buches von ferne zu bestimmen. Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart steht mit ihren Werken an der Spitze der belletristischen und wissenschaftlichen Literatur. Und sie hat ein Recht, gehört zu werden:

Zwei neue Bände der **„Klassiker der Kunst"! Antoine Watteau.** Herausgegeben von Dr. E. Heinrich Zimmermann. In Leinen gebunden 8 M. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, Band 21.) **Bartolomé Estéban Murillo.** Herausgegeben von Dr. August L. Mayer. Gebunden 12 M. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, Band 22.) Es bedarf kaum eines besonderen Hinweises auf die Qualitäten beider Werke. Die in der Kunstliteratur unübertroffene, in allerweitesten Kreisen bekannte und geschätzte Sammlung bürgt für die wissenschaftliche, literarische und drucktechnische Vorzüglichkeit dieser Neuerscheinungen. Die Herausgeber, Dr. A. L. Mayer (Murillo) und Dr. E. H. Zimmermann (Watteau), die zu den besten Kennern jener Kunstepochen gehören, haben es durch ihre geschickten Lebensdarstellungen, durch ihre trefflichen kritischen Betrachtungen und besonders durch eine sorgsame, umfassende Auswahl der reproduzierten Kunstwerke verstanden, dem Leser die Persönlichkeiten der beiden Maler des „Himmlischen" und des „Irdischen" in ihrer ganzen Größe und Wirkung vor Augen zu führen.

Die überschäumende Laune, den geistreichen Witz und die behagliche Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts uns nahe zu bringen, unternimmt ein Buch, das auch in seiner Ausstattung und den zur Illustration eingefügten Federzeichnungen und zahlreichen Buntdrucken ein prachtvolles Geschenkwerk ist. **„Die Lästerschule"** von Richard Brinsley Sheridan, illustriert von Hugh Thomson (Quartformat in reich dekoriertem, geschmackvollem Originalleinenband 18 M.), gehört zu den Meisterwerken der Weltliteratur. Irischer Witz, der englische Langweile und Prüderie verspottet, hat wiederholt nicht nur das Inselreich, sondern das gesamte Europa lebhaft interessiert. Dieser Vorgänger Oskar Wildes und Bernhard Shaws hat indessen noch keine vollwertigen deutschen Übersetzer gefunden. Gisela und Theodor Etzel haben einen Modus gefunden, die deutsche Sprache dieser irischen Beweglichkeit anzupassen, die lebhaften Gesten und die empfindsame Dramatik der Vergangenheit wie etwas ganz Unmittelbares ohne Aktenstaub zu Worte kommen zu lassen.

Aus dem England der braunschweigischen George an den Liebeshof des XV. Ludwig, aus dem komisch gesehenen Philistertum eines bürgerlich gewordenen Adels in die überpuderte Hofatmosphäre von Paris. **„Der französische Farbenstich des XVIII. Jahrhunderts"**, herausgegeben von Julius Model und Jaro Springer, in Folioformat und kostbarer Liebhaberausstattung und einer nur in hundert numerierten Exemplaren hergestellten Luxusausgabe auf Van-Geldern-Büttenpapier, die Tafeln auf feinstem Kupferdruckpapier in rotes Saffianleder gebunden, und in einer feinen Leichtdruckpapierausgabe in Halbpergament gebunden (75 M.), gehört zu den seltensten und eigenartigsten Taten der Druckpresse. Ein Werk, das den Originalen an Größe nahekommt und, abgesehen von der maschinellen Technik, mit denselben Mitteln gearbeitet ist, nämlich mit dem Zusammendruck verschiedener Farbenplatten. Die Zahl der Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert, die uns in Deutschland in Galerien zugänglich sind, ist so gering, daß diese glänzende Vervielfältigung ebenso für den Kunstliebhaber wie für den Freund alter Sittengeschichten von ungeahntem Wert ist.

Die **„Schwäbische Glasmalerei"** (gebunden 36 M.) behandelt der bekannte Kunsthistoriker Leo Balet in dem soeben erschienenen neuen Bande der Katalogreihe, die die Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart herausgibt. Tiefgründige Forschung und eine klare, übersichtliche Einführung in die Kunst der Glasmalerei überhaupt zeichnen das Werk als Quellmaterial für den Gelehrten und Fachmann ebenso aus wie als Kunstmonographie für den interessierten Laien. Besonders die zahlreichen Abbildungen, auf denen

die schwer zu erreichende Transparenz der Glasgemälde vortrefflich zum Ausdruck kommt, sind mit den modernsten technischen Hilfsmitteln in geradezu unübertrefflicher Weise wiedergegeben.

Immer inniger gestaltet sich die Verbindung unsers ganzen modernen Lebens mit dem Kunstgewerbe. Da ist es denn mit besonderer Freude zu begrüßen, daß einer unsrer bekanntesten Museumsdirektoren, Professor Pazaurek, der durch seine originelle, vielfach besprochene und nachgeahmte Idee, im Königlichen Landesgewerbemuseum in Stuttgart eine besondere Abteilung für Geschmacksverirrungen einzurichten, weiten Kreisen als vortrefflicher Kunstpädagoge bekannt geworden ist, mit einem Werk an die Öffentlichkeit tritt, das erzieherisch und unterhaltend zugleich die Ästhetik im Kunstgewerbe behandelt. („**Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe**". Von Professor Dr. G. E. Pazaurek. Reich illustriert. In grauen Rips gebunden 12 M.) Mit zwingender Logik, oft auch mit köstlichem Humor versteht es der Verfasser, an zahlreichen Beispielen unser Urteil in bezug auf Schönheit, Stil und Geschmack der uns allenthalben umgebenden kunstgewerblichen Erzeugnisse zu bilden und zu schärfen.

*

„**Aus meinem Jagdtagebuch.**" Von Wilhelm, Kronprinz. (Preis in grünen Rips gebunden 7.50 M., in Ganzleder 12 M.) „Lose Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuch eines Menschen, der die echte weidgerechte Jagd liebt und dem die schöne große Natur ein unversiegbarer Quell von Schönheit und Lebensfreude ist," sagt der deutsche Kronprinz selbst in der Einleitung zu seinem Jagdtagebuch. Und wirklich, jede Zeile atmet Frische und Heiterkeit. Fern aller Geziertheit, natürlich und ehrlich, fröhlich, von Herzen kommend und zu Herzen gehend, so wirkt jedes der zwölf Kapitel, mag es uns in die Urwälder Ceylons, in das düstere schottische Hochland, in die heitere Tiroler Bergwelt oder in den deutschen Wald führen.

Das Gedenken eines hochverdienten Forschers will das nachstehende Werk festhalten. **Die sibirischen Forschungsreisen des Grafen Karl Waldburg-Zeil.** Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern bearbeitet von Oskar Canstatt, Koloniedirektor (Kartoniert 5 M. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), bieten allen Freunden gediegener Reiseliteratur außerordentlich anregende Aufschlüsse über Land und Leute Westsibiriens. Sie sind eine wertvolle Ergänzung der wissenschaftlichen Publikationen über die westsibirische Expedition vom Jahre 1876, an der Graf Waldburg in hervorragendem Maße beteiligt war. Die Eindrücke dieser Reise legte er in Tagebüchern nieder, deren bedeutsame Schilderungen der verschiedenartigsten Erscheinungen von den vielseitigen Interessen des Grafen und einer scharfen Beobachtungsgabe zeugen, die das Wesentliche der Erscheinungen auch im fremdartigen Gewande erfaßt.

Ein andres Memoirenwerk aus der Regierungsperiode Kaiser Wilhelms I. sind die „**Deutschen Erinnerungen**" von Sidney Whitman, mit 16 Bildnissen (geheftet 8 M., in Leinenband 10 M.). Ein Freund Bismarcks und andrer einflußreicher Männer der Zeit, hat der Verfasser seinen Landsleuten seine Erinnerungen an Deutschland von den Tagen des Knabenalters an bis zur Gegenwart hier aufgezeichnet mit der Absicht, bei ihnen die Sympathien für die aufstrebende deutsche künstlerische und Wirtschaftskultur zu stärken. Ganz besonders interessieren uns natürlich dabei die deutsch-englischen Beziehungen jener Zeit. In Dresden erzogen, hat Whitman dort das Herannahen des französischen Krieges erlebt, in Schlesien lernt er preußische Industrie und preußischen Adel kennen, Moltke, Lenbach, Blumenthal, Mommsen, Prinz Reuß, Fürst Bülow hat er persönlich kennen gelernt und weiß sie alle trefflich zu charakterisieren. In München lernt er die Familie Wagners kennen, Marschall von Bieberstein, Kiderlen-Wächter, Herr von Holstein, Graf Seckendorff, so hören wir in bunter Reihe bald von Politikern, bald von Künstlern und Staatsmännern, deren Einfluß bis heute in dem Kulturleben unsers Volkes erkennbar ist.

Aus der Fülle seiner reichen Lebenserfahrungen heraus beratschlagt Dr. h. c. Paul Lechler („**Geschäftserfolg und Lebenserfolg.**" Ein Wort an unsre jüngere Generation in Handel, Industrie und Gewerbe. Geheftet 1.50 M., gebunden 2.50 M.), Selfmademan und heute ein hochangesehener, erfolgreicher Großkaufmann, den jungen Nachwuchs seiner Berufsklasse. Neben praktischen Winken verfolgt das Buch vor allem ideelle Tendenzen und sticht damit vorteilhaft von der Hochflut ähnlicher Schriften ab, die über den großen Ozean zu uns herüberkommen. Standesbewußtsein, Weiterbildung, Erziehung zum Leben, nicht nur zum Geschäft, fordert das Buch von der jungen Generation.

*

Unter den nicht eben zahlreichen schriftstellerischen Talenten Amerikas ragt Frank Norris hervor, der, als ein Moderner Zolas Spuren folgend, es unternommen hat, in einem Romanzyklus das ungeheure, wolkenkratzerhafte Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten zu schildern. Der erste Teil der Romantrilogie, „Das Epos des Weizens", der „Oktobus", schildert den Kampf der Weizenbauern gegen die erbarmungslose Erdrosselung durch den allmächtigen Eisenbahntrust. Der zweite Teil (die einzelnen Teile hängen in der Handlung nicht untereinander zusammen) ist jetzt erschienen. Er ist betitelt „Die Getreidebörse". („**Die Getreidebörse**". Eine Geschichte aus

Chikago von **Frank Norris**. Geheftet 4 M., gebunden 5 M.) Von den ländlichen Fluren ist der Weizen in die Stadt gekommen, oder besser, sein Weltmarktwert ist zum Objekt der Börsenspekulation emporgestiegen. Der Held des Romans versucht sich an dem gigantischen Problem, den Weizenhandel der Welt in seiner Hand zu vereinigen. Der ungeheure Plan scheint zu gelingen, bis schließlich doch im letzten Moment das Kartenhaus wahnwitziger Börsenspekulationen zusammenbricht und Hunderttausende von unschuldigen Opfern unter sich begräbt.

Auf zwei Neuerscheinungen, die der Jugend geben, was ihr gebührt, muß mit besonderer Freude hingewiesen werden. In den Schatz der Vergangenheit greift die erste, die uns der Brüder Grimm „Kinder- und Hausmärchen" in einer prachtvollen Säkularausgabe von neuem schenkt. („**Kinder- und Hausmärchen**", gesammelt durch die **Brüder Grimm**. Säkularausgabe mit 4 Bildern in Farbendruck und 181 Illustrationen von P. Grot Johann und R. Leinweber. In grünem Ripsband 20 M.) Es ist diesmal keine Auswahl, Gott sei Dank, es ist die vollständige Sammlung, so wie sie vor hundert Jahren das arbeitsfreudige Künstlerphilologenbrüderpaar den Kleinen und den Großen bescherte. P. Grot Johann und R. Leinweber haben ihre dankbare Aufgabe überraschend glücklich gelöst, und die stattliche Anzahl ihrer 181 Illustrationen machen das herrliche Buch auch für die Allerkleinsten köstlich und verständlich.

In einem wunderhübschen Bändchen „Erzählungen aus den Bergen" hat einer unsrer bedeutendsten modernen Erzähler, Ernst Zahn, alles das zusammengestellt, was er für die Jugend aus seinen Werken geeignet hält. („**Erzählungen aus den Bergen**". Für die Jugend aus seinen Werken ausgewählt von **Ernst Zahn**. In Pappband 1 M.) Diese Zahnschen Erzählungen können sich mit Recht auf das einsichtige Wort Theodor Storms berufen: daß die besten Jugendschriften die sind, die nicht für die Jugend geschrieben wurden.

*

Mehr und mehr entschleiert sich uns die große Zeit deutscher Schauspielkunst durch Veröffentlichungen aus dem Nachlaß ihrer Häupter wie Mattowski, Kainz, Sonnenthal. Wenn Hermine von Sonnenthal, des großen Sonnenthal Tochter, im Geleitwort von „Adolf von Sonnenthals Briefwechsel" („**Adolf von Sonnenthals Briefwechsel**". Nach den Originalen herausgegeben von **Hermine von Sonnenthal**. 2 Bände. Geheftet 10 M., in Leinen gebunden 13 M.) meint, es solle ein Erinnerungsbuch für Freunde ihres Vaters sein, so ist sie zu bescheiden und verkennt die Bedeutung dieses Werkes. Dieser Briefwechsel, ein Charakterbild des vornehmen und liebenswürdigen großen Schauspielers, nicht nur ein eminent wichtiger Beitrag zur Geschichte des „Burgtheaters", ist vor allem auch eine höchst interessante Ergänzung der neuesten Literaturgeschichte von Karl von Holtei bis zu Arthur Schnitzler.

Seit Jahrzehnten schon ist der Kampf der evangelisch-christlichen Kirchen mit der modernen Weltanschauung in eine für die Kirche sehr gefährliche Krisis getreten. Mit den Strauß und Renan fing es an, und heute schwingen Traub und Jatho, ja selbst ein zögernder und vorsichtiger Mann wie Harnack das Banner der geistigen Empörung gegen Dogmenzwang und Dogmenunmöglichkeiten. Wie sehr diese Dinge noch im Fluß sind, erfährt man verwundert aus der überraschenden Entdeckung, daß ein im Jahre 1885 erschienenes Buch „**Die Sebalds**", Roman aus der Gegenwart von **Wilhelm Jordan**, noch heute seinen Untertitel mit vollem Recht tragen darf. Hier setzt ein Dichter an den Erlebnissen einer Familie die mannigfachen Wirkungen dieses Kampfes zwischen dogmatischer Erstarrung und lebendiger Entwicklung auseinander und läßt uns schließlich aus einem reichen Wissen und einer gerundeten Denkungsart und Vorstellung einen befreienden Blick in eine geklärte Zukunft tun. Das Buch kann heute in seiner wohlfeilen Neuausgabe (geheftet 4 M., in Leinen gebunden 5 M.) auf allerstärkste Anteilnahme in allen an diesen Fragen anteilnehmenden Kreisen rechnen.

Ernst Zahn gehört wohl gegenwärtig zu den gelesensten Autoren. Und das mit Recht, weil er mit einer in jedem Satz gleich wirksamen Darstellungskunst den Reichtum der Handlung und Erfindung verbindet. Der neueste Novellenband „**Was das Leben zerbricht**" (geheftet 3.50 M., gebunden 4.50 M.) greift wieder tief in die Probleme des Hochlandslebens. Er kennt diese Menschen wie keiner, und ihre inneren Konflikte wachsen in seiner Phantasie zu typischen, allgemein menschlichen Fragen. Immer wieder sind es die allgemeinsten Erlebnisse, die in einer ganz andern Atmosphäre und andrer Form jeder von uns fast durchmacht. Aber Zahn vergißt dabei keinen Moment, daß er uns Bauern schildert, geht über den Rahmen ihres Lebens nicht hinaus.

Mit köstlichem Humor führt uns **Leonore Niessen-Deiters**, die sich als scharfe Beobachterin und geschickte Darstellerin des modernen Gesellschaftslebens schon einen Namen erworben hat, in einer heiteren Szenenfolge („**Die unordentlich verheiratete Familie**". Skizzenbuch mit Zeichnungen von Hans Deiters. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.) eine durch Mesalliancen aller Art seltsam „gemischte" Familie vor Augen. Frau Kommerzienrat Meier, das frisch geadelte Stammesoberhaupt, beruft die Elite ihrer Dynastie nach Berlin zum Familientag, in dessen Rahmen sich nun die gegensätzlichsten Menschentypen zu einer ungemein komischen Gesamtwirkung gruppieren.

Soeben ist in der Deutschen Verlags-Anstalt in

Stuttgart, gerade noch rechtzeitig für Weihnachten, ein neuer Presber: **„Der Tag von Damaskus“** (geheftet 3 M., gebunden 4 M.) erschienen. Außer der Titelgeschichte enthält der Band noch die Erzählungen „Fridolin“, „Die Nachtwache“, „Der Taler der Tante Sidonie“ und „Der blonde Herr Guttentag und sein Blinddarm“. Die Spannung, mit der das literarische Publikum jede Neuerscheinung des beliebten Autors erwartet, wird durch diese fünf kleinen humoristischen, oft mit überwältigender Komik dargestellten Meisterwerke aufs neue gerechtfertigt. Nirgends ein toter Punkt, in unerschöpflicher Vielgestaltigkeit funkeln Geist und Witz, spielen alle Nuancen des Humors durch diese köstlichen Lebenszeichnungen. Die tiefere Bedeutung von Scherz, Ironie und Satire tritt immer klarer in den Arbeiten des Dichters zutage, und immer deutlicher läßt die ausgereifte Anschauungs- und Gestaltungskraft auch dieses Werkes erkennen, daß wir in Presber einen der lustigsten, unterhaltendsten, aber zugleich auch tiefsten und lebensvollsten Humoristen unsers Jahrhunderts haben.

„Von Ihr und Ihm“ (geheftet 3 M., gebunden 4 M.), und also von der Liebe erzählt uns Rudolf Presber diesmal in der Form glänzend geschliffener Dialoge. Lauter kleine Szenen teils häuslicher, teils unhäuslicher Art. Muß das Ausplaudern eindeutiger und nur für einen bestimmter Herzensangelegenheiten an sich schon komisch wirken, wenn Presber der „Indiskrete“ ist, so hat der Schalk dem Dichter noch die Hand geführt, diese Dialoge von der Schwäche des Herzens mit den drolligsten Situationen oft zu verwickeln. Jedesmal sind er und sie andre. Jung, alt, gemischt, bald mit, bald ohne Ring am Finger. Nur Eros, der Ewige, sitzt kichernd hinter jedem Paar.

Die stille, großen Konflikten abholde, aber tiefinnerliche Kunst der Hirschfeldschen Darstellung kommt in seinem neuen Roman (**„Der Kampf der weißen und der roten Rose“**. Roman von Georg Hirschfeld. Geheftet 4 M., gebunden 5 M.), der das Eheleben zweier, nach Erziehung und Charakterveranlagung grundverschiedener Menschen schildert, trefflich zum Ausdruck. Der schwächliche, haltlose Sohn eines angesehenen Künstlers folgt seiner jugendlichen Leidenschaft und heiratet Toni, ein gesundes, energisches Mädchen aus einfachen Kleinbürgerkreisen. Das Gegensätzliche beider Naturen führt indessen nicht zu dramatischen Explosionen, sondern, wie es im Leben häufig ist, die Kontraste verbluten langsam am Alter.

Die Abenteuer eines jungen deutschen Matrosen bei einem Lappenstamm und seine fluchtartige Rückkehr zur Kultur bilden den außerordentlich interessanten Handlungsrahmen der Erzählung **„Im Scheine des Nordlichts“**, einer Geschichte aus Lappland von Sophus Bonde. (2. Auflage. Geheftet 3 M., gebunden 4 M.) Wir lernen die Sitten und Gebräuche dieser nördlichen Nomaden, lernen vor allem auch ihr Land selbst kennen. Die Schilderungen der unendlichen Schneehalden, auf denen der ewige Tag und die seltsamen Reflexe des Nordlichts Farbenorgien feiern, sind meisterhaft. Menschen und Schicksale des hohen Nordens, Fjordfischer, Kohlenbrenner und Bärenjäger beleben die Pausen der eigentlichen Handlung mit ernsten und heiteren Episoden.

Rodenbergs Roman (**„Die Grandidiers“**. Ein Berliner Roman aus der französischen Kolonie von Julius Rodenberg. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. Geheftet 4 M., in Leinen gebunden 5 M.), der, wie der Verfasser selbst berichtet, „unter dem unmittelbaren Eindruck der großen Ereignisse von 1870/71 geschrieben und von denen zuerst gelesen worden ist, die deren Zeitgenossen waren“, erscheint wieder in einer Neuausgabe, ein Zeichen, welche Wirkung das Buch auch auf die neue Generation ausübt. Er schildert die Schicksale einer zur Zeit des großen Kurfürsten in Berlin eingewanderten Hugenottenfamilie während des Deutsch-Französischen Krieges.

Es ist ein besonderes Verdienst der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, den **„Doktor Pascal“** (Roman von Emile Zola. Neue wohlfeile Ausgabe in einem Bande. Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.), der lange Zeit zu den umstrittensten Werken des großen französischen Sittenschilderers gehörte, durch eine billige einbändige Ausgabe einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Wem die Lektüre nicht nur über ein paar langweilige Stunden weghelfen, sondern Aufklärung und geistige Fortbildung vermitteln soll, der wird in den erschütternden menschlichen Enthüllungen des Doktor Pascal einen starken Aufschwung erleben.

Es liegt bei dem springflutartigen Umsichgreifen der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung eine gewisse Gefahr darin, daß der Laie sich ein naturwissenschaftlich-monistisches Weltbild gestaltet, ohne die Tatsachen genau zu kennen, auf denen es beruht, daß anderseits der Fachmann sich in Einzelprobleme vertieft, ohne auf die Gesamtentwicklung seine Aufmerksamkeit zu lenken. Dieser Gefahr arbeitet das Werk **„Vom Urtier zum Menschen“** entgegen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen, zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther (Preis in zwei Halbfranzbände gebunden 30 M.), das, in zweiter Auflage erscheinend, uns die Entwicklung vom Urtier zum Menschen mitschauen und wahrhaft miterleben läßt. Staunend wandern wir durch das Reich der Schöpfung, erkennen gleichsam handgreiflich die ewigen Gesetze, die bei den Lebensprozessen wirksam sind, und lernen unser stolzes Menschentum bescheiden einordnen in den unermeßlichen Zusammenhang alles kosmischen Lebens.

